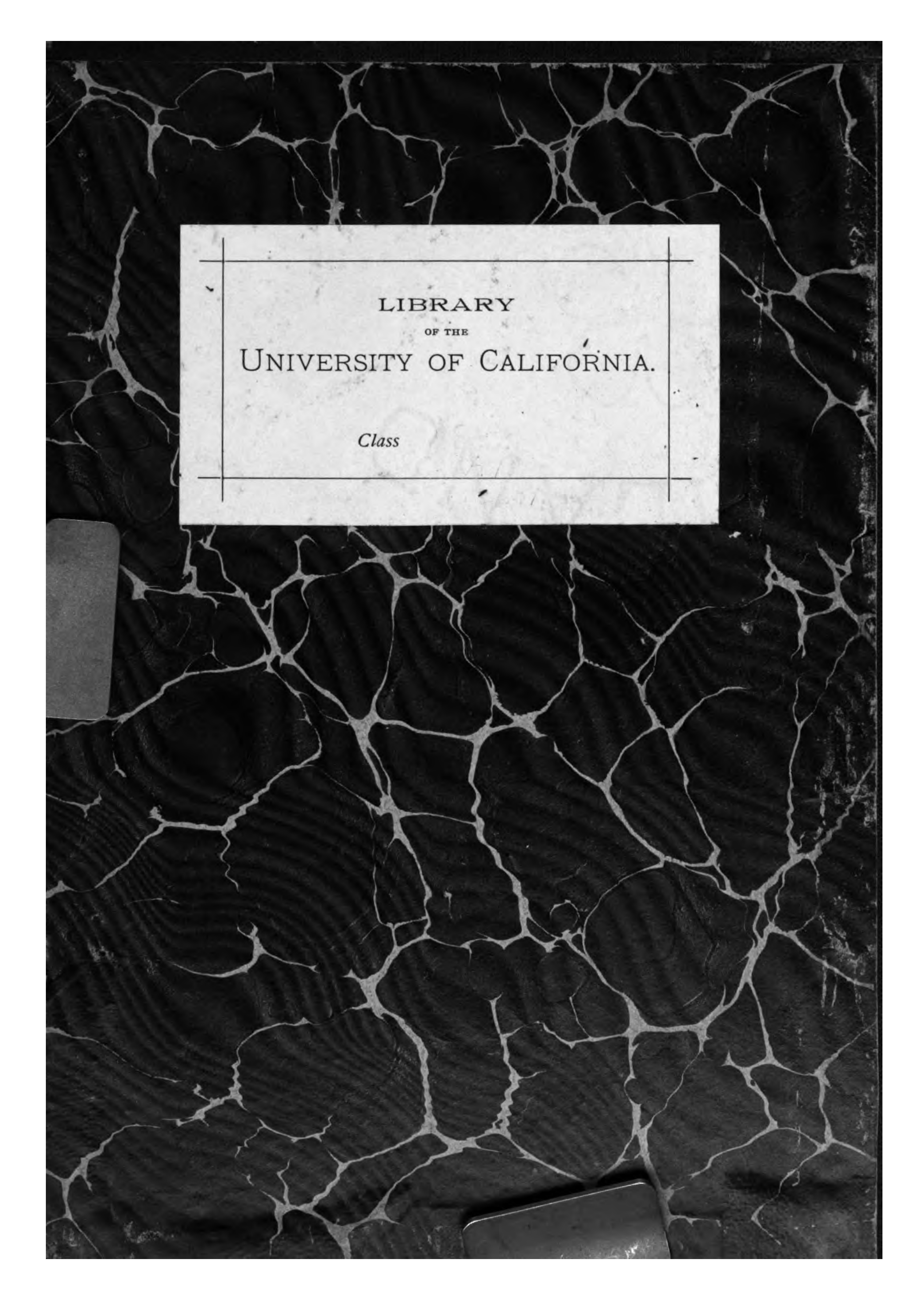
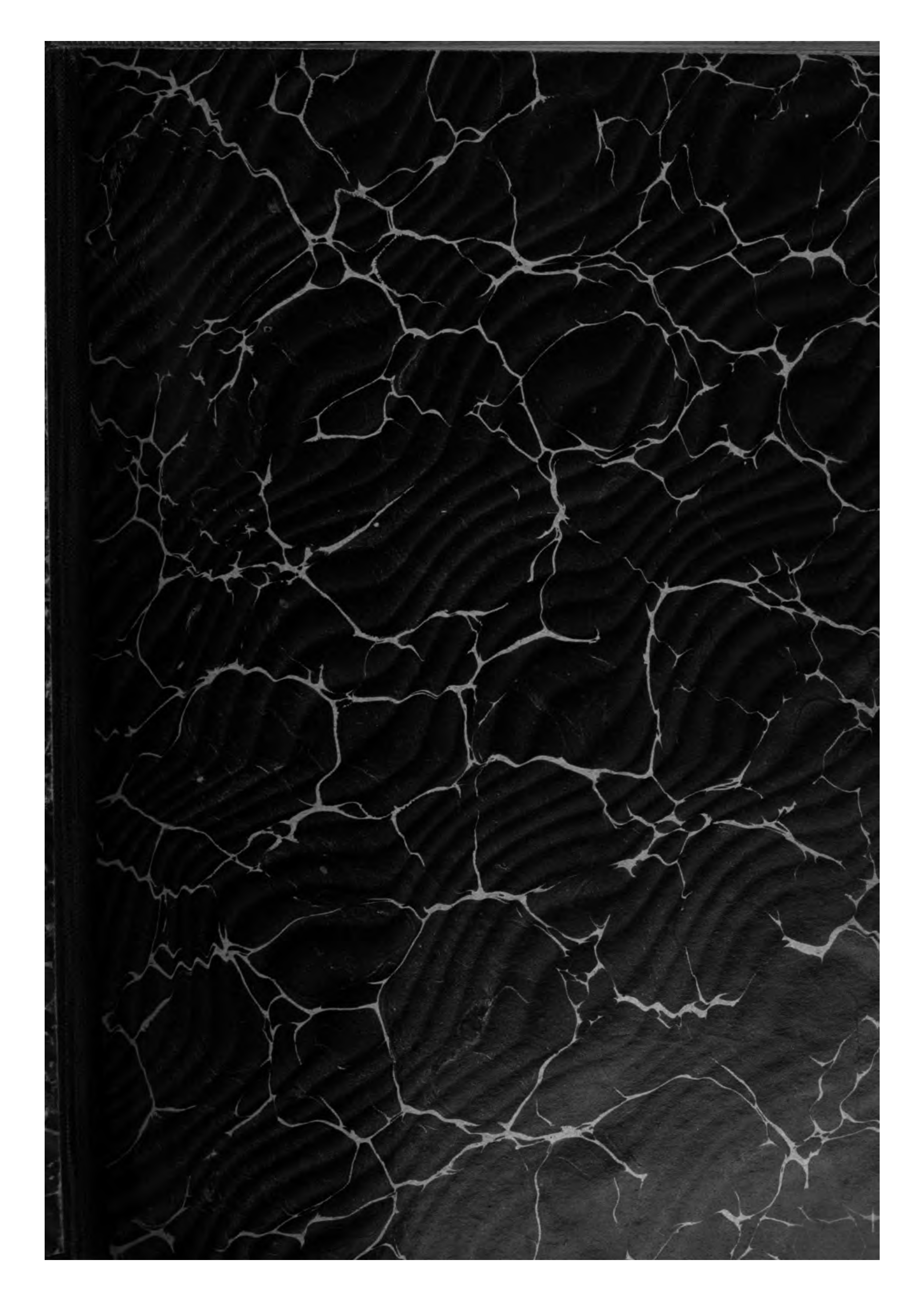
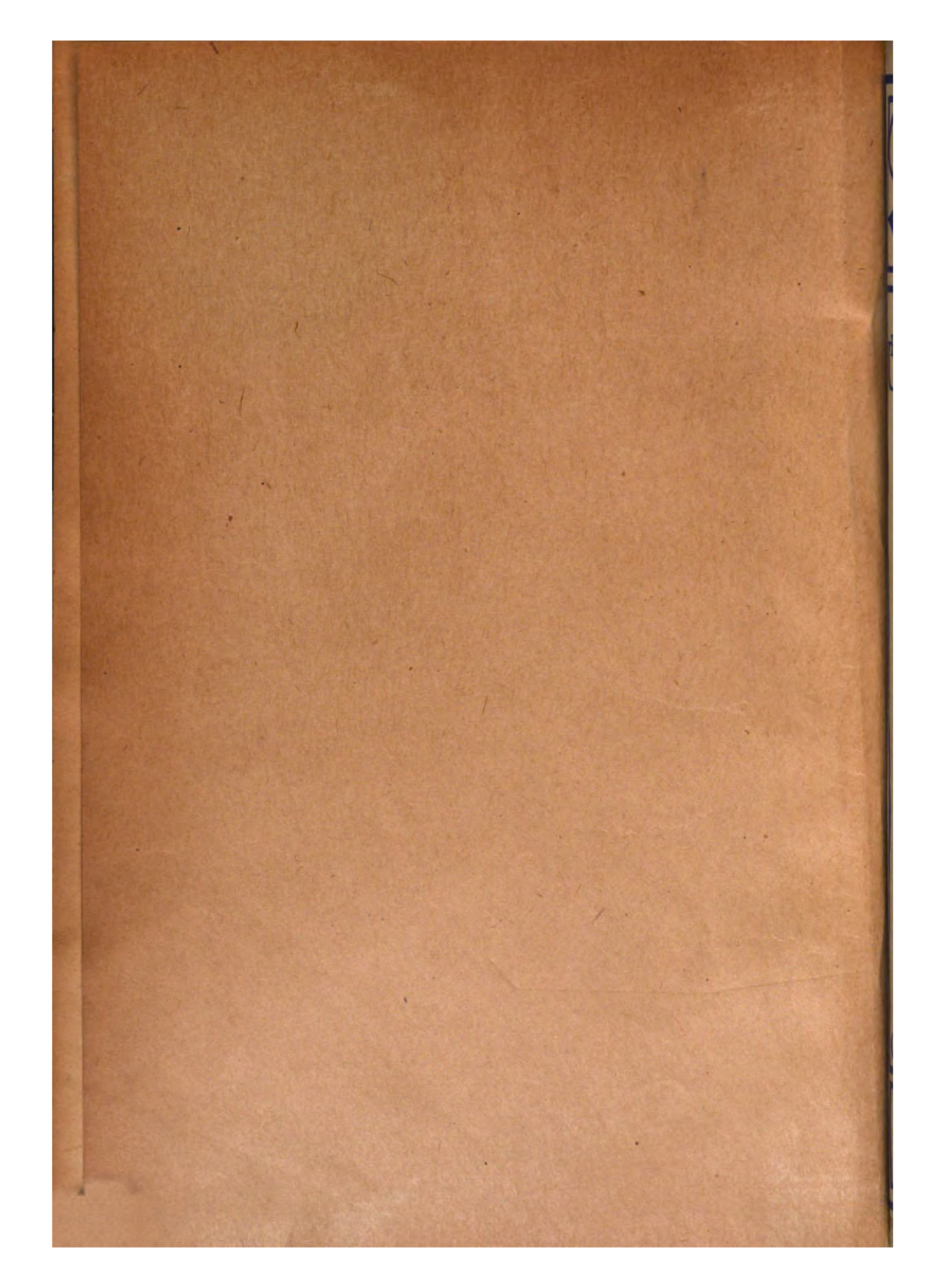



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class







Preis des Jahrgangs M. 13.—



OKTAVAUSGABE VON
ÜBER LAND UND MEER
26. JAHRGANG



HEFT
1

GROSSE AUSGABE · PREIS 1 MARK

Deutsche Verlags-Anstalt
STUTTGART/BERLIN/LEIPZIG

Arena

Oktav-Ausgabe

von

Über Land und Meer

Jahrgang 1909|10

Erster Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1909–1910. Heft 1–5

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien. Porträts

Aus hohen Kreisen

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst

Bildnerkunst

Malerei

Gemälde

Zeichnungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Naturaufnahmen

Gesundheitspflege, Heilwissenschaft.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Industrie, Handel und Verkehr, Technik und Landwirtschaft

Militär und Marine

Sport und Jagd, Mode

Theater

Poesie

Verschiedenes

Literatur

Von Nah und Fern

Handschriften-Beurteilung

Für müßige Stunden

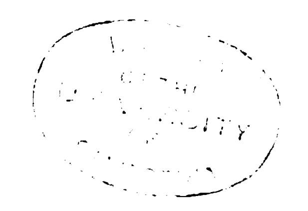
Schach

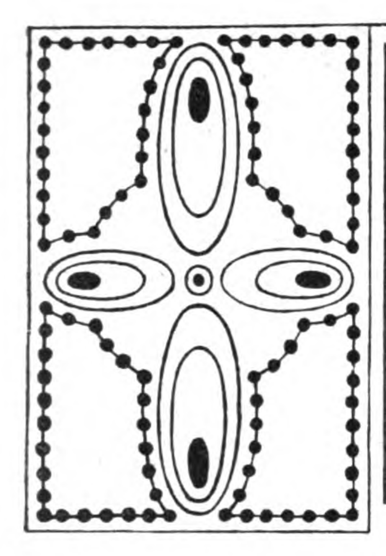
Neue Bücher



Rosen

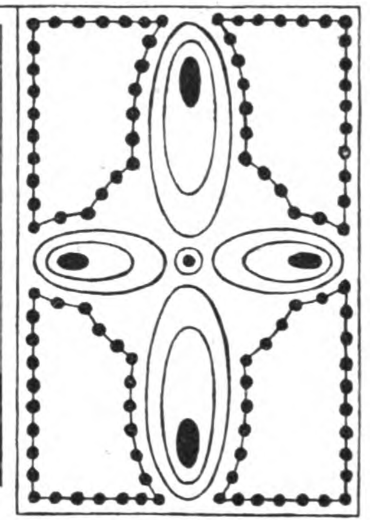
Nach einem Gemälde von Paul Hoeltz







Hermine Villinger



Die Rebächle

Roman

von

Hermine Villinger

I

„Großmama kommt!"

Große Aufregung im Kinderzimmer des Herrenhauses. Die Aelteste kam mit der Bürste, denn sie hatten alle vier lange, leuchtende, tief über den Rücken fallende Mähnen, die ewig in Unordnung waren. Und wie ging diese Zehnjährige mit den Haaren ihrer Schwestern und ihrem eignen um! Aber trotzdem, trotz aller „Au's!" und „Ach's!" immer wieder der laut hervorbrechende Freuderuf:

„Großmama kommt!"

Mademoiselle holte die schlichten weißen Sonntagskleidchen aus einem der beiden uralten Schränke im Hintergrund der Stube — wahre Kunstwerke an Gediegenheit und Schönheit — der Raum selbst, ein Saal fast, hoch, luftig, gleich links vom Eingang des Herrenhauses gelegen, mit drei Fenstern nach seitwärts in den Garten und dreien nach vornen auf die staubige Landstraße, an der sich ein ödes, stilles, wie ausgestorben erscheinendes Dörflein hinzog.

Um so lebendiger ging's im Herrenhause zu. Die Aelteste — Leithammel hatte sie Großmama getauft, und wenn Großmama taufte, das saß fest — Leithammel hatte ihre jüngeren Schwestern, die sich beim Anziehen nicht gehörig tummelten, geohrfeigt. Nun heulten die beiden, und Leithammel schrie sie im höchsten Grade empört an: „Ihr werdet doch nicht Großmama mit roten Augen empfangen wollen —," tauchte ein Handtuch ins Wasser und wollte damit den Schwestern übers Gesicht fahren. Sie schrien und suchten sich zu retten, indem sie über Tische und Stühle sprangen, wobei die frischgebürsteten Haare von neuem in Unordnung gerieten. Sie waren aber lange nicht von derselben herrlichen Ueppigkeit wie Leithammels Löwenmähne. Auch von dem sprühenden Leben der

älteren Schwester war an diesen beiden Mädchen, die acht und neun Jahre zählten, nichts wahrzunehmen. Die ältere hieß Georgine, und da sie immer zusammenhielten und sich wenig voneinander unterschieden, nannte sie Großmama die Georginen.

Sie hatten sich hinter Mademoiselle geflüchtet, die eben die kleine Unnütz kämmte. Ein noch ganz kleines Geschöpfchen lag in der Wiege, friedlich schlummernd, trotz allen Lärmes.

„Quel pays," seufzte die Französin, als die Mädchen bei ihrer wilden Jagd sie fast umrissen. Aber sie mischte sich nicht in ihre Händel — dazu war ihre Stimme viel zu schwach, und dann —

„Mademoiselle," sagte die kleine Unnütz, indem sie der Erzieherin mit tiefen, aufmerksamen Augen in das verblühte Gesicht sah, „Sie haben immer e i n rotes Bäckle, wenn Großmama kommt — warum denn nicht zwei?"

Die Französin lächelte, indem sie mit sanfter Hand über des Kindes Wangen strich.

Ueber ihrem mit Schulheften und Büchern beladenen Arbeitstisch hing ihr Jugendbildchen, eine kleine, noch in Paris aufgenommene Photographie, die trotz der Krinoline, welche die junge Französin trug, ihre feine, schlanke Gestalt in dem hellen Musselinkleidchen erkennen ließ. Eine kurze schwarze Seidenmantille fiel ihr von den Schultern, und aus dem weißen Capothut sah ein schmales, von schwarzen Haaren umrahmtes Gesichtchen, mit dunkeln, hilflosen Augen. Die behandschuhten Händchen mit weit ausgestrecktem kleinem Finger ruhten ergeben übereinander.

Eine Waise, hatte sie ihr Leben von der frühesten Kindheit an in einem Kloster des Sacré-Coeur in Paris zugebracht, und es war ihres Herzens innigster Wunsch, sich für immer dem Dienste Gottes zu weihen. Niemand war da, der sich diesem Wunsche hätte widersetzen können, aber nun wollte es das Schicksal, daß gerade sie vom Kloster dazu bestimmt wurde, sich in der deutschen Sprache auszubilden. Eine Stelle in Deutschland wurde für sie ausgesucht, wo sie die Kinder im Französischen unterrichten und dafür von der ältesten Tochter im Hause deutschen Unterricht erhalten sollte.

Allein die Lippen der armen Mademoiselle Cassal waren nicht für die deutschen Laute geeignet. Trotz aller Mühe — Mademoiselle machte keine Fortschritte. Sie selbst war eine ausgezeichnete Lehrerin; schon in kurzer Zeit hatten die ihr anvertrauten Zöglinge das schönste Französisch gelernt. Sie war darum der Meinung, es fehle ihr am richtigen Unterricht, und wechselte ihre Stelle. Sie wechselte fort und fort, indem sie immer wieder bei ihrem Kloster um Verlängerung ihres Aufenthaltes in Deutschland bat.

So war sie eines Tages auf ihren Irrfahrten bei der Großmama ihrer jetzigen Zöglinge gelandet. Wie gütig, wie herzenswarm war ihr damals diese junge, strahlende, wunderschöne Frau entgegengekommen — ihr, der so schüchternen, sich überall fremd fühlenden und ewig nach ihrem Kloster sehnenden Französin! Frau Grossi sprach ein schauderhaftes, für die Ohren einer Französin geradezu unmögliches Französisch. Mademoiselle versuchte sich mit einigen deutschen Brocken verständlich zu machen, und das Ende vom Liede war, daß die beiden Frauen Tränen lachend voreinander saßen, sich immer wieder die Hände schüttelten und, ohne daß sie auch nur das geringste voneinander wußten, mit „oui, oui" und „ja, ja" — ihre Zusammengehörigkeit bekräftigten.

Nachträglich erfuhr dann Mademoiselle, daß sie bei einem Künstlerpaar Stellung genommen hatte.

Aber sie hatte nicht den Mut, der schönen, ihr so sympathischen Frau das Wort zu brechen. Sie hatte auch nicht den Mut, ihrem Kloster gegenüber mit

der Wahrheit herauszurücken. Sie berichtete nur, daß sie endlich auf dem rechten Wege sei.

Ein kleines, sechsjähriges Mädchen war ihr anvertraut. Ein deutscher Lehrer kam täglich ins Haus, dessen Stunden Mademoiselle beiwohnte. Sie bemerkte, daß sie bisher niemals einen so gründlichen Unterricht genossen, und gab sich darum der Hoffnung hin, in kurzer Zeit ihr Ziel erreicht zu haben. Bald aber — schon nach wenigen Wochen — machte sie die Entdeckung, nicht den Stunden des deutschen Lehrers, sondern ganz allein dem Umgang mit Madame hatte sie ihr plötzliches Verstehen der deutschen Sprache zu verdanken.

Wenn Frau Grossi mit den Worten bei ihr eintrat:

„Gelt, Cassalele, du densch nimmer an dein Kloster — du siehsch ja, wie notwendig du mei'm Alicele bisch —"

Mademoiselle zog ihre Stirne ein wenig kraus und stammelte in Anbetracht des ihrer wartenden Berufes ein „Mon Dieu —".

Frau Grossi aber fuhr unbeirrt weiter:

„Was soll denn aus dem arme Kind werde ohne dich — Künstler sollte keine Kinder habe — 's steht ewig Sturm im Kalender in einer Künstlereh — einmal bin i ch wütig, einmal isch e r wütig — immer umschüchtig, wer gerad eine große Roll hat — Guck, ich bet nit oft, aber ebe dank ich jeden Abend Gott, daß ich dich gefunde hab. Ich werd noch ganz fromm, Cassalele, wenn du bei uns bleibsch —"

Die Wangen der Französin umzogen sich mit einer feinen Röte.

„O Madame, wenn ich Ihre Seele Gott zuführen könnte!"

„Bleib nur, dann wirsch sehe," lachte die schöne Frau sie an.

Und die Französin nahm sich vor: ein Jahr oder zwei, das bin ich einer solchen Seele schuldig —

Und wiederum bat sie um Verlängerung ihrer Studienzeit.

Ihren alten soliden Holzkoffer packte sie darum doch nicht völlig aus, auch beschäftigte sie sich nach wie vor in ihren einsamen Abendstunden mit ihrer Reise nach Paris, dem Ziele ihrer Sehnsucht.

Inzwischen nahm sie sich auf das gewissenhafteste der Erziehung der kleinen Alice an. Ein stilles Kind, bildhübsch, mit großen, freundlichen Augen. Mademoiselle konnte sich nicht genug wundern, wie wenig oder besser gar nichts diese Kleine von der lauten, oft so heftigen Art ihrer Eltern an sich hatte. Und daß diese sich so gar nicht vor ihrem Kind in acht nahmen! Wie konnte Herr Grossi oft seine Frau anfahren und über sie herfallen und schelten und sie mit Vorwürfen überschütten —

Und sie, ohne eine Spur von Angst oder Verlegenheit: „Was hab ich denn wieder gemacht — daß ich manchmal ein bißle vergeß, daß ich verheiratet bin — was isch denn da dabei —"

Dazu jenes unnachahmliche Achselzucken, womit die schöne Frau alle Unannehmlichkeiten des Lebens kurzweg von sich zu weisen pflegte.

Oft des Abends, wenn Mademoiselle mit ihrem Zögling in ihrem kleinen Hinterstübchen, dem Lernzimmer, saß, wie ging es da in den Studierzimmern der Eltern zu! Einer Posaune gleich dröhnte das schöne Organ des Schauspielers durch das Haus; und Mademoiselle glaubte oft deutlich das Wort Scheidung unter dem Schwall von Vorwürfen zu verstehen, deren übriger Sinn ihr dunkel blieb.

„Die Eltern studieren," sagte sie zu dem Kind, das sich übrigens nicht im mindesten aufregte, während Mademoiselle die ganze Nacht nicht schlief vor Angst um ihre geliebte Madame, die sie nach einer solchen Szene am Abgrund der Verzweiflung vermutete.

„Etsch," hörte sie sie am andern Morgen auf der Treppe zu ihrem Gatten sagen, „ich hab mir doch wieder ein Paar neue Handschuh kauft; auf der Gass' kannsch mich nit schelte —"

älteren Schwester war an diesen beiden Mädchen, die acht und neun Jahre zählten, nichts wahrzunehmen. Die ältere hieß Georgine, und da sie immer zusammenhielten und sich wenig voneinander unterschieden, nannte sie Großmama die Georginen.

Sie hatten sich hinter Mademoiselle geflüchtet, die eben die kleine Unnütz kämmte. Ein noch ganz kleines Geschöpfchen lag in der Wiege, friedlich schlummernd, trotz allen Lärmes.

„Quel pays," seufzte die Französin, als die Mädchen bei ihrer wilden Jagd sie fast umrissen. Aber sie mischte sich nicht in ihre Händel — dazu war ihre Stimme viel zu schwach, und dann —

„Mademoiselle," sagte die kleine Unnütz, indem sie der Erzieherin mit tiefen, aufmerksamen Augen in das verblühte Gesicht sah, „Sie haben immer e i n rotes Bäckle, wenn Großmama kommt — warum denn nicht zwei?"

Die Französin lächelte, indem sie mit sanfter Hand über des Kindes Wangen strich.

Ueber ihrem mit Schulheften und Büchern beladenen Arbeitstisch hing ihr Jugendbildchen, eine kleine, noch in Paris aufgenommene Photographie, die trotz der Krinoline, welche die junge Französin trug, ihre feine, schlanke Gestalt in dem hellen Musselinkleidchen erkennen ließ. Eine kurze schwarze Seidenmantille fiel ihr von den Schultern, und aus dem weißen Capothut sah ein schmales, von schwarzen Haaren umrahmtes Gesichtchen, mit dunkeln, hilflosen Augen. Die behandschuhten Händchen mit weit ausgestrecktem kleinem Finger ruhten ergeben übereinander.

Eine Waise, hatte sie ihr Leben von der frühesten Kindheit an in einem Kloster des Sacré-Coeur in Paris zugebracht, und es war ihres Herzens innigster Wunsch, sich für immer dem Dienste Gottes zu weihen. Niemand war da, der sich diesem Wunsche hätte widersetzen können, aber nun wollte es das Schicksal, daß gerade sie vom Kloster dazu bestimmt wurde, sich in der deutschen Sprache auszubilden. Eine Stelle in Deutschland wurde für sie ausgesucht, wo sie die Kinder im Französischen unterrichten und dafür von der ältesten Tochter im Hause deutschen Unterricht erhalten sollte.

Allein die Lippen der armen Mademoiselle Cassal waren nicht für die deutschen Laute geeignet. Trotz aller Mühe — Mademoiselle machte keine Fortschritte. Sie selbst war eine ausgezeichnete Lehrerin; schon in kurzer Zeit hatten die ihr anvertrauten Zöglinge das schönste Französisch gelernt. Sie war darum der Meinung, es fehle ihr am richtigen Unterricht, und wechselte ihre Stelle. Sie wechselte fort und fort, indem sie immer wieder bei ihrem Kloster um Verlängerung ihres Aufenthaltes in Deutschland bat.

So war sie eines Tages auf ihren Irrfahrten bei der Großmama ihrer jetzigen Zöglinge gelandet. Wie gütig, wie herzenswarm war ihr damals diese junge, strahlende, wunderschöne Frau entgegengekommen — ihr, der so schüchternen, sich überall fremd fühlenden und ewig nach ihrem Kloster sehnenden Französin! Frau Grossi sprach ein schauderhaftes, für die Ohren einer Französin geradezu unmögliches Französisch. Mademoiselle versuchte sich mit einigen deutschen Brocken verständlich zu machen, und das Ende vom Liede war, daß die beiden Frauen Tränen lachend voreinander saßen, sich immer wieder die Hände schüttelten und, ohne daß sie auch nur das geringste voneinander wußten, mit „oui, oui" und „ja, ja" — ihre Zusammengehörigkeit bekräftigten.

Nachträglich erfuhr dann Mademoiselle, daß sie bei einem Künstlerpaar Stellung genommen hatte.

Aber sie hatte nicht den Mut, der schönen, ihr so sympathischen Frau das Wort zu brechen. Sie hatte auch nicht den Mut, ihrem Kloster gegenüber mit

der Wahrheit herauszurücken. Sie berichtete nur, daß sie endlich auf dem rechten Wege sei.

Ein kleines, sechsjähriges Mädchen war ihr anvertraut. Ein deutscher Lehrer kam täglich ins Haus, dessen Stunden Mademoiselle beiwohnte. Sie bemerkte, daß sie bisher niemals einen so gründlichen Unterricht genossen, und gab sich darum der Hoffnung hin, in kurzer Zeit ihr Ziel erreicht zu haben. Bald aber — schon nach wenigen Wochen — machte sie die Entdeckung, nicht den Stunden des deutschen Lehrers, sondern ganz allein dem Umgang mit Madame hatte sie ihr plötzliches Verstehen der deutschen Sprache zu verdanken.

Wenn Frau Grossi mit den Worten bei ihr eintrat:

„Gelt, Cassalele, du denksch nimmer an dein Kloster — du siehsch ja, wie notwendig du mei'm Alicele bisch —"

Mademoiselle zog ihre Stirne ein wenig kraus und stammelte in Anbetracht des ihrer wartenden Berufes ein „Mon Dieu —".

Frau Grossi aber fuhr unbeirrt weiter:

„Was soll denn aus dem arme Kind werde ohne dich — Künstler sollte keine Kinder habe — 's steht ewig Sturm im Kalender in einer Künstlereh — einmal bin *i ch* wütig, einmal isch *e r* wütig — immer umschüchtig, wer gerad eine große Roll hat — Guck, ich bet nit oft, aber ebe dank ich jeden Abend Gott, daß ich dich gefunde hab. Ich werd noch ganz fromm, Cassalele, wenn du bei uns bleibsch —"

Die Wangen der Französin umzogen sich mit einer feinen Röte.

„O Madame, wenn ich Ihre Seele Gott zuführen könnte!"

„Bleib nur, dann wirsch sehe," lachte die schöne Frau sie an.

Und die Französin nahm sich vor: ein Jahr oder zwei, das bin ich einer solchen Seele schuldig —

Und wiederum bat sie um Verlängerung ihrer Studienzeit.

Ihren alten soliden Holzkoffer packte sie darum doch nicht völlig aus, auch beschäftigte sie sich nach wie vor in ihren einsamen Abendstunden mit ihrer Reise nach Paris, dem Ziele ihrer Sehnsucht.

Inzwischen nahm sie sich auf das gewissenhafteste der Erziehung der kleinen Alice an. Ein stilles Kind, bildhübsch, mit großen, freundlichen Augen. Mademoiselle konnte sich nicht genug wundern, wie wenig oder besser gar nichts diese Kleine von der lauten, oft so heftigen Art ihrer Eltern an sich hatte. Und daß diese sich so gar nicht vor ihrem Kind in acht nahmen! Wie konnte Herr Grossi oft seine Frau anfahren und über sie herfallen und schelten und sie mit Vorwürfen überschütten —

Und sie, ohne eine Spur von Angst oder Verlegenheit: „Was hab ich denn wieder gemacht — daß ich manchmal ein bißle vergeß, daß ich verheiratet bin — was isch denn da dabei —"

Dazu jenes unnachahmliche Achselzucken, womit die schöne Frau alle Unannehmlichkeiten des Lebens kurzweg von sich zu weisen pflegte.

Oft des Abends, wenn Mademoiselle mit ihrem Zögling in ihrem kleinen Hinterstübchen, dem Lernzimmer, saß, wie ging es da in den Studierzimmern der Eltern zu! Einer Posaune gleich dröhnte das schöne Organ des Schauspielers durch das Haus; und Mademoiselle glaubte oft deutlich das Wort Scheidung unter dem Schwall von Vorwürfen zu verstehen, deren übriger Sinn ihr dunkel blieb.

„Die Eltern studieren," sagte sie zu dem Kind, das sich übrigens nicht im mindesten aufregte, während Mademoiselle die ganze Nacht nicht schlief vor Angst um ihre geliebte Madame, die sie nach einer solchen Szene am Abgrund der Verzweiflung vermutete.

„Etsch," hörte sie sie am andern Morgen auf der Treppe zu ihrem Gatten sagen, „ich hab mir doch wieder ein Paar neue Handschuh kauft; auf der Gass' kannsch mich nit schelte —"

Zuweilen, nach dem Theater, wenn das Publikum das Künstlerpaar besonders gefeiert hatte, konnte es vorkommen, daß sich die beiden wie kleine Kinder um ihre Lorbeerkränze stritten. Alles in der unverfälschten Sprache ihrer Heimatstadt, in der sie beide aufgewachsen waren. Gar seltsam machte es sich, wenn dann die kleine Alice mit ihrem „Bonjour, papa, bonjour, maman," wie ein Püppchen angezogen zwischen ihren frisch darauflos „gässelnden" Eltern erschien. Ein Kind, das niemals ohne Erlaubnis von den Bonbons aß, welche die jungen Mädchen der Stadt dem entzückenden Töchterchen des angeschwärmten Künstlerpaares zusteckten.

„Ich weiß nit, wie ich zu dem Teigaff komm," sagte Mama Grossi, indem sie den Inhalt der gewissenhaft abgelieferten Düten selber aufaß, „nit e i n Aederle hat sie von mir —"

Daß sie so gern naschte, daß es ihr nirgends wohler als auf der Gasse war, das alles gab täglich zu den unliebsamsten Szenen zwischen den Eheleuten Anlaß.

„So renn doch nicht immer fort," schrie Herr Grossi seiner Frau nach, „kannst du denn nie zu Hause bleiben — dein Mann soll dir genug sein —"

„Er isch mir aber nit genug," gab sie ihm lachend zur Antwort, „ich brauch mein bißle Bewunderung — Mensche brauch ich, die mich anlache — mach du dein finstres Gesicht an d' Wänd hin —"

Dann wieder kamen Tage, da war eitel Sonnenschein im Hause. Herr Grossi, der blutjung aussah mit seinem bartlosen Gesicht und der überschlanken Gestalt, nahm dann wohl die kleine Alice auf den Schoß und sang ihr ein Liedchen vor. Aber so sehr er sich auch mit ihr abmühte, sie hatte kein Gehör.

„Wie alt bist du denn jetzt, Liebling?" fragte er die Kleine eines Tages.

„Zehn Jahre, Papa," gab das Kind zur Antwort.

„Hui," rief er aus, „das ist ja schon ein ganz gehöriges Alter. Weibele, weisch noch," wandte er sich zu seiner Frau, „mit zehn Jahren kam mir's zum erstenmal zum Bewußtsein, was Liebe ist — vorher, in der Kleinkinderschul haben wir uns — wahrscheinlich aus unverstandener Sympathie — am liebsten gehauen. Später dann, an einem Sonntag, ich seh dich noch im weißen Kleidle aus dem Herrengäßle treten — da bin ich wie wahnsinnig heimgerannt: Mutter, Mutter, ich hätt nicht geglaubt, daß die Lieb so schnell kommt — sind meine Ohren sauber, Mutter?"

Nun lachten sie herzlich und sprachen von ihren Kinderstreichen, und wie sie sich zum erstenmal geküßt —

„Damals vor dem kleine Konditorlade, für die süße Mandle," sagte Frau Grossi.

„Ich glaub, ich hab dir nie gesagt, wo ich das Geld dazu hergenommen —" meinte der Gatte.

Bei diesen Worten erhob sich Mademoiselle und wollte die kleine Alice rasch von den Knien ihres Vaters ziehen.

„Halt," rief dieser, „Pardon, Mademoiselle, noch eine ernste Frage: Gestehe deinem Vater, Alicele, weißt du schon, was Liebe ist?"

„O ja," sagte das Kind, „j'aime, tu aimes, il aime —"

Und während die Eltern sich vor Lachen nicht zu lassen wußten, verzog sich Mademoiselle schleunigst mit ihrem Zögling in die hintern Stübchen.

„Cassalele," sagte Frau Grossi einmal nach einem solchen Auftritt, „warum laufsch denn immer gleich mit dem Kind davon, wenn's ein bißle bunt bei uns hergeht? Du musch mir mei Alicele nit so vornehm erziehe — ein Kind soll wisse, was es für Eltern hat, das schadet gar nix. Mein Vaderle selig isch auch jeden erste Sonntag im Monat mit einem Räuschle aus 'm ‚Kaiser Alexander' heimkomme. Da hat er geschimpft wie ein Rohrspatz und recht wüscht getan. Am andern

Morge aber isch alles wieder gut und vergesse gwese. ‚Ich hab halt mei Räuschle,' hat er gesagt, ‚wie d' Mutter ihren Waschtag hat — man muß alles hinnehme.' So mein ich, soll auch 's Alicele die Licht- und Schatteseite ihrer Eltere hinnehme lerne —"

Aber Frau Grossi war nicht die Person, ihre Ansichten durchzuführen. Was sie gesagt, hatte sie schon im nächsten Augenblick wieder vergessen. Und Mademoiselle erschrak vor der Zumutung, einem Kind derlei Einblicke ins Leben zu gestatten. Hielt man nicht im Kloster den Kindern alles fern, was ihrer Unschuld zu nahe hätte treten können? Nein, bei allen Vorzügen ihrer geliebten Madame, von Kindererziehung hatte sie keine Ahnung. Sie sagte es ja selbst. Die Aufgabe, Alice zu einem ausgezeichneten Geschöpf heranzubilden, lag also ganz allein in ihren, der Erzieherin, Händen.

Und sie erlebte nur Freude an dem Kinde. Das Lernen wurde der Kleinen zwar sehr schwer, aber sie war von einer beispiellosen Unschuld, und nie noch war eine Frage über ihre Lippen getreten, die Mademoiselle schwergefallen wäre zu beantworten.

Aber wie lange noch, fragte sich die Französin, werde ich sie in dem Wahne erhalten können, daß ihre Eltern in einer glücklichen Ehe leben?

Und sie zitterte vor dem ersten Zweifel in des Kindes klarem Blick —

Allein bevor dies geschah, stand die kleine Alice eines Tages schwarz gekleidet vor dem Sarge ihres Vaters, während ihre Mutter sich zu dessen Füßen wand und der Theaterchor im Nebenzimmer in getragenem Tone „Wie sie so sanft ruhen" sang.

Der beliebte Künstler war in einer Probe in eine Versenkung gestürzt und hatte das Genick gebrochen.

„Er isch in seine eigne Grub gefalle," teilte Frau Grossi eines Abends ihrem Cassalele unter heißen Tränen mit, „'s war sein ewiger Vorwurf, ich ließ mich auf der Bühn küsse — Ach Gott, ich bin immer so in meiner Roll, ich hab keine Ahnung, küßt mich einer oder küßt er mich nit — da hat er mir in der Generalprob aufgepaßt und schießt auf einmal wie ein Wahnsinniger hinter der Kuliß vor, mitte in die Versenkung nein —"

Sie schluchzte zum Erbarmen.

„Guck, Cassalele," preßte sie unter ihren Tränen hervor, „wir ware so glücklich — von Kindesbeine an habe wir uns gern gehabt — du hasch ja keine Ahnung, was das heißt, so eine große Lieb zu verliere — er war ja manchmal ein bißle wild, aber wenn er immer zahm gewese wär, hätt ich ihn nit halb so lieb gehabt. Er war ein Engel — o Cassalele, gelt, gelt, du verlaßt mich nit in mei'm tiefe Elend, du bleibsch bei mir?"

„Ewig, ewig," versprach die Französin.

Und als Frau Grossi in überströmender Dankbarkeit das kärgliche, scheue Geschöpf an ihr warm pulsierendes Herz zog, da wäre die Französin am liebsten gleich auf der Stelle für ihre geliebte Madame durchs Feuer gegangen.

Sie hatte aufgehört, an ihr Kloster zu schreiben.

„Bis Alice erwachsen ist," beschwichtigte sie die Stimme ihres Gewissens.

Und Alice wuchs heran, und wie von selbst taten sich ihr die besten Häuser der Residenz auf, und die feinste aller Tanzstundsgesellschaften erkor sie zu ihrer Königin.

Denn sie war schön. Und ihre Zurückhaltung, ihr süßes Erröten begeisterte die jungen Leute mehr, als alle klugen Worte der Welt es hätten tun können. Sie galt in aller Augen als das holdeste Rätsel der Weiblichkeit, und unter den vielen, die sich sehnten, diese junge Seele wach zu küssen, trug Baron von und zu Rebach den Sieg davon.

Er war jung, dreiundzwanzig Jahre alt, und schon unbeschränkter Besitzer seines Gutes im Schwarzwald, das ein Verwalter bewirtschaftete.

Frau Grossi sagte: „Unterhalte kann man sich nit mit dem Dickkopf, aber wenn ihn d' Alice will, in Gotts Name —"

Sie war während der Brautzeit ihrer Tochter viel abwesend, auf Gastspielreisen.

„Die Aristokratie solle sehe," sagte sie, „daß unsereins auch seine Kinder auszustaffiere versteht!"

Es war kurze Zeit nach der Hochzeit, als Mademoiselle Cassal eines Tages mit allen Zeichen der Bestürzung von ihrem ersten Besuch bei ihrem Zögling zurückkehrte. Alice hatte sie gebeten, sie möchte doch, bevor Mama komme, ein wenig nach dem Rechten sehen.

„Als raus mit der Sprach, Cassalele," redete Frau Grossi die Zurückkehrende an, „brauchsch kein Blatt vor den Mund zu nehme —"

Der Erzieherin liefen die Tränen über die Wangen: „O Madame, eine so große Unordnung, eine so völlige Ratlosigkeit ihren Pflichten gegenüber — m e i n e Schülerin — ich hätte nie gedacht — quel pays!"

„Ich hab immer gewußt, daß nix da isch," sagte Frau Grossi, „und der Rebach —" Sie zuckte die Achseln, „so isch's halt im Lebe — er hätt eine tüchtige Frau gebraucht und sie einen klugen Mann, und jetzt tauge sie alle zwei nix —"

„O Madame," ächzte die Französin auf, „ich kann wohl sagen, ich habe Alice nach meinem besten Ermessen erzogen — besonders in der letzten Zeit ging ich immer wieder meine leçons de civilité, die ich im Kloster nachgeschrieben, mit ihr durch — die Pflichten der Braut, die Pflichten der Gattin, der Hausfrau in bezug auf den Gatten, die Geselligkeit, die Dienstboten —"

Frau Grossi lachte hell auf: „O Cassalele, du bisch halt einzig!"

„Aber Madame, ich verstehe nicht —"

„Das isch's ja grad," sagte Frau Grossi, „unbezahlbar bisch, denn wenn ich wieder lache muß, dann bin ich wieder froh —"

Aber eines Tages gab's Tränen, auch bei Frau Grossi.

Das junge Paar erwartete ein Kleines.

„Cassalele," sagte die Künstlerin, „du musch halt jetzt bei der Alice aushelfe, die letzt Haushälterin hat ihr die halb Wäsch mit fortgenomme. Wenn das so fortgeht, sitze sie da und habe nix mehr. Wir hätte schön miteinander lebe könne, Cassalele, wenn ich nur an dei guts Kaffeele denk — aber ich muß jetzt soviel als möglich durch Gastspiele zu verdiene suche, denn das hab ich schon gemerkt, der Rebach isch gerad so ein schlechter Landwirt, als d' Alice eine schlechte Hausfrau isch — und so müsse wir in Gottes Name in den saure Apfel beiße und uns trenne, Cassalele —"

Der alte, solide Holzkoffer stand aber nur zur Hälfte ausgepackt in dem freundlichen Gutszimmer, das Mademoiselle mit dem Neugeborenen teilte. Sie nahm sich vor: sobald dieses Kind die französische Sprache vollständig innehat, kehre ich zu meiner geliebten Madame zurück —

Paris, das frühere Ziel ihrer Sehnsucht, machte dem kleinen Künstlerheim Platz, in dem immer frische Blumen dufteten und immer ein frisches Lachen klang —

Es kam aber ein zweites Kind im Gutshause an, ein drittes und so fort —

Das arme Cassalele saß fest —

*

Darum wenn es hieß: Großmama kommt! waren die Schritte der schmächtigen Erzieherin nicht minder rasch, und ihre Augen blickten nicht minder glänzend als die ihrer Zöglinge, wenn sie die öde Landstraße entlang dem nächsten Städtchen, der Bahnstation, zueilten — Leithammel voran mit weitausgreifenden Beinen und wehender Mähne. Die Georginen hielten Schritt

mit Mademoiselle, und den Schluß bildete Unnütz.

„Da kommen die Rebächle," sagten die Dorfkinder, wenn die „Herrschaftlichen" zur Bahn eilten, und rannten von allen Seiten, aus Gassen und Gäßlein herbei.

Und obwohl Apothekers Thildele versicherte: „Sie habe ja nie nix Rechts an — was e bißle was Feins isch, tragt in der Residenz Jakonett, und die Rebächle hän alleweil nur Pers an —"

Die Bewunderung der Dorfkinder ließ sich dadurch nicht irre machen; wenn die Rebächle zur Bahn zogen, das war und blieb das Ereignis des Tages.

Einige Minuten vor Ankunft des Zuges erschien der herrschaftliche Wagen mit dem Baron und der Baronin.

Sofort stürzte Leithammel ihnen entgegen, riß eine Decke aus dem Wagen und breitete sie sorgsam über den ältlichen Schimmel aus. Rosinante hatte ihn Großmama getauft, da aber Unnütz das R noch nicht recht aussprechen konnte, nannte sie den Liebling Poppinante, und dieser Name blieb ihm.

„Papa," sagte Leithammel mit einem Blick tiefsten Vorwurfs, „Poppinante schwitzt —"

Und sämtliche Kinder fingen an, den Schimmel zu reiben, und grämten sich um ihn.

Aber die noch eben kummervollen Stirnen wurden plötzlich glatt, ja, der ganze Bahnhof wurde hell und lebendig, als die herzgewinnende Gestalt der Großmama dem Zuge entstieg. Der Bahnbeamte zog die rote Kappe wie der Blitz herunter. Der Schaffner bemächtigte sich mit einer Art Wonne der unzähligen Gepäckstücke der schönen Frau, und die Dorfkinder knicksten wie vor einer Fürstin. Die Enkelinnen aber wollten alle zugleich der Großmama an den Hals fliegen. Sie trug in jedem Arm ein paar große Düten und schrie aus Leibeskräften: „Halt, halt — um 's Himmels wille, ihr verdrückt mir ja alles —"

Die Düten wurden ihr abgenommen und auch das übrige Gepäck im Wagen untergebracht; und nachdem Großmama die Kinder sowie ihr Cassalele, das vor Freude immer ein wenig schluchzte, ans Herz gedrückt, stieg sie in die altmodische Kutsche mit dem verblichenen Wappen derer von und zu Rebach auf dem Wagenschlag.

„Vergiß nicht, Großmama," flüsterte ihr Leithammel von hinten zu, „Papa soll Poppinante nicht schlagen — leid's ja nicht, Großmama —"

Der Baron auf dem Bock pfiff, und der Schimmel setzte sich gemächlich in Bewegung.

Zwei bildschöne Frauen, Mutter und Tochter, Zug für Zug einander ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß der Mutter Körperformen voll und üppig waren und ihre Gesichtszüge von Leben sprühten, während die Tochter fast überschlank war und müde und apathisch aus den Augen schaute.

„Wie geht's, Jeremia?" wandte sich die Mutter nach der ersten Begrüßung an sie, „seh dir's an, wieder Kopfweh — du liebe Zeit — will nit hoffe, daß wieder eins in der Wieg liegt!"

Es lag eins drin, und die Baronin seufzte und wagte es nicht zu gestehen.

Der Baron wandte einen Augenblick das bartlose, rosige Bubengesicht nach der Großmama, fand auch den Mut nicht und schlug ärgerlich auf die Poppinante.

„Weiß gar nicht," sagte er, „warum die Kreatur nicht vom Fleck kommt —"

„Weil sie halt kein heurigs Häsle mehr isch," rief Großmama aus, „merksch das auch wieder nit, mei lieber Mann im Mond — hau sie nit und laß sie Schritt fahre, dann komme meine liebe Rebächle gleich mit —"

Da kamen sie schon und winkten mit ihren dünnen, sonnenverbrannten Kinderarmen, Mademoiselle hinter ihnen drein, graziös das Taschentuch schwenkend.

Großmama wandte sich auf ihrem Sitze um, um sich besser an dem Anblick ihrer Enkelinnen erfreuen zu können. Mit Tochter und Schwiegersohn war sie immer bald fertig.

„Sie sind nicht nahrhaft," pflegte sie von ihnen zu sagen.

Aber im wirbelnden Staub, hinter dem Wagen, diese lachenden Gesichter und fliegenden Mähnen —

„Jesses, Kinder," entsetzte sich Großmama, „wie Störchle seht ihr aus in eure verwachsene Sache —"

Sie schrien vor Freude und machten Sprünge wie junge Böcklein.

Großmama hatte kaum den Wagen verlassen, als die Kinder sie umringten und jubelnd in das hochgiebelige Herrschaftshaus zur Wiege des neuen Schwesterchens zogen. Sofort gab's großen Streit. Leithammel wollte den Namen bestimmen, die Georginen wollten's nicht leiden.

„Ich bin die älteste," erklärte Leithammel, „ihr könnt das nächstemal drankommen —"

„Um Gottes wille," schrie Großmama, „malt den Teufel nit an die Wand, genug Schwesterle, mehr als genug —"

„Aber warum," fragte eine der Georginen, „Mimi-Kuh bekommt doch auch jedes Jahr ein Kälble —"

„Und Daggi kriegt sogar viele, viele kleine Daggi," meldete das helle Stimmchen der Unnütz.

Worauf sie alle übereinkamen:

„Wir wollen auch noch viele, viele Schwesterle und Brüderle —"

Großmama aber stand tiefsinnig vor der Wiege.

„Isch das ein wüschter Krabb!" seufzte sie auf.

Da hatte die arme Kleine ihren Namen weg. Was half es ihr, daß sie Kornelia getauft wurde —

*

Jenseits der Kinderzimmer, rechts vom Eingang des Herrenhauses, wohnten die Eltern.

Nach vorn lag das geräumige Speisezimmer, dessen Wände über und über mit Hirschgeweihen und Rehgehörnen verziert waren.

Nach hinten lagen Schlaf- und Wohnzimmer. Die im oberen Stockwerk gelegenen Räume lagen beständig unter Schloß und Riegel.

„Die Gesellschaftsräume," pflegte der Baron mit einer Bewegung der Hand nach oben zu sagen.

Es war aber von dort so ziemlich alles von Möbeln heruntergeholt worden, um die untauglich gewordenen Gegenstände im unteren Stockwerk zu ergänzen.

Die Kinder speisten des Abends nicht mit den Eltern. Großmama saß mit diesen an dem nachlässig gedeckten Tisch.

Der nach Stall und Tabak duftende Stalldiener trug eine schäbige Livree und servierte den Braten.

Der Baron und seine Gemahlin, die immer in der Angst vor Großmamas Ausfällen lebten, zeigten sich so einsilbig wie möglich, während Frau Grossi lustig darauflos schwatzte.

„Sagt einmal, Kinder," bemerkte sie mit einem Male, „habt ihr denn auch schon ein bißle darüber nachgedacht, was aus dene viele Mädle werde soll?"

Die Baronin seufzte, und der Baron meinte:

„Heiraten sollen sie, wie andre Mädle auch."

„So, ah was," rief Großmama aus, „holsch du ihne vielleicht, wenn's Zeit isch, einen Baron vom Mond runter, Herr Schwiegersohn?"

Da er schwieg und ein Glas Wein hinunterstürzte, fuhr sie in begütigendem Tone fort:

„Nehmt mir's nit übel, wenn ich mich um meine Enkele sorg. Man muß die Auge ein bißle aufmache, Kinder — auf einmal habt ihr ein paar große Mädle dasitze — was dann?"

„Ich hab' noch Wald genug," brummte der Schwiegersohn.

„Die Hälft isch verkauft," fiel ihm Großmama ins Wort, „zu einer Aussteuer für die Mädle langt's also nimmer, und schön werden sie alle miteinander nit. Da werden die Männer nit grad Sturm laufe in euer gottverlasses Nescht."

„Edmund hofft noch immer auf einen Erben," warf Alice schüchtern ein.

„Was soll denn der erben?" fragte Großmama.

„Er soll das Gut bewirtschaften," sagte der Schwiegersohn, „und dann —"

„Die Mädle an d' Luft setze," fiel ihm Frau Grossi ins Wort. „Ich weiß, du hasch jetzt e Wut," wandte sie sich an den Schwiegersohn, „aber 's bleibt nix andres übrig, die Mädle müsse was lerne — Leithammel zum Beispiel tät ganz gut zum Theater passe —"

„Nie," erklärte der Baron, „eine von und zu Rebach —"

„Wenn du's anständiger findsch, daß deine arme von und zu Rebächle verhungere —" Frau Grossi zuckte die Achsel.

Die Baronin brach in Tränen aus.

„Meine Frau ist noch sehr angegriffen —" wollte der Baron sagen, ein Husten unterbrach seine Worte.

„Mein Lieber," sagte Großmama, „du weisch recht gut, wo du dein ewige Katarrh her hasch —"

„Ich lass' mir die Jagd nicht verbieten," lautete die Antwort des Barons.

Auf Großmamas klarer Stirn hatten sich Falten gebildet, sie sah plötzlich um Jahre gealtert aus.

„Die Kinder warte auf mich," sagte sie und verließ mit raschen Schritten den Speisesaal.

Drüben wurde sie im Nu wieder die Alte. Zu den offenen Fenstern schien die Abendsonne herein. Auf dem Tisch stand ein irdener Topf mit Milch und eine Schüssel voll großer glänzender Stücke Wabenhonig.

„Halt, halt," wehrte Großmama den mit klebrigen Fingern auf sie zueilenden Kindern, indem sie sich hinter einen Stuhl verschanzte, „wascht erst eure Pfote und Mäuler, ihr Ferkele, pappige Küß mag ich nit —"

Lachend kehrten sie auf ihre Plätze zurück und bissen in ihr Honigbrot.

„Wo habt ihr denn den schönen Honig her?" erkundigte sich Großmama.

Da erzählten sie wichtig: „Selbst gezogen. Wir haben einen Bienenstock. Der Lehrer hat ihn uns eingerichtet. Der Lehrer hat uns alles gezeigt, wie man mit Bienen umgeht. Er ist ein Engel. Wir nennen ihn Hesperus, Großmama."

„Potztausend," verwunderte sich diese, „wie in aller Welt kommt ihr auf Hesperus?"

Leithammel erklärte: „Wir haben den Namen in einem Gedichtbuch gefunden. Weißt du, Großmama, ich nehm' mir immer ein Bändchen mit, wenn ich bei dir bin. Das letztemal war's ‚Maria Stuart'. Jetzt sollst du einmal sehen, wie fleißig wir geübt haben!"

Nun ging's an das Wegräumen der Stühle, Möbel wurden gerückt — Leithammel kommandierte, und der Lärm war unbeschreiblich —

„Sie spielen den ganzen Tag Theater," seufzte Mademoiselle, „o Madame, und jedesmal diese Unordnung —"

Großmama klopfte ihr die Wange: „Mei arms Cassalele, du hasch's nit leicht. Aber ich auch nit, ich krieg halt niemand, der so für mich sorgt wie du — über den ich so lache muß — und der mir ein so guts Kaffeele kocht —"

Der schrille Ton einer Glocke erklang. Die Tür öffnete sich und Maria Stuart erschien in einem langen schwarzen Schal und einer uralten, umgestülpten Samtkapotte. Die kleine Unnütz gab die Hanna. Burleigh und Leicester, die in alten Kleidern des

Barons steckten, trugen lange Bärte von Roßhaar.

„Was ist dir, Hanna?" begann Maria, die ältere der Georginen,

„Ja, nun ist es Zeit!
Hier kommt der Scherif, uns zum Tod zu führen.
Es muß geschieden sein! Lebt wohl! lebt wohl!"

Hanna, die die ganze Zeit über schon leise geweint hatte, brach jetzt in ein herzbrechendes Schluchzen aus und hing sich so fest an Maria, daß diese unfähig war, einen Schritt zu machen.

Leithammel gab den Leicester.

Nachdem Maria, Hanna mit sich schleifend, die Szene verlassen hatte, sprach Leicester seinen Monolog. Er sprach ihn mit solcher Empfindung, solch leidenschaftlicher Kraft, daß es den Kindern, die ihn eng umstanden, kalt über den Rücken lief.

Und als Leicester nach den Worten: „Sie kniet aufs Kissen — legt das Haupt —" in einen markerschütternden Schrei ausbrach, stimmten sämtliche Kinder mit ein.

Großmama aber zog die kleine verweinte, an allen Gliedern zitternde Unnütz auf die Knie:

„Kind, Würmle," suchte sie die Kleine zu trösten, „was fallt dir denn ein — wer wird so weine, dummes Dingele!"

„Das macht sie immer so, Großmama," sagte Leithammel, „sie nimmt's furchtbar ernst."

„Aber so spielt doch was Lustigs," rief Frau Grossi aus, „wart, ich sorg euch dafür — 's Lache isch gesünder als 's Heule — So, und jetzt holt mir einmal eine von selbige Düte dort —"

Seligkeit ohne End'! Zuckerbretzeln aus der Residenz! Die hohe dramatische Spannung verschwand und machte dem hellsten Vergnügen Platz.

Eng umhockten sie die liebe Großmama.

„Cassalele, zünd d' Lamp an," sagte Frau Grossi, „du weisch, ich kann 's Halbdunkel nit leide."

„Großmama, o Großmama, bleib immer bei uns," rief Leithammel in beschwörendem Ton.

„Nein, Kind," bekam sie zur Antwort, „weisch, 's Landlebe, das isch nit mei Fall. In jeder Gass' ein paar Mischthäufe, und wo man hinsieht, Gäns —"

„Aber die Berg, Großmama," fiel ihr Leithammel in die Rede, „und der Wald und —"

„Ach geh mir weg," wurde sie unterbrochen, „ich muß mei lange Straß habe und mei Parad am Sonntagmorge —"

„Nach der Kirche," schaltete die Französin in bittendem Tone ein.

„Ha," machte Großmama, „da müßt ich lüge, Cassalele, eine große Kirchgängerin bin ich meiner Lebtag nit g'wese —"

„O Madame!" rief die Französin aus, „es war von jeher mein größter Kummer, daß Sie nicht beten —"

„Was!" empörte sich Großmama, „da bisch du aber auf 'm Holzweg, ich bet freilich — Jeden Morge, wenn ich aufwach, bet ich zum liebe Gott: Schenk mir heut ein Freudle. Und schenkt er mir keins, bin ich auch zufriede — So, und jetzt ins Nescht mit euch —"

Aber die Kinder schrien: „O nein, nein, Großmama, bitte, bitte — erst noch die schöne Geschicht, wie du Schauspielerin geworden bist —"

„Nun also," begann Frau Grossi, „wenn's Mademoiselle erlaubt —

Es waren einmal ein paar Eltern, die lebten in Friede mit Gott und der Welt, und waren brave Schreinersleut im kleinen Herregäßle Nummer 21. Da schenkte ihnen der Himmel eines Tages ein wunderschönes Mägdelein —"

„Großmama!" jubelte Leithammel.

„Ja, 's Zellers Liesele, und es ging in die Kleinkinderschul in der Blumenstraß. Zwei Schwestern hielte die Schul. ‚Mei Liesele isch mei Herzblättle,' hat die schön Fräulein Binder gesagt. Und die wüscht Fräulein Binder hat gesagt: ‚'s Liesele isch e Laus-

krott.' Im selbe Haus hat die Frau Grossi gewohnt und war beim Theater, und ihr Büble mit mir in der Kleinkinderschul. Er hat ein lumpigs Samtröckle angehabt mit einer karierte Schärp quer über der Schulter. Ich hab ihn 's Vagabümmele geheiße."

„Großpapa!" rief Leithammel.

„Ja, und wir habe uns alle Tag geprügelt. Da isch eines Tags die Frau Grossi zu meiner Mamme gekomme und hat gesagt: ,Ihr Liesele isch zwar ein rechter Fratz, aber dürft's nit in einem Stück im Theater mitspiele, ich brauch zwei Kinder. Sie solle ein Billett dafür habe, Frau Zeller.' ,Ach,' hat mei Mamme gesagt, ,nie hat mei Mann Geld fürs Theater, jetzt komm ich doch einmal nein —'

Zweimal war ich zur Prob auf der Bühn mit dem Vagabümmele, und Frau Grossi hat sich mit uns vor ein Pferd hingeworfe, auf dem ein böser Mann gesesse isch —"

„Der Geßler aus Schillers ,Tell'," schaltete Leithammel ein.

Die kleine Unnütz auf Großmamas Knien schlug zornig nach der älteren Schwester, die immer die Erzählung unterbrach.

„Wo bin ich denn stehegebliebe?" fragte Großmama.

„Direkt vor der Vorstellung," sagte Leithammel.

„Richtig. Also wir sind in Lumpe gehüllt worde, 's Vagabümmele und ich, habe ein paar Händvoll Gutsele kriegt, und dann naus auf d' Bühn. Die Frau Grossi hat sich vors Pferd geschmisse und uns mitgerisse, daß wir nur so rumpurzelt sind. Sie fahrt sich wie eine Verzweifelte ins Haar, und ein dicker Strang fallt ihr vom Kopf. Husch, schiebt sie den Haarwisch unter ihren Rock. Hab's recht mache wolle und hol ihn vor und reich ihn ihr hin. Jesses, wie hat sie mich angeschaut —"

„Schwiegermama," fiel Leithammel ein.

„Und wie hat 's Publikum gelacht — ,Du erbärmlicher Fratz,' hat Frau Grossi gesagt. Hab aber doch wieder mitspiele dürfe — im ,Verschwender' — 's Vagabümmele hat's durchgesetzt — dann hat uns Frau Grossi in die Lehr genomme — ,Du gehörsch ins Lustspiel,' hat sie zu mir gesagt, und zum Vagabümmele: ,Kerl, du bisch der gebore Tragöd —'"

„Aber geprügelt habt ihr euch doch noch," frohlockte Leithammel.

„Und wie! Einmal bin ich mit einer dick verschwollene Back heimkomme, und 's andremal hat er mir alle Hahnefederle vom Hut gerupft —"

„Weil du ihn noch immer Vagabümmele genannt hast," ergänzte Leithammel, „aber du hast dich gewehrt, gelt, Großmama, tapfer?"

„Und ob, Kretzer hat er gehabt übers ganz Gesicht. Und eines Tages war ich ein großes schönes Mädle und 's Vagabümmele ein großer schöner Herr und habe miteinander gastiert am Hoftheater —"

„Und herrlich gefallen, herrlich, herrlich!" schrie Leithammel.

Großmama nickte: „Hinter der Kuliß habe wir uns verlobt und sind auf der Stell engagiert worde, und im Mai war Hochzeit. Amen."

Die größeren Mädchen faßten sich bei der Hand und umtanzten Großmama mit ausgelassener Freude.

Die kleine Unnütz auf ihrem Schoß aber fragte:

„Habt ihr euch dann auch noch geprügelt, Großmama?"

Diese küßte das Kind, um ihr Lachen zu verbergen: „Was denksch, Mädele, große Leut prügle sich doch nit —"

„O doch," erklärte Unnütz, „ich hab's gesehen, wie der Kronenwirt mit der Zipfelmütz seine Frau geschlagen hat. Ich hab zum Fenster hineingeguckt. ,Du wüschter, wüschter Kronenwirt!' hab ich geschrien. Da hat er gesagt: ,Aber Baroneßle, 's war ja nur ein Späßle —'"

„Ja, denke dir, Großmama, Unnütz schaut den Leuten zum Fenster hinein. Sonst kann sie nichts," berichtete Leithammel.

„Doch, Geschichten erzählen," nahmen sich die Georginen der Kleinen an.

„Die aber nicht wahr sind," ereiferte sich Leithammel. „Hui!" rief sie plötzlich aus, „ich hab' ja noch Papas Rock an — ich schwitz' wie ein Braten —"

Sie riß sich das Kleidungsstück vom Leib, sprang auf das Fenstergesimse und von da in den Garten.

„O Madame," seufzte die Französin, „quel pays! Jeden Sonntag, in den leçons de civilité sag' ich ihnen: ‚Mesdemoiselles, ein Pferd schwitzt, ein Mann transpiriert und ein junges Mädchen hat ein wenig warm —' Aber diese Kinder nehmen nichts an," schloß sie seufzend.

„Wir wolle die Range ins Bett bringe," sagte Großmama, „dann sitzsch noch ein bißle zu mir, Cassalele, und mir halte unser Schwätzedle —"

„O Madame," seufzte die Französin, als sie, ein klägliches Bild der Abgeschafftheit, auf Frau Grossis Bettrand saß, „wenn Sie doch diesmal etwas länger als über den Sonntag bleiben könnten!"

„'s geht nit, Cassalele," sagte Frau Grossi, deren rosiges Gesicht appetitlich wie ein Kindergesicht aus der duftigen Tüllrüsche ihres Häubchens herausschaute, „ich hab am Montag zu tun, Gott sei Dank! Denn weisch, wenn ich aus euerm Nescht komme, bin ich immer um zehn Jahre älter, so wimmelt's von Sorge in mir. Jetzt sag mir vor alle Dinge, wann hasch deinen letzte Gehalt bekomme, Cassalele?"

Die Französin errötete. „Von Ihnen, bei Ihrem letzten Besuch."

„Und wie steht's mit dem Schulgeld?"

„Sind wir auch schuldig," seufzte Mademoiselle.

„Hol mir mein Portemonnaie vom Tisch," sagte Frau Grossi, „wir wolle gleich alles in Ordnung bringe —

Du siehsch," meinte sie, nachdem dies geschehen war, „das sind böse Geschichte — da könnt man fascht sein Humor verliere — ich muß ihn mir aber hüte, denn wenn ich traurig bin, bin ich krank, und ich muß verdiene und luschtig sein. Ach Gott, Cassalele," rief sie aus, sich behaglich in ihrem Bette dehnend, „was könnt mir's so wohl sein, wenn die verflammte Rebächle nit wäre! Wie ein Haufe Stein liege sie mir auf dem Herze — Gelt aber, ich bin noch schön?" nickte sie mit einem fröhlichen Auflachen. „Und weisch warum, Cassalele — weil ich noch schön sein w i l l. Ein paar unschuldige äußere Mittele und ein guter Humor — damit isch 's Alter überwunde. D' Alice wird's einmal nit überwinde. Die link Schulter hängt ihr schon jetzt runter wie e nasse Fahn. Lieber Himmel, und wie hasch du das Kind dressiert, Cassalele."

Diese nickte: „Darum — nach dieser Erfahrung hab' ich's mit meinen jetzigen Zöglingen anders gehalten. Ich lasse sie machen —"

„Wie sollsch denn auch imstand sein, sie nit mache zu lasse," fiel ihr Frau Grossi lachend in die Rede, „mir gefalle sie, die wilde Fratze — ‚Herrgott,' hab ich oft bei meim Alicele denkt, ‚hat denn das Kind gar nix von seiner Mutter?' Einfach überhupft hab ich eine Generation und komm jetzt bei meine Enkele wieder zutag. Wenn nur die Frag nit wär: Was soll aus ihne werde?"

„O Madame, der liebe Gott wird sorgen —"

„Ich weiß nit, Cassalele, ich bin dafür, man sorgt selber — darum hab ich mir ausgedacht — der Mann im Mond will zwar nix davon wisse — aber aus 'm Leithammel ließ sich eine prächtige Schauspielerin mache —"

„O Madame," schrie Mademoiselle in hellem Entsetzen aus, „um Gottes willen nicht zum Theater —"

„Ja, warum denn nit? 's gibt ja überhaupt nur eins auf der Welt, und das isch 's Theater! Ich werd sie in die Lehr nehme. Und kann sie was, so

isch sie was, denn der Moment wird komme, daß es dene arme Rebächle ins Dach regnet. Zweimal schon hab ich eine gehörige Rechnung vom Dachdecker kriegt, mei Liebe, und 's könnt halt doch sein, daß ich nit ewig leb — Aber mit dene Georgine," seufzte sie auf, „um's Himmels wille, was macht man mit dene? Da isch kei Farb, da isch kei Lebe, da rührt und regt sich nix. Kannsch mir denn gar kei Tröstle gebe, Cassalele?"

„Madame," sagte die Französin, „so ungeschickt sind sie doch nicht. Sie verfertigen ganz wunderhübsche Puppenkleidchen. Niemand hat es ihnen gezeigt — wenn's Leithammel zuließe, am liebsten säßen sie den ganzen Tag über ihrem Nähzeug —"

„So," freute sich Großmama, „das unterstütz, Cassalele, das unterstütz — Jesses, wer verdient denn mehr, heutzutag, als tüchtige Schneiderinnen —"

„O Madame, die Baronessen Rebach —"

„Red mir nit auch so dumm — Arbeit schändet nit — Als raus ins feindliche Lebe und Hand angelegt. Wenn sie ihr Rebach so gern habe, so solle sie sich's auch erhalte — Unnützle freilich — das Kind hat Auge wie ein Märle — Gelt, den Gefalle tusch mir, fürs Unnützle sorgsch du?"

„Aber, Madame, lebe ich denn ewig —"

„O Cassalele," wurde sie unterbrochen, „jetzt isch mir's wohl, ganz erlöst bin ich — Die Mädle sind untergebracht — Geh in dein Nescht und schlaf bis morge früh —"

Mademoiselle nahm die Lampe, die ihr wehmütiges Lächeln beleuchtete:

„Wenn mir die Kleine ein paar Stunden Ruhe läßt —"

„Ach du mei lieber Herrgott, isch's denn nit möglich, zu seim bißle Seeleruh zu komme —" seufzte Frau Grossi auf und schlug mit beiden Händen auf die Bettdecke, „hol mir schnell das Bröschle dort auf dem Tisch, Cassalele, du weisch, wie lieb mir das Bröschle isch, und daß ich's schon zwanzigmal verlore und immer wiederkriegt hab — da hasch's — 's gehört dein, nimm's und mach auf der Stell ein freundlichs Gesicht —"

Die Französin riß die Augen weit auf:

„O Madame, diese entzückende Brosche — ich — einen Brillanten tragen — darf ich denn — ist es denn möglich —

Quel pays!" murmelte sie, sich zurückziehend, „quel pays," wiederholte sie den ganzen Gang entlang.

II

Großmama hatte wie immer den sonntäglichen Gottesdienst verschlafen und saß allein beim Frühstück. Vom Fenster aus sah sie die Enkele mit ihren wilden Mähnen die Dorfstraße entlang stürmen, der Leithammel voran, hinterdrein das verträumte Unnützlein.

Mademoiselle sah fein und elegant aus, obwohl sie noch immer dieselbe Mantille trug, die sie damals aus Paris mitgebracht hatte. Heute aber war es ordentlich, als gehe von dem leuchtenden Bröschle der Großmama ein warmer Hauch über das gelbliche Gesicht der Französin. Lange nicht hatten ihre dunkeln, sanften Augen einen so freudigen Schein ausgestrahlt. Sie kam zwar immer gehoben aus der Kirche, denn die Gebete in dem kleinen, in blauen Samt eingebundenen Gebetbuch mit der Aufschrift „Fiat" pflegten ihre Seele hoch über alle Schwernis des Lebens zu tragen.

Aber vielleicht war an diesem Morgen doch hauptsächlich das Bröschle schuld daran, daß dieser Flug über alles Irdische hinweg so besonders gut gelungen war.

„O Madame," sagte sie, bei Frau Grossi eintretend, „ich habe nur einen Kummer, nur —"

„Ich weiß, ich weiß," fiel ihr die Künstlerin in die Rede, „weil ich nit in d' Kirch geh — da sieht mich mei

arms Cassalele schon zu unterscht in der Höll —"

„O Madame, o nein, nein," ereiferte sich die Französin, „ein so gütiges Herz — niemals — niemals — nur vielleicht nicht ganz so oben im Himmel als —"

„Laß du mich nur mache," beruhigte sie Großmama, „ich werd schon zu meim Plätzle komme, hab ich's doch zeit meines Lebens verstande, mich durchzudrängle —"

Die vor Ungeduld zappelnden Enkelinnen ließen Großmama nicht weiterreden. Wohl oder übel mußte sie sich in den Garten schleppen lassen und gute Miene zum bösen Spiel machen, denn nun galt es lauter Dinge zu bewundern, für die sie nicht das geringste Interesse hatte. Nichts wurde ihr geschenkt. Ueber den gepflasterten Hof ging's, zuerst in den Stall. Großmama mußte Poppinante ein Stückchen Zucker geben und Mimi-Kuh ein Büschel Heu. Sie mußte Daggi und ihre sechs Jungen bewundern, und es wurde ihr fast übel, als die Kinder, nachdem sie die weichen kleinen Hunde geherzt und geküßt, direkt über Großmamas ebenso weiche Wangen herfielen. Sie mußte sich neben das verlassene Wochenbettchen der armen Bimbelina setzen, der Ernestine, die hartherzige Köchin, sämtliche junge Kätzchen ersäuft hatte.

Alsdann ging's über den Mist weg zum andern Ende des Stalles, wo der alte Stallknecht, den Kehrbesen zu Füßen, mit dem ganzen Gesicht grinste.

„Wie geht's denn, Herr Hoflakai?" sagte Großmama und reichte ihm die behandschuhte Rechte.

„Ha, ich dank der gütige Nachfrog, Frau Großmama," gab er zur Antwort. „'s isch mir halt allemol e rechti Freud, daß Sie's nit vergesse, daß ich beim Hof war. Im Stall mit em rote Kitteli. Sunst könnt mir's e wenig besser geh, wenn 's Ernstin nit gar so e grobs Luder wär. D' Poppinante tät große Auge mache, wenn ich ihr 's Fresse so grob hinlade wollt —"

„Lieber Herr Hoflakai," fiel ihm Großmama in die Rede, „wenn man bei Hof war, geht's eim halt nach. Was kann man denn von so einem Rauhbein verlange, das die Nas nie über sein Dörfle nausgestreckt hat?"

„Sell isch wohr," nickte der Hoflakai, „jo, sell muß mer bedenke —"

Großmama lenkte zur Küche, „denn", sagte sie, „einem böse Hund muß man zwei Brocke hinwerfe. Gute Tag, mei Liebe!" rief sie das Rauhbein an, „wie geht's, Ernstin, wie geht's?"

„Wie werd's gehe," brummte die Köchin, die ein Huhn ausnahm und nicht aufblickte.

„Nix für ungut, Liebe," sagte Großmama, „man sieht doch gern ein freundlichs Gesicht —"

„Wenn mer lauter kaputs Geschirr hat," fuhr Ernestine auf, „da vergeht eim 's Lache —"

„Da habe Sie recht, Ernstin," sagte Großmama, „verzage Sie nit, Sie solle neus Geschirr habe —"

„Hm," machte das Rauhbein, „i hab au selle Gläser noch nit, die Sie mir versproche —"

„Jesses!" rief Frau Grossi aus, „jetzt mach ich aber gleich zwei Knöpf an mein Taschetuch — sind Sie jetzt zufriede, Ernstin?"

„Mer wolle's abwarte," meinte diese.

„Prachtvolle Person," lachte Frau Grossi in sich hinein, als sie mit ihren Enkelinnen zum Garten schritt, „so einheitlich — ganz prachtvoll —"

„Großmama," verwunderte sich Leithammel, „du hättest sie doch eigentlich für ihre Unfreundlichkeit zanken sollen."

„Bewahr mich Gott!" rief Frau Grossi aus, „weisch, Kind, der eine hat seine Freundlichkeit im Mundwinkel, der andre in de Händ — laß es damit gut sein, daß sich die Ernstin halber tot für euch schafft —"

Im Garten ging alles streng der Reihe nach, denn Leithammel hatte System.

„Still!" rief sie ihren Schwestern zu, als jede von ihnen Großmama etwas andres zeigen wollte. „Zuerst kommt der Gemüsegarten — hast du schon solche Gelberüben gesehen? Spalierobst ziehen wir auch. Wir hatten kein Spalierobst früher, und jetzt überall. Alles durch Hesperus."

Von den Gemüserabatten ging's zu den Bienenstöcken, und obwohl sich Großmama entsetzlich vor einem Stich fürchtete, es half nichts, sie mußte ganz nahe treten und Leithammels Erörterungen über die Bienenzucht standhalten.

Aber die kleine Unnütz hielt sich nicht länger.

„Großmama, Großmama!" schrie sie, mit den Fingerchen auf den dicht mit Bienen besetzten Eingang des Bienenkorbes zeigend, „denke dir, Großmama, eine Königin wohnt da drin, und sie legt immerfort Eier und bekommt viele, viele kleine Prinzessinnen. Sie schlafen in weißen Bettchen von Wachs, und die Vorhänge sind von Wachs und alle Tische und Stühle. Und die wunderlieben Püpple der Prinzessinnen sind auch von Wachs —"

„Hör auf," fiel ihr Leithammel in die Rede, „Bienen spielen nicht mit Püpple —"

„So laß sie doch," nahm Frau Grossi den kleinen Liebling in Schutz.

Da machte Leithammel große Augen:

„Großmama, du redest der Unwahrheit das Wort?"

Aber schon im nächsten Augenblick riefen Großmamas unglaubliche Irrtümer in bezug auf die Namen der Blumen die größte Heiterkeit hervor. Sie kannte nur Stadtblumen. Von den schönen farbenfreudigen Landblumen wußte sie nichts.

„Hört auf mit euerm Gebabbel!" schrie sie und hielt sich die Ohren zu, „mir schwirrt der Kopf vor lauter Kraut und Rübe und Bauereblume und Bienegesums. Gehe wir hinaus auf die Gass', wo man vielleicht ein paar Mensche sieht —"

In der breiten, sauber gefegten Dorfgasse standen die Weiber und knicksten tief, als die Rebächle mit ihrer schön gekleideten Großmama des Weges kamen.

Aus den niedrigen Häuslein rechts und links fuhren die Köpfe.

Da nickte Großmama und lachte und war guter Dinge. Sie blieb vor einem der Häuslein stehen und sprach mit einem Mann, der ein schmales, tiefsinniges Gesicht hatte und aus einem niedrigen Fenster wie ein Vogel aus seinem Nest sah.

„Herr Bürgermeister" hatte Großmama ihn angeredet.

Er schüttelte den Kopf:

„Bürgermeischter bin i gsi. Davon wüßt i e langi G'schicht zu verzähle. Die G'schicht vom Item. Aber ich bin alt, und Kopfarbeit isch schwer. Mei Geischt isch der Pflug, und der Bode isch hart. Der Bode isch mei eigner Leib."

Die Kinder lachten. Großmama nickte dem Alten zu und wollte eben nach der Bedeutung des Item fragen, da ertönte von weitem lautes Geschrei. Hinter einem Karren kam's hervor. Das Meile war's, ein Mütterchen von über siebzig Jahren. Sie holte des Morgens das Weißbrot aus dem Städtchen. Nun hatte sie's dem Bäcker abgeliefert und wollte mit dem leeren Karren heim. Da gewahrte sie die Herrschaftlichen.

„Heidegale!" schrie sie, „Heidegale!", ließ ihren Karren stehen und schoß auf Großmama zu, eine kleine, dürftige Gestalt, das Gesichtchen voll Falten mit ein paar Augen wie ein Sperber. „Sind Ihr au wieder da — bigut, isch das e Freud — Gelt aber, 's geht gut — gelt aber? Jo jo, 's Bete — 's Bete hilft — Alle Tag hab ich ein Vaterunser für Euch bet — 's Bete isch die höchschti Kraft uf dere Welt — das weiß kei Mensch besser als i — Hilft mir St. Peter nit, geh ich uf

St. Märge — Wie der Speck im Sauerkraut lieg ich unserm Herrgott im Ohr — Und, bigut, i bring allis fertig — do ware drei schlimmi Weiber im Ort — ‚bigot‘ habe sie g'sagt, solang der Tag war — ‚bigot — bigot‘ — Und isch doch so e argi Versündigung am Name Gottis — Zum Steinerweiche hab i bet — ganz umesunst, nit für ein Kreuzer Geld — alleweil bet und bet — Wolle Ihr das Wunder höre? Ueber eimol, am Fronleichnamstag, hör i sie ‚bigut‘ sage — alli drei sage sie ‚bigut‘, und der Name Gottis war gerettet. Im Himmel isch d' Freud nit größer g'si als bi mir — Heidegale!“ schloß sie und schnalzte mit der Zunge.

„Was heißt denn Heidegale, Meile?“ fragte Großmama, „ich hab das Wort noch nie gehört —“.

„Sell will i meine,“ sagte die Alte, „mer isch gar pfiffig, wenn mer so gut mit seim Herrgott steht, isch mer gar erleuchtet — Heidegale — das heißt: uf die Galeer mit de Heide, die nit an der lieb Gott glaube — das isch 's Aergscht — das isch bigut 's Aergscht uf dere Welt — und 's Herz druckt mir's fascht ab, wenn i denk, 's gibt Leut, die unsern Herrgott nit liebhabe — unsern liebe Herrgott, der keins uf der Welt im Stich läßt — Aber jetzt hab i en Fall,“ setzt sie eifrig hinzu, „der isch bigut noch der allerschwierigst, do muß ich bis nuff nach St. Märge. Der Kronewirte ihren Mann soll ich sanftbete. E halbs Märkli krieg i für de Weg. Acht Bittgäng sind aus g'macht. Hilft's nit, muß i zwei Märkle rausgebe. Heidegale, unser Herrgott wird mi doch nit im Stich lasse!“

„Nein,“ sagte Großmama, nahm ihr Portemonnaie aus der Tasche und zahlte Meile vier Mark in die Hand.

„Bigut!“ schrie sie auf, „do hab ich's glei für mei Zweifle — Heidegale, jetzt heißt's uf der Stell en Bittgang mache um die göttlich Verzeihung —“

Schnell schlug sie ein Kreuz, nahm ihren Karren und fuhr davon.

„Um 's Meile und den Bürgermeister wär ein mancher froh,“ sagte Großmama wie in Gedanken vor sich hin.

Es war aber nur die kleine Unnütz, die sich dafür interessierte, wer froh um die beiden sein könne.

„Weisch, Kind,“ bekam sie zur Antwort, „die Leut, die male, und die Leut, die Geschichte schreibe —“

Sie waren auf dem kleinen Marktplatz mit der Kirche und dem Schulhaus, das zugleich das Rathaus war, angekommen.

Da flog ein Rosenstrauß aus einem der Schulfenster direkt vor Großmamas Füße hin.

„Vom Hesperus,“ sagte Leithammel, „das weiß ich ganz gewiß —“

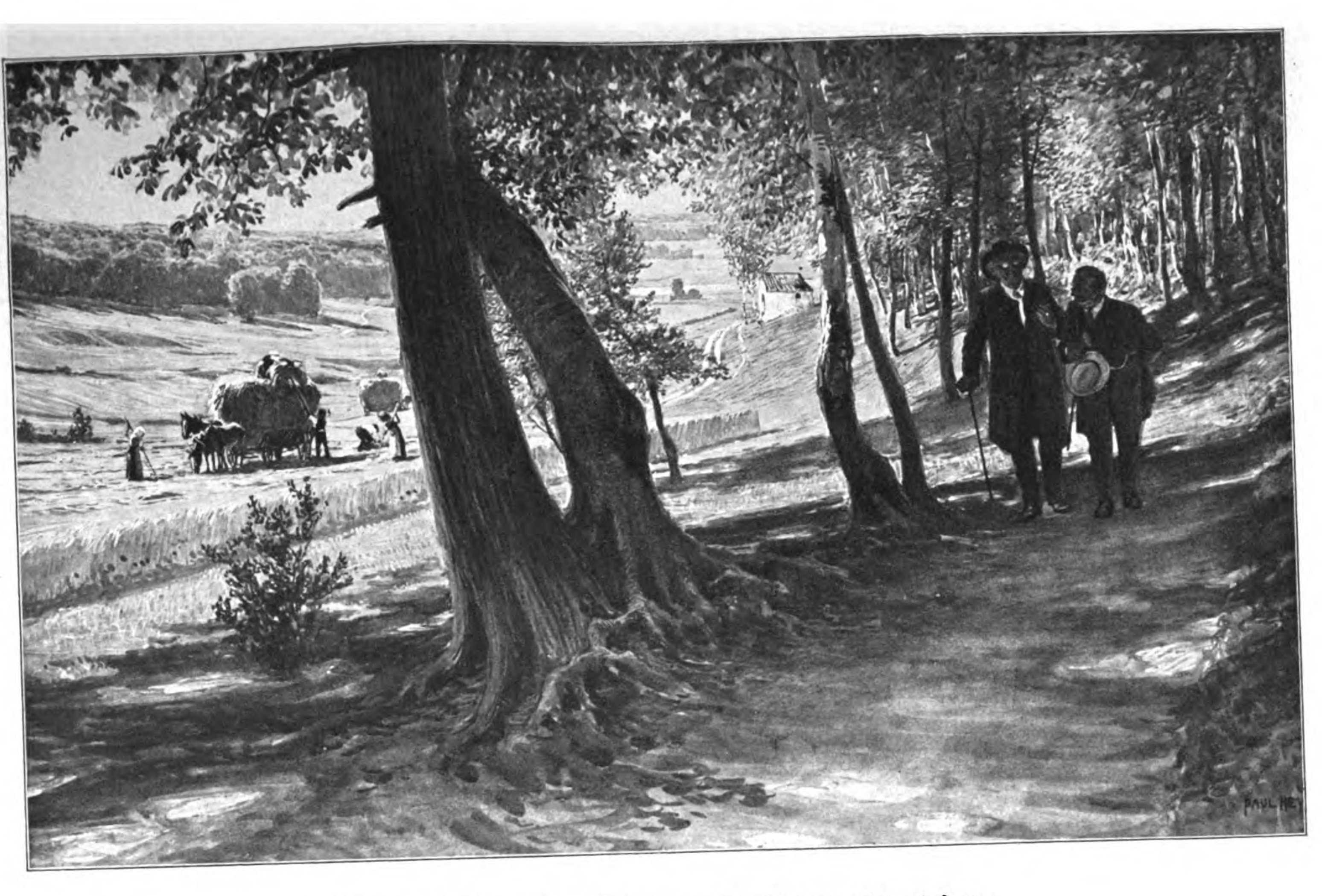
„Den wolle wir aber gleich besuche,“ schlug Großmama vor und schritt mit ihrem schönen Strauß dem Hause zu.

Leithammel öffnete die Tür.

Gleich rechterhand war das Schulzimmer. Sie traten ein.

Großmama sah sich in dem weißangestrichenen Raume mit den niedrigen Schulbänken um. An der Wand hing eine große Weltkarte, daneben eine kleinere, das badische Land. Ueberall an den Wänden hingen kleine, aus Zeitschriften herausgeschnittene Bilder mit den Köpfen von Moltke und Bismarck, Schiller und Goethe. Zu den offenen Fenstern schien die Sonne herein, und aus dem kleinen Gärtchen drang ein herrlicher Duft von Nelken und Reseden. Ein Heer summender Bienen umschwärmte die Blumen.

Die schöne Frau stand auf dem Katheder, als Hesperus die Treppe heruntergepoltert kam und gleich darauf in kopfloser Hast ins Schulzimmer trat. Er trug einen leinenen Kittel, unbeschreiblich schlotterige Beinkleider und grasgrüne Schlappen. Aber ein junger, lieber, kluger Kopf saß auf der bäuerischen Gestalt, und klare blaue Kinderaugen leuchteten dem schönen



Sommermorgen. Nach einem Gemälde von Paul Hey

Frauenbild entgegen, das seinen Platz einnahm und ihn dermaßen bezauberte, daß er am liebsten in die Knie gesunken wäre.

Frau Grossi streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich muß doch den Herr Lehrer kenne lerne," sagte sie, „von dem meine Fratze ihre Weisheit habe —"

Da wurde ihm leicht: „Ach Gott, ach hochverehrteste Künstlerin — wenn Sie wüßten — der Inbegriff, der Inbegriff — ich war nämlich als junger Lehrer in der Residenz — wenn Sie spielten, fror ich zwei Stunden ohne Mantel vor der Theaterkasse — wie ein Wahnsinniger hab' ich mir den besten Platz erkämpft — und das geschieht noch jetzt — zweimal im Jahr — zur zeitweiligen Erfrischung. Gehorsamer Diener."

Er verneigte sich tief.

Großmama gab ihm auf das zierlichste seine Verbeugung zurück.

„Sie mache mir 's Herz froh, Herr Lehrer! Mir tun alle Kinder leid, wenn so ein Erzlangweiler auf 'm Katheder sitzt. Sie sind ein Mensch, der lache kann, das sieht man Ihne auf weit an."

Die Mädchen umjubelten ihren Schullehrer, und Leithammel wischte ihm sorgfältig den mit Erde beschmutzten Rockärmel ab.

„Darf ich der edlen Künstlerin vielleicht mein Gärtlein zeigen?" fragte er.

„Ach nein, Herr Lehrer, lieber nit," meinte sie, „ich hab schon so viel Grüns gesehe heut morge — und dann — in der Natur blamier ich mich immer — 's isch mir nämlich ganz einerlei, wie die Blume und die Bäum und die Berg alle heiße — ich hab kein Gedächtnis für Name, besonders nit für Fremdwörter — die sind mir ganz zuwider."

Die Kinder schauten errötend ihren Lehrer an, der zuerst ein verdutztes Gesicht machte, dann aber so herzlich drauflos lachte, das die Kinder wie erlöst mit einstimmten.

Großmama zeigte auf einen großen Schwamm, der in einer Schüssel auf dem Katheder lag.

„Isch das am End für die Dorfnäsle?" fragte sie, indem sie den Schwamm mit der Spitze ihres Schirmes berührte.

Der Lehrer wurde dunkelrot: „Nämlich," stotterte er, „ich bin von Haus aus ein Zornnickel. Unbegabte bringen mich an den Rand der Verzweiflung — wenn sie mich so anglotzen und nicht verstehen — fünf Minuten lang, zehne — fünfzehne — zweimal schon hab' ich mich hinreißen lassen und draufgeschlagen — sinnlos, wütend und leider recht kräftig — daher meine Versetzung in dies Nest — von der Residenz in dies Nest — Schicksal, Frau Grossi —" schloß er mit einem tiefen Aufatmen, „Schicksal —"

„Ich kann's nicht beklage," sagte Großmama, „jetzt kommt's meine Enkele zugut, daß Sie hier sind. Aber —" sie deutete von neuem auf den Schwamm — „ich weiß noch immer nicht —"

„Richtig, richtig," nickte der junge Mann, „den halt' ich mir für die Unbegabten — nämlich, wenn's mir so in den Fingern zuckt und ich mir nicht mehr zu helfen weiß, dann schmeiß' ich ihnen den Schwamm an den Kopf. Das gibt kein Loch — und mir ist wohl —"

„Wissen Sie was, Herr Lehrer," fiel ihm Großmama ins Wort, „Sie sind ein herziger Mensch — ein ganz herziger — wenn Sie wieder in die Residenz komme und wolle ins Theater — nur zuerst bei mir angeklopft — ich hab immer ein Plätzle für Sie — Sie solle nie mehr zwei Stund an der Kass' stehe, mei Lieber —"

„O Frau Grossi," rief er aus, „Sie wollten wirklich meiner gedenken —"

„Jawohl," nickte sie, „wie Sie da stehe, mitsamt Ihre schöne grüne Pantoffle —"

In seinen treuherzigen Augen zeigte sich eine Träne.

„Die Pantoffel hat mir noch mein Mutterle selig auf dem Krankenbett gestickt —“

„Das hab ich doch dere Arbeit gleich ang'sehe,“ sagte Großmama, „prachtvoll, ganz prachtvoll —“

Sie gingen. Leithammel schritt eine Weile mit tiefernstem Gesichtchen vor Großmama und den Schwestern her. Plötzlich wandte sie sich um.

„Findest du diese Pantoffel wirklich prachtvoll, Großmama?“

Diese lachte laut auf:

„Was denksch — abscheulich sind sie, ganz abscheulich!“

„Dann hast du ja die Unwahrheit gesagt —“ kam es ganz entsetzt von Leithammels Lippen.

„Geh mir weg,“ bekam sie zur Antwort, „man verdirbt doch den Leut nit ihre Freud, und wenn's noch so eine dumme isch —“

Bei Tisch wollte der Baron sich mit seiner Vaterwürde brüsten und hatte unausgesetzt an seinen Töchtern zu tadeln.

„Sind das Manieren,“ fuhr er schließlich Mademoiselle an, „sie schmatzen ja — was tun Sie denn eigentlich hier, bitte?“

„Das ging meines Erachtens nit auf zwei Boge Konzeptpapier, was mein Cassalele hier tut,“ gab Großmama dem Schwiegersohn zur Antwort.

„Großmama gibt mir doch nie recht,“ wandte er sich gekränkt an seine Frau.

Diese meinte mit ihrem müden Lächeln: „Das ist ja nur Spaß. Großmama meint es nie ernst.“

Da sie aber in diesem Augenblick etwas über das Gesicht ihrer Mutter huschen sah, das auch ihr nicht ganz geheuer erschien, raffte sie sich plötzlich aus ihrer Apathie auf mit der Frage:

„Mademoiselle, haben die Kinder genug Braten gehabt?“

„Aber Mama,“ antwortete Leithammel anstatt der Französin, „du weißt doch, daß wir nie Braten bekommen, weil er sonst nicht reicht —“

Großmama brach in ein köstliches Theaterhüsteln aus, während der Baron Mademoiselle belehrte: „Ein Kind hat überhaupt nicht bei Tisch zu reden. Bei meinen Eltern durften wir sogar niemals ungefragt den Mund auftun, meine Schwester und ich —“

‚Das merkt man dir noch heut an,‘ dachte Mama Grossi —

„Meine Frau ist zu zart,“ fuhr der Baron zu sprechen fort, „um den ganzen Tag mit den Kindern sein zu können. Darum arten sie aus.“

Alice seufzte: „Ich weiß nicht, was das ist, ich werde nie fertig —“

„Aber ich weiß, Mama,“ rief die kleine Unnütz aus, „weil du nie dein Fadenröllchen findest, das ist's —“

Und sie heftete ihre Augen triumphierend, aber mit dem Ausdruck unerschütterlicher Bewunderung auf ihre schöne, tieferrötende Mama.

Leithammels Blicke drückten etwas andres aus. In ihrem bisher kindlich vertrauenden Gemüt war durch Großmamas Lüge plötzlich ein Zweifel an der Vollkommenheit der Erwachsenen erwacht. Und dieser Zweifel nahm im Nu merkwürdige Dimensionen an. Er wurde zu einer Leuchte, der die verborgensten Ecken, in die noch nie ein Lichtschimmer gedrungen war, plötzlich mit Tageshelle übergoß. Hatte Mama überhaupt jemals etwas getan? Wenn sie ins Kinderzimmer kam, seufzend, um eine Anzahl Kleidungsstücke zu holen, wurden nicht all diese Sachen eines Tages von Mademoiselle wiedergeholt und ausgebessert, da nichts daran geschehen war? Oder wenn Mademoiselle Mama im Kinderzimmer festhielt und ihr die zerrissene Wäsche zeigte und von notwendigen Anschaffungen sprach, hielt sich da Mama nicht die Ohren zu oder brach in Tränen aus mit den Worten: „O Mademoiselle, liebe Mademoiselle, schreiben Sie an Großmama —“

Eines Tages kam dann ein großer Packen mit Strümpfen und Schuhen und neuer Wäsche, und obenan thronte unwiderruflich die Düte voll köstlicher

Gutsel. Den Kindern aber war diese von jeher die Hauptsache unter all den Sendungen gewesen, deren Nützlichkeit ihnen wenig Kopfzerbrechen verursachte.

Ein leiser Seufzer stahl sich von Leithammels Lippen. Hinter der schön gewölbten Stirne dieses zehnjährigen Mädchens vollzog sich in aller Stille eine schwere Gedankenarbeit. Sie wußte plötzlich, es gab noch andre Dinge auf Erden als Düten voll Süßigkeiten, herbe, unklare Dinge gab's, die unsäglich auf die Seele drückten und sich nicht in Worte kleiden ließen.

Des Nachmittags mußte Großmama mit den Kindern zur Burg hinauf. Hinter dem Garten erhoben sie sich auf waldiger Höhe, die Reste der alten Stammburg derer von und zu Rebach. Ein steiler, unbequemer Weg führte zu dem schmalen Hochplateau. Ach, dieser Weg — mit heimlichem Seufzen legte ihn Großmama jedesmal zurück, denn weder ihre Füße noch ihre Stiefelchen waren für mühsame Wege eingerichtet. Aber den Kindern eine Freude verderben? Also ließ sich Großmama in Gottes Namen hinaufschleppen, rechts und links von ihren Enkelinnen unterstützt. Von hinten schob Mademoiselle.

Da oben im Stammschloß gab's einen wunderbaren Raum mit massiven Wänden und einer ebensolchen Decke. „Das Schwalbennest" nannten die Kinder diese Zufluchtsstätte, der bisher Wind und Wetter nichts anzuhaben vermocht.

Ein grober, unschieriger Tisch stand in der Mitte, um ihn herum eine Anzahl glattgehobelter Baumstumpfe. Alles von den Kindern mit Hilfe des Lehrers schlecht und recht zusammengezimmert. Nach Westen hin öffnete sich ein hohes, ganz und gar mit wildem Wein umwuchertes Fenster. Die grünen Zweige krochen herein und klammerten sich an Decke und Wände. Vögel und Fledermäuse nisteten in der grünen Umkleidung. Im Herbst war sie von leuchtendem Rot.

Die Kinder freuten sich immer von neuem über die herrliche Aussicht ihres Turmfensters, kannten jeden Berg und jedes Dorf, das sich ihren Blicken bot, und wollten es nie begreifen, daß Großmamas Augen nicht das Straßburger Münster zu entdecken vermochten, das sich wie ein dunkler Strich aus der lichten Rheinebene löste.

„Bei Sonnenuntergang kann man ganz gut in den Himmel schauen," behauptete Unnütz, „einmal hab ich sogar ein Engele gesehen. Es trug goldene Stiefel und hatte einen funkelnden Apfel in der Hand. Es war wunderschön, wie es die große goldene Sonnentreppe hinunterstieg."

Die Kleine sah ein wenig ängstlich nach Leithammel hin, die ihr sonst immer die schönsten Geschichten mit ihrem: „Das ist ja alles nicht wahr —" verdarb.

Aber Leithammel hatte diesmal gar nicht achtgegeben. Sie hing sich an Großmamas Arm, als diese sich beeilte, den modrigen Raum zu verlassen.

„Großmama," sagte sie, „ich weiß auch eine Geschichte, aber eine wahre. Der Bäck am Bach hat sieben junge Entlein, ganz klein noch, mit gelbem Gefieder. Ich hab ihnen lang zugesehen — bald rennen sie über Hals und Kopf in den Bach, dann plötzlich in den Stall oder auf die Wiese — keinen Augenblick haben sie Ruhe. Manchmal auch verlieren sie einander und schreien und jammern, bis sie sich wieder zusammengefunden. Der Bäck hat gesagt: ‚Sie sind halt mutterlos, da wisse so Tierle nit, wo sie hingehöre, renne nur alleweil die Kreuz und Quer und suche und suche —'"

Unnütz sah der Schwester gespannt in die Augen. Das kleine Herz klopfte ihr bis in den Hals, während ein leises: „Was suchen sie denn?" von ihren Lippen kam.

„Großmama," sagte Leithammel in geheimnisvollem Tone, „da hab ich mit einemmal gewußt — uns geht's gerad

wie den armen Entle — wir rennen auch so die Kreuz und Quer und wissen nicht, wo wir hingehören —"

„Aber Kind," rief Großmama im höchsten Grade erstaunt aus, „was fällt dir denn ein — ihr habt doch eure Eltern —"

„Ja, überm Gang," bekam sie zur Antwort.

Großmama machte eine rasche, beinahe heftige Wendung. Dies geschah an jener Stelle des Hochplateaus, wo das Geröll plötzlich jäh und abschüssig in die Tiefe führte. Großmama verlor das Gleichgewicht und stürzte in die Knie. Sie wäre ohne Zweifel ins Rutschen gekommen, wenn nicht Leithammel, an deren Arm sie sich hielt, so fest auf den Beinen gestanden wäre. Auch war schon Mademoiselle zur Stelle. Mit eiserner Kraft griff sie in die Rockfalten ihrer geliebten Madame, auf der Erde kniend, der eignen Gefahr nicht achtend.

Die Kinder schrien laut. Unnütz rannte wie von Sinnen auf und davon.

Großmama, die beim Fallen tiefblaß geworden war, stand schon nach wenigen Augenblicken mit Hilfe von Mademoiselle und der Kinder wieder auf den Füßen. Sie atmete tief. Ein Blick in die Tiefe belehrte sie: die Gefahr war groß.

Plötzlich flutete eine leuchtende Röte über das noch eben blasse Gesicht der Frau. Sie breitete die Arme aus.

„‚Goldne Sonne leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis' Thron —'

Kinderle, Kinderle, fascht wär's um mich geschehe g'wese. Ach Gott, wie isch 's Lebe so schön — noch einmal so schön, wenn's ei'm an Krage gange isch —"

Mademoiselle streckte Großmama eine Handvoll Spitzenvolants hin, die ihr beim Zugreifen in der Hand geblieben waren —

„Schmeiß sie weg, Cassalele, schmeiß sie weg," lachte Frau Grossi, „was hälfe mir alle Volants der Welt, wenn ich da unte liege tät —"

Fröhlich und guter Dinge traten sie den Rückweg an. Von den elternlosen Entlein war nicht mehr die Rede. Großmamas Mißgeschick hatte alles andre in den Hintergrund gedrängt.

Nur in der Seele der kleinen Unnütz wachte nach dem Schrecken mit Großmama das Schicksal der mutterlosen Entlein wieder auf. Mit völliger Geistesabwesenheit nahm sie ihr Abendbrot ein, und bald zogen von ihrem Teller Milch und Honig, sich zu einem gemeinsamen Spaziergang entschließend, einträchtiglich über den Tisch hin, hinüber zu Mademoiselle, die unverdrossen ihren langen Schiffärmel in die klebrige Sauce tunkte.

Wenn ihre geliebte Madame verunglückt wäre! Etwas andres vermochte die Französin nicht zu denken.

Auch die Eltern überm Gang waren durch das Ereignis auf der Burg aus ihrem Gleichgewicht gebracht worden. Alice griff nach ihrer Stickerei, die sie vor der Geburt ihres ersten Kindes angefangen, mit dem Vorsatze, alle ihre Kinder in reizende, von ihr gestickte Röckchen zu kleiden. Inzwischen waren fünf Kleine gekommen, aber die Stickerei war noch immer nicht fertig geworden.

Jedesmal nach Großmamas Besuch wurde diese Arbeit hervorgeholt. Diesmal mit einem ganz besonderen Gefühl von Reue und Scham. Alice eröffnete die Unterhaltung mit dem schmerzlichen Ausruf:

„Gott, wenn Großmama verunglückt wäre — denke doch, Edmund —"

„Ja," sagte er aus der Rauchwolke heraus, die seiner mit dem Hauswappen gezierten Pfeife entstieg, „es ist ja nun aber nicht geschehen —"

„Wie unbeschreiblich untüchtig bin ich doch im Vergleich zu ihr," fiel ihm die Gattin in die Rede.

„Unsinn!" fuhr er auf.

Sein Jagdschnupfen, wie er die häufigen Erkältungen nannte, die er sich bei der Jagd zuzog, hatte sich verschlimmert. Er mußte alle Augenblick

niesen und war von der schlechtesten Laune.

Das Ehepaar saß an einem kleinen Seitentisch des Speisezimmers. Eine Lampe, um die sich ein paar Falter jagten, stand zwischen ihnen.

Der Baron dampfte ingrimmig darauflos. Immer wenn Großmama da war, nahm seine Frau diese widerwärtige Arbeit zur Hand, und in der Regel gab's dann einen trübseligen Abend.

Um vorzubeugen, begann er mit dem Bericht:

„Heute eine prächtige Jagd gehabt — sieben Reb—"

„Unsre Kinder," fiel ihm die Gattin ins Wort, „tragen keine Schuhe, keine Strümpfe, die nicht von ihr kommen —"

„Gut, dafür lasse ich mich auch behandeln wie einen grünen Jungen. Mehr kannst du nicht von mir verlangen."

„Ich weiß gar nicht, was wir anfingen," fuhr Alice in ihrer Jeremiade fort — „ich weiß es wirklich nicht — ohne Großmama — unsre Kinder hätten nichts zum Anziehen. Leithammel merkt es auch schon —"

„Natürlich," brauste er auf, „wenn Großmama mich vor aller Welt Mann im Mond nennt und dich Jeremia — wie sollen da die Kinder Respekt vor uns haben? Was sich doch gehört," setzte er mit Nachdruck hinzu.

„Nun hat sie wieder für neue Wäsche gesorgt — ich habe gar nicht gewußt — die Großen hatten alles verwachsen. So etwas müßte doch eine Mutter wissen. Ach Gott, ich habe ja den besten Willen — gehe ich nicht jeden Morgen vor dem Frühstück durch das Kinderzimmer, um zu sehen, was es zu tun gibt? Es ist immer schon fast elf Uhr, wenn ich zum Frühstück komme. Nie noch habe ich einen warmen Kaffee gehabt."

„So gehe nicht durchs Kinderzimmer," warf der Gatte ein.

„O Edmund, alles dieser armen Mademoiselle überlassen — du weißt nicht, was sie leistet, du gehst auf die Jagd und amüsierst dich, und ich sitze hier und habe Zeit, über alles nachzudenken. Ich will jetzt wenigstens das Kleine in der Nacht zu mir nehmen, es ist ja viel zu viel für Mademoiselle — ach, was möchte ich nicht alles — Leithammel wird so gewalttätig, und denke dir, Unnütz lügt — die längsten Geschichten erzählt sie, die alle nicht wahr sind — da müßte man doch einschreiten. Von morgen an will ich das Kind überwachen. Ja, ich will mir alle Mühe geben —"

„Heute beruhigst du dich wieder einmal gar nicht," fuhr ihr der Gatte in heller Ungeduld in die Rede, „ich habe dir doch sagen wollen, daß ich sieben Rebhühner geschossen — und denke dir," setzte er triumphierend hinzu, „Stein, der Prahlhans, gar nichts. Er hat endlich zugegeben: ‚Rebach, dir macht's keiner gleich' — ich muß mir aber wirklich einen Grog machen," setzte er heiser hinzu und rief nach Ernestine.

Sie erschien nicht.

Erst als der Baron die Türe aufriß und ein Himmeldonnerwetter in den Hof sandte, kam sie herbei, halb angezogen.

„Heißes Wasser!" herrschte sie der Baron an.

„Jetzt noch um halber zehne," begehrte sie auf, „das isch Tierquälerei."

„Nächstens fliegt Sie zum Haus hinaus —"

„Ich kann laufe —"

Der Baron kannte sich nicht mehr und griff nach der Stuhllehne.

Nun kam Leben in seine Gattin.

Sie flog von ihrem Sitz auf und schickte die Magd zu Bett, rasch die Türe hinter ihr schließend.

„Mademoiselle," beruhigte sie den Gatten, „wird dir heißes Wasser machen — ich werde Mademoiselle darum bitten —"

Auch im Kinderzimmer war noch keine Ruhe eingekehrt; Leithammel,

zu erregt, um zu schlafen, wollte auch die Georginen am Einschlafen verhindern. Als sie sich zu den Schwestern niederbeugte, machte sie eine Entdeckung. Mit zwei Sätzen stürzte sie auf die Büchse los, in der Großmama einen Vorrat von Schokolädle zu hinterlassen pflegte. Die Büchse war leer.

„Das seid ihr," fuhr Leithammel auf die Schwestern los, „das könnt nur ihr sein — ihr habt noch die Mäuler voll — ich hab's gerochen — Großer Gott," entsetzte sie sich, „das ist ja gestohlen —"

Eine der Georginen behauptete:

„Unnütz war's — wir nicht —"

Leithammel lief nach dem Bett der Kleinen.

Es war leer.

„Sie hat sich versteckt, sie hat sich versteckt," triumphierten die Georginen.

Die Mädchen durchsuchten das Zimmer, sie leuchteten auf den dunkeln Gang hinaus — keine Unnütz —

Leithammel lief im Nachthemd mit bloßen Füßen in den Hof, in den Garten. Es wurde ihr angst, so daß sie immerzu rief: „Unnütz, so komm doch — es geschieht dir nichts — komm herein —"

Mademoiselle saß an der Wiege der Kleinsten und hielt noch immer die Flasche in der Hand, die das Kind ausgetrunken hatte. Der Lärm im Nebenzimmer genierte sie nicht. Die Gabe, unter den erschwerendsten Umständen zu träumen, war ihr längst eigen.

Nachdem sie sich den ganzen Tag über die Brosche gefreut, kam ihr nun, zur Abendstunde, das Bedenken, Madame möchte am Ende die langgewohnte Brosche vermissen. Oft, in früheren Tagen, war sie nach solch einem überschwenglichen Schenkanfall am folgenden Morgen bei Mademoiselle eingetreten mit den Worten: „Du, Cassalele, könnt ich nit mei Pelzle wiederhabe — ich frier so —"

Da erschien Leithammel auf der Schwelle des Zimmers. Die Mähne stand ihr wild ums Gesicht, und ihre Stimme zitterte, als sie fragte:

„Ist Unnütz bei Ihnen, Mademoiselle?"

„Unnütz!" Die Französin fuhr auf. „Ist sie nicht in ihrem Bett?"

„Hurtig, hurtig," rief Leithammel den Schwestern zu, „zieht euch an — Sie, Mademoiselle, durchsuchen das Haus — ich nehme die Laterne — wir gehen ins Dorf —"

„Aber Papa und Mama," meinte eine der Georginen.

Leithammel antwortete ihr damit, daß sie mit der Hand nach der Stirne wies.

„Nehmt den Hoflakai, nehmt das Rauhbein mit," schrie Mademoiselle den davoneilenden Mädchen nach.

Sie waren schon auf der Gasse. Der Mond schien. Eine herrliche Sommernacht. Aus dem Walde links vom Weg tönten eigne, unheimliche Laute. Die Georginen drückten sich enger an Leithammel.

„Was schreit denn so?" fragte eines der Mädchen.

„Käuzlein sind's im Wald, ihr Schneegäns —"

„Und dort, was blinkt denn so?"

„Der Bach, ihr Simpel —"

„O Leithammel, es war nicht Unnütz, wir haben die Schokolade gegessen," gestand eine weinerliche Stimme.

Leithammel schluchzte laut auf: „Wenn wir Unnütz nicht mehr fänden — ach Gott, dann bin ich ganz allein — laß uns Unnütz wiederfinden, o lieber Gott im Himmel — Vater unser — Vater unser," fing sie laut an zu beten, und die Schwestern beteten aus Leibeskräften mit.

Im Dorf regte sich nichts. Kein Lichtlein brannte weit und breit. Die Kinder kamen auf den Marktplatz, immer laut betend und dazwischen „Unnütz, Unnütz!" rufend.

Gottlob, beim Lehrer war noch Licht. Er hörte die Stimmen auf der Gasse und öffnete das Fenster:

„Wer ist da? Was ist los?“

„O Herr Lehrer, Herr Lehrer, Unnütz ist verloren!“ lautete die schluchzende Antwort.

Im nächsten Augenblick war er drunten. Eng umdrängten ihn die Kinder. Leithammel umfaßte seinen Arm:

„Herr Lehrer, wir werden sie doch wiederfinden —“

Sie faltete die Hände: „O Herr Lehrer, helfen Sie uns, helfen Sie uns!“

Wie schön war das Kind in seinem Schmerz.

„Nur ruhig,“ tröstete er, „das Unnützlein hat sich gewiß verträumt — besinnt euch einmal —“

Er horchte plötzlich auf. Sie standen vor dem Häuschen des Bäckers. Dahinter rauschte der Fluß, und auf der mondbeschienenen Wiese irrte ein kleines Entlein herum und schrie wie am Messer.

„Was tut denn das noch so allein hier —“ meinte der Lehrer und nahm's auf.

„Dort, dort schreit noch eins —“ rief Leithammel.

Sie gingen dem Geschrei nach.

Mitten auf der Dorfstraße irrte ein zweites Entlein herum.

„Herr Lehrer,“ sagte Leithammel mit einemmal, „ich hab' Großmama von den sieben Entlein erzählt, die keine Mutter mehr haben — da hat mich Unnütz so groß angeschaut —“

„Ich höre das dritte,“ sagte der Lehrer.

Vor der Türe des Herrschaftshauses fanden sie's.

Als sie mit dem schreienden Tierchen in den Schloßhof kamen, tönte ihnen lautes Geschnatter aus dem Stall entgegen. Leithammel leuchtete hinein. Da lagen die übrigen vier Entlein bei der kinderlosen Katze im Korb, und daneben, in einem Haufen Stroh, die kleine Unnütz im tiefsten Schlummer.

Leithammel jauchzte laut auf:

„Das hat sie getan — sie hat die mutterlosen Entlein der armen Bimbelina gebracht —“

Und sie nahm die kleine schlafende Unnütz auf ihre kräftigen Kinderarme und trug sie hocherhobenen Hauptes ins Haus.

Der Lehrer sah ihr erstaunt nach.

Wie schön war das Kind in seiner Freude.

(Fortsetzung folgt)

Liebe

Von

Hans von Hoffensthal

Heut hab' ich nachts im Traum um dich geweint.
Ich hatte dich verloren und suchte dich so sehr,
und jetzt noch, während schon die Sonne scheint,
ist's mir so schwer.

Aber es war ja nur ein Traum.
Denn wenn ich dich wirklich verlieren sollte,
ich wüßte nicht, wie ich dich suchen wollte, — —
Mein Herz litte zu sehr,
zu schwer.

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Man hat nicht immer gewonnen, wenn man gesiegt hat.

*

Der Deutsche liebt sonst lange, vielsilbige Wörter, aber Bier, Wein, Most, Schnaps sind kurz — da pressiert's ihm!

*

Des Lebens „Es war einmal" hat einen andern Klang als das unsrer Jugendmärchen.

In die Hölle kommt, wem es im Himmel zu langweilig wäre.

*

Der Tod macht seinen Strich öfter durch als unter die Lebensrechnung.

*

Es gibt eine Talentlosigkeit, die das Talent zum Glück in sich trägt.

*

Es gibt noch ein härteres Los als zu früh sterben: zu spät geboren werden.

Am Pirnaischen Schlag nach der Schlacht bei Dresden (27. August 1813)

(Zu dem nebenstehenden Bilde von F. Walter Scholtz)

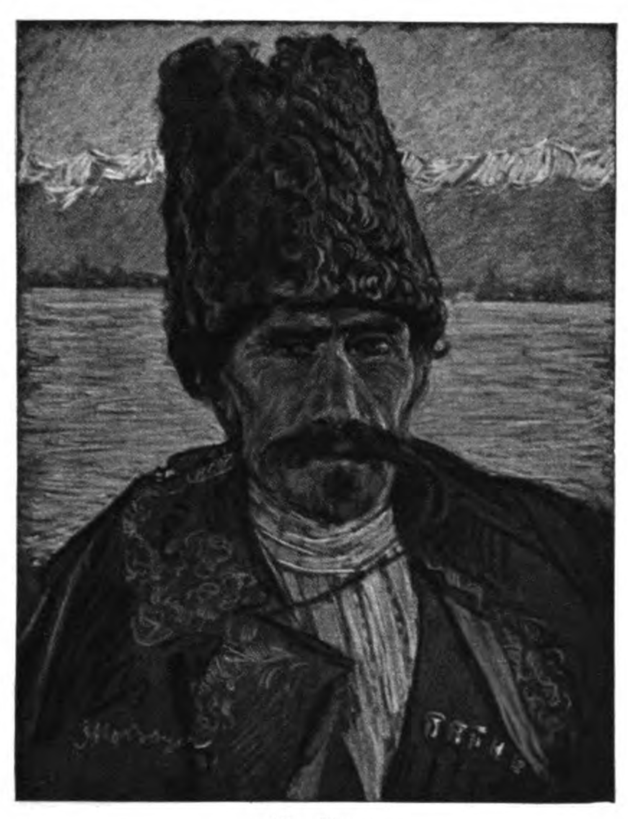
Nachdem Napoleon bei Bautzen die Preußen unter Blücher zurückgeschlagen hatte, erfuhr er, daß die Verbündeten kurz vor Dresden standen und die Stadt, die nur von einer kleinen Besatzung verteidigt wurde, stark bedrängten. In gewaltigen Eilmärschen rückte er der bedrohten Stadt zu Hilfe, und in heißen Kämpfen schlug er in zweitägiger Schlacht die verbündeten Armeen. Seine Armeeverwaltung ließ jedoch in bezug auf Verpflegung der Truppen und vor allem der Kranken und Verwundeten — wohl infolge des schnellen Aufbruchs von Bautzen — sehr zu wünschen übrig. Und als nun die kranken, verwundeten und erschöpften Krieger aus dem heißen Kampfe nach der Stadt zurückstrebten, waren es die Dresdner Einwohner und Bürger, die aufopfernd sich der Pflege der armen Soldaten hingaben. Mit Lebensmitteln und Verbandzeug eilten sie herbei und trugen und fuhren die zum Gehen Unfähigen in die Stadt. Am Pirnaischen Schlage vor dem gleichnamigen Tore namentlich entwickelte sich ein reges Leben, denn dort drängten die von dem Kampf am naheliegenden Großen Garten zurückkehrenden Garden nach der inneren Stadt, um möglichst rasch in die von den Dresdnern ihnen bereitwilligst überlassenen Quartiere zu gelangen.

Der Name Scholtz hat gerade in Dresden einen guten Klang. Zu der Zeit, als dort die komponierenden Klassizisten und die Düsseldorfer Romantiker um die künstlerische Vorherrschaft kämpften, vertrat Julius Scholtz als Historien- und Bildnismaler die wirklich malerische Auffassung der Kunst für seine Zeit in ausgezeichneter Weise. Sein Sohn Walter Scholtz lebt seit 1893 als selbständiger Künstler in Dresden.



Am Pirnaischen Schlag nach der Schlacht bei Dresden (27. August 1813)

Nach einem Gemälde von F. Walter Scholtz



Grusiner

Vom Schwarzen Meer zum Ararat

Von

Otto Boyer

(Hierzu zwölf Abbildungen nach Original-Farbenzeichnungen des Verfassers)

Seit jenen Tagen, an denen man morgens zum Frühstück in friedgewohnter Muße die neuesten Schreckensnachrichten hinten weit aus Rußland genießen und des Abends im Kinematographentheater sogar mit leibhaftigen Augen Greuel über Greuel, Mord und Totschlag — wenn auch alles vor gemalten Hintergründen, geschickt mit Statisten und Platzpatronen inszeniert — voll Interesse verfolgen konnte, seit jenen Tagen ist Odessa wirklich eine sehr ungemütliche Stadt. Auch die Militärkapellen, die auf der Promenade den ganzen Tag mit dem Heldenmute der Verzweiflung spielen, um der renitenten Volksseele Friedlichkeitsgefühle zu suggerieren, vermögen daran nichts zu ändern, nicht den Druck zu heben, der wie ein Alp auf der Bevölkerung lastet und der auch dem reisenden und genießenden Enthusiasten sehr bald unter steigendem Unbehagen fühlbar wird. Er kommt sich auffallend exponiert unter den Leuten vor, von denen jeder zweite Mann sein Heil unter irgendeiner loyalitätheuchelnden Uniformmütze oder hinter blanken Knöpfen sucht, er fühlt sich auf Schritt und Tritt beobachtet und verfolgt



Persische Teestube in Batum

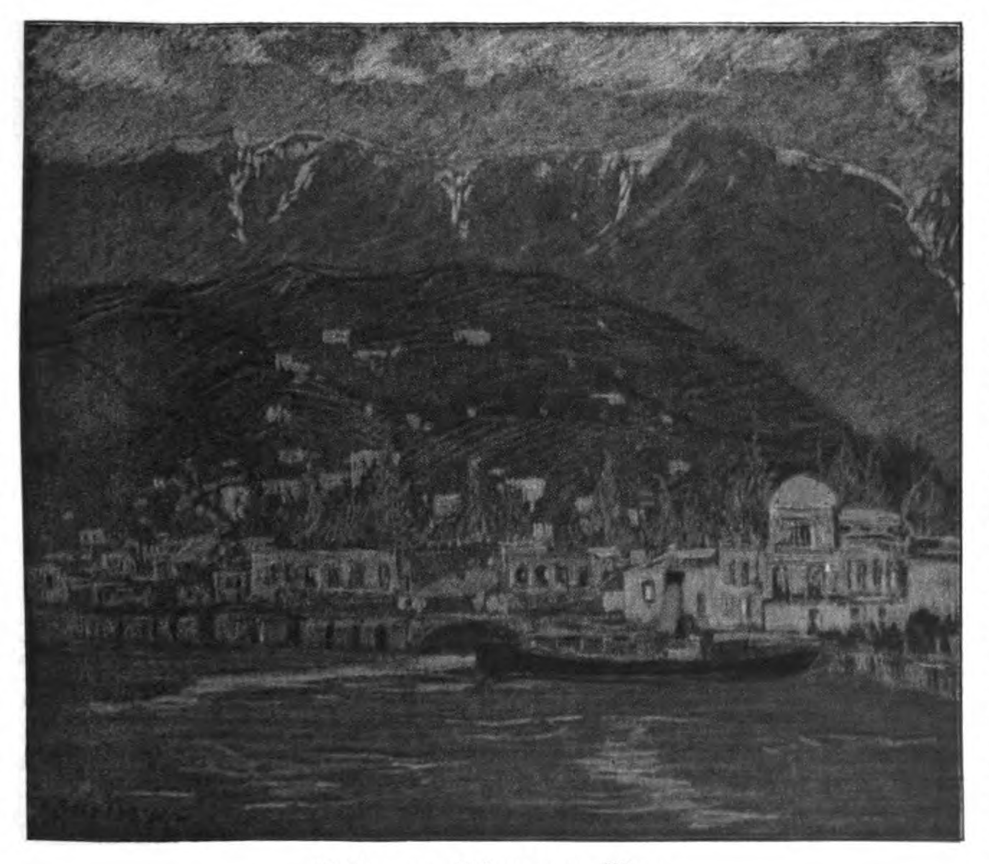
von Anarchisten riechenden Geheimagenten, und meistens ist er es auch wirklich. Er macht sich am besten bald davon. Adieu Odessa! — Der Dampfer „Nikolaus“ ist ein schönes Schiff, man muß sich wundern, daß er in Rußland überhaupt möglich ist, und das Schwarze Meer, dessen Name leicht die Illusion eines unter düster schweren Wolken in elementarer Ausgelassenheit brodelnden Hexenkessels hervorrufen kann, liegt in stiller Gelassenheit, sanft und blau vor uns.

Wohlverstaut standen die beiden Automobile, die uns auf den Karawanenstraßen Transkaukasiens befördern sollten, auf dem Vorderdeck des Dampfers, wie Zitadellen das unentwirrbare Gekröse und Gekrümpel allerlei Frachtgüter überragend; stolz, sehr stolz! Automobile sind unglaublich stolz, wenn sie unter andern Sachen stehen. Erst wenn sie laufen, zeigt sich der vorwiegende Charakterzug heimtückischer Bosheit. Das wußten am besten die beiden Chauffeure zu beurteilen, die höchst befriedigt in der Sonne lagen, Zigaretten rauchten und auf das Auftauchen der Delphine wetteten. Und das Wasser glatt, blank, wie hypnotisiert von der Sonne, deren brennender Blick darauf lag, wie furchtsam erzitternd unter der übermächtigen, weiten Stille, die der schnaufende Gang der Maschine Meile um Meile durchschnitt.

Die Berge der Krim rückten näher und näher. Das seelenvolle Blau des „Schwarzen Meeres“ war einem kapriziösen Smaragdgrün gewichen, und die Ausläufer der tiefen Dünung, die, vom Goldenen Horn kommend, der Küste des Goldenen Vlieses zueilt, erinnerten in unerwarteter Weise

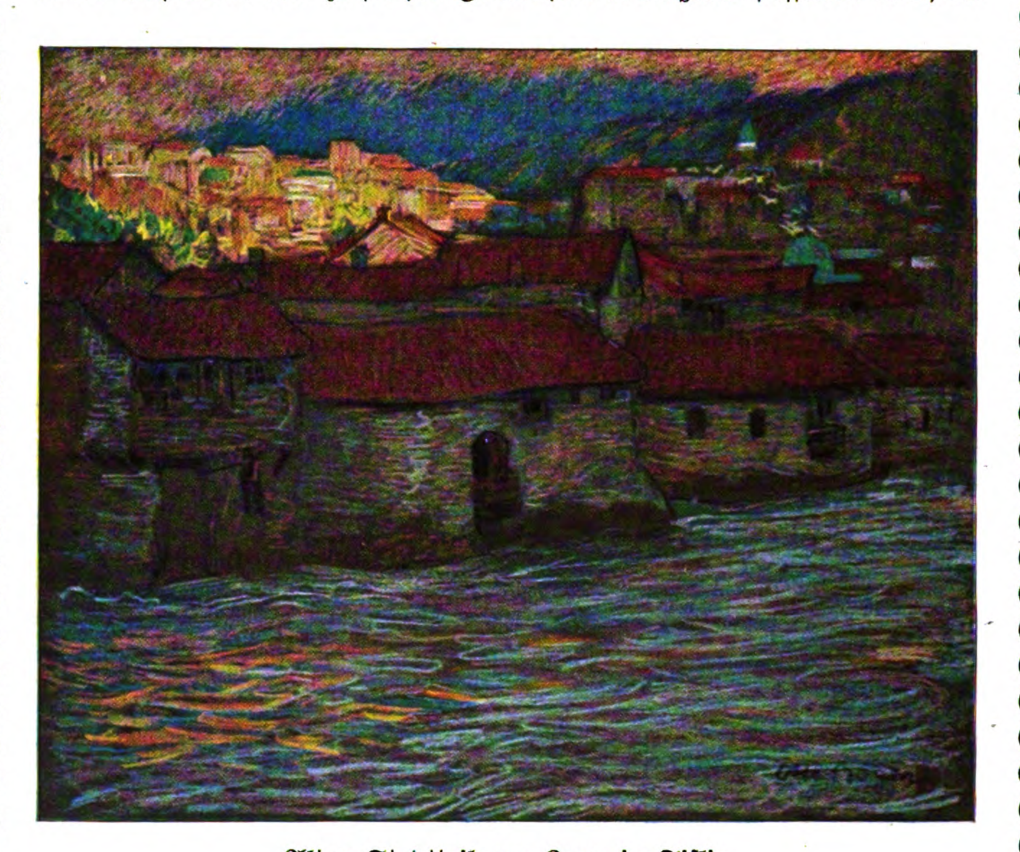
an die unziemlichen Eventualitäten einer Seekrankheit. Und ich hasse diese Eventualitäten, denn sie können dem stärksten Mann Furcht einjagen. Ich hasse überhaupt alle Eventualitäten! Gott sei Dank! Ein Hafen! — Das Schönste an einer Seefahrt ist die Einkehr in einem Hafen, ist ein Spaziergang an Land.

Die blaue Stunde ging neben unserm Schiff her, als es durch das stille Wasser der Bucht von Jalta glitt. Erwartungsvoll, wie vor einem Märchen, standen wir an der Reling und starrten die geheimnisvolle, berückend schöne, fremde Stadt an, die perlmutterschimmernd gleich einem köstlichen Zierat im Kranze die innere Bucht umsäumte. Die Dämmerung ist die beste Freundin des reisenden Phantasten, sie zeigt ihm alles wie durch einen feinen Zauberschleier. Die störenden Geräusche des Arbeitstages mit ihrem ewigen aufdringlichen ora et labora vermögen ihn nicht zu durchdringen, er läßt die Einzelheiten der Erscheinung zu einer großen Harmonie zusammenklingen, aus der das seltsam Wesentliche des Eindrucks in einschmeichelnd schönen Worten zu uns spricht. Erste Eindrücke geben niemals die volle Wahrheit. Immer ist etwas da, das unsre Empfänglichkeit beeinflußt, eine Beleuchtung, die uns die Dinge niemals zeigt, wie sie wirklich sind. Und wenn ich an jenem Abend durch die dämmerig düsteren Gassen von Jalta streifte, wenn die Häuser der alten Türkenstadt mich ansprachen, die Miradore und Balkone mir ihre galanten Geschichtchen erzählten, und merkwürdige Bekanntschaften mir das Abenteuerliche meines Erlebnisses in der Fremde mit prickelnder



Jalta am Schwarzen Meer

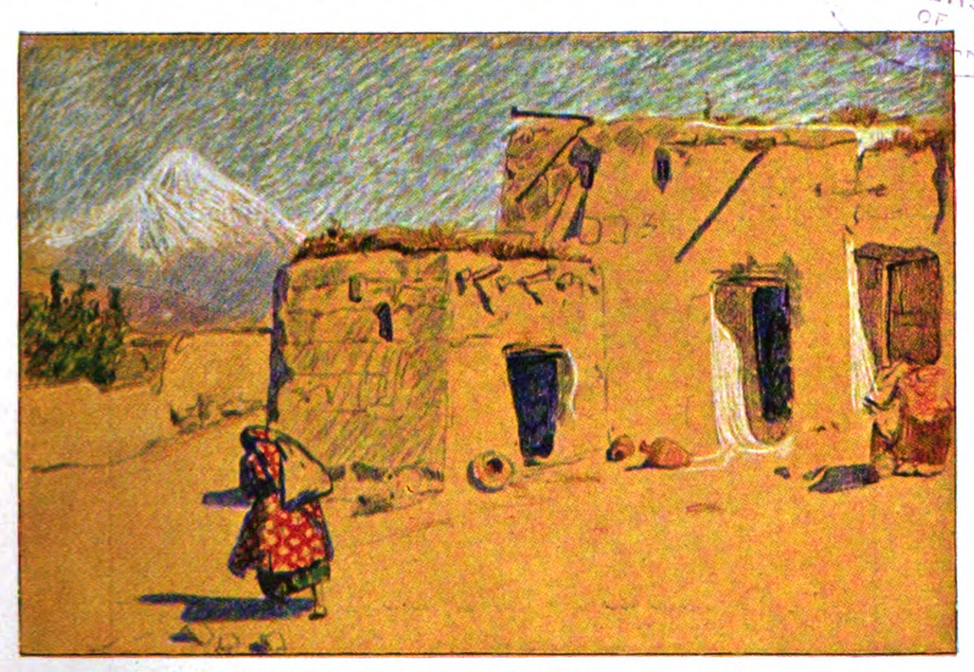
Sensation bewußt werden ließen, so war ich vielleicht ebensowenig dabei, die Reize einer schönen Stadt restlos zu erschöpfen, als am nächsten Morgen in Feodosia, wo glühendes Sonnenlicht ohne Erbarmen die Stillosigkeit der Häuser brandmarkte, wo die Verwahrlosung sich im Staube wälzte und ein räudiger alter Hund mit einem zerrissenen Stiefel im Maul durch die vereinsamten Straßen trabte, ein trauriges Bild schlechter Zeiten und trüber Nahrungssorgen. Ich versuchte zu zeichnen, bedachte aber nicht, daß ich mich in der Nähe der Zitadelle befand. Schon dirigierte eine Schildwache ihre Schritte auf mich zu, aber in blitzesschneller Ahnung dessen, was einem unter Umständen und zu solchen Zeitläuften in Rußland passieren kann, tat



Alter Stadtteil am Kura in Tiflis

ich, als wäre mein Skizzenbuch ein Gesangbuch, intonierte einen Psalter und blickte gen Himmel. Da grüßte mich die Schildwache ehrerbietig und ging vorüber. Ich aber begab mich mit verhaltener Eile an Bord zurück.

Es war noch gut, daß wir im Hafen dinierten, denn als wir ihn verließen, wurde die Dünung schrecklich, und obgleich das Schiff nur minimal schwankte, suchte ich ruhelos auf allen Verdecken den Punkt, dem die revolutionären Umtriebe in meinem Innern und die Schwindelgefühle im Differenzialgehäuse meines Kopfes gewachsen waren; doch ich fand ihn nirgends. Später, als wir uns der Küste von Abchasien und Kutais näherten, wurde es ruhiger; mit innerem Gleichgewicht konnte man sich dem gewaltigen Eindruck der schneebedeckten, hoch in den sonnflammenden Aether emporragenden Elbruskette hingeben und ebenso sein Interesse den trans-



Tatarendorf in Transkaukasien (Kewrak)



Tatarendorf in Transkaukasien (Waschni-Noraschin)

kaukasischen Typen zuwenden, die mehr und mehr unter den Passagieren auftauchten, Kosaken, Grusiner und Lesghier in Tscherkeßka und Kaukaska, alle mit silberbeschlagenen Waffen und hohen Lammfellmützen, daneben zahlreiche Türken in Turban und Pantoffeln.

Batum! Hier begann für uns der Orient, allerdings noch vermischt mit der Kultur abendländischer Fabrikware. Die persische Teestube war durchaus originell bis auf die Tische. In der Mitte plätscherte ein Spring-

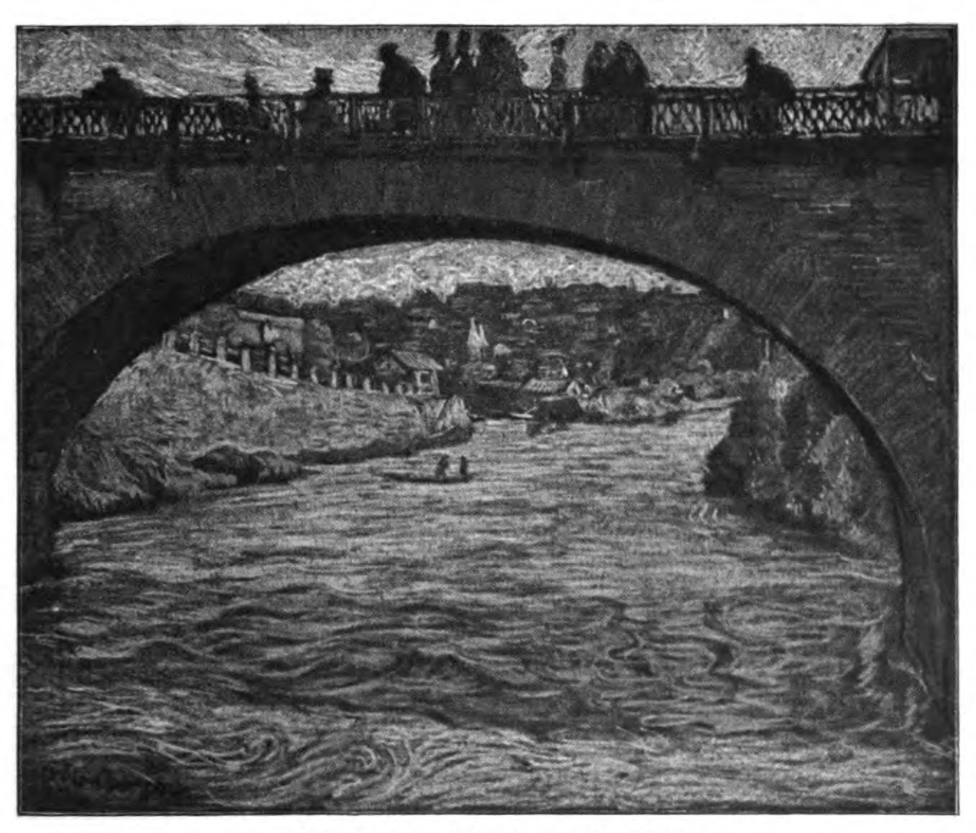


Der Maidanplatz in Tiflis

brunnen, auf seinem Mauerrande standen blank und reinlich die Nargileh. An der Wand hing ein Konterfei des Schahs auf wildstilisiertem Roß, daneben die bunte Abbildung des heilgen Rosenstrauches von Schiras. Perser und Kümmeltürken saßen herum, spielten Karten und saugten gurgelnde Luftblasen durch die Wasserpfeifen. Ihr Benehmen atmete die Ruhe und Behaglichkeit der Kinder Allahs, doch ihr Tabak stank.

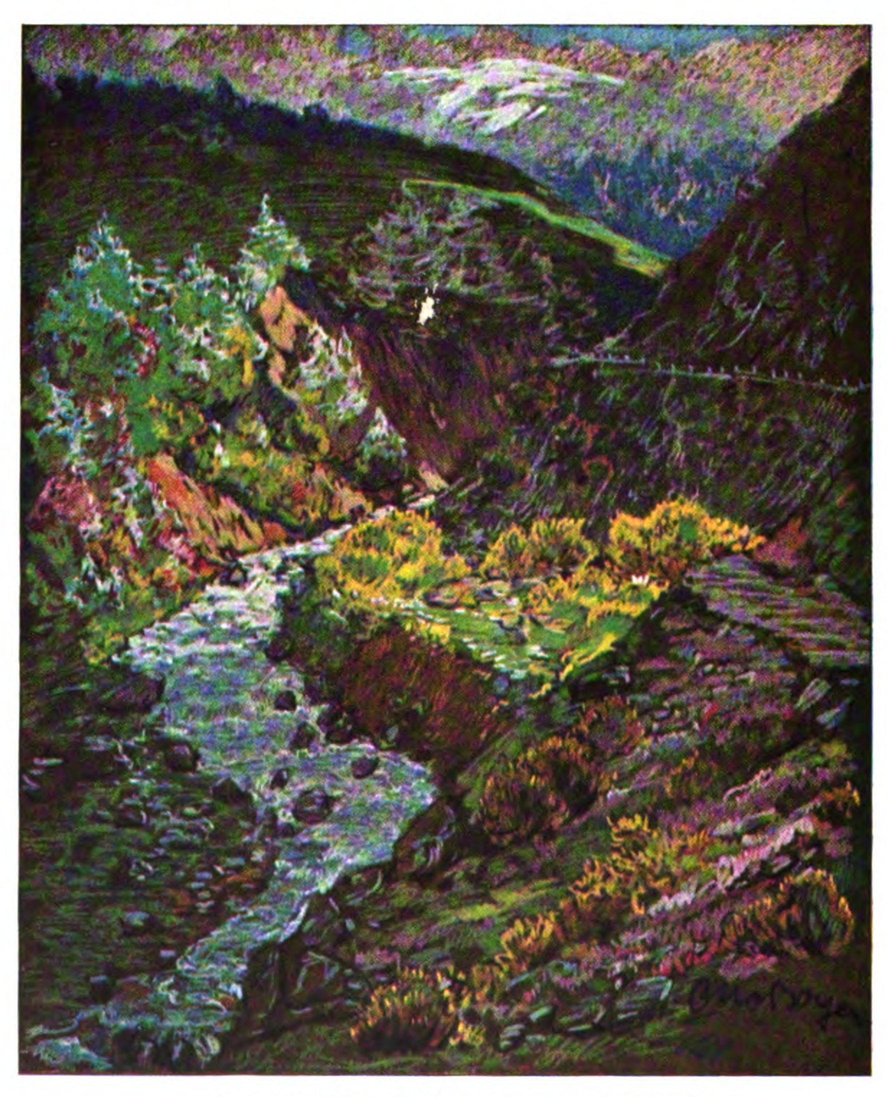
Da war Tiflis, die alte Hauptstadt von Georgien, schon um ein gut Stück asiatischer. Und wenn wir trotzdem angesichts einiger durchaus mitteleuropäischer Geschäftsstraßen Enttäuschung über unser Gemüt kommen

fühlten, so trugen wir selbst die Schuld. Auch ich glaubte, Tiflis schon von früher her zu kennen, und kam mit bestimmten Voraussetzungen hin, mußte natürlich wieder die bittere Erfahrung machen, daß meine Phantasie auch in diesem Punkt schon in zarter Jugend vergiftet worden war. Das hatte ein alter Holzschnitt auf dem Gewissen, der, von der Hand eines kühnen Romantikers, mit erheblichem Aufwand an weidenden Kamelen, Nomadenzelten und elenden Hütten Tiflis als Ausgangspunkt großer Karawanenzüge zu charakterisieren bestrebt war und, glaube ich, außerdem noch in bewegter Weise darstellte, wie häßliche Tataren schöne Georgierinnen geraubt haben und mit großer Genugtuung davonreiten. Das machte jedenfalls tiefen Eindruck auf mein damaliges Pennälergemüt. Denn bei allen weiten und gefahrvollen Reisen, die ich in der Geographiekunde mit dem Zeigefinger auf Andrees Schul- und Handatlas unternahm, machte ich Tiflis zur Operationsbasis für meine Einfälle in das heilige Land des Ormuz und Ariman. — Wenn man den neuen Stadtteil hinter sich läßt und die Brücke passiert, unter der die lehmfarbene Flut des Kura in tollen Strudeln, reißend wie ein menschenfressendes, wildes Tier hindurchsaust, so ist man bald im ältesten Teil, dem „Bazar du Diable“, der seinen Namen nicht zu Unrecht führt. Hier haben die grusinischen Silberschmiede ihre winzigen Werkstätten; alte und neue Waffen sowie verführerische Schmuckstücke kunstvoller Silberarbeit spekulieren auf solvente Geldbeutel. Hier sind die großen persischen Teppichmagazine, in denen man, wenn man Glück hat, manches interessante Stück finden kann, im allgemeinen aber wenig davon



Brücke über den Kura in Tiflis

merkt, daß in Persien die Todesstrafe auf Einführung von Anilinfarben steht. Hier ist die Gasse der Kürschner; da werden die turmhohen Pelzmützen angefertigt und sind die Lehrbuben besonders unausstehlich. Und hier ist endlich auch der Ort, wo im roten Jahre 1905 sich die wüstesten Greueltaten zwischen Tataren und Armeniern begaben. In der Mitte des Basars, auf dem Maidanplatz, dem Zentrum des Völkerverkehrs von Tiflis, wo Grusiner, Lesghier, Tataren, Armenier und Perser stets in auserlesenen Typen vertreten sind, kann der aufmerksame Beobachter in Türen, Fensterladen und Wänden noch zahlreiche kleine, ominöse Löcher entdecken, die ihr Dasein dem ungestümen Blutdurst einer Revolver-, Karabiner- oder Browningkugel verdanken. Damals galt ein Menschenleben 15 Kopeken, nicht viel mehr als eine Patrone. Der Kurs ist seitdem dank des mit großer Strenge gehandhabten Kriegszustandes und der unzähligen Posten, die mit aufgepflanztem Seitengewehr alle hundert Schritte die Straßen zieren, auf 65 Kopeken



Darratschitschak (die „Blumenschlucht")



Der Ararat

gestiegen. Das ist relativ wenig, die lassen sich eventuell noch erschwingen, und darum ist es nicht ratsam, in Tiflis sich Feinde zu machen. Es ist erstaunlich, wie rücksichtsvoll Arbeiter und Angestellte von ihren Vorgesetzten behandelt werden. Wie leicht könnte sonst einmal ein Unglück passieren, und es gibt wunderbar verschwiegene Orte in Tiflis. Die unheimlichen Strudel des Kura flößen sogar bei Sonnenschein Schrecken ein; was da zufälligerweise hineingerät, sieht man schwerlich jemals wieder. Als harmloser Kunstmaler auf der Wanderschaft empfindet man freilich diese Unsicherheit nicht in dem Maße wie der mit Freunden und Feinden reichlich begabte Bürger, doch sowohl dessen schauerliche Erzählungen als auch die russische Depression, die jede freie Entfaltung malerischen Lebens verhindert, lassen bald den Wunsch aufkommen, der Stadt am Kura den Rücken zu wenden. Ich war froh, als unsre Automobile hergerichtet im Hof des Hotels standen, um uns südwärts zu bringen. Meine Gefährten erklärten eines Abends: „Morgen früh punkt sieben Uhr fahren wir ab, Sie müssen sich bereithalten!"

Ja, mit dem „bereithalten" fängt das Automobilfahren immer an, und dann kommen die großen und kleinen Ueberraschungen. Daß man sich stundenlang, verpackt, als ob es eine Nordpolexpedition gelte, bereit hält und sich wundert, warum es nicht losgeht, ist noch gar nichts. Wenn die Reifen stets dort platzen, wo die Gegend ausgesucht langweilig ist, wenn der Wagen alle dreißig Schritte im Schlamm stecken bleibt und Pferde, Ochsen oder Muselmänner geholt werden müssen, dann, o Freund, bist du auf einer



Mondhelle Nacht in einem Tatarendorf (Kewrak)

„Expedition“ per Automobil. Man wird auf einer solchen Reise sehr genügsam, kehrt zum simple life zurück. Und das Kampieren im Zelt, wozu man in Transkaukasien bei dem Mangel an Gasthäusern gezwungen ist, hat auch seine Reize. Einer von ihnen ist zunächst der, daß es bei der Hitze am Tage des Nachts so infam kalt sein kann. Die sechs Decken, die man auf sich gehäuft hat, helfen gar nichts, denn Decken haben Eigenbewegung, das ist für mich ein Axiom. Außerdem gibt es auf jenem alten Kulturboden noch Ameisen, Moskitos, Zecken, Erdflöhe und giftige Wanzen, die diese Eigenbewegung in raffinierter Weise für ihre Zwecke auszunutzen verstehen. Es ist nicht so einfach, sich die herrlichen Genüsse zu erschließen, welche die Berge und Täler von Transkaukasien bergen. Doch dankbar erweist sich auch hier die Natur und lohnt hundertfach jede Mühe. Wenn in den Niederungen am Kura die Sommersonne schon das grüne Leben zu versengen beginnt, prangt in den Bergen noch der Frühling in allen Farben und feiert seine bunten Feste. Die lichten Matten sind bedeckt mit Blumen aller Art, von den bewaldeten Hängen grüßen herüber blühender Rot- und Weißdorn, Wildapfel und Wildkirsche. Schneefelder auf den Bergen leuchten in unberührter Weiße, Gießbäche schäumen hochgefüllt mit eisigkaltem Wasser, und hoch oben über den Schluchten bei den Wolken kreisen Adler.

An tiefen Abgründen vorbei führt die Straße in unzähligen Kehren hinauf, dann vorbei an der stahlblanken Fläche des Goktschasees; inmitten seiner Schneeberge, in einer Höhe von fast 2000 Metern liegt er in einsam sonniger Stille, blau, wie wenn ein Stück Himmel dort ausgebreitet

wäre. Und dann geht es über die langgestreckten Höhen von Eriwan hinab in die Ebene durch kurdische und persische Dörfer, die malerisch mit ihren Lehmhäusern und Pappeln irgendein Flüßchen zieren.

Es war nicht immer leicht, dort ungestört zu arbeiten und vor allem auch einige der Einwohner mit aufs Papier zu bringen. Ein Maler, der mit lauerndem Blick auf Beute ausgeht, erscheint harmlosen Ignoranten entweder als zweifelhaftes Individuum oder als ein Beamter mit irgendeinem höheren, geheimnisvollen Auftrag, vor dem man in jedem Fall sehr auf der Hut sein muß. Sagt man ihnen, man wäre Maler, so lächeln sie verständnisvoll und finden dies eine vorzügliche, witzige Ausrede, mit der man jedoch nur Leute täuschen könnte, die altbacken und von gestern wären.

Leider zwangen mich die unsicheren Verhältnisse dazu, stets die Repetierpistole handlich umgeschnallt zu tragen. Das sowohl wie mein Umherspionieren und Beobachten ließ mich den Leuten als in hohem Grade verdächtig irgendeines Exekutivauftrags erscheinen, und da sich keiner im Besitz eines unzweifelhaft reinen Gewissens befand, so verduftete alles mit Blitzesschnelle aus den malerischsten Posen um die nächste Ecke, sobald ich mich nur sehen ließ. Ich war mit meiner Skizzenmappe immer ganz allein auf der Straße, es war zum Weinen. Schließlich fand ich einen Ausweg. Ich suchte die Teestuben auf und trachtete durch vorsichtiges Anbiedern die Dorfältesten von der Friedlichkeit meiner Absichten zu überzeugen. Gelang mir dies, so konnte ich Modelle haben, soviel ich wollte.



Am Ufer des Araxes

Vor wieviel Jahrtausenden mögen die Leute dort unten, wo die Wiege unsrer Rasse stand, ihre Häuser schon in derselben Weise gebaut haben, wie sie heute noch allgemein üblich ist! Lehm, nichts als Lehm, zusammengetragen und aufgetürmt; wie Absonderungen einer riesigen, vorgeschichtlichen Termitenart. Ganz in der Farbe der Erde bieten diese wahrhaft bodenwüchsigen Ansiedelungen mit ihren Pappeln und Akazien in den verschiedenen Beleuchtungen ganz eigenartige Bilder. Wenn spät am Tage es still in den Straßen geworden ist, wenn die Teestuben geschlossen sind und die orientalische üppige Nacht ihren sternbestickten Mantel ausgebreitet hat, dann werden die Häuser lebendig. Ueber die Gassen herüber und hinüber flüstern sie einander zu. Sie scheinen sich leise anzustoßen und kichernd nach mir hinzusehen, der ich Gewehr im Arm bei den Automobilen Wache stehe. Eines schaut mit listigem Gaunerauge diebisch um die Ecke, vor dem muß man sich in acht nehmen, eines träumt ganz in sich versunken, nimmt keine Notiz von dem Gespött der Nachbarn und scheint in mechancholischer Verdöstheit einem fernen, verlorenen und monotonen Gesang zu lauschen; und wieder ein andres ist entsetzlich müde und gähnt mich unaufhörlich an, das will mich offenbar ärgern. Ich stehe regungslos im Schatten, leise gurgelt es in meiner Tabakspfeife, und mein Blick verliert sich in dem Gewebe, das der Vollmond mit Glast und Nebelfäden von den träufelnden Sternen zur Erde spinnt. — Eine dunkle, vermummte Gestalt drückt sich um die Ecke, nimmt Richtung an der Mauer vorbei auf unser Lager zu — neugierig oder in böser Absicht; ich huste vernehmlich und lasse den Büchsenlauf im Mondlicht flimmern — verschlungen vom Boden die Gestalt. Hinten weit hastiges Geklapper sich eiligst entfernender Pantoffeln. —

Und bei Tage, wenn die Sonne mit ganzer Macht auf den Lehmwänden glüht, wenn das Auge keinen Ruhepunkt und Halt findet in der Ueberfülle von Licht, darin die Formen, die Gegenstände verschwinden, und nur ein winzig schmaler Schatten ihre Existenz verrät, dann vervollständigt das typische Bild jener Dörfer noch die gleißende, schneebedeckte Spitze des Ararat. Weithin sichtbar steht er in der Ebene, ein Wahrzeichen des „neuen Bundes", wie ein Symbol unsers Manvantaras, ein regelmäßiges Dreieck, zur Hälfte umblaut vom Dunst der Erde, die Spitze rein und weiß, hineinragend in die unendlichen Reiche des Himmels; schöner, viel schöner als der gerühmte heilige Fusijama der Japaner.

Die Leute am Fuße des Berges erzählten sich noch viel von Noah, dem Stammvater der Menschen, als ob es ihr Groß- oder Urgroßvater gewesen wäre. Auf einer Höhe mit Resten der alten armenischen Festung aus Lehmmauern, die man eintreten kann und in deren Löchern giftige Skorpione und Schlangen hausen, da liegt das Grab des greisen Zechers, halb in der Erde, ein Tonnengewölbe in der Richtung von Osten nach Westen. Schriftzeichen vieler Völker bedecken im Innern die einfachen Wände. Und wenn man hinaustritt, so steht man an einem tiefen Abhang. In der Ebene zwischen mächtigen Maulbeerbäumen färben sich die Trauben unter den Strahlen einer ewig lachenden Sonne, und darüber hinweg schweift der Blick zu den leuchtenden Schneefeldern des heiligen Berges.

Wir sind nahe der persischen Grenze. Einige Kilometer noch und vor uns ziehen die Fluten des Araxes. Sand- und Kiesbänke bilden darin lange Zungen und Inseln, an den ausgewaschenen Lehmufern sehen wir deutliche Spuren davon, welche gewaltigen Wassermengen zur Zeit der Schneeschmelze und nach langen Regengüssen sich hier in reißendem Laufe vorüberwälzen, und vom andern Ufer grüßen die Schneeberge der persischen Provinz Aderbeidschan.

Die Puppe

Nach einem Gemälde von Franz von Stuck

Gasthausstudien

Von

Otto Weiß

Freundschaften

Prost!" — „Prost!" — wieder „Prost!" und nochmals „Prost!" So schallt's aus tausend und abertausend Gasthäusern und pokulierenden Privatgesellschaften. Da erst merkt man so recht, wie gern die Menschen einander leben lassen — so lang sie zechen. Und wie erhebend ist's, wenn so ein wohlgelaunter Trinker, oft schon nach dem „fünften Schoppen", sich plötzlich einem andern zuwendet, der schon den „Zehnten" hinter sich hat, um ihm herzlichst den Bruderschaftstrunk anzubieten — der auch herzlichst angenommen wird! So trinken denn beide „ex", umarmen sich innigst und sagen nun einander „Du", das schöne, traute Du! ..... Von diesem Abend ab ändern sich selbstverständlich ihre gegenseitigen Beziehungen gründlich. Schon im Verlauf weniger Wochen ist aus der ehemaligen kühlen, gemessenen Höflichkeit eine gemütliche, zwanglose Grobheit geworden. Sonst allerdings blieb in den Gesinnungen und Gefühlen, die beide füreinander hegen, alles gleich. Was will man denn aber noch? Die Intimität ist ja da, nimmt mehr und mehr zu ... bis sie endlich so weit gediehen ist, daß beide einander am liebsten wieder „Sie" sagen möchten. Ja, wenn es nur so leicht auszusprechen wäre, das „Sie" nach dem „Du"! Es geht eigentlich gar nicht. Der Rückzug wäre für beide zu beschämend. Da ist's immer noch besser, sich gegenseitig nach Möglichkeit auszuweichen. Was auch in taktvollster Weise geschieht. Begegnet man einander dennoch, nun, so sorgt man nach besonders freudiger Begrüßung dafür, daß die Begegnung aus „Mangel an Zeit" nur flüchtig sei. Einige Redensarten werden stilisiert, in denen das Fürwort „Du" möglichst selten vorkommt ... anstandshalber bleiben beide noch eine Minute länger stehen, als beiden lieb ist ... dann noch einige warme Abschiedsworte ... und beide sind wieder allein .. atmen erleichtert auf ... beschleunigen ihre Schritte, als fürchteten sie, einander gleich wieder zu begegnen ... und dahineilend, gedenken sie schmerzlich jener wein- und unseligen Laune, die es „damals" fertigbrachte, sie in „Brüder" zu verwandeln!

Stammtisch

Am Mittwoch abend ist das „Extrazimmer da drüben" für eine Stammtischgesellschaft reserviert. Schon seit zwei oder drei Jahren. Lauter nette gebildete Herren sind's, die in freundschaftlichster Weise miteinander verkehren. Daß einer dem andern weder Erfolge noch sonst etwas besonders Gutes gönnt, ist Nebensache; Hauptsache ist „die Gemütlichkeit", mit der gegessen, getrunken und geplaudert wird. Worüber man plaudert? Mindestens über alles; wobei fast jeder seine Meinung äußert: natürlich die eigne, entnommen seinem Leibblatt, seinem Bücherschrank. Dadurch kommt's zeitweilig zu Polemiken, die aber bei aller Lebhaftigkeit doch gemäßigt bleiben. Für Fachliches sind auch hier, wie an vielen andern Stammtischen, mehrere Autoritäten vorhanden, deren maßgebendes Urteil so lange Geltung hat — bis die Gesellschaft auseinandergeht. Selbstverständlich werden auch viele Anekdoten erzählt. Wer könnte sich einen Stammtisch ohne Anekdoten denken? Darunter wetteifert bisweilen eine mit dem saftigsten Saftbraten an „Saftigkeit". Wenn die serviert wird, dann halten sich alle Zuhörer, selbst die magersten, den Bauch vor Lachen: der Arzt, der Advokat, der Ingenieur, der Kaufmann, der Künstler, der Philosoph. Sogar der Philosoph! Er, der sonst die ernstesten und schwierigsten Probleme behandelt — er, aus dessen Gehirn die abstraktesten Abstraktionen in Mengen hervorschießen wie Strahlen aus einem Springbrunnen — er, der intellektuell ge-

nommen der angesehenste in der ganzen Gesellschaft ist, weil deren Teilnehmer von seiner abgrundtiefen Philosophie ebensowenig verstehen wie er selbst!

Wie erwähnt, existiert dieser Stammtisch schon zwei, drei Jahre. Nun aber dürften seine Tage bald gezählt sein. Auf Anregung einiger Herren nämlich, deren Frauen es schon längst wurmt, daß ihre Gatten sich am Mittwoch lieber auswärts unterhalten, als zu Hause langweilen, wurde jüngst der Beschluß gefaßt: „Jeder verheiratete Teilnehmer des Stammtisches kann, wenn er will (das heißt wenn er muß), künftighin seine Frau mitbringen.“ Dieser Beschluß wurde gefaßt! Malen Sie sich's einmal aus! Ein Dutzend Frauen an einem Stammtisch vereinigt! Die Verschiedenheit des Alters, des Einkommens, des Wuchses, der Wohnungen, Frisuren und Blusen! Dazu die Gleichheit der Rivalitäten, Ansprüche und Empfindlichkeiten! Wie lange kann das gut tun? Wahrlich, man braucht kein Tischler von Fach zu sein, um vorauszusagen, daß so ein Tisch bald aus dem Leim gehen muß!

Herr Wirt und Frau Wirtin

Die schönen Zeiten, da der Wirt seinen Gästen eine Prise anbot, sind vorüber! Das zwanzigste Jahrhundert schnupft fast gar nicht mehr. Also begrüßt der moderne Wirt seine Gäste tabaklos — ganz höflich oder halb höflich oder mit alleruntertänigstem Bückling — je nach der sozialen und finanziellen Stellung derer, die eben ihre Gabel ins Fleisch stecken oder ihr Glas an den Mund setzen. So soll es ja sein. Ein kluger Wirt erinnert sich täglich dessen, was er seinen verschiedenen Gästen, wenn auch nicht täglich dessen, was er seinen verschiedenen Lieferanten schuldet. Jenen schuldet er Freundlichkeit, Achtung und Hochschätzung — und solche Schulden begleicht man stets lieber und leichter als andre. Darum ist auch im Speisesaal die Miene des Wirts selbst dann sonnig und licht, wenn sie eine Minute vorher in der Küche trüb und finster war. So oft er sich zeigt, merkt man ihm eines vor allem an: Er sieht gern viele Gäste bei sich, obgleich er viele darunter nicht gern sieht. In manchem Restaurant jedoch ist der Chef nur selten sichtbar. Solchenfalls pflegt ein „Geschäftsführer“ da zu sein, der vertretungs- und verbeugungsweise von Tisch zu Tisch geht, sich davon überzeugt, ob alles klappt — auch in aufmerksamster Weise Reklamationen entgegennimmt, die oft prompt ignoriert werden.

Um den guten Ruf ihres Lokals sind natürlich alle Wirte besorgt; oft mehr als um ihre Keller, in denen gar so viele Weine lagern, deren Güte zweifelhaft ist. Nun, was der Qualität mangelt, das ersetzt ja die Marke! Mit Weinen ist's wie mit Kunstwerken: das liebe Publikum sieht die Etikette genau an, ehe es darüber ins klare kommt, ob ihm das Getränk, das Gemälde, die Oper, das Drama „sehr“ oder nur „soso“ oder „gar nicht“ zusagen wird. „Verständnis“ nennt man das. Damit rechnen sie auch sehr, die Weinfabrikanten und Künstler, die Wirte und Kunsthändler. Du lieber Himmel, was sollte auch aus ihnen werden, wenn das Publikum nur den Inhalt beurteilen wollte und könnte, ohne sich um die Marke zu kümmern! Ein merkantiler Krach ohnegleichen wär's. Gottlob, derlei ist noch lange nicht zu befürchten!

Bier wird selbstverständlich mehr getrunken als Wein, schon der Billigkeit wegen. Darum trägt auch das Bier größere Schuld als der Wein an dem weitverbreiteten Alkoholismus. Dieser wird jetzt vielfach und energisch bekämpft; natürlich mehr in Broschüren, Vorträgen, Zeitungsartikeln als in Gasthäusern. Daselbst sind im Gegenteil die Gäste dem Trinkzwang unterworfen, entweder durch den Gastwirt oder durch den Durst. Man kann aber auch nicht verlangen, daß der Wirt selbst für die Enthaltsamkeitsbewegung agitiere. Auch dann wäre er kein Abstinenzler, wenn er für seine Person zur Erhaltung der Frische und Gesundheit keinen Tropfen Wein oder Bier zu sich nähme. Weine und Biere werfen ihm ja den größten Nutzen ab, mehr als Speisen und noch weit mehr als Trinkwasser. Er muß also zu jener hygienischen Ueberzeugung gelangen, die ihn veranlaßt — seine Frau zu veranlassen — daß sie die Köchin veranlaßt — die Speisen möglichst stark zu würzen, damit dies die Gäste veranlaßt — möglichst viel zu trinken. Seine Ansicht ist also die: „Der Alkohol ist und bleibt unschädlich, solang er mir Nutzen bringt.“ Wen solche Logik befremdet, der vergißt eben, daß Tausende von menschlichen An-

sichten nicht anders begründet sind als eben diese. Ja, wetten möchte ich, daß jeder von uns mindestens drei derartige Ueberzeugungen hat!

*

Ungerecht wär's, wollten wir uns hier nicht auch der lieben, biederen Wirtin des Landgasthauses erinnern, die uns zu herzlicher Begrüßung ihr übergroßes Händchen darreicht, noch ehe wir an einem Tische Platz genommen — die uns gleich nach der Mahlzeit zu Mitwissern der Schicksale aller Ortsbewohner macht — und sich dabei auch angelegentlichst nach unsern Verhältnissen erkundigt, namentlich in bezug auf unsre „Verhältnisse". Eine freundliche, glanz- und rotbäckige Frau; nicht mehr in den guten Jahren, doch wenigstens in den besten. Ihr Aeußeres? Oben sprachgewandt — unten derb auftretend — in der Mitte korpulent. Ihre Lebensphilosophie, an Gesundheit mit ihrem Körper wetteifernd, ist ebenso fest gegründet wie ihr Geschäft, das sie, mit ihrem Manne vereint, schon seit Jahren ausgezeichnet führt. Ueber Welt und Menschen hat sie sich ihre eigne Meinung gebildet, die sie niemand mitteilt. Nur so viel weiß man: Sie unterscheidet hauptsächlich zweierlei Leute: sympathische, die ihre Wirtschaft besuchen, und unsympathische, die „anderswo" einkehren. Einer ihrer Vorzüge fällt besonders auf: ihre Sparsamkeit. Davon könnten Mägde und Knechte gar viel erzählen, wenn sie dies nicht bereits längst getan hätten. Und diese überaus löbliche Eigenschaft verlangt die Frau Wirtin von andern ganz und gar nicht. Im Gegenteil: Gäste, die „viel draufgehen" lassen, sind ihr besonders willkommen. Sie übt also überdies, wie man sieht, die Tugend der Duldsamkeit gegen Andershandelnde. Dazu mag wohl ihre Frömmigkeit etwas beitragen. Oh, sie besucht jeden Sonntag den lieben Gott in der Kirche, wenn nicht gerade dringlichere Geschäfte zu erledigen sind! An der Unsterblichkeit der Seele zweifelt sie so wenig wie an der Sterblichkeit der Hühner und Kälber, die ihr Mann „für den Sonntag" schlachtet . . . Und er, der Gatte, ist ebenfalls durchaus respektabel! Im Dorf schätzt man ihn ebenso hoch wie sein Vermögen: also auf 50 000 Mark. Zum Bürgermeister wollen sie ihn sogar jetzt wählen, so gut geht sein Geschäft! Er hat aber nicht bloß im Dorf, auch „auswärts" viel zu tun. Darum vertritt ihn seine Gattin, wenn er auf den Viehmarkt fährt, als „Zahlkellner". Als solcher macht sie dann, wenn städtische Sommergäste bei ihr gespeist haben, „die Rechnung ohne den Wirt". Dabei ist aber natürlich nicht sie die Enttäuschte; denn die Städter bezahlen, „was verlangt wird" — obgleich die Rechnung doppelt so groß ist, als sie's wäre, wenn die biedere Frau Wirtin sie für Landleute aufgestellt hätte. Ihr Gewissen ist ruhig. Weiß sie doch bestimmt, daß alle Städter viel Geld haben — diese verschwenderischen Müßiggänger, die mit ihrem Nichtstun jahraus, jahrein solch horrende Summen verdienen!

Vegetarismus

Eine Mahlzeit ohne Fleisch und „Getränke"? Für viele ist dies keine Mahlzeit. Sie begreifen daher auch nicht, wozu in dieser Welt vegetarische Gasthäuser existieren. Uebrigens irren sie, wenn sie annehmen, daß alle, die derartige Lokale besuchen, sich zu jener Ernährungsweise und Weltanschauung bekennen, die man „Vegetarismus" nennt. Das ist sicher nicht der Fall. Unter den Gästen vegetarischer Speisehäuser gibt es Leute genug, die nur deshalb dort essen, weil — eine Portion Reis mit Zwetschenmus bedeutend billiger ist als ein Beefsteak mit französischem Salat — und weil der Mensch sich auch an dem satteſſen kann, was ihm nicht besonders schmeckt. Studenten bemerkt man dort, die zwischen zwölf und zwei Uhr mittags zu ihren Schwarzwurzeln und Linsen ein Glas Wasser trinken, um dann zwischen neun und zwölf Uhr abends, nach ihrer Wurst, desto mehr Bier trinken zu können. Andre wieder sind finanziell und körperlich schon so weit heruntergekommen, daß sie in ihrer Verzweiflung — „naturgemäß" leben. Die nennen sich freilich „Vegetarier", bleiben es aber nur so lange, bis ihr Blut wieder reiner, ihre Börse wieder voller geworden ist. Dann, eines Tages, kehren sie wieder zurück zur gemischten Kost . . . und zur gemischten Frauengesellschaft.

In keinem andern Gasthaus wird über Diätetik so viel gesprochen wie im vegetarischen. Mit dieser Wissenschaft wird dort mindestens die Hälfte der Konver-

sation ausgefüllt. Leicht verdaulich ist sie nicht immer; doch kann man sich ihr nur schwer entziehen. Zu viel fachgelehrte Laien sitzen um einen herum — und zu viel diätetische Broschüren liegen um einen herum! Demjenigen kann es da schlimm ergehen, der einem fanatischen Vegetarier in die Hände fällt — oder gar in die Rede —, um einige Einwendungen gegen das allein selig- und gesundmachende Ernährungssystem vorzubringen. Dann beginnt der Apostel in den höchsten Tönen, mit tiefster Verachtung von der „Degeneration unsrer Rasse" zu sprechen, von „bestialischen Instinkten", von „Tierleichen, die der Kulturmensch gierig verzehrt" und so weiter.

Einen Apostel dieser Art unterbrach jüngst sein Tischnachbar, nachdem er dessen Vortrag eine Weile ruhig angehört: „Herr, sagen Sie einmal aufrichtig, fühlen Sie sich zum weiblichen Geschlecht hingezogen?"

Der Fanatiker, verblüfft, wußte einen Augenblick nicht, was er antworten sollte. „Wie kommen Sie zu dieser Frage?" sagte er finster.

„Würde mich interessieren, es zu erfahren; weil ja bekanntlich Frauen nicht aus Gemüse und Obst, sondern aus Bein und Fleisch bestehen."

Donnerndes Gelächter der ganzen viereckigen Tafelrunde ... Der Verspottete aber schleuderte dem Witzbold ein Wort zu, das stärkste im Munde eines Vegetariers: „Sie Rindvieh!" rief er aus.

Damit hatte der wissenschaftliche Disput seinen Höhepunkt erreicht.

*

Typen

Herr A.

Welch glücklichen Ausdruck sein Gesicht hat! Der Teint strahlt, die Augen glänzen, die Zunge tanzt. Heute gab's wieder einmal seine Lieblingsspeise. Soll er sich davon eine dritte Portion geben lassen? Er überlegt — denn wir überlegen stets, bevor wir einer Versuchung unterliegen. Und nachdem er die dritte Portion genossen, fühlt er tiefe Reue — denn solche fühlen wir stets, wenn wir etwas Unvernünftiges oder Unrechtes taten, das uns dann Magendrücken oder sonstiges Unheil bringt.

Herr B. und Herr C.

Zwei Kaufleute. Fast drei Stunden hatten sie auf der Straße über ein „größeres Geschäft" gesprochen, das sie miteinander machen wollten, konnten sich jedoch nicht einigen. Da kamen beide auf eine Idee: „Gehen wir doch wenigstens zum ‚Silbernen Tiger' frühstücken, da aus unserm Handel nichts wird!" Gesagt, getan .... Und nun sitzen beide dort, besprechen natürlich „die ganze Sache" wieder, diesmal aber üppig tafelnd. Oh, diese Kaufleute sind Menschenkenner! Sie wissen, daß es Entschlüsse gibt, die man am ehesten faßt, wenn man gut gegessen und getrunken hat.

Herr D.

Verdrießlich und mürrisch sitzt er da, schon seit einer Stunde. Und voller Langweile blickt er unstet bald hierhin, bald dorthin. Er sieht aus wie jemand, dem es hier unbehaglich ist, und der den Ort doch nicht verlassen will ... Was das nur bedeuten mag? ... Ah, nun errat' ich's: Das ist einer der Familienväter, die sich im Gasthaus so fremd fühlen, als wären sie daheim!

Fräulein E.

In Gesellschaft mehrerer Herren und Damen befindet sich das kleine, graziöse, bewegliche, bildhübsche Geschöpf. Und wie allerliebst sie raucht! Mit echt weiblicher Passion gibt sie sich dieser männlichen Passion hin. Doch sind die kirschroten, leicht aufgeworfenen Lippen ihres Mündchens nicht nur dazu bestimmt, Zigaretten festzuhalten ... Das weiß die Kleine sehr wohl, und man sieht ihr an, daß sie's weiß! ... Allerdings ist es fraglich, ob sie in einigen Jahren das Rauchen ebensogut kleiden wird wie jetzt. Doch darüber macht sie sich keine Gedanken. Ihr genügt es, zu wissen, daß sich an der brennenden Zigarette einer jüngeren Dame die Leidenschaft schon so manchen Mannes entzündete ... Und so fliegen denn zahllose blaue Wölkchen rechts und links in die Luft! ...

Herr und Frau F.

Mit ungewohntem Appetit ißt er heute. „Sie" verstimmt es natürlich. Denn sie gehört zu jenen Hausfrauen, die es nicht leiden mögen, wenn der Gatte an Gast-

hauskost besonderen Gefallen findet. Ihm soll nur das, was zu Hause gekocht wird, schmecken: wenn es auch minder gut gekocht ist, wenn auch die Gattin während des Essens schmollt, klagt oder zankt. Vorliebe für bessere, friedlichere Gasthauskost verrät bei dem Gatten allemal Mangel an Familiensinn, einen atavistischen Rückfall ins Junggesellenhafte. Da sollte er sich doch ein Beispiel an ihr nehmen! Warum lobt sie nicht das Beefsteak, das sie mit so vielem Vergnügen gegessen hat? Eben weil sie häuslich ist. Aus diesem Grund war das Fleisch auch „zu stark ausgebraten"; abgesehen davon, daß die Omelette mit Früchten „überfüllt" ist .. Er widerspricht in keiner Weise. Ihn hat das famose Essen so liebenswürdig gemacht, daß er schmunzelnd zu ihr sagt: „Liebes Kind, du hast recht, wie immer. Was meinst du, wollen wir nicht noch eine Omelette bestellen?"

Herr G.

Ein greiser, stiller Zecher. Sinnend blickt er vor sich hin. Langsam und bedächtig leert er Glas um Glas. So traurig ist sein Gesicht! Wie es scheint, mischen sich in seinem Innern mit dem frischen, hellen Bier . . . alte, trübe Erinnerungen. Vielleicht gedenkt er schöner, vergangener Zeiten, da eine Welt von Enttäuschungen noch vor ihm lag. Ja, einst war er jung! Nun aber ist's vorbei! Wohl manche Leidenschaft durchtobte ihn, wohl viele Kämpfe hatte er zu bestehen, ehe er der stille, weißbärtige Zecher geworden, der dort so ruhig sitzt! . . . Sieh da, sein Kopf senkt sich jetzt auf die Brust . . . Er ist eingeschlafen . . . Jüngere Gäste, die es bemerken, lächeln . . . Tief und laut atmet er, immer tiefer, immer lauter . . . Wer weiß, wie er poetisch nun träumt, während er so prosaisch schnarcht! . . . Doch bald wird sie verflogen sein, die Poesie des Traumes! . . . 's ist schon Mitternacht, und die Pforten des Gasthauses sollen gleich geschlossen werden. Eine Lampe nach der andern wird gelöscht. Eben gehen die letzten Gäste hinaus. Dem Schlafenden nähert sich nun ein Kellner und schüttelt in zartester Weise seine linke Schulter . . . dann die rechte . . . dann nochmals die linke . . . Der Alte schläft und schnarcht weiter . . . Nein, er läßt sich nicht losreißen von seinen schönen Träumen! . . . Wenigstens nicht eher, bis ihn der Kellner durch einen ehrerbietigen Rippenstoß in jene düstere Wirklichkeit zurückbefördert hat, in der nur noch eine einzige Gasflamme brennt!

Herr H.

Stammt aus einem Milieu, wo so manchem Gemüse und Früchte dann am besten schmecken, wenn sie noch nicht saisongemäß sind. Solche Leute, die sonst der Zeit in keiner Weise vorauseilen, im Gegenteil, oft weit hinter ihr zurückbleiben, essen Kirschen am liebsten im März und Aprikosen im Februar. Natürlich gehört viel Geld dazu, um alljährlich „Primeurs" verschiedener Art zu genießen. Herr H. besitzt gottlob das Nötige. Schon längst brachte er's zu einer Rente — zu einer ansehnlichen — und zwar im Verlauf von neun Monaten vor seiner Geburt. Ja, ja, es gibt in dieser Welt frühreife Finanzgenies! . . . Diese Rente ermöglicht es auch Herrn H., die ganze Welt zu bereisen . . . und alles kennen zu lernen, was sie Essenswertes bietet.

Herr J.

Ebenfalls ein Gourmand. Wenn er sich an den Tisch setzt, ist er nie recht hungrig. Dann aber ißt er von kleinern pikanten Gerichten so lange, bis er endlich Hunger bekommt — nämlich das, was er „Hunger" nennt. Eigentlich will er nichts andres, als seinen Appetit reizen; und gelingt dies der Mahlzeit nicht, dann ist er gereizt.

Herr K.

(Hat sich eben von seinem Platz erhoben, seinen Hut aufgesetzt, murmelt vor sich hin:) „Merkwürdig! Es gibt Leute, die noch weiteressen, wenn ich schon satt bin!" (Geht ab.)



Abend

Von

A. Supper

Die Räder schlagen. Hastend trägt der Zug
Mich durch das fremde Land der Nacht entgegen.
Ich bin allein, und auf der Seele Flug
Will sich ein wandermüdes Bangen legen;
Ein Sehnen nach der Heimat, die sie ahnt,
Nach der sie weint bei jedem Abendnahen,
Wie Kinder weinen, wenn der Tag entschwand,
Eh' Kinderschlaf sie tröstend will umfahen.
Rasch stirbt der Tag. In seinem letzten Glanz
Liegt alles Land, das mir vorübergleitet:
Um grüne Wiesen dunkler Hecken Kranz,
Und nun ein See, in Gluten hingebreitet.
Ein Schifflein sah ich treiben auf der Flut.
Weit draußen zieht's. Der Schiffer sucht den Hafen,
Um in der trauten Heimat sichrer Hut
Nach langem, mühevollem Tag zu schlafen.
Ich seh' ihm nach. Mir ist das Herz so schwer,
Als läg' es hoffnungslos in tausend Banden.
Da hör' ich's rufen aus der Tiefe her,
Die niemand kennt: „Sag an, wo wirst du landen?
Wo liegt dein Ziel? Wo endigt deine Fahrt?"

Ich fahre auf. Die Stirne ist mir heiß
Von jähem Schrecken. Wem, wem galt dies Fragen?
Dem Mann im Schifflein oder mir? Wer weiß?
Und könnte ich, galt's mir, die Antwort sagen? —
Stumm bleibt die Seele, schaut mich traurig an.
Ihr ist kein Wissen, ist sonst nichts beschieden,
Als ihre Sehnsucht nach dem Kanaan,
Dem Heimatlande aller Wandermüden.

Die Wolke glüht. Als sel'ge Insel ruht
Sie hingelagert in dem Meer von Flammen,
Und in der goldnen Ferne strömt die Flut
Des stillen Sees mit all dem Glanz zusammen.
Das Schifflein zieht, ein lichter Streif im Kiel
Will meiner Seele seinen Kurs verraten.
Es hastet nicht; doch näher kommt's dem Ziel:
Der fernen Insel mit den Goldgestaden.

Die Räder schlagen. Hastend trägt der Zug
Mich durch das fremde Land der Nacht entgegen.
Ich schließ' die Augen, sah ich doch genug.
Nun mag sich draußen all das Dunkel legen.
Glücksel'ge Fahrt, mein Schiff! Ich hab' ein Zeichen,
Daß wir die sel'ge Insel bald erreichen.





Aus der Renaissancezeit



Altrömischer Ring



Zweite Hälfte des 15. Jahrh.

Der Trauring

Von

Willy Bauer

(Hierzu zweiundzwanzig Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Es ist uns geläufig, den bedeutungsvollen Akt der Eheschließung durch die sozusagen heilige Dreiheit: Kranz, Schleier und Ring mit einem romantischen Schimmer zu umkleiden. Der grünende Myrtenkranz, das Symbol züchtigen Jungfrauentums, der weihevolle weiße Schleier, der die geheimnisvolle Wandlung der Jungfrau zum Weibe andeutet — sie beide, die Griechinnen und Römerinnen schon kannten, reden von der Vergänglichkeit alles Seienden: denn der Kranz wird welk, und der Schleier zerfällt. Der goldene Ring aber, dessen Kreisform die Ewigkeit und Unwandelbarkeit, dessen Edelmetall die Echtheit und Lauterkeit kündet, bezeichnet den rechtlichen und sittlichen Besitz, symbolisiert den ernstlichen Wunsch zweier Menschen, einander anzugehören, miteinander verbunden zu sein auf ewig. Beim Goldring vereinigen sich also Stoff und Form zu sinnbildlicher Bedeutung, die sich mit der Wahrhaftigkeit des feierlichen Versprechens wie mit der Treue der Neigung in Zusammenhang bringen läßt. Indes kann diese in unserm Volke seit Jahrhunderten eingewurzelte Sitte des Ringwechsels weder als einheimische noch ihre heutige, so leicht einleuchtende Deutung als die ursprüngliche angesprochen werden. Diese haben wir nämlich nicht im ethischen Gehalt der Ehe, vielmehr in der Form des Frauenkaufes zu suchen, der bei den Völkern aller Rassen, den Babyloniern, Indern, Juden, Griechen, Römern und Germanen zum Beispiel die ursprüngliche Art der Eheschließung darstellte, einer Form, welche die gesamte mohammedanische Welt, die Polynesier, die Hinterasiaten (Chinesen und Japaner) heute noch kennen. Und mit den Münzen hatten Ringe nicht die Kreisgestalt allein gemeinsam, sondern bei den Aegyptern traten sogar Gold- und Silberringe allgemein an die Stelle des Geldes. Schließlich aber ward aus dem wirklichen Brautkauf ein Scheinkauf, wenn bei den Römern der Bräutigam seiner Auserwählten im Anulus pronubus selbst noch zur Zeit des ausschweifenden Luxus einen schlichten, schmucklosen Eisenreif ansteckt — man beachte die einseitige Ringgabe — und damit dem juristischen Gedanken der Fesselung, der Besitzergreifung Ausdruck verleiht. Daß dieser schmucklose Eisenreif dann in der sinkenden Zeit des Römertums sich in einen zuweilen äußerst wertvollen Goldreif wandelte, kann nicht wundernehmen, wenn wir berücksichtigen, daß er einen Teil der von der Sponsalitia largitas dargebotenen Geschenke repräsentiert. Mußte doch auch bei den Juden, bei denen der Ehebund von jeher einen symbolischen Kauf bedeutete, der Brautring von möglichst hohem Werte und das unanfechtbare Eigentum des Bräutigams sein, der ihn weder als Geschenk erhalten noch geliehen haben durfte.

Auch der Germane aller Völkerschaften „kaufte sich ein Weib", ein Ausdruck, der sich bis ins späte Mittelalter hinein erhält. Dieser Kauf, durch den die „Munt" vom Vater auf den Mann überging, wurde



Silberner Trauring aus der napoleonischen Zeit



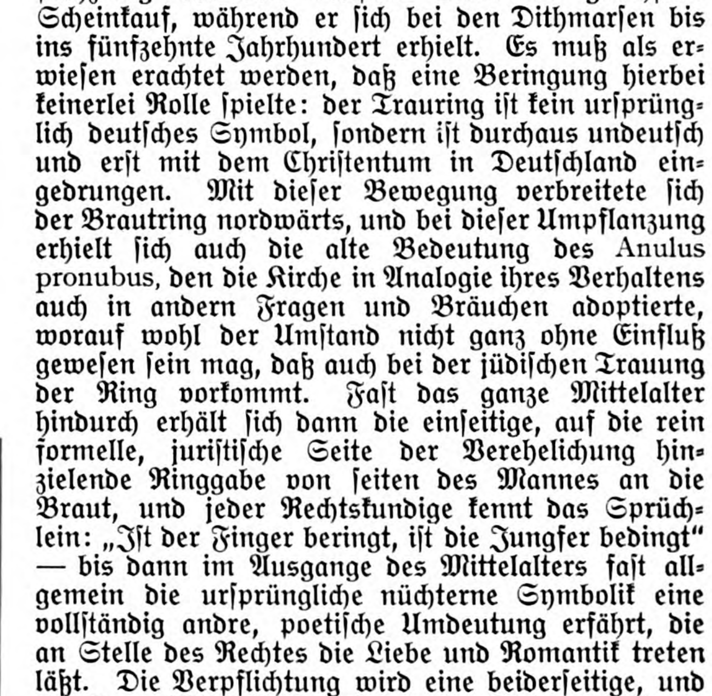
Louis XVI.-Manier



Silberner Trauring aus der napoleonischen Zeit



Ring gotischen Charakters aus dem 13. Jahrhundert



frühzeitig bei den meisten Stämmen gleichfalls Scheinkauf, während er sich bei den Dithmarsen bis ins fünfzehnte Jahrhundert erhielt. Es muß als erwiesen erachtet werden, daß eine Beringung hierbei keinerlei Rolle spielte: der Trauring ist kein ursprünglich deutsches Symbol, sondern ist durchaus undeutsch und erst mit dem Christentum in Deutschland eingedrungen. Mit dieser Bewegung verbreitete sich der Brautring nordwärts, und bei dieser Umpflanzung erhielt sich auch die alte Bedeutung des Anulus pronubus, den die Kirche in Analogie ihres Verhaltens auch in andern Fragen und Bräuchen adoptierte, worauf wohl der Umstand nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein mag, daß auch bei der jüdischen Trauung der Ring vorkommt. Fast das ganze Mittelalter hindurch erhält sich dann die einseitige, auf die rein formelle, juristische Seite der Verehelichung hinzielende Ringgabe von seiten des Mannes an die Braut, und jeder Rechtskundige kennt das Sprüchlein: „Ist der Finger beringt, ist die Jungfer bedingt" — bis dann im Ausgange des Mittelalters fast allgemein die ursprüngliche nüchterne Symbolik eine vollständig andre, poetische Umdeutung erfährt, die an Stelle des Rechtes die Liebe und Romantik treten läßt. Die Verpflichtung wird eine beiderseitige, und die Gegenseitigkeit der Gabe des Verlobungsringes ist die naturgemäße Folge der veränderten Anschauungen. Ein sicheres Zeichen der im modernen Sinne vollzogenen Umdeutung und Umwertung ist es daher überall, wenn an die Stelle des einen vom



Zum Oeffnen eingerichteter Ring aus der Renaissancezeit



Der hierüber abgebildete Ring auseinandergezogen



Renaissancezeit



Silberring aus dem Ende des 18. Jahrhunderts



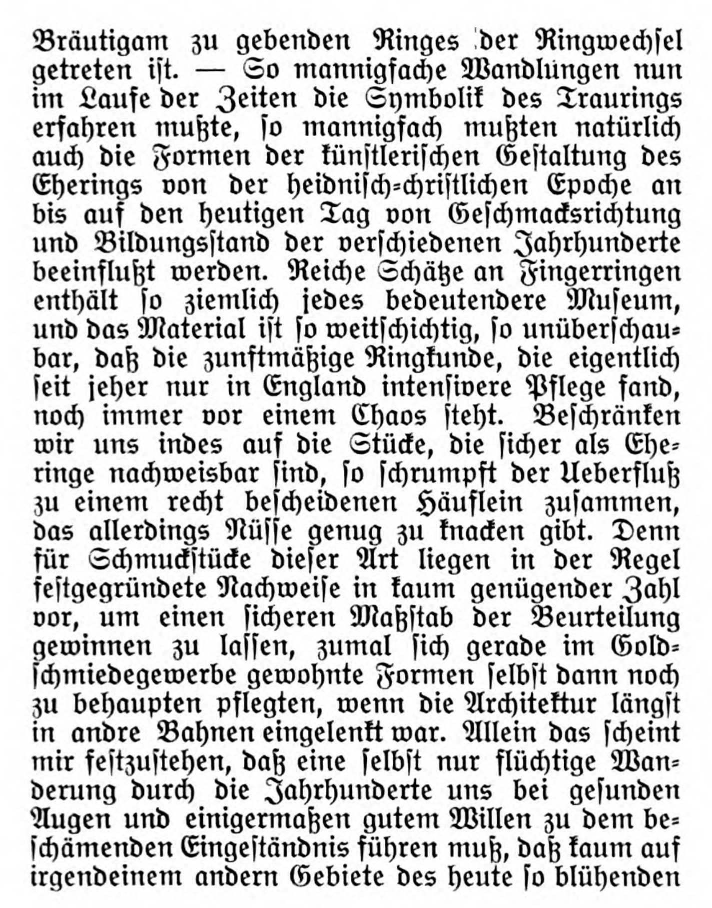
Zum Oeffnen eingerichteter Ring



Symbolisierender Ring



Auseinander zu nehmender Ring



Bräutigam zu gebenden Ringes der Ringwechsel getreten ist. — So mannigfache Wandlungen nun im Laufe der Zeiten die Symbolik des Traurings erfahren mußte, so mannigfach mußten natürlich auch die Formen der künstlerischen Gestaltung des Eherings von der heidnisch-christlichen Epoche an bis auf den heutigen Tag von Geschmacksrichtung und Bildungsstand der verschiedenen Jahrhunderte beeinflußt werden. Reiche Schätze an Fingerringen enthält so ziemlich jedes bedeutendere Museum, und das Material ist so weitschichtig, so unüberschaubar, daß die zunftmäßige Ringkunde, die eigentlich seit jeher nur in England intensivere Pflege fand, noch immer vor einem Chaos steht. Beschränken wir uns indes auf die Stücke, die sicher als Eheringe nachweisbar sind, so schrumpft der Ueberfluß zu einem recht bescheidenen Häuflein zusammen, das allerdings Nüsse genug zu knacken gibt. Denn für Schmuckstücke dieser Art liegen in der Regel festgegründete Nachweise in kaum genügender Zahl vor, um einen sicheren Maßstab der Beurteilung gewinnen zu lassen, zumal sich gerade im Goldschmiedegewerbe gewohnte Formen selbst dann noch zu behaupten pflegten, wenn die Architektur längst in andre Bahnen eingelenkt war. Allein das scheint mir festzustehen, daß eine selbst nur flüchtige Wanderung durch die Jahrhunderte uns bei gesunden Augen und einigermaßen gutem Willen zu dem beschämenden Eingeständnis führen muß, daß kaum auf irgendeinem andern Gebiete des heute so blühenden



Symbolisierender Ring: Die Zahl 3 als Andeutung von Glaube, Liebe, Hoffnung



Luxusring symbolisierenden Charakters



Prunkstück aus der Barockzeit



Renaissancezeit



Silberner Trauring aus der napoleonischen Zeit

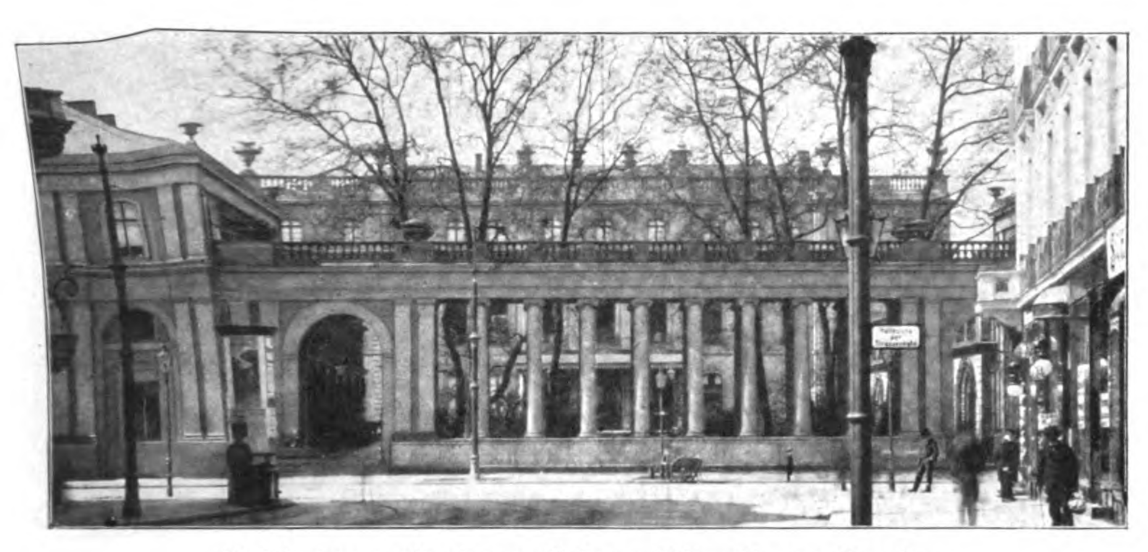
Kunstgewerbes eine solche Verflachung, ja armselige Verödung eingetreten ist, wie gerade bei der heutigen Gestaltung des Traureifens.

Um den Beweis für diese Behauptung zu erbringen, habe ich in den Abbildungen, die diese Zeilen begleiten, eine Reihe von besonders instruktiven Eheringen, fast nahezu lauter Erzeugnisse deutscher Goldschmiedekunst, zusammengestellt, wobei ich mangels jeder Möglichkeit des Nachweises, daß Trauringe etwa vor dem zwölften Jahrhundert in unsrer heutigen Auffassung als Symbol der Treue und ewigen Zusammengehörigkeit verwendet wurden, davon absehen mußte, über diesen Zeitpunkt hinaufzugehen. In dem Auf und Nieder der kunstgewerblichen Kultur der Jahrhunderte aber, von der Minnesängerzeit an bis zum Zeitalter des lenkbaren Luftschiffes, läßt sich ein steter Wechsel in der Mode der Trauringe, in der Bedeutung ihrer Symbolik und im Geschmacke ihrer Träger feststellen. Nach den klaren, einfachen Formen, die der aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Ring aufweist, sehen wir, wie im Zeitalter der ritterlichen Kultur und der Renaissance die Poesie ins Handwerk einzieht und die Kunst auch alle gewerblichen Schöpfungen durchdringt. Wir sehen weiterhin, wie im Zeitalter des Barocks und des Rokokos das dekorative Nebenwerk, das schmückende Detail zur Hauptsache wird, bis dann im weiteren Verlauf der Entwicklung die Beschränktheit der äußeren Verhältnisse zu einer gewissen Nüchternheit neigen läßt, die ihren Ausdruck in den zwar soliden aben steifen und dürftigen Formen der Empire finden läßt. Seit etwa achtzig Jahren aber ist ein bedauerlicher Stillstand in der Ausgestaltung des Eherings zu verzeichnen. Offenbart sich doch die einzige Geschmacksreform auf diesem Gebiete in bald größerer, bald kleinerer Höhe und Breite des Reifens oder hohen Kugelfassons! Wenn aber gar am Niederrhein derzeit Modelle bevorzugt zu werden scheinen, die den Gardinenringlein in ihrer armseligen Dürftigkeit nichts nachgeben, dann muß man sich fragen, ob der Zweck des Traurings denn lediglich in der größtmöglichen Unauffälligkeit oder etwa doch noch in höheren ethischen Momenten zu erblicken sei. Dann sollte solch ein Ring der Hand doch wohl auch etwas ästhetischen Schmuck verleihen, ein Zweck, den der glatte Reif im Höchstfall an einer durchaus schönen Hand erfüllen kann. Und wo steht ferner geschrieben, daß nur ein glatter Reif das Symbol ewiger Liebe und Treue bedeuten könne? Ist nicht vielmehr durch die ganze Entwicklung das Gegenteil erweislich? Oder vermag endlich der Deutsche von Anno 1909 nicht mehr so viel aufzuwenden, um einen wahrhaft künstlerisch geformten Ring erwarten zu dürfen? Die wahre Ursache zum Verfall des Geschmackes ist vielmehr im Goldschmiedegewerbe selbst zu suchen, das vom Industrialismus überwuchert ist und Künstler braucht, die selbst wieder entwerfend und ausführend ans Handwerk gehen. Nur mit Nutzen könnte sich die heutige Kunstindustrie dem Studium antiker und mittelalterlicher Vorbilder, wie ich sie gezeigt habe, zuwenden: denn wir verlangen analog den sonstigen Veredelungsbestrebungen unsrer Zeit dem heutigen künstlerischen Empfinden voll entsprechende Form. Und auch heute gilt noch, worüber Schneider schon vor dreißig Jahren Klage führen mußte: „Daß unsre modernen, jeder künstlerischen Ausbildung entbehrenden Reife eigentlich nur so und nicht geschmackvoller ausgestaltet sein dürften, ist doch gewiß weder durch Herkommen noch durch Gesetz vorgeschrieben."


Jüdischer Trauring (15. 16. Jahrh.)


Aus der Renaissancezeit


Der Ring des Frangipani



Palais des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen

Die Wilhelmstraße in Berlin

Von

Arnold Kollmer

(Hierzu zwölf Abbildungen nach Zeichnungen von G. Brandt und photographischen Aufnahmen)

Unter den Großstädten Europas ist keine so wenig vom Zauberhauch der Geschichte umwittert wie Berlin. Nach Emporkömmlingsart hat sich die Stadt in unziemlicher Eile, oft recht verständnislos, Warnerstimmen zum Trotz, ehrwürdiger Zeugnisse ihrer Vergangenheit entledigt und die Patina des Alters, wo sie bestand, weggeputzt. Kaum eine der älteren Straßen ist dieser Wandlung entgangen, selbst die in dem verhältnismäßig jungen Stadtteile der Friedrichstadt gelegene Wilhelmstraße nicht, die in sanftgeschwungenem Bogen von Norden nach Süden läuft, von ihrem Anfangspunkt Unter den Linden bis zum Bellealliance-Platz. Und doch hat sie in einem ihren Charakter bewahrt: ihre nördliche Hälfte war von jeher den Ministerien, den Prinzen und den oberen Ständen vorbehalten, im andern Teil war die Bevölkerung stets gemischt, und erst mit dem Steigen der Grundstückpreise hat sie einen Einschlag von reichen Leuten erhalten. Dieses untere Straßenende heißt noch heute bei älteren Stadt-



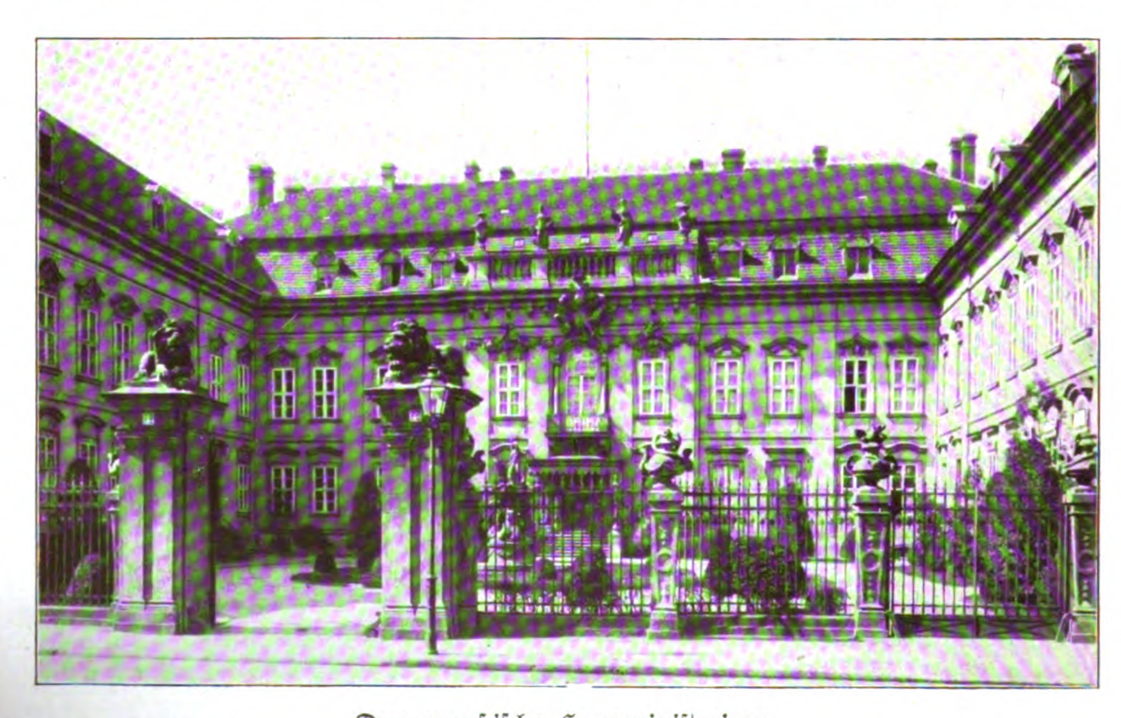
Der Schutzmann, besonders zahlreich in der Wilhelmstraße zu treffen

kundigen die kleine oder böhmische Walachei.

Böhmisch-mährische Brüder hatten sich hier um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herum zuerst niedergelassen; hier hausten arme Weber zwischen den Soldaten des Königs Friedrich Wilhelm I. und des Alten Fritz. Ihr Quartier waren jene noch in den siebziger Jahren trotz aller Umbauten an ihren kleinen Fenstern kenntlichen Soldatenhäuser. Hier lebte die Soldateska, die der Werbetrommel gefolgt war, mit ihren Eheliebsten, soweit sie nicht als „unsichere Kantonisten“ kaserniert war, und führte unter der Bürgerschaft ein gelegentlich von der Korporalfuchtel gestörtes Dasein. Die Häuser sind verschwunden, die bezopften Uniformträger auch, aber Schlosser, Schneider, Schuster, Maler, Tapezierer, Maurer, Näherinnen, ergänzt durch Kassenboten, Postschaffner und Briefträger, sind der Gegend treugeblieben, und diese kleinen Leute sind oft bis zu sechzig Mietsparteien in hohen, vierstöckigen Gebäuden mit Hinterhöfen, Seitenflügeln und dem euphemistisch Gartenhaus genannten Quergebäude zusammengedrängt. Nichts erinnert mehr an die friderizianische Zeit als das einstöckige Gemeindehaus der evangelischen Brüdergemeinde mit seiner Knobelsdorffschen Linienführung, seinen die Front gliedernden Pilastern. Die Hausnummer 148 an der Westseite hat uns beim Antritt unsrer Wanderung auf die Länge des Weges aufmerksam gemacht, aber wir können gemütlich schlendern, wir befinden uns in keiner Verkehrsstraße im eigentlichen Sinne. Unser Blick fällt in lichtarme, düstere Höfe, wir lesen an den Torwegen Ankündigungen von Schlafstellen, gehen



Der Herr Portier im Schmucke seiner Auszeichnungen



Das preußische Hausministerium



Nr. 77, das Reichskanzlerpalais

an Grünkramkellern und kleinen Bierlokalen vorbei und werden erst bei der Einmündung der Anhaltstraße großstädtisches Treiben gewahr. Das ist die Einfallpforte des Anhalter Bahnhofs mit seinem Weltverkehr. Wir machen halt. Ein Säulengang schließt einen Vorhof nach der Straße ab, rechts und links von den Einfahrten steht ein Doppelposten neben Schilderhäusern, den Hintergrund nimmt das Palais des Prinzen Albrecht ein, jetzt die Residenz seines Sohnes, des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen. Ein Blick in die Anhaltstraße hat uns den großen, hinter dem Palais liegenden Garten gezeigt. Hier weht historische Luft. Als der Soldatenkönig sein Dichten und Trachten auf den Aufbau Berlins gestellt hatte und mit Bauplätzen nicht knauserte, kam ihm ein französischer Emigrant, der Baron de Vernezobre, in den Wurf. Vermutlich hat der gestrenge Herr mit dem Krückstock, der mit den Redensarten „Non habeo Pekunia" und „Der Kerl ist reich, soll bauen" manche finanzielle Schwierigkeit



Wißbegierige Journalisten:
„Ist der Herr Geheimrat schon da?"

zu lösen liebte, mit beiden Phrasen auch die Kostenfrage des Palais gelöst, das Vernezobre aufführen ließ. Sonst hat uns die Geschichte, was auch Berühmteren widerfahren ist, nichts von den Taten und Meinungen dieses Edeln aufbewahrt; wir wissen nur, daß seine Nachfolgerin im Besitz die jüngste Schwester des Philosophen von Sanssouci, die Prinzessin Amalie, gewesen ist, bis sie später Unter den Linden dauernd ihren Wohnsitz nahm. Und neben ihrer Gestalt, die einst einen Voltaire zu einer poetischen Huldigung aus dem Stegreif begeisterte, taucht sporenklirrend ein riesiger Kornett auf in der kleidsamen farbigen Tracht der Gardedukorps, Baron Friedrich von Trenck. Romantischer Schimmer umfließt das Paar, und es hat nicht an Empfindsamen gefehlt, die das von rauher Staatsräson zertretene Liebesglück mehr oder minder phantastisch ausgemalt haben. Als dann Schinkel mit der Aufgabe betraut wurde, den Klassizismus seiner Vorgänger weiter auszugestalten, prägte er des Palais' Architektur in hellenische Form um.

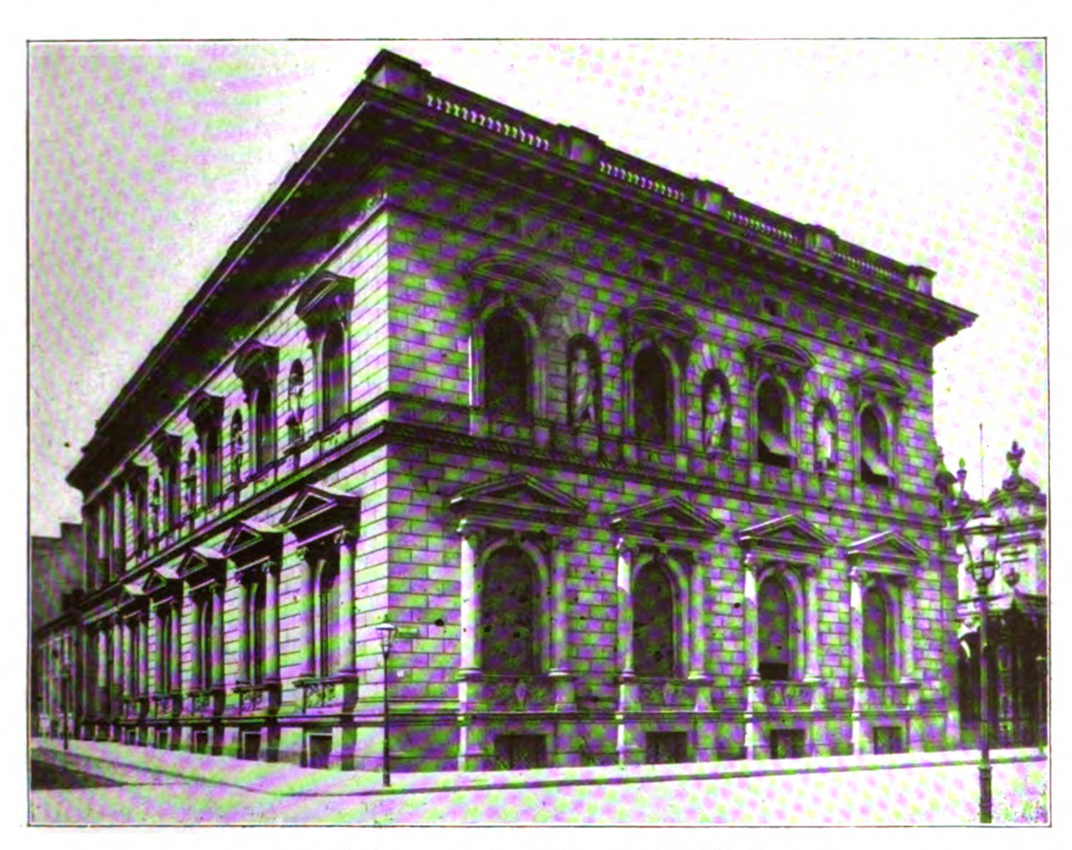
Schauen wir uns genauer in dieser Gegend um, so finden wir freilich in den Schaufenstern allerlei, das uns in die Vergangenheit zurückversetzen kann: Rokokomöbel, Paramentenschränke, Heiligenbilder und -figuren, Meißner Porzellan, Rüstungen und Schwerter, kurz alles, was das Herz eines Sammlers begehrt. Seit dem Durchbruch der Zimmerstraße, die von hier ab den vornehmer klingenden Namen Prinz-Albrecht-Straße annimmt, ist in diesem Teile, begünstigt von der Nähe des Kunstgewerbemuseums, ein Antiquitätenhändlerviertel entstanden. Wir gehen nach Ueberschreiten der Prinz-Albrecht-Straße an dem Architektenhause vorüber; es ist der Sitz des Berliner Architektenvereins, entstanden in der Gründerzeit, ein beliebter Unterschlupf für Versammlungen von wissenschaftlichem Charakter. Treffen wir hier beim Beginn der Bureaustunden ein, dann be-



Pringsheimsches Palais



Die englische Botschaft, das frühere Strousbergsche Palais



Borsighaus an der Ecke der Voßstraße

gegnen wir vielen Uniformen: das Kriegsministerium dehnt sich bis an die Leipziger Straße, Zerberusse mit militärischen Mützen, unverkennbare ehemalige Unteroffiziere, bewachen die Eingänge.

Von der Kreuzung der Leipziger Straße ab betreten wir eine andre Welt; die eigentliche Prunkstraße der Ministerien beginnt. Da, wo sie als Wilhelmsplatz



Zwei Exzellenzen
(Sydow — von Schoen)

ausbuchtet, wird die Ecke vom Reichsschatzamt beherrscht; von Mörner 1873 bis 1876 in Sandstein erbaut, verrät es mit seinem edeln Material, daß die graue Schlichtheit des gegenüberliegenden Ministeriums der öffentlichen Arbeiten nicht vorbildlich gewirkt hat. Früher war der Platz mehr geschlossen und stand mit dem Osten nur durch den Zietenplatz in Verbindung. Da räumte man in der Gründerzeit ein ganzes Häuserviertel weg, schuf den Kaiserhof und die nach ihm benannte Straße, und einmal im Aufräumen begriffen, legte man die heutige Voßstraße durch, der in erster Linie das vornehme einstöckige Vossische Palais mit seiner Rampe zum Opfer fiel.

An der Ecke der Voßstraße grüßt uns das ehemalige Borsigsche Palais, eine Schöpfung Lucaes. Bis zu seiner Erwerbung durch das Arbeitsministerium war es in seinem Innern unvollendet. Borsig selber hat es nie bezogen, jetzt bewohnt das obere Geschoß Exzellenz Breitenbach. Vorher pflegten die unteren Räume alljährlich im Februar zur Geweihausstellung hergeliehen zu werden, oft genug reichlich beschickt von dem früheren Nachbar, dem Oberjägermeister Fürsten Pleß. Sein im Stile französischer Schlösser von Destailleur geschaffenes Palais, das wegen seiner vielen Rauchfänge im Volksmunde die Schornsteinfegerakademie heißt, besitzt einen mit Steinplatten belegten und mit einem schmiedeeisernen Gitter versehenen Vorhof. Man erzählt sich, der schlesische Magnat habe auf ein Eckgrundstück im gleichen Stil mit einem ähnlichen Vorhof gerechnet, aber der Lokomotivkönig Borsig habe sich nicht daran gekehrt, und deshalb sei neben das prunkvolle Lucaesche Portal in der Voßstraße von dem französischen Baumeister der Pleßsche Pferdestall hingesetzt worden, eine Revanche, die dem Großindustriellen seinen Besitz endgültig verleidet habe.

Diesmal nur einen kurzen Blick in den Vorhof der Reichskanzlei; das Innere haben wir ja vor ein paar Wochen kennen gelernt.

Aber vor dem gegenüberliegenden Eckgebäude des Platzes schildert wieder ein Garde-Grenadier. Dort wohnt Prinz Leopold von Preußen, wie vor ihm dort sein Vater und sein Großvater, die Prinzen Friedrich Karl und Karl, der Bruder des alten Kaisers, gewohnt haben. Der Bauherr war 1737 Graf Karl Ludwig Truchseß gewesen. Nun reiht sich auf beiden Seiten Ministerium an Ministerium. An das Reichskanzlerpalais schließen sich in nichtssagender Einfachheit das Auswärtige Amt und das Reichsamt des Innern, bis uns wieder ein tiefer Vorhof den Blick auf eine altersgraue

Architektur eröffnet, das Ministerium des königlichen Hauses, einst für den Grafen Sacken 1734 von Wiesent erbaut, während jenseits auf das Reichskolonialamt, einst aus Stolbergschen Händen in die einer Hotelgesellschaft übergegangen, das Präsidialgebäude des Staatsministeriums und das Justizministerium folgen. Ist gerade ein Prüfungstag für Referendare, so kann man im Laufe des Nachmittags Gelegenheit haben, Gesichterstudien anzustellen und uns zu täuschen. Nicht jeder, der lächelnd sich dort von den Kollegen verabschiedet, hat Grund zur Fröhlichkeit, und nicht jede Braut schließt dort einen angehenden Assessor in die Arme. Eine wenig beachtete Eigentümlichkeit hat übrigens gerade diese Gegend; hier heißt es: „Zeige mir, wie du gehst, und ich will dir sagen, was du bist.“ Die Gangart zeigt zugleich die Stunde an. Alles, was da am Morgen kreucht und fleucht in gelindem Hundetrab, ist der Klasse der Registratoren, Kalkulatoren, Rechnungs- und Kanzleiräte in den verschiedenen Abstufungen zuzuzählen; sie müssen um neun Uhr im Dienst sein. Die nächsthöhere Klasse wandelt gemessener gegen zehn Uhr zum Ziel, gegen elf Uhr erscheinen die Legationsräte, die Vizekonsuln, die Vortragenden Räte und noch später alle diejenigen, die zur Sammlung ihrer Kräfte in Ansehung ihrer schwierigen Staatsleistungen der meisten Schonung bedürfen. Jedesmal, sobald diese Herrschaften hinter den Haustüren verschwunden sind, tritt eine Art Verkehrspause ein, und was sich



Geheime und andre Räte



Im Antiquitätenviertel

da und dort im weiteren Laufe des Tages in die Ministerien hineinpirscht mit dem Kennzeichen des Zylinderhutes, ist hinreichend verdächtig, ein nachrichtenbedürftiger Journalist zu sein. Eine Figur in diesem ziemlich spärlichen Straßentreiben vermissen wir seit einigen Jahren, sie war den meisten Berlinern wohlbekannt; auch wer den schlanken Kavalleriegeneral nicht aus seinem Palais neben dem Hausministerium treten sah, wußte, daß es Prinz Georg von Preußen war. Sein Dichtername war G. Conrad. Er hat manches Buchdrama geschaffen, und einige davon gelangten auf dem Nationaltheater zur Aufführung. Schräg gegenüber seinem ehemaligen Wohnsitz, dem einzigen Gebäude der Straße, das eine Rampe hat — jetzt ist es unbewohnt —, liegt eine der reizvollsten Architekturschöpfungen Berlins, das von Ebe und Benda im Stil eines venezianischen Palastes geschaffene Pringsheimsche Haus; farbenprächtig leuchten noch heute, nach fünfunddreißig Jahren, die Glasmosaiken des Frieses, als hätten sie eben erst die Werkstatt Salviatis verlassen.

Wie ist dieses funkelnde Kleinod in die Fassung seiner Nachbarschaft geraten? Was kann sich mit ihm messen? Das Strousbergsche Palais, das heute die englische Botschaft beherbergt, mit seinem nüchternen Vortrag wohl kaum, und ebensowenig die modernen Hotelbauten, die den Straßenabschluß an den Linden bilden. Wir sind an den Linden angelangt, eine Lichtflut ergießt sich aus den Lampen in der Höhe, aus Hunderten von Läden, und das Brausen der Weltstadt umfängt uns, während hinter uns die Wilhelmstraße wie ausgestorben, auch nicht gerade allzu erleuchtet liegen bleibt.

Kahnfahrt im Herbst

Von

Gustav Falke

Leise führ' ich unsern Kahn
Zwischen stillen Borden.
Was wir sommers grünen sahn,
Ist nun braun geworden.

Uferhin, längs Feld und Rain,
Lachten tausend Farben.
Seufzend klingt es aus dem Hain:
Alle Blumen starben.

Eine blasse Birke drängt
Sich ans Wasser, schauernd
Ihr verweht Gezweige hängt
Tief herab, wie trauernd.

Welke Blätter schüttelt sie
Uns auf Schoß und Scheitel,
Flüstert in Melancholie:
Aller Schmuck ist eitel.

Aber goldig blitzt die Flut,
Wie wir leise fahren,
Und der blaue Himmel ruht
In der tiefen, klaren.



Stimmungsdichtung

Von

Dr. Ernst Traumann, Heidelberg

Immer wird es die Aufgabe der Kunst bleiben, das Leben darzustellen und vermöge der Mittel, die ihren einzelnen Zweigen zustehen, in Farben, Körpern, Tönen oder Worten ein Bild der Welt vor die Sinne zu bringen. Selbst im kleinsten Erzeugnis des wahren Künstlers rauscht, wie in eine Muschel eingeschlossen, der Strom der Zeit, der er angehört, atmet der Geruch des Bodens, dem er entstammt. Mag sich der Genius noch so hoch über diesen Naturgrund in die freie Luft des Gedankens erheben — er eignet doch diesen elementaren Mächten. Und wie er darin wurzelt, so befruchten sie ihn. Einen zeit- und heimatlosen Künstler gibt es nicht. Aber wird er auch von diesen Gewalten beherrscht, so trägt ihn wiederum seine schöpferische Kraft, sein eigenster Geist darüber empor. Im Rausch oder im Traume, als Dionysos oder Apollon erhebt er sich über seinen Stoff und formt ihn zum Spiegelbilde seiner Welt. Immer werden sowohl die Sinne wie die Gedanken an diesem Erzeugen Anteil haben, und die Gestalten, die daraus entstehen, werden bald mehr, bald weniger die Züge der Natur oder des Geistes an sich tragen. Das Verhältnis von Form und Stoff bestimmt alle Kunst. Bald überwiegt die eine, bald der andre; aber beide Elemente sind ihr wesentlich. Die Gunst der Musen verheißt dem Künstler ein Doppeltes: den Gehalt in seinem Busen und die Form in seinem Geist, die Macht des inneren Erlebnisses und die Fähigkeit, es auszudrücken, zu bemeistern.

Unsre klassische Periode erfaßte die Welt, Hand in Hand mit der idealistischen Philosophie, vermittels des Geistes, wie es sie auch als etwas Geistiges begriff. Hiergegen erhob sich die Romantik, der diese Welt zu leer und frostig erschien, und setzte an die Stelle der Vernunft das Gefühl. So schwärmte sie in den Mysterien der Natur und der Vergangenheit. Immer aber ging schon neben diesen poetischen Richtungen eine dritte einher, die das Leben verstandesmäßig und nüchtern ergriff und philiströs, wie es in der Natur des „gesunden Menschenverstandes“ liegt, das ihr zunächst liegende Dasein, die Gesellschaft, schilderte. Es war die Alltagskunst der Ifflands und Kotzebues, jener spießbürgerliche Realismus, den Schiller in „Shakespeares Schatten“ verspottete. So weit hatte sich eine Strömung verflacht, die man in Deutschland bis auf den großen Lessing zurückführen kann; so dünn und seicht war das starke Lebensgefühl, der moralische Affekt geworden, der in den hohen Gestalten seines bürgerlichen Dramas atmete. Als die revolutionären Ideen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland eindrangen und sich auch hier der Sinn für die politischen und nationalen Aufgaben zu regen begann, da neigte sich die Poesie wieder dem öffentlichen Leben der Gegenwart zu. Sie wurde selber politisch im „jungen Deutschland“. Das hohe Drama hatte inzwischen nur in Otto Ludwig und Friedrich Hebbel Blüten getrieben; aber diese Dichter gingen einsame Wege, und die Probleme des letzteren vermochten erst eine spätere Generation zu befruchten. Dann kam die Wiederaufrichtung des Reiches. Die rein geistige Kunst unsrer Klassiker, die unklare Gefühlsseligkeit der Romantik, aber auch die Tendenzpoesie einer überwundenen Periode genügte einem Geschlecht nicht mehr, das „realpolitisch“ geworden, sich auf den Boden der vollendeten Tatsachen zu stellen genötigt ward. Diesem Zug der Zeit folgte der Naturalismus der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, indem er den Menschen darzustellen suchte, wie er als Natur- und Gesellschaftswesen erschien, als das Produkt der ihn bedingenden Umgebung und Verhältnisse — ein animalisches Wesen wie jedes andre auch. Das „Milieu“ ist recht eigentlich die Welt dieser Richtung. Wissenschaftlich von Darwin, künstlerisch von Zola und Ibsen beeinflußt, erschienen die Geschöpfe der deutschen Literatur jener Zeit als

die Erzeugnisse und Opfer natürlicher oder gesellschaftlicher Faktoren. Es war eine in ihren Problemen derb zugreifende, jede Zeitfrage — sei sie sexueller oder sozialer Art — rücksichtslos aufrührende Darstellungsweise. Sie gab sich ganz folgerichtig als Psychologie, als Vertiefung in Einzelheiten, ja Absonderlichkeiten der menschlichen Erscheinung. Sie wollte hier einem Mangel abhelfen, den unsre bisher so typische Kunst offenbar aufzeigte. Anstatt allgemeiner, in ihren Motiven entlegener Charakterschilderung, gab sie die Analyse der differenzierten modernen Seele. Aber diese robuste Widerspiegelung des bloßen Trieblebens hielt den Anforderungen einer Generation nicht stand, die sich mehr und mehr der Aufgabe bewußt ward, daß die nationalen und politischen Errungenschaften ausgeglichen und gekrönt werden mußten durch eine kulturelle Wiedergeburt des deutschen Volkes. Nietzsche hatte sein berauschendes Machtwort in die germanische Welt gerufen, und allenthalben erscholl der Widerklang seiner Stimme. Wie verstand man nun die Forderung einer deutschen Kultur? Was unternahm besonders die Kunst zunächst zum Behufe dieser Mission? Wo setzte sie ein?

Ein Geschlecht wie das gegenwärtige, das weder von des Gedankens Blässe noch von der Schwäche des Gefühls angekränkelt erscheinen möchte, verlangt vor allem den ungeschmälerten Genuß des unmittelbaren Lebens, eine Sättigung der Sinne. Diesem Zuge entspricht die Kunst unsrer Zeit. Sie ist Sinnenkultur. Auch sie steht vor dem Problem von Form und Stoff, vor der Frage der Vermählung von Wie und Was. Aber sie rückt diesen Zweck in den Hintergrund und bemächtigt sich in erster Reihe der Mittel, wodurch Kunst erzeugt und genossen wird. Sie will zuvörderst nichts andres als eine Verfeinerung der Sinnesorgane; denn wenn etwas das warme, pulsierende Leben im Fluge zu erhaschen vermag, so können es nur die Werkzeuge des sinnlichen Menschen. Nicht zurückschauend — im Reflex des Geistes —, nicht vorwärts blickend — mit einer Intuition der Phantasie —, sondern fest zupackend mit dem ganzen Sensorium des Leibes, so und nicht anders will der moderne Mensch den Augenblick an der Stirnlocke fassen. Er sagt sich mit der ganzen Kraft seines herrschsüchtigen Instinktes: „Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.“ Seine Kunst ist Augenblicksreiz: Impressionismus.*)

Wenn wir dieses Schlagwort aussprechen, so denken wir hauptsächlich an seine Geltung in der bildenden Kunst, besonders in der Malerei. Diese raum- und körperlosen Gebilde die weder einen Gedanken noch eine tiefere Empfindung auslösen, wollen nur eines: Stimmung. Eine möglichst starke Sensation des Lebensgefühles. Dazu dient dieser Kunst der „Reizsamkeit“ vor allem das Mittel des Lichts und der Farbe, dafür ist ihr jedes Motiv, ja gerade das unscheinbarste und zufälligste, weil dieses am wenigsten „bedeutet“, recht. So rasch und lebensvoll, wie der Eindruck in die Sinne gelangt ist, soll er auch wieder zu den Sinnen sprechen. Wenn das Auszudrückende nur sicher getroffen ist, es braucht in seiner augenblicklichen Verfassung nicht einmal ausgeführt, sondern nur angedeutet zu sein. Die Auflösung des Festen und Zusammenhängenden, diese Vermeidung alles Linearen und Plastischen geht auch durch die neueste Musik... Und wie äußert sich diese Richtung in der Wortkunst, der Literatur unsrer Tage? Blicken wir — wie wir es in unsrer bisherigen Betrachtung überhaupt getan — auf den Höhepunkt dichterischen Schaffens, das Drama, so erkennt man gerade hier den impressionistischen Charakter der heutigen Kunst. Wenn Lessing noch für das Kennzeichen des genialen Dramas „die strenge Folge in den Handlungen nach dem Gesichtspunkt der Kausalität“ erklärte, so ist diese Forderung in den Schöpfungen der Hauptmann, Schnitzler, Maeterlinck, Hofmannsthal und andern nicht mehr maßgebend. Die einzelnen Teile ihrer Stücke stehen nicht mehr in jenem unerbittlich logischen Verhältnis von Ursache und Wirkung, der ethischen Verkettung von Schuld und Sühne zueinander, sondern sie sind selbständig geworden und wandeln nur, wie in der Musik, ein Thema in

*) Vergleiche zu den folgenden Ausführungen das Werk von Richard Hamann: „Der Impressionismus in Leben und Kunst“ (Verlag von DuMont-Schauberg, Köln), besonders Kapitel IV.

verschiedenen Variationen ab. Stand ehemals die Handlung unter dem Gesetz fortschreitender Entwicklung, war ihr Aufbau begründet in dem natürlichen Ablauf sich folgender Ereignisse, so wird jetzt eine künstliche Spannung dadurch erzielt, daß man ein vergangenes Geschehnis allmählich enthüllt — eine Technik, wie sie besonders das nervenerregende, raffinierte Drama Maeterlincks übt. Wie wenig diese moderne Bühnenkunst auf die breite Durchführung einer Idee, wie sehr sie lediglich auf die Bewahrung der Stimmung abzielt, zeigt ihre Vorliebe für kleine, in sich geschlossene Stücke, die als ihr äußeres Korrelat auch wieder einen kleineren Rahmen, das „intime" Theater, erheischen. Das Kabarett und Ueberbrettl ist nur eine weitere Konsequenz dieser auf momentane Wirkung dringenden Darstellungsform. Ihr Grundcharakter ist trotz ihrer Verkleidung in ein dramatisches Gefüge lyrischer Art. Nicht die Handlung ist ihr hauptsächlicher Zweck, sondern die Temperatur, die Stimmung. Ganz unverhüllt offenbart sich dieses Wesen in der eigentlichen Lyrik des modernen Dichters. Hier wird alle Form zugunsten des Stimmungsgehaltes aufgelöst. Der verbindende Reim weicht dem freien Rhythmus; der einzelne Vers, ja jedes kleinste Glied wird selbständig und fordert seine eigne Betonung und Bedeutung. Nicht mehr auf den Sinn kommt es an, sondern auf das Sinnliche. Die Gedichte sind nicht durch einen einheitlichen Gedanken zusammengehalten, sondern nur auf einen durchgehenden Ton gestimmt. So nähert sich diese Wortkunst mehr und mehr der Musik, wie sie anderseits durch ihr Streben nach Farbigem ein malerisches Element in sich birgt. Mit dieser vorherrschenden Absicht, nur das allgemeine Lebensgefühl zu wecken, bloß die Seele zu stimmen, hängt die unpersönliche und handlungslose Art der Lyrik zusammen. Aeußere Bilder werden unmittelbar in Worte umgesetzt. Es ist, wie wenn die Kunst der Sprache, die doch für das Ohr berechnet ist, nun auch dem Auge dienen sollte. So ist es auch kein Zufall, daß diese Freude am Sehen auf die Buchausstattung übergreift, daß dem Drama die Bühnendekoration gleichwertig zur Seite geht. Es sollen möglichst alle Sinne zugleich in Tätigkeit treten, und zu dieser Gesamtwirkung werden nun verschiedene Künste vereinigt; die Wortkunst wird durch Musik und Tanz unterstützt, ja sogar ersetzt. Reiche und starke Eindrücke zu erzielen, vermengt man Erscheinungen des Auges mit Aussagen des Gehörsinnes, Farben werden durch Töne bezeichnet. Neben dieser von innerem Pathos geschwellten Lyrik geht, wie in der Malerei, eine zartere Richtung einher, verträumt und versonnen, schon wieder der Romantik sich nähernd und wie diese alle Vorgänge der Wirklichkeit entrückend. Es ist die schattenhafte, geheimnisvolle, andeutende Kunst, die fast ganz zum Sinnbild wird, ein Neuimpressionismus, als deren markantester Vertreter etwa Peter Altenberg gelten mag.

Es bedarf keiner Prophetengabe, um zu erkennen, daß diese Kunst keinen Höhe- und Endpunkt unsrer inneren Entwicklung bezeichnen kann. Sie entspricht nur einer Phase und Richtung unsers Lebens, wie es sich in der Gegenwart herausgebildet hat, dem Bedürfnis einer Generation, die vornehmlich auf ungestörtes Auskosten des Augenblicks dringt. Schon zeigen sich überall ihre Auswüchse in Snobismus und Aesthetentum. Wäre dieser Stil ein Abschluß und nicht ein Durch- und Uebergang, so müßten wir das geistige Erbe unsrer großen Vergangenheit verleugnen und auf jede bedeutsame Zukunft verzichten, ja, wir gäben damit die Eigenart eines germanischen Stammes, dessen Macht stets im Innerlichen und Gedankenhaften beruhte, preis. Aber wenn uns eine wahrhaft nationale Kultur beschieden sein sollte, so kann uns auch diese Zwischenstufe zum Heile werden. Einem kräftigen Volke, das seinen Instinkten vertrauen darf, kann eine Verfeinerung seiner Sinne gewiß nicht dauernd schaden; ja, es bedarf dieser Vervollkommnung, wenn es die ungeheure Bereicherung seines Intellekts, womit es die heutige Zivilisation versieht, ästhetisch ausgleichen will. Nicht nur unser Geist will sich weiterbilden, auch die Sinne verlangen eine fortgesetzte Kultur, wir müssen im Gegensatze zu den niederen Wesen der Welt, wie der alte Goethe meinte, auch „unsre Organe belehren".



Hans im Glück

Nach einer Liebhaberaufnahme von R. Rößler



Zwei Spielgefährten: Orang-Utan mit einem zehnjährigen Somaliknaben

Anthropomorphe Affen

Plauderei von C. Lund

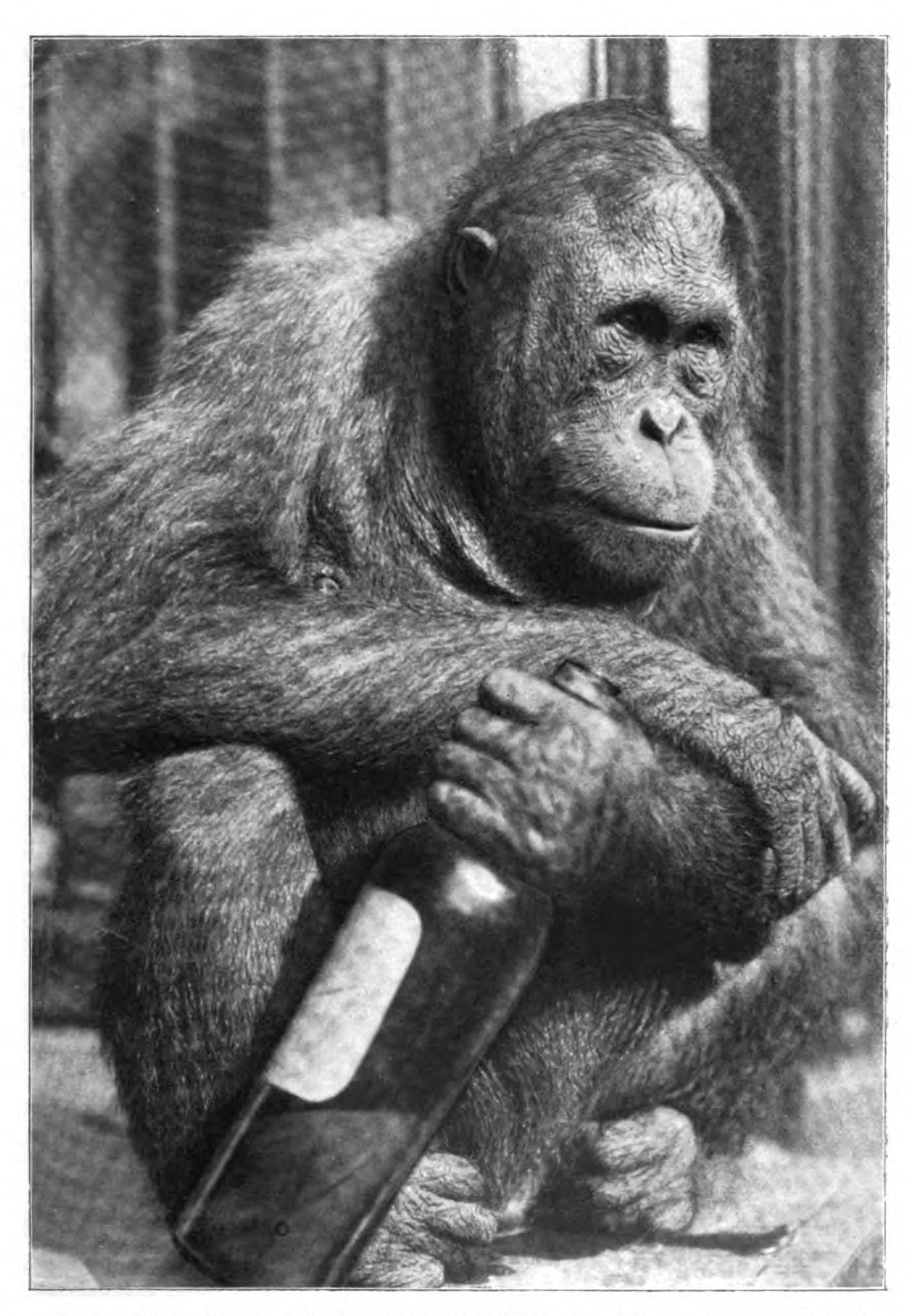
(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Man mag Widerwillen gegen die Affen hegen, aber man wird bei näherer Bekanntschaft mit ihnen zugeben müssen, daß sie zu den interessantesten aller Tiere gehören. Das gilt nicht allein für die kleineren Arten, die in den Tiergärten und Menagerien stets ihr „großes Publikum" haben, sondern auch für die größeren und ganz besonders für die Anthropomorphen (Menschenaffen), wenigstens solange dieselben in einem noch jugendlichen Alter stehen und einer verständnisvollen Pflege seitens des Menschen zugänglich sind. Damit stehen die Berichte der wenigen europäischen Jäger, die überhaupt das zweifelhafte Vergnügen hatten, ausgewachsene Menschenaffen in deren Heimat aufzuspüren, zu jagen und die Männchen in ihrer scheußlichen Wildheit kennen zu lernen, keineswegs im Widerspruch, denn auch diese Beobachter geben ausnahmslos zu, daß das Treiben der noch nicht beschossenen und gereizten Tiere sie im höchsten Maße interessiert habe.

Wenn nun auch die Beobachtung freilebender Menschenaffen immer ein nur wenigen Sterblichen vergönnter Vorzug bleiben wird, so sind doch in den letzten Jahrzehnten, seitdem der Verkehr mit unsern westafrikanischen Kolonien ein

stetig regerer geworden ist, verhältnismäßig oft Menschenaffen in unsre Tiergärten gelangt, in denen sie aber leider — von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — trotz der sorgsamsten Pflege nicht lange ausgehalten haben. Unter den Tierhändlern war in erster Linie Karl Hagenbeck an der Einführung anthropomorpher Affen beteiligt. So erinnern wir uns, bei ihm einmal acht Schimpansen, die schätzungsweise im Alter bis zu vier oder fünf Jahren stehen mochten, zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Aus dem Stellinger Tierpark stammen auch die hier beigegebenen Aufnahmen, von denen die auf S. 64 ein Schimpansenpärchen darstellt, das, ins Freie gelassen, sich auf dem grünen Rasen getummelt hat. Das Weibchen, mit einem buntfarbigen Kleide angetan, wie es einem züchtigen Dämchen geziemt, hat soeben auf dem Lehnstuhl Platz genommen, während das Männchen, auf der Bettstatt kauernd, sichtlich mit gespanntester Aufmerksamkeit dem „sonderbaren Gehaben" des fremden Mannes zuschaut, der es mit viel Geduld und Geschick unternommen hat, das köstliche Genrebildchen auf der Platte festzuhalten. Malt sich auf den Zügen des Schimpansenfräuleins berechtigtes Erstaunen, so zeigt das Gesicht des Affenjünglings einen pfiffig-klugen Ausdruck, als ob er sagen wollte: „Dem guck' ich's ab, wie er's macht," und trotz seiner scheinbaren Ruhe ist er offenbar bereit, seine Gedanken jederzeit in die Tat umzusetzen. Mag immerhin der Photograph auf seinen Kodak achtgeben, sonst wird ihn der ewig rührige Schimpanse bald einer genauen Untersuchung unterziehen. Denn nichts ist diesen Burschen heilig, nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit und „handgreiflichen" Durchforschung. Uebrigens verrät ihr ganzes Treiben und ihr Verhalten dem Menschen gegenüber eine beträchtliche Intelligenz, weshalb sie auch leicht abzurichten und bis zu einem gewissen Grade an menschliche Umgangsformen zu gewöhnen sind. Allerdings bleiben sie dabei stets zu losen Streichen geneigt und suchen sich gern der Aufsicht zu entziehen. Bisweilen verraten ihre Streiche einen nicht geringen Grad von vorheriger Ueberlegung. So hatte Hagenbeck im Vorjahre einen etwa sieben Jahre alten Schimpansen, der zusammen mit zwei fast ganz gleichalterigen Orangs in einer Abteilung des Giraffenhauses untergebracht war. Die Holzwand des sehr hohen Raumes, welche die Affen von den Wiederkäuern trennte, war nicht ganz bis zur Decke hinaufgeführt, weil man annahm, daß die Affen dieselbe wegen ihrer Höhe und Glätte nicht erklettern könnten. Indessen wußte es der kluge Schimpanse doch fertigzubringen, über die Wand ins Freie zu entkommen. Gemeinsam mit dem einen Orang gelang es ihm, eine ihnen zum Spielen überlassene hohle Blechkugel auf die in der Ecke stehende Schlafkiste zu bringen. Dann mußte sich der Orang auf die Kugel stellen und sich an der Holzwand aufrichten, worauf der Schimpanse von seinem Rücken aus mit mächtigem Sprunge die obere Kante der Holzwand mit der Hand erreichte und sich dann ohne Mühe vollends hinaufschwang. Ein paarmal ist es gelungen, Schimpansen in Tiergärten acht bis zehn Jahre am Leben zu erhalten, in der Regel aber gehen die Gefangenen schon nach einigen Jahren ein. Gewöhnlich erfolgt das Ableben an Magendarmkatarrhen, nicht selten auch an Lungenschwindsucht, welche Krankheiten wohl auf die nicht völlig durchzuführende naturgemäße Ernährung und auf unser unbeständiges Klima zurückzuführen sein dürften.

Seltener als der Schimpanse gelangt der größte und stärkste aller Menschenaffen, der Gorilla, nach Europa. Außerdem ist er auch noch empfindlicher und deswegen schwieriger am Leben zu erhalten als jener. Es kann daher nicht befremden, daß man ihn selbst in den günstig gestellten Tiergärten der europäischen Hauptstädte nur ausnahmsweise vorfindet. Auch Hagenbeck ist es bisher nicht gelungen, Gorillas längere Zeit am Leben zu erhalten. Als ich mich vor einigen Jahren nach dem Schicksal eines Pärchens erkundigte, das in dem damals noch nicht eröffneten Park untergebracht gewesen war, zuckte der alte Herr die Schultern und erwiderte: „Die sind gestorben, am Heimweh eingegangen." „Am Heimweh?" entfuhr es mir, denn ich glaubte mich verhört zu haben. „Allerdings; nach meiner Ueberzeugung gehen sie alle früher oder später am Heimweh zugrunde." Auf die Gorillas besonders bezieht sich daher sein bekannter Ausspruch, daß sich die Menschenaffen in der Ge-



Orang-Utan Jakob mit seiner Weinflasche, von der er sich nie trennt

fangenschaft zu Tode grämen, daß es in letzter Linie also seelische Leiden sind, denen sie direkt oder indirekt erliegen.

Den Eindruck eines „Kranken“ macht nun zwar der hier im Bilde wiedergegebene Gorilla nicht, vielmehr hat er sich sein aus Bananen bestehendes Frühstück noch schmecken lassen und alsdann gnädigst geruht, dem Photographen „eine Sitzung“ zu gewähren. Aber er bekundet anscheinend auch kein besonderes Interesse für das, was jener treibt und was um ihn her vorgeht, sondern starrt gelangweilt ins Weite. Damit stimmt auch seine lässige Haltung und die Art, wie er seine Hände kreuzt, überein. Ist er noch nicht völlig munter oder bereits wieder müde? Wer will ergründen, was in seiner Seele vorgeht, weshalb er seiner Umgebung so wenig Teilnahme schenkt? Steigende Teilnahmlosigkeit und ein früher oder später auftretendes Nachlassen der Freßlust sind regelmäßig die ersten Anzeichen, daß die Gefangenen zu leiden beginnen. In der Regel sind alle Versuche, ihnen zu helfen, nutzlos. Die Symptome verschärfen sich von Tag zu Tag; das Aussehen der armen Geschöpfe wird zusehends kläglicher, und eines Morgens werden sie verendet auf ihrer Lagerstatt aufgefunden.



Junger Gorilla

Im Vorjahre wurde dem Stellinger Tierpark vom Oberleutnant Heinick, der aus Kamerun zurückkehrte, ein junger Gorilla in Pflege gegeben. Sein Besitzer hatte die Vorsicht gebraucht, zwei Negerknaben als Spielgefährten für ihn zu engagieren und ebenfalls nach Hamburg mitzunehmen. Der Affe hatte sich bald mit den beiden Jungen angefreundet und spielte während der Reise gern mit ihnen, so daß man bei der Ankunft des Trios in Hamburg für das fernere Gedeihen des Gorillas die besten Hoffnungen hegte. Einige Monate ging die Sache zufriedenstellend, dann aber versagte auch diese Methode, und der Affe ging

unter den gleichen Krankheitssymptomen wie seine Vorgänger ein. Etwas günstiger verlief vor einigen Jahren ein Versuch des Leiters des Berliner Aquariums, indem es ihm gelang, einen von Pechuel-Loesche überbrachten Gorilla vierzehn Monate hindurch am Leben zu erhalten. Die Beobachtung ergab, daß er den Schimpansen an geistiger Begabung und Lernfähigkeit in keiner Weise nachstand, jedoch ernster und zurückhaltender als diese Affen war. In seinem Buche „Von Tieren und Menschen" bezeichnet Hagenbeck die Gorillas trotz aller individuellen Verschiedenheiten als geborene Melancholiker, die niemals die heitere Sorglosigkeit der Schimpansen zeigen.

Von den Gorillas und Schimpansen ist der auf den Sundainseln lebende Orang, den wir hier ebenfalls in einigen Aufnahmen vorführen, durch die viel längeren Arme und den mehr zugespitzten Schädel auch für den Laien wohl zu unterscheiden. Er wird kaum so groß wie der Schimpanse, übertrifft ihn aber ausgewachsen an Stärke und Wildheit. Durch einen in Borneo ansässigen Farmer gelangte Hagenbeck im Sommer 1907 in den Besitz zweier Orangs, die ein Alter von acht Jahren erreicht hatten und in guter Verfassung im Tierpark eintrafen, woselbst sie von den Besuchern bei gutem Wetter im Freien beobachtet werden konnten. Unser Bild auf S. 59 zeigt das Männchen dieses Paares, wie es sich mit seinem Freunde, einem zehnjährigen Somaliknaben, im munteren Spiel vergnügt. Obwohl der aufgerichtete „Urwaldmensch" — denn die Bedeutung hat der Name Orang-Utan — nicht höher als der zwei Jahre ältere, niedergekauerte Negerjunge ist, sind doch seine gewaltigen Arme mehr als doppelt so dick als diejenigen des Knaben, den er soeben in rosigster Laune umarmt. Desto kürzer aber erscheinen die Beine, denen man es ohne weiteres ansieht, daß sie weder für eine länger währende aufrechte Haltung noch für ein dauerndes Verweilen des Tieres auf dem Boden überhaupt eingerichtet sind. Tatsächlich ist denn auch unser Affe auf festem Boden ein unbeholfener Geselle. Das erhellt so recht aus der hierunter abgebildeten Aufnahme, die das Weibchen des Paares zwischen dem Wärter und dem Somaliknaben aufrechtgehend darstellt. Mit rührender Innigkeit ist der Blick des Orangs zu dem Wärter emporgerichtet, als ob er diesen anflehen wollte, seine Hand um keinen Preis loszulassen. Welches andre Tier vermöchte wohl seinen

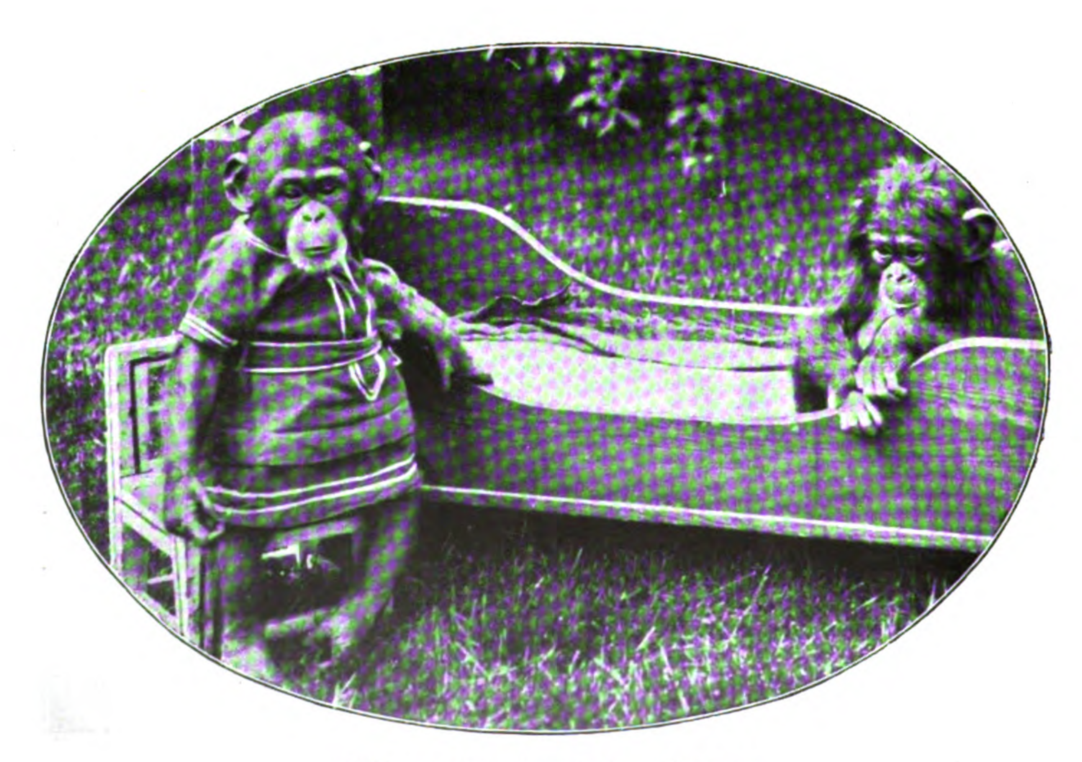


Ein Blick der Dankbarkeit: Orang-Utan, aufrecht zwischen seinen Wärtern stehend

Empfindungen durch Gebärden deutlicheren Ausdruck zu verleihen! Im Laufe des Sommers wurden diese beiden Orangs mit einem gleichalterigen Schimpansen zusammengetan, mit dem sie sich nicht nur gut vertrugen, sondern auch vortrefflich unterhielten. Allerdings ordneten sie sich im allgemeinen dem mit einem lebhafteren Temperament gesegneten Schimpansen unter. Köstlich war, wie Dr. Sokolowski, wissenschaftlicher Assistent des Hagenbeckschen Tierparks, beobachtete, das erste Zusammentreffen dieser drei Affen mit dem vom Oberleutnant Heinick eingelieferten Gorilla. Als sie letzteren unerwartet vor ihrem Käfig auftauchen sahen, stieß der Schimpanse zunächst Töne der lebhaftesten Ueberraschung aus, versuchte dann aber, sich eng ans Gitter schmiegend, den Ankömmling zur näheren Begrüßung an sich heranzuziehen. Als jedoch der ernste Gorilla für dieses Liebeswerben anscheinend nicht das geringste Verständnis zeigte, sich überhaupt völlig gleichgültig verhielt, begann der Schimpanse ihn mit Sand zu bewerfen, welchem Beispiel alsdann auch der männliche Orang folgte, während das Weibchen wie ein rüpelhaftes Mädchen seiner Verachtung durch Spucken nach dem neuen Ankömmling Ausdruck gab.

Ein Kabinettstück ist auch die Aufnahme auf S. 61, die einen etwas älteren Orang, dem sein Besitzer den Namen Jakob beigelegt hatte, darstellt. Jakob hatte die Gewohnheit, die ihm dargereichten Getränke ausschließlich „in der Flasche" entgegenzunehmen, und konnte sich von ihr auch dann nicht trennen, wenn er sie längst bis auf die Nagelprobe geleert hatte. Wo er Platz nahm, hielt er sie treu in Händen und ging so sorgfältig mit ihr um, daß er sie nicht zerbrach.

Alle hier erwähnten Orangs zeigten eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihren Wärter und Pfleger. Sobald er einen von ihnen auf den Arm nahm, umschlangen sie seinen Hals und drückten ihren Kopf liebkosend an seine bärtigen Wangen. Aber auch gegen Fremde waren sie zutraulich und recht liebenswürdig. Ein besonderes Vergnügen machte es ihnen, etwaigen Besuchern ihres Käfigs die Hand zur Begrüßung entgegenzustrecken, und ihre Mienen verrieten Enttäuschung, wenn diese Aufmerksamkeit unerwidert blieb.



Schimpansen, im Freien spielend

„Sein Fräulein“

Skizze

von

Tristan Mendonis

Er hatte nämlich ein Fräulein. Natürlich war es direkt lachhaft, einen Menschen auf der Höhe seiner Flegeljahre unter die Botmäßigkeit eines Femininums zu stellen. Indes, da er einmal ja doch in die „Oberreal“ aufrücken sollte und in letzter Zeit das Durchfallen im Französisch bereits gewohnheitsmäßig betrieb, und dann auch, weil Mademoiselle Marie-Jeanne die mittellose Waise eines bretonischen Edelmannes war und Tonios feine, kleine nervöse Mama eine unüberwindliche Schwäche hatte für alles, was Adel und Ausland war, so half in diesem einen Ausnahmsfall auch alles Sträuben, Bitten, Toben und Geloben nichts — das Fräulein wurde engagiert. „Gedungen,“ sagte der schreckliche Knabe.

Papa war anfangs zwar nicht ganz dafür gewesen. „Der Bub wird zu Johanni fünfzehn,“ hatte er gemeint — so gewissermaßen mit Frage- und Ausrufzeichen in der Stimme —, aber die kleine, feine nervöse Mama hatte dazu nur gelacht.

„Tonino? ... bah! Ein Kind ...!“

Und so war das Fräulein gekommen. „Angetreten,“ sagte Tonio.

Es gibt Ereignisse, welche die Dauer eines ganzen Menschenlebens nicht verwischen kann. Die letzte Ohrfeige, der erste Korb ...! Nie wird Tonio des Tages vergessen können, da man ihn ins Fremdenzimmer rief, wo er von nun an mit seinem Fräulein lernen sollte. Er hatte die Nacht zuvor kein Auge zugetan. Der Gedanke an die Kameraden und was sie sagen würden, wenn sie von seiner Schmach erführen, ließ ihn nicht Ruhe finden. Semsch, der Spötter, und die Zwillinge, denen überhaupt nichts heilig war, und dann die Maus ... Gott ja, die Maus! Eigentlich auch ein Kamerad trotz Bammelzopf und Altersplus. Sie war zwar nicht um vieles älter, seitdem sie aber in den Ferien auf Sylt mit an der Table d'hote hatte speisen dürfen, litt sie an Würdekoller und begann von der Warte eingebildeter Erwachsenheit auf ihren Vetter gönnerhaft herabzusehen. Was würde die Maus nun denken, wenn sie hörte, daß — — —

Tonio mußte sich gegen die Wand des Vorsaales lehnen, so wirbelig war ihm zumute. Ein würgendes Gefühl des Grimmes stieg in ihm empor, gewaltig, dumpf und atemraubend. Er hätte weinen mögen vor Scham und Wut und schämte sich auch dieser Regung, die einem Zeichen feigen Unterliegens glich. Nein, lieber wollte er den Kampf eröffnen, trotzig, mit zusammengebissenen Zähnen, starr und rücksichtslos. Noch hatte er „sein Fräulein“, diesen Quell entwürdigender Leiden, nicht gesehen. Eins aber stand für ihn im voraus fest: ob sie nun ein pädagogischer Methusalem und blaubebrillt und steifleinen wie die Miß seiner Cousine war, oder so jung, daß er die Schmach, sie als Autorität zu respektieren, um so beschämender empfinden mußte — gleichviel, es würde ein Kampf bis zum äußersten werden, dessen einzig mögliche Lösung hieß: er oder sie! ... Bis dahin aber würde er sie hassen in qualvoller Erbitterung, hassen mit der ganzen trotzigen Leidenschaft seiner heißblütigen, ungestümen Jugend. —

Nichtsdestoweniger verlief die erste Stunde ohne Krach. So auch die zweite und noch eine folgende. Inzwischen hatte die Lage Tonios sich ungünstig verwickelt. Seitdem nämlich seine kleine, feine nervöse Mama in der molligen Altstimme der Mademoiselle eine neue vorteilhafte Möglichkeit entdeckt hatte, ließ sie sich die Langeweile ihrer migränelosen Nachmittage durch Vorlesen der neuesten französischen Opera verkürzen. Danach war es eigentlich nur selbstverständlich, daß das Fräulein auch zur Jause blieb, und wenn dann Doktor Melander kam, um seine tägliche Visite abzuplaudern, saß man regelmäßig in kleiner Gruppe um den Mahagoniteetisch mit den fadendünnen

Beinen, und Mademoiselle Marie-Jeanne füllte mit lässiger Grazie die Tassen.

Dieses Idyll lastete auf Tonios Seele wie ein Alp. Es konnte ihn mit der Gehaßten nicht versöhnen, daß sie ihn offenkundig als Erwachsenen behandelte und manchmal in wohlwollendem Scherz Monsieur apostrophierte. Die Neckereien seines Freundes Melander spannten ihn auf die Folter, und wenn der etwas burschikose Medizinmann rief: „Donnerwetter, Junge, hast du es gut! Bei so 'ner Lehrerin — den Teufel auch — da lern' ich ja mit vierzig Jahren noch Französisch!" oder :„Sapristi! Du, bei deiner Mademoiselle, da holte sich wohl jeder gern ein ‚Lobenswert' ..." so fuhr ihm, scharf wie ein physischer Schmerz, die Ueberzeugung durch die Seele, daß das alles ja nur gesagt wurde, um ihn über das Peinvolle seiner Lage hinwegzutäuschen, und gequält ballte er die Fäuste in der Tasche, bis ihn die Nägelspuren brannten.

In der vierten Stunde endlich kam's zur Explosion. Am Morgen hatten die Kameraden ihn gestellt.

„He, du! Du hast ein Fräulein?" fragte der lange Semsch so obenhin.

In Tonios Herzen schwoll die Verzweiflung. „Gewiß," versetzte er hochmütig, mit funkelnden Augen, „gewiß, ich habe ein Fräulein."

Die Zwillinge stießen sich an und meckerten.

„Was — Fräulein! Kindermädchen!" grinste der Braune. Der Rote schnitt seine verruchteste Grimasse: „Schneuzt sie dich auch, und —"

Die Antwort hatte Tonio ihm schlagfertig ins Gesicht geschrieben. Allein die Aufregung der überstandenen Szene zitterte in ihm noch nach, als er am Nachmittag zur Stunde kam. Blaß, mit gepreßten Lippen, nahm er auf seinem Sessel Platz. In dem kurzen, unhöflichen „Bonjour!" lag das Prädulium einer Kriegserklärung.

Das Fräulein sah verwundert auf. Sie hatte große graue Augen, auf deren Grund ein warmes Licht wie eine stille, unbewegte Flamme leuchtete.

„Qu'avez-vous, Tonio?"

Er wurde noch um einen Schatten blässer. „Rien," stieß er hervor.

„Mais — vous souffrez, je le vois. Tenez —!" Und leise, ganz leise, in freundlicher Besorgnis, ruhte die schlankfingerige Hand für einen Augenblick auf seinem Arm.

Diese hochmütigen blassen Hände — wie Tonio sie haßte!! Mit einem Ruck stieß er sie fort — zornig, entsetzt, brutal. Seine Augen wanderten und seine Lippen bebten. Er konnte nicht mehr — wahrhaftig, er konnte nicht mehr! Warum mußte sie ihn auch streicheln wie ein wimmerndes Ammenkind? ... Etwas in ihm schrie auf dagegen, wütend, schmerzlich, mit einer Stimme, die er selber nicht verstand. Er fühlte dunkel: so konnte es nicht weitergehen. Lieber ein Ende mit Skandal, als diese Qual, die jeder Tag erneute ...

„Lassen Sie mich!" schrie er verstockt.

„Sie sind nicht wohl," sagte das Fräulein und stand auf. „Ich glaube, es ist das beste, wenn ich gehe."

Da kam die Bombe zum Platzen. Tonios unnatürlich geweitete Augen funkelten Haß. Jede Fiber seines hübschen, blutlosen Knabenantlitzes zuckte und bebte.

„Ja," stieß er keuchend hervor, „ja, wirklich, es ist das Beste ... das Beste an jeder Stunde!"

Mademoiselle Marie-Jeanne sah ihn eine Weile schweigend an. Dann sagte sie mit eisiger Würde und kaum merklichem Achselzucken: „J'ai eu tort. Je vous ai pris pour un jeune homme, tandis que vous n'êtes qu'un polisson. Allez!"

Und dabei blieb es. Es war jedoch nur ein Aktschluß, nicht, wie Tonio gehofft hatte, ein Finale. Da Papa darauf bestand, daß die französischen Stunden trotz alledem ihren Fortgang nähmen, hatte man Tonio gezwungen, dem Fräulein Abbitte zu leisten, das Fräulein überredet, dieselbe anzunehmen, und bald ging alles wieder weiter im alten Gleis, der Unterricht, die Lesestunden, der Fünfuhrtee — ganz so wie früher. Nur daß der Doktor zuweilen verständnislos den Kopf schüttelte: „Junge, hör mal, ich fass' dich nicht!" und das Fräulein ihn einfach wie Luft behandelte. Ja, wahrhaftig, wie Luft, nicht anders! Sie hatte eine Art, ihn außerhalb der Lehrstunden zu übersehen und zu überhören, was er sagte, die Tonio mitunter das Blut zum Herzen trieb. Manchmal versuchte er wohl mit einer Erbitterung, deren Hoffnungslosigkeit etwas Verzweifeltes an sich hatte, sie zu einer direkten Anrede zu zwingen,

immer aber mit dem gleichen im voraus verbürgten Mißerfolg, der seinen Haß noch schürte und Dorn um Dorn in die Stachelkrone seines Elends flocht.

Es schien, als seien alle gegen ihn verschworen. Das heißt, nicht alle — Semsch war auszunehmen! Semsch, in dessen Begleitung Tonio dem Fräulein einst beim Buchhändler begegnet war und der ihn seither mit einem Wohlwollen behandelte, das in dem Jüngeren eine verständnislose Dankbarkeit erschloß! Wenn Tonio nach der Schule daheim französische Stunde hatte, pflegte Semsch ihn regelmäßig bis ans Haustor zu begleiten, und als die Zwillinge sich eines Tages vermaßen, ein tückisches Pamphlet auf Tonios „Vokabelamme“ zu verbreiten, scheute der flaumbärtige Primus nicht die Mühe, das Dichterduo eigenhändig zu versohlen. Die zornige Erregung, mit der er diesem Rachewerk oblag, schien Tonio zwar nicht ganz verständlich, doch um so bewundernswerter als schönes Zeichen kameradschaftlichen Mitgefühls, und mit erhöhter Dankbarkeit gab er sich einer Freundschaft hin, die seiner Selbstachtung emporhalf aus dem Staub demütigender Unterordnung und seinem Stolz eine wirksame Stütze lieh.

Allmählich fing er jedoch an, gerade der Ueberlegenheit des älteren Kameraden gegenüber, seine bedrückende Abhängigkeit doppelt beschämend zu empfinden, und aus der dunkeln Sehnsucht nach einer großen, erlösenden Tat wuchsen, erst schattenhaft verschwommen, unsicher und tastend, bald aber immer zuversichtlicher und klarer in der Form, tausend nach Vollführung drängende Befreiungspläne.

Es war am zweiten Weihnachtsfeiertag. An Dächern und Simsen glitzerten Brillantgehänge, und in der Luft lag schimmernd ein feiner, leicht blendender Silberglanz. Auf der Eisbahn herrscht Festtagsstimmung. Wirbelnde Paare, erhitzte Wangen, fliegende Boazipfel, übermütiges Gezwitscher. Und alles Lachen und Schwatzen sieghaft überdröhnend, von der Musiktrübüne her der rhythmische Jubel der Blechfanfaren.

Die erste, der Tonio in den Weg lief, war die Maus. Mitten in einer tadellosen Kurve hielt sie still, umfaßte flüchtig die stramm-elastische Figur ihres Cousins mit wohlgefällig musterndem Expertenblick und sagte dann — ganz ohne Bosheit, überzeugt und anerkennend:

„Du, dein Fräulein ist aber heute schick!“

Ehe Tonio sich über das Unnötige dieser Bemerkung ärgern konnte, war sie davon. Gleich darauf kam, von dem Strom getrieben, der lange Semsch vorbei.

„Servus, Tonio. Gut, daß ich dich treffe. Weißt du was? — Du könntest mir einen Gefallen tun.“

„Nämlich?“

Semschs Finger irrten ein bißchen geniert durch die jungen Kulturen seines werdenden Bartgewirres.

„Stell mich deinem Fräulein vor!“ ...

Tonios Mund glich einen Augenblick lang der klaffenden Einwurfsöffnung eines Handelsautomaten. Ungemütlich wie ein Wasserstrahl rann etwas ihm über den Rücken hinab. Er sollte —! Ihr, die ihn keines Blickes würdigte ... Aber konnte er denn dem Kameraden die Sachlage enthüllen? Damit dieser ihn noch mehr verachtete, als dies im Grunde seines Herzens wohl ohnehin geschehen mochte ... Unmöglich!! Aber was dann? ... Da kam ihm eine Idee. Und mit einer Frechheit, die allein imstande war, ihn aus dieser Zwickmühle herauszuangeln, versetzte er bereitwillig und nicht ohne einen gewissen Zug von Großartigkeit, über den er im Innern selbst erstaunte: „Gut, gut; das läßt sich ja machen. Vielleicht kann ich sie dem Doktor auf der Stelle abjagen.“ Und — eins, zwei, drei — war er davon. Im Laufschritt.

Hinter dem Musikkiosk blieb er stehen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und überlegte. Aus dem Aergsten war er wohl heraus, aber was nun? ... Wenn sie nur nicht gar so unnahbar, wie stacheldrahtgepanzert gegen ihn gewesen wäre! Wenn sie ihn nur einmal so angesehen hätte wie eben jetzt den Doktor! Alles in ihrem Gesicht lachte; die großen, klaren Grauaugen, die etwas zu kurze Oberlippe und die blanken Zähne, das flache Grübchen im linken Wangenpolster, sogar der kleine Schönheitsfleck unter dem Augenlid schien mitzulachen. Doktor Melander hielt ihre Hand und kommandierte: „Einen Schritt rechts! — im Bogen zurück! — tiefe Kniebeuge — Schluß!“ Und gehorsam machte Fräulein Marie-Jeanne einen Schritt rechts, führte den Stahlschuh leicht im Bogen zurück, dann

kam ein kleiner Hofknicks, der ihren braunen Tuchrock straffte und in warmem Goldton um die Hüften schillern ließ, und dann tauchte Mademoiselle langsam, ganz langsam mit der steifen Grazie einer kleinen Reifrockmarquise aus sich selbst empor, lachte und sagte: „Voilà!“

In Tonios Herzen schwoll ein wehes Gefühl der Bitterkeit. Er fühlte sich wie ein Ausgestoßener, der durch eine Luke die Reichen bei ihrem Feste heimlich belauscht. Wie, wenn er nun dort hinzuträte und auch sein Teil begehrte von der allgemeinen sorglosen Feiertagsfröhlichkeit? Doktor Melander würde ihm freundschaftlich zunicken, sich aber sichtlich gestört fühlen, und Mademoiselle Marie-Jeanne ...? Tonio fröstelte bei dem Gedanken an die hochgezogenen Brauen und den kühlerstaunten Frageblick dieser großen, klaren, stahlgrauen Augen. Und drüben stand Semsch, der suchend nach ihm auslugte und, als er ihn entdeckt hatte, beredte Zeichen der Ungeduld und des Verlangens machte.

Tonios Herz zog sich zusammen in Hilflosigkeit, Scham und Zorn. Er fühlte, daß er sein Fräulein noch nie so inbrünstig gehaßt hatte wie in diesem Augenblick, da alle Rachegedanken in seiner Seele aufwachten und ihn drängend riefen. Er fühlte, daß etwas geschehen müsse, etwas, das sie lächerlich machen würde, vor sich, vor ihm, vor Semsch und allen andern. Etwas, das vielleicht auch die Sache mit dem Kameraden für eine Weile hinausschieben konnte. In seinen Gedanken herrschte ein aufgeregtes Chaos. Er sah eine Gruppe junger Leute heranschleifen, die sich augenblicklich im Rückwärtslaufen übten. Sie kamen rasch und ohne sich viel umzusehen gegen den Strom geschwommen, und Tonio urteilte, daß es nur einer Kleinigkeit bedurfte, um auf diese Weise einen sicheren Zusammenstoß herbeizuführen. Plötzlich durchzuckte ihn ein bösartiger Gedanke. Wie, wenn er diese Kleinigkeit besorgte ...! Wenn die Gehaßte mit einem Ruck der Länge nach auf den elastischen Boden zu liegen käme, in zappelnder Bestürzung, den kleinen Pelzhut wie ein Clown statt auf dem Scheitel auf dem Ohr ... Vielleicht würde auch dabei der fußfreie Sportrock auffliegen und man den Unterrock und etwas von den Strümpfen sehen können ... Und irgend jemand würde dann lachen — es gibt immer Leute, die in solchen Fällen lachen — und „sie“ würde sich schämen, grenzenlos schämen und froh sein, wenn Tonio ihr die Hand böte, um sie aus ihrer lächerlichen Lage zu befreien. Und Semsch würde dann für diesmal auch gar nicht mehr wollen.

In seinen Schläfen tickte es, und seine Lippen zitterten. Los also, in des Teufels Namen! ... Da war er auch schon mitten drin im Rudel. Vor ihm her lief ein junger Mensch, der ein Student sein mochte. Tonio bemerkte, daß er abstehende Ohren und an den Stiefeln schiefgetretene Hacken hatte. Er hörte ihn auch lachen, doch wie von fern. Dann sah er sich um. Wenige Schritte hinter ihm wehte ein Zipfel braunen Tuches. Sein Herz begann zu klopfen. ‚Gleich,‘ dachte er, ‚gleich! ... Nur noch einen Bogen ... dann gegen die Mitte zu ...‘ Und jetzt — — —

Alles Folgende erlebte der Knabe wie im Traum. Den wuchtigen Stoß, das harte Aneinanderprallen, das Fluchen des henkelohrigen Studenten, den kurzen Aufschrei einer dunkeln Frauenstimme ... Auch daß Mademoiselle Marie-Jeanne vom Platze getragen wurde, sah er mit an, ohne das Geschaute recht zu fassen. Er wunderte sich, daß keiner in dem Knäuel brandmarkend mit dem Finger nach ihm, dem Urheber des Sturzes, wies. Er begriff nicht, warum es den Umstehenden so wichtig dünkte, festzustellen, gegen wessen Stahlschuhe die Verunglückte im Fall geschlagen war. Er sah nur, auf dem Eis versprengt, ein paar dunkelleuchtende Tupfen. Und plötzlich überkam ihn brennende, atemlose Angst, und keuchend, mit zitternden Knien rannte er wie besessen gegen die Holzbaracke der Verbandstation.

Die darauffolgende Nacht war die entsetzlichste, die Tonio je erlebte. Bis nachmittags hatte er gewartet, getragen von der Hoffnung, daß Doktor Melander kommen und Nachricht bringen werde. Zum erstenmal seit Jahren aber ließ dieser sich entschuldigen, und Tonios feine, kleine nervöse Mama bekam einen Weinkrampf und behauptete, noch an demselben Tag sterben zu müssen. Tonio litt unsäglich. Alle Vorstellungen von Mord und Totschlag, Schuld und Sühne, die in seinem Bewußtsein schliefen, standen auf wie dunkle Nachtgespenster und schrien wider ihn. Würde sie leben? Würde sie sterben? Sterben durch seine Bosheit, seinen Un-



Willkommene Botschaft
Nach einem Gemälde von E. Bachrach-Barée



verstand!... Es war entsetzlich, den Gedanken auszudenken! Niemand vermutete, niemand ahnte! Aber er wußte es, er, dem die Angst es unermüdlich, unerbittlich in die Ohren gellte, den die Sorge nicht Ruhe finden ließ, der überall fünf dunkelleuchtende Punkte sah — rote Perlen, von ruchloser Hand über das Eis verstreut — — — Tonio schauderte. Er preßte die Hände vor die Augen. Nur nicht sehen, nur nicht denken müssen! — Und dabei war die Nacht so lang, so endlos lang!... Ob sie wohl schlafen konnte? Sie — sein Fräulein — Marie-Jeanne... Er sprach den Namen leise vor sich hin, angstvoll und feierlich. Da war's, als schauten aus dem Dunkel ihn ihre Augen an, groß, still und traurig. Ein weiches, zärtliches Gefühl stieg in dem Knaben auf. Ein müdes Sehnen nach feinen blassen Händen, die stumm liebkosen, lautlos trösten konnten... Ihn hungerte nach einem lieben, guten Wort... War es zu spät für ihn? Gerechter Gott, zu spät! Da kam die alte Angst mit neuer Macht zurück. Wie, wenn sie stürbe...? Tonios Zähne schlugen im Fieber gegeneinander. Nur das nicht — nur nicht das!! Irr suchend schweiften seine Blicke durch den Raum. Dort — dort hing ein Muttergottesbild aus Elfenbein. Irgend jemand hatte es einmal von irgendeiner Wallfahrt mitgebracht. Vor dem warf er sich nieder mit verkrampften Händen, halb von Sinnen, in einer Andacht, die Verzweiflung war. Und stammelnd, halb erstickt von trockenem Schluchzen, wiederholte er wie einen tristen Kehrreim unablässig nur das eine Wort: „Laß sie nicht sterben, du da oben, laß sie nicht sterben!"

Kindergebete, sagt man, dringen am leichtesten zum Himmel. Wer wollte auch darüber entscheiden, was es war, das Marie-Jeannes Genesung mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsschreiten ließ? Ob Tonios eindringliche Bittgebete, ob Doktor Melanders fürsorgliches Geschick...? Tatsache ist, daß der Knabe, nachdem er des Fräuleins Wohnung drei Tage lang wie ein Verbrecher die Stätte seiner Missetat umschlichen hatte, am vierten endlich vorgelassen wurde. Es war kein leichter Weg, den er da ging — der Bußweg durch die Rutenzeile der Selbstanklagen und Gewissensqualen. Alles wollte er ihr einbekennen, all seinen Haß, sein Leid und seine Schuld. Nur tiefste Selbsterniedrigung konnte den Sündenalp von seiner Seele wälzen...

Nach zaghaft leisem Klopfen trat er ein. Die Wintersonne füllte das Zimmer mit blaßgoldigem Licht. Ein Fliederstock auf der Kommode duftete stark und süß. Tonios Atem ging beklommen. Schräg vor das Fenster gerückt stand eine Ottomane. Auf dieser lag das Fräulein — anscheinend eingeschlummert. Ein breiter Streifen weißer Gaze zog sich als Binde über ihre Stirn und an den Seiten des Gesichtes hinab bis unters Kinn.

‚Sie sieht wie eine Nonne aus,' dachte der Knabe und drückte sich in andächtiger Scheu dicht an die Tür. ‚Und blaß wie die Madonna aus Elfenbein daheim, die irgend jemand von irgendeiner Wallfahrt mitgebracht.'

Dann faßte er Mut und schlich ganz leise auf den Zehenspitzen näher. Ihr reiches Haar, das dunkel unter der Binde vorquoll, schob sich in weichen Bauschen über die Kissen bis an die Decke nieder, die, dünn und schmiegsam, den Umrißlinien der runden Körperformen schmeichelnd folgte. Tonio sah zu, wie jeder Atemzug sie über der Brust in leiser Wellenlinie hob und senkte, und fühlte sich durch diesen Vorgang wundersam beunruhigt und verwirrt.

‚Weil sie nur nicht gestorben ist!' dachte er erleichtert.

Und plötzlich — in heiß aufquellender Dankbarkeit — überkam ihn ein sehnendes Verlangen, seine Lippen nur einmal auf diese blassen Hände zu drücken, die still und feierlich wie weiße Kirchenblumen auf der Decke ruhten. Mit angehaltenem Atem beugte sich der Knabe nieder. Ein feiner, ungewisser Duft von Frauenhaar drang ihm entgegen. Seine Knie zitterten...

Da schlug das Fräulein verwundert die Augen auf. „Wie, Tonio — Sie?"

Tonio fühlte, wie alles Blut in jähem Sturz hinab zu seinem Herzen brauste. Was wollte er nur sagen? Richtig. „Ich komme, Fräulein, ich komme, um Ihnen..."

Aber Mademoiselle Marie-Jeanne ließ ihn nicht weiterreden. „Je sais, je sais," sagte sie lächelnd und streckte ihm freundlich abwehrend die Hand entgegen, „alles soll vergeben sein und vergessen. Désormais nous serons amis, n'est-ce pas?"

Tonio ward plötzlich feuerrot und schüttelte den Kopf. „Es ist noch etwas

andres," sagte er unsicher und stockend, „ich komme, weil ... weil ich Ihnen —"

Mademoiselle Marie-Jeanne sah ihn halb lachend und halb ärgerlich an.

„Oh, ist es möglich? Hat er Ihnen schon davon erzählt? Dieu, qu'ils sont bavards, ces fiancés! Gut denn, da Sie es wissen, c'est ça ... Voyez, Tonio, nun kommen Sie los von mir, eh' Sie es dachten."

Tonio fühlte etwas wie einen leichten Schwindel. Verlegen und ungeschickt stammelte er ein paar Vokabeln aus Bechtels Sprech- und Lesebuch, „excuse" und „félicitations" — dann stolperte er langsam die Treppe hinab.

Vom Tor aus sah er den Doktor mit einer Blumendüte um die Ecke biegen, den Schnurrbart aufgebürstet, die kurzsichtigen Augen hinterm Kneifer funkelnd vor Vergnügen. Nur jetzt keine Begegnung! Das aufdringliche Glück des andern tat ihm weh. Ganz langsam schlich er heim. Wie sonderbar! Monatelang war es sein Wunsch gewesen, das Fräulein los zu werden. Nun war er sie los — wie kam es, daß er dessen nicht froh sein konnte?

Mitten in seinem Zimmer blieb er stehen, die Mütze auf dem Kopf, den Blick verloren. Er fühlte sich zerschlagen und zerbrochen, als hätte man etwas aus ihm herausgenommen, etwas, dessen er zum Leben bedurfte, dessen Sinn er aber nicht verstand. Was konnte das nur sein? Und was bedeutete die Leere, die plötzlich in ihm war und um ihn her? ... Dort das Marienbild aus Elfenbein! Vor diesem hatte er auf den Knien gelegen und gebetet — damals — für sie — in jener Nacht ... Gott ja, wie war das Leben da noch schön gewesen — damals! Trotz aller seelenfolternden Reugedanken, trotz all der sinnverwirrenden Fieberangst ...

Warum doch nur? Warum — — —?

Und plötzlich warf er sich — so wie er war, in Winterrock und Mütze — vor der Heiligen nieder, vergrub die Stirn in die Hände und weinte ... weinte — — —

Traum

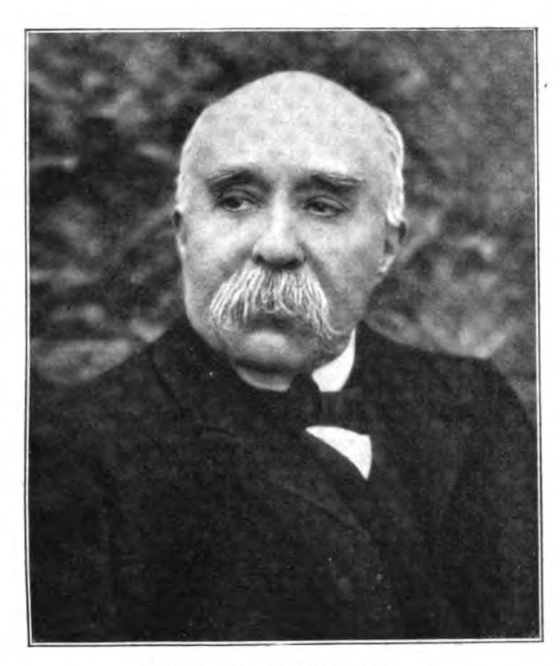
Von

Viktor Hardung

Weiß im Dämmer blühn die Kerzen
Und der Frühwind ist erwacht,
Und ich fühl's an meinem Herzen:
Du, du warst in meiner Nacht.

Du mit all den teuren Fernen
Und den Rosen reich ums Haus
Und den tausend goldenen Sternen —
Alles löscht der Morgen aus.

Ach, kein Falk' regt da die Schwingen,
So stürmt nicht vom Berg der Wind —
Nichts kann, Seele, wiederbringen
Stunden, die vergangen sind.



Georges Clemenceau
(Aufnahme der letzten Zeit)

Georges Clemenceau

Von

Karl Eugen Schmidt, Paris

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einem Gemälde)

Die leitenden Minister zweier mächtiger Staaten fielen. Der eine auf deutsche, der andre auf französische Art. Heimlich, still und leise kommt nicht nur deutsche Liebe, kommt auch in Deutschland der politische Sturz. Bülow fiel bülowisch. Tagelang konnte man die „Blätter“ auf „ja“ und „nein“ zupfen: geht er — geht er nicht? Dann eine geheimnisvolle Unterredung mit dem Monarchen, fern von Madrid, im Kieler Hafen. Dann die Nachricht: er geht, aber er zeichnet noch das von ihm so nicht gewollte Reformwerk. Und wieder etwas später: nein, auch das nicht; nur so lange noch sitzt er am Kanzlertisch des Reiches, ohne zu zeichnen, bis der neue Mann gefunden ist und ihn höflich vom Stuhle nötigt; der wird seinen Namen unter die schönen Dinge setzen, die den Immergewandten zu Fall brachten. Und Bundesrat und Reichstag sahen den Fürsten niemals wieder. Der Abgang mutet an wie das matte Ende eines Intrigenstücks.

Anders in Frankreichs Deputiertenkammer. Ein heißer Juliabend. Noch heißer das Rededuell zweier unversöhnlicher Gegner. Vom Rostrum kräht bissig der kleine, kluge Delcassé. Vom Ministertisch speit, antwortend, der Chef des Kabinetts echt Clemenceausches Gift. Abstimmung. Die Kammer votiert ihr Mißtrauen. Einen Moment lang liegt Stille wie des Todes Schweigen überm ganzen Hause schwer. Dann Brissons sonore Stimme: „La parole est au chef du cabinet.“ Und Clemenceau, seine Papiere zusammenpackend, schleudert drei Silben ins Haus: „Je m'en vais.“

Kein Dramatiker von Gottes Gnaden hätte eine bessere Szene schreiben können. Dieser Mann hat fünfzehn Jahre lang Minister auf Minister gestürzt, ohne jemals daran zu denken, selbst den Platz der Gefallenen einzunehmen. Allein das Stürzen schien ihm Spaß zu machen, zum Regieren zeigte er nicht die geringste Lust. Und erst im letzten Viertel seines Lebens



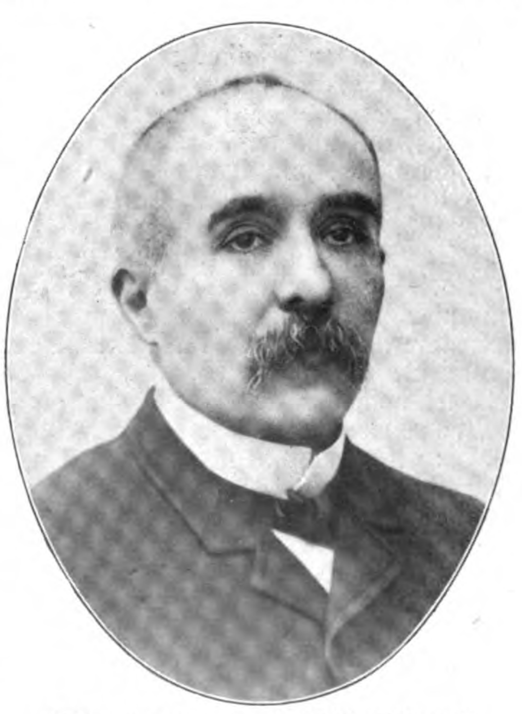
Clemenceau als Maire vom Montmartre

— vorausgesetzt, daß er das patriarchalische Alter erreicht — besann er sich eines andern. Das ist das Außerordentliche am Falle Clemenceau.

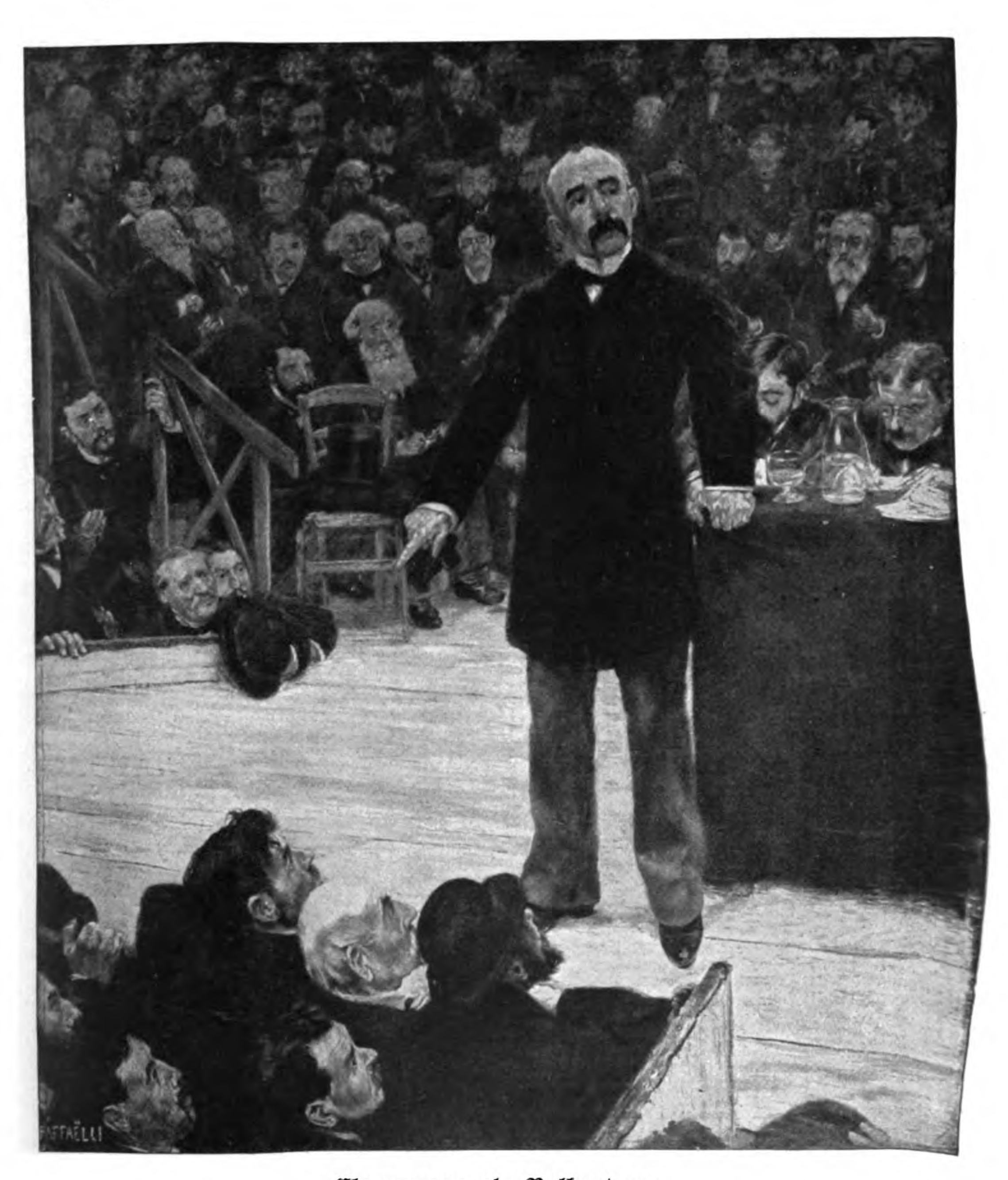
Herr Clemenceau hätte schon mit vierzig Minister sein können, und man muß sich wundern, daß er es nicht geworden ist, zumal er mit vierzig der mächtigste Mann im politischen Frankreich war, mindestens so mächtig, wie er bis vor kurzem war. Aber er begnügte sich damit, als heimlicher Kaiser die Geschicke Frankreichs zu leiten, und erst als er seinen fünfundsechzigsten Geburtstag gefeiert hatte, fiel ihm ein, am Ende wäre es doch ein köstlicher Spaß, wenn er einmal selber Minister würde. Zu einer Zeit, wo andre eher daran denken mögen, in den Kulissen zu verschwinden, verließ er sie, um dem staunenden Publikum sein erstes selbständiges Solo vorzutragen.

In den Kulissen, nicht nur denen des Palais Bourbon, sondern auch in den weit anmutigeren der Oper und der andern Pariser Theater war Clemenceau zu Hause. Zwanzig Jahre lang war er nicht nur der gefürchtete Ministerstürzer, sondern auch der liebenswürdige Schwerenöter, den alle „Ratten“ der Oper kannten, der elegante Boulevardier, den man in allen Premieren des Theaters und der Kunst sah, der geistreiche Plauderer des Tout Paris, der sich außerdem als geschickter und kühner Reiter, als gewandter Fechter und Pistolenschütze hervortat. Besonders sein Ruf als Schütze war sehr groß, und daher war es zwar sehr komisch, aber im übrigen gar nicht verwunderlich, daß Paul Déroulède, der im Jahre 1893 ein Pistolenduell mit ihm hatte, aus Angst beinahe geschmolzen wäre.

Die Geschichte Clemenceaus schreiben, hieße die Geschichte der dritten Republik schreiben, denn von ihrem Geburtstage bis heute ist der Lebenslauf Clemenceaus aufs engste mit den Geschicken „Mariannens“ verknüpft. Wie man weiß, hat er in seiner Jugend Medizin studiert und den ärztlichen Beruf auch noch ausgeübt, als er sich längst der Politik ergeben hatte. Erst im Jahre 1885 gab er seine ärztliche Praxis endgültig auf. Nach Beendigung seiner Studien war er nach den Vereinigten Staaten gegangen, und wenn er dort mehr Glück gehabt hätte, wäre die französische Republik wohl um ihren letzten „Premier“ gekommen. Aber es wollte ihm gar nicht glücken jenseits des großen Teiches, und so kehrte er nach zwei- oder dreijährigem Aufenthalte in die Heimat zurück und ließ sich auf dem Montmartre als Arzt nieder. Gleichzeitig



Clemenceau als „Ministerstürzer“



Clemenceau als Volksredner
Nach einem Gemälde von F. J. Raffaëlli



Eine wichtige politische Frage

begann er auch seine politische Tätigkeit, indem er in den Versammlungen der Opposition als Redner auftrat, republikanische Grundsätze predigte und sich durch unentgeltliche Behandlung der Armen als praktischer Freund des Proletariats erwies. Als daher durch die Gefangennahme des Kaisers bei Sedan der Bonapartismus zusammengebrochen und die Republik proklamiert war, dachte die neue Regierung auch an den republikanischen Arzt auf dem Montmartre und ernannte ihn zum Bürgermeister des achtzehnten Arrondissements.

Und Herr Clemenceau zeigte damals als Bürgermeister wie später als Premierminister, daß er ein origineller Kopf ist, der nicht nötig hat, den Vorgängern im ausgetretenen Pfade nachzuwandern. Er führte für das achtzehnte Arrondissement den öffentlichen Unterricht ein und verbannte daraus die Geistlichkeit, was für den Rest der französischen Republik erst viel später zustande kam.

Clemenceau wurde zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, und in den folgenden Jahren entwickelte er sich allmählich zum besten Redner der Opposition und zum professionellen Ministerstürzer. Im Jahre 1882 half er zuerst seinen früheren Freund Gambetta stürzen, dann brachte er noch im nämlichen Jahre Freycinet über der ägyptischen Frage zu Falle, 1885 wurde Ferry, „der Tonkinese", sein Opfer, im folgenden Jahre Brisson, der jetzige Kammerpräsident, der zwar zu den nächsten Parteigenossen des grimmigen Oppositionsmannes gehörte, aber darum doch keine Gnade fand, weiterhin wieder Freycinet und dann Goblet, wieder ein nächster Parteifreund Clemenceaus.

Nachdem er noch einige andre Ministerien gestürzt hatte, kam er selbst an die Reihe. Als Redakteur der „Justice" wurde er wie die meisten andern Parlamentarier, die zugleich Zeitungsbesitzer oder -herausgeber waren, in den Panamaskandal verwickelt. Es war weit über das Ziel hinausgeschossen, ihn der Be-



Zivil- und Militärgewalt



Clemenceau vor dem Hühnerhause in seinem Garten in Passy

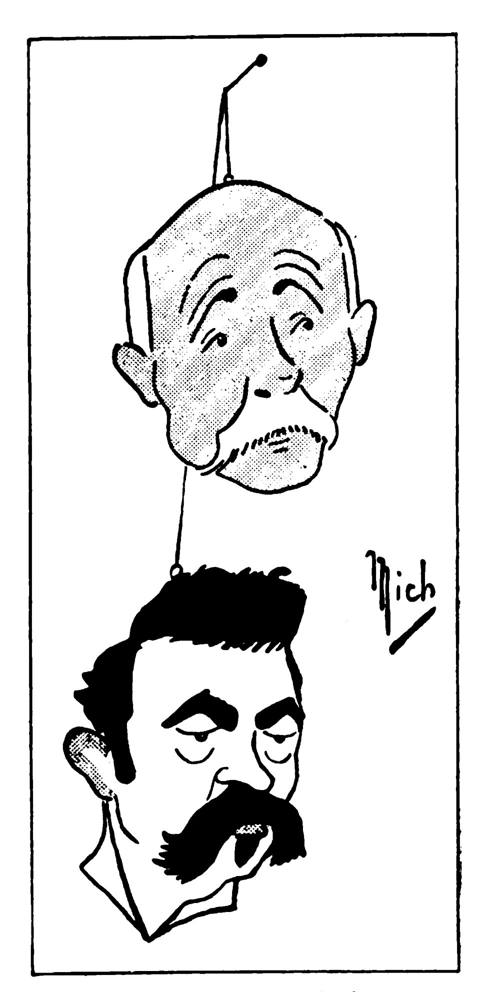
stechlichkeit zu zeihen, aber jedenfalls genügte die Anschuldigung, um ihn aus dem Parlament zu bringen.

Er verschwand von der Rednerbühne und schien nie mehr dahin zurückkehren zu sollen. In dieser widerwärtigen Wendung seines Schicksals zeigte sich Clemenceau von seiner besten und bewundernswürdigsten Seite. Selbst seine Gegner können nicht umhin, die eiserne Tatkraft, den unermüdlichen Fleiß zu bewundern, womit dieser anscheinend für immer politisch tote Mann sich eine neue Existenz aufbaute. Der glänzende Redner wurde gleichsam über Nacht der schneidigste, witzigste, schärfste, gefürchtetste Journalist von ganz Frankreich. Das war kein Gelegenheitsjournalist, wie ehemalige Parlamentarier es zu werden pflegen, sondern selbst die allertüchtigsten Kämpen der Feder, die Cassagnac, Rochefort, Drumont, mußten gestehen, hier einen gleichwertigen Genossen gefunden zu haben, während die Leser der „Justice", der „Aurore" und des „Bloc" fanden, daß seinesgleichen nicht auf Erden war. Der Journalist Clemenceau war ebenso schneidig und glänzend im Angriff wie Cassagnac und Rochefort, ebenso witzig und geistreich, aber er war weit tiefer und ernster, er verfügte über ungleich größeres Wissen und besaß ein Denkvermögen, wovon diese journalistischen Raufbolde sich nichts träumen ließen.

Dann brauste wie ein Zyklon der Dreyfusfall über Frankreich, die Stehenden umreißend, die Gefallenen aufrichtend. Dieser Sturm, dessen Folgen immer noch nicht beendet sind, gab Clemenceau Gelegenheit, den Platz wieder zu erobern, zu dem seine außerordentliche Intelligenz und seine ebenso ungewöhnliche Arbeitskraft ihn berechtigen. Nachdem er seit dem Sturze Mélines hinter den Kulissen die Regierung geleitet hatte, nahm er schließlich unter dem Ministerium Sarrien ein Portefeuille an und wurde endlich der Nachfolger Sarriens in einem Ministerium, das mehr als irgendeines vorher den Namen des Premierministers verdiente. Denn Clemenceau war nicht nur der Minister des Innern, sondern auch der des Aeußern, er leitete die militärischen Angelegenheiten und beaufsichtigte die Marine.

Um in einem parlamentarisch regierten Lande eine politische Rolle zu spielen,

muß man Redner sein. Es braucht also nicht erst betont zu werden, daß Clemenceau diese unerläßliche Gabe besitzt. Er ist ein ebenso großer Redner, wie es Gambetta war und wie es Jaurès ist, aber seine Redekunst ist grundverschieden von der dieser beiden Rufer im Streit. Sowohl Jaurès als auch Gambetta sind



Clemenceau und Briand

Südfranzosen, Clemenceau aber entstammt der Vendée, und das kennzeichnet direkt den ganzen Unterschied. Der Südfranzose ist vor allem Heldendarsteller, und er wird auch den seichtesten Gedanken mit der heroischsten Stimme und Geste herausschmettern. Ohne die Fanfarenstimme und die heroische Pose existiert der südfranzösische Redner nicht. Clemenceaus Reden waren andrer Art. Er war kein Schauspieler mit großartigen Bewegungen, sondern ein überaus schlauer, geistreicher, witziger, giftiger, ja perfider Redner, der jede Blöße des Gegners augenblicklich erspähte und ebenso augenblicklich die allein wirksame Waffe in die offene Stelle hineintrieb.

Seit er Minister war, hat die Zahl seiner Gegner außerordentlich zugenommen, und das läßt sich begreifen. Erstens ist Clemenceau ein Witzbold, der lieber einen Freund verliert als ein witziges Wort unterdrückt, und zweitens ist es das Schicksal aller Oppositionsmänner, ihre vorher verteidigten Prinzipien zu verleugnen, sobald sie zur Macht gelangt sind. Gewöhnlich hütet sich der Ministrable ängstlich vor allzu schroffer Verkündung strenger Prinzipien, und da Clemenceau eigentlich nie Ministrable war, hat er sich in dieser Hinsicht nicht genügend in acht genommen. Ebenso schroff aber, wie er früher die Prinzipien der Volksfreiheit verteidigte, ebenso schroff trat er sie als Minister mit Füßen, und was man den meisten andern Ministern verzeihen würde, warf man ihm als unerhörtes Verbrechen vor, weil eben der Gegensatz zwischen einst und jetzt gar zu schreiend war.

Es gibt Leute in Frankreich, die Clemenceau große Pläne zuschreiben; sie meinen, daß sein letztes Ziel die Rückgewinnung von Elsaß-Lothringen sei, und deuten an, wie dunkel es in diesem mächtigen Hirne arbeite. Andre dagegen sprechen die Ueberzeugung aus, daß Clemenceau in Wirklichkeit weiter nichts wolle und tue als sich amüsieren, und wenn man sieht, wie er die wichtigsten Dinge mit einem Witzworte abtut, ist man versucht, sich der letzteren Ansicht anzuschließen. Jedenfalls darf man sich auf der deutschen Seite des Wasgenwaldes nicht verhehlen, daß Clemenceau niemals andre als feindselige Gesinnungen gegen Deutschland gezeigt hat, wie dies bei einem Politiker seiner Generation ja auch nicht gut anders möglich ist. Mag man von ihm auch nicht mehr viel zu fürchten haben, jedenfalls ist die Aussöhnung der beiden Nachbarvölker, die der Grundwunsch aller Friedensfreunde sein muß, nicht wirklich gefördert worden, solange Clemenceau französischer Premierminister war. So amüsant daher auch seine witzigen Einfälle sind, für das Deutsche Reich ist es besser, wenn er sie nun wieder als Privatmann und nicht als verantwortlicher Minister zum besten gibt.



Répétition Générale!

Von

Carl Lahm, Paris

Vorspiel. (Im Fumoir. Rosige Glühlampen beleuchten sanft ein warmes, weiches Orienteckchen. Ein halbes Dutzend befrackter Kavaliere verteilt sich auf Diwan und Fauteuils. Imports und Mokka fördern die Digestion eines ausgedehnten Diners. Der Hausherr, Alphonse Leduc, schwer reicher Finanzier, erblich belastet, in mittleren Jahren und korpulent, redet mit Feuer etwas abseits von den übrigen Gästen auf seine „Attraktion" des Abends ein, den berühmten Letellier, den meistgespielten Autor der Hauptstadt.)

Letellier (vornehme Manieren, pomadisiertes Haar — Spezialität, mit seinem Esprit im gewöhnlichen Leben keine Renommage zu treiben. Spricht kalt und langsam, fast pedantisch): „Mein werter Leduc, Ihre Idee ist ausgezeichnet, eine Intrige, die ein ganzes Stück hält."

Leduc (strahlend, sprudelnd): „Nicht wahr, Spannung von Anfang bis zu Ende..."

Letellier: „Eine Idee, die für das Theater nicht verloren gehen darf und zu der ich Ihrer Phantasie gratuliere."

Leduc: „Sie machen mich glücklich, Ihr Urteil..."

Letellier (methodisch): „In zwei Monaten wird ganz Paris urteilen wie ich."

Leduc: „Sie wollten meine Idee in einem Stück verwenden?"

Letellier: „Sie werden dabei mein Mitarbeiter sein. Denn selbstredend, wir schreiben die Sache zusammen."

Leduc (mit dem Erstaunen eines Mannes, der auf die Ueberraschung gefaßt ist): „Wirklich?! Meister, Sie wollten meinen Namen neben dem Ihren auf den Affichen nennen?"

Letellier: „Wenn Sie nichts dagegen haben..."

Leduc (beteuernd): „... dagegen haben! Ich? Nein! Tausendmal nein! Das wäre ja wundervoll! Aber wie käme ich dazu: Leduc, ein in der Literatur ganz unbekannter Name, neben Le—tel—lier!"

Letellier (gesalbt): „Paris wird sich den Namen Leduc merken müssen. Solche Ideen hat das Theater nicht alle Tage."

Leduc: „Sie wollten meinen Gedanken geradeso ausführen wie...?"

Letellier: „Nein — das heißt, beinahe so. Am Schlusse lasse ich Ihren Obersten die Kammerzofe nicht umbringen; sie geht mit ihm durch."

Leduc (erstaunt): „.... mit ihm durch? Dann ist es aber keine Tragödie mehr!"

Letellier (sich den gefärbten Schnurrbart streichend): „Tragödie — hm: das muß es nicht unbedingt sein. Ich schreibe einem Direktor nur noch Tragödien, wenn

er sich absolut selbstmorden will. Das Publikum geht nicht mehr hinein."

Leduc: „Also ein Schauspiel soll es werden?"

Letellier: „Schauspiel — hm. Sehen Sie, die Ordonnanz Ihres Obersten denke ich mir auch nicht als ‚wahnsinnig Verliebten‘. Ein drolliger Bursche, der sich über die Schwächen seines Chefs lustig macht, amüsiert das Publikum weit mehr wie die Konkurrenz der Schuhbürste und der Epaulette um das Kammerkätzchen."

Leduc: „Also eine Komödie?"

Letellier: „Komödie — hm! Wie wäre es, wenn wir die Sache so deichselten: Die Zofe ist die Braut des Burschen; Pierre gaudiert sich, wie der Oberst auf sein Liebchen kirre wird; er gaudiert sich so lange, bis das Liebchen mit dem Obersten auf und davon in den Urlaub geht und er mit der Oberstin das Nachsehen hat."

Leduc: „Das ist ja ein Schwank!"

Letellier (gleichmütig): „Richtig, das ist ein Schwank. Aber pariserisch. Den Erfolg garantiere ich Ihnen."

Leduc (stotternd): „Sie stellen eigentlich die Handlung, wie ich sie dachte, auf den Kopf."

Letellier: „So ist es, lieber Leduc. Wenn eine Handlung nicht auf dem Kopf steht, begreift sie unser Publikum nicht. — Es bleibt dabei, wir schreiben das Stück zusammen."

Leduc: „Nun, wie Sie wollen. Ich vertraue Ihrem Genie. Sie haben meine Idee."

Letellier (laut): „Nochmals, ich garantiere einen Bombenerfolg."

Die übrigen Gäste: „Ein Bombenerfolg? Von welchem Stück?"

Letellier (phlegmatisch): „Natürlich von dem Stück, das Leduc mit mir schreibt."

Die übrigen Gäste: „Wie, ihr schreibt ein Stück zusammen? Davon wußten wir aber noch nicht ein Wort!"

Letellier: „Man redet nicht davon, ehe es gemacht ist."

Die übrigen Gäste: „Es ist schon gemacht?"

Letellier: „So gut wie!" (Aufstehend:) „Die Idee ist das geistige Eigentum unsers vortrefflichen Leduc."

Die übrigen Gäste (durcheinander): „Was? Das ist ja famos! Eine Premiere in Sicht. Schaut den Duckmäuser! Gratulieren, gratulieren, gratulieren."

Leduc (errötend wie ein Schulknabe): „Ich danke — ich danke von Herzen. Aber warten wir erst ab."

Letellier: „Da ist nichts abzuwarten. Ich bin meiner Sache sicher: 300 Aufführungen. ‚Leduc‘, ‚Leduc‘, ‚Leduc‘, an allen Straßenecken so dick gedruckt! Ein Jahr lang."

Leduc (dem es schwindelt): „Oh!"

Die übrigen Gäste: „‚Letellier und Leduc‘ — klingt brillant. — So was zu verheimlichen! — Kommt, Kinder! Im Klub muß die neue Autorenfirma mit ein paar Pullen Champagner begossen werden!"

Leduc (im Fieber): „Nein, nicht im Klub — hier trinken wir den Champagner!" (Klingelnd:) „Jean, stellen Sie sechs Flaschen Moet ins Eis."

*

Prolog auf dem Theater. (Letellier und Leduc überschreiten die dunkle Bühne des Théâtre Saint-Denis und gelangen durch einen engen Gang nach der Direktion.)

Leduc (im Wartezimmer): „Brr! Sieht's hier antik aus! Hätten wir denn wirklich nichts Besseres finden können wie diese alte Bude hinter den Boulevards?"

Letellier (schon sehr familiär): „Bist du anspruchsvoll! Alles ist besetzt. Ich selbst habe drei Theater versorgt. Wir wollten doch gleich mit „La Coqueluche"*) heraus — du konntest es nicht abwarten. Und dann ist's dein Debüt. Man debütiert nicht in der Comédie Française."

(Die Tür zum Nebenzimmer öffnet sich und der Direktor wird sichtbar; er schiebt einen langaufgeschossenen Jüngling sachte hinaus.)

Der Direktor (zu dem Jüngling): „Mein werter Herr, ich werde Ihr Manuskript lesen. Aber gedulden müssen Sie sich. Ich habe 275 Stücke in den Schränken, 24 sind angenommen."

Der Jüngling: „Ach, ich will gewiß gern warten, wenn es sein muß." (Mit Augenaufschlag:) „Es ist in Versen."

---

*) „La Coqueluche": „Der Keuchhusten".

Der Direktor: „Allmächtiger! Dann nehmen Sie's doch lieber gleich wieder mit. Verse! Das ist außer Mode."

Der Jüngling (geknickt, flehend): „Oh, lesen Sie es, lesen Sie es."

Der Direktor (wohlwollend): „Gut, gut. Kommen Sie einmal wieder vorbei."

Der Jüngling: „Soll ich? Wann ..."

Der Direktor (schnell): „In ein, zwei Jahren. (Er erblickt Letellier und eilt, den Jüngling stehen lassend, dem bekannten Autor mit ausgestreckten Händen entgegen): „Sie hier, und ich lasse Sie Ihre kostbare Zeit verlieren! Lieber Meister, Sie bringen mir das Stück?"

Letellier: „Nein, aber meinen Mitarbeiter."

Der Direktor: „Kommen Sie näher, wenn ich bitten darf."

(Sie treten in ein Arbeitszimmer mit großem Diplomatenschreibtisch, enormem Ledersofa und Telephon. Die Wände sind mit mehr oder minder verblichenen grünen, gelben, blauen, roten Theaterzetteln tapeziert, auf denen in fetten, schwarzen Lettern die 150. und 200. Aufführungen, die Triumphe des Theaters, dem Besucher ihre Reklame von dazumal entgegenschreien.)

Letellier: „Ich brauche Ihnen nicht erst Monsieur Leduc vorzustellen."

Der Direktor (sehr redefertig): „Monsieur Leduc, ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihre Bank ist eine der bestrenommierten, Ihre Kunstsammlungen habe ich schon loben hören. Und jetzt wollen Sie die Kulissen der Börse mit denen der Bühne vertauschen! Wie mich das freut! Sie retten mir mit Ihrem Stück das Leben. Ich wüßte nicht, was ich spielen sollte, hätte Letellier es mir nicht gebracht. Ihre Schwankidee ist die großartigste, die ich seit zwanzig Jahren gehört. Sie verstehen, daß ich ohne weiteres zugriff. In vierzehn Tagen beginnen die Proben, in vier Wochen bringen wir „La Coqueluche" heraus. Wie weit sind Sie mit dem Schreiben?"

Letellier: „Ich schrieb in dieser Nacht den ersten Akt."

Der Direktor: „Erst einen Akt, mon Dieu, geht das langsam! Ich kann's nicht abwarten, bis ich das Stück in Händen habe. Es wird ein Erfolg, zu dem ich Ihnen und mir gratuliere."

Leduc (geschmeichelt und wohlerzogen): „Wenn es einen Erfolg geben wird, werden wir es Ihrer hochgeschätzten Regie und dem vortrefflichen Ensemble Ihres Theaters verdanken."

Der Direktor (sich mit der flachen Hand über die langausgedehnte Stirn fahrend): „Mein Theater wird leider nur am wenigsten zum Erfolg beitragen können. Das Stück ist da, aber ..."

Leduc (interessiert): „Aber?"

Der Direktor: „Aber es muß auch in Szene gesetzt werden. Und davor graust mir. Ein gutes Stück will gut gespielt sein, schöne Frauen gehören hinein ..."

Leduc: „Selbstverständlich. Sie müssen auch einige hübsche Schauspielerinnen engagieren."

Der Direktor: „Werde ich. Aber die kosten schon Geld. Und dann die Komiker! Die kosten noch mehr. Dazu die Toiletten, die Uniformen, die Dekorationen — die Kosten kann ich überhaupt nicht bezahlen."

Letellier (einlenkend): „Sie übertreiben ..."

Der Direktor: „Ganz und gar nicht. Die letzte Saison war schlecht. Man ruiniert sich bei den Zeiten. Die Herren Autoren streichen ihre Tantiemen ein, wir tragen das Risiko. Ich möchte den Stephan Mouley engagieren."

Leduc: „Ah, Stephan Mouley!"

Der Direktor: „Nicht wahr! Keiner könnte Ihren Obersten idiotischer, das heißt amüsanter, spielen. Aber der verlangt pro Abend fünfzig Franken."

Leduc: „Und die schönen Darstellerinnen?"

Der Direktor (lächelnd): „Die Gagen zahl' ich noch — mit den Toiletten ist's 'ne andre Sache. Eine viel größere Frage sind aber die Dekorationen und die Reklamespesen. Wie soll ich die erschwingen? Ich möchte Ihnen ein glänzendes Autorendebüt sichern, aber Sie müssen mir dabei ein wenig unter die Arme greifen. Sie bringen das nachher mit den Tantiemen wieder vielfach ein. Für den ersten Akt muß ein Salon ausgestattet werden."

Leduc: „Darauf verstehe ich mich. Nicht wahr, Letellier, in meinem Hause herrscht ein großartiger Geschmack?"

Letellier (nickt).

Der Direktor: „Gut, ich überlasse Ihnen die Ausstattung des Salons. Im

zweiten Akt brauche ich eine Schlafzimmereinrichtung."

Leduc (mit länger werdendem Gesicht): „Eine Schlafzimmereinrichtung? Die müssen Sie wohl schon haben. Es gibt doch keinen Schwank ohne Schlafzimmereinrichtung."

Der Direktor: „Gerade darum. Der häufige Gebrauch hat die meine abgenutzt. Ich will Sie gut logiert wissen. Die Leute sollen nicht sagen: ‚Ach, was der reiche Leduc in Saint-Denis schlecht möbliert ist!' Ihre Autorenehre steht auf dem Spiel."

Leduc (gewonnen): „Gut, ich möbliere Ihnen ein entzückendes Schlafzimmer für den zweiten Akt. Wollen Sie Empire oder Louis XIV.?"

Der Direktor: „Was teurer ist. Man kann mit einer Schlafzimmereinrichtung auf der Bühne gar nicht teuer genug sein. Für den Wintergarten im Schlußakt lasse ich Ihnen die Pläne dieser Tage vorlegen. Das sind die Dekorationen. Die Kostüme . . ."

Leduc: „Die Schauspielerinnen haben doch wohl ihre eignen Kostüme?"

Der Direktor (verzweifelte Gebärde): „Erreur, erreur, mon cher! Wenn wir uns darauf verlassen sollten! Nein, das muß diesmal Sache der Autoren werden. Die Toiletten wollen fein in den Farben nuanciert und zu einem harmonischen Ensemble abgestimmt sein. Ich kenne Ihren vortrefflichen Geschmack, Monsieur Leduc. Wie wäre es, wenn Sie die Darstellerinnen zu einer Art Konferenz für morgen früh elf Uhr zum Couturier Popin, Rue de la Paix, Sie wissen ja, bestellen würden? Dann brauchte ich mich gar nicht um die Kostümproben zu bekümmern."

Leduc (glücklich): „Das könnte ich Ihnen in der Tat abnehmen. Madame Leduc läßt sich in Kostümfragen immer von mir beraten; beim Grand-Prix beschrieb der ‚Ruy-Blas' ihre Toilette an erster Stelle."

Der Direktor: „Vortrefflich! Die Sache liegt in den besten Händen. Ich zähle darauf, daß Sie auch zu den Proben hier ins Theater kommen werden, lieber Herr Leduc. Ihr enormes Talent ist mir unentbehrlich. Es wird ein Erfolg, ein Riesenerfolg. Aber wir dürfen keine Opfer scheuen."

Leduc (begeistert): „Zählen Sie auf mich! Wir wollen einmal zeigen, was wir können — ich spüre, daß ich fürs Theater wie geboren bin. Ihre Bühne soll im Golde untergehen. Man muß nur etwas zu riskieren wissen. Wir spielen auf Hausse."

Letellier: „Wenn ich Ihnen sagte, daß dieser Leduc der geistreichste Mensch ist, der mir je vorgekommen."

*

Im zweiten Zwischenakt der Generalprobe. (Ein fabelhafter Beifall durchtost das Haus. Im sonst nicht allzu enthusiastischen Publikum der Pariser Répétitions Générales, das meist aus Kritikern, Autoren und Akteuren besteht, versteigen sich übereifrige Freunde so weit, die Verfasser von „La Coqueluche" zu rufen, und Letellier und Leduc leisten entgegen dem französischen Gebrauch diesen Wünschen auf offener Szene Folge. „Leduc! Leduc!" schreit es von allen Seiten; Letellier zieht sich lächelnd etwas in den Hintergrund zurück, um stillschweigend zu bestätigen, daß das literarische Hauptverdienst dem Manne der Börse gehört . .. Leduc fängt an, es selbst zu glauben, und verneigt sich immer wieder, gerührt, verwirrt, berauscht. Als zum siebzehnten Male der Vorhang gefallen ist und der Kulissenwechsel beginnt, dringen wie üblich die Intimen der Autoren und Schauspieler vom Orchestergang durch eine Eisentür auf die Szene, um Komplimente zu machen und mit den jugendlichen Darstellerinnen zu flirten. An Leduc defiliert eine ganze Prozession von gratulierenden Freunden und Kritikern vorüber. Er sitzt auf dem Empirebett, das noch auf der Bühne steht; sein Zylinder befindet sich im traurigsten Zustand, sein Hemd wölbt sich geknickt im Frackausschnitt; unausgesetzt tupft er sich mit dem Taschentuch den kongestionierten Kopf.)

Zwei Jugendfreunde (wie er aus hochfinanziellem Haus, die warten, bis die Reihe an sie kommt, untereinander): „Wie er sich aufbläst! — Ganz gerührt ist er. — Bin überzeugt, daß er keine Zeile von dem Unsinn geschrieben hat. — Er kann ja überhaupt nicht einmal orthographisch schreiben. Und Witz hat er nicht die Spur. Weshalb er aber doch überall hören läßt, daß Letellier nur den Namen gab. — Die Hauptsache war doch wohl für ihn, hinter den Kulissen mit den Aktricen herumtun

zu können. — Bei der wundervollen Frau, die der Dummkopf hat! — Die aufdringliche Claque, muß die ihn ein Stück Geld gekostet haben! — Ohne die Claque war's ein glatter Durchfall." (Sie stehen vor Leduc:) „Ah, Alphonse, famos, Glückwünsche. Entzückend, amüsant. Ganz dein Stil. Riesenerfolg — nur eine Stimme. Bist lanciert. Gratulieren dir."

Leduc (händedrückend, wie im Traum): „Merci, merci. Es geht über meine Erwartungen."

Ein berühmter Kritiker (mit der kolossal eleganten und scharmanten Gattin eines andern): „Hier, Amélie — komm, daß ich dich Herrn Leduc vorstelle."

Amélie: „Bravo, bravo!" (Sie klatscht affektiert mit den behandschuhten Händchen Beifall.) „Herr Leduc — alles zum Küssen schön!"

Leduc: „Madame! Merci, merci. Wir soupieren morgen nach der Premiere zusammen bei Larue . . ."

Der berühmte Kritiker: „Aber das ist ja abgemacht. So oft Sie wollen."

Amélie (mit girrendem Lachen): „Und noch öfter."

Leduc (mit Handkuß): „Merci, merci."

Der Feuilletonist eines illustrierten Blattes: „Würden Monsieur Leduc als der geistvolle Verfasser der heutigen Novität uns sein Porträt anvertrauen?"

Leduc: „Sogar mein Porträt? Merci, merci. Sie bekommen zwei. Eines für Sie, mit Unterschrift."

Der Feuilletonist: „Schön. Ich werde Ihnen morgen zwecks Sonderpublikationen einen Besuch abstatten. Ihre Bank annonciert nicht bei uns."

Tralade (bedeutender Mime der Comédie Française, mit theatralischer Geste Leduc umarmend): „Mon cher! Wann schreiben Sie meine Rolle? Ich sehe Sie im Hause Molières einziehen. Da ist ein tragischer Zug drin, in „La Coqueluche"."

Leduc: „Wirklich?"

Tralade: „Das spürt unsereiner beim ersten Hauch. Ich rede mit Ihnen nächstens darüber bei Ihrer liebenswürdigen Frau. Sie schreiben mir eine Tragödie, nicht wahr, ich flehe Sie an . . ."

Leduc (ganz hingerissen): „Gewiß, ich verspreche es Ihnen."

Halovic (Konkurrent von Letellier in der Schwankfabrikation): „Monsieur, ich stelle mich Ihnen vor — Halovic. Ganz hingerissen von „La Coqueluche". Famos lanciert. Den nächsten Schwank schreiben wir zusammen."

Leduc: „Soviel Sie wollen, Monsieur Halovic."

Letellier (durch die Menge, den Konkurrenten beiseite schiebend): „Gemach, gemach! Lassen Sie mir meinen Mitarbeiter für einen Augenblick." (Flüsternd:) „Leduc, gib mir mal rasch 'nen Tausender."

Leduc „Tausend Franken . . . Wieder . . .? Wozu?"

Letellier: „Ja, haben wir jetzt Zeit mit Explikationen zu verlieren? Es handelt sich drum, morgen zwei Spalten im „Etoile du matin" zu haben. Andernfalls kriegen wir dort Keile."

Leduc: „Aber der Herausgeber hat mich doch soeben beglückwünscht!"

Letellier: „Eben drum. Keine Naivität."

Leduc: „Das kleine Blatt . . .! Doch hier nimm."

Der Theaterkassierer: „Monsieur Leduc, ich gratuliere Ihnen und der Theaterkasse zu dem Erfolg."

Leduc: „Merci, merci. Die Premiere hat guten Vorverkauf?"

Der Kassierer: „Glänzend. Das ist's, wozu ich gratuliere. Gestatten Sie mir gleichzeitig eine Frage: Sie wünschten hundert Orchester- und sechzig Logenplätze für Ihre Bekannten. Wollen Sie die betreffende Summe heute oder morgen regeln?"

Leduc: „Wie? Diese Plätze, die ich verteile, damit wir eine gute Aufnahme haben, soll ich bezahlen?"

Der Kassierer: „Der Herr Direktor scheint es nicht anders anzunehmen."

Leduc: „Sie werden morgen ein so feines Publikum haben, wie das Théâtre Saint-Denis es noch nicht gesehen. Rothschild, Hirsch, die ganze Hochfinanz versprach mir, zu kommen."

Der Kassierer: „Für die Leute werden der Herr Leduc doch keine Freibillette haben wollen . . ."

Leduc: „Was macht's?"

Der Kassierer: „950 Franken im Vorverkauf, das heißt mit dem üblichen Aufschlag."

Leduc: „Den Aufschlag soll ich auch bezahlen!" (Er entfaltet einen neuen,

violetten Zettel mit drei Nullen. Der Kassierer entfernt sich unter tiefen Verbeugungen. Die Gratulationscour beginnt wieder. Kulissen werden auf- und abgelassen. Die Bühnenarbeiter sind auf Schritt und Tritt von der eleganten Menge der befrackten Herren und dekolletierten Damen in ihren Verrichtungen behemmt. Man veranlaßt den glücklichen Autor, den Mechanikern und Angestellten des Theaters, die so glänzend ihre Pflicht getan, einige hundert Fanken Gratifikation zu geben. Leduc sitzt noch immer auf dem Empirebett, das die Leute aus lauter Respekt vor dem hier ungegewohnten Glanz des Kapitals nicht wegzuräumen wagen.)

Die jugendliche Naive (kommt aus ihrer Ankleideloge in einer reizenden Spitzenrobe, ihrer dritten Verwandlung des Abends: ein Spaß, der Leduc bei Popin ein kleines Vermögen gekostet hat. Sie springt ihrem Autor sehr vertraulich, wie das der Naiven Art ist, auf den Schoß): „Habe ich nicht großartig gespielt, chéri!"

Leduc (mit Ueberzeugung): „Großartig!"

Die Naive: „Was bekomme ich dafür?"

Leduc: „Ein hübsches Bijou."

Die Naive: „Hör, kannst du es mir nicht lieber gleich in bar geben? Ich brauche unbedingt tausend Franken — sonst kann ich nicht weiter spielen — vor Aufregung. Nicht wahr, ich bekomme sie?"

Leduc (verspürt unter ihren Küssen kaum, daß sie sein Portefeuille um einen Tausender erleichtert. Er hört nur einen kleinen Schrei, der zwischen den beiden nächsten Kulissen ertönt, und glaubt da im Halbdunkel Gattin und Schwiegermutter zu erkennen. Es wird trübe vor seinen Augen, und er vermeint, in einer Versenkung unterzugehen. In der Tat rollt man das Empirebett unter ihm fort. Einige Stockschläge, das in Paris übliche Anfangssignal, verkünden, daß der dritte Akt beginnt.)

Letellier (der seinen Mitarbeiter von der Szene weggeholt): „Kalt' Blut bewahren. Alles geht gut."

Leduc: „Es kostet mich ein Heidengeld. Ich glaube, ich bin bereits dreißigtausend Franken los."

Letellier (gleichgültig): „Ist's möglich?"

Leduc: „Die Rechnung für die Auffrischung des Hauses allein hat mich achttausend Franken gekostet. Konnte doch nicht die Hochfinanz auf die zerschlissenen Samtplätze setzen. Was die Lackierer und Vergolder kriegen, weiß ich noch nicht einmal."

Letellier: „Du wirst aber auch Hausautor nach dem Erfolg."

Leduc: „Du glaubst? Wenn mich das nur nicht ruiniert! — Wie viele Vorstellungen wird's geben? Fünfzig?"

Letellier: „Fünfzig? Du machst Spaß. Mindestens — sechzig."

Leduc (kleinlaut): „Sechzig ... Wieviel Tantiemen bringt das?"

Letellier: „Mit den Platzgeldern auf dein Teil — nach den Abzügen — so was wie zwölfhundert Franken."

Leduc: „Das nenn' ich ein Geschäft!"

Letellier: „Was willst du — ein Debüt! Dann haben wir noch die Provinz. An solchem Abend des Triumphs denkt man nicht an die kleinen Unannehmlichkeiten. Saint-Denis macht nie viel. Doch still! Man lacht, man applaudiert."

Leduc (strahlend): „Ah — man applaudiert. — Doch was ist das?"

Letellier: „Man hat auch gepfiffen."

Leduc: „Entsetzlich! Ich bin verloren."

Letellier: „Ruhe! Ich wußte, daß das so kommen würde. Wir lassen unbedingt die Gebetstelle in der Premiere weg."

Leduc: „Die Gebetstelle — das ist ja die einzige, die von mir ist!"

Letellier: „Nur keinen literarischen Ehrgeiz; es wurde gepfiffen ..."

Der Direktor (hinzustürzend): „Ja, es wurde gepfiffen! Da haben wir's. Ich sagte es! Letellier, das ist der schlechteste Schwank, den Sie in Ihrem Leben geschrieben. Warum lassen Sie sich auch ins Zeug pfuschen — wie konnten Sie auf die idiotische Idee von dem Obersten und dem Schuhwichser hineinfallen!"

Leduc (aufbrausend): „Herr ...!"

Der Direktor (tut so, als werde er erst jetzt seiner ansichtig): „Ah, Sie! Sie kommen mir gerade recht! Gepfiffen wurde, gepfiffen in meinem Hause, in dem noch nie gepfiffen wurde! Sie ruinieren mich, Sie ruinieren meine Aktionäre!"

Leduc: „Herr!! Ich habe dreißigtausend Franken in Ihre Schmutzbude gesteckt!"

Der Direktor: „Ha, Schmutzbude . . .! Dreißigtausend Franken! Darum handelt es sich nicht — um Ihr Stück handelt es sich." (Ruhiger werdend:) „Mit hunderttausend Franken könnten Sie den Schaden nicht wieder gut machen, den Sie angerichtet."

Leduc: „Keinen Centime gebe ich mehr."

Der Direktor: „Hundertausend Affichen müssen morgen hinausgeworfen werden, die Zeitungen wollen mit Reklamen überschwemmt sein, sonst . . ."

Leduc: „Was sonst . . .!? Alles ist mir egal."

Der Direktor: „Sonst steht morgen überall zu lesen, daß das Stück des Bankiers Leduc ausgepfiffen wurde!"

Leduc (taumelnd): „Oh, oh — schauderhaft!"

Der Direktor: „Zahlen Sie die Affichen?"

Leduc (tonlos): „Was Sie wollen!" (Sie lauschen den Vorgängen auf der Szene. Man lacht. Lauter Beifall erschallt; die Komödie ist aus. Die Schauspieler ziehen Leduc auf die Szene, diesmal ihn allein. Er vergißt die ausgestandene Todesangst, sein Kragen hängt ihm wie ein nasses Taschentuch um den Hals. Gleich einem Orkan brüllt das Haus den Namen „Leduc, Leduc". Man gaudiert sich über den guten, dicken Finanzier, der sich immer wieder verneigt und den die Naive auf offener Szene küßt.)

Der Direktor (sich hinter den Kulissen die Hände reibend, zu Letellier): „Hunderttausend Affichen. Das macht hundert volle Häuser."

Letellier (nachdenklich): „Aber man hat gepfiffen."

Der Direktor (lachend): „In meinem Auftrage! Ich hatte der Claque befohlen, die Gebetszene auszuzischen."

Letellier: „Was?!"

Der Direktor: „Ja! Hätte mir Leduc sonst die hunderttausend Affichen bezahlt? Und das Zischen ist eine Reklame mehr."

Letellier: „Wieso?"

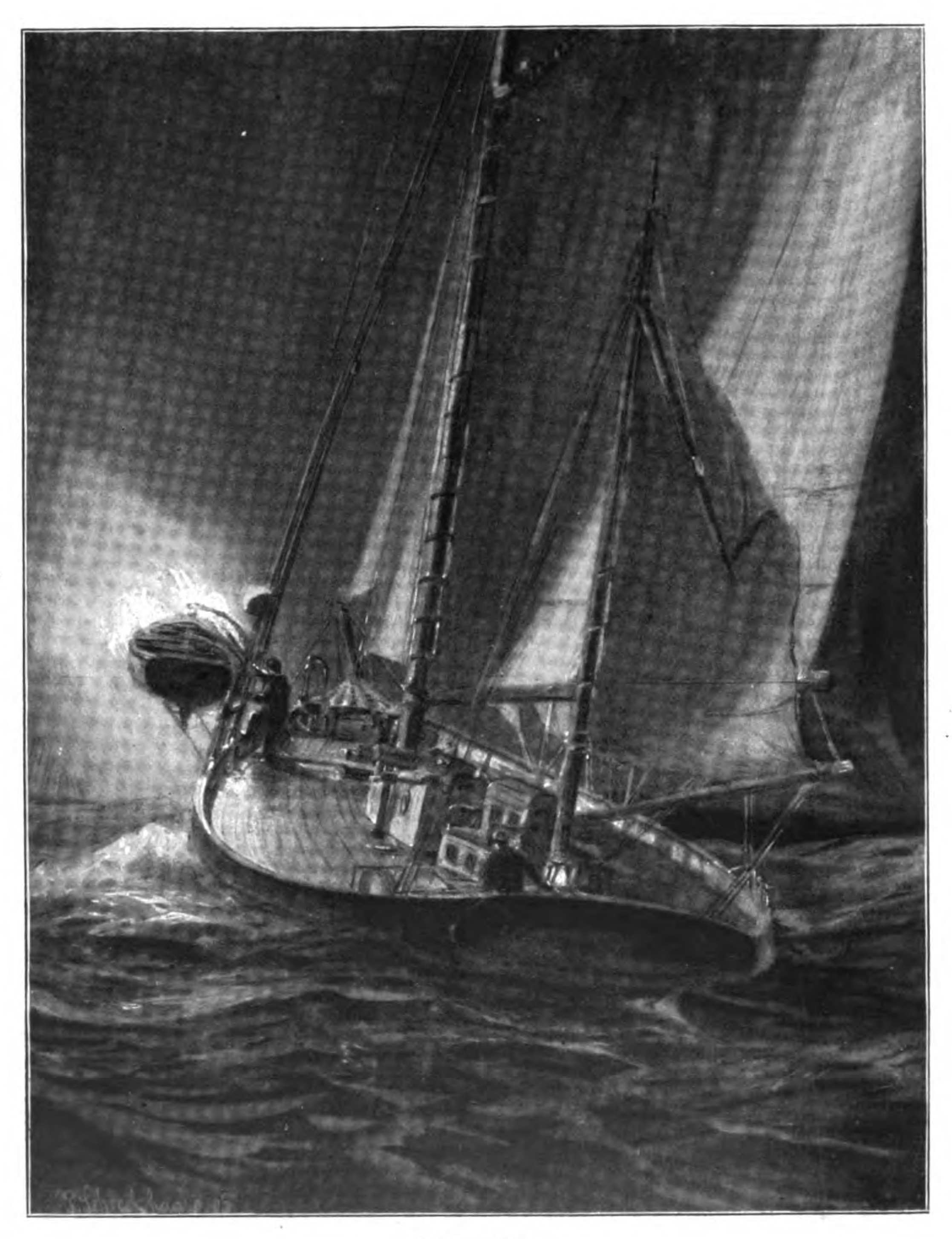
Der Direktor: „Sie werden überall in der Presse lesen, daß es nach der Gebetszene zu einer antiklerikalen Kundgebung gekommen ist."

Leduc (erscheint atemlos, herausfordernd): „Und nun?!!"

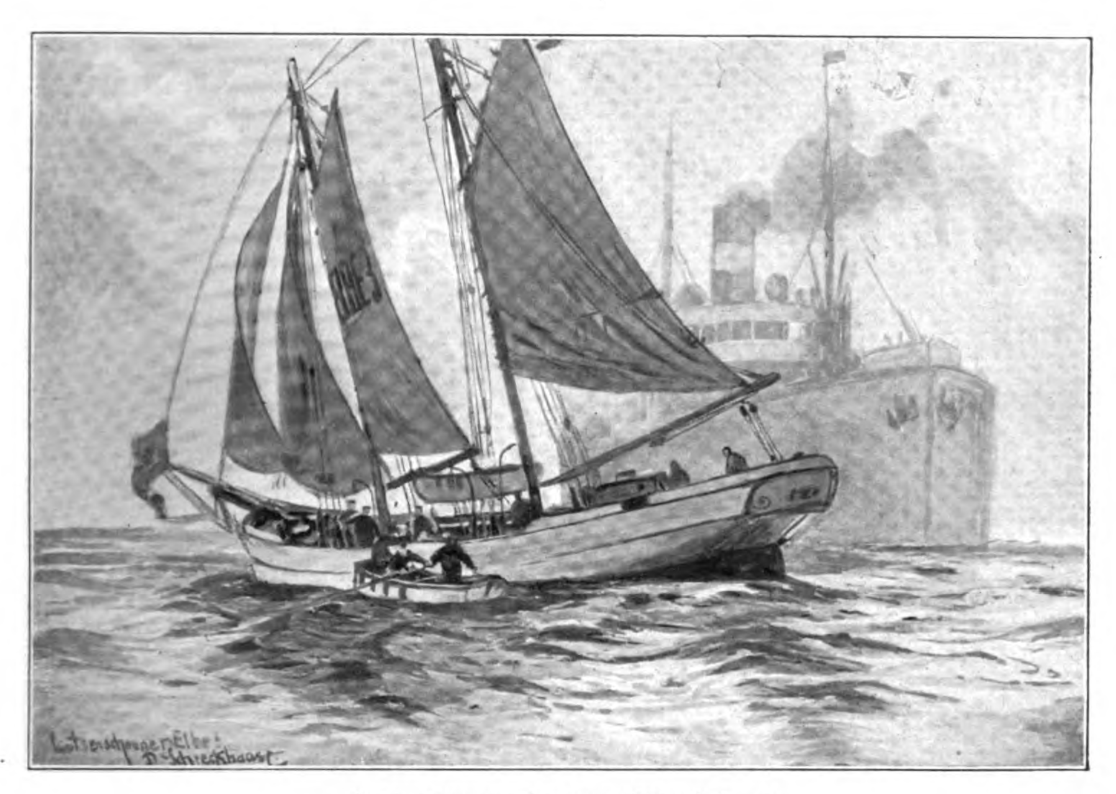
Der Direktor (sarkastisch): „Man wird Ihnen die Pferde ausspannen."

Leduc (offenen Mundes): „Ah! Wie dumm . . . ich habe mein Automobil bestellt!"





Lotsensignal
(Zu dem nachfolgenden Artikel „Der Lotse“)



Lotsenschoner in der Elbmündung

Der Lotse

Von

Paul Schreckhaase

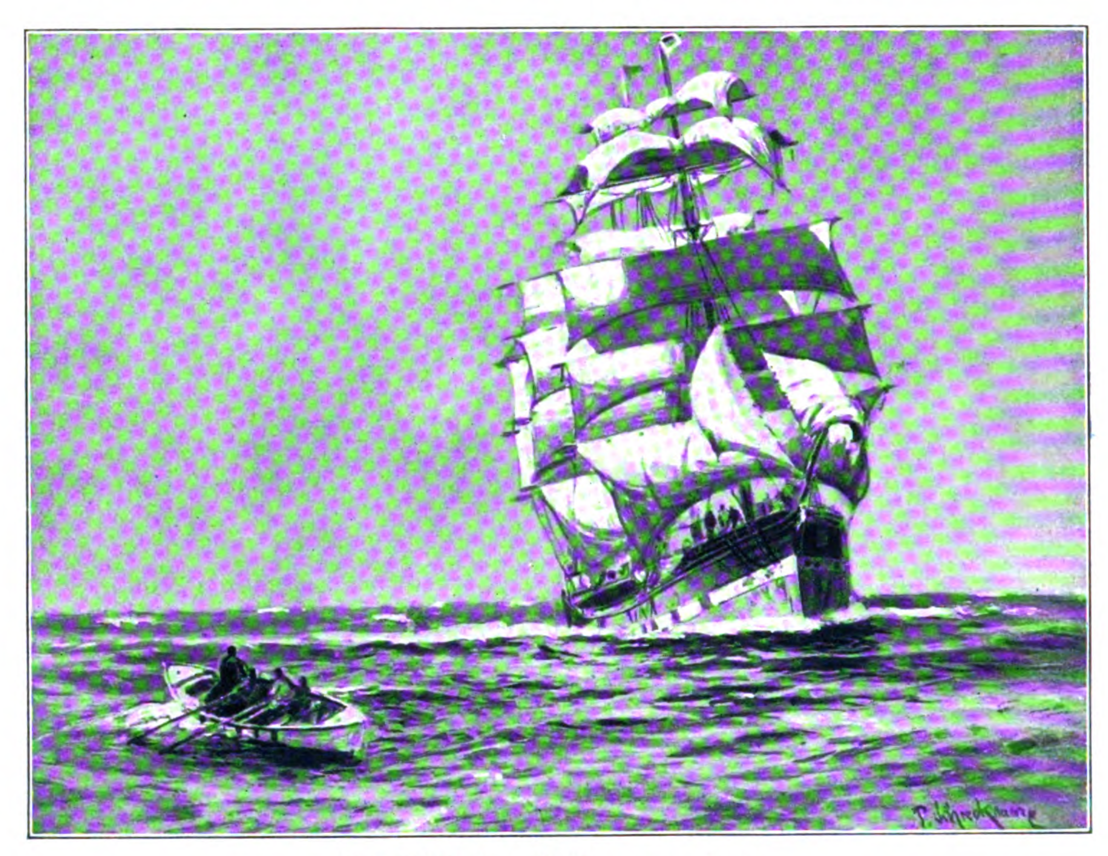
(Hierzu sechs Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers)

Der Postdampfer „Hamburg" hatte eine schlechte Reise hinter sich. Seit drei Tagen rollte und stampfte er in einer hohen achterlichen See ganz gewaltig, bald tauchte er zitternd seinen Bug tief in die grünlichen Wasser, und der quirlende Schaum umspülte die beiden mächtigen auf der Back festgepurrten Anker, dann wieder hob sich der Steven hoch empor, und das Heck empfing den dröhnenden Schlag des nächsten Brechers. Ab und zu wälzte er sich langsam, aber mit unwiderstehlicher Wucht ganz auf die Seite, daß die erschreckten Passagiere in den Kajüten den Atem anhielten. Freilich, die meisten lagen krank und elend in den Kojen; hier vor der Elbmündung war ja auch die See noch steiler und höher als draußen. Die ganz Seefesten, die, bis an die Zähne vermummt, von sicheren Ecken aus den Aufruhr der Elemente mit angesehen hatten, waren nun doch, als der trübe Wintertag zu Ende ging, einer neuen Schneebö gewichen. Nun saß man plaudernd beim Kaffee im behaglichen Salon und lauschte dem Brausen des Sturms. — Plötzlich verstummt das donnernde Stampfen der Maschine — die Schraube schlägt langsam und steht dann still.

Allgemeine Unruhe. „Was hat das zu bedeuten, hier mitten auf See?"

Der Steward beruhigt die Gemüter schnell mit der lakonischen Bemerkung: „Der Lotse kommt an Bord!"

„Aha, der Lotse; na, Gott sei Dank! Dann kann's ja nicht lange mehr dauern;" so schwirren die Reden durcheinander. Zwei, drei wagen es aber doch, sich die Sache anzusehen. Draußen wiegt sich



Vollschiff, den Lotsen erwartend

ganz in der Nähe auf den dunkeln Fluten ein weißes zweimastiges Schiff, seine Segel schlagen und knattern im Winde, hell funkelt das weiße Topplicht durch die Dämmerung. Zwischen Segelschiff und Dampfer wird jetzt auch ein Boot sichtbar, das mühsam gegen die See heranstampft. An der Leeseite legt es an. Ein bärtiger Mann in triefendem Oelzeug klettert an Deck und besteigt sofort die Brücke. Mit dumpfem Brausen schlägt die Schraube wieder an und die durchfrorenen Zuschauer flüchten in den warmen Salon zurück. — Dies An- oder auch Absetzen des Lotsen ist meist das einzige, was die Passagiere von seiner Existenz überhaupt merken. Seine Tätigkeit entzieht sich meist völlig ihrer Beobachtung und Kenntnis, so daß man sich nicht wundern kann, wenn die Oeffentlichkeit ihn zwar schätzt, aber doch fast nichts von ihm weiß. Höchstens haben die Badegäste ihn im Sommer mal aus- und einsegeln gesehen.

Lotse — das Wort klingt so beruhigend, und in der Tat kann man sich unsern deutschen Lotsen vollkommen ruhig anvertrauen, diesen ernsten Leuten, deren Beruf schwer und verantwortungsvoll und doch verhältnismäßig gering entlohnt ist. Früher betrieben die Lotsen ihr Gewerbe mit staatlicher oder städtischer Erlaubnis selbständig und mit eignen Schiffen. Nach und nach wurden sie jedoch, zuerst von den Hansestädten, später von Preußen und den andern deutschen Küstenstaaten organisiert. Das erste Lotsenreglement von Bremen datiert von 1710. Heute unterstehen die Lotsen als königliche, respektive Staatsbeamte der Aufsicht der betreffenden Regierungen, die auch die Lotsenstationen, -gebäude und -fahrzeuge unterhalten. Die Lotsen sind über alle deutschen Häfen oder für die Schiffahrt wichtigen Punkte verstreut und auf ihren Stationen ansässig. Eine große oder mehrere kleine werden von einem Lotsenkommandeur (meist alte Kapitäne der Handelsmarine oder ältere Seeoffiziere außer Dienst) geleitet. An

der Spitze einer kleinen Station steht ein Oberlotse, der dem Kommandeur für die vorschriftsmäßige Diensthandlung der drei bis zehn Lotsen verantwortlich ist. Die Lotsen zerfallen in Seelotsen, die Schiffe aus See in den Hafen oder umgekehrt bis zu einer bestimmten Stelle des Fahrwassers (Lotsenfahrwasser) in See führen, Revierlotsen, die auf Haffen und den großen Strömen Dienst tun, und die Hafenlotsen, die das Anlegen und Verholen der Fahrzeuge leiten. Die beiden ersteren sind meist ältere Steuerleute der Handelsmarine, nicht selten jedoch auch ehemalige Kapitäne mit Patent für große Fahrt. Sie müssen sich vor ihrer Anstellung einer ziemlich strengen Prüfung über Navigation, Signalkunde, Seestraßenrecht und dergleichen unterziehen. Da nun die Lotsen meist viele Jahre dieselbe Station haben, so kennt jeder einzelne sein Fahrwasser bei Tag und Nacht sehr genau. Für die Schiffe besteht von einer bestimmten, aber bei den verschiedenen Stationen sehr schwankenden Größe an im Interesse des Verkehrs und der öffentlichen Sicherheit an dem größten Teil der deutschen Küste Lotsenzwang. Ausgenommen sind die regelmäßigen Tourendampfer und die Schiffe, deren Führer für bestimmte Häfen eine Lotsenprüfung bestanden haben. Falls sich ein Schiff unter der Führung eines Zwangslotsen befindet und ein Zusammenstoß mit einem andern Fahrzeuge erfolgt, so hat der Reeder für den dadurch verursachten



Lotsenboot auf der Ostsee

Schaden nicht aufzukommen, sofern die zur Schiffsbesatzung gehörigen Personen die ihnen obliegenden Pflichten erfüllt haben und der Zusammenstoß durch den Zwangslotsen verursacht worden ist. Die Abgaben der Schiffe an die Lotsen (das Lotsengeld), die der Staatskasse zufallen, sind nach Größe und Ladung sehr verschieden. Meines Wissens sind zum Beispiel die Elblotsen an diesen Abgaben auch selbst interessiert. Die Art des Lotsendienstes an Nord- und Ostsee weist nun beträchtliche Unterschiede auf.

Die Fahrwasserverhältnisse der Nordsee sind ungleich schwieriger als die der Ostsee. Weit vorgeschobene flache Sände und Watten engen viele Meilen in See schon die Fahrt ein, die bei Ebbe trocken fallen und nur bei sonnigem Wetter ihr warnendes Hellgrün zeigen. Bei Flut rauscht die See meterhoch darüber hin; wohl dem, der bei Ebbe festkommt, bei Flut dürfte meist sein Schicksal besiegelt sein. Zu den unaufhörlich wechselnden Tiefen gesellt sich der Strom, der meist auslaufend, bei Ebbe mit verstärkter Kraft, beträchtliche Ortsversetzung der Schiffe zur Folge hat. Zwischen Feuerschiff „Elbe 1 und 4" läuft der Flutstrom zum Beispiel in südöstlicher Richtung etwa $5^1/_2$ Stunden mit 1,5 bis 2,8 Seemeilen Geschwindigkeit (4 Seemeilen = 1 deutsche); der Ebbestrom in nordwestlicher Richtung ungefähr 7 Stunden mit 2,4 bis 3,6 Seemeilen in der Stunde Geschwindigkeit. Kurs und Fahrt eines Schiffes durchs Wasser ist verhältnismäßig einfach, die wirkliche Fahrt über den Grund dagegen bei wechselndem Strom und Mangel an festliegenden Seezeichen oder Landobjekten (bei Nebel zum Beispiel) ungemein schwer zu bestimmen. Allerdings sind die Mündungen unsrer großen Ströme vorzüglich befeuert und betonnt, trotzdem können sich die ungünstigen Verhältnisse derart häufen, daß es zur Strandung kommt. Uebel berüchtigt als Schiffskirchhöfe sind in der Elbmündung der große Vogelsand und Kratzsand gegenüber Kuxhaven. „Gefährliche Küsten machen gute Seeleute," so sind denn auch die Elb- und Weserlotsen besonders tüchtig, jedenfalls ist ihre Arbeit die weitaus schwierigste. Weit draußen zwischen Helgoland und der Elbmündung, bei Wester Dill N und nördlich vom Weserfeuerschiff kreuzen ihre Fahrzeuge tage- und wochenlang umher, um die einsteuernden Schiffe mit Lotsen zu besetzen. Diese weiß- (für die Weser schwarz-) gemalten Gaffelschoner ohne Vorstange, ziemlich groß mit geradem Steven führen die Hamburger Staatsflagge unter rotem Stander im Großtopp, die Reichsdienstflagge an der Gaffel und im Schonersegel das Wort „Elbe 1—7". Die schwarzen Weserschoner haben statt dessen ein lateinisches W an derselben Stelle. Zwei in Davits hängende Beiboote sind vorhanden. Die Räume unter Deck bestehen vorn in Kombüse und Mannschaftsraum (jeder Schoner hat eine ständige Besatzung außer den Lotsen, von der einer Koch ist), dann folgt der große Wohn- und Schlafraum der zehn bis fünfzehn Lotsen mit Oberlicht und zwei Reihen Kojen an jeder Seite. Tisch und Bänke sind natürlich ebenso wie der Ofen festgeschraubt. Nach hinten folgt der Niedergang, daneben die Kajüte des Kapitäns und noch eine andre als Reserve, ganz hinten liegt die Segelkoje und der Waschraum. Nachts führen die Lotsenschoner als Erkennungszeichen keine roten und grünen Seitenlichter wie alle andern Fahrzeuge, sondern ein weißes Topplicht, und zeigen, wenn Lotsen an Bord sind, alle Viertelstunden ein oder mehrere Flackerfeuer. Als Signal, daß ein Schiff einen Lotsen wünscht, gilt die im Vortopp gehißte Nationalflagge oder die Lotsenflagge (Nationalflagge mit ringsum laufenden weißen Streifen) oder das internationale Signal PT, nachts ein über der Verschanzung in Zwischenräumen gezeigtes Licht oder Blaufeuer. Der Schoner segelt nun auf das diese Signale zeigende Schiff zu, bringt sein Boot zu Wasser, in dem zwei oder mehr Mann der Besatzung den Lotsen, der an der Reihe ist, hinüberrudern. Ist das Wetter und die See ruhig, so geht das schnell und leicht; die Nordsee ist aber meist schlechter Laune, daher auch sehr häufig ein Seegang vorhanden ist, dessen Grundseen gerade in unsrer deutschen Bucht bei westlichen Stürmen gegen den Ebbestrom besonders hoch und steil auflaufen und die Ueberfahrt von Schiff zu Schiff gefährlich und manchmal unmöglich machen. Dann beginnt ein Manövrieren beider Fahrzeuge, um das Boot zu decken; das zu besetzende Schiff, meist beträchtlich



Der Lotse geht bei schwerem Wetter an Bord

größer als der Schoner, macht ein Lee, das heißt, es hält seine Breitseite gegen Wind und See, und in diesem Schutz nähert sich das Boot. Der Lotse wartet den richtigen Moment ab und springt auf die übergehängte Leiter oder auf das Fallreep, mitunter noch durch eine Fangleine von oben gegen Abstürzen gesichert. Das liest sich leicht, in Wirklichkeit ist die Situation aber verteufelt ernst. Wenn der haushohe Rumpf des Dampfers schwer in der See rollt, das Boot bald hochfliegt, dann in die Tiefe sinkt, stets bedroht, von den brausenden Wassern an der eisernen Wand zerschlagen zu werden, dann die zugeworfene Leine zu greifen, sich längsseits zu holen, bei jeder See das Boot frei zu halten und überzuspringen, erfordert eine seemännische Geschicklichkeit, von der sich die Landratte nichts

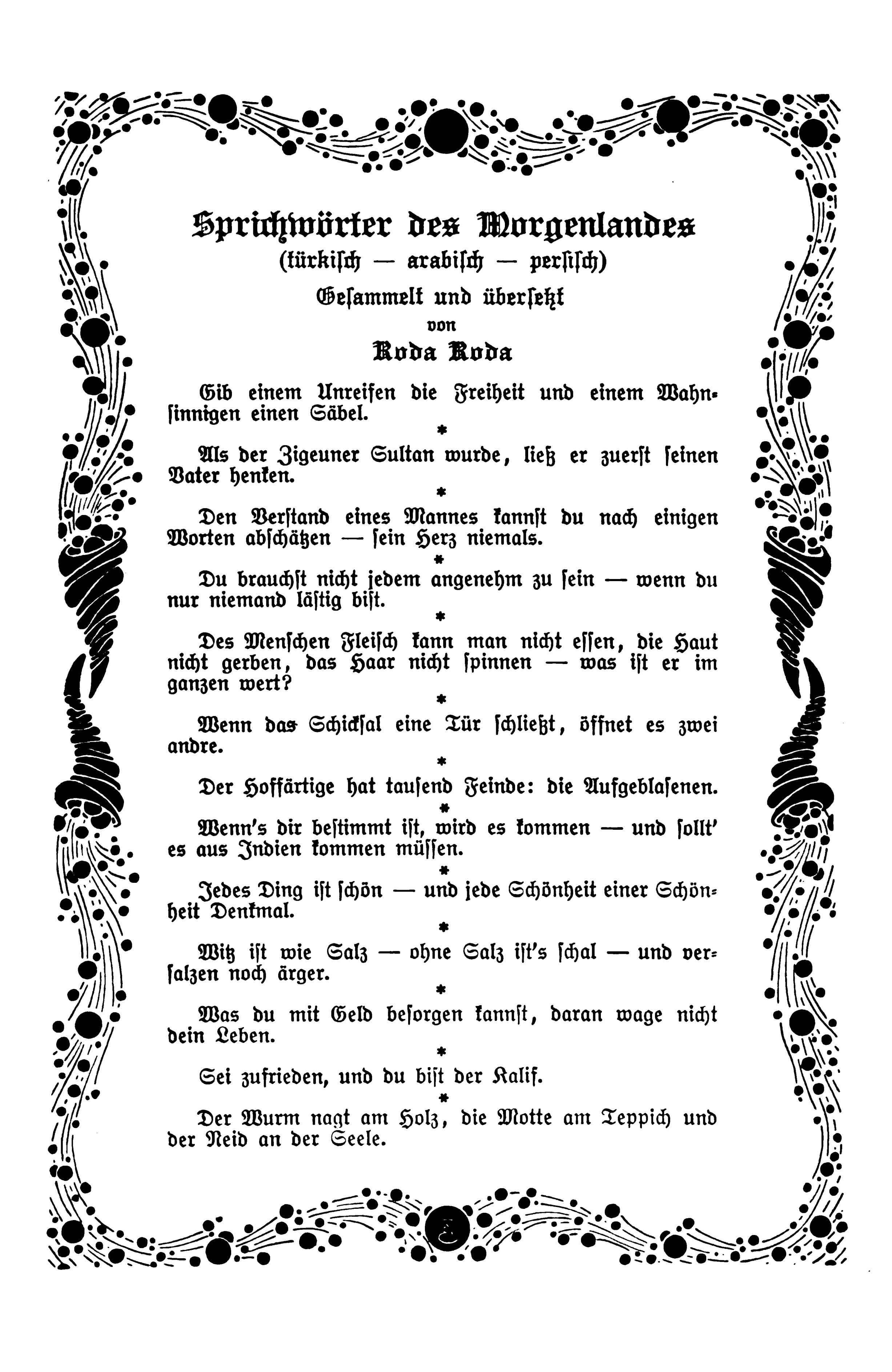
träumen läßt. In stürmischer, stockdunkler Herbstnacht, wenn man die Höhe der Seen nur am unsicheren Licht der Schaumkronen erkennt, oder im Winter bei übereistem Schiff verdoppelt sich natürlich die Gefahr für den Lotsen. Wenn trotzdem nicht häufiger Unglücksfälle zu verzeichnen sind, so ist dies nur ein Beweis mehr für die Tüchtigkeit unsrer Seelotsen. Und neben der Tüchtigkeit ist es die Unerschrockenheit und die große Pflichttreue, die den Lotsen auszeichnet. Wie manchmal glückt es bei stürmischem Wetter nach wiederholten Versuchen nicht, an Bord des Schiffes zu gelangen, aber ein Zurück gibt es für den Lotsen nicht, und er kämpft so lange mit den Elementen, bis er sein Ziel erreicht hat. Ist der Lotse glücklich an Bord, so übernimmt er sogleich Kommando und Verantwortung; unter gewissenhaftester Beobachtung der Seezeichen, von Strom, Wind und dem Grunde führt er das ihm anvertraute Schiff dem Hafen zu. Er gibt den Kurs, die Ruder- und Maschinenkommandos an, die der Kapitän ausführen läßt, wenn er nicht selbst den Maschinentelegraphen bedient. Ebenso überwacht er die Segelführung. Inzwischen hat der Schoner sein Boot wieder aufgenommen und kreuzt weiter. Jedes der diensttuenden Fahrzeuge hat seinen vorgeschriebenen Bezirk, in dem es sich Tag und Nacht aufhält. Andre Seelotsen befinden sich auf der Elblotsengalliot, die meist zwischen den Feuerschiffen Elbe 1 und 2 vor Anker liegt, bei Sturm elbaufwärts unter Segel geht. Bei den Häfen respektive Seestationen verläßt der Seelotse das Schiff; wenn es weiter stromauf geht (nach Hamburg, Bremen), so kommt jetzt der Revierlotse an Bord, dessen Beruf weniger gefährliche Momente aufweist, aber ebenso schwierig und verantwortungsvoll ist. Der Seelotse hat nun Dienst an Land, bis sein Seeturn wiederkehrt oder er ein Schiff in See führt, das ihn dann draußen absetzt. Auch an Land warten seiner viele Aufgaben. Die Lotsen gehen Wache im Wachtturm, von dem aus sie Schiffe aus See oder von binnen melden, sie üben den Signaldienst aus, bedienen den Windsemaphor, die Fahrwasserstands-, Nebel- und Sturmsignalapparate und den Zeitball, der jeden Mittag Punkt 12 fällt, um die Schiffschronometer danach zu regulieren. Auf manchen Stationen bedienen sie auch die kleineren nächstliegenden Leuchtbaken. Im Winter, wenn die Ströme zufrieren oder große Schollen die schwimmenden Seezeichen zu zerstören drohen, werden die Tonnen, soweit es möglich ist, an Land gebracht, neu gemalt im Frühjahr wieder an den alten Stellen ausgelegt. Auch diese Arbeit besorgen oder überwachen die Lotsen.

In der zahmeren Ostsee sind die deutschen Küstenstrecken nicht in dem Maße flach, die Mündungen der großen Flüsse nicht so versandet, auch fehlt Ebbe und Flut. Der größte Teil der Küste ist die typische Ostseesteilküste, die See meist bis ziemlich dicht ans Ufer tief. Infolge dieser für die Schiffahrt, besonders für die Einsegelung in die Häfen günstigen Bedingungen haben die Seelotsen der Ostsee nicht nötig, die Schiffe weit draußen zu besetzen, sondern sie arbeiten von festen Landstationen aus. Jede derselben hat einen Wachtturm, von dem aus die gesichteten Fahrzeuge auf ihr Lotsenbedürfnis hin geprüft werden. Flattert das Signal, so meldet der Wachthabende dies, und die Lotsen vom Dienst gehen mit ihren Booten in See. Häfen mit starkem Verkehr (wie Swinemünde) haben gewöhnlich einen kleinen Dampfer oder ein Motorboot zur Verfügung, bei andern begnügt man sich mit Ruder- oder Segelbooten, die auf einzelnen Ostseestationen (zum Beispiel Barhöft), meist nach dem Typ der ortsüblichen Fischerboote gebaut, in bezug auf Schnelligkeit und Seetüchtigkeit manches zu wünschen übrig lassen. Wenn auch der Seegang der blauen Ostsee nicht allzu hoch ist, so kann er sich doch bei starken Nord- und Ostwinden, besonders vor dem auslaufenden Strom der Flußmündungen, so auswachsen, daß die Ein- und Ausfahrt unmöglich wird. Kann der Lotse bei hoher See und auflandigem Sturm nicht herauskommen, so wird die rote Flagge am Signalmast niedergeholt; in manchen Häfen wird dann mit einer Windbake den draußen wartenden Schiffen die anzusteuernde Richtung angegeben. Eine solche Bake ist ein weißgestrichenes großes Holzgerüst, dessen oberster senkrechter Balken mit rotem Arm um einen Zapfen vertikal drehbar ist. Dieser Balken wird durch eine Winde nach rechts oder links geneigt oder gerade aufrecht gehalten, je nach der Richtung, die das Einfahrt begehrende Schiff ein-

schlagen soll. Die Land- und Winterarbeiten sind dieselben wie wir sie für die Nordseelotsen geschildert haben. An manchen Stationen beginnt der Dienst eine Stunde vor und endigt eine Stunde nach Sonnenuntergang, an andern währt er Tag und Nacht. Die Lotsen, die in einem oder mehreren Dienstgebäuden mit ihren Familien wohnen, gehen regelmäßig Wache, auch sind viele Apparate zu bedienen und instandzuhalten, die ebenfalls überall die gleichen wie an der Nordsee sind. Nur sind hier meist ziemlich umständliche Reisen zu Fuß oder mit der Eisenbahn nötig, um zur Station von dem Hafen, zu dem sie das Schiff geführt, zurückzugelangen. Die Dienstvorschriften sind genau den örtlichen Verhältnissen angepaßt und daher sehr verschieden. Das Leben der Lotsen, besonders auf entlegenen Stationen, ist ziemlich einförmig, aber immerhin bedeutend gemütlicher und weniger aufregend und anstrengend als das ihrer Kollegen von der Nordsee, die oft wochenlang von den Ihrigen getrennt sind. Die Inspektionsreisen der Kommandeure oder besonderer Regierungsbeamten bringen etwas Abwechslung, die im Winter, wenn wegen Eisgang die Schiffahrt stockt, aber auch häufig ausbleibt. Erwähnt mag noch werden, daß fast alle Lotsen Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger sind und als solche oft Gelegenheit haben, der See mit Boot und Rakete ihr Opfer zu entreißen und so ihrem Beruf eine neue Seite abzugewinnen.



Ostsee-Lotsendampfer im Winter



Sprichwörter des Morgenlandes

(türkisch — arabisch — persisch)

Gesammelt und übersetzt

von

Roda Roda

Gib einem Unreifen die Freiheit und einem Wahnsinnigen einen Säbel.

*

Als der Zigeuner Sultan wurde, ließ er zuerst seinen Vater henken.

*

Den Verstand eines Mannes kannst du nach einigen Worten abschätzen — sein Herz niemals.

*

Du brauchst nicht jedem angenehm zu sein — wenn du nur niemand lästig bist.

*

Des Menschen Fleisch kann man nicht essen, die Haut nicht gerben, das Haar nicht spinnen — was ist er im ganzen wert?

*

Wenn das Schicksal eine Tür schließt, öffnet es zwei andre.

*

Der Hoffärtige hat tausend Feinde: die Aufgeblasenen.

*

Wenn's dir bestimmt ist, wird es kommen — und sollt' es aus Indien kommen müssen.

*

Jedes Ding ist schön — und jede Schönheit einer Schönheit Denkmal.

*

Witz ist wie Salz — ohne Salz ist's schal — und versalzen noch ärger.

*

Was du mit Geld besorgen kannst, daran wage nicht dein Leben.

*

Sei zufrieden, und du bist der Kalif.

*

Der Wurm nagt am Holz, die Motte am Teppich und der Neid an der Seele.

Das Passionsspiel auf Hiwava

Von
Arthur G. Abrecht, Neuyork

(Hierzu sechs Abbildungen nach photograph. Aufnahmen von Lewis R. Freeman, Pasadena, Kal.)

Der Ruhm der Oberammergauer Passionsspiele ist in der ganzen Welt verbreitet; wo immer eine Kirche, eine Betstube, eine Mission, da hat sich gelegentlich einmal ein Wanderprediger eingefunden, welcher der staunenden Gemeinde im Wort oder mit Hilfe des Stereoskops oder des Kinematographen auch im Bilde vor Augen führte, wie in jenem oberbayrischen Alpentale einfache, schlichte Bauern die Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes und Erlösers darstellen. Ja, es dürfte wohl kaum eine Aufführung ähnlichen Charakters geben, die so bekannt wäre wie die alle zehn Jahre wiederkehrenden Oberammergauer Passionsspiele. Doch auch über die kirchlichen und weltlichen Feiern, die da und dort veranstaltet werden, die prunkvollen Umzüge, die großartigen Prozessionen, die man in Italien sieht, die Veranstaltungen auf spanischen und südamerikanischen Theatern ist in allen Zungen gesprochen, geschrieben worden; aber von dem Passionsspiel der französischen Mission auf der Südseeinsel Hiwaoa, der größten der Markesasinseln, von diesem eigenartigsten seines Genres, wissen wenige nur, und es dürfte kaum mehr als ein Dutzend Weiße geben, die sich rühmen können, Augenzeugen dieses sonderbaren Schauspiels gewesen zu sein. In Frankreich vielleicht, wohin in den Berichten der Missionsgesellschaft davon Kunde gedrungen sein mag, weiß man, daß „irgendwo da drunten im südlichsten Süden des Stillen Ozeans, bei Australien da herum, Wilde, Neger, ja sogar Kannibalen, sagt man“, ein sogenanntes Passionsspiel aufführen; aber sonst ist



Lurau, der Darsteller des Christus

der Ruhm dieser merkwürdigen Veranstaltung nicht über die Korallenriffe hinausgedrungen, die Hiwaoas und der Markesasinseln felsige Ufer säumen.

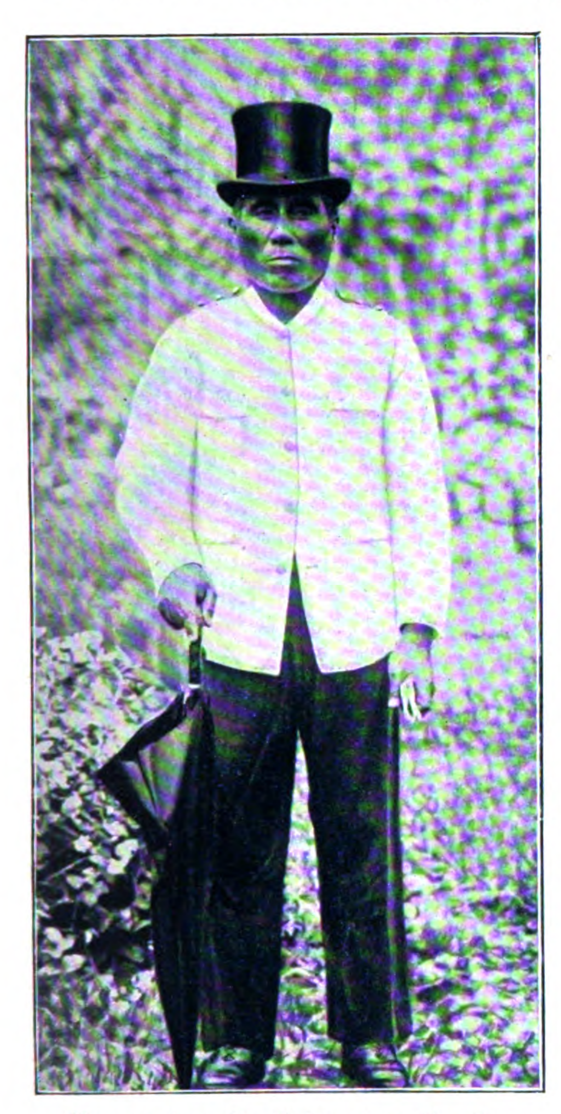
Seit nahezu fünfzig Jahren wird hier zu Ostern ein Passionsspiel aufgeführt. Katholische Missionare haben den Anfang



Maria Magdalena nach der Buße

damit gemacht, und in den ersten Aufführungen waren auch sie die Träger der Rollen. Von einer jeden Mission auf den Dutzenden Inseln in weitem Umkreise kamen sie herbei. Eine wahre Flotte von Kauffahrteischonern, eigens für den Zweck gemietet, versammelte sich um Hiwaoa, und nachdem die Karwoche vorüber, zogen die Gottesmänner wieder von dannen, ihrem schweren, mühevollen Werke entgegen, stolz darauf, eine Saat gestreut zu haben, von der sie sich wohl Gutes versprachen, doch nicht wußten, wie die Ernte ausfallen würde. Der Gedanke, der die Missionare bewogen hatte, den wilden schwarzen Menschen das Leben Christi darstellerisch vor Augen zu führen, war nichts weiter als eine Befolgung des Satzes, daß Anschauungsunterricht besser ist als alles Predigen, daß man mit dem Auge mehr lernt als mit dem Ohr. Und schon im nächsten Jahre konnte man einige kleinere Rollen mit Eingeborenen besetzen, zur Belohnung dafür, daß sie zum Christentum übergetreten waren. Dann ging es rasch aufwärts; es dauerte nicht lange, da konnte man auch die ersten Rollen den Händen der Wilden anvertrauen, und die Missionare konnten sich damit begnügen, den Regisseur, Chorleiter und Garderobier zu spielen. Dann erst zeigte sich, welch großen Erfolg man mit dieser Veranstaltung hatte, wie vortrefflich sie ihren Zweck erfüllte, in einfachen primitiven Bildern die gewaltige Tragödie vom Zimmermannssohn aus Nazareth dem Verstande und Herzen der Wilden nahezubringen. Denn auch noch heute, nachdem die einstigen Kannibalen schon so viele Jahre lang an die alljährliche Wiederkehr der Feier gewohnt sind, ist deren moralische Wirkung — wenigstens temporär — eine vortreffliche.

Das Passionsspiel wird noch heute auf derselben „Bühne“ aufgeführt, auf der die Missionare es seinerzeit zum erstenmal darstellten. Diese Bühne ist eine Art natürlichen Amphitheaters, mitten im Herzen der um die katholische Mission gescharten Kolonie von Hütten im Dorfe Hiwaoa. Die Missionsgebäude, niedrige Häuschen aus Korallenriffen und galvanisiertem Wellblech, bilden zwei Seiten eines fünfeckigen Hofes. An zwei andern stehen, dicht nebeneinander gedrängt, Reihen von Feigen- und Brotfruchtbäumen, wahre Ungetüme, deren weit herniederhängende Zweige im Verein mit den knorrigen, über dem Boden hinwuchernden Wurzeln eine fast massive hölzerne Terrasse bilden, auf der Hunderte von Zuschauern bequeme Sitzgelegenheit finden. Dabei geht es ganz so zu wie bei uns; die „feineren“ Herrschaften sitzen im Parterre, die Eingeborenen schwingen sich in die Zweige und schauen von



Rauga, der Darsteller des Pontius Pilatus, im Kostüm

dieser „Galerie" aus sich die Wunder an, die sich vor ihren Augen entrollen. Die Bühne selbst ist ein festgestampftes Stück Land, in dessen Vordergrund und zu dessen beiden Seiten sich ein munter fließender Bach mit kristallklarem Wasser, dessen Wellen in der Sonne glitzern wie die Rampenlichter auf dem Theater, dahinschlängelt. Hinter der Bühne ragt eine mit Schlingpflanzen bedeckte Felswand so jäh empor, daß aus dem Regiebuche dieser Aufführung Auftritte und Abgänge „durch die Mitte" füglich herausbleiben können. Zur Linken heißt der im Halbkreise um die Bühne fließende Bach Obertarula, zur Rechten Untertarula, und die in den „Kulissen" ihres Stichworts harrenden Darsteller sind den Blicken des hochverehrten Publikums durch Reihen dichter Banyans (Feigenbäume) entzogen, die sich auf beiden Seiten bis zum Flusse hinziehen.

Für die Musik sorgt eine Orgel, die ihr Alter weder zu verleugnen noch zu beschönigen sucht und wimmernd ihre Stimme ertönen läßt, wenn die Finger des Missionars, der Missionarin über ihre vergilbten Tasten gleiten, ferner eine Klarinette und eine Anzahl Tamtams aus ausgehöhlten Baumstücken, mit denen sich ein „Karfreitagszauber" trommeln läßt, daß einem die Augen übergehen. Unter



Johannes der Täufer im Kostüm seiner Rolle

den von diesem Orchester „gelieferten“ Klängen der Marseillaise geht der Vorhang über dem ersten Bilde „Christus und die Kinder“ in die Höhe. Das ist natürlich nur figürlich gesprochen, denn einen Vorhang braucht man auf Hiwaoa nicht — wenn die Aufführung beginnt, kommt Christus, ein kohlpechrabenschwarzer Christus, einfach von der Obertarulaseite her auf die Bühne, die Kindlein tauchen hinter den Banyans auf der Untertarulaseite auf, und in der Mitte begegnen sie sich. Dann legt Christus einem jeden die Hand aufs rabenschwarze Haupt, und nach Untertarula hin zieht er ab, die Kleinen hinter ihm drein. Ebensowenig wie einen Vorhang braucht man hierzu irgendwelche Bühnenausstattung, braucht man Schminke. Die Kinder spielen in der mehr oder weniger kompletten Toilette mit, in der man alltäglich sie auf der Straße sich tummeln sehen kann, den Gottessohn spielt ein Eingeborener namens Lurau. Lurau gilt allgemein als der gewandteste Perlentaucher und Haifischer auf den gesamten Markesas. Wenn er sein langes, krauses Schwarzhaar tüchtig geölt und sauber geglättet, seinen Bart gehörig eingefettet und ordentlich gekämmt hat, macht der stämmige schwarze Mann in seinem langen, schleppenden Gewande aus schneeweißem Musselin weit eher den Eindruck eines Christus als viele Darsteller des Heilandes, die man etwa in südamerikanischen Passionsspielen sieht. Dem Europäer freilich, der von Kindheit an gewohnt ist, die Lichtgestalt des Erlösers der Menschheit sich etwa so vorzustellen wie Hannele Mattern in Gerhart Hauptmanns Traumdichtung, dem stört es die Illusion ganz gewaltig, wenn der gute Lurau mit einem Heiligenschein in seinem geölten Haar daherkommt, den er offenbar aus einer Kakesbüchse mit großer Geduld und vieler Mühe ausgeschnitten hat. Denn Christus muß einen Heiligenschein haben, räsonieren die Schwarzen, und den muß man sehen, hat er ihn doch auf all den Bildern, die in der Kirche, in dem Betsaale der Mission, im Schulzimmer hängen. Drum haben auch die Missionare diese Konzession gemacht, und Lurau trägt seinen glitzernden, flachen Weißblechreif im Haar. Während der Karwoche, solange die Passionsspiele dauern, ist der Darsteller des Christus, auf der Bühne sowohl als auch im alltäglichen Leben, gesetzt, würdevoll, ein wahrer Ausbund von Tugend; nachher — je nun, nachher ist er eben so wie alle seine schwarzen Brüder und Schwestern.

Die zweite Szene stellt die Buße der Magdalena dar. Diese Dame kommt, in einen hellroten „Holokau“, ein leichtes, loses, einfaches Hausgewand, gekleidet — rot deshalb, damit es ihre Sündhaftigkeit versinnbildliche — von der Obertarulaseite her hereingeschlendert. Sie sieht Christus, der in einer Nische des Felsenhintergrundes ausruht, wirft sich vor ihm nieder, um ihre Bußfertigkeit darzutun, Christus erhebt sich, richtet die Kniende auf und bringt plötzlich einen schneeweißen „Holokau“, den eine gütige Vorsehung eigens für derlei Gelegenheiten fürsorglich irgendwo in den Falten seines Gewandes versteckt hat, zum Vorschein; er segnet die bußfertige Sünderin, übergibt ihr das weiße Gewand, sie trippelt, ein breites Grinsen auf dem fettglänzenden Gesicht, nach der unteren Flußseite ab, wechselt hinter dem schützenden Stamm eines gefälligen Brotfruchtbaumes im Nu ihr Gewand, und die Szene schließt damit, daß Magdalena auf der Obertarulaseite verschwindet, glückstrahlend in ihrem schneeigen Gewande, aller Sünden frei und ledig. Diese Rolle ist fast jedes Jahr von einer andern Eingeborenen übernommen worden.

Für die Abendmahlsszene hat man sich weder Leonardo da Vincis noch eines andern Meisters Bild zum Vorwurf genommen, und die Folge ist, daß das Abendmahl auf Hiwaoa auch ganz wesentlich von der herkömmlichen Auffassung dieser Szene abweicht. Ja, man strebt historische Treue nicht einmal insofern an, als das Mahl an einem Tische eingenommen wird. Auf dem Fußboden der Bühne breitet man auf einem „Tischtuch“ aus Bananenblättern ein, was die Quantität anbelangt, wahrhaft königliches Mahl aus Brotfrucht, Bananen, Bataten und Kokosnüssen aus. Jedermann läßt sich, wie ein Türke, mit gekreuzten Beinen nieder und verzehrt schweigend und mit großem Fleiß so viel von den angehäuften Vorräten, als er innerhalb fünf Minuten sich einzuverleiben vermag. Dann erst wird das erste Wort gesprochen. Ist das „Abendmahl“ vorüber, dann werden die Reste ganz einfach in den wie dazu prädestinierten Tarula geworfen, der denn



Die „Galerie" für die Zuschauer bei den Passionsspielen von Hiwaoa

auch so rücksichtsvoll ist, sie in raschem Lauf davonzutragen. Es folgt sodann die Fußwaschung der Jünger. Lurau watet in den Bach, sorgsam darauf achtend, daß sein Gewand nicht naß wird; er setzt sich auf einen Stein, einer nach dem andern treten seine Jünger vor ihn hin, und jeder läßt sich von seinem Herrn und Meister mit einem Stück Seife und einer kräftigen, aus der äußeren Hülle einer Kokosnuß gefertigten derben Bürste beide Füße gehörig abschrubben.

Das realistischste, das ergreifendste Tableau aller Passionsspiele, einerlei, wo

immer sie auch aufgeführt werden mögen, ist die Szene „Christus heilt die Aussätzigen“, wie sie auf Hiwaoa dargestellt wird. Denn hier treten in dieser Szene wirkliche Lepröse auf. In den ersten Zeiten der Passionsspiele ließ man auch diese Rollen von Gesunden spielen; aber es ist der Ueberredungskunst der Missionare nie gelungen, die armen Schelme zu überzeugen, daß es besser wäre, wenn man an diesem Brauche festhielte, trotzdem es an der Heilung bedürftigen Aussätzigen wahrhaft nicht mangelt. Denn was sie auf der Bühne sehen, ist ihnen Evangelium, was auf der Bühne vor sich geht, ist ihnen Leben, sie vergessen, daß in dem schneeigen Christusgewande ihr Freund Lurau steckt, sie sehen nur Christus. Sehen, wie er die Aussätzigen heilt, wie sie sich erheben, wie sie ihn frohlockend und jauchzend umringen. Warum also, wenn der Mann solche Wunderkraft hat, Gesunde heilen, die es doch gar nicht nötig haben, wo doch so viele Kranke da sind, denen geholfen werden könnte? Mit diesen Vorstellungen wandten sich einige Leprakranke eines Tages an die Missionare. Und die wußten, wollten sie nicht die ganze Wirkung, den tiefen Zauber des Passionsspiels zerstören, keinen andern Ausweg, als daß sie sich dazu verstanden, bei der nächsten Aufführung ein halbes Dutzend Lepröser, von denen eine Ansteckung am wenigsten zu befürchten war, mitspielen zu lassen. Der fromme Wahn soll denn auch, wie die Missionare berichten, bei einigen Kranken auf Monate hinaus wahre Wunder gewirkt haben insofern, als ihr Zustand sich zeitweilig besserte. Und seitdem so ein paar armen, dem Tode Geweihten durch ihre Anteilnahme an dem Passionsspiele die Lebensfrist anscheinend um ein paar Wochen oder Monde verlängert worden ist, haben die Missionare nicht mehr das Herz, den Leprösen, die sich melden, das Betreten der Bühne in dieser Szene zu verwehren, und jetzt kommen sie in großer Zahl so herbeigeströmt, daß man sich genötigt sieht, sie in mehrere Abteilungen einzuteilen und eine jede an einem andern Abend auftreten zu lassen. Uebrigens versichert auch der Missionsarzt, daß seit der Einführung dieses befremdlichen Brauches die Sterblichkeit unter den Aussätzigen auf der Insel merklich abgenommen habe und daß sich bisher aus der immerhin nicht unbedenklichen Annäherung der Leprakranken und der Gesunden keine ernstlichen Folgen ergeben hätten. Dazu wird wohl freilich auch des Arztes Kunst etwas beigetragen haben; so muß der gute Lurau es sich gefallen lassen, daß man ihm nach einer jeden Aufführung eine besondere Aufmerksamkeit in der Gestalt einer tüchtigen Formalinausräucherung zuteil werden läßt.

Einer der interessantesten Charaktere der Passionsspiele ist der Judas. Von allem Anfang an war es das Bestreben der Missionare, den Eingeborenen die guten und die minder guten Eigenschaften der handelnden Personen so drastisch wie möglich vorzuführen. Zu diesem Zwecke hat man öfters für den Judas Ischariot einen notorischen Verbrecher herangezogen. Dieser jeweilige Jünger des Herrn soll denn auch in den meisten Fällen seinem Namen und Charakter alle Ehre gemacht haben, und nicht weniger als sechs Darsteller dieser Rolle sollen versucht haben, den Beutel mit den dreißig Silberlingen — in diesem Falle mexikanischen Silberdollars, die auf der Insel als Scheidemünze gelten — verschwinden zu lassen. Um die weiteren Inhaber der Rolle nicht der Versuchung auszusetzen, haben die Missionare zu einem probaten Mittel gegriffen, denn jetzt verschachert auf Hiwaoa Judas aus Kariot seinen Herrn um die in den Beutel gehüllten Scherben einer alten Kaffeetasse oder eines sonstigen ehedem sehr nützlichen Porzellangefäßes. Vor vier Jahren hatten sie einen Judas, einen gewissen John Bascard, Sohn eines australischen Händlers und einer Eingeborenen, der gerade in der Sträflingskolonie eine Zeit dafür zubrachte, daß er einen Perlenfischer bestohlen hatte. Dieser Jünger Jesu machte sich die ihm gebotene temporäre Freiheit in der Weise zunutze, daß er am zweiten Abend der Passionsspiele in die unbewachte Mission einbrach, alles stahl, was ihm des Mitnehmens wert schien, sich mit der Darstellerin der „Magdalena“ in einem Ruderboot nach einem in der Bai verankerten Kauffahrteikutter flüchtete, dort den Wächter, der allein an Bord war, überrumpelte und ohne viel Federlesens ins Wasser warf, worauf er sich mit seiner Magdalena, seiner Diebesbeute und dem Kutter, den er ganz allein steuerte, nach einer andern Insel davonmachte,



Ruth Ingalls, die Darstellerin der Gottesmutter

während das Passionsspiel mit zwei ihren Rollen kaum gewachsenen Stellvertretern trübselig zu Ende hinkte.

Die Rolle des Pontius Pilatus wird seit zwanzig Jahren von einem alten Häuptling, einem früheren Kannibalen namens Rauga, gespielt. Sein Kostüm besteht aus einem mit blitzenden Knöpfen besetzten Uniformrock, Beinkleidern und einem Zylinderhut. Der Waffenrock und der Zylinder haben, so lächerlich die Kombination auch scheinen mag, ihre Daseinsberechtigung, und besser könnte Pontius Pilatus auf Hiwaoa gar nicht ausstaffiert sein. Denn der Missionar und der französische Soldat sind die erhabensten Persönlichkeiten, die sich der Wilde vorstellen kann. Etwas Höheres gibt es überhaupt nicht. Ein wie gewaltiger Herrscher muß aber der sein, der die „Wahrzeichen" dieser beiden Mächte zu tragen berechtigt ist! Darum der Rock des Soldaten, der Zylinderhut des Missionars. Und diese Kombination macht auf das kindliche Gemüt der Eingeborenen größeren Eindruck, als ihn die Toga, der mit dem römischen Adler gekrönte Helm oder irgendeine andre Montur, die Herr Pilatus getragen haben mag, machen könnte. Der schwarze Bruder, der den Täufer Johannes darstellt, muß sich schon mit einer etwas weniger prunkvollen Ausstaffierung begnügen, dem Zylinderhut, da er doch, wie die Missionare, tauft, und einem abgetragenen Gehrock. Im übrigen trägt dieser Johannes, der wirklich so aussieht, als lebte er von Heuschrecken und wildem Honig, ein Lendentuch. Voilà tout.

Ruth Ingalls, seit drei Jahren Darstellerin der Jesusmutter Maria, ist ein halbweißes Mädchen, dessen Abstammung unbekannt ist. Sie hat die Gestalt einer Juno, das Antlitz einer Helena und die Manieren einer Grande Dame. Ihre Art, sich zu geben, ist unwiderstehlich, bezaubernd. Ruth ist etwa fünfundzwanzig Jahre alt, um fünfzehn Jahre jünger als Lurau, dessen Mutter sie darstellt, und sie ist seit ihrem zehnten Lebensjahre, als ein Orkan sie mit den Trümmern eines tahitianischen Küstenschoners auf den Strand einer der Inseln warf, der besondere Schützling und auch der Liebling der Mission. Wer immer und was immer ihre Eltern gewesen sein mögen, Ruth Ingalls' Pflegeeltern haben es ihr an einer guten Erziehung nicht fehlen lassen; sie ist auch eine gute Christin, und ihr unermüdliches Wirken in der Missionsschule ist den Missionaren von unschätzbarem Werte. Ruths Interpretation des Charakters der Gottesmutter mag ja wohl etwas naiv sein, ist aber außerordentlich wirksam, und ihre Darstellung ist tatsächlich das einzige an der ganzen Aufführung, dem man auch nur annähernd den Namen Kunst oder wenigstens Schauspielerei beizulegen berechtigt wäre.

In meinem Garten ...

Von

Lola Frisch

In meinem Garten nicken blaue Veilchen,
Lockt dich ihr Duft nicht für ein kleines Weilchen?

In meinem Garten wiegen sich Narzissen,
Ihr Kelch birgt ein Geheimnis; willst du's wissen?

In meinem Garten winken Feuernelken,
Gibt's größeres Leid, als ungenossen welken?

In meinem Garten prangt im Schmuck der Flieder,
Ich liebe dich so heiß ... Liebst du mich wieder?



Arbeitspause. Nach einer Rötelzeichnung von Wilhelm Altheim

Eros und Achilles in der Astronomie

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Es gibt angenehme Leute, mit denen man, wenn man Glück hat, für eine längere Eisenbahnfahrt in das gleiche Abteil eingeschlossen ist. Auf Grund häufiger Touren haben sie aus gewissen Strecken eine Art pessimistischen Spezialstudiums gemacht. „Merken Sie, wie der Zug rasselt? Das ist die berüchtigte Weiche, die fatale Kreuzung, wo schon so oft ein Unglück passiert ist. Nun, wir sind noch einmal glücklich darüber gekommen. Aber passen Sie auf, nach der nächsten Station, da kommt die noch viel gefährlichere Stelle . . ." Wir alle, die wir mit unsrer Erdkugel beständig in einem Blitzzuge dahinsausen, der mit seinen dreißig Kilometern pro Sekunde unsre beste Lokomotivenarbeit als wahres Schneckenvehikel erscheinen läßt, sitzen ein klein wenig diesem erfreulichen Mitpassagier gegenüber, seit der Astronom zu uns gestiegen ist. Lange hat er uns vom Kometen unterhalten. Diese Kometen sind bekanntlich Blitzzüge unsers Systems, die zum Teil nicht fahrplanmäßig laufen, dafür aber ausgesucht unsre regelrechten Linien kreuzen. Seit einer Weile hat indessen der astronomische Pessimismus hier nachgelassen. Wenigstens die Wagenreihe solchen Kometenzuges, der Schweif, soll für unsern dicht besetzten Blitzzug nicht gefährlicher sein als einem wirklichen Eilzug ein Ballen Eiderdaunen. Tatsächlich scheint es, daß wir bereits solche Daunenzüge in historischer Zeit quer durchschnitten haben, teils überhaupt ohne etwas zu merken, teils bloß angenehm unterhalten durch das lustige momentane Funkensprühen eines Meteoritenregens. Blieb als Respektssache die Lokomotive, der Kometenkopf. Aber die Berechnung durfte trösten, daß jährlich mindestens fünf Kometenzüge irgendwo die unsichtbare Schiene der Erdbahn kreuzen und trotzdem in etwa hundert Millionen Jahren keine ernste Katastrophe stattgefunden hat; denn so weit geht (im allergeringsten Maße gerechnet) der ungestörte Entwicklungslauf des Lebens von den Urzellen bis zu uns Menschen auf unsrer Erde jetzt bereits einheitlich fort. Entweder ist also auch solch eine Lokomotive von Pappe und wird von unserm großen Puffer, unsrer dicken Lufthülle, bereits spielend jedesmal aus dem Wege geräumt, oder es gibt doch einen geheimen Fahrplan dort, den wir bloß nicht kennen, der aber wenigstens den Zusammenprall der Lokomotiven dauernd verhindert.

Inzwischen aber fängt die Sachlage ganz neuerdings an, sich von einer andern Seite her abermals zu verwickeln. Die Kometen, von deren Natur wir ja ohnehin trotz aller Spekulationen bis heute faktisch nichts Sicheres wissen, bleiben dabei vollkommen aus dem Spiel. Was uns plötzlich und unerwartet naherückt, sind dagegen Schienenkreuzungen von wirklichen Planeten. Wenn man heute einen der ersten Fernrohrbesitzer, etwa den alten Galilei, noch einmal lebendig machen und mit unsern astronomischen Fortschritten seither unterhalten könnte, so würde er in dem meisten doch nur folgerichtige Erweiterung dessen finden, was er selbst in den ersten kühnen Stunden bereits angelegt. Er hatte vier Jupitermonde, wir haben acht. Er hielt den Saturnring für zwei runde Anhängsel, wir sehen den Ring wirklich. Das ist alles eigentlich nur Konsequenz. Aber im Moment, wo wir ihm sagen müßten, daß wir heute bereits rund siebenhundert Planeten unsers Sonnensystems kennten, würde er wahrscheinlich den ersten eigentlichen Stoß bekommen. Er hatte sechs, und das schien so uralt ehrwürdige Tradition, daß daran zu rütteln beinahe ärger sein mußte wie die ganze Tat des Kopernikus. Die Astrologie, die Menschenschicksale von den Planetenständen ablesen wollte, ging Galilei zu seiner Zeit ja schon nicht viel mehr an, und uns rührt sie gar nicht mehr. Aber sie war ein gutes Exempel für das Fatale,

wenn man irgend etwas an eine Wissenschaft anhängen wollte, die ihr Material so umstülpte; 694 Planetenstände waren auf alle Fälle bei allen alten Horoskopen einfach noch übersehen.

Nun hatte allerdings Galileis Freund Kepler schon für einen Planeten über die alten sechs hinaus als wahrscheinlich plädiert, nämlich in der auffälligen Symmetrielücke zwischen Mars und Jupiter. Und gerade dort ist in der Tat seit der Neujahrsnacht von 1801, wo der erste Neuling dieser Gegend einem Astronomen durch reinen Zufall (er wollte den Druckfehler eines Sternkatalogs berichtigen und entdeckte einen Planeten) ins Netz ging, die Hauptmasse jener Hunderte in Gestalt der kleinen sogenannten „Planetoiden" tatsächlich auch aufgefunden worden, allerdings statt eines Planeten an siebenhundert. Kepler, der bei seinem Lehrer Tycho de Brahe gelernt hatte, wie heillose Arbeit es mache, auch nur einen einzigen der bekanntesten von den alten sechs Blitzzügen da oben in seinem ganzen Fahrplan exakt auszurechnen, den Mars, würde vielleicht noch nicht so sehr vor dem Embarras de richesse dieser Entdeckung sich erschreckt haben, als vor der Idee, daß nun die Astronomie allein an dieser Stelle viele Hunderte solcher himmlischen Fahrpläne studieren und durchrechnen solle. In der Tat sind die Planetoidenfunde in den letzten Jahren einander derartig rapid schnell gefolgt, daß selbst die bewährteste Fixigkeit unsrer astronomischen Rechner zurzeit nicht mehr überall mitkam. Gleichzeitig fangen Mythologie, Geographie und Courtoisie im Erfinden antiker und antikisierender Namen vor diesem planetarischen Mückenschwarm an zu versagen, die banale Ziffer muß endlich retten wie bei den Lokomotiven unsers wirklichen Eisenbahnverkehrs. Ein erst halb zufälliger, dann bewährter Brauch hatte alle diese Hinzugefundenen, diese Nachträglichen der alten astronomischen Göttergenossenschaft als Weiblein, als Göttinnen genommen. Als Ceres, Pallas, Juno, Vesta waren die ersten eingereiht worden. Denen sind nachher dann alle nur denkbaren hübschen Mädchen der Antike bis zu den seltsamsten Jungfrauen der Allerweltssymbolik nachgefolgt, und es fehlte in der Not zuletzt wenig, daß es wie bei unsern lateinischen Tiernamen der Erde gegangen wäre, wo wir einen „Hund der besten Mutter" (Canis optimae matris) nach der zweifellos trefflichen Mutter des Herrn Benenners Jeitteles besitzen, und unter den Quallen gar eine Lizzia blondina, eine „blonde Lisbeth". Es ist aber jetzt gerade elf Jahre her, da kam in diese Frauengesellschaft ganz plötzlich nun doch ein Mann. Der erste Planetenmann wieder seit den denkwürdigen Daten von 1781 und 1846, die uns fern jenseits des Saturn einst den Uranus und Neptun geschenkt hatten! Bei dem bekannten Konservativismus astronomischer Tradition mußte das eine ganz besondere Ursache haben.

Der Anlaß war in der Tat einer der revolutionärsten Funde, die je in der Himmelskunde gemacht worden sind. Am 13. August 1898 wurde auf der schönen Volkssternwarte der „Urania" zu Berlin, M. Wilhelm Meyers genialer Schöpfung, ein Planetoid (kleiner Planet) entdeckt, der nicht wie die andern in jenem schon von Kepler markierten Zwischenraum von Mars und Jupiter sein himmlisches „Geleise" hatte. Er lag vielmehr mit dem wesentlichen, für die Berechnung seiner mittleren Entfernung von der Sonne entscheidenden Teile seiner Bahn zwischen dem Mars und unsrer Erde. Und nur mit dem sonnenfernsten Stückchen dieser Bahn ragte er noch gerade auch in jenen eigentlichen Planetoidenbezirk jenseits der Marsbahn vor; wie alle Planeten beschrieb er ja nicht einen genauen Kreis, sondern eine eiförmige Bahn (Ellipse), die ihn der Sonne bald etwas näher, bald etwas ferner brachte, und auf solchem fernsten Ende geschah dann gerade noch ein kleiner Randbesuch auch da drüben, aber nicht mehr. Der neue Weltkörper war an sich überaus winzig, er hatte bloß 25 Kilometer Durchmesser, war also noch nicht doppelt so dick wie der Sankt Gotthard an der Stelle, wo ihn der große Tunnel durchbohrt. Aber die tolle Bahnlage, die ihn nach unserm Erdmond zum nächsten Weltkörper unsrer Erde macht, ließ im Moment unsicher erscheinen, ob man ihn überhaupt zu den hergebrachten Planetoiden zählen sollte. Schließlich hat man sich doch dazu entschlossen, allerdings mit dem Vorbehalt, daß diese Planetoiden also jetzt zwischen Jupiter und Erde, nicht mehr bloß zwischen Jupiter und Mars einzurechnen seien, so daß Mars selber sozusagen unter sie gehörte. Für das

große Publikum hat das leider den Schaden gehabt, daß die geradezu großartige und einzigartige Entdeckung eines so erdnahen Planeten, der sich zeitweise viel näher zu uns heranwagt als Mars und selbst als Venus, viel zu wenig beachtet worden ist. Jedenfalls wollte man aber von astronomischer Seite die exzeptionelle Sachlage noch in etwas festlegen, und so gab man dem kleinen Revolutionär unter seinesgleichen ausnahmsweise einen Mannesnamen: Eros wurde er getauft.

Nun hat aber die Naturgeschichte dieses Eros, der als erster Mann zu den vielen hundert planetoidischen Sternenmädchen kam, noch eine besondere Folgerung. Um vom Innern der Marsbahn aus die Welt seiner Schwestern in der angegebenen Weise wenigstens noch gelegentlich besuchen zu können, muß Eros das Geleise des Mars überschreiten, er muß die Marsbahn jedesmal hin und zurück kreuzen wie ein Komet! Das alte Glaubensprinzip, daß wenigstens keine Planetenlinie in unserm System eine andre schneiden könne, ist offensichtlich hier umgeworfen. Teils vorher schon, teils nachher erst ist man aber zu dem weiteren Schluß genötigt worden, daß es sich hier nicht einmal um eine einzige, ganz abnorme Ausnahme handle, sondern man hat einsehen müssen, daß in dieser ganzen Gegend unsers Systems das Gesetz überhaupt einfach ausgeschaltet ist. Es gibt noch andre echte Planetoiden, die, obwohl von ihrer Seite jenseits des Mars her, die Marsbahn in ihrer größten Sonnennähe kreuzen. Eros selber schneidet bei seinen Besuchen drüben Planetoidenbahnen. In ihrem eignen Bereich laufen solche Planetoidenlinien übereinander weg wie im gefährlichsten Geleisenetz. Noch nicht genug aber. Ganz kürzlich ist in der Planetoidenliste still und von der großen Menge unbemerkt abermals ein Mannesname aufgetaucht. Der Planetoid 588 der Nummer nach heißt — Achilles. Achilles ist nämlich in einer gewissen Hinsicht ein umgekehrter Eros. Statt die hergebrachte Grenze des Planetoidengebiets an ihrer äußeren Seite, auf den Jupiter zu, zu respektieren, hat er sich mit dem wesentlichen Teil seiner Bahn nahezu in das Jupitergeleise (der Zwerg in die Schiene des Riesen!) hineingelegt. In seiner extravagantesten Sonnenabkehr aber saust er gar noch mehr als ein halbmal so weit, als die Erde von der Sonne entfernt ist, über die Jupiterbahn hinaus auf den Saturn zu. Achilles hat in kurzer Frist zum Ueberfluß auch schon Genossen bekommen, vorläufig zwei benannte, Patroklus und Hektor, die ebenfalls beide noch weit über das Jupitergeleise hinausschweifen und also notwendig so jedesmal auch dieses Geleise kreuzen müssen. Um das Gesetz aber vollends zu vernichten, haben wir gleichzeitig jetzt auch noch Monde bei einigen der großen Planeten kennen gelernt, die mit ihren Spezialgeleisen übereinander weg gehen. Der erst in den letzten Jahren entdeckte sechste Mond des Jupiter kreuzt so regelmäßig mit dem ebenfalls neu erst gefundenen siebten. Bei dem Saturn fegt der siebte Mond, die Themis, wie ein Komet quer durch die Bahn zweier andrer Monde.

Es hält schwer, sich bei solcher Sachlage einerseits dem Gedanken zu entziehen, daß diese Monde unsrer Hauptplaneten eigentlich gar nichts andres sein möchten als ursprünglich vorwitzige Planetoiden von dieser extremen Herumstreichersorte, die gelegentlich einmal einem solchen Riesen wie Jupiter oder Saturn allzunahe kamen, abgefangen und in eine engere Mondbahn genötigt wurden. Daß selbst der relativ kleine Mars noch zwei Monde besitzt, würde sich so aus seiner Nähe zu Vagabunden vom Erosschlage erklären. Unsre Erde selbst, immer doch schon etwas ferner, hätte nur ein einziges Mal Gelegenheit zu einer (allerdings recht ordentlichen) Planetoideneroberung in Gestalt unsers Mondes gehabt, während solche Gelegenheit der sehr weit von der Planetoidenzone entfernten Venus offenbar bisher gar nicht zuteil geworden ist. Bei Saturn haben wir außerdem noch den kolossalen Ring, von dem durch spektroskopische wie lichtmessende Untersuchungen nunmehr absolut feststeht, daß er nichts andres ist als eine von dem Planeten festgehaltene und geordnete riesige Wolke winziger Einzelkörperchen. Nichts läge näher, als sich zu denken, daß auch hier wahrer Planetoidenstaub, also kleinste Planetoidenkügelchen ursprünglich das Material geliefert hätten. Auf der andern Seite könnte man vielleicht gerade diese Konsequenz aber wieder verwerten für die Frage möglicher Zusammenstöße von Planetenzügen auf Grund jener jetzt

sicher erkannten Geleisekreuzungen. Daß eine Karambolage etwa von Mars und Eros für beide Teile eine schauerliche Katastrophe wäre, ist gewiß, trotz aller Winzigkeit des Eros. Aber man könnte die Frage aufwerfen, ob das nicht sehr einfache Resultat einer gefährlichen Annäherung, wenn sie wirklich einmal erfolgen sollte, stets nur sich als das harmlose Einfangen eines solchen Mondes zum Schluß entpuppte. Ebenso möglich aber, daß der himmlische Fahrplan sich auch auf diese Kreuzungen längst so exakt eingestellt hat, daß Zusammenstöße einfach unmöglich sind auf Grund bestimmter mathematischer Verhältnisse, wie wir sie bei den ungekreuzten Planetenbahnen in bewundernswürdigster Kraft sehen. Es ist ja höchst wahrscheinlich so, daß auch hier das logische Grundgesetz gilt, mit dem Darwin die glücklichen Anpassungen in der organischen Welt zu erklären versucht hat: daß sich seit alters auch im großen All Körper in festen Bahnen nur da erhalten haben, wo es möglich war nach der allgemeinen Schwerelage. Alles Unsolide, in der Balance Verfehlte, auf Karambolagen Auslaufende ist so lange immer wieder ausgemerzt worden, bis sich nur die zueinander am besten passenden Bewegungen erhalten haben. Besteht ein solcher gereinigter und geeinigter Himmelsfahrplan aber heute schon in hoher Vollkommenheit, so mögen uns auch gekreuzte Planetenbahnen nicht weiter bange machen, sie stehen dann auch bereits innerhalb des sicheren Resultats der Auslese und gegenseitigen Anpassung. Inzwischen mögen wir uns auf das Jahr 1931 freuen. Da kommt uns nämlich Eros so nahe, daß man ihn selbst mit bloßem Auge ohne Fernrohr sehen kann, den extravaganten Wanderer.

Kleines Lied

Von

Ilse Hamel

Sind mein Schatz und ich
Heut gegangen in die Haselnüsse,
Längs der Hecken schlich
Sich der Weg durch lauter, lauter Küsse,

Schlängelte sich bald
Hin zur lieben buschumhegten Stelle,
Wo aus dunklem Wald
Schüchtern tritt ans Licht die kleine Quelle,

Die das Tal entlang
Läuft, sich duckend unter allen Weiden. —
Gar so traurig klang,
Was sie sang vom Scheiden, ach, vom Scheiden.

Küßt mein Schatz mich schnell,
„Dummes Lieb, wer wird denn darauf hören?" —
Ach, es wird der Quell
Immer nun mein süßes Träumen stören.



1 Couloir Munz; 2 Frühstücksplatz am Schreckfirn; 3 Schreckfirn; 4 Wand zwischen Schreckhorn und Lauteraarhorn; 5 Schreckgrat; 6 Gipfel des Schreckhorns

Anstiegroute

Eine Besteigung des Großen Schreckhorns

Von

D. Aye

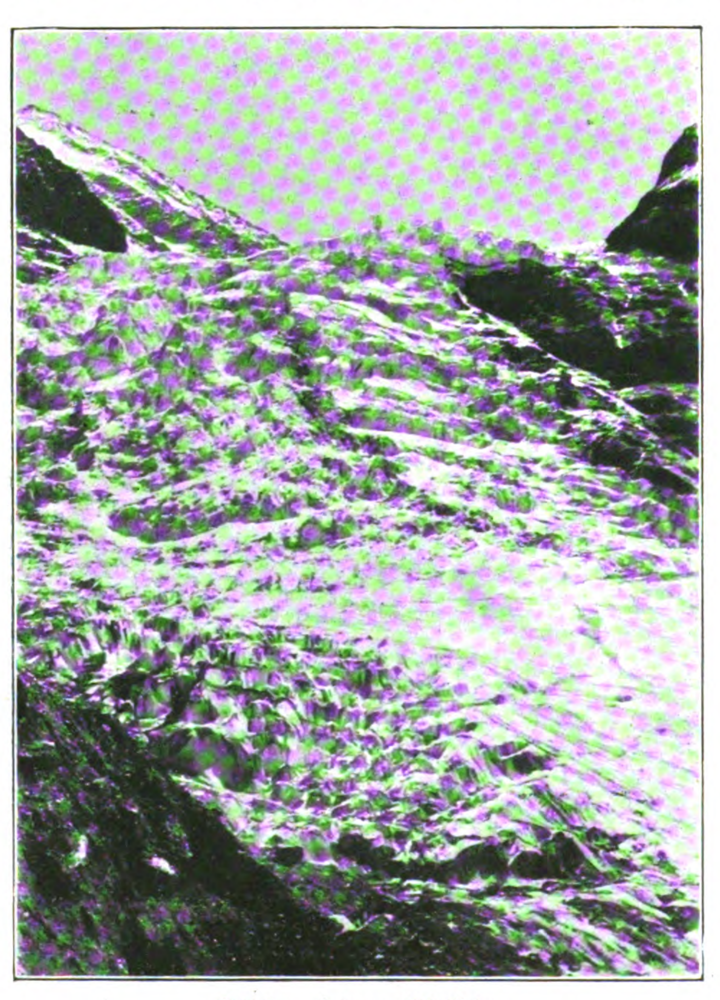
(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Einem jeden Besucher der Schweiz, der eine Rundfahrt über den prächtigen Thuner See macht und sich dem lieblichen Spiez nähert, fällt außer dem Dreigestirn des Berner Oberlandes, Jungfrau, Mönch und Eiger, hauptsächlich die stattliche Felspyramide des großen Schreckhorn ins Auge. Schroff und schier unersteigbar erhebt sich der Koloß über seine Nachbarn, so steil, daß scheinbar kein Schnee an ihm haften kann. Nur der Gipfel ist auch den ganzen Sommer über mit zwei Schneeflecken gekrönt, im Volksmunde „die weißen Tauben“ genannt, ein charakteristisches Merkzeichen des Berges, an dem er von Norden aus stets zu erkennen ist. Lange Zeit hat der Gipfel allen Bemühungen wagemutiger Steiger widerstanden, und erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einem bekannten englischen Bergsteiger, ihn zu bezwingen. Seinen Namen führt das Schreckhorn wahrlich nicht zu Unrecht; manche Opfer hat es schon verlangt, und äußerst schwierig bleibt seine Besteigung auch noch heute, namentlich da noch keine Hilfsmittel, als Seile, Ketten und dergleichen, wie zum Beispiel am Matterhorn in so großer Zahl, angebracht sind. Bei nur einigermaßen ungünstigen Verhältnissen haben schon die tüchtigsten Bergsteiger mit bewährten Führern unverrichteter Sache den Rückzug antreten müssen.

Aber gerade darum prickelte mich der Ehrgeiz, meine Kraft an diesem Gipfel zu erproben. Bei einer früheren Jung-

fraubesteigung hatte ich Gelegenheit gehabt, von der Berglihütte aus mich einigermaßen mit der Anstiegsroute vertraut zu machen.

Doch für diese schwierige Tour einen Gefährten zu finden, war nicht leicht, und dadurch stand die Hoffnung auf Verwirklichung meines Planes auf ziemlich schwachen Füßen; 100 Franken für einen Führer auszugeben, durfte ich meiner Kasse nicht zumuten. Da bot sich mir unerwartet eine günstige Gelegenheit zur Erfüllung meines Wunsches. Herr Pfarrer Hürner aus Gadmen, ein bekannter Schweizer Alpinist, suchte einen Genossen zur Besteigung und eventuell auch zur Traversierung des Großen Schreckhorn. Wir trafen uns in Thun und verabredeten, am nächsten Tage die Tour zu wagen, und zwar ohne Führer. Bisher war schlechtes Wetter gewesen, aber gerade jetzt heiterte sich der Himmel auf, Neuschnee bedeckte die ganze Alpenkette bis 2000 Meter herab, ein günstiges Zeichen! Meine Vorbereitungen waren bald getroffen, Proviant und Wäsche für mehrere Tage wurden in den Rucksack gepackt, dazu kamen noch ein starkes Seil von 20 Metern Länge, Steigeisen, Schneereifen, Fausthandschuhe, Schneekappe, ein fester Eispickel und noch sonstige unentbehrliche Kleinigkeiten, alles in allem so gegen 40 Pfund, eine ganz artige Belastung! Am nächsten Tage trafen wir uns auf dem Thuner Bahnhof, und fort ging's bei prächtigem Wetter über Interlaken nach Grindelwald, dem Dorado der Hochtouristen. Auf gutem Wege gelangten wir nach zweistündigem Marsch zur Bäregg, der letzten menschlichen Behausung, einem vielbesuchten kleinen Berghotel. Wie hatte es sich aber hier seit dem letzten Sommer verändert! An Stelle des freundlichen Hauses ein wüster Trümmerhaufen und ein halbfertiges neues Gebäude. Im letzten Winter nämlich hatte eine mächtige Staublawine das ganze Anwesen mit fortgerissen, und tief unten auf dem Gletscher lagen noch jetzt im wirren Durcheinander Hausgerät, Balken und Steine umher. Einen prächtigen Blick hat man von hier auf die Hochalpen. Im weiten Kreise herum liegen die Steilabhänge des Mettenbergs, die Viescherhörner und der scharfe Eigerkamm, davor das Untere Eismeer mit seinem mächtigen Gletschersturz, und mitten in diesem eine fast senkrechte Felsplatte, die schwarze oder heiße Platte genannt, an der das Eis nicht haften kann und über die zur Mittagszeit mit weit hörbarem Donnergepolter Eislawinen herabstürzen. Langen Aufenthalt durften wir uns hier nicht gönnen, wir hatten noch einen weiten Marsch



Blick auf den Gletscher



Finsteraarhorn, vom Schreckhorn aus gesehen

vor uns, zu dem wir die heiße Mittagsglut schlecht gebrauchen konnten.

Zuerst stiegen wir an zwei langen Leitern zum Gletscher herunter, wofür früher ein Franken zu bezahlen war, ohne dessen Bezahlung man die Hochalpen nicht betreten konnte. Dann ging es auf schmalem Pfad zuerst über grüne Almen und dann auf der hohen Randmoräne langsam aufwärts. Allmählich erst wurde der Weg steiler und beschwerlicher, und an dem roten Güfern fing er an, recht ungemütlich zu werden. An schroffen Wänden zog er sich steil empor, und wenn auch an besonders gefährlichen Stellen Eisenbolzen als Handgriffe angebracht waren, so war es doch ein mühsamer Marsch, und mancher Tropfen Schweiß wurde hier vergossen. Entschädigt wurden wir freilich reichlich durch den wunderbaren Blick auf den unter uns liegenden, wild zerklüfteten Gletscher mit seinen vielen Türmen und Spalten, während beim Höhersteigen der dachartige Gipfel des Mönch immer mehr zum Vorschein kam. Da keiner von uns das Schreckhorn vorher bestiegen hatte, durften wir nicht zu spät in die Hütte kommen, sollte uns nicht ein ganzer Tag verloren gehen, denn wir mußten noch bei Tageslicht rekognoszieren. Also vorwärts!

Nach dreistündigem Marsch tauchte endlich die Schwarzegghütte auf, eine kleine, unbewirtschaftete Schutzhütte, herrlich gelegen am Rande des Gletschers, an einem lawinensicheren Ort. Wir waren die ersten Gäste, konnten uns also nach Belieben einrichten. Schnell flogen Rucksack und Eispickel in die Ecke, Holz wurde zerkleinert, und bald prasselte ein lustiges Feuer. Zum Kaffeekochen gehört aber auch Wasser, das für uns hier unerreichbar war. Was tun? Schnell entschlossen stellten wir einen Eimer Schnee zum Schmelzen an den Ofen, und wir konnten an die Bereitung unsers Diners gehen. Bald stand dieses fertig auf dem Tisch: Erbsensuppe mit geröstetem Brot, aufgewärmter Braten und zuletzt unser Schneekaffee, was will man mehr? Ausgerüstet mit Karte und Fernrohr ging es nach kurzem Mittagsschläfchen auf eine Moräne unweit der Hütte, um den Feldzugsplan für den morgigen Tag zu entwerfen. Das merkten wir schon jetzt, wenn die Nacht nicht sehr kalt wurde und der Schnee tüchtig erstarrte, konnte



Blick vom Schreckhorngipfel nach Süden; im Hintergrunde die Urner Alpen

unsre Tour, wenn nicht unmöglich, so doch wegen der Lawinen- und Steinschlaggefahr außerordentlich schwierig und gefährlich werden. Bei unsrer Rückkehr in die Hütte fanden wir Gesellschaft vor, es waren noch zwei Partien angekommen, von denen die eine gleich uns das Schreckhorn führerlos besteigen wollte. Gegen neun Uhr zog sich einer nach dem andern in die Hütte zurück, und bald lagen wir friedlich zusammen im Stroh und schliefen den Schlaf des Gerechten; wir hatten einen guten Marsch hinter uns, und schwere Strapazen standen uns noch bevor. Um ein Uhr ertönte der Wecker, viel zu früh für die müden Schläfer; doch was half es, heraus mußte man! Zuerst ein Blick ins Freie, wie ist das Wetter? Das ist die Hauptfrage des heutigen Tages. Die Aussichten sind nicht schlecht! Rasch ist die Toilette beendet, statt uns zu waschen, fetten wir nur unser Gesicht ein, um gegen den Gletscherbrand gefeit zu sein. Holz liegt schon bereit, schnell wird der Kaffee für alle gekocht, ein Stück Brot dazu — das muß fürs erste reichen. Die Decken werden aufgehängt, das Geschirr abgewaschen, der Boden gefegt, und wir zwei verlassen als die ersten die Hütte.

Tiefdunkle Nacht umfängt uns, zum Teil ist der Himmel mit Wolken bedeckt, doch hoffen wir auf einen schönen Tag. Bei Laternenschein überschreiten wir die Moräne, steigen zum Gletscher hinab, befestigen unsre Steigeisen und legen das Seil an. Auf dem zuerst ebenen Gletscher kommen wir schnell vorwärts, bis wir das Couloir Munz erreichen, eine ziemlich steile, wegen Steinschlaggefahr berüchtigte Eisrinne. Solange wir auf Schnee gehen, wird uns der Marsch nicht beschwerlich, aber weiter oben im bloßen Eise müssen trotz unsrer Steigeisen Stufen gehackt werden. Dies ist für den ersten eine harte Arbeit, denn er hat dafür nur eine Hand frei; in der andern trägt er die Laterne. Ruhig abwartend stehe ich indessen in den Stufen und lasse mir die Eissplitter um den Kopf fliegen, ein unbehagliches Gefühl! Ab und zu sehe ich die Laterne der zweiten Partie aufleuchten, die sich uns rasch nähert, da sie nicht erst den Weg zu suchen braucht, sondern unsern Spuren folgen und unsre Stufen benutzen kann. Dicht

am Fuße des eigentlichen Schreckhornkegels verlassen wir das Couloir, überschreiten den Randschrund, und im leichten Klettern geht's die Felsen hinauf zum „Frühstücksplatz“ am unteren Rande des Schreckfirns.

Nach nunmehr zweistündigem Marsch dürfen wir uns schon eine kurze Rast gönnen, die wir dazu benutzen, etwas Tee und Dürrobst zu genießen. Inzwischen beginnt es zu dämmern, wir können unsern Marsch fortsetzen, was im Dunkeln nicht möglich ist, da der Schreckfirn kreuz und quer von Schründen und Spalten durchzogen ist. Manchen weiten Sprung müssen wir wagen, oft nach rechts und links ausbiegen, um überhaupt vorwärts zu kommen. Unschätzbare Dienste leisten uns hierbei unsre Steigeisen, und manche Stufe wird uns dadurch erspart, daß wir sie rechtzeitig angelegt haben.

Ein Lawinenzug mit tiefem, weichem Schnee wird mit anstrengender Mühe durchwatet, und wir sind froh, endlich die schroff aufragende Felswand zwischen Lauteraarhorn und Schreckhorn zu erreichen. Der breite Randschrund wird auf einer hohen Schneebrücke überschritten, und jetzt geht es in einer steilen Schneerinne den Felshang empor. Bald wird der Schnee pulverig, und wir müssen in den Felsen unsern Weg weiter suchen. An glatten Wänden und schlüpfrigen Platten suchen wir vorwärts zu kommen, bald sind wir voraus, bald die zweite Partie; wer die günstigste Anstiegsroute zu haben glaubt, ruft die andern herbei. Dicht müssen wir uns aber zusammenhalten, denn brüchig ist der Felsen und groß die Steinschlaggefahr. Nach dreistündigem mühsamem Klettern im vereisten Felsen erreichen wir den Schreckgrat, und zum erstenmal sehen wir das Massiv des Wetterhorns mit seinen drei pyramidenförmigen Gipfeln vor uns auftauchen.

Unsern weiteren Weg können wir jetzt übersehen. Zuerst ein steiler Schneegrat, der weiter oben in den eigentlichen Felsgrat des Schreckhorns übergeht; letzterer ist ein steiler, schmaler Kamm, dessen



1 Wetterhorn; 2 Mittelhorn; 3 Rosenhorn

Blick auf das Wetterhorn und seine Nachbarn

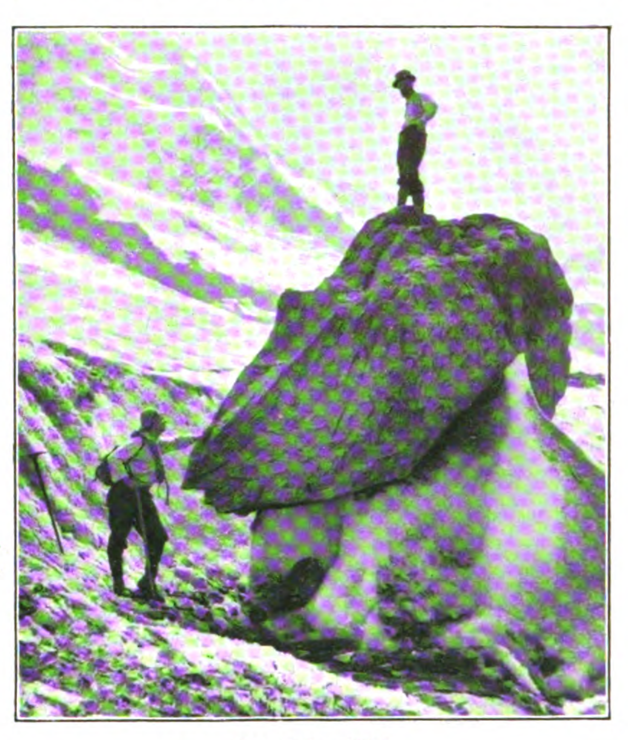
Felswände fast senkrecht in die Tiefe stürzen. Früher mußte man eine sehr abschüssige Schneewand traversieren, eine äußerst gefährliche Stelle, an der ein Ausgleiten unbedingt zur Katastrophe geführt hätte. Zum Glück war vor einiger Zeit ein neuer Aufstieg aufgefunden worden, auf dem wir sofort in die Felsen gelangen konnten. Doch leicht ist das Klettern auch jetzt nicht, und wer nicht absolut schwindelfrei ist, bleibe hier fort! Oft kaum noch ein Griff für die Hand, kaum können wir richtig Fuß fassen, bald muß einer dem andern durch Schieben oder Ziehen zu Hilfe kommen, und das alles an äußerst exponierten Stellen, wo im Falle des Unglücks auch das Seil wohl kaum mehr Rettung bringt. Aber ein Besinnen gibt es jetzt nicht mehr für uns, vorwärts heißt die Parole! Nach einer Stunde ist der Vorgipfel erreicht, nun noch ein ganz kurzer, gefährlicher Marsch über scharfen, vereisten Grat, und wir stehen auf dem Gipfel des Schreckhorns, 4080 Meter über dem Meeresspiegel. — Hurra, wir haben gesiegt!

Blick auf den Gletschersturz des Eismeeres; im Hintergrunde Mönch und Eiger

Von dieser stolzen Höhe mit ihrer gewaltigen Stille schweift der Blick in das weite, schöne Land hinab über Felsen und Gletscher, blaue Seen und grüne Almen. Fünf Reiche erblicken wir von hier aus; rings um uns die Schweiz, deutlich erkennbar die Hochgipfel von Italien, Frankreich und Oesterreich, und im Norden etwas verschwommen den Schwarzwald und die Vogesen. Tief unter uns blinkt der Thuner See; das Lütschinental und die grünen Vorberge grüßen herauf. Um uns ein unermeßliches Gipfelmeer; zum Greifen nahe Jungfrau, Mönch und Eiger; unsre Gläser zeigen uns sogar die neue Jungfraustation „Eismeer". Daneben erheben sich die Viescherhörner mit der senkrechten Viescherwand, das kühn aufstrebende Finsteraarhorn, das finstere Bietschhorn und das weiße Aletschhorn, nach dem Finsteraarhorn der höchste Berg im Berner Lande. Im Süden ragt in nächster Nähe das Lauteraarhorn empor, im Nordosten die Pyramiden des Wetterhorns und darüber hinaus Gipfel an Gipfel, soweit das Auge reicht. Besonders deutlich treten der Montblanc und die Walliser Alpen hervor, stolz erhebt sich das schlanke Matterhorn aus der Kette heraus. Unter uns im weiten Kreise schimmern Gletscher an Gletscher, Strahleggfirn, Schreckfirn, Finsteraargletscher und Grindelwaldgletscher und wie sie alle heißen mögen! Es ist ein Panorama von höchster Erhabenheit, nie werde ich des Eindrucks ganz Herr werden und nie seiner vergessen. Es ist, als wenn der Himmel unsre Freude und unser Ent-

zücken teilt, er zeigt sein heiterstes Gesicht und sendet so warme Sonnenstrahlen zu uns hinab, daß wir sogar ohne Rock auf den Felsen liegen können.

Doch unsre Uhr mahnt uns an baldigen Aufbruch, aber erst soll noch unser treuer Begleiter, der photographische Apparat, das herrliche Panorama in sich aufnehmen; er trägt getreulicher als wir die Bilder herab, und später werden die wohlgelungenen Aufnahmen unser Gedächtnis unterstützen in der Erinnerung jener gewaltigen Stunde. Der Magen verlangt nun auch sein Recht, und nachdem wir abgekocht und gegessen haben, heißt es Abschied nehmen, denn die Sonne ist an der Arbeit und der Schnee wird weich. Bald ist der Felsgrat überschritten, doch nun kommt die böse Wand, die von heißer Mittagssonne beschienen wird. In den Felsen kommen wir ganz gut vorwärts, doch sobald wir uns in den Schnee wagen, müssen wir äußerst vorsichtig sein, ihn erst forträumen und dann in dem blanken Eise Stufe um Stufe hacken, eine heiße, anstrengende Arbeit! Hatten doch erst im Vorjahre zwei unvorsichtige Touristen hier eine Lawine losgebrochen und waren von dieser in die Tiefe gerissen worden. Auf dem Schreckfirn können wir uns mehr beeilen, wenn wir auch der vielen Spalten wegen uns jetzt zur Mittagszeit besonders in acht nehmen müssen, denn den Schneebrücken ist nicht recht zu trauen. Mit Donnergepolter stürzt ein riesiger Steinblock auf uns zu, verfängt sich aber zum Glück in einer breiten Eisspalte dicht über uns, mächtige Eisstücke losschlagend. Es wird ungemütlich in den Bergen, der schmelzende Schnee reißt viele Steine mit sich, überall hört man sie zischen und niederschlagen.



Gletschertisch

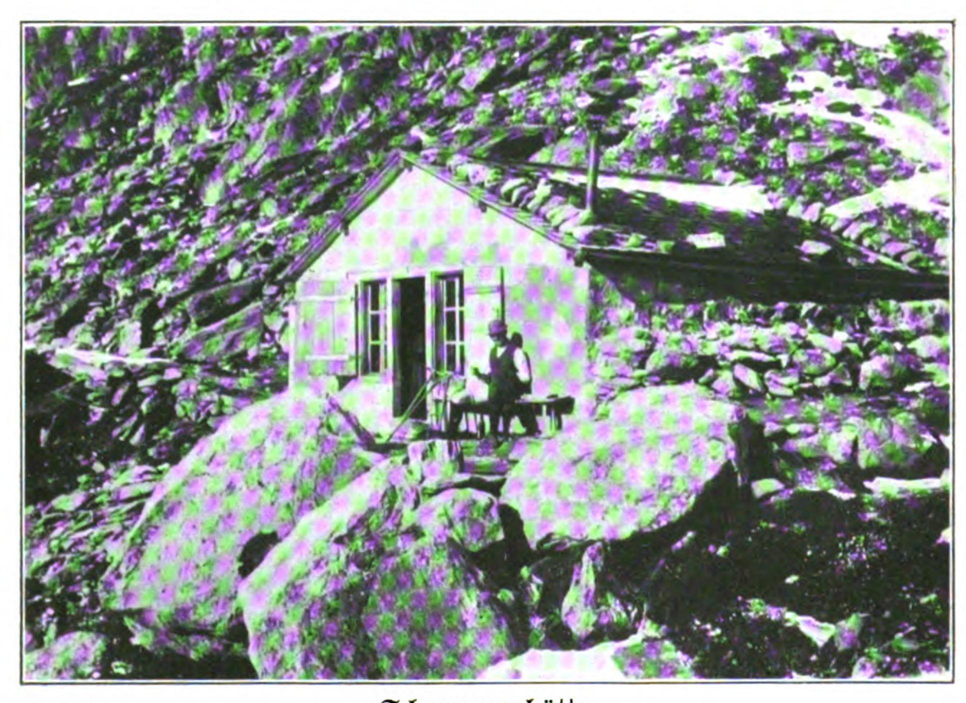


Gletschertisch



Blick vom Schreckhorngipfel auf den Thuner See

Endlich ist das Couloir Munz wieder erreicht, wir rutschen ab, was das Zeug halten will, und gegen vier Uhr erreichen wir die Hütte, wo wir von einer andern Partie schon mit einem Labetrunk empfangen werden. Jetzt noch nach Grindelwald zu kommen ist zu spät, wir können uns auch in diesem Zustande nicht in kultivierten Gegenden blicken lassen; Herr Hürner hat beim Ueberspringen einer Gletscherspalte seinen Hut verloren, und ich bin mit meinem Zeug an einem Felszacken hängen geblieben. Darum muß ich rasch zu Nadel und Zwirn greifen, um meine Kleidung wenigstens einigermaßen wieder instand zu setzen. Die nächste Nacht war fürchterlich, es waren noch vier Partien angekommen, und die Hütte war überfüllt. Doch was machte das uns aus! Wir hatten das stolze Schreckhorn überwunden und eine der schönsten Lebenserinnerungen mit heimgebracht!



Schwarzegghütte

Der Teufel und die Musikanten

Kölnische Ballade*)

von

Georg Busse-Palma

Es geht ein Märlein um in Köln
Von zwei gar lust'gen Junggeselln,
Stadtgeigern und Flötisten.
Als Spielleut waren sie famos,
Beim Zechen und im Würfeln groß,
Doch oberfaul als Christen.

Denn stets lag ihnen Schimpf und Fluch
Viel näher als das Bibelbuch,
Und Flöten ging vor Beten,
Bis einst der Satan selber kam
Und beide an der Nase nahm,
Die sie dem Herrgott drehten.
— — — — — — — — — — — — — —

Sie hatten einmal durch den Tann
Spät nachts den Weg genommen.
Da kam, trab, trab, ein Reitersmann
Und hieß sie mitzukommen.
Er schien nach Rock und Bandelier
Ein ältrer Schwedenoffizier,
Den Spielhahn an der Krempe
Und breit im Gurt die Plempe.

Erst kam er ihnen gar nicht recht,
Wer traut auch gleich Soldaten?
Und dieser roch dazu noch schlecht
Wie ein zu alter Braten!
Doch als er dann die Börse wies:
Den Teufel auch, was sang die süß!
Zu dritt auf einem Rosse
Ging's flugs nach seinem Schlosse.

Das lag auf einem Berg allein
Und glänzte feierhelle,
Und buckelnd standen als Lakain
Zwei Kater auf der Schwelle.
In Wämsern und in Stiefeln gar —
Das schien den zweien sonderbar,
Doch mehr noch viele Male
Erstaunten sie im Saale.

Dort schlurften, grausig anzuschaun,
Wie Schlafende im Kreise
Viel Männer und viel stille Fraun,
Viel Kinder und viel Greise,
Die sprachen nicht, die lachten nicht,
Wie wächsern war ihr Angesicht,
Und mürb und wurmzerfressen
Erschienen Tuch und Tressen.

Da ward den Kölnern bang zumut,
Der Hausherr aber lachte:
„So steif sie sind, sie tanzen gut,
Doch geigt mir zart und sachte!
Wer wieder bald von hinnen muß,
Wird leicht zu gierig im Genuß.
Hoho! Ihr sollt's erleben,
Wie sie die Beine heben!" —

Und kaum erklang der erste Strich,
Da schloß sich schon der Reigen.
Die stummen Paare schwangen sich
Nach Ton und Takt der Geigen.
Erst hölzern und geheimratssteif,
Dann muntrer und mit mehr Geschleif,
Bis daß sie hurtiger flogen
Rundum als wie die Bogen.

Die Geiger dachten: Nicht so flink!
Hübsch langsam macht Vergnügen! —
Doch sieh, doch sieh: ihr Bogen fing
Genau so an zu fliegen
Und riß — o Spuk und Teufelskitt! —
Die widerspenst'gen Arme mit!
Da fiedelten sie schnelle,
Als hetzte sie die Hölle!

---

*) Die Ballade wurde bei den diesjährigen Kölner Blumenspielen mit dem außerordentlichen Preis der Stadt Köln, einem Pokal, ausgezeichnet.

Das war kein Tanz, wie andre sind,
Zu rasend ging die Weise.
Das war kein Tanz — ein Wirbelwind
Warf alles wild im Kreise!
Und wie ein Hund mit einemmal
Begann die Moderluft im Saal,
Gepeitscht von ihrem Rasen,
Zu winseln und zu blasen! —

Und da, und da: dem dicken Paar
Und hier der Jungfer Grete
Zerreißen und zerplatzen gar
Die Knöpfe und die Nähte!
Ein Aermel und ein Hosenbein
Fliegt sausend in den Saal hinein.
Und dann zerstäubt wie Zunder
Der ganze Kleiderplunder!

Doch weiter tanzt, was tanzen kann.
Das Zeug kommt nachgekrochen.
Das Fleisch auch hebt zu wackeln an
Und tänzelt von den Knochen.
Bald ragt im teuflischen Ballett
Nur noch Gerippe bei Skelett,
Und auch bei diesen knacken
Gelenke schon und Nacken. — —

Da knallt ein Kopf, der Wirbel brach,
Der Bursche grinst noch heiter.
Fünf Finger folgen schäkernd nach
Und walzen unten weiter.
Ein Schädel hier und dort ein Rumpf,
Ein Händlein hier uud dort ein Stumpf,
Selbst Becken ohne Beine
Drehn sich wie toll alleine.

Die Geige kreischt, den Geigern graust.
Hier ist das Reich des Bösen!
Doch der verhexte Bogen saust
Und keiner kann sich lösen.
Was schert sie jetzt die Goldesflut,
Die blank in ihren Mützen ruht?! —
Ach! könnten sie nur gehen,
Nichts hören und nichts sehen! —

Und da, und da — mit einmal gar
Fängt unter lust'gen Sprüngen
Am Grund die ganze Schädelschar
Dumpfnäselnd an zu singen:
„Wir haben nie an Gott gedacht,
Nun sind wir in des Satans Macht,
Und ihr seid unsersgleichen
Und dürft nicht mehr entweichen!" — —

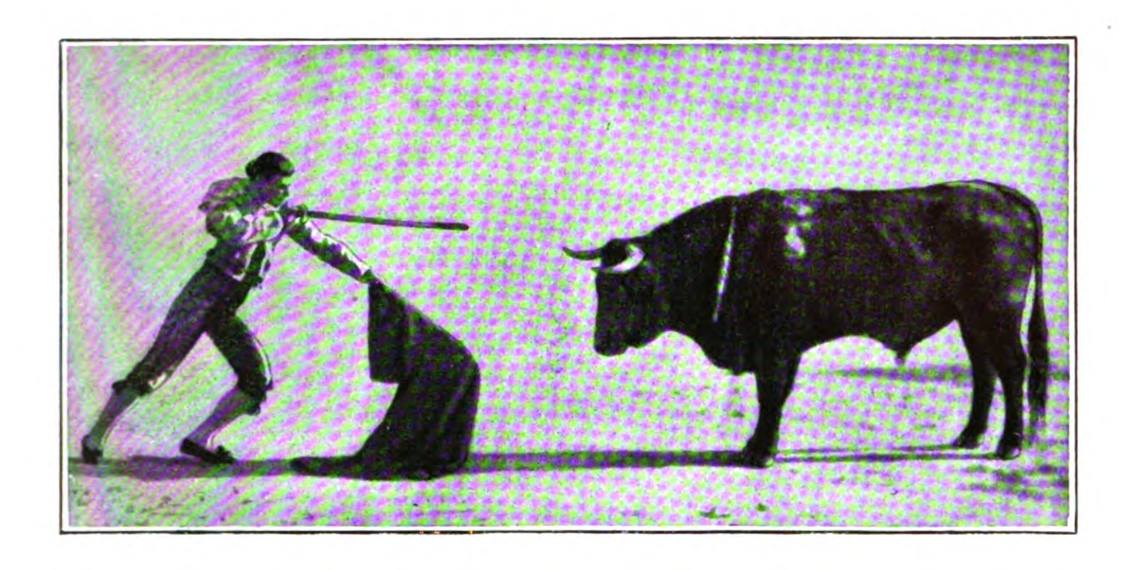
Da ward das Grausen übergroß
In den gequälten Armen.
Verzweifelt rang ihr Schrei sich los:
„O Jesus, hab Erbarmen!
Erlös von Teufel uns und Tod
Und hilf uns nochmals aus der Not.
Wir wollen dir auch dienen
Mit Herzen und mit Mienen!"

Schrummbumm und Krach! Ein Donner-
Aus ihren Händen fielen [schall! —
Schrill kreischend noch im jähen Fall
Die Fiedeln auf die Dielen.
Die Lichter gingen qualmend aus.
Der Hausherr rief: Nach Haus, nach
Und hui! zur Türe hüpften [Haus!
Die Knochen und entschlüpften.

Und noch ein Krach mit Schrumm und
Bewußtlos wurden beide. [Bumm!
Als sie erwacht, lag ringsherum
Nur zwielichtgraue Heide.
Voll Pferdeäpfeln war ihr Hut,
Und vor sich mit erstarrndem Blut
Sahn sie in wilden Saaten
Den — Galgen von Melaten! — —
— — — — — — — — — — — —

Es geht ein Märlein um in Köln
Von zwei sehr frommen Junggeselln
Mit Fiedeln und mit Noten,
Die sich durch Fluch und Suff schimpfiert,
Bis sie der Teufel einst kuriert
Auf einem Ball der Toten!

Seitdem ging in ihr Seelenhaus
Kein Schnaps mehr ein, kein Fluch mehr
Sie wurden brav und bieder [aus.
Und dankten spät und dankten früh
Dem süßen Kindlein der Marie
Durch lilienweiße Lieder . . .



Espada

Skizze

von

Gräfin L. Uxkull

Der Fremde saß im Café vor einer eisigen Limonade. Ab und zu breitete er die Handflächen auf dem Marmortisch aus in der Hoffnung, sie zu kühlen. Wie heiß es doch in diesem Lande war!

Der Fremde war blond und hatte ein helles Gesicht. Er kam aus einem Lande, wo es winters nicht kalt und sommers nicht warm wird. Daher konnte er wohl die wilde Freude dieser Sonne nicht begreifen, die schwere süße Trauben reift und Blumen aufbricht, um sie zu versengen, die das Antlitz der Menschen braungolden färbt und ihre Seelen aufglühen läßt in schnellen Räuschen.

Ziemlich unwirsch trat er aus dem Café hinaus auf die Straße, die halb schwarz und halb golden zwischen den Häusern lag.

Von der andern Seite rief ihm einer laut zu: „Guten Tag!“ Und er erkannte den jungen Grafen Xaver, den er vor ein paar Wochen in Madrid kennen gelernt hatte. Xaver kam zu ihm herüber, und sie schlenderten die Straße entlang.

Der Fremde erkundigte sich, was der junge Graf hier treibe. Er hatte ja nichts zu tun, nichts in der Welt, als Geld auszugeben. Warum kam er denn her? Xaver lachte, daß ihm die weißen Zähne unter dem kleinen Schnurrbart aufblinkten.

„Doña Isabelita ist hier mit ihrem Vater, dem Herzog. Der Herzog hat einen Palast in der Stadt, den er sonst nicht bewohnt. Aber das Geld ist ihm knapp geworden. Darum will er sich in die Cortes wählen lassen. Das ist ein guter Gedanke.“

Der Fremde begriff nicht ganz, wie das alles zusammenhing. Doch der Herzog und seine Geldverhältnisse und seine Wahl in die Kammer interessierten ihn nicht sehr. Dagegen erinnerte er sich, daß Doña Isabelita ein wunderschönes Mädchen sei.

Er nickte und sagte: „Für Doña Isabelita kann man schon in die Provinz gehen. Sie sind verliebt, nicht wahr, Xaver? Natürlich sind Sie verliebt.“

„Isabelita ist meine Novia.“

„Ihre Braut? Man darf Ihnen gratulieren? Und wann ist die Hochzeit?“

Xaver winkte mit einer Gebärde ab.

„Hochzeit — so weit sind wir noch nicht — lange nicht! Ich sage Ihnen doch, sie ist meine Novia. Das heißt soviel als, ich bete sie an, und sie läßt sich gern von mir anbeten. Ich treffe sie auf der Promenade, und wir sprechen so allerlei, während unsre Augen sich viel interessantere Dinge erzählen. Und ich reite hinter ihrem Wagen her. In der Oper sitz' ich mit dem Rücken gegen die Bühne, das Glas unablässig auf sie gerichtet, denn sie würde mir's übelnehmen, sähe ich nur einmal nach der Sängerin hin. Auf dem Ball tanzen wir nur miteinander. Sie würde nicht wagen, einen einzigen Walzer anderweitig zu vergeben. Mitten aus dem Tanz risse ich sie heraus."

„Was?" sagte der Fremde. „Und Sie wissen nicht, ob Sie sich heiraten werden?"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Man muß sich doch kennen lernen. Vor mir war Pepe Nuñez der Novio Isabelitas. Sechs Monate war er's, bis ich ihr besser gefiel. Und morgen kann ihr ein andrer gefallen. Ist das nicht besser vor der Hochzeit als nachher?"

Das kam dem Fremden wieder sehr merkwürdig vor. Er nahm den Hut ab und trocknete sich die Stirn. ‚Ein sonderbares Volk!' dachte er.

„Es ist Ihnen heiß," sagte Xaver. „Kommen Sie. Wir treten in den Klub der Toreros ein. Sicher finden wir dort Conejito."

An der Tür empfing sie ein Mann, über dessen faltigem Gesicht der violette Bartschimmer sich breitete, wie Heide über einer von Schluchten zerrissenen Landschaft. Er geleitete sie durch mehrere Räume.

„Sehen Sie sich nur um," sagte Xaver zum Fremden.

Und der Fremde blieb stehen und betrachtete die Trophäen an den Wänden: gekreuzte Degen über einem rotschimmernden Atlasmantel, dabei ein schwarzer dreieckiger Hut.

„Das hat alles Guerrita gehört — unserm Guerrita." So sprach der Mann, der mit ihnen ging.

Oh, wie stolz er war auf den großen Guerrita! Der hatte in zwölf Jahren 2324 Stiere erlegt — Guerrita, der in dieser Stadt geboren war und jetzt einen Grundbesitz wie ein Herzog hatte, dazu hunderttausend Peseten im Jahr.

Der Fremde lauschte gespannt. Das begriff er, denn das war Sport.

„Genug," sagte Xaver und zog ihn davon in ein andres Gemach.

Da saßen, um Spieltische geschart, viele Männer: rasierte Gesichter, feine und rohe. Fast alle trugen den flachen, breitrandigen Hut auf dem Kopf. Dazu kurze, knapp an die Hüften reichende Jacken, worunter Hemden mit flatternden Krawatten oder Spitzenkrausen, von dicken Brillanten durchsät, sichtbar wurden. Wie ein blauer Nebelduft schwebte der Zigarettenrauch um die Spieler.

Einige drehten sich nach den Eintretenden um und warfen ihnen eine Begrüßung zu. Xaver fragte nach Conejito.

Conejito? Dort hinten am letzten Tisch.

Conejito, vor dem sich Silbergeld und Papierscheine wirr durcheinander häuften, legte die Karten weg und stand auf. Alle, die an seinem Tisch saßen, erhoben sich zugleich. Der junge Graf schüttelte dem Torero herzhaft die Hand, klopfte ihm auf die Schulter: „Wie geht's? Wie geht's?"

Und der Torero schüttelte die gebotene Hand herzhaft wieder und klopfte dem Grafen ebenfalls auf die Schulter: „Wie geht's?"

Dann ward der Fremde vorgestellt: ernst und feierlich, wie einem Fürsten. Der vornehme Fremde dem Torero! Sonderbares, sonderbares Volk! Conejito bot dem Fremden sogleich eine Zigarette aus seinem edelsteinbesetzten Etui an.

Gleich darauf stand er mit Xaver in lebhaftem Gespräch. Was Xaver hier mache? Er sei seiner Novia gefolgt. Conejito hatte die schöne Isabelita noch nicht gesehen. Nun, dazu würde schon auf der Promenade Gelegenheit sein. Wie denn — einen Herzog mit einer so schönen Tochter, den sollte man wohl in die Kammer wählen! Sie lachten und lachten und klopften sich wieder in innigem Verständnis auf die Schulter. Nun — und Conejito? Hatte er auch eine Novia hier? Natürlich! Ueberall, wo er hinkam, der Teufelskerl! Hier war es Pilar — Xaver mußte sie sehen! Sie habe Hüften wie eine Göttin und tanzte, tanzte — wie ein Segelboot auf den Wellen, so tanzte sie.

„Lassen Sie uns einmal zu Pilar gehen!"



Sorrentiner Spinnerin
Nach einem Gemälde von Hans Thoma

Der Torero strich das ganze Geld in die Hand und steckte das Silber mit dem zerknitterten Papier zugleich in die Hosentasche. Sie gingen durch viele winkelige Gassen, auf die sich Haustore öffneten, und man gewahrte dahinter die Höfe mit Kacheln belegt, mit spielenden Brunnen und hohen Gewächsen. Oleander- und Granatsträuche blühten, daß man unter den roten Samtbüscheln kein Laub mehr sah. Dort saßen und standen die Hausbewohner umher.

Xaver und Conejito lenkten zuletzt durch einen maurischen Torbogen in den Hof der Kathedrale ein, und etwas erstaunt folgte ihnen der Fremde.

Zwei kleine Mädchen drehten ein Tau, und ein drittes sprang drüber weg, regelmäßig wie ein aufschnellender Gummiball, und sie zählten, zählten Sprung um Sprung. Knaben spielten am Boden und gewannen sich bunte Marmel ab und rauften den unbescheidenen Sieger. Durch ihr Gelächter hörte man das helle Geklimper der Wasserstrahlen, die in große Becken hinabrieselten.

Conejito schritt gerade auf einen der Brunnen zu. Ein junger Mann saß auf dem Rande, hielt auf den gekreuzten Knien eine Gitarre, und seine Finger tanzten über die Saiten hin. Mehrere Mädchen hörten ihm zu. Eine davon hielt die Hand in die stolz vorspringende Hüfte gestemmt, während sie mit der andern einen Papierfächer langsam bewegte. In ihr zierlich geordnetes Haar, wo blaue Schatten zwischen den Wellen liefen, war eine blutrote Nelke dicht übers Ohr gesteckt. Und plötzlich flammten ihre Augen lichterloh auf: „Conejito! Conejito!" Da brannten schon ihre Lippen auf seinem Mund.

„Was macht ihr? Ihr singt?" sagte Conejito, der sich mit nachlässiger Gebärde hofieren ließ. Er mischte sich unter die Mädchen, mit denen Xaver wie ein Toller lachte, während der Fremde steif dabei stand. Conejito zwickte die eine in den Arm, daß sie laut aufschrie. Eine andre zupfte er am Ohr.

Doch da hatte ihn Pilar derb auf die Finger geschlagen. Ein heller Zorn war ihr rot über die elfenbeinmatten Wangen geschossen. „Laß das, Conejito!"

Er lachte: „Du Katze, du wilde Katze, du!"

„Ich kann es nicht sehen, Conejito! Nimm dich in acht. Bin ich deine Novia oder nicht! Nun also —"

Sie hing sich in Conejitos Arm und zog ihn mit sich fort. Ihre weichen Hüften wiegten sich in einem musikalischen Rhythmus. Ihre Schulter streifte Conejitos kleine, schlanke, sehnige Gestalt. Wenig sprachen sie. Von Auge zu Auge schwangen heiße Beteuerungen und Wünsche. Und der Duft der Orangenbäume sank wie eine Seidendecke über sie.

Xaver blickte ihnen nach.

„Wie gefällt Ihnen die Pilar?" fragte er den Fremden.

Und der Fremde schüttelte sich: „Gar nicht, gar nicht. Vor solchen Weibern wird einem angst."

*

Nachmittags auf der Promenade. Eine lange Allee zwischen zwei Reihen scheckiger Platanenstämme. An den Seiten lustige Kaffeehäuser, vor denen kleine, kühle Marmortische stehen. Weiterhin eiserne Gitter, die blumenbunte Gärten von der Straße abteilen, und hinter diesen schimmern die Häuser der Reichen. Grüngrünes Laub gegen einen lapislazuliblauen Himmel.

Einige Equipagen, in denen Damen mit großen blauen, roten und weißen Hüten lehnen, fahren in gemessenem Schritt hin. Wenn zwei sich kreuzen, winken kleine behandschuhte Hände, deren Finger sich lebhaft bewegen, einander zu.

Aber ein summender Menschenschwarm wimmelt unter den Bäumen: zierliche kleine Bürgerinnen, die einen schwarzen Spitzenschleier über dem Kopf und hohe Absätze an den Schuhen tragen. Mädchen des Volkes mit grellen Tüchern über schleifenden Röcken und einer leuchtenden Blume im Haar. Männer von gesuchter Stutzerhaftigkeit, und andre, an denen zerlumpte Mäntel in romantischem Faltenwurf hängen.

Der Fremde ging neben Xaver her, der nach Isabelita ausspähte. Oh, die Schelmin wußte schon, wie man Flammen entzündet mit verheißungsschweren Blicken und sie dann noch anfacht, indem man sich der Sehnsucht versagt ...

Aber der Fremde hatte andre Dinge im Kopf. Er war der Freude des Südens verschlossen, begriff von der göttlichen Faulheit nichts.

Sie begrüßten ein paar vornehme Herren, die sie eine Weile begleiteten und

sich dann abtrennten, nachdem sie einige Worte über die Novias und das bevorstehende Stiergefecht ausgetauscht hatten.

In allen umherstehenden Gruppen redete man ebenfalls eifrig von der nahen Corrida. Conejito würde einen Stier aus den Züchtereien des Herzogs von Veragua bekämpfen. Ein wundervolles, tapferes fünfjähriges Tier. Und zärtlich sprachen sie von ihrem Conejito. Kannten jede seiner Bewegungen, wie er auswich und wie er zustach — ja, das machten ihm die besten Espadas des Königreiches nicht nach.

Xaver erkannte Conejito, der mit einigen Toreros und Mädchen vor einem Kaffeehaus saß: unscheinbar fast in der kurzen braunen Jacke und dem runden breitkrempigen Hut, unter dem der aufgewickelte Haarschopf der Stierfechter nur wenig sichtbar wurde.

Pilar erzählte etwas Lustiges und lachte mit weitgeöffnetem Mund. Dem Wirt, der mit krummen Beinen in engen Hosen vorüberging, rief sie herausfordernd etwas zu. Da brachte er ihr einen großen Granatapfel und überreichte ihn ihr mit einer verehrenden Verbeugung.

Pilar, eine Hand in der Hüfte, ließ die andre mit der Frucht wie mit einem Ball spielen. Dann verlangte sie nach einem Messer, um sie zu zerschneiden. Conejito bot ihr galant das seine an: ein kurzes, haarscharfes, nadelspitzes Dolchmesser, aus dem blaue Lichtblitze brachen.

Ein schönes Messer! Alle begehrten es zu sehen. Auch Xaver, der mit dem Fremden nahe herangetreten war.

„Ja," sagte Conejito, „ein gutes Messer. Ein Geschenk des Grafen Benavida." Und er machte den Fremden auf die schön geätzte Zeichnung der Klinge aufmerksam.

„Sehen Sie auch die Spitze! Damit spießt man ein Kupferstück."

Der Fremde hielt dies für Uebertreibung. Aber Conejito legte ein Zehncentimestück auf den Boden. Mit einem schnellen, sicheren Stich hatte er die Münze gerade in der Mitte durchbohrt.

Er legte den Kopf zurück und drängte die Brust vor: „Nun ja. So arbeitet man in Toledo."

Endlich gelangte das Dolchmesser zu Pilar. Sie ließ es im Sonnenschein aufleuchten, drehte es hin und her, lächelte wohlgefällig: „Welch ein schönes, welch ein wunderschönes Ding!"

„Zu deiner Verfügung," sagte Conejito nachlässig, indem er eine geläufige Höflichkeitsform brauchte, ohne daran zu denken, daß er beim Wort genommen werden könnte.

Aber Pilars Augen blitzten mit der Klinge um die Wette. „Ist's wahr? Schenkst du mir's? — Danke, Conejito, danke!" Sie küßte den blanken Stahl vor Vergnügen und brannte darauf, ihren neuen Besitz zu probieren. Wie durch eine Butterkugel fuhr das Dolchmesser durch die spröde Schale der Frucht. Und die Kerne lagen darin wie Perlen in einem rubinroten Seidenfutteral.

Der Torero sprach unterdessen mit Xaver über das Stiergefecht. Er war mit seiner Cuadrilla sehr zufrieden. Bessere Picadores und Banderilleros sah man in Madrid gewiß nicht. Xaver wurde trotz des spannenden Themas etwas unruhig. Der Torero lachte und klopfte ihm auf den Arm.

„Wetten, daß die schöne Isabelita noch nicht erschienen ist?"

„Ja," sagte Xaver, „ich erwarte sie."

„Nun, gehen wir auf die Promenade. Man muß sie doch sehen, die Tochter des Herzogs, ehe man dem Vater seine Stimme gibt."

Pilar rief Conejito zu: „He! Daß dir die Augen nicht herausspringen, wenn die Tochter des Herzogs vorbeikommt. Sie braucht dich nicht. Hat an ihrem schmucken Novio genug."

„Ich schaue, wohin ich will."

„Und ich kratze dir einmal die begehrlichen Augen aus."

Conejito lachte verächtlich. Und da gewahrten sie die Equipage des Herzogs. Hoch traten die prachtvollen Rappen unter dem goldbeschlagenen, wappengeschmückten Geschirr. Regungslos, mit untergeschlagenen Armen saß der Lakai neben dem Kutscher, der ebenfalls in seiner Würde erstarrt schien. Aber der Wagen war leer.

Isabelita war ausgestiegen. Sie kam daher, stolz und frei wie eine Göttin, die sich aus Laune unter das Menschenvolk mischt. Unter dem blumenbeladenen Hute leuchtete ihr Gesicht frischer und schöner als alle Blumen des Sommers.

Und wo sie vorbeiging, hafteten die Gesichter an ihr, wie um ihr für den An-

blick zu danken. Die Männer flüsterten: „Blonde — Liebliche — Allerschönste —“ und sie nahm freundlich lächelnd die Huldigungen entgegen. Aber wie sie näher kam, wurden Conejitos Augen groß und dunkel. Er trat so nahe an sie heran, daß sie ihn im Vorübergehen streifte, und sagte in heißem Atem: „Blondes Wunder!... Blonde Königin!“

Da nickte Isabelita ganz leicht und sagte: „Danke!“

Das Gesicht des Fremden war kalt geworden. Sein ganzes Wesen schloß sich von einer Gesellschaft ab, wo sich so formlose Dinge abspielten. Er stand auch plötzlich allein. Xaver war an Isabelitas Seite geeilt, und sie lachten und plauderten und taten, als sei die englische Gouvernante gar nicht vorhanden, die stumm, farblos und untrennbar wie ein Schatten an der Herzogstochter hing.

Conejito aber lief zehn Schritte hinter ihnen her, bis Pilar ihn beim Arm ergriff und ihn zurückzog mit wütender Kraft. „Conejito! Bist du behext? Was fällt dir ein?“

Er blickte sie unwillig an, als ob sie ihn mit lautem Anruf aus einem angenehmen Traum geweckt hätte. Und dann sagte er heftig: „Laß mich zufrieden! Seit wann ist es verboten, hinter einer schönen Frau herzugehen? Allen gehört sie wie die Sonne oder der Duft des Jasmins. Und ich gehe hinter jeder, die mir gefällt.“

Pilar stampfte auf. Ihre Augen sprühten vor Zorn unter Tränen.

„Du gehst nicht! Mir gehörst du — das sollst du wohl merken. Und ich teile dich nicht — auch nicht mit der Sonne, auch nicht mit dem Jasminduft und am wenigsten mit einer vornehmen Frau! Es soll dir vergehen, nochmal nach dem blonden Wunder zu schauen!“

Conejito schob die Unterlippe in Verachtung vor. „Bin schon mit wütenderen Tieren als mit dir fertig geworden! Du verbietest mir was? — Haha, Pilar! Meinen Stier töte ich der schönen Isabelita zu Ehren!“

Sie erbleichte, zitterte, wie von einem plötzlichen Frost geschüttelt. „Conejito — Conejito — das wirst du nicht tun. Der Stier gehört mir. Du hast es versprochen. Wenn du mir diese Schande antust...“

Sie hatte die Fäuste zusammengekrampft. Ihre Zähne schlugen gegeneinander. Conejito sah in ihr verzerrtes Gesicht und lachte hart. Und die umherstehenden Mädchen lächelten halb belustigt, halb verlegen und rüttelten Pilar und sprachen ihr begütigend zu.

Xaver und Isabelita hatten sich unterdessen in der strömenden Menge verloren.

Da zuckte Conejito die Achseln, und wie ein Sultan einer Sklavin winkt, so rief er Pilar mit einer Bewegung des Kopfes zu sich. „Sei vernünftig, Pilar.“

*

Schwer wie eine königsblaue Samtdecke breitete sich der Himmel über den riesigen Steinkreis des Zirkus. Der Sand am Boden leuchtete wie Gold. Und auf den Sitzreihen, die treppenförmig übereinander aufstiegen, wühlte das heranströmende Volk in lustigen, bunt durcheinander flimmernden Farbenflecken. Aus dem surrenden Stimmengeräusch hoben sich Schreie von Zettel- und Apfelsinen- und Wasserverkäufern heraus.

Pilar hatte einen guten Sitz auf den unteren Reihen an der Schattenseite. Sie stand und wiegte die Hüften unter dem straff gespannten, mit Blumen bestickten Manilatuch, fächelte sich, lächelte wie eine gnädig gestimmte Fürstin. Ei — sie war doch die Novia des großen Conejito! Man hofierte sie, wie sich's gehörte.

Ganz oben auf der höchsten Reihe begannen nun auch die Logen sich zu füllen. Wenn eine schöne Dame erschien, so begrüßte man sie mit lautem Beifall.

In der Loge des Herzogs standen schon einige Herren umher. Xaver unter ihnen die Blüte männlicher Eleganz; jedes Haar seines Hauptes und Schnurrbarts sorgsam ausgerichtet, glänzend von köstlicher Pomade. Neben ihm saß korrekt, kühl und ziemlich schweigsam der Fremde.

Zuletzt, vor ihrem Vater her, betrat Isabelita die Loge. Sie grüßte anmutig nach rechts und links, und Xaver mit einem tieferen und längeren Blicke. Dann ließ sie sich nieder und wandte sich über die Schulter gegen Xaver, der sich dicht zu ihr neigte. Kopf an Kopf flüsterten sie.

Da — ein heller Fanfarenstoß! Alles rückte schnell auf den Plätzen zusammen. Die Schranken öffneten sich — der Zug der Kämpfer betrat die Arena.

Voran auf tänzelnden Pferden die beiden Alguaciles, schwarz gekleidet in Samt und Seide, mit großen Halskrausen

und Federhüten. Hinter ihnen zu Fuß die vier Espadas: so zierlich in ihren blauen und roten und gelben und veilchenfarbenen Atlasbekleidungen, über und über mit fingerdicken Goldstickereien beladen. Wie zum Menuett gingen sie in seidenen Strümpfen und Lackschuhen hin. Und ein Spielzeug blitzte der schlanke Degen in ihrer Hand. Ihnen folgten die bunten Gestalten der Banderilleros und die Picadores zu Pferde, geschient und gerüstet, in gelbem Leder, mit breiten Sturmhüten auf dem Haupt und der schweren Lanze eingestemmt.

Während von der Galerie die Blechinstrumente einen heroischen Marsch hinausbliesen, bewegte sich durch die Arena der feierliche Zug. Sonnenlichter sprühten aus Atlas und Gold und Waffen. Und hell klingelten die Glocken der Maultiergespanne, die den Zug beschlossen und bestimmt waren, die getöteten Tiere hinauszuschleppen.

Wie eine begleitende Welle folgte ihnen der Applaus des Volkes.

Und dann begann das blutige Spiel. Der erste Stier stürzte auf den Kampfplatz, blieb einen Augenblick wie betäubt stehen. Dann blitzschnell, wie von leichten Rehfüßen getragen, sprang er dem ersten Pferde entgegen. Die abwehrende Lanze des Picadores bohrte sich in das Fleisch des Nackens. Vergebens. Hoch empor bäumte sich das Pferd, und die Hörner des Stiers schlitzten ihm den Bauch auf, daß das Blut sich in rotem Strom ergoß.

Dann lockten mit hoch erhobenen Armen die Banderilleros den Stier auf sich zu. Und wenn er mit gesenktem Haupt auf sie zugestürzt kam, so wichen sie ihm mit leichtem Satz aus, und zu beiden Seiten des Nackens flatterten ihm bunte Seidenschleifen, die verwegene Hände ihm eingebohrt hatten.

Zuletzt trat der Espada vor: gegen das tobende Tier ein einzelner, seidenbekleideter Mann mit keinen Waffen als dem scharlachenen Tuch und dem feinen, spitzen Degen. Vier-, fünfmal fuhr der Stier ihm wenige Zoll vom Körper unter dem ausgebreiteten Arme durch, der das Scharlachtuch spannte. Dann stieß er zu. Er hatte schlecht getroffen. Der Degen blieb einen Augenblick in der Haut stecken, schwankte, fiel zu Boden.

Das Volk höhnte und pfiff.

Der Torero aber nahm ruhig den Kampf wieder auf, und beim dritten Versuche fiel der Stier.

Wie ein Raubtier zeigte Pilar die weißen Zähne beim Lachen, wenn ein Pferd taumelte oder ein ungeschickter Bursche ausglitt und dicht vor der schäumenden Bestie in den Sand rollte. Ein grausamer Scherz zischte ihr durch die Lippen.

Und sie zuckte hochmütig die Achseln über die Leistungen der Espadas. Conejito, Conejito — ja, der wird es ihnen zeigen!

Dann würden alle — alle auch auf sie blicken, wenn er dicht vor ihr den Stier niederstreckte. „Das ist Conejito, und die Schöne dort ist seine Novia — die Schöne und Glückliche!“ — Sie würde seinen Triumph teilen. Ihre Füße trommelten vor Ungeduld. Sie lachte, schwatzte, ohne es recht zu wissen. O Conejito — wie lang diese letzte Pause doch ist!

Trotz der an die Pferde verschwendeten Kraft, der Lanzenstiche und der bändergeschmückten Widerhaken im Nacken schien der kräftige Stier wenig ermüdet, als Conejito vortrat und ihn feierlich dem Tode weihte.

Die kleine Gestalt, die nur aus Muskeln und Sehnen gebildet schien, stand im Sandgold wie eine zierliche Säule. Und so schlicht, so spärlich waren die Bewegungen, daß es aussah, als werde die einfachste Sache der Welt vollführt. Das Volk jubelte, die Kenner rasten.

Wieder war der Stier um Haaresbreite an Conejitos Körper vorbeigefahren. Die Atlasjacke war angeschlitzt. Mit einer leichten Pirouette hatte er sich gewendet, stand gerade dem Tiere gegenüber, das vor Wut ein tiefes Geheul ausstieß. Schritt um Schritt lockte er es weiter. Nach einem bestimmten Ziel. Jetzt — gerade unter der Loge des Herzogs blieb er stehen.

Pilar schrie auf. Also doch! Er wollte ihr das doch antun! Oh, wenn ihn der Stier jetzt auf die Hörner nähme und ihn emporschleuderte hoch in die Luft ... ja, das wünschte sie. Und sie rief dem Tier anfeuernde Laute über die Breite der Arena zu.

Conejito hörte es nicht. Er hatte einen schnellen Blick wie einen Pfeil nach der Loge emporgeschossen, wo Isabelita lächelnd, lässig und unberührt über die Brüstung hinabschaute. Gleich darauf



Fahrt zur Corrida

Nach einem Gemälde von Henri Zo

wandte er sich mit scharf gespanntem Blick dem Tiere zu, fest auf dem vorgebeugten Bein ruhend, die blitzende Klinge weit vorgestreckt ... Und der Stier brüllte heiser, scharrte mit den Füßen, schüttelte den Kopf, daß die Bandschleifen wirbelten — und plötzlich, mit gesenktem Nacken und vorgerichteten Hörnern stürzte er blindwütig vor ... bis ans Heft hatte er sich Conejitos Degen ins Genick gerannt.

Die Masse des Körpers brach schwer zusammen. Das riesige Haupt schwankte ein paarmal hin und her und sank in den Sand. Nicht ein Blutstropfen war nach außen gedrungen. Es war ein Stoß, wie er tollkühner, vollkommener sich nicht denken ließ. Und Conejito, mit einer weiten Armbewegung zu Isabelita empor, verneigte sich langsam wie ein großer Vasall vor seiner Herrscherin.

Da tanzte ihr Herz in taumelnden Sprüngen und sandte rosige Wellen über ihr Antlitz. Was galten alle, alle Huldigungen, die ihr geworden, neben dieser höchsten, die sie vor dem versammelten Volk zur Königin der Schönheit krönte?

Und es war ihr, als gälte ihr das Brausen, das die Menge wie eine Springflut durchtobte. Hüte, Orangen, Zigarren, Tücher, Blumen, die Kissen der Bänke prasselten in die Arena hinab.

„Conejito! Conejito!"

Und Pilar, auf die keiner achtete, saß verkrochen in sich, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in die Hände verwühlt, und schluchzte und schluchzte ...

*

Isabelita gähnte in den Kreis der Damen und Herren hinein, die ihren Salon füllten. Was macht man doch mit dem Abend in so einer Provinzstadt? Es gibt keine Oper, keinen Rout, keinen Ball. Nicht mal Leute, für die es sich der schönen Kleider verlohnte.

Einer schlug vor, zur Verbena hinauszugehen. Die Augen der jungen Damen tanzten. Die Herren lächelten etwas gezwungen.

Isabelita sagte: „Meinetwegen gehen wir zur Verbena." Und damit war die Frage entschieden.

Der Fremde erkundigte sich wißbegierig, was eine Verbena eigentlich sei. Xaver lachte wie zu einer ungeheuerlichen Naivität, antwortete aber gefällig: „Ein Volksfest. Ein Tanz im Freien. Uebrigens ein sehr langweiliges Vergnügen, wenn man Damen der vornehmen Gesellschaft mit sich führt." —

Draußen, wo der Strom sich in einer großen Schwingung der Stadt vor die Füße wirft, standen erleuchtete Buden, in denen Schaumzucker und Mandelhonig feilgeboten wurde, sowie knusperige, in Oel ausgebackene Dinge, die einen ranzigen Geruch ausströmten. Auch wurden Wein und Limonaden ausgeschenkt.

Und die Leute, die sich an den Buden vorüberdrängten, sich stießen, anlachten und gutmütige Scherze tauschten, freuten sich der bunten Lampions, zu schaukelnden Ketten rings um den Platz gezogen. Oh, das war eine Pracht! ...

Von schüchternen Lichtwellen gestreift, tauchte aus dem Dunkel eine stolz im Mantel drapierte Männergestalt. Und Mädchen, die lässig am Arm ihrer Kavaliere hingen. Jedes trug in dem zierlich geordneten Haar ein paar lustige Blumen.

Drüben spielte eine große Drehorgel in Form eines Klaviers, und dazu bewegten sich Paare in lässigem Tanze. Die Gestalten verschwammen in der kargen Beleuchtung wie zerlaufende Silhouetten.

Conejito stand zwischen seinen Begleitern und schaute dem Tanze zu, ohne in Wahrheit viel davon zu sehen. Er ärgerte sich über Pilar und ihre dumme Eifersucht. Aber nun reute sie doch wohl ihre Albernheit schon. Wie sie sich an ihn herandrängte und seine Augen suchte! Und ihm herausfordernd den Zigarettendampf unter die Nase blies.

Ob er denn nicht einmal mit ihr tanzen wolle, fragte sie. Wenn er mit ihr tanzte, dann war er bezwungen — das war gewiß. Aber so schnell ließ sich Conejito nun nicht herumschwatzen. Er wiegte sich von einem Bein auf das andre — er war viel zu müde — was dachte sie denn? Oder stellte sie sich vor, daß es ein Federballspiel sei, solch einen Stier niederzustechen?

Ah — der Stier — der Stier ... Pilars Augen funkelten, und sie biß die Zähne aufeinander, wie um ihren Zorn dazwischen zu zermalmen. Eine Herzogstochter mit feinen Herren in ihrer Loge und Diamanten im Haar war sie freilich nicht. Aber sie konnte tanzen — tanzen wie eine Herzogstochter.

Und sie rief aus: „Ha — so tanz' ich ohne dich! Einen Tisch! Wo ist ein Tisch?"

Pilar wollte tanzen! Auf dem Tisch wollte sie tanzen! Das war ein Fest! Und gleich war ein viereckiger Tisch zur Stelle. Die Paare, die sich zur Drehorgel bewegten, lösten sich auf. Alles drängte hinzu, wo Pilar schon hoch über der Menge stand.

Ein paar Burschen setzten sich mit ihren Gitarren heran. Pilars Freunde bildeten einen Halbkreis um sie, und mit klatschenden Händen skandierten sie den Rhythmus der Musik.

Hei — wie stolz sie dastand mit erhobenem Kopf! Auf dem weißen Kreppschal mit den langen, seidengeknüpften Fransen blühte ihr eine große, gestickte chinesische Rose mitten auf der Brust. Rosen und Blattwerk rankten sich über das ganze Gewebe. Eng gespannt goß es ihren Körper ab, fast wie ein feuchtes Tuch. Sie hatte einen Torerohut schief und keck auf das Haar gedrückt. An ihren Fingern klapperten die Kastagnetten im Takt mit den klatschenden Händen zu der Gitarrenweise.

Und über den wenig bewegten Füßen schwankte ihre Gestalt wie eine Blume im Wind. Jetzt sah man sie mit vorgestrecktem Fuße seitwärts stehen, die Arme in einer wundervollen diagonalen Linie auseinander gebreitet, den Oberkörper weit seitwärts geneigt, und die Kastagnetten klapperten in einem Wirbel. Auf den Füßen, die den Tisch trommelten, schwang sie sich in toller Kreiselbewegung um sich selbst und fühlte nur: „Mir gehört er! Der große Conejito gehört mir!" ...

Aber Conejito sah sie nicht mehr.

Aus dem Dunkel in den Schein der Lampions war Isabelita mit ihrer vornehmen Gesellschaft getreten. Sie selbst schritt voran, und als sie Conejito erkannte, erstrahlte ihr Gesicht in lächelndem Dank. Da riß Conejito sich den Mantel von den Schultern und warf ihn vor die Füße der Herzogstochter, daß sie darüber hinwegtreten mußte. Und stumm und tief verneigte er sich.

Nun — das war Xaver schon zuviel! Er dachte später ernsthaft mit seiner Novia abzurechnen, auch dafür, daß sie Conejito im Vorübergehen grüßte und lange noch den Kopf über die Schultern ihm zugewandt hielt.

Ja — was ging Conejito Xaver jetzt an? Er hatte nicht einmal einen Gedanken für Pilar, die mitten aus ihrem Tanze heraus mit einem Satz vom Tisch gesprungen war wie eine wütende Pantherkatze. Von hinten bei den Schultern rüttelte sie ihn in sinnloser Verzweiflung: „Conejito! Conejito!"

Ihn kümmerte viel, wer hinter ihm stand. Er schüttelte sich, um das Lästige loszuwerden. Die vorüberschreitende Schönheit schleppte seinen langen Blick hinter sich nach.

Und plötzlich, ohne einen Laut, langgestreckt, fiel er vornüber mit dem Gesicht auf die Erde. Wie angewurzelt in starrem Schrecken stand die Menge einen Augenblick regungslos.

Was ist geschehen — was?

Und in einem wahnsinnigen Lachen schrie Pilar: „Ich hab' ihn erstochen wie einen Stier — der Herzogstochter zu Ehren!"

Ein Wutgeheul — aufgeregte Arme mit geballten Fäusten — übereinander stürzende Gestalten — in dem tobenden Menschenknäuel verschwindet Pilar.

„Man sollte doch nach Conejito sehen," sagte der Fremde ruhig zu Xaver, der aufgeregt schwatzte und dazu zwecklos mit den Armen und Beinen fuchtelte.

Ja, sicher. Man mußte nach Conejito sehen, der verlassen mit dem Gesicht auf der Erde lag.

Und als der Fremde sich über ihn neigte, erkannte er das schöne Dolchmesser aus Toledo, mit dem man eine Kupfermünze spießen konnte, und das Conejito mitten zwischen den Schultern steckte.



Ahmed Mirza, der neue Schah von Persien

Neue Bücher

Lehrzeit. Ein Stück aus einem Leben. Von **Auguste Supper**. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.— (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — In der mit neuer Kraft aufsprießenden Literatur des heutigen Schwaben nimmt Auguste Supper einen fest bezeichneten ehrenvollen Platz ein. Mit einer Reihe von Werken, unter denen die kurzen Novellen und Skizzen aus dem Volksleben des Schwarzwaldes ihre Eigenart besonders deutlich aussprechen, hat sie sich schon viele Freunde erworben. Auch ihr jetzt in Buchform vorliegender erster größerer Roman, mit dem die Leser von „Ueber Land und Meer" zuerst bekannt gemacht worden sind, trägt ganz das Gepräge der heimischen Landschaft und des schwäbischen Stammescharakters. „Lehrzeit" ist im wesentlichen eine Ehegeschichte: Martha, die Heldin des Romans, ist die Gattin eines Pfarrers, dem sie in die Abgeschiedenheit eines einsamen Schwarzwalddorfes gefolgt ist. Wie sie selbst sich in der neuen Umgebung mit dem verschlossenen, streng zurückhaltenden Menschenschlag allmählich einlebt, wie unterdes die Kluft zwischen ihr, dem frischen, herzenswarmen Wesen, und dem freudlosen, schwerfälligen, sittenrichterlichen Mann, der sie von vornherein nicht verstanden hat, immer tiefer wird, wie dann doch in einer Zeit schwerer Not die beiden zueinander hingeführt werden, nachdem der Mann durch schwere sittliche Verschuldung seine Selbstgerechtigkeit hat zusammenbrechen sehen, das ist der äußere Gang des Romans. Aber mit welchem Reichtum zarten menschlichen Empfindens, mit welch starkem Gefühl für die sittlichen Probleme, die in den Tiefen des Lebens ruhen, ist die einfache Handlung aufgefaßt und durchgeführt! Und neben dem meisterhaften Selbstporträt, das die Heldin unbewußt entwirft, welche Fülle schöpferisch gesehener und mit unbedingter Sicherheit geformter Gestalten! Ganz im schwäbischen Boden wurzelnd, wird der Roman durch seinen rein menschlichen Inhalt, durch seine künstlerische Kraft über alle provinziale Beschränktheit weit hinausgehoben. Möge er nun Verständnis und Liebe im ganzen deutschen Vaterland finden!

Ein neuer Moszkowski! Dem fleißigen und künstlerischen Bestreben Eduard Fuchs', die Kulturgeschichte der Zeiten in ihren eignen bildlichen Karikaturen zu zeichnen, verdanken wir manches schöne Werk. Aehnliches, aber leichter und lustiger behandelt, wie das für den Chefredakteur der „Lustigen Blätter" natürlich ist, scheint **Alexander Moszkowski** vorzuhaben. Sammelt Fuchs den Witz des Stiftes, so Moszkowski den des Worts. Erst hat er uns die „**Unsterbliche Kiste**" gefüllt mit den 333 besten Witzen der Weltliteratur, über die sich Tausende krank gelacht haben, und jetzt geht der amüsante Sammler zu den Spezialgebieten über. „**Stuß im Jus**" heißt seine neueste Leistung, die er der Welt mit dem echt moszkowskisch parodierten Schillerzitat entgegenschleudert: „Diesen Stuß der ganzen Welt!" (Berlin, Dr Eysler & Co., M. 1.50). Die Justiz hat er sich vorgenommen, die Justiz und alle, die mit ihr zu tun haben: den Staatsanwalt und den Verteidiger, den Angeklagten und den Richter, den Kläger und den Referendar. Auch der Student der Rechte ist nicht vergessen. Alle komischen, alle boshaften Bemerkungen, welche die frivole Welt der Laien über die erhaben thronende Justitia dieser Erde und ihre Vertreter verbrochen hat, sind hier, schön nach Paragraphen und Rubriken der Gerichtssphäre geordnet, zusammengestellt. Ein köstliches Buch, das tausend Gesellschaften humorfroher Leute, tausend Stammtische wochenlang ergötzen kann! Dem Strafgesetzbuch und seinen Priestern wird hier der Prozeß gemacht, und dem Witz gegenüber verlieren sie ihn in allen Instanzen.

Alpine Gipfelführer. XVIII. bis XX. Bändchen. Geb. a M. 1.50. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Für viele Tausende von Freunden der Hochgebirgswelt sind die „Alpinen Gipfelführer" ein bevorzugtes Vademekum geworden. Sie bieten eben in der Tat alles, was der Alpinist über den einzelnen Berg zu wissen wünschen kann, in der denkbar gediegensten, rationellsten und zugleich fesselndsten Bearbeitung, so daß wohl jeder, der sich für alle Berge der großen Alpenwelt so zuverlässige und so vielseitig belehrende Führer wünschen möchte. Die drei neuen Bändchen behandeln drei Gipfel beziehungsweise Berggebiete der Ostalpen, die in jeder Hinsicht zu deren lohnendsten zu zählen sind. In Band XVIII schildert **Josef Gmelch** die höchste Erhebung der Leoganger Steinberge, das **Birnhorn**, das der Verfasser mit Recht als eine Aussichtswarte ersten Ranges bezeichnet und eingehend würdigt. Band XIX, verfaßt von **Ernst Entreß**, behandelt das **Zuckerhütl und seine Nachbarn**, also das Gebiet der Stubaier Alpen, dessen großartige Reize zu allgemein bekannt sind, als daß es nötig wäre, die Freunde der Bergwelt hier noch besonders darauf aufmerksam zu machen. In Band XX endlich führt uns **Leon Treptow** in die Zillertaler Alpen und schildert uns deren bemerkenswerteste Gipfel **Schwarzenstein, Mörchner und Mösele** mit ihrer Umgebung.



Von Nah und Fern

Die Galeere „Halbmond"

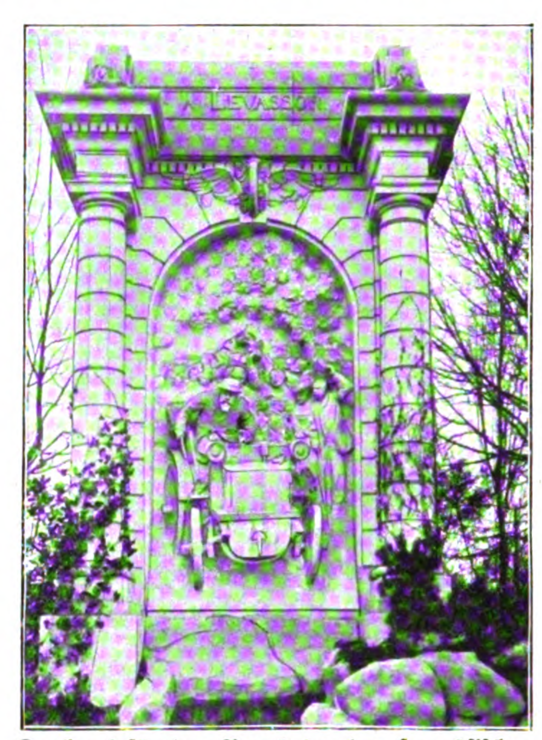
Zur Feier der vor dreihundert Jahren, am 12. September 1609, erfolgten Landung der holländischen Kolonie in Amerika, an der Stelle, wo sich jetzt Neuyork erhebt, wird Holland den Vereinigten Staaten eine Nachbildung des Schiffes „Halbmond" schenken, an dessen Bord damals die Ueberfahrt stattfand. Der neue „Halbmond" wurde auf der holländischen Staatswerft vor kurzem fertiggestellt und nach Amsterdam übergeführt, von wo aus er demnächst nach der Neuen Welt abgehen soll. Das Schiff ist gut konstruiert und außerordentlich kräftig gebaut, so daß es die lange Seereise nicht zu fürchten braucht. Man sieht seinem Eintreffen in Neuyork mit Spannung und einem gewissen Enthusiasmus



Phot. E. van Elsrinkhoff

Rekonstruktion der Galeere „Halbmond", welche die ersten holländischen Ansiedler nach Amerika trug

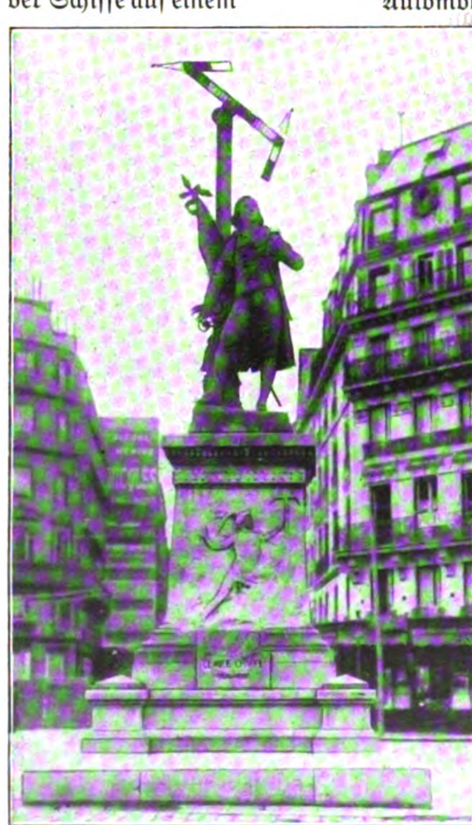
entgegen, denn ein so altertümliches Fahrzeug hat man dort noch nicht gesehen. Freilich mit der Echtheit des Schiffes ist es nicht weit her, die Altertumssucht, an der heute so viele Menschen leiden, hat auch das holländische Volk ergriffen und es veranlaßt, ein Phantasiegebilde in die Welt zu setzen, das mit dem historischen „Halbmond" kaum eine Aehnlichkeit haben dürfte. Denn trotz aller Nachforschungen ist es nicht gelungen, eine Zeichnung des „Halbmonds" zu erlangen, ja, es existiert nicht einmal eine Beschreibung des Schiffes. So hat man sich damit begnügt, den Typ der Schiffe auf einem Bilde des Amsterdamer Hafens aus dem Jahre 1606 nachzubilden, und macht der Welt nun glauben, daß der historische „Halbmond" so und nicht anders ausgesehen habe. Gespannt darf man allerdings sein, was die Neuyorker mit dem Schiffe anstellen werden; es als Sehenswürdigkeit im Hafen liegen zu lassen, wird doch auf die Dauer nicht angehen.



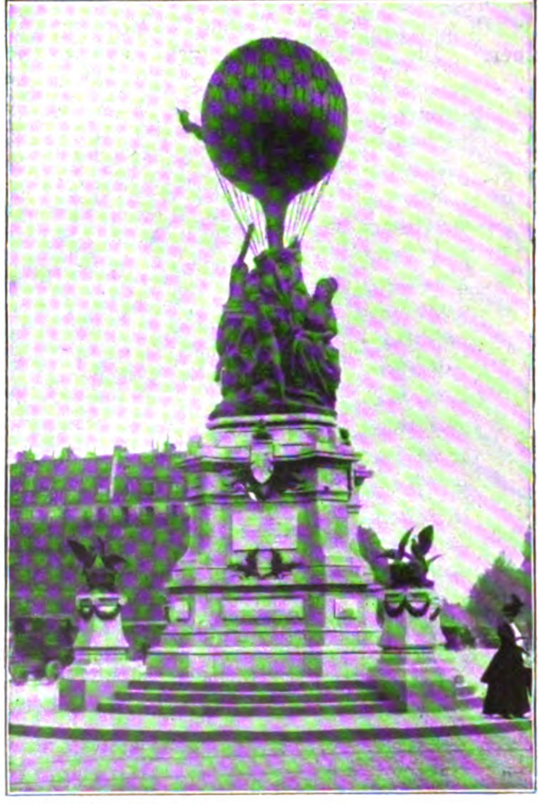
Denkmal für den Begründer der französischen Automobilindustrie Levassor

Denkmäler der Technik

Die moderne Technik hat der Kunst schon so manche Rätsel aufgegeben, und sie erweist sich namentlich als ein sprödes Objekt, wenn es sich um die eigne Verherrlichung handelt.

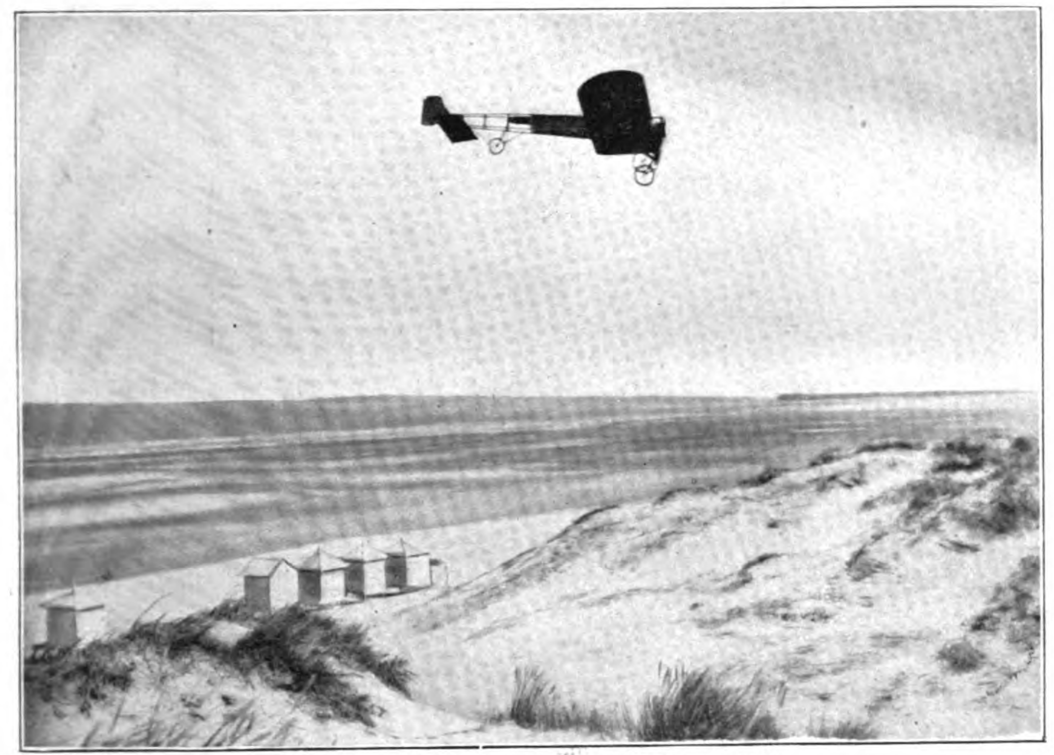


Denkmal für Claude Chappe, den Erfinder des optischen Telegraphen



Phot. Charles Delius

Luftschiffermonument



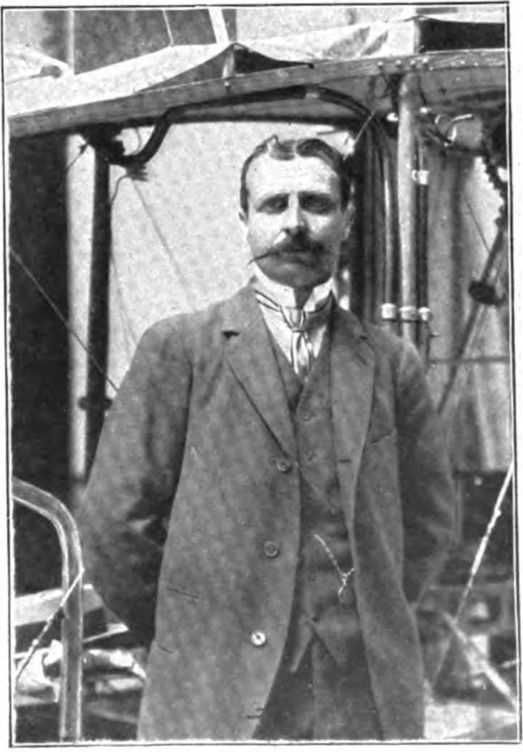
Phot. Rapid

Abfahrt Blériots von der französischen Küste

Die Plastik steht ihr beinahe hilflos gegenüber. Die Nachbildung eines technischen Wunderwerks in Marmor oder Gips ist beinahe unmöglich. Die Dampfkraft hat immerhin einige ansprechende allegorische Darstellungen gefunden, aber wo soll der Künstler die geheimnisvolle Elektrizität packen? Die französischen Bildhauer sind diesem neuen Problem als die ersten energisch auf den Leib gerückt. Von dem Resultat, das keineswegs glänzend ist, geben unsre Abbildungen Kunde.

Die Invasion durch die Luft

Was dem französischen Aviatiker Latham mißlang, ist seinem Landsmann und Kollegen Blériot, dem Draufgänger unter den Pionieren der Flugmaschine, in kühnem, raschem Flug geglückt. Zum erstenmal hat ein Mensch mit Wissen und Willen, in vollständiger Herrschaft über Weg und Ziel die britische Insel auf einem andern Wege als zu Wasser erreicht. Dem Techniker mag vielleicht die Leistung nicht so sehr imponieren, denn, gutes Wetter vorausgesetzt, ist der Flug über Wasser nicht gefährlicher als der über Land, und ähnliche Entfernungen (23 englische Meilen) sind schon häufiger von andern Aviatikern zurückgelegt worden. Nichtsdestoweniger wird dieser Flug immer ein Markstein in der Entwicklung der Aeronautik bleiben.



Phot. Henri Manuel

Der französische Aviatiker Blériot, der zuerst den Kanal überflog

Eine mehr als zweitausend Jahre alte Mumie

Vor einiger Zeit wurde in einem Grabe der Wüstenoase Fayum eine Mumie gefunden,

die gut erhalten ist und gegenwärtig von den Gelehrten und Künstlern Wiens eifrig untersucht wird. Man hat die Mumie mit Röntgenstrahlen durchleuchtet und war so in der Lage, die vollständig unversehrten Details des Knochenbaues zu studieren. Für Künstler hat die Mumie insofern großes Interesse, als auch das bei derselben gefundene Mumienbildnis ausgezeichnet erhalten ist. Derartige Bildnisse, die ältesten uns überhaupt erhaltenen, findet man öfter bei den Mumien, sie sind mit Asphalt am Kopfende befestigt und sollten die wirklichen Abbilder der Toten wiedergeben.



Phot. Illustrat.-Zentrale, Wien

Eine mehr als zweitausend Jahre alte Mumie

Ein neuer Motorboottyp

In Frankreich ist jüngst ein Motor gebaut worden, der praktisch zu sein scheint. An jedes einfache Boot befestigt, macht er dieses zu einem „Motorboot". Der auf einer Gabel balancierende Motor wird an Stelle des Steuers befestigt; er dient gleichzeitig zum Antrieb und als Steuer.

Das neue Hoftheater in Kassel

Dem neuen, von Anton Karst entworfenen Bau gegenüber sind die Meinungen geteilt. Vor allen Dingen können es die Kasseler nicht verschmerzen, daß man das Theater auf den schönsten Platz der Stadt



Phot. Charles Delius, Paris

Ein neuer Motorboottyp: Boot mit einem transportablen Motor



Phot. A. Falkenberg

Das neue Hoftheater in Kassel. Erbaut von Anton Karst

hinsetzte, von dem man einen wundervollen Durchblick auf die schönen Täler der Fulda genoß. Und dann ist man mit der Vorderfassade des Theaters durchaus nicht einverstanden. Dafür aber wirkt die Rückseite des Hauses um so schöner. Ein Blick auf unsre Abbildung bestätigt das. Geschmückte Terrassen, breite Freitreppen, elegante Galerien, alles ungezwungen und frei gruppiert, und dann die Flucht der Giebel, die reizvollen Ueberschneidungen und das Herauswachsen des einen aus dem andern, das gewährt ein Panorama von einer Schönheit, wie sie selten geboten wird. Von der Rückseite hat das Haus etwas Festspielmäßiges, eine ruhige Anmut und eine imposante Größe; deshalb werden sich Kassels Einwohner mit diesem Bau wohl aussöhnen.

Präsident Taft beim Polospiel

Präsident Taft verbringt seine Sommerferien an der Bai von Massachusetts in dem Seebade Beverley, wo er für sich und seine Familie die Villa Stetson gemietet hat. Die Villa ist sehr schön gelegen, und man genießt von ihr einen wundervollen Rundblick über den Hafen von Beverley, die Salembai und die Massachusettsbai. Was den Präsidenten jedoch veranlaßt hat, gerade diesen Ort zu wählen, dürften die großen Rasen- und Spielplätze sein, die zu der Villa gehören; denn er ist ein großer Liebhaber von Lawntennis, Golf und Kricket und gibt sich dem Sport mit Eifer hin. Das zeigt unser Bild, das den „gewichtigen“ Präsidenten wiedergibt, wie er einen schweren Ball „macht“. Obwohl der



Phot. G. Grantham Bain, Neuyork

Präsident Taft beim Polospiel

Landsitz zu Wasser und zu Lande nicht leicht erreichbar ist, schützt doch eine Schar von Geheimpolizisten den Präsidenten vor ungebetenen Gästen.

Herzog Karl Theodor in Bayern

Herzog Karl Theodor in Bayern, der bekannte Augenarzt und der Chef der herzoglichen Linie des Hauses Wittelsbach, beging am 9. August seinen siebzigsten Geburtstag. Dieser Tag ist in aller Stille nicht nur von den vielen Tausenden gefeiert worden, denen der fürstliche Arzt das Augenlicht erhalten hat, sondern von allen, denen die aufopfernde Tätigkeit des Herzogs bekannt ist. In den achtziger und neunziger Jahren übte er sie hauptsächlich in Tegernsee und in Bad Kreuth aus, gegenwärtig wirkt er meistens in der Münchner Augenklinik, die er sich selbst hat bauen lassen.



Phot. Gebr. Lützel, München

Herzog Karl Theodor in Bayern, der berühmte Augenarzt, feierte am 9. August seinen 70. Geburtstag

Der Nachfolger Clemenceaus

Einer Zufallsmajorität ist der als Ministerstürzer und Minister gleich berühmte Clemenceau Hals über Kopf gewichen. Gegenüber seiner zwar an Widersprüchen reichen, aber glänzenden und bestrickenden Persönlichkeit hat der Nachfolger zunächst einen schweren Stand. Aristide Briand hat denn auch nicht viel mit seinem Vorgänger gemein. War Clemenceau ein Abenteurer in der Politik, den das Leben bergauf und bergab geführt, so ist Briand mehr einen geraden Weg gegangen. Geboren 1862 in Nantes, wurde er zunächst Advokat, und juristische Materien hat er auch zunächst in seiner parlamentarischen Laufbahn bearbeitet. Als Kultus- und nachher als Justizminister zweier Kabinette lag ihm die Durchführung des Gesetzes über die Trennung von Staat und Kirche ob.



Phot. Henri Manuel

Der neue französische Ministerpräsident Aristide Briand

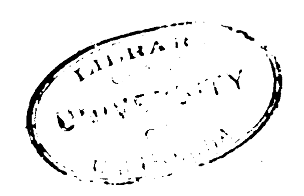
Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Adolf Bothe in Berlin-Friedenau. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.



Auf dem Heimwege

Nach einem Gemälde von Hans Thoma



Die Rebächle

Roman

von

Hermine Villinger

(Fortsetzung)

III

Wenn ihr nicht schreit, sollt ihr ein Geheimnis erfahren," sagte Leithammel, lang aufgeschossen jetzt, mit Bewegungen wie ein Junge.

Ihr Blick glitt über die aufhorchenden Schwestern hin, die fragend von den großen Bettüchern aufsahen, in die sie Stücke setzen sollten.

„Ist's was Gutes, Leithammel?" ertönte die Stimme der Unnütz.

„Nein, was Schlimmes."

Der Mund der Aeltesten zuckte. Sie gab sich alle Mühe, festzubleiben.

„Das letzte Stück Wald verkauft," preßte sie zwischen den Zähnen hervor.

Nun schrien sie doch auf, alle miteinander.

Unnütz, wie immer bei einer Gemütsbewegung, wollte auf und davon laufen. Sie kam aber nicht vom Fleck, da sie ihre Schürze mit dem Leintuch zusammengenäht hatte. Wie eine Verzweifelte suchte sie sich loszureißen. Es wollte nicht gehen. Da fing sie an zu lachen, lachte wie toll, während ihr Krabb die Schürze auszog und diese behutsam vom Leintuch trennte.

„Still!" fuhr Leithammel die jüngere Schwester an, „wie kannst du so lachen — vielleicht wird uns eines Tages noch Rebach verkauft."

„O nein, nein!" schrie Unnütz, „Großmama wird uns helfen —"

„Großmama kann sich doch nicht zu Tode spielen," wies sie Leithammel zurecht.

„Es ist gewiß nicht so traurig," begehrte Unnütz auf, „ich frage Mademoiselle —"

Leithammel hielt die Schwester fest: „Du weißt doch, daß sie Papa pflegt — er hat wieder seinen Jagdschnupfen —"

Sie lachte bitter auf.

Dann trat Stille ein. Unbeschreiblich schwer lag's auf all diesen über die Arbeit gebeugten jungen Häuptern.

Plötzlich krähte eine süße Kinderstimme lustig auf — die Stimme des jüngsten Schwesterleins, das mitten auf dem Tisch auf einem Kissen saß.

„Mondkälble" hatte es Großmama getauft, weil das Kind ganz die flache, niedrige Stirn des Vaters hatte.

Bei dem Gejauchze waren die Schwestern plötzlich wie erlöst aus ihrer Versunkenheit aufgefahren. Aller Hände griffen nach den Zipfeln des Kissens, das sie mitsamt dem Liebling hurtig auf dem Tisch hin und her zogen, um das jauchzende Kind umschichtig mit Küssen zu bedecken.

Es hatte der Mutter das Leben gekostet. Alice war nach der Geburt ihrer sechsten Tochter still und müde aus dem Dasein geschieden.

Mit ihr war keine Mutter gegangen, die ihren Kindern unumgänglich nötig gewesen wäre. Und doch, so wenig diese Frau geleistet, sie war der Halt ihres Mannes gewesen, der nach ihrem Tode nur noch zwischen Trinken und Jagen und bösen Katarrhen sein Leben hinbrachte. Gab's keine Jagd, langweilte er sich sträflich in seinem großen, einsamen, ewig mit Tabakrauch durchschwängerten Speisezimmer. Er hätte nur über den Gang zu gehen brauchen, da war Leben und Heiterkeit genug,

und junge, liebebedürftige Herzen hätten ihn jauchzend in ihren Bannkreis gezogen. Aber davon wußte er nichts, daß man sich zu seinen Kindern setzt und mit ihnen froh ist. Ein Vater war nach seiner Meinung nur zum Tadeln da. Eine andre Erinnerung hatte er ja auch von seiner eignen Jugend nicht. Mama bezahlte ihm heimlich die Schulden, Papa machte ihm den Rost herunter wegen seiner schlechten Zensuren.

Erschien Großmama auf der Bildfläche, legte sich der Baron unwiderruflich zu Bett. Der Anblick dieser immer gleich frischen, lebtüchtigen Frau irritierte ihn im höchsten Grade. Manchmal aber, wenn sie gegangen war, überkam ihn ein plötzliches Gefühl der Verantwortlichkeit, und er hielt bei Tisch eine längere Rede an seine Nachkommenschaft von den Verpflichtungen, die ihnen der Name Rebach auferlege, daß sie dieser Verpflichtungen stets eingedenk zu sein hätten und sich durch nichts in ihrem Stolz irre machen lassen dürften.

Im übrigen kümmerte er sich nicht im geringsten um seiner Kinder Tun und Treiben, ob sie gesund oder krank waren — wer sie kleidete, ob sie satt zu essen hatten. Dem allem stand er so fern, als lebe er wirklich im Mond. Dafür kannte er den Bestand der Wälder und der Jagd aufs genaueste, und die Bauern, an die er seine Waldungen verkauft, fühlten sich geehrt, einen Baron zum Jagdgenossen zu haben.

Der Schullehrer hatte an einem uralten, aber handfesten Lehnstuhl eine kleine Deichsel und Holzräder angebracht. In diesem sie köstlich dünkenden Fahrzeug holten nun die Rebächle ihre Großmama an der Bahn ab. Denn Poppinante war eines Tages zum Schmerze aller an Altersschwäche gestorben.

„Kinder, ihr seid die beschte Rößle auf der Welt," sagte Mama Grossi, „ich prahl immer in der Residenz: auf 'm Land fahr ich vierspännig. So gut hab ich's nur bei euch."

„Wir wollen zu dir kommen und dich alle Tage ins Theater fahren, Großmama," schlug Unnütz vor.

„Ueber das holperig Pflaster," rief Mama Grossi aus, „da wolltet ihr euch vergucke! So eine Equipag' wär auch ein bißle zu auffallend in der Residenz."

„Das macht doch nichts," meinte Unnütz.

„So, wenn uns die Gassenbuben nachrennen?" fragte Leithammel.

„Du wirst mit allen fertig," gab ihr die jüngere Schwester voll Zuversicht zur Antwort.

Leithammel lachte: „Sie meint, überall auf der Welt sei's wie in unserm Dorf."

Leithammel war in der letzten Zeit wiederholt wochenlang bei Großmama in der Residenz gewesen. Sie lebten im Komplott miteinander, die beiden. Großmama bildete ihre Aelteste in aller Stille zur Künstlerin aus.

Wenn schon Leithammel in ihrem äußeren Gebaren die gleiche geblieben war, in ihren Augen, die immer kühn und weitschauend waren, tauchte nun plötzlich noch etwas andres auf — etwas wie ein Aufsichbesinnen, als habe sie ihren Haltpunkt gefunden.

Sie zog sich von ihren Schwestern zurück und richtete sich eine kleine Stube für sich allein ein. Droben im Schwalbennest nahm sie ihre Rollen vor.

Hesperus hatte plötzlich aufgehört, der Held ihrer Träume zu sein. Sie vernachlässigte den früher so geliebten Lehrer nun vollkommen, um der Ferdinande und Romeos willen, mit denen sie jetzt im Geiste verkehrte.

Nachdem der Baron sein letztes Stück Wald verkauft hatte, erklärte Großmama:

„Jetzt isch keine Zeit mehr zu verliere, du kommsch für den ganze Winter zu mir, Leithammel —"

Freilich, das Unnützlein! — Mademoiselle hatte zu viel mit der Kleinsten und dem so oft bettlägerigen Baron zu tun, um Unnütz gehörig überwachen

zu können. Immer war Leithammel bisher hinter der kleinen Landstreicherin her gewesen. Einmal hatte Leithammel die jüngere Schwester nach langem Suchen spät abends in der Nähe einer Seiltänzerbude gefunden. Die Leute gaben ihre Vorstellung beim Lichte rotleuchtender Fackeln. Abseits, hinter dem mit einem Leinendach überspannten Wagen, stand Unnütz mit einem Bündelein im Arm.

Auf die Frage der Schwester: „Was tust du hier?“ gab sie zur Antwort:

„Ich hab' mich zum Seiltanzen verdingen wollen. Es ist so wunderschön, im roten Licht zu tanzen. Jetzt trau' ich mich nicht —“

Immer fehlte ihr der Mut vor dem letzten Schritt, und immer war bisher die Schwester als rettender Engel erschienen, um Unnütz ihrem Abenteuer zu entreißen.

Diese verfaßte in letzter Zeit ellenlange Gedichte, die alle mit „O Hesperus“ anfingen. Im Stall, der ehemaligen Wohnstätte Poppinantens, hatte sie ihren Schlupfwinkel. Als Tisch diente ihr die alte, wurmstichige Futterkiste, in deren Inneres Unnütz all ihre Liebeslieder versenkte.

Auch sie war hochaufgeschossen, nur viel schlanker noch als Leithammel und biegsamer. Ihre Haare waren nicht von dem leuchtenden Braun der Schwester, sondern von einem matten, oft wie mit Silber übergossenen Aschblond. Während Leithammel ganz Energie, ganz Lebenskraft war, schien Unnützlein gleichsam nur um seiner Eindrücke willen da zu sein. Scheu wich sie vor allem zurück, was die Heiterkeit ihrer Seele stören konnte; und was sie ängstigte, waren's Träume oder Wirklichkeiten, sie flüchtete immer zur tatkräftigeren Schwester. Trotzdem hatte diese wenig oder gar keinen Einfluß auf Unnütz. Diese erzählte nach wie vor Geschichten, die nicht wahr waren, und wenn Leithammel, was öfters des Abends geschah, im Nachthemd bei ihren Schwestern erschien, um sie in einer feurigen Rede zu ermahnen, doch um Gottes willen etwas Tüchtiges zu werden, damit sie eines Tages imstande seien, ihr geliebtes Rebach zu erhalten — Unnütz schlief sorglos ein, während die Schwestern in heller Angst um ihre Heimat das Blaue vom Himmel versprachen.

Auf diese Weise waren allgemach aus den farblosen Georginen brave, tüchtige Arbeiterinnen geworden, die den Kleiderbedarf für sich und die Schwestern anfertigten. Und groß war die Freude im Haus, als an Mondkälbles weißem Kleidchen eines Tages jene Spitze prangte, die die selige Mama vor so langer Zeit angefangen und niemals fertiggebracht hatte.

Großmama aber sagte mit Genugtuung:

„Aus Leithammel und den Georginne wird was, Gott sei Dank, und auch aus Krabb. Der Lehrer hat zwar gesagt, sie sei die Unbegabteste von alle und glotz ihn an, daß er ihr am liebste hundertmal am Tag den Schwamm an den Kopf schmeiße möcht — besonders in der Geographie — Aber im Garte gedeih ihr jedes Pflänzle, und mit ihrem Obst könnt sie Staat mache — Immer wieder ein Ausblick, Cassalele, was liegt an der Geographie — Wenn sie mir nur g'rate, wenn mir nur meine Rebächle g'rate — einerlei was sie ergreife — Freilich, 's Unnützle —“

Großmama seufzte. Sie hatte ihren Liebling schon zum öftern mit in die Residenz genommen. Es war nicht gut ausgefallen. Unnütz erschien Großmamas Stadtwohnung wie ein Käfig. Sie haßte die Gasse mit den wohlgekleideten Menschen und versteckte sich, wenn Besuch kam. Sie lief mutterseelenallein in den Stadtwald, kam nicht heim, und Großmama mußte ihre sämtlichen jungen Verehrerinnen aussenden, um das Unnützlein zu suchen. Nach ein paar Tagen wurde das Kind blaß, wollte nicht essen, weinte in der Nacht und mußte über Hals und Kopf nach Rebach zurückbefördert werden.

„Wir nehme halt einmal 's Unnützle zu uns, Cassalele," tröstete Großmama die Französin, die über das Kind geseufzt hatte, „wir habe's dann freilich ein bißle knapp, wenn ich von meiner Pension lebe muß, aber lieber in der Residenz hungere, als auf 'm Land im Ueberfluß lebe —"

„Sie vergessen immer Mondkälble, Madame," erinnerte die Französin.

„Des," rief Mama Grossi aus, „denk an mich — des heiratet mit siebzehn — das hab ich ihm schon in der Wieg ang'sehe — so e appetitliche Krott habe die Männer gern. Weißsch," setzte sie seufzend hinzu, „Leithammel und Unnütz, das sind keine bequeme Mädle — die gebe was zu rate auf — die Männer aber habe's gern bequem —"

Wie immer nach solcher Aussprache holte Mademoiselle ein gewisses Kleid aus ihrem Koffer hervor, um es genau auf seinen Wert hin zu prüfen, denn dieses Kleid, das sie so sorgfältig verwahrt hielt, wollte sie tragen, wenn sie einst an der Seite ihrer geliebten Madame durch die Straßen der Residenz ging.

Inzwischen waren die gelblichen Wangen der Französin noch um einen Schatten gelber geworden, ihr Rücken um einen Teil schiefer, und ihre Stimme hatte vollends allen Klang verloren. Trotzdem erschien Mademoiselle nach wie vor jeden Sonntagnachmittag mit dem dunkelblauen Heftchen, das die Règles de civilité enthielt, unter ihren Zöglingen. Sie strich sich den ergrauten Scheitel glatt, hüstelte und begann, indem sie mit einem dünnen Stäbchen auf den Tisch schlug: „Mesdemoiselles, attention s'il vous plaît! Il faut toujours sortir le petit doigt —"

Daß die Rebächle, die diese Anstandsregeln seit ihrer frühsten Kindheit mit angehört hatten, des Heftes Inhalt immer mit Geduld über sich ergehen ließen, dafür sorgte Leithammel. Sie selber hörte zwar längst nicht mehr zu, sondern repetierte im Innern ihre Rollen, wehe aber jeder der Schwestern, wenn sie gegähnt oder auf sonst eine Weise ihre Langweile kundgegeben hätte — Leithammels lange Arme waren immer bereit, ein strafbares Haupt zu züchtigen.

Vor ihrer Abreise nahm sie noch Unnütz vor und hielt ihr eine lange Rede. Mit dem Herumstreifen sei's jetzt aus, sie müsse arbeiten. An Krabb solle sie sich anschließen. Der Lehrer habe sich angeboten, die Erträgnisse des Rebachschen Gartens mit seinen eignen an Händler zu verkaufen.

„Krabb," sagte Leithammel, „ist viel jünger als du; es wäre eine Schande, wenn du ihr nicht bei der Gartenarbeit behilflich sein wolltest."

Unnütz schüttelte den Kopf: „Ich will nicht den ganzen Tag Erde an den Händen haben."

„Aber ist dir denn gar nichts an Rebach gelegen," schrie Leithammel, „hast du denn keine Angst, wir könnten die Heimat verlieren?"

„Nein, wir verlieren sie nicht."

„Wie kannst du das wissen?"

Unnütz zuckte mit einer sorglosen Gebärde die Achsel, ganz wie Großmama.

Sie weinten alle, als Leithammel in einem Kleid der seligen Mama und einem Hut, den die Georginen aufgeputzt, in den Zug stieg. Ganz unbeschreiblich verlassen kamen sich die Rebächle ohne ihren Leithammel vor. Wie von einem Begräbnis kamen sie von der Bahn zurück.

Aber welch seltsames Aufatmen ein paar Tage nach Leithammels Abschied! Niemand, der mehr Ohrfeigen austeilte, der die Größeren an ihre Pflichten mahnte und die Kleineren an ihre Schulaufgaben.

Krabb hatte den ganzen Tag erdige Hände und blieb dem Lehrer jede Antwort schuldig. Unnütz ließ alle übrigen Aufgaben sein und exzellierte nur noch im Aufsatz.

„Sie macht hervorragende Aufsätze," sagte Hesperus zu Großmama, „aber leider voll orthographischer Fehler."

„Das macht nix," erklärte Mama Grossi, „das hat sie von mir. Bin doch was Rechts worde."

Der Lehrer seufzte: „Ach, Leithammel, Leithammel kommt keine der Schwestern gleich —"

Solange Leithammel aber auf der Schulbank saß und ihren Hesperus anschwärmte, hatte dieser nur Sinn für die schöne Großmama gehabt. In die Residenz fahren, bei der gefeierten Künstlerin Kaffee trinken und sie des Abends spielen sehen — war das Ziel seiner Sehnsucht.

Nun war plötzlich Leithammel sein Abgott, und die ihren kurzen Röckchen entwachsende Unnütz schwärmte für den behäbig gewordenen Hesperus, der seinerseits alle zarten Andeutungen in den Aufsätzen seiner Schülerin unverstanden an sich vorübergehen ließ.

Sie grämte sich jedoch nicht. Jemand mußte geliebt werden, und da sonst niemand da war, traf's den Lehrer. Im übrigen führte Unnütz seit dem Weggang der Schwester erst recht ein Vagabundenleben. Zuweilen des Abends, wenn sie sich droben auf der Burg, im Schwalbennest, oder drunten im Stall bei ihrer Kiste voller Geheimnisse gar so sehr verträumte, kam plötzlich Krabb angestampft und holte die Träumerin heim. Untertags aber, nach der Schule, vermochte sie kein Mensch von ihren Streifereien zurückzuhalten. Sie kannte Stellen im Wald, von wo aus sie schlanke Rehe mit ihren Kitzlein in fernen Lichtungen auftauchen und behaglich äsen sah. Hirsche mit gewaltigen Geweihen spazierten auf einem ins Abendrot getauchten Weg, äugten einen Augenblick in die Ferne und verschwanden. Rotleuchtende Eichhörnchen liefen an den Stämmen der Bäume empor, und in den jungen Zweigen sangen die Vögel ihr Frühlingslied.

Unnütz sah den Wald üppiger werden, daß durch das dichte Blätterwerk kaum die Sonne noch drang. In den herbstlichen Schmuck sah sie ihn hineinwachsen, daß er aussah wie ein Märchen. Ihr Weg war mit Abenteuern übersät. Sie wurde, wenn die Bienen und Hummeln im Frühjahr die Blumen und Blüten umschwärmten, unbewußt von dem Geheimnis des Werdens erfaßt und sah in ihrer Phantasie beflügelte Königssöhne sich hold neigenden Blumenprinzessinnen nähern. Ein Taumel des Glücks konnte sie erfassen, daß sie lachte und schrie und mit ausgestreckten Armen, leichtfüßig wie ein junges Reh, ins Blaue hineinlief.

Oder sie schlenderte Meile entgegen, wenn diese mit ihrem Karren voll Brot die staubige Landstraße einherzog. Immer wieder mußte ihr Meile die Geschichte ihres Lebens erzählen.

„Wie war's," forschte Unnütz, „wie war's doch, Meile?"

„Heidegale, so war's," bekam sie zur Antwort, „nie nix g'habt und alleweil fidel —"

Sie war jetzt achtzig, und es ging etwas mühseliger mit dem Karren voran.

„Bigut," unterbrach sie ihren Gedankengang, „'s will nimmer so recht mit 'm Schnaufe — i muß schnell e Vaterunserle bete, daß es wieder geht —"

Da legte Unnütz Hand an und half ihr den Karren ziehen.

„Hab i's nit g'sagt," frohlockte Meile, „nur brav bete, glei isch d' Hilf do —"

„Habt Ihr auch so viel gebetet, wie Ihr noch jung wart, Meile?" erkundigte sich Unnütz.

Die Alte schüttelte lachend den Kopf:

„Heidegale, do war i lustig — wo i gange und g'stande bin, hat's g'heiße: Meile, du bisch au e schöns Meideli. — Aber gut hab i's nit g'habt, bei böse Leut war i — mehr Schläg als Brot, und Kinder g'schleppt bis in d' Nacht. D' Muetter hat dient in der Stadt. Aber wie i fünfzehni war, hat sie mi komme losse. Heidegale, do ware Soldate — do — Bigut," unterbrach sie sich, „daß i brav 's Maul halt —" und gab sich eins auf den Mund.

Aber damit gab sich Unnütz nicht zufrieden.

„Gelt, Meile, gesteht's nur — ich sag's keinem Menschen, Ihr habt einen gern gehabt?"

Da lachte die Alte, daß sie eine ganze Weile stillstehen mußte vor Husten und Schnaufen.

„Und habt geheiratet?" forschte Unnütz weiter.

„Jo, jo," nickte Meile und nahm ihren Karren wieder auf, „'s isch e feini Hochzit g'si — d' Musik hab i g'macht, und d' Muetter hat den Takt dazu g'schlage —"

„Und habt 's Kätterle kriegt," freute sich Unnütz.

Die Alte sah plötzlich ernst aus.

„Wohl, wohl, 's Kätterle — sell weiß i noch wie heut — von der Schul isch's heimkomme — in d' Stub isch's g'rennt — Muetter, du bisch kei Bravi. — In selbiger Nacht hab i 's Bete g'lernt. — Jo, jo, in selbiger Nacht —"

„Meile," fragte Unnütz, „was habt Ihr denn Böses getan?"

Die Alte hustete ein Weilchen, dann meinte sie und ihre Stimme klang ein wenig unsicher:

„Halt d' Arbet g'scheut. — Aber selbigs Mol isch e g'segnets Johr g'si — niemet het Taglöhner g'nug g'habt — da hab i Arbet kriegt, soviel i hab wolle. — Und bet und weiter g'schafft und alleweil bet — und über eimal war mei Kätterle zwanzig, und e braver Mann hat's g'nomme — weil i so viel bet hab — Gott sei Dank!"

Sie schöpfte Atem: „Jetz isch 's Kätterle lang tot; ihr ältster Bub hat 's Häusle und e Stub voller Kinder. 's isch nit gut schaffe mit d' Junge, und 's isch au nit gut esse mit d' Junge, wenn mer keini Zähn mehr hat. Zur Winterszeit luege mer d' Eiszapfe zum Fenster vom Dachstüble rein. Aber, Heidegale, 's isch alleweil wieder Frühjahr worde und d' Märzveigele hän blüht — der lieb Gott isch halt guet."

Hatte Unnütz einen Kragen um, so schenkte sie ihn dem Meile, oder auch ihr Taschentuch, ihre Schürze. Manchmal lief sie heim und nahm das erste beste, was sie erwischen konnte, vom Tisch oder aus der Kommode, um Meile damit zu beschenken.

Sie schlich auch hinüber ins Speisezimmer und holte aus ihres Vaters Tabaksbeutel eine Handvoll Tabak. Das war für den ehemaligen Bürgermeister.

Täglich fast stand Unnütz vor dem niedrigen Gitter, das den schmalen Garten umsäumte, vor des Bürgermeisters Haus. Sonnenblumen und Levkojen wuchsen hier wild durcheinander und Rosmarin und Goldlack. Zwischen den Sonnenblumen, die sich hoch am Häuschen hinaufrankten, sah man Tag für Tag, zur Sommers- und Winterszeit, das spitze Gesicht des Bürgermeisters. Er trug eine grauwollene Zipfelmütze, rauchte sein Pfeiflein, spuckte und schaute tiefsinnig die leere Dorfstraße entlang.

Unnütz ging nie vorbei, ohne den Bürgermeister zu mahnen:

„Was ist das für eine Geschichte, die Ihr wißt?"

Worauf er den Kopf schüttelte und immer dieselbe, der Fragerin so geheimnisvoll dünkende Antwort gab:

„Rede isch Kopfarbet. Und Kopfarbet isch schwer. Denn mei Geischt isch der Pflug, und der Bode isch hart. Der Bode isch mei eigner Leib."

In ihrer Not war Unnütz zu Meile gelaufen, was sie denn machen solle, daß der Bürgermeister rede.

Und Meile riet ihr: „Bring ihm halt e Händli voll Tobak, da wird er schon rede —"

Und als der Bürgermeister seinen Tabak hatte, räusperte er sich und begann:

„Item. I war en braver Mann. Dann bin i Bürgermeischter g'si, und d' Macht isch mir zu Kopf g'stiege, und mei Tun war vom Uebel. Jetzt bin i weise wie der König Salomon. Isch aber g'scheiter, mer isch dumm — denke heißt der eige Leib pflüge—"

Der Bürgermeister spuckte, tat einen Zug aus der Pfeife und setzte seine Rede fort:

„Item. Der Alexi Wehrle war der erscht von unsrer Schulbank, der Bürgermeischter worde isch. Hat sein Sach wegg'schafft. — ‚Jo, jo, i verstoh —‘ isch sei Antwort g'si — ‚Jo, jo, i verstoh —‘ Wenn der Bürgermeischter durch d' Gaß geht, gebe sich Hund und Katz die Pfote. So ging die Red. — Da wollt i's anders mache, hab i denkt, das ging mir flotter von der Hand. Der Alexi isch e Schlafhaub mit seim: ‚Jo, jo, i verstoh.‘ — Item isch der Huber Louis Bürgermeischter worde bei der nächste Wahl. Au mit uns auf der Schulbank g'sesse. E braver Mann. Wohl, wohl. Kreuzbrav. Jetz hat er glaubt — holla, hat er glaubt, das Geld in der Gemeindekaß isch e Vermöge. — Und isch der Bauteufel in ihn g'fahre. Bums, sind wir in Schulde g'sesse bis über d' Ohre. — Und wieder hab i denkt: ‚Da wollt i's anders mache,‘ hab i denkt. ‚Da wär i g'scheiter —‘“

Der Bürgermeister versank in Gedanken — Unnütz wartete und wartete. Er sprach kein Wort mehr.

Tags darauf brachte sie ihm eine neue Ration Tabak.

Der Bürgermeister stopfte sein Pfeifchen und schwieg.

Unnütz brachte mehr und mehr. Schließlich kam sie mit einer Pfeife ihres Vaters.

Da fand der Bürgermeister seine Rede wieder.

„Item. J war e braver Mann. Der Jean Baptist Risterer hat sich bigot sehe lasse dürfe. Manchmal eins über de Durscht, das war sei einzigs Sündli — Item. Schau mir doher! Au im Jean Baptist Risterer isch d' Macht in Kopf g'stiege. Er hat nit g'sagt: ‚Jo, jo, i verstoh.‘ — Er hat g'sagt: ‚So müßt ihr's mache — Und nit anders. Akkurat so, wie's euer Bürgermeischter will.‘ Da hat's g'heiße: ‚Der Risterer will d' Welt verbessere. Mir aber wolle beim alte bleibe.‘ Der Bürgermeischter laßt nit locker: ‚Ihr müßt nit nur der katholisch, ihr müßt au der protestantisch Kalender lese, dann kennt ihr d' Welt von beide Seite. —Ihr müßt nit nur z'samme sitze und saufe, ihr müßt politisiere lehre. Politisiere isch der Fortschritt.‘ Aber sie habe der Fortschritt nit g'wollt. Sie habe mich abg'setzt und ihren erschte Bürgermeischter wiederg'holt.

Item geh i nimmer vom Fenster weg. Und schau mir jeden Mann druff an: Bisch noch so brav, sag i, bisch noch so tüchtig — Alterle, du weisch drum noch lang nit, wer du bisch, eh du nit au emal Bürgermeischter warsch —

Wann i jetz noch e Händli voll Tobak krieg,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „dann kommt noch die Salomonisch Weisheit —“

Die Geschichte hatte ein Nachspiel. Im Herrschaftshaus gab's große Aufregung. Der Baron ging streng ins Gericht. Wer nahm ihm den Tabak aus dem Beutel? Wer hatte ihm die liebste seiner Pfeifen gestohlen?

Im Hof war's, als er Ernestine anfuhr:

„Sie muß es doch wissen — wer kommt sonst in mein Zimmer — irgendein Kerl raucht meinen Tabak — wer ist der Kerl?“

„Himmelherrgottsakrament,“ kam es hageldick von Ernestinens Lippen, und der Besen flog, und der Kübel flog, und die ganze Wäsche klatschte in weitem Bogen vor den Baron hin.

Unnütz kam gerade mit ihrer Handvoll Tabak für die Salomonisch Weisheit aus des Vaters Zimmer. Sie hörte Ernestinens Geschrei, merkte plötzlich, um was es sich handelte, und es fiel ihr wie Schuppen von den Augen.

„Ich, Papa,“ stotterte sie und hielt ihm die Handvoll Tabak hin, „ich hab' alles genommen — für des Bürgermeisters wunderschöne Geschichte —“

Der Baron traute seinen Ohren nicht. Er schrie nach Mademoiselle. Er riß Unnütz vor diese und ihre Schwestern hin.

„Das — das ist Ihre ganze Erziehung — eine Rebach, die stiehlt — eine Rebach, die stiehlt —"

Kein Mensch, der den Mut hatte, diesem laut schreienden, sich wie wahnsinnig gebärdenden Mann entgegenzutreten.

Nach der Peitsche griff er, die an der Tür des Kuhstalls hing.

Aber da kehrte Ernestine, die schon das Haus verlassen wollte, zurück.

Mit kraftvoller Hand entriß sie dem Baron die Peitsche.

„Die isch doch für d' Kuh," sagte die Magd, „Sie müsse nit so tobe, Herr Baron, Sie könne's jo nit vertrage —"

Sie allein wußte von den Schwächezuständen, von denen der Baron in der letzten Zeit immer häufiger heimgesucht wurde. Auch nach dieser Erregung mußte er sich niederlegen.

Die Französin benachrichtigte Großmama, und sie kam mit Leithammel.

Zum Baron durfte Mama Grossi wie gewöhnlich nicht hinein, aber sie suchte Unnütz, die nicht zur Bahn gekommen war und wie ein krankes Tier sich immer verkroch, wenn ihrem Herzen ein Leid geschehen.

Sie kniete im Stall vor der Futterkiste, ein eben unter Tränen angefangenes Gedicht:

Wenn ein edler Vater schwingt die Peitsche
Ob des schuldbeladnen Kindes Haupt —

lag vor ihr.

Schluchzend suchte sie einen Reim auf Peitsche.

Da trat Großmama in den Stall. Sie nahm, ohne ein Wort zu sagen, auf der Futterkiste Platz und zog das weinende Mädchen auf die Knie. Nachdem sie es herzlich geküßt hatte, meinte sie ganz lustig, als handle es sich um nichts weniger als um ein Verbrechen:

„Du, Unnützle, was hasch denn eigentlich mit dem Tabak und mit dere Pfeif g'macht?"

Und Unnütz erzählte: „Dem Bürgermeister hab' ich's gebracht, alles hab' ich ihm gebracht. Er hat mir dafür die wunderschöne Geschicht' vom Item erzählt. Umsonst hätt' er's nicht getan."

Großmama barg einen Augenblick das Gesicht in dem vollen Haar des Lieblings. Dann meinte sie:

„Aber gelt, jetzt weisch's, man nimmt nit grad so mir nix, dir nix Sache weg. Bisch schon so e lange Stang, Unnützle — 's wär Zeit, daß du anfingsch zu denke —"

„Oh, ich denke, Großmama, ich denke viel," versicherte Unnütz, „steh nur auf, ich will dir's zeigen."

Großmama erhob sich, und Unnütz öffnete die Futterkiste.

„Alles Gedichte von mir, Großmama —"

Stockend, mit glühenden Wangen gab Unnütz ihr Geheimnis preis.

„Aber bitte, nicht lesen, Großmama —"

„Da sei Gott vor," meinte diese, „e ganze Kischt voll Gedichte. — Kannsch ruhig sein, Mädele."

Und Unnütz vertraute ihr an: „Ich wollte ein großes Verzeihungsgedicht an Papa richten — ach, Großmama, Großmama, glaubst du, daß er mir verzeiht —?"

„Ha natürlich, er hat ja schon alles vergesse, kannsch wieder ganz vergnügt sein, Unnützle —"

Im Laufe des Winters erkrankte der Baron an einer neuen Erkältung, der seine schwachen Kräfte nicht mehr gewachsen waren.

In tiefer Trauer geleiteten die sechs Rebächle ihren Vater zur letzten Ruhestätte. Sie beweinten ihn aufrichtig. Eng zusammengedrängt saßen sie nach dem Begräbnis in ihrem Kinderzimmer und sprachen von ihm als dem besten der Väter, obgleich sie nun wußten, daß er, zu dem Verkauf der Waldungen hin, auch noch fünftausend Mark auf das Herrschaftshaus aufgenommen hatte.

Nur Krabb, die alle Dinge von der praktischen Seite ansah, meinte plötzlich mitten in all die Trauer hinein:

„Wozu hat man denn eigentlich Eltern?"

Leithammel war voll Selbstherrlichkeit. Sie erklärte den Schwestern, daß

sie überzeugt sei, es ganz allein zustande zu bringen, Rebach frei zu machen. Nach ihrer Ausbildung wolle Großmama mit ihr gastieren. Da müsse ja das Geld zu Tausenden zufließen.

Die Georginen, voll Neid, erklärten, sie brauchten nur erst in einem großen Konfektionsgeschäft eingetreten zu sein, dann könnten auch sie ihr Scherflein zur Erhaltung der Heimat beitragen.

Die noch nicht zwölfjährige Krabb bemerkte altklug: „Ich verdiene schon jetzt, da mir der Lehrer mein Obst und mein Gemüse nach der Stadt verkauft. Er sagt, mit der Zeit könnte ich Hunderte verdienen."

Unnütz allein saß versonnen da, während die Schwestern sich um ihre Heimat sorgten.

Nicht nur, daß sie für diese nichts tat, sie führte ihr auch noch eine neue Last zu, indem sie sich's nicht nehmen ließ, Meile im Gutshause unterzubringen.

Unnütz hatte die nun schon über Achtzigjährige angetroffen, wie sie eben unter der Last ihres Karrens mitten auf der Landstraße zusammenbrach. Sie half der Alten auf die Beine, aber obgleich diese sich wieder aufraffte, den Karren vermochte sie nicht mehr zu schieben. Unnütz schob ihn bis zum Bäcker.

Das Meile jammerte:

„Die werde bös schaue daheim, wann i kei Arbet mehr tu kann —"

Da sagte Unnütz: „Jetzt kommst du zu uns, Meile, und ruhst dich von der Arbeit aus."

In einer Kammer überm Stall, da saß nun das Meile und betete den ganzen Tag. Vor ihr auf dem Tisch stand ein Kruzifix mit einem brennenden Lichtstümpchen. Fortwährend zählte sie alle die Gnaden auf, die ihr während ihres langen Lebens zuteil geworden waren. Nur ein einziges Anliegen hatte sie noch auf dem Herzen: die unwirsche Ernestine sanft zu beten.

Denn da Meile ihrer gichtkranken Füße wegen die Kammer nicht mehr verlassen konnte, war Ernestine genötigt, der Alten das Essen zu bringen. Das ging der Magd gegen die Ehr. Denn bei ihr allein hatten die Ermahnungen des Barons an seine Töchter, ihren Namen hochzuhalten, Früchte getragen. Ernestine redete nie ein Wort mit den Bauern im Dorf, pflegte jeden Sonntag das Grab des seligen Barons, und ihre ständige Rede war:

„Ich und der selig gnädig Herr, wir habe uns halt verstande —"

Unnütz aber saß beim Meile und betrachtete mit verwunderten Augen das kleine, zusammengeschrumpfte, über und über mit Falten bedeckte Gesichtchen. Sahen nicht ganz so auch die kleinen Kinder aus, kurz nachdem sie auf die Welt gekommen waren? Ja, auch die jungen Birken im Wald machten in ihrem letzten herbstlichen Schmuck genau den Eindruck wie in ihrem ersten Frühlingskleid —

Alle diese Wahrnehmungen, die Unnütz beschäftigten und über die sie grübelte, kamen in ihren Aufsätzen zutage, die der Lehrer mit immer größerem Staunen las. Dies junge Mädchen sprach oft Dinge aus, die weit, weit über ihre Jahre hinausgingen. Ebenso oft aber kam es vor, daß sie weniger klug war als das kleinste Dorfmädchen.

Unnütz war kein Schulkind mehr, sie nahm nur den Unterricht in der deutschen Sprache fort.

So geschah es, daß dem Lehrer Leithammel ferner und ferner rückte, weil die schlanke Unnütz mit ihren Märchenaugen es ihm angetan.

Diese aber richtete ihre Gedichte jetzt an eine wunderbare, unbekannte Seele, die irgendwo in der Welt herumirrte und nach der ihren suchte, und der früher so oft und heiß von ihr besungene Hesperus war zum gewöhnlichen Sterblichen herabgesunken.

Dafür war aber jetzt Krabb, die Unbegabte, in jene Jahre gekommen, in denen sich ein junges Mädchenwesen nach einem Helden umsieht. Und wenn die kleine Dicke mit ihren erdigen

Händchen auch keine Gedichte verfaßte, so war ihre Liebe und Bewunderung für den Lehrer vielleicht um so nachhaltiger.

IV

Großmama wohnte in der belebtesten Gegend der Kaiserstraße. Sie hatte einen kleinen Balkon und zwei hübsche Zimmer nach der Straße. Ein dunkles Eßzimmer und zwei Schlafzimmer lagen nach hinten. In dem einen schlief Großmama, in dem andern Leithammel. Aber die Georginen schliefen auch noch irgendwo.

„'s geht alles," sagte Großmama mit ihrem sorglosen Achselzucken, „man sollt's gar nit glaube, was alles geht — drum nur nie verzweifle —"

„Da kommt Mama Grossi mit den Rebächle," hieß es in der Residenz, wenn die beliebte Künstlerin mit ihren Enkelinnen zur Parade zog, rechts und links die Georginen, Leithammel voraus.

Die ersteren waren in dem besten Konfektionsgeschäft der Stadt untergebracht, wo Großmama lieb Kind war.

Das war sie überall, und darum hieß man ihre Rebächle auch überall willkommen und machte zwischen den künftigen Schneiderinnen und der künftigen Künstlerin keinen Unterschied.

Der trat indes mit der Zeit mehr und mehr zutage. Denn die Georginen — wo man sie hinstellte, da blieben sie stehen. Sie waren brav bei der Arbeit — darüber hinaus gab es nichts für sie.

Leithammel in ihrer leidenschaftlichen Strebsamkeit, Leithammel in ihrem hohen Flug stieß sich unausgesetzt an der Geistesträgheit der Schwestern. Sie schämte sich ihrer und wollte sie mit aller Gewalt ihrer Enge entreißen. Dramen sollten sie sich vorlesen lassen, wenn sie des Abends vom Geschäft heimkamen, fürs Theater sollten sie sich begeistern.

Die Georginen schliefen beim Vorlesen ein und hielten sich bei Leithammels leidenschaftlichen Vorstellungen die Ohren zu. Es kam zu Szenen, und Großmama machte der Sache ein Ende und brachte die Georginen nach Frankfurt. Auch dort hatte sie Freunde, die sich ihrer Enkelinnen annahmen und für deren Unterkommen in einem erstklassigen Konfektionsgeschäft sorgten.

Nun war Ruhe in dem kleinen Künstlerheim. Das heißt, Ruhe vertrug sich nicht mit einem Geschöpf wie Leithammel. Sie war schön kraft ihres Ausdrucks, ihres lebendigen Mienenspiels und ihrer prachtvollen Farben. Groß, schlank und kräftig, mit Haaren wie ein dunkler, von Sonnenblitzen durchleuchteter Wald.

Voll heißen Eifers riß sie das Leben an sich, wollte alles wissen, alles erfahren, alles verstehen, an Menschen und Dinge unwiderruflich den Maßstab ihrer absoluten Wahrhaftigkeit legend.

Beim Studieren mit Großmama — Kämpfe ohne Ende.

„Warum soll ich diese Stelle so machen, Großmama, aus welchem Grund?"

„Ha, darum sollsch sie so mache — was braucht's denn einen Grund?"

„Aber Großmama, wie kann man eine große Künstlerin sein und nicht wissen, weshalb man eine Sache so oder so macht — da könnte man ja etwas Falsches bringen —"

„Gott bewahre," sagte Großmama, „wenn ich nit weiß, wo's mit einer Roll naus will, geh ich zum Kolleg Heim. Der weiß es immer."

Leithammel schlug die Hände zusammen: „Dann bist du ja gar nicht die große Künstlerin, für die ich dich hielt!"

Mama Grossi lachte: „O, du Gick in die Welt, 's isch doch ganz einerlei, wo ich's her hab, wenn ich's nur recht mach —"

Solche Szenen gab's täglich. War Leithammel nicht zu überzeugen, setzte Großmama ihren Hut auf:

„Ich muß schnell eine Tass' Schokolad mit Schlagrahm beim Konditor trinke, daß ich wieder zu mei'm Humor komm —"

Leithammel aber brauchte nach solchen Zweifeln Großmama nur spielen zu sehen, dann war alles wieder gut. Aus der heftigen Streiterin wurde eine glühende Bewundrerin, und Stunden innigsten Verstehens vereinten die beiden.

Da wurde erst ein wenig genascht und dann mit der Düte in der Tasche Arm in Arm durch die Gassen gewandelt. Am liebsten in der Dämmerzeit.

An allen möglichen Häusern gingen sie vorbei, blieben da und dort stehen, und Großmama nannte die Namen der Menschen, die hier gewohnt und mit denen sie befreundet war.

Sie gingen durchs Herrengäßle und schauten in den schmalen Gang von Großmamas elterlichem Hause. Ein trübes Oellämpchen brannte, und Großmama stand und lauschte, und über ihre schönen Züge flog ein wehmütiges Lächeln.

„Grüß Gott, Vaderle," flüsterte sie. „Grüß Gott, Mutterle —"

Und Leithammel schmiegte sich fester an sie, und eine Ahnung vom Wandel der Zeiten schlich ihr ins Herz und preßte es zusammen.

Aber um die Ecke, in der Blumenstraße, als sie der Kleinkinderschule Fensterparade machten, lachten und naschten sie schon wieder.

Leithammel, das Ausschreiten in frischer Waldluft gewöhnt, war oft krank vor Sehnsucht nach einem Spaziergang im Stadtwald. Dazu war Großmama nie zu bewegen. Höchstens der Schloßgarten wurde zuweilen des Sonntagmorgens besucht, wenn „Leut drin ware —" Mama Grossis Reich waren die Gassen, wo jeder Vorübergehende sie grüßte und die jungen Mädchen mit vor Verehrung roten Köpfen der geliebten Künstlerin immer wieder in den Weg liefen.

Einmal geschah's, daß sich solch ein junges Mädchen rasch zu Großmamas Füßen niederbückte mit den Worten: „Der Schuhnestel ist aufgegangen — verzeihen Sie, wenn ich ihn binde."

Als sie sich wieder aufrichtete, gab ihr Mama Grossi einen herzhaften Kuß mitten auf der Gasse:

„Dank recht schön, liebs Mädele, kannsch morge zum Sonntagnachmittag komme —"

Selig flog das junge Geschöpf davon.

Leithammel aber sagte: „Du hättest sie nicht einladen sollen, Großmama, dein Schuhnestel war ja gar nicht lose, ich hab's gesehen, sie hat ihn erst aufgebunden —"

„Um so netter," meinte Großmama, solang man die Jugend noch mit einem Kuß glücklich mache kann, isch noch nit aller Tage Abend."

Als Leithammel aber noch immer nicht schwieg, sondern das Tun des jungen Mädchens absolut als ein unehrliches angesehen haben wollte, blieb Mama Grossi plötzlich stehen. Sie sah ihre Enkelin groß an:

„Herrgott, Leithammel, du machsch mir angst — am End isch 's Theater doch nit 's Richtig für dich —"

„Das sagst du, das sagst du," rief Leithammel aus, „und kennst meine Liebe zur Kunst!"

Sie schluchzte fast.

„Kind," seufzte Großmama, „du wirsch dich vergucke, wenn du glaubsch, mit deiner Wahrhaftigkeit auf der Bühn Glück zu mache — da wird ja nix als g'loge —"

„Du bist doch dagegen eingeschritten — du hast es doch nicht geduldet —"

„Alles hab ich geduldet," fiel ihr Großmama ins Wort, „d' Auge und Ohre zudrückt und mittedurch — 's geht alles."

Da sagte Leithammel: „Ich werde es ganz anders machen —"

Worauf sie beide verstimmt schwiegen.

Am folgenden Tag war aber alles wieder vergessen. Mama Grossis Sonntagnachmittage spielten eine Rolle in

der Residenz. Wie schön war's, besonders an trüben Novembertagen, in diesem zwanglosen Künstlerheim. Denn hier war immer Sonne. Junge, heitere Mädchen ersetzten die dienenden Geister, kochten den Kaffee und liefen auch schnell zum Konditor, wenn's not tat und der Kuchen nicht reichte. Und obwohl Mama Grossi nicht halb so viele Tassen besaß, als Gäste zu ihr kamen, es kam kein Mensch zu kurz.

So viel leichtes Leben ging von der schönen Frau aus, die wie der Inbegriff der Behaglichkeit auf ihrem altmodischen Kanapee thronte und ihren Gugelhupf in den Kaffee tunkte.

Rings um sie her bequeme, abgeblaßte Sessel. Auf dem Boden verschossene Teppiche. Auch die Beleuchtung ließ zu wünschen übrig. Und doch, wie schön! Alle Wände voll Jugendbilder der Künstlerin, Stahlstiche berühmter, längst dahingegangener Kollegen und Kolleginnen. Geschenke hoher Herrschaften in Gestalt prachtvoller Meißner Vasen und Figuren, sowie schwere Silbersachen auf Etageren. Da und dort auf einer Kommode, auf einem Sockel feierliche Standuhren, die alle nicht gingen. Auf dem Schreibtisch unter einer Glasglocke das Jubiläumsgeschenk, das Mama Grossi von ihren Kollegen erhalten — ein goldener Lorbeerkranz, mit dem sie ihren Brautkranz, vergilbte Myrten, sinnig verflochten. Sonst viel Unordnung, zum Schreiben kaum ein Plätzchen. An der Wand neben dem Schreibtisch das Repertoire und ein andrer Zettel, auf dem mit großen Buchstaben jene Worte geschrieben standen, die Mama Grossi nicht richtig zu schreiben vermochte: „Billett. Myrte. Atmosphäre. Asthma. Halleluja. Haranguieren. Verhindert."

Alle Gäste, die kamen, wurden von Mama Grossi mit freudigem Willkommgruß empfangen. Am herzlichsten klang ihre Stimme beim Eintreten ihrer Jugendfreundin, der Frau von Reut. Hinter der stattlichen Exzellenz erschien der spindeldürre Johann, der eine prachtvolle Torte aus der Serviette schälte und mitten auf den Tisch setzte.

„O du mei liebs Exzellenzle," rief Mama Grossi aus, „schon wieder eine von deine Extrafeine — laß dir ein Schmützle gebe und komm schnell aufs Kanapee — du weisch, die Birkel spannt immer auf dein Plätzle. Gleich wird sie hereinspaziere mit ihre paar Schokoladgutsele — immer dieselbe seit Woche — allemal beim Aufbruch schleicht sie hinterrücks zum Tisch und steckt ihr Dütle wieder ein. So e steinreiche Frau! Jeder Mensch auf der Welt sieht mir's auf hundert Schritt an, wenn ich ihn nit leide kann, nur die Birkel merkt nix, merkt nix, und wenn ich's noch so deutlich mach —"

Frau von Reut legte lachend die Hand auf den Arm der erregten Freundin:

„Aber Liebe, jetzt hast du schon wieder deinen Birkelkoller, und sie ist noch nicht einmal da —"

„'s isch immer am beschte, ich hab ihn vornweg," sagte Mama Grossi, „ich vertrag sie nachher besser — Kinder," unterbrach sie sich, „seht euch doch die wundervoll Tort an — Bei mir isch alle Sonntag Weihnacht! Wie geht's, Johann?" wandte sie sich an den alten Diener, der noch immer unter der Türe stand und Mama Grossi mit dem Ausdruck rückhaltloser Bewunderung anstarrte, „wie geht's, Alterle?"

„Ha, ich dank recht schön, Frau Grossi," gab er mit einem tiefen Diener zur Antwort, „die vorletz Woch hab ich einmal ein argen Schnupfe g'habt —"

„Daß Sie das noch wisse," verwunderte sich Großmama, „alle Achtung vor Ihrem Gedächtnis. Ich weiß nit einmal mehr, was gestern war."

In diesem Augenblick erschien die Kommerzienrätin Birkel, eine kleine, schmächtige Frau in einem seidenen Schleppkleid, das zu eng war und sich deshalb aufbauschte. Auch die Spitzen an den Aermeln, an der Taille, alles

ärmlich und knapp zugeschnitten, gerade wie ihr Gesicht, an dem auch überall gespart worden war.

Sie meinte mit leiser Stimme, indem sie ihr Dütchen auf den Tisch legte: „Heute wieder so viele Leute da — ich fürchte fast, meine Schokoladeplätzchen möchten nicht reichen —"

„Ja, das ist schon möglich," schnitt ihr Mama Grossi das Wort ab, „aber wie Sie sehe, Frau Kommerzienräte, wir habe Sache g'nug."

Frau Birkel wollte in dem Fauteuil neben Frau Grossi Platz nehmen.

„Aber Sie wissen doch," meinte diese, „das isch ja seit Menschegedenke im Kolleg Heim sein Platz — sehe Sie, Frau Kommerzienräte, selbiger Fauteuil dort, der isch ausge—"

„Ich bin aber lieber so nah als möglich bei Ihnen," erklärte die Birkel, „und dünn, wie ich bin —"

Husch, saß sie auf dem Kanapee zwischen den beiden Freundinnen.

Mama Grossi sprang auf:

„Nein, Verehrteste, für Käsdruckerles bin ich nit —"

Weitere Gäste kamen, Professoren mit ihren Gattinnen, Künstler und Künstlerinnen. Da und dort fanden sich diese und jene zusammen, und lautes Reden und Lachen erfüllte die Räume.

Auch Kollege Heim, der Freund und Zeitgenosse Großmamas, hatte in seinem angestammten Fauteuil Platz genommen. Er schlürfte eine Tasse Kaffee nach der andern, sprach selten ein Wort, sondern amüsierte sich damit, jede Affektiertheit in Wort und Gebärde, die sein scharfes Auge entdeckte, mit einem lauten „Hm" zu rügen.

Kommerzienrätin Birkel konnte keinen Satz sprechen, ohne daß ihr diese Mahnung zuteil wurde.

Mama Grossi wurde dadurch so aufgeräumt, daß sie immer lustiger darauflosschwatzte und die „Haschs" und „Bischs" und „Weischs" ihr nur so von den Lippen flogen.

Kollege Heim griff plötzlich nach seinen Handschuhen:

„Zu viele ‚Schs' verderben mir den Magen," behauptete er.

„Aber lieber Kollege," ereiferte sich Mama Grossi, „verlange Sie doch nit, daß ich wie e schlechte Schauspielerin im Lebe wie auf 'm Theater sprech —"

„Nicht ein ‚Sch' möchte ich an dir missen," erklärte Frau von Reut.

Der Künstler steckte seine Handschuhe wieder ein. Nichts machte ihm mehr Freude, als wenn man die Kollegin gegen ihn verteidigte.

„Eine Künstlerin," erklärte er, indem er die Kommerzienrätin scharf fixierte, „eine Künstlerin hat die Verpflichtung, ein vollkommenes Deutsch zu sprechen."

Richtig, Frau Birkel ging in die Falle —

„Da haben Sie aber recht," nickte sie Heim zu, „oh, wie recht, ich würde es mir zum Grundsatz machen, meine liebe Frau Grossi —"

„Grundsatz," lachte diese auf, „ich hab überhaupt keine Grundsätz, mei Liebe —"

„Das kann unmöglich Ihr Ernst sein," entsetzte sich die Kommerzienrätin.

„Natürlich isch's mei Ernst! Zu was braucht denn ein anständiger Mensch auch noch Grundsätz? Was recht isch, versteht sich von selber."

Frau von Reut nickte der Freundin herzlich zu. Was diese auch sagte, es hatte immer ihren Beifall.

Die Kommerzienrätin rutschte unruhig auf ihrem Kanapee hin und her:

„Ich weiß doch nicht. Ich bin allerdings nur eine bürgerlich denkende Frau —"

„Hm," machte Kollege Heim.

„Aber ich bin der Meinung — das heißt, ich erlaube mir als treue Freundin des Hauses, der Meinung zu sein, daß, wenn unsre liebe Frau Grossi nach Grundsätzen handelte, sie unmöglich ihre Enkelinnen, die doch von Rechts wegen zur Gesellschaft gehören, Schneiderinnen werden lassen könnte."

„So, was denn sonst, meine Liebe?" erkundigte sich Mama Grossi, während

der Kollege sich behaglich, wie in Erwartung eines Genusses, in seinem Stuhl zurücklehnte.

„Was sonst?" wiederholte Frau Birkel, „nun, Erzieherinnen, Gesellschaftsfräuleins — meinetwegen auch Künstlerinnen — alles standesgemäßer als Schneiderinnen."

„Soviel ich weiß," sagte Mama Grossi, „muß eine Erzieherin was gelernt habe, und zur Künstlerin gehört Talent. Bleibt noch 's Gesellschaftsfräulein. Habe Sie die Gräfin vergesse, mei liebe Birkel, die als Sonntags zu mir komme isch? War schon über fünfzig. Zwei Jahr lang hat sie nach so einer Stell g'sucht und endlich bei einer reiche Kaufmannswitwe ein Unterkomme g'funde. Was hat ihr nun die Gräfin g'nützt? Oder hat ihr die Gesellschaft, zu der sie gehörte, vielleicht g'holfe? Meine Georginne habe zu nix Talent als zum Kleidermache. Darum solle sie 's Kleidermache lerne. Und wenn sie auf eigne Füße stehe und Geld verdiene, so isch mir des tausendmal respektierlicher, als wenn sie manchmal als die Fräuleins von Rebach aus Gnad und Barmherzigkeit zum e adlige Mittagesse eing'lade werde —"

„Können Exzellenz verstehen?" wandte sich die Kommerzienrätin an jene.

„Ich finde die Sache so klar wie das Einmaleins," sagte Frau von Reut.

Die jungen Mädchen standen unter der Türe des Nebenzimmers und lauschten und kicherten.

„Nun, Fräulein von Rebach," wandte sich die Kommerzienrätin an Leithammel, „man wird immer gefragt, wie es denn um Ihr Talent stehe. Es ist für mich als treue Freundin des Hauses sehr peinlich —"

Frau Grossi schuckerte jedesmal zusammen, so oft sich die Kommerzienrätin als treue Freundin rühmte —

„Sehr peinlich," fuhr diese zu sprechen fort, „nie eine Antwort auf diese Frage geben zu können. Dürfte man nicht um eine Probe dieses Talentes bitten?"

„Warum nicht," sagte Leithammel und trat in die Mitte des Zimmers. Ihre Augen öffneten sich weit. Ihre Gestalt wuchs.

„Mein ist der Helm," begann sie mit einer prachtvollen Gebärde der Rechten, „und mir gehört er zu —"

Einen Augenblick der Stille. Die Erwartung war groß. Das Mädchen sah wunderschön aus.

Da brach sie plötzlich in ein gassenbubenartiges Triumphgeschrei aus, stürzte wie ein Stoßvogel auf das Dütchen der Kommerzienrätin los, eilte damit zu den jungen Mädchen unter der Türe und schüttete sämtliche Schokoladeplätzchen über die laut schreiende Schar.

Alles lachte.

Nur die Kommerzienrätin stotterte erbost:

„Das ist aber doch zu arg —"

„Nicht wahr," nickte ihr Kollege Heim zu, „nicht einmal vor Schokoladeplätzchen hat die heutige Jugend mehr Respekt —"

Manchmal erschien auch das Unnützlein an solchen Sonntagen. Sie blieb ein Fremdling in diesem Kreise. Allein schon durch ihr Aeußeres. Großmama schickte ihr zwar die Kleider aus der Residenz, aber Unnütz, ohne das geringste zu verstehen, ging mit unbeschreiblicher Kühnheit ans Werk, die Dinge ihrem eigensten Wesen anzupassen. Sie trug ihr schönes reiches Haar in einem Knoten mitten auf dem Kopf, während alle Welt den Knoten im Nacken trug. Ging mit freiem Hals, während die Mode hohen Kragen vorschrieb. Unbefangen wie ein Kind erschien sie unter Großmamas Gästen, denn der Gedanke, irgendeine Wirkung hervorzubringen, lag ihrer Seele fern.

Am liebsten saß sie wie ein Vögelchen auf Kollege Heims Stuhllehne. Der hatte plötzlich das zärtlichste Großpapagesicht, und die beiden schwatzten und kicherten miteinander wie Schulkinder. Ganz wie der menschenerfahrene Schauspieler erkannte das

junge Unnützlein gleich auf den ersten Blick alles Affektierte, Unwahre und Unechte. Sie erzählte dem alten Freund von Meile und den übrigen Bewohnern ihres Dörfleins, und wie sie genau eines jeden Kummer kenne. Auch zu den Hochzeiten komme sie, zu den Kindstaufen. Da sollte er einmal sehen, wie's da zugehe. Da habe jeder sein Gesicht ganz so, wie er ist — aber hier seien die Leute, außer Großmama, alle ganz einerlei.

Waren diese Leute gegangen, schlang Unnütz die Arme um Großmamas Hals:

„Ich hab' dich ja so lieb — aber gelt, morgen darf ich wieder in mein Dörfle, Großmama?"

„Gut," bekam sie zur Antwort, „geh in dein Bett, Kind, morgen bring' ich dich wieder heim—"

„Und bist nicht bös?"

„Warum soll ich denn bös sein — du bisch halt mei Landpomeränzle —"

Dann saßen sie noch lang beisammen, Großmama, Kolleg Heim und Frau von Reut. Der alte Diener Johann servierte in aller Stille ein kleines Abendessen, um dessen Herkunft sich Mama Grossi nicht im mindesten sorgte.

Kolleg Heim war immer gesprächig, wenn Unnützlein da war.

„Feldluft," stieß er zwischen dem Kauen hervor, „ein Frühlingstraum — so viel zu denken und zu raten — und doch so haarscharf schon gezeichnet —"

„Viel von mir, nicht wahr, Kolleg Heim?" warf Mama Grossi dazwischen.

„Ja und nein — Sie waren sich des Eindrucks, den Sie machten, immer bewußt, liebe Grossi — haben mit Ihren ‚Haschs' und ‚Bischs' viel mehr um sich geschmissen, als gerade nötig war — sich sozusagen selbst mitgenossen, während Sie andre erfreuten. Noch heute —"

„Da haben Sie recht," stimmte ihm Mama Grossi bei, „das liegt in mir — ich mag mich —"

Kolleg Heim lächelte und klopfte der alten Freundin die Schulter.

„Unnützlein," fuhr er zu sprechen fort, „würde niemals als Schauspielerin Glück haben. Sie ist ein Wesen ganz für sich. Solche machen in der Welt wenig Aufsehen. Aber sie wird immer glücklicher sein als Leithammel."

„Jesses," seufzte Mama Grossi, „wenn das Mädel nur an unserm Theater engagiert werde tät —"

„Das wäre ihr Glück," nickte Kolleg Heim, „der würde es schrecklich schwer werden, klein zu dienen. Uebrigens," setzte er hinzu, da Mama Grossi ein trauriges Gesicht machte, „Sie können ruhig sein, Ihre Rebächle gehen nicht verloren. Die eine hat den starken Willen — die andre — an solch ein Menschenkind wagt sich ja nichts Gemeines heran —"

„Sie Lieber," freute sich Mama Grossi und warf dem Kollegen eine Kußhand zu.

*

Eines Tages erklärten Großmama und Kollege Heim Leithammel für reif zum Gastieren.

Der Enkelin der Mama Grossi öffneten sich alsobald die Pforten des Hoftheaters. Erst aber sollte Leithammel auf kleineren Bühnen sich die nötige Gewandtheit aneignen.

„Und den Unterschied kenne lerne," sagte Großmama, „was unser Theater isch und was ein anders isch. Ich hab immer höre müsse: ‚Grossi, Ihne stehe alle große Theater offe, warum ums Himmels wille bleibe Sie denn immer in Ihrem Residenzle?' Wo ich aber auf meine Gastspielreise noch hin komme bin, immer hab ich denkt: O du mei liebs Theäterle auf 'm Schloßplatz, meinetwege fehlt dir ein bißle der groß Zug, wie sie sage — Aber dei Sauberkeit isch noch viel mehr wert. Guck, Leithammel, wenn ich's erlebe tät, daß du an unser Theater kämsch —"

Großmama fing plötzlich an zu schlucken und auf dem Tisch zu trommeln, und Leithammel machte ein

Paar Fäuste in der Tasche und verschwor sich:

„Sie soll's erleben! Sie soll's erleben!"

*

Im Spätsommer kamen sie von ihren Gastspielreisen zurück. Beide, Großmama und Enkelin, mit etwas abgeblaßten Wangen. Sie hatten vierunddreißigmal gespielt — Leithammel die Julie, Großmama die Amme. Immer dieselben Rollen an allen möglichen Theatern.

Vom Schmutz, durch den die Großmama tapfer watete, hatte Leithammel wenig bemerkt. Sie stand unter guten Fittichen und war im übrigen von ihrer Aufgabe so erfüllt, daß sie weder rechts noch links sah. Die Künstler und Künstlerinnen, die ihr begegneten, mochten aussehen, wie sie wollten, sie sah in allen nur sich, ihr eignes Bestreben, ihr Wollen und Sehnen.

Bei der Rückkehr war große Zusammenkunft in Rebach. Alle saßen sie wieder um den runden Tisch im Kinderzimmer, und Großmama erzählte von Leithammels Erfolgen, und Leithammel berichtete von den noch größeren der Großmama.

Was aber die Hauptsache war — Leithammel legte den Erlös ihrer Gastspiele — zweitausend Mark — für ihr geliebtes Rebach hin. Ganz so war's gekommen, wie sie es sich gedacht.

„Vielleicht in einem Jahr," meinte sie stolz, „habe ich Rebach frei —"

Daraufhin wagten die Georginen nur schüchtern mit ihren bescheidenen Ersparnissen herauszurücken.

Altklug legte Krabb hundert Mark, das Erträgnis für ihren Honig, dazu.

„Kinder," sagte Großmama, „an den Tag wolle wir denke, und wenn wir schon lang grau sind. Wie eine Vorahnung isch mer's, meine Rebächle werde was — 's geht mir keins zugrund. Potz Blitz, wie eure Auge leuchte und eure Bäckle glühe —"

„Die Ihren auch, Madame," flüsterte die Französin.

„Und du bisch nit halber so gelb als sonst, mei Cassalele," bekam sie zur Antwort.

Unnütz fing schon an zu bauen.

„Wißt ihr was, wir machen aus dem Oekonomiegebäude ein Heim für die alten Weible im Ort — Ihr glaubt nicht, wie schlecht sie es haben — nirgends ist Platz für sie — überall sind sie zuviel — Du hättest sehen sollen, Großmama, wie zufrieden 's Meile gestorben ist. Heidegale — war ihr letztes Wort —"

„Du warst ja gar nicht dabei," fiel ihr Krabb in die Rede, „du bist davongelaufen, wie's mit ihr zum Sterben kam."

„Aber du hast es mir gesagt," meinte Unnütz, „gelt, Großmama, wir dürfen bauen?"

„Ha weisch, Kind," meinte diese, „jetzt warte wir noch ein bißle. Erst müsse wir doch Rebach frei habe. Das kostet noch Arbeit und Müh genug —"

„Da schau," sagte Leithammel und packte ihre Bluse vornen zusammen, „so mager bin ich davon geworden."

Nun erschrak Unnütz, und aus ihren Augen stürzten Tränen.

„Ach Gott, und ich hab' gar nichts getan —"

Aber Großmama zog sie auf den Schoß, und Leithammel wischte der Schwester die Tränen ab.

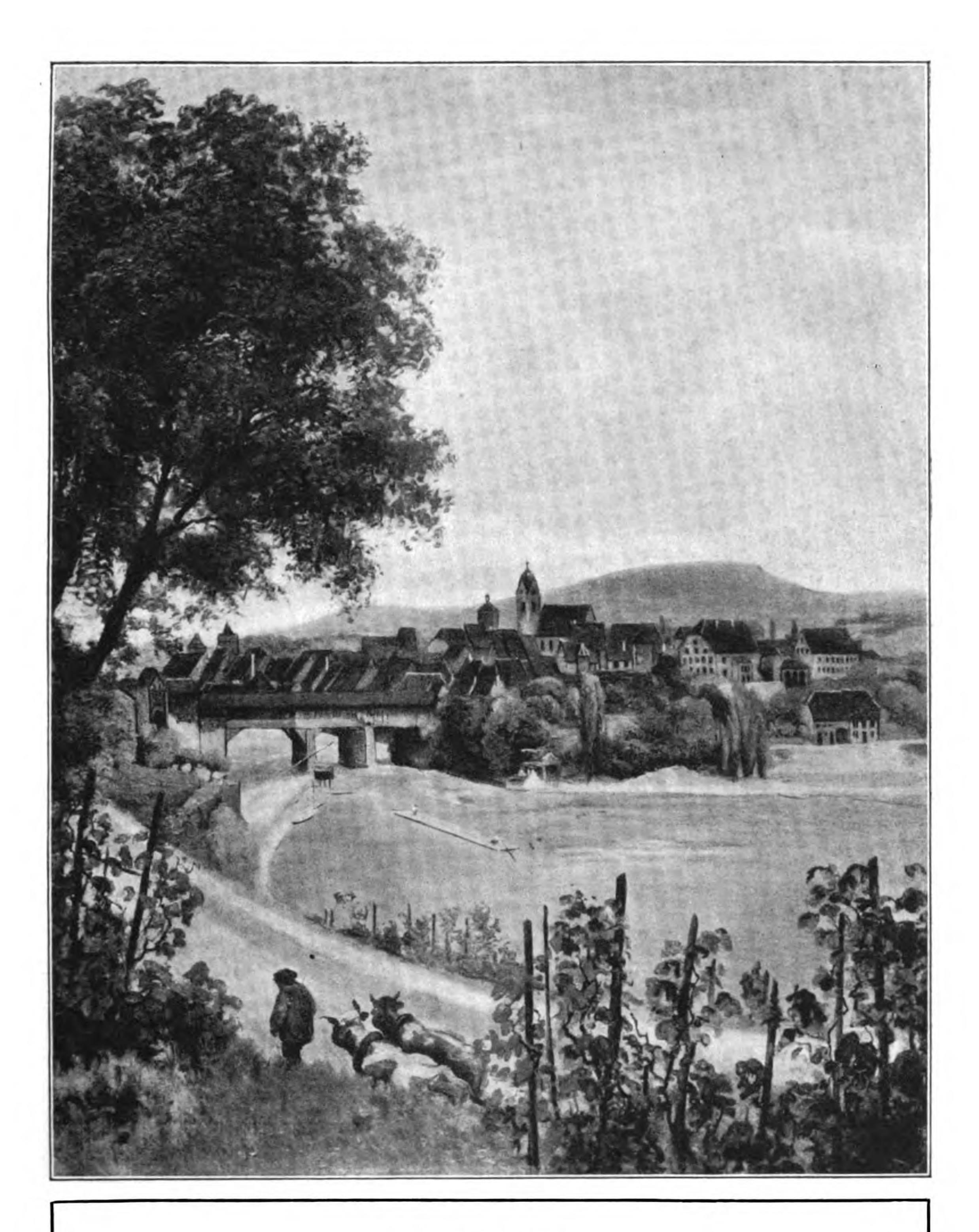
„Sie ist die faulste von allen," grollte Krabb, „und doch wird sie verhätschelt; warum denn, Großmama?"

„Ha, weil man die Mensche froh mache muß, auch wenn sie was ang'stellt habe," bekam sie zur Antwort.

Am andern Morgen fanden sich die zusammen, die zusammengehörten.

Großmama saß bei ihrem Cassalele.

„Ich sag dir," schwatzte sie, „Blut hab ich g'schwitzt unterwegs — Jesses, hab ich oft gedacht, wenn Leithammel das oder jenes merke tät — nix hat sie g'merkt — die lumpigste Komödiante hat sie für Halbgötter g'halte — und wie's ihne g'schmeichelt hat — zum Totlache war's — Cassalele, Cassalele,



Rheinfelden

Nach einem Gemälde von Hans Thoma

sie wird doch bei uns engagiert werde —Leithammel an einem geringen Theater — g'steinigt tät sie werde — denn wenn da eins nit mitmacht, so isch's verlore — die glaube jo lieber an den Teufel als an Anständigkeit. Schenk mir schnell noch ein Täßle Kaffee ein, Cassalele, daß ich meine Bedenke nunterspül —"

Sie schaute zum Fenster hinaus: „Da spaziere ja unsre Georginne — wie die Bauere gaffe — ja gelt, so Modedame habt ihr hier noch nie g'sehe, die wie die Katz um den Brei sich um ein Pfützle drehe. Aber brav, recht brav! Nur muß ich mich manchmal frage: Sind sie lebendig oder ausg'stopft? Beim Leithammel und der Unnütz — ach Gott," rief sie aus, „die zwei sind mei ganzer Staat — wenn ich auch noch nit weiß, was im Unnützle steckt —"

Sie waren droben im Wald. Im Schwalbennest saßen sie. Da war's fast dämmerig am hellichten Tag, so gründlich hatte sich der wilde Wein das Terrain erobert. Schwere Ranken fielen von der Decke und streiften fast die Häupter der beiden Mädchen. Auf der Erde kroch das Gezweig hin, schlängelte sich gierig an dem wurmstichigen Tisch empor und überzog ihn mit einer grünen, von tausend Tierchen belebten Decke. Das Fenster mit dem Blick in die ferne Rheinebene war fast übersponnen. Leithammel schaffte Luft, indem sie mit beiden Händen in das Blättergewirr griff.

„Man merkt, daß niemand mehr da heraufkommt als du, Unnütz," sagte sie zur Schwester, „du läßt alles wachsen und gehen, wie es will."

„Darum bin ich ja auch die Unnütz," meinte diese.

Leithammel zog sie zu sich auf einen Baumstumpf:

„O du Kleine, du Kleine, das Leben ist himmlisch, sag' ich dir — Und was noch alles kommen mag — ich könnt's nicht mehr hier aushalten — entsetzlich, so ein Tag wie der andre — Zum Erleben ist man auf der Welt — zum Erleben großer, wunderbarer Dinge — ach so wunderbare —"

Unnütz hing an den Lippen der Schwester:

„Erzähle — erzähle — deine Augen sind so anders, Leithammel — du glaubst nicht, wie anders —"

Eine flammende Röte stieg in Leithammels Antlitz, sie hielt der Schwester den Mund zu. Es war so, als kämpfe sie mit sich, aber sie unterlag.

„Großmama darf nichts wissen, Unnütz; Großmama ist der Meinung — immer und immer wieder hat sie mir's gesagt — ich dürfe mich nie in einen Schauspieler verlieben — das sei das größte Unglück der Welt —"

„Aber Großmama hat's doch auch getan," fiel Unnütz der Schwester in die Rede.

Diese nickte und wühlte mit der Fußspitze in den Blättern am Boden.

„Ich will ja auch nicht," stieß sie hervor, „ich bin ja die Aelteste — ich muß für Rebach sorgen — Ja, das will ich. Aber schön war's doch — wunderschön —"

Sie atmete tief.

„Wie dein Herz klopft," flüsterte Unnütz.

„Wie die Birke dort ist er, so schlank und biegsam," jubelte Leithammel auf — „ein so großer, großer Künstler — Zweimal haben wir miteinander gespielt — Wie anders war das — so ganz anders — Vorher, bei all den Romeos — ich dachte an nichts — ich wußte von nichts —"

Eine tiefe Röte stieg in ihre Stirne.

Es war ganz still. Unnütz saß mit vorgebeugtem Haupte da. Sie lauschte auf die stummen Geheimnisse hinter der Stirne der Schwester, auf alle die Dinge, die diese nicht aussprach, und die wie ein Gewirr von Tausenden von sinnverwirrenden Gefühlen das Haupt der jungen Lauscherin umgaukelten.

Ganz leise sagte Leithammel:

„Er wird auch am Hoftheater gastieren."

„Weiß es Großmama?“

„Nein.“

„O Leithammel!“ schrie Unnütz auf.

„Warum schreist du so,“ fragte die ältere Schwester, „du wirst doch nicht glauben — ich werde niemals Großmama kränken — ich gebe dir mein Wort —“

„Aber dann mußt du ihr auch alles sagen, Leithammel.“

Diese nickte.

Sie wollte es, sie kämpfte redlich, als sie mit Großmama wieder in die Stadt zurückgekehrt war. Aber immer, wenn Leithammel gerade in der Stimmung gewesen wäre, ihr Inneres zu offenbaren, sprach Großmama irgendein Wort, ließ irgendeine Bemerkung fallen, die dem jungen Mädchen den Mund verschloß.

Eines Tages wurde Großmama eine Karte hereingebracht.

„Allens,“ las sie, „wer isch das? — der Name klingt mir bekannt —“

Da gewahrte sie, wie Leithammel sich umsonst bemühte, ein Wort hervorzubringen.

Die Türe ging auf, und ein eleganter schlanker Mensch trat über die Schwelle.

Nun erkannte ihn Großmama sofort.

Sicher und gewandt eilte er mit den Worten auf sie zu:

„Hoffentlich der künftige Liebhaber dieser wohllöblichen Residenz. Ich werde hier als Romeo mit Ihrer Enkelin gastieren.“

„Hasch du das g'wußt?“ wandte sich Mama Grossi an diese.

Leithammel senkte den Blick.

Da erfaßte Großmama ein Gefühl unsagbaren Schmerzes. Totenblaß saß sie auf ihrem Kanapee und hörte für einen Augenblick nur wie aus weiter Ferne die Stimmen der beiden jungen Menschen.

Diese, ganz nur mit sich selbst beschäftigt, gewahrten nichts von der Veränderung, die mit Mama Grossi vor sich gegangen war.

Sie hatte also Zeit, sich aufzuraffen. Prüfend glitt ihr Blick über die elegante Erscheinung des jungen Mannes hin.

Ganz jung war er nicht mehr, wohl an die dreißig. Schadhafte Zähne, dünnes Haar, eine fahle Gesichtsfarbe — verdorben — ach, so ganz und gar verdorben — Und dieses sprühende, leuchtende junge Geschöpf —

‚Daß mer so en Kerl nit umbringe darf,‘ stöhnte es in Großmama auf.

Er erzählte, eben habe er dem Intendanten weisgemacht, er sei aus sehr guter Familie, und der Herr habe ihm aufs Wort geglaubt.

„Zu lächerlich, dieser Wert, den die Leute auf die Familie legen! Ich habe einen Kollegen, eines Geheimrats Sohn — der größte Rüpel, der mir noch vorgekommen ist — darum, welch ein Reiz, die Leute an der Nase herumzuführen, jedem etwas andres vorzumachen — Viele halten mich für den lammfrommsten Gesellen — Wundervoll, wie sie mich gegen jene zu verteidigen pflegen, die in mir der Schlimmsten einen sehen. Ich kann so bürgerlich tun, daß mir brave Seifensiedergattinnen zutraulich Mann und Töchter ans Herz legen —“

Großmama schielte immer wieder nach Leithammel. Aber diese, der sonst die Wahrheit über alles ging, saß da wie das Bild vollkommener Anbetung.

„Jetzt versteh ich auch Ihren Romeo,“ unterbrach Großmama die Reden des jungen Mannes, „'s hat mir was g'fehlt — die Einheit war's — viele gute Einzelheite, aber kein Ganzes — Kein Wunder, wenn sich einer so verrupft —“

Der junge Mann lachte laut auf: „Sie sind köstlich, Mama Grossi, aus Ihnen spricht die alte Schule — ein Charakter soll der Künstler sein —“

„Sind Sie mir still mit dem Wort Charakter,“ fiel ihm Großmama ins Wort, „ich hab's von jeher nit ausstehe könne — wie aus lauter blitzeblanke harte Stein isch's g'macht. Nein, ich bin kein Charakter, mei Lieber, dagege wehr ich mich mit Händ und Füß —“

Sie schlug sich gegen die Brust:

„Bei mir kommt alles daher — 's Herz muß mer auf 'm rechte Fleck habe, dann wird alles recht — d' Kunscht und 's Lebe und schließlich auch der Tod."

„Leithammel," sagte Großmama, nachdem der junge Mann gegangen war, „hat dir jetzt des G'schwätz wirklich gefalle könne?"

„O Großmama, das war doch kein Geschwätz!"

„So. Ja, findsch du so einen Mensch, der jedem was vorlügt, denn wahr und aufrichtig?"

„Aber wie der Tag! Er hat ja alles gesagt. Das ist doch eine geradezu großartige Aufrichtigkeit."

Verwundet bis in das Innerste ihres Herzens, schloß sich Großmama in ihr Studierzimmer ein. Da saß sie und schluchzte wie ein Kind. Um sie her die Bilder ihrer heimgegangenen Kollegen und Kolleginnen. Direkt vor ihr das große Bild ihres Mannes.

Als Mama Grossi das Taschentuch vom Gesicht nahm, war ihr plötzlich, als ob aus den Rahmen an der Wand lauter blinzelnde, lachende Augen auf sie herniederschauten.

‚Haben wir's nicht alle auch so gemacht?' schienen sie zu fragen, ‚und du, hast du es etwa anders gemacht? — Und sitzest da und tust, als sei das Unerhörteste geschehen —'

‚Ihr habt gut lache,' nickte Mama Grossi zu ihnen, ‚das war ganz was andres — Ihr und ich, wir habe alle mehr oder weniger leichts Blut g'habt — Aus kleine Gasse kame wir — unsre Eltern habe kein Tischtuch auf 'm Tisch und keine Glacéhandschuh an de Händ g'habt — man isch unter kräftige Wörtle aufg'wachse und hat draufschlage g'lernt — Mei Leithammel aber kommt aus 'm Wald. Mei Leithammel weiß von nix Falschem, von nix Bösem und von nix Wüstem — Für des Kind isch so e Heirat ein Sturz aus lichter Himmelshöh in de tiefscht Hölleschlund — Da soll man nit heule — da soll man nit heule, wenn man g'meint hat — so, jetzt isch man auf 'm Berg — jetzt isch's g'wonne — Ihr habt gut lache an eure Wänd da drobe,' schloß Mama Grossi ihre Rede, nahm Hut und Mantel und verfügte sich zu ihrer Freundin Reut.

Als sie von der zurückkam, war sie etwas ruhiger.

Frau von Reut hatte zu ihr gesagt:

„Aber Liebe, so gräme dich doch nicht so — meine Töchter haben alle auf ihre erste Liebe verzichten müssen — und ich auch, seligen Angedenkens — Wenn es die Verhältnisse nicht erlauben, so geht's eben nicht. Wir Alten sind dazu da, um die Jugend vor dem Unglück zu bewahren."

‚Also,' nahm sich Mama Grossi vor, ‚ich werd's nit zulasse —'

Die Proben für Romeo und Julia hatten inzwischen begonnen. Leithammel ging Großmama aus dem Wege, und diese ließ sie gewähren. Die Hauptsache war jetzt das Gastspiel. Erst nachher wollte sie mit der Enkelin sprechen.

So kam der Tag der Aufführung heran.

Mama Grossi ging als Amme zwischen den beiden hin und her, köstlicher als je, geschäftig, schwatzend und, ach, mit so blutendem Herzen! Mit tausend Ohren lauschte sie während ihrer albernen Reden nach Julia hin — Ein in Glut getauchtes, vor Leidenschaft fieberndes Wesen, alles mit sich reißend in die heiße, zitternde Atmosphäre ihres Empfindens — so war Julia! Und durch wen? Durch einen Romeo, so blaß und farblos, daß er völlig neben dieser Julia verschwand —

Großmama frohlockte:

‚Wenn sie das nit sieht — wenn ihr jetzt nit die Auge aufgehe —'

Es war am Morgen nach der Vorstellung. Großmama und Leithammel kamen spät aus ihren Schlafzimmern.

Der Theaterdiener war schon eine Weile da und wartete.

Der Intendant hatte gleich nach der Vorstellung mit Großmama gesprochen.

Sie hatten sich verständigt. Jetzt kam der Kontrakt, der die junge Künstlerin einstweilen für drei Jahre für das Hoftheater verpflichten sollte.

Leithammel jauchzte laut auf. Glückselig lag sie in Großmamas Armen. Erreicht! Erreicht!

Mama Grossi saß das Morgenhäubchen im Nacken.

„Ach Gott, 's isch wieder kei Tinte im Tintefaß — schnell, schnell," wandte sie sich an den Theaterdiener, „hole Sie im Leithammel sein Tintefaß —"

Der Mann ging.

In demselben Augenblick trat Allens über die Schwelle.

Mit einem Blick übersah er die Situation.

„Ich gratuliere Ihnen," sagte er zu Leithammel.

„Und Sie," rief sie aus, „Sie sind doch auch engagiert — es ist doch nicht anders möglich —"

„Ich bin nicht engagiert — ich habe nicht gefallen —"

„Unerhört — o unerhört," schluchzte Leithammel, „nach einer solchen Leistung — ich begreife nicht — ich hasse ein Publikum, das so so — blind, so ungebildet — Ich will nichts von einem solchen Publikum wissen — Ich unterschreibe nicht —"

Allens hielt sie in den Armen. Und sie weinte und schluchzte und bebte an seinem Hals.

Der Theaterdiener wollte mit der Tinte kommen. Großmama hieß ihn gehen. Den Kontrakt könne er später holen.

Dann trennte sie die beiden.

„Ich will's," sagte sie, als Allens zögerte, das Mädchen freizugeben.

„Ich will, daß Sie mich verlasse," wiederholte sie.

Leithammel geleitete ihn zur Türe, dann wandte sie sich um, flammende Röte im Gesicht, heiße Vorwürfe auf den Lippen.

Da nahm sie Großmama ganz sachte in ihre Arme und küßte und küßte sie unter heißen Tränen.

„Arms Mädele," stammelte sie, „arms, arms Mädele — ach Gott, du wirsch mer doch nit verg'rate —"

Und Leithammel fiel vor ihr nieder, als habe sie ein harter Schlag getroffen, und schrie und schluchzte:

„Nur Gutes — nur Gutes, Großmama, sollst du von mir hören, nur Gutes — Gutes —"

V

Von Leithammel kamen regelmäßige Berichte an Großmama. Wo sie überall gastiere, sie und Allens, ob sie gefallen, was sie gespielt. Dann von ihrem Engagement an einem größeren Stadttheater.

Ein Jahr verging und darüber. Noch immer zeichnete Leithammel mit ihrem Mädchennamen.

„Ich frag sie nit, ich laß sie mache," sagte Großmama zu ihrem Cassalele. „'s isch immer besser, man verpfuscht sich sein Schicksal selber, als andre verpfusche's ei'm. Arms, arms Mädele! Ich wett, er isch verheiratet und muß sich z'ersch scheide lasse. So isch's gewöhnlich. Aber diesmal isch er an die letz komme. Ich kenn mein Leithammel; eing'stehe tut sie ja nix, da ging sie lieber zugrund. Aber wenn ich in der Nacht aufwach, da fühl ich's in alle Glieder: Mei Fleisch und Blut liegt in schwerem Kampf — Ich schick ihr Geld, so viel ich kann, und schreib aufs Anweisungskärtle: ‚deine Großmama, die immer die Arme offen für dich hat' — das muß sie wisse. Nix Stupiders auf der Welt als Eltern, die mit ihre Kinder trutze, weil sie ihre eigne Wege gange sind. Der Mann im Mond wär auch so einer g'wese. Gott hab ihn selig. Leg ihm ein Kränzle aufs Grab, Cassalele, leg ihm ein Kränzle aufs Grab — Ich bin ja so froh, daß er im Jenseits isch —"

Sie kam jetzt immer öfter nach Rebach und blieb immer länger. Sie hauste in den Wohnräumen überm Gang und verwandelte diese allgemach in das warme, liebenswürdige Künst-

lerheim, wie sie es zum Leben nötig hatte. Schließlich gab sie ihre Stadtwohnung ganz auf und wohnte, wenn sie zu spielen hatte, bei der Freundin Reut. Da nahm sie zuweilen das sich unbeschreiblich nach den Freuden der Residenz sehnende Mondkälble mit, und eine der verheirateten Töchter der Exzellenz fand Gefallen an dem bildhübschen Mädchen. Sie lud es zu Besuch und wollte es nicht mehr hergeben.

Cassalele weinte.

„Sei nit sentimental, Cassalele," lachte Großmama sie aus, „freue sollsch dich, Gott danke, daß es so komme isch —"

„O Madame," lispelte die Französin, „Mondkälble ist die einzige meiner Schülerinnen, die sich die Règles de civilité wirklich zu eigen gemacht —"

„Ja," nickte Mama Grossi, „sonst aber isch nix an dem Fratz. Ganz rot isch sie worde, wie ich einmal bei meiner liebe Reut von de Georginne gesproche hab. ‚O Großmama,' hat sie sich beklagt, ‚wie kannst du vor allen Leuten sage, daß meine Schwestern Schneiderinnen sind —' Husch hat sie eine auf ihr netts Mäule g'habt —"

Immer seltener wurden Mama Grossis Reisen in die Residenz.

Eines Tages erklärte sie:

„Jetzt bleib ich ganz bei euch. Wenn ei'm die Gasse so veröde, daß mer kein Mensch mehr begegnet, mit dem man jung war, wird mer in der eigne Heimat fremd. 's isch merkwürdig, wie gleichgültig man in seine junge Jahre aneinander vorbeigeht. Man hat keine Ahnung, wie eifrig man im Alter die paar Häupter zählt, die mit ei'm grau geworde sind. Ich hätt nit gedacht, daß ich einmal zufriede sein könnt ohne mei Theater, ohne mei liebe Reut, meine Gasse und mei Parad. Ich muß lache, wie oft ich mich verschwore, keine drei Tag hielt ich's in euerm Dörfle aus — Man sollt sich nie verschwöre — Ueberhaupt — die Birkel hat einmal zu mir gesagt: ‚Sie wechsle sechsmal im Jahr Ihre Meinunge' — ‚Ha,' hab ich g'sagt, ‚und Sie pfeife seit dreißig Jahr immer dieselb Weis — ich weiß nit, ob das unterhaltlicher isch —' Weisch, Cassalele, bei dir wird alles Wehmut, bei mir wird alles Genuß. Ich studier jetzt mei Roll für mei letztes Auftrete. So viele Sache sind mir noch nie eing'falle. Der Intendant fragt und frägt: ‚Auf wann darf ich Ihre Abschiedsvorstellung ansetzen?' Ich schreib allemal: ‚Für den nächsten Monat.' So hab ich's immer vor mir und freu mich auf mei Publikum. Aber im tiefste Innere weiß ich's ganz genau: — ‚Der Gedanke, du stehsch heut zum letztemal auf der Bühn — tät dich ja umbringe' — Und ich muß noch eine Weil lebe — Ich hab mein volle Gehalt, ich hab mei schöne Rent von meiner liebe selige Reut — ich kann im Leithammel schicke und schicke — 's geht keinen Mensche was an — Sie war schon an siebe Theater — Und daß es mit dem Allens aus isch — Sie sagt nix davon, aber ich weiß es —"

„O Madame," fiel ihr die Französin ins Wort, „daß sie nicht kommt, und weiß doch, wie Sie sich nach ihr sehnen!

„Die kann nit klein komme, Cassalele," sagte Großmama, „die kann nur groß komme. Darum schick ich ihr das viele Geld. Sie muß frei sein könne. Abhängigkeit treibt so ein Geschöpf in den Tod. Ich hab das oft mit meiner liebe Reut besproche. Ach, mei liebe Reut! Wie viele war ich Wohltat! Jahr und Jahr sind sie ins Theater g'laufe und habe über ihre Grossi g'lacht. Aber mei liebe Reut, die hat g'handelt — Jede Weihnacht mei bezahlte Konditorrechnung in einem duftige Blumenkörble — Ohne mei liebe Reut säß ich jetzt in Schulde, und wer weiß, was aus 'm Leithammel g'worde wär —"

Neben dem Einstudieren ihrer Rolle war Mama Grossi auch sonst noch tätig. Eine Anzahl junger Mädchen, ihre Schülerinnen, kamen allwöchentlich aus der Residenz nach Rebach, um bei

der geliebten Künstlerin ihre Studien weiter zu nehmen.

Und das waren immer Freudentage, wenn die munteren Gäste kamen.

Statt der früheren Näschereien gab's jetzt Milch und Butterbrot und Honig, und Mama Grossi, schön bis ins Alter und immer fein angetan, ermunterte die Jugend:

„Zugreife, Kinderle, zugreife, Milch und Brot macht die Wange rot —“

„Salz und Brot,“ korrigierte sie Krabb.

Worauf ihr Großmama einen Kuß auf die rosige Wange drückte.

Auch Ernestinens Grobheit amüsierte sie.

„Ich weiß doch, und wenn sie mich auch noch so anfahrt, die tät uns alle miteinander aus 'm Feuer hole, wenn's brenne tät. Drum, wenn sie so in der Schafferei isch, ich geh nie an ihr vorbei, ohne daß ich sag: ‚Hut ab, Ernstin, Hut ab‘ — 's isch jeder gern g'streichelt, und wenn's auch ein Rauhbein isch —“

Nur wenn die Kommerzienrätin Birkel sich erkundigte, ob sie über einen Sonntag kommen dürfe, zeigte sich Großmama hart.

„Schreib ihr, Cassalele, ich hätt den Schnupfe, denn vor dem fürchtet sie sich wie 's Wetter.“

Als die Französin einmal einwenden wollte:

„O Madame, eine so treue Freundin —“

„Was treu,“ fuhr Großmama im höchsten Zorn auf, „Langweil hat sie g'habt — das war ihr ganze Treu. Dreißig Jahr lang hat sie mir mein Sonntag verpfuscht — Wenn sie jetzt nit weiß, wohin damit, so kann ich nur sage: das freut mich, und zwar von Herze, denn ich bin kei Heilige und will auch gar keine sein. Du bisch eine, Cassalele,“ setzte sie liebevoll hinzu.

Wenn der Lehrer nicht Schule hielt, war er im Herrenhaus. Bald bei Krabb im Garten, bald bei Unnütz, die nun, ebenso wie Mademoiselle, sich überm Gang, bei Großmama, eine Stube eingerichtet hatte.

Die ganze Bibliothek von Mama Grossi befand sich in Unnützens Zimmer. Die Klassiker, eine Anzahl altmodischer Bücher; auch alte Möbelstücke und Sächelchen, die Großmama hatte verschleudern wollen, hatte Unnütz liebevoll für sich gerettet. Sie hatte Freude an solchen alten Schächtelchen oder Bildchen und konnte sie oft lang in der Hand halten und darüber in Betrachtung versinken.

Sie hatte feine, zarte Hände, Hände, die nicht heftig zugriffen wie die Leithammels, sondern sich langsam schlossen und innig anschmiegten.

„Sie isch mei Augeweid,“ sagte Großmama von dem aufgeblühten Mädchen, „aber wenn ich sag: ‚Unnützle, hol mir mei Brill im Schlafzimmer,‘ bringt sie mir g'wiß ein Glas Wasser. Wüßt ich in der Umgegend ein erfreulichs Mannsbild, tät ich sage: 's Unnützle isch verliebt bis über d' Ohre — so g'heimnisvoll, so ganz erfüllt von Gott weiß was kommt das Kind daher —“

Großmama mußte an die Futterkiste voll Gedichte denken und verfügte sich eines Tages ganz in der Stille in den Stall.

Aber die Futterkiste hatte keinen Deckel mehr, und eine Katzenmutter saß drin auf alten Lumpen und leckte ihre Jungen.

An einem Sonntag war's, als der Schullehrer über die Maßen feierlich, in Handschuhen und Zylinder, bei Großmama eintrat.

Krabb folgte ihm auf den Füßen. Sie war jetzt sechzehn, eine untersetzte kleine Person mit rotem Haar und einer Gesichtsfarbe wie Pfirsichblüten. Sie sah so altklug ins Leben, als habe ihr dieses überhaupt nichts mehr zu sagen.

Als der Lehrer schüchtern und hörbar atmend unter der Tür stehenblieb, gab ihm Krabb einen kräftigen Schubs, so daß er fast gegen die mitten in der

Stube stehende Großmama angeprallt wäre.

Mit großer Rührung, erschüttert, wollte er nach Worten suchen, da trat ihm Krabb zur Seite und sagte so ungefähr, als handle es sich um ihre Bienen oder Kohlraben:

„Du, Großmama, wir wollen nämlich heiraten, Hesperus und ich —"

„Potztausend," rief Mama Grossi aus, während ihr belustigter Blick den der Unnütz suchte, die mit Mademoiselle unter der Tür erschienen war.

„O wie schön," rief Unnütz aus und klatschte in die Hände, „jetzt gehört Hesperus für immer zu uns — das freut mich —"

„Gelt, wegen der Orthographie," sagte Krabb.

„O Gott, und ihr schönes Französisch," jammerte Cassalele, „wie schade —"

„Warum denn," sagte Mama Grossi, „ziehe Sie Ihre Handschuh aus, Herr Schwiegerenkel, in dene sind Sie emal gar nit daheim — Gelt, wer hätt das gedacht Anno dazumal, als ich mit meine Rebächle zum erstemal in Ihr Schulhaus komme bin —"

„Gottes Wege sind wunderbar," nickte er, während ihm Krabb mit Aufwendung all ihrer Kräfte die Handschuhe von den Händen zu ziehen suchte.

„O Frau Grossi, stehe ich Ihrer hochverehrten Familie denn nicht viel näher, als Sie glauben? Bei Ihnen angefangen, liebte ich heimlich und reinen Herzens eine Ihrer Enkelinnen nach der andern, um endlich bei meiner teuern Krabb Erhörung zu finden und Belohnung für all mein heißes Sehnen."

„Gut, daß Mondkälble fort ist," sagte Krabb, „denn jetzt muß das aufhören."

Sie verließ das Zimmer, um gleich darauf mit hochroten Wangen und allen Zeichen der Erregung wieder hereinzustürzen.

„Großmama, Großmama, Ernstin will keine süße Speise machen; wenn's ein Baron wär', hat sie gesagt, für den Schullehrer tät sie's nicht!"

Alle brachen in ein herzliches Gelächter aus. Großmama griff in die Tasche.

„Will's ein bißle streicheln, unser Rauhbein."

*

Hesperus hing den Lehrer an den Nagel und bezog mit seiner jungen Frau die verlassenen Räume, in denen einstens die Rebächle gehaust hatten.

Er verlegte sich ganz auf die Landwirtschaft, und man sah das junge Paar nur bei Tisch, wo sie von nichts anderm als von ihrer Obstkultur und Bienenzucht redeten. Von ihrer Arbeit allein hing nun die Erhaltung ihres geliebten Rebach ab. Und sie arbeiteten im wahren Sinne des Wortes im Schweiße ihres Angesichtes. Leithammel, die einst so zuversichtlich die ganze Schuld abzuzahlen versprach, die Georginen, die ihre Mithilfe zugesagt — alle ließen die Heimat im Stich. — Obwohl man von den letzteren wußte, daß es ihnen glänzend ging, daß die Aeltere der Georginen sich sogar mit dem Sohne ihres Prinzipals verheiratet hatte. Aber wie früher zu Hause, standen sie auch jetzt genau da, wo man sie hingestellt hatte, und dachten nicht weiter. Und ihre Angehörigen gaben sich damit zufrieden: die Georginen sind versorgt.

Mit Leithammel aber war es etwas andres. Leithammel war der wunde Punkt, an den man nicht rühren durfte. Großmama wich aus, wenn man nach Leithammel fragte. Großmamas frisches Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck des Kummers an, wenn man ihre älteste Enkelin erwähnte.

Und so wagte auch Unnütz nicht, nach ihrer Lieblingsschwester zu fragen. Sie schrieb ihr wohl oft und immer wieder, aber Leithammel wies sie auf ihre Briefe an Großmama hin. Darin standen nur Tatsachen. Daß sie es an diesem oder jenem Theater nicht ausgehalten und wieder weitersuchen müsse, bis sie das Richtige gefunden.

Man möge sie nicht drängen, man möge sie nichts fragen —

Auf leisen Fußsohlen ging Unnütz um Großmama herum. Manchmal war's, als wolle sie sprechen, dann plötzlich hielt sie sich den Mund zu und lief lachend davon.

„Was hat das tolle Dingle," fragte sich Großmama, „irgend etwas geht in ihr vor —"

Sie sehnte sich nach einem Einblick in das Innere ihres Lieblings. Es war ihr unbehaglich —

„Wenn nur keine Dummheit dahintersteckt — wenn mir nur mei Unnützle nit auch zum Theater will," sagte sie zu ihrem Cassalele. „Die Anzeiche stimme —"

Es war, als ob von Tag zu Tag in Unnütz das Herz höher schlüge und ihre Augen freudiger leuchteten. Und eines Abends, als Großmama und Mademoiselle bei ihrem Spielchen saßen, flog Unnütz, die mit den andern Gute Nacht gesagt hatte, plötzlich wieder herein. Ohne ein Wort zu sprechen, legte sie ein fein eingebundenes Büchlein vor Großmama hin und einen Briefumschlag. Und rasch, wie sie gekommen, lief sie wieder davon.

Mama Grossi aber las die groß auf dem Umschlag stehenden Worte: „Für Rebach." Und als sie den Brief öffnete, glitten ihr zwei Tausendmarkscheine in die Hand.

Auf dem Büchlein aber stand in goldenen Buchstaben:

Meile
Die Geschichte einer Glücklichen
Von U. von Rebach

Im Gemach feierliche Stille. Ein Drehen und Wenden dieses Büchleins. Wiederholte Versuche zu lesen, die immer wieder mißlangen, weil die Augen trotz der Brille so ganz und gar versagten —

„Cassalele," sagte Mama Grossi, „des isch jetzt noch die allergrößt Freud in mei'm Lebe —"

*

Das also war das große Geheimnis, das Unnütz all die Zeit her mit sich herumgetragen. Sie hatte Großmama überraschen wollen. Und was diese auch sagte, wie sehr sie sich dagegen auflehnte, den ganzen Erlös ihrer Arbeit gab Unnütz für Rebach hin.

„Großmama," bat sie, „laß mich doch — mir hat so oft geträumt, ich hätte von der Heimat fort müssen — da war mir zum Sterben."

„Wer hätt das gedacht, Cassalele," sagte Mama Grossi bei Tisch, „daß es unser Unnützle isch, die einmal das meiste für Rebach tut —"

„Nun, die Hälfte kommt doch auf Hesperus," meinte Krabb, „denn er hat alle orthographischen Fehler korrigiert und alles Geschäftliche besorgt —"

„Aber Krabb, wie kannst du —"

Der Schullehrer war dunkelrot geworden.

„Ja, du bist zu bescheiden, ich muß dir immer das Wort reden —"

„Da hast du ganz recht," nickte Unnütz der Schwester zu, „ich hätte gewiß mein ‚Meile' nirgends angebracht ohne Hesperus."

„Und mit deinen orthographischen Fehlern," beharrte Krabb.

„Du mußt nicht vergessen, Weibele," sagte Hesperus, „die Hauptsache ist das Werk. Ich kann nichts korrigieren und nichts anbringen, sobald das Werk nicht da ist."

„Seht ihr, wie bescheiden er wieder ist," grollte Krabb, „immer stellt er sein Licht unter den Scheffel."

„Ja, das leid du ja nit, Krabb," sagte Großmama, „auch daß er sein Aeußeres so vernachlässigt, darfsch du nit leide. Dein Mann isch schon einen Krage und ein Krawättle wert."

Hesperus kam in große Verlegenheit.

„Zu Haus," stotterte er, „haben wir in Hemdsärmeln gegessen; 's war halt gar einfach bei uns zu Haus —"

„Das isch kei Schand," fiel ihm Mama Grossi in die Rede, „wir habe auch kei Tischtuch g'habt im Herregäßle. Aber später, wenn man eins

hat, muß man sich ein bißle danach zu richte suche —"

„Die Welt isch e Lustspiel," erklärte Mama Grossi des Abends beim Zubettgehen, „der Hesperus kommt mir vor wie einer, der sich zwische die himmlisch und irdisch Lieb g'setzt. Die eine sorgt für sein Behage, die andre für seine Seelennahrung. Hasch nit schon gesehe, Cassalele, wie er sich hinlunscht, wenn er mit seiner Krabb z'sammesitzt? Aber beim Unnützle, da isch sein Rücke so grad wie e Kerz. Das Kind! Das Kind! Die halb Nacht freu ich mich auf die hungrige Auge, die frage und frage und nie g'nug kriege —"

Zwei Künstlerseelen hatten sich in Großmutter und Enkelin gefunden.

„Weisch," plauderte Mama Grossi, „ich hab immer g'wußt, daß was in dir steckt, aber ich hab g'fürchtet, 's isch 's Theater — du glaubsch nit, Unnützle, wie eine Lascht hat's auf mir gelege —"

„Aber Leithammel," wollte Unnütz einwenden.

„Die kann sich helfe," fiel ihr Großmama ins Wort, „die wär unglücklich in der Untätigkeit — die wachst im Kampf, du gingsch zugrund. Mit alle Fäserle hängsch du an der Heimat. — Wirsch zwar deiner Lebtag ein arms Poetle bleibe, so wie sie früher in ihre Dachstüble g'sesse sind — denn du hast keinen Ehrgeiz, kei Schneid. — Aber wenn du nur zufriede bisch, des isch d' Hauptsach —"

Als die Stunden der Enttäuschung kamen und die junge, zage, von ihrem ersten Erfolg noch so bewegte Seele verzweifeln wollte — denn auf dies erste Buch, von dem es in einer Kritik hieß: „Wer die Geschichte eines ‚Meile' geschrieben, darf sich an die Seite unsrer ersten Schriftsteller stellen —" auf dieses erste Buch folgten Mißerfolge auf Mißerfolge. Mit nichts war der Verleger zufrieden.

Denn nicht immer wie bei „Meile" reichte das Geschaute allein. Da und dort, fast überall fehlte das Letzte. Wohl fühlten ihre Liebenden und sprachen mit einer Leidenschaft, einer Innigkeit, wie ein in alle Geheimnisse des Fühlens Eingeweihter nicht tiefer und heißer die Liebe hätte schildern können. Wenn es sich indes um die realen Angelegenheiten einer solchen Liebe handelte, bewegten sich die Begriffe des jungen Mädchens in einer Welt, die nicht existierte.

„Schatzele, du bisch e Esele," lachte Großmama ihr trübseliges Unnützle aus, „hasch g'meint, das geht grad nur so klipp und klar mit deiner Dichterei weiter? In keinem Künstlerberuf geht's klipp und klar, sondern 's isch ein ewigs Nauf und Nunter und Hin und Her. Alle miteinander, die wir eine Kunscht treibe — kein Augeblick stehe wir auf sicherem Bode. Ich darf wohl sage, — mein Humor hat keine vor mir g'habt und wird auch sobald keine nach mir habe. — Und doch, wie oft isch's vorkomme — e neus G'sicht, e schöne Toilett — weiter nix. — Wer aber ihre Grossi im Stich g'lasse, das ware meine liebe Residenzler. Oder 's hat sich irgendein blutjungs Bürschle hing'setzt und in unklare Worte bewiese, daß eine meiner beschte Leistunge weiter nix als eine Schnarre war. Das muß man alles trage, alles schlucke lerne. — Nunter mit, und wenn man fascht verstickt, weg über die Dorne am Bode und wenn sie die Füß blutig ritze —

‚Alle Gewalte zum Trotz sich erhalte —',

Wenn der Goethe weiter nix g'sagt hätt, verküsse tät ich ihn, wenn ich ihn hätt. — Jetzt schreie sie freilich, meine Residenzler, und greine mir nach. — Wär ich aber bliebe — ‚die alte Grossi isch nimmer zum Ansehe' — tät's heiße. So sind sie, die Mensche. — Man darf sie nit ernscht nehme — so weit muß man komme, dann isch 's Dasein, wenn man sonst noch e gute G'sundheit hat und sein Auskomme und e paar liebe Leut, eine Gab Gottes, die man nit hoch g'nug schätze kann —"

*

Eines Tages sagte sich Krabb: „Großmama ist verändert.“

In einer dunkeln Ecke des Korridors teilte sie Mademoiselle diese Wahrnehmung mit.

Und die Französin nickte weinend:

„Sie schüttet heimlich ihren Kaffee aus, damit ich nicht merken soll, daß sie ihn nicht trinkt.“

Die beiden gingen in die Küche, um mit Ernstin wegen Großmamas künftiger Kost zu verhandeln.

Die Magd schluchzte in ihre aufgehobene Schürze:

„J merk's scho lang — sie ißt nimmer recht — 's isch nit guet in dem Alter — 's isch nit guet —“

„Krabb,“ sagte Großmama eines Tages, als ihr die Enkelin ein Kraftsüppchen aufs Zimmer brachte, „du bisch 's gebore Mütterle, deine Bube kriege's einmal gut —“

„Meine Buben,“ rief Krabb in heller Freude aus, „glaubst du wirklich, Großmama?“

„Zuversichtlich,“ nickte diese, „ich hab's so in mir — du kriegsch lauter Bube, und der Hesperus wird nit ruhe, bis sie alle Professore sind —“

Unnütz eilte in diesem Augenblick singend durch den Gang:

„Und kommt das Manuskript zurück,“

tönte es in die Stube,

„Dann ist es aus mit allem Glück!
Heidegale! Heidegale!“

„Großmama, glaubst du, daß Unnütz jemals vernünftig wird?“ fragte Krabb.

„Nein, aber dafür bisch du's für zwei; du hasch überhaupt alle meine Erwartunge übertroffe, Krabb!“

„Nachdem du auf mich am wenigsten gehalten, Großmama,“ meinte die junge Frau in etwas gekränktem Tone, „du hast immer gemeint, Leithammel bringt es am weitesten.“

„Ich kann dir nit helfe,“ sagte Mama Grossi, „aber ich mein's noch heut. Sie hat's nur schwieriger und braucht darum länger. Du gehsch deinen einfache, gerade Weg, und so isch's recht. Bei dir heißt's immer: g'schafft. In der Kunscht geht die Sach nit so glatt. Wenn man in zwei Welte lebt, so isch's kein Wunder, daß man im g'wöhnliche Lebe manchmal fünfe grad sein laßt. Drum leg ich dir 's Unnützle ans Herz. Ich hab auch immer jemand braucht, der für mich g'sorgt hat. 's gibt halt so Leut, die Zeit ihres Lebens ein Mütterle habe müsse. Du bisch mei letzt's, Krabble —“

Unnütz, die allein nichts von Großmamas Veränderung bemerkte, kam eines Tages strahlend ins Zimmer gestürzt:

„'s was was,“ jubelte sie, einen Brief vorzeigend, „mein letztes Geschichtle war was, Großmama —“

„Da hat mein Schatzele keinen Wunsch mehr,“ freute sich diese.

„O doch,“ sagte Unnütz und sah ihr bittend in die Augen, „Leithammel wieder zu sehen —“

Ueber Mama Grossis Antlitz flog ein Schatten.

„Was kann ich mehr tun, als immer und immer wieder schreibe: Komm —“

„Du kannst sie holen, Großmama,“ flüsterte Unnütz.

Mama Grossi sagte nichts, aber es war so, als atme sie schwer; sie wollte es nur nicht Wort haben und sah zum Fenster hinaus. Plötzlich wandte sie sich um, nahm ihr Unnützle in die Arme und küßte es unter Tränen. —

„Weisch 's allerneust,“ sagte sie des Abends beim Auskleiden zu ihrem Cassalele, „morge reise wir, 's Unnützle und ich. Wir wolle de Leithammel hole. Gelt, Cassalele, du packsch mir — mei blaus Kleid, mei brauns und mei dunkelkarrierts mit 'm helle Einsatz — Hüt nur zwei. — Ich kann dir gar nit sage, wie mich der Gedanke aufregt — mei Leithammel — mei Leithammel —“

Mama Grossi war dunkelrot im Gesicht. Sie atmete schwer:

„Gelt, du packsch mir, gelt, du packsch mir —“ wiederholte sie immer wieder.

„O Madame,“ entsetzte sich die Französin, „eine so weite Reise — Sie und

Unnütz allein — das geht nicht — das kann ich nicht verantworten. — Ich werde mit Ihnen reisen. — Ich bin ja im Reisen so bewandert — wenn man von Paris gekommen ist — denken Sie doch, Madame, von Paris —"

Da lachte Mama Grossi — o, wie sie lachte —

„Daß wir nur ums Himmels wille nit ganz wo anders hinkomme, Cassalele, wir drei Weise aus dem Morgenland — daß wir nur nit wo anders hinkomme —"

Und Mama Grossi kam in der Tat ganz wo anders hin als sie gewollt. — Schon in der Nacht hatte sie ihre Reise angetreten, allein und unbemerkt. Ohne sie zu erschrecken, hatte der Todesengel diese heitere Seele aus ihrem irdischen Schlaf in den ewigen hinübergeleitet.

*

Dann sah man noch eine kurze Zeit die kleine, nun ganz schiefe Gestalt der Französin in aller Morgenfrüh durchs Dorf zum Gottesacker schleichen. Des Abends aber öffnete sie ihren großen, uralten Holzkoffer und strich mit zitternder Hand über das schwarze, sorgfältig ausgebreitete Seidenkleid hin. In diesem schön und würdig gefalteten Kleid wollte das Cassalele ihre letzte Reise ins Jenseits zu ihrer geliebten Madame antreten.

*

Winterstille im Dorf. Keine Seele weit und breit. Im Schnee nur die Fußtapfen des Postboten. Ein paar Raben auf dem Dach des Nachbars. In Stroh gewickelte Brunnen. Dann und wann eine Bäuerin, bis an die Nase in ein Tuch gehüllt — das war das Dorfbild bis zum Schlusse der Schule. Dann ein paar jauchzende Kinderstimmen — fliegende Schneeballen — davonziehende Raben. — Gleich darauf abermalige Stille — eine so große Stille, daß man den Schnee auf die weiße Decke am Boden fallen zu hören glaubte —

An einem Fenster des Herrenhauses eine schwarze Gestalt mit rotgeweinten Augen, die trostlos einen Stützpunkt in dieser Öde suchten —

Unnütz ohne Großmama und Mademoiselle — denn Großmama und Mademoiselle, die waren für sie eins — die waren für sie die beiden Menschen, an denen sie von Kindheit an mit der ganzen Kraft ihrer Liebe gehangen.

Sie pflegte die Räume, in denen die Teuern gelebt, als müßten sie jeden Augenblick wieder hereintreten. An dieser oder jener Tür machte sie Halt und wartete. Sie verbrachte die Abende in Einsamkeit und Sehnsucht.

Krabb kam herüber, auf jedem Arm einen schreienden Buben.

„Willst du nicht die Zwillinge ein wenig hüten, Unnütz, ich muß kochen weil Ernstin wäscht."

„Könntest du mir nicht ein paar Windeln säumen, ich weiß mir nicht zu helfen vor Arbeit —"

Immer wieder versuchte sie, die Schwester in ihr tätiges Leben hereinzuziehen.

Tat Unnütz, was von ihr verlangt wurde, kam Hesperus.

„Um Gottes willen, wie richten dir die Kinder die Stube zu! Du wirst nicht fertig mit dem wilden Volk —"

Und er nahm die „Professoren", wie er seine Knaben nannte, beim Wickel.

„Versuch's, etwas zu schreiben, Unnütz," riet er.

Sie versuchte es. Umsonst. Um nicht allein zu sein, ging sie des Abends hinüber.

Hesperus las seiner jungen Frau einen Artikel über die Ueberwinterungsperiode der Bienen vor oder über Obst- und Weinbau.

Wenn Krabb um acht Uhr zu ihren Kleinen ging, suchte Hesperus Unnütz für die Dinge zu interessieren, die in der Welt vorgingen, und las ihr aus der Landeszeitung vor.

Der Schnee schmolz, und als die Amseln zum erstenmal sangen, läuteten sie im Dorf das Totenglöcklein. In der

nächsten Nachbarschaft des Herrenhauses trugen sie den jüngsten Sohn zu Grabe.

Unnütz, die überall Gast war, wo Freud oder Leid im Dorfe Einkehr hielt, Unnütz raffte sich auf und suchte die Nachbarn heim.

Die Beerdigung war vorbei. Die ganze Verwandtschaft und das halbe Dorf füllten die zwei Stuben der Leidtragenden. Es wurde geweint und geschluchzt.

Dann plötzlich flogen Messer und Gabeln auf den Tisch, die alte Bäuerin trug eine mächtige Suppenschüssel herein, ihre Tochter kam mit Tellern und Löffeln. Es war eine Nudelsuppe mit einem großen Stück Rindfleisch.

Der alte Bauer fuhr sich mit dem Rockärmel über die Augen, die bitterlich geweint hatten, langte mit der Gabel das saftige Stück Fleisch aus der Suppe und tranchierte es auf einem Hackbrett. Jeder der Gäste kam mit seiner Gabel und langte zu.

Auch die Mutter weinte nicht mehr, sondern tat wie die andern und aß mit Lust.

Als die Suppenschüssel geleert war, nahm die Bäuerin sie hinaus und brachte sie frisch gefüllt wieder herein. Diesmal stak ein großes Huhn darin. Dann kam noch Schweinebraten mit Sauerkraut.

Es war wenig gesprochen worden während der Mahlzeit.

Von Zeit zu Zeit hatte der alte Bauer einen Hustenanfall.

Als sie alle satt waren und die Teller von sich schoben, schaute die Mutter ihre älteren Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, die sie seit vielen Jahren nicht gesehen, der Reihe nach an.

„Ihr sin au Leut worde," bemerkte sie, „gelt, Vadder?"

„Jo, jo," nickte er.

„'s muß halt e Leich sein, daß mer sich wieder emol sieht," meinte einer der Söhne.

„Der letzt Pfennig isch aufgange für den Leicheschmaus. Das isch uns unser Jüngster wert —" sagte die Mutter.

Ein paar dicke Tränen liefen ihr über die Wangen.

Dann erkundigte sie sich bei ihren Kindern:

„Sin ihr au g'sund?"

Diese nickten. Und da der Bauer wieder hustete, meinte eines der Mädchen:

„Der Vadder hat's au bös —"

„Wer lang lebt, hustet lang," meinte der Alte, worauf sie alle lachten.

Ebensoschnell wie aufgedeckt worden war, ebensoschnell wurde der Tisch geräumt. Nur der Krug mit dem sauern Wein blieb stehen.

Die Leute rückten enger zusammen. Mitten unter ihnen Unnütz, die sich nicht rührte, sondern nur schaute.

Der neue Schullehrer, städtisch gekleidet, der in Rebach einen Gesangverein gegründet, begann jeder Stimme den Ton anzugeben:

„Brü, Brü, Brü, Brü, Brü, —"

Alsdann setzten die andern ein:

„Brüder, reicht die Hand zum Bunde,
Diese schöne Feierstunde
Führ uns hin zu lichten Höhn —"

Stundenlang saßen sie und sangen Lied um Lied. Der älteste Sohn füllte immer wieder den Krug, der alte Bauer hustete sich nach jedem Lied fast die Seele heraus.

„Mann," sagte die Bäuerin, „nimm e Bröckele Zucker in Mund."

Der Bauer öffnete die Tischlade und holte die uralte, verbogene Zuckerbüchse heraus.

Als er sie öffnete, war sie leer.

Da klappte er sie ruhig zu, stellte sie an ihren alten Platz und nahm mit seiner heißeren Stimme den Gesang wieder auf.

„Mann, hol dir ein Bröckele Zucker aus der Kommod," sagte die Bäuerin, als der Bauer von neuem hustete.

Er stand auf, öffnete die Schublade der Kommode und holte eine blaue Düte heraus.

Da sie alle gerade anstießen und der Schullehrer eine Rede hielt, merkte

niemand außer Unnütz, daß auch die Düte leer war.

Ohne ein Wort zu sagen, legte der Mann die Düte an ihren alten Platz und kehrte zum Tisch zurück.

Es wurde Abend. Sie hatten ihre Lieder wieder und wieder gesungen, und ihre Augen glänzten vom Wein. Lebhaft besprachen sie die Arbeit des kommenden Tages, und fröhlich und guter Dinge gingen sie auseinander.

Da war Unnütz, als höre sie Großmama sagen: „So isch's recht — so muß es sein! Das isch g'sund!"

Und zum erstenmal seit Großmamas Tod hielt Unnütz wieder Umschau in der Welt. Die leere Zuckerdose fiel ihr ein, die leere Düte, und wie der Mann, der nichts fand, kein Wort der Ungeduld, des Unmuts geäußert. Das schlichte Erlebnis nahm Gestalt an in ihren Augen, es wurde ihr zum Symbol. Zum Symbol der Menschen, die immer suchen und suchen und nicht finden.

Am andern Morgen, als sie im Dorfe die Arbeit wieder aufnahmen, als ihr Pflug tiefe Furchen durch die dunkelbraune Erde zog, deren herber Geruch bis ins Dorf drang, da saß auch Unnütz wieder bei der Arbeit. Glühend vor Eifer, durchdrungen von allem, was sie erlebt, schrieb sie die Geschichte der drei Bürgermeister zu Rebach. Die heiterste Geschichte, die sie je geschrieben, aus der alle Gedanken und Empfindungen und Frische der Großmama sprach.

Und eines Tages hielt Unnütz wieder ein paar hundert Mark in den Händen.

Das erste, was sie tat, war, einen Teil ihres Honorars an Leithammel zu schicken. Das übrige Geld legte sie in ihres Schwagers Hände.

„Oh," frohlockte Krabb, „wie kommt uns das eben so gut!"

„Was fällt dir ein," fiel ihr Hesperus in die Rede, „nicht einen Pfennig rühren wir an. Was sich Unnütz erwirbt, werde ich für sie beim Bankier anlegen."

Unnütz wollte nichts davon wissen. Auch Krabb schmollte. Hesperus blieb fest.

Auch von Leithammel kam das eingesandte Geld der Schwester wieder zurück.

Von diesem Geld bekam Hesperus nichts zu sehen. Aber Krabb, die Armen im Dorf und Ernstin hatten einen guten Tag.

Aus dem ehemaligen Rauhbein war mit der Zeit eine würdige Alte geworden, auf deren Antlitz Tüchtigkeit und Treue die Spuren der früheren Brutalität verwischt.

Der selige Baron hatte sich immer der unwirschen Person geschämt, die, wenn zuweilen ein Besuch ins Herrenhaus kam, mit bäuerischer Unmanier Red und Antwort stand.

Seit Großmamas Tod hatte Ernstin selten mehr das schwere eichene Tor für einen Besuch zu öffnen. Niemand von des Barons Sippe erinnerte sich mehr seiner Nachkommenschaft. Die Rebächle mit ihrem herrlichen Haarschmuck, die, gleich geringer Leute Kindern, ihr Brot verdienen mußten, hatten aufgehört, zu den Standesgenossen ihres Vaters zu zählen.

Unnütz nahm ihr früheres Leben wieder auf. Sie verkehrte mit den Dorfleuten oder verweilte sich im Wald. Sie saß stundenlang droben im Schwalbennest und träumte. Zuweilen aber schaute sie über ihr Dörflein weg in die ferne duftige Rheinebene. Und sie sehnte sich. Sie sehnte sich nach einer Seele, mit der sie sich hätte aussprechen können, so wie sie sich mit Großmama ausgesprochen hatte. Hesperus konnte ihr die Rätsel des Daseins, die immer zahlreicher vor ihrem fragenden Blick auftauchten, nicht länger lösen. Hesperus hatte keine Zeit mehr. Seine Seele war von einer neuen Sehnsucht erfüllt: meine Söhne müssen studieren.

Im Schweiße seines Angesichtes tat er sein Tagwerk, und neben ihm Krabb, voll aufgeblüht, ausdauernd, niemals müde. — Und wie ihr Mann hatte

auch sie keinen andern Gedanken als: unsre Buben müssen studieren.

So kam's, daß sie immer wieder versuchte, Unnütz die Büblein aufzuladen. Und Hesperus, dem die Arbeit über den Kopf wuchs, holte seine „Professoren" nicht mehr wie früher aus der Schwägerin Zimmer. Aber Ernstin holte sie. Energisch packte sie die kleinen Wilden beim Schopf und brachte sie in die Küche.

„Will euch pariere lehre," drohte sie ihnen, „ihr seid nit von Adel — g'wöhnlichs Volk seid ihr und müßt Hieb habe."

Und eines Tages kam die Antwort auf die vielen Seufzer, die Unnütz in die Ferne gesandt. Eine Seele suchte sie auf in ihrer Einsamkeit. Unnütz hielt einen Brief in der Hand, einen Brief voll Anerkennung für ihr letztes Buch, das der Schreiber das volkstümlichste Buch nannte, das er seit lange gelesen. Auf das liebevollste ging er auf alle Einzelheiten der Erzählung ein, unterschob der Verfasserin Absichten und Kenntnisse, von denen sie keine Ahnung hatte, sprach von ihrer Metaphysik, wollte wissen, welchen Lebensweg sie gemacht, um zu der großen Naturphilosophin zu werden, die aus ihrem Buche spreche, und bat sie um ein reichliches Material von Lebensnotizen, da er beabsichtige, einen Aufsatz über das Buch zu schreiben.

Er nannte sich Doktor Eduard Forhard.

Unnütz glühten die Wangen. Sie las und las. Was hieß Metaphysik, was wollte er mit den Worten: physiologisch und philologisch —

Es blieb ihr nichts andres übrig, sie mußte Hesperus fragen.

„Das hab' ich einmal alles gewußt," meinte er nachdenklich, „aber ob ich jetzt noch imstande bin, dir die Sache klar darzulegen —"

Er versuchte es.

Aber viel Klarheit brachte ihr die Umschreibung der nie gehörten Worte nicht.

Sie gestand dies in ihrer Antwort, in der sie schlicht und offen von ihrem Leben sprach, mit einem leisen Ansatz von Humor, der sich noch nicht recht getraute, seine Schwingen zu regen. Sie schrieb voll Demut an den großen Mann, der so freundlich sein wollte, sich für ihr Leben zu interessieren. Großmama war der Hauptinhalt ihrer Lebensnotizen.

Sie konnte zufrieden sein mit dem Eindruck ihres Briefes. Doktor Forhard schrieb wieder und wieder. Er schickte ihr Bücher und Bücher. Er lockte ihr alles Liebe und Reizende aus der Seele, und seine Teilnahme war so überzeugend, daß Unnütz mehr und mehr ihre Scheu überwand und dem neuen Freunde ihr innerstes Denken kundgab.

Sie war glücklich, überglücklich! Hatte sie nicht schon, noch ein Kind fast, an diesen Freund gedacht, als sie die Futterkiste im Stall mit ihren Gedichten anfüllte!

Alles erfuhr sie nun — woran es ihr fehlte — woran die Schuld lag, daß so viele ihrer Arbeiten mißlangen —

„Da und dort," schrieb er bei Besprechung ihrer Schriften, „eine entzückend geniale Idee, ein herrlicher Humor. — Und doch das Ganze kein Kunstwerk. — Es ist bei Ihnen so: Wächst Ihnen die Form aus dem Stoff heraus, so gibt es etwas Ausgezeichnetes. Müssen Sie aber erst die Form an den Stoff heranbringen, so hapert's —"

Sie fühlte sich wachsen unter der Leitung dieses Mannes. Aber nicht immer verstand sie, was er meinte. Sie klagte ihm ihr Leid, er setze zuviel voraus, sie sei zu dumm, um ihn ganz zu verstehen.

Forhard hatte in seinen Briefen von seiner Mama gesprochen.

Eines Tages kam ein Brief von dieser Mama. Sie und ihr Sohn seien übereingekommen, was Unnütz hauptsächlich fehle, sei die Erfahrung. Ein Schriftsteller, der nichts von der Welt

wisse, könne auf die Dauer unmöglich produzieren. Nur aus dem Kontakt mit Menschen könne man Menschen schildern. Und Mama Forhard lud Unnütz ein, den nächsten Winter bei ihr zuzubringen.

Rebach verlassen! Von Rebach fortgehen — weit, weit bis in den fernen Norden. — Unmöglich. — Und doch —

Schwer, nur mit der größten Mühe entschloß sich Unnütz, ihren Angehörigen die Einladung mitzuteilen.

Hesperus nickte: „Das tät dir gut, das tät dir gut, man muß etwas von der Welt wissen, wenn man Geschichten erzählen will.“

Krabb erklärte: „Du mußt dich vor allen Dingen nach diesen Leuten erkundigen, Hesperus. So ins Blaue hinein lasse ich Unnütz nicht reisen.“

Hesperus war in Beziehungen mit einem Gymnasialprofessor in Freiburg. Von diesem erfuhr er, Forhard sei Privatdozent an der Universität in B. gewesen. Jetzt sei er Privatgelehrter. Er und seine Mutter, eine Geheimratswitwe, mit der er zusammen wohne, lebten in guten Verhältnissen.

Das also war in Ordnung. Aber die Reise!

Unnütz und Krabb waren nie weiter als bis zu der kaum zwei Stunden von Rebach entfernten Residenz gekommen.

Jeden Abend erklärte Unnütz: „Ich reise nicht —“

Und Krabb atmete auf, und auch Hesperus fiel es wie ein Stein vom Herzen.

Dann in der Nacht konnte Unnütz nicht schlafen. Immer wieder kam ihr die Vorstellung:

‚Ein Mensch, der mich ruft — ein Mensch, der mich an der Hand nehmen und mir die Welt zeigen — der mich alles lehren will, was ich nicht weiß —‘

Aber das war es nicht allein, die Hauptsache war — die große, große Sehnsucht nach diesem Menschen, der ihr keine Ruhe mehr ließ und sie Tag und Nacht begleitete —

Eines Tages erklärte Unnütz: „Ich reise —“

Da weinten sie alle drei, und Hesperus preßte hervor:

„Ich fahre mit. Ich bringe dich hin —“

„Nur bis zur Bahn,“ fiel ihm Unnütz ins Wort, „ich fürchte mich nicht, allein zu reisen,“ log sie.

Krabb atmete auf.

Der uralte Holzkoffer von Mademoiselle wurde hervorgeholt, und Unnütz packte ihr bißchen Zeug hinein, das ihn kaum zur Hälfte füllte.

In der Frühe sollte Ernstin den Koffer ins Städtchen zur Bahn fahren.

In einem seltsamen Aufzug erschien die alte Magd. Ihre sämtlichen Röcke hatte sie an, einen über dem andern. Darüber die fadenscheinige Mantille der seligen Mademoiselle und auch ihr Hütchen, das auf dem breiten Gesicht der Magd wie ein Tüpflein saß.

Wuchtig trat sie aus dem Haustor, unter dem die Geschwister, in Tränen zerfließend, Abschied nahmen.

Als Krabb beim Anblick Ernstinens in hellem Entsetzen in die Worte ausbrach:

„Aber um Gottes willen, wie sehen Sie denn aus!“ wurde ihr die Antwort zuteil:

„Ich laß mei gnädigs Fräule nit allei in d’ Fremd reise — ich hab mich stattlich ’rauspuzt, damit’s die Leut sehe, die isch e Fräule ‚von‘ und hat ihr Bedienung —“

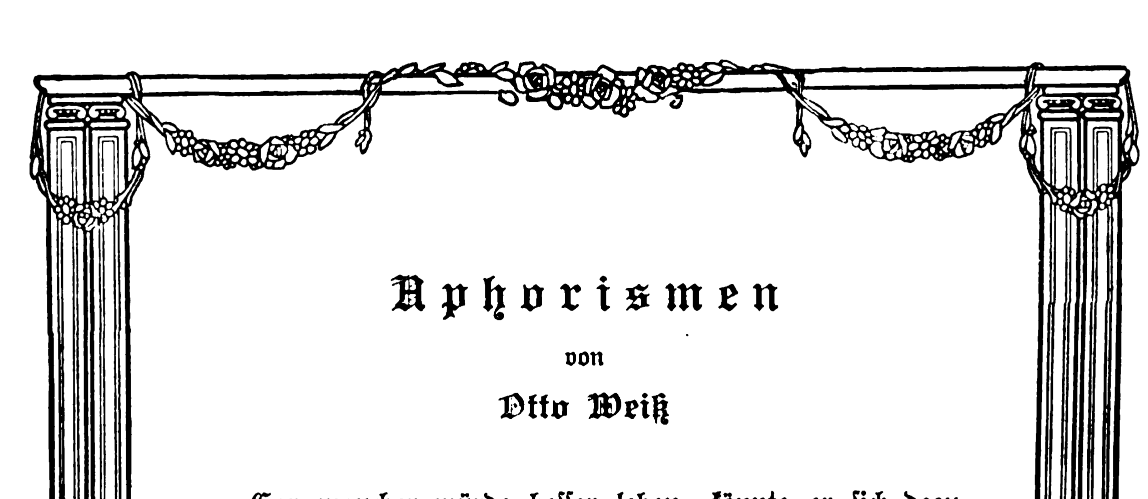
Damit nahm sie ihren Karren mit dem Koffer auf:

„Hab mich g’nau erkundigt,“ rief sie zurück, „bin morge um zehne wieder do —“

Damit fuhr sie davon.

Hinter ihr drein schritt Hesperus im Sonntagsgewand, das ihm zu eng geworden war, und Unnützlein, dem der Gedanke, nicht allein reisen zu müssen, Schwingen verlieh.

(Schluß folgt)



Aphorismen

von

Otto Weiß

Gar mancher würde besser leben, könnte er sich dazu entschließen — weniger Geld zu verdienen.

*

Solange sich zwei Menschen gleichgültig sind, können sie leicht miteinander auskommen; fühlen sie aber erst einmal Neigung zueinander — oder gar leidenschaftliche Liebe — dann ist's aus mit der ungetrübten Harmonie!

*

Es gibt so viel Gemütlose, die für Blumen schwärmen!

*

Geistige Ueberlegenheit erregt Haß — soziale noch mehr — am meisten aber moralische.

*

Die Hand, die ihm zum Frieden geboten wird, nimmt mancher nicht eher an, ehe sie ihn nicht geschlagen hat.

*

Viele haben nicht den Mut, eine Bitte abzuschlagen — aber den Mut, sie unerfüllt zu lassen.

*

Ein Mißtrauischer sagte: „Wenn die Leute gezwungen sind, ehrlich zu sein — dann soll man ihnen volles Vertrauen schenken.“

*

Ausspruch eines Skeptikers: „Unter allen Arten von Liebe ist die glücklichste — die hoffnungslose!“

*

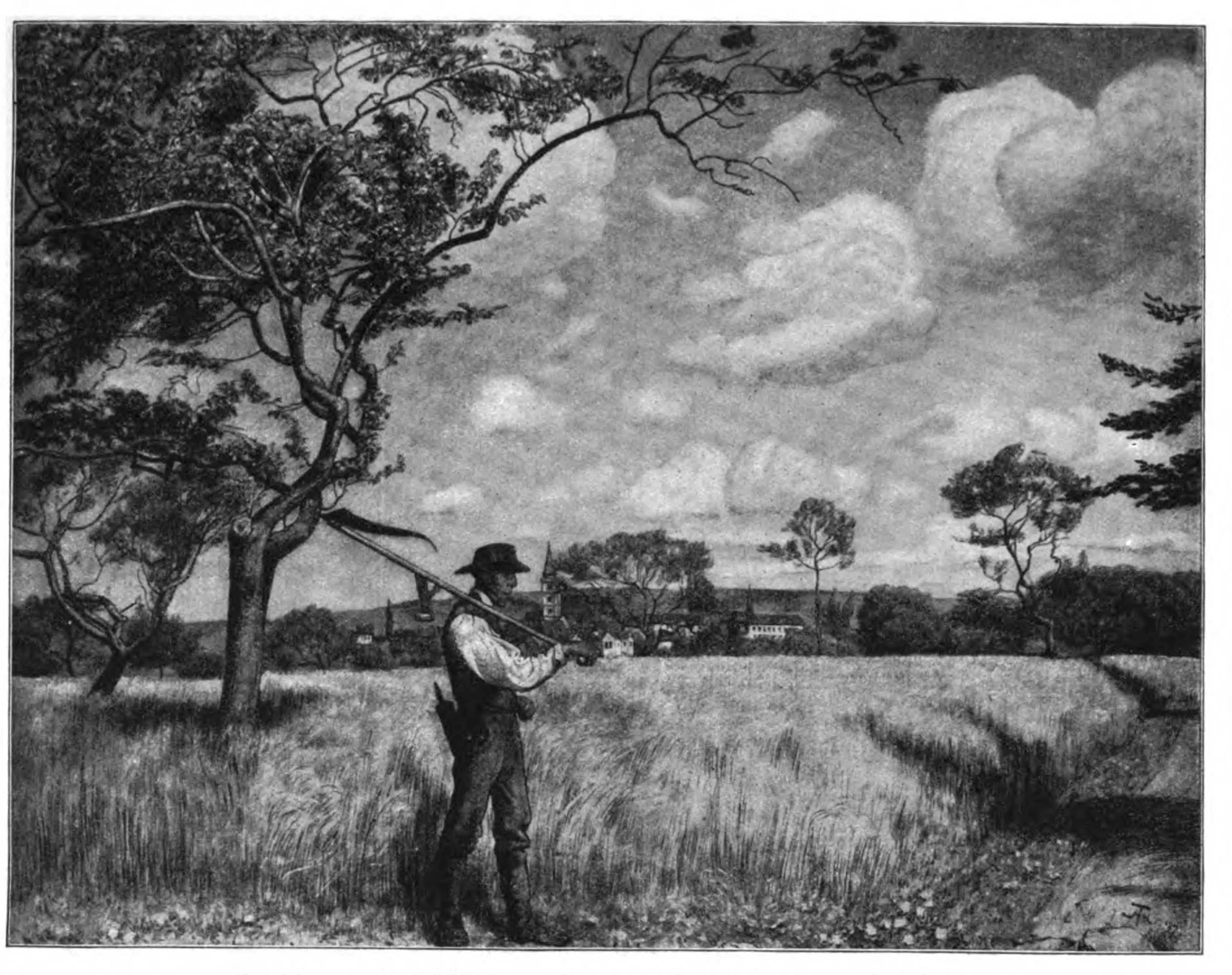
Wenn jemand für eine Idee kämpft, leidet, stirbt: beweist das, daß sie richtig ist?

*

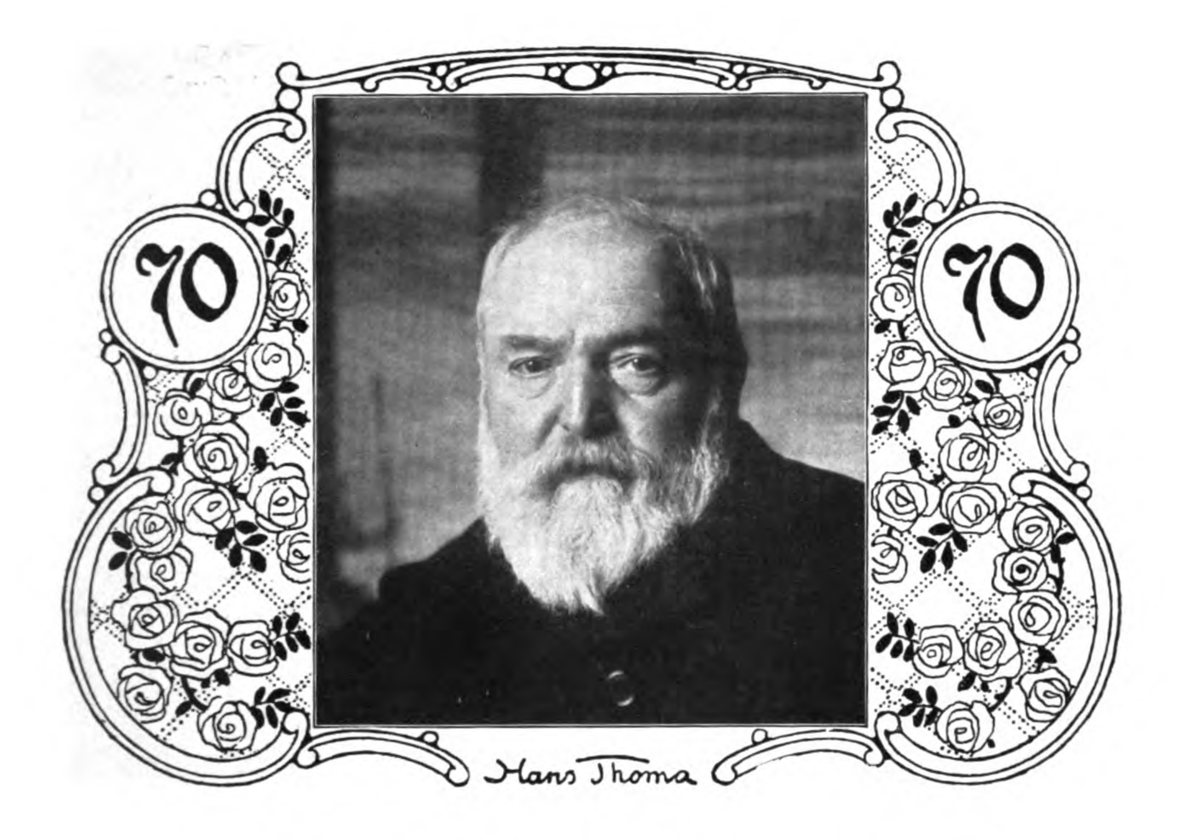
Jemand meinte: „Ihre Gedanken zu verbergen, das sollten vor allem jene verstehen, die keine haben.“

*

Gewöhnlich faßt ein Mensch unfreiwillig den Vorsatz, freiwillig aus dem Leben zu scheiden.



Hochsommerlandschaft. Nach einem Gemälde von Hans Thoma



Zum 70. Geburtstag Hans Thomas

Des Meisters Landschaften

Von

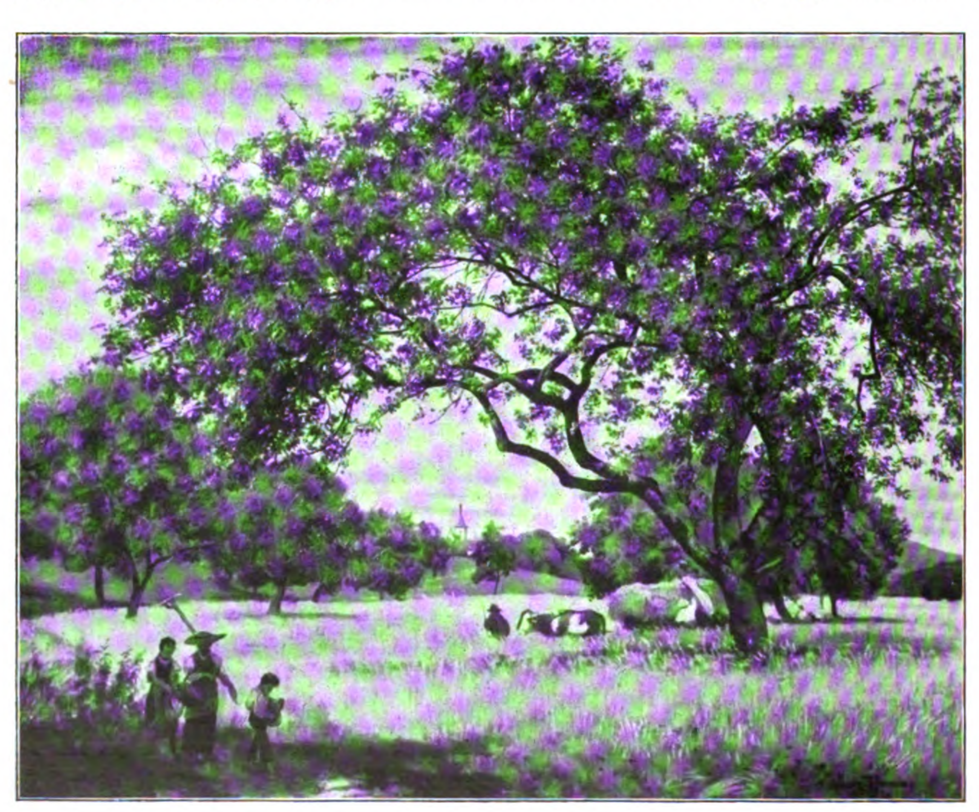
Henry Thode *)

(Hierzu ein Porträt und elf Abbildungen von Gemälden)

Als das Element, welches dem gesamten Schaffen Thomas seine grundlegende Einheit gibt, ist, entsprechend dem Geiste der germanischen Malerei überhaupt und dem der neueren im besonderen, die Landschaft zu bezeichnen. Mag sie selbständig erscheinen, mag menschliches Dasein in sie einbezogen sein, immer ist sie der Ausdruck der großen, von der menschlichen Seele mystisch erfaßten, allumfassenden Harmonie der Welt und ihrer geheimnisvollen Gesetzmäßigkeit, die Spiegelung innerer Gefühlsvorgänge in äußeren Erscheinungen. Alle treue Naturauffassung hat nicht den Zweck virtuoser Nachbildung, sondern jenen, die Gemütsstimmung, aus der diese hervorgegangen, festzuhalten und andern mitzuteilen. Die Eindrücke werden nicht gewollt und gesucht, sondern die empfangenen bewirken mit Notwendigkeit die künstlerische Gestaltung. Und Eindrücke sind für diesen Künstler nicht bloß Sensationen, sondern durch Sinnesempfindungen geweckte und mit ihnen sich durchdringende Gemütsbewegungen. Schön wird ihm die Erscheinung nur dadurch, daß sie die innere

*) Wir entnehmen die nachstehenden Ausführungen mit freundlichst erteilter Erlaubnis der Einleitung des in diesen Tagen zur Ausgabe gelangenden, 874 Abbildungen umfassenden Thoma-Werkes, das, herausgegeben von Henry Thode, als Band XV der bekannten Sammlung „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; Preis gebunden 15 M.) erscheint. Die Redaktion der „Arena".

Harmonie zum Erklingen bringt. Frei von jeder doktrinären Regel in Komposition, Licht und Farbe entdeckte er, kraft seines unmittelbaren Liebesverhältnisses zur Natur, überall neue Einheiten, d. h. neue Schönheiten — es ist begreiflich, daß man sie zunächst nicht verstand; man mußte sie erst durch ihn sehen lernen. Dann aber wurde man zu seinem Erstaunen gewiß, daß er ja nur alle Stimmungen veranschaulichte, die jeder fühlende Deutsche bei seinen Wanderungen, entzückt oder ergriffen, empfunden hatte. Die Wahl seiner Motive, der Farben, der Beleuchtungen verdeutlichte mit einem Schlage unbewußt von uns Erlebtes. So gewiß manche edle und innige künstlerische Bestrebung schon vor ihm diese Richtung eingeschlagen hatte, so neu und unabhängig war doch seine Entdeckung: das lange Verkennen seiner Kunst beweist es. Er war ein „Moderner", bewährte aber sein malerisches Schauen in einem ganz andern Sinne wie seine meisten Zeitgenossen, denn mit allen ihren Theorien, die zum Siege des neufranzösischen Virtuosenprinzips des L'art pour l'art führten und die Kunst zu einer Verstandesangelegenheit und zugleich zur Sinnlichkeitsausschweifung machten, hatte er nichts zu schaffen. Alle sinnliche Kraft der Anschauung, deren auch er sich, und zwar im höchsten Grade, freute, und eine verhehlte Meisterschaft, ja, wahre Virtuosität der Technik, wie sie keiner der andern besaß, machte er der seelischen Aufgabe der Kunst dienstbar. Sich in die Sklaverei der Natur durch direktes Abmalen ihrer Erscheinungen zu begeben, verschmähte er — schöpferisch frei aus tief sich einprägenden Eindrücken und auf Grund der in Studien gewonnenen gesamten Anschauungen zu gestalten, hieß für ihn Kunst. Nur so ja vermochte er, der beunruhigenden Willkür und Zufälligkeit der Erscheinungen entrückt, vereinfachend deren Uebereinstimmung und Ausdrucksbedeutung herauszubilden, d. h. künstlerisch wahr zu sein. Denn die künstlerische Wahrheit ist nichts andres als Gesetzmäßigkeit, und diese wird nicht durch Unterwerfung unter die Natur, sondern durch die Herrschaft des Geistes über die Natur erzeugt, und nur ihm



Hans Thoma: Sommertag



Hans Thoma: Kahnfahrt

wird die überraschende Glaubwürdigkeit der Darstellung verdankt. Welche Landschaften wären denn „naturwahrer" als die seinen, obgleich er sie mit Hilfe von zunächst nur leicht andeutenden Skizzen aus der Erinnerung geschaffen! Und obgleich sie einen ausgeprägten Stil, nämlich Gesetzmäßigkeit im Räumlichen, in der Farbe und im Licht besitzen!

Nichts bezeichnender für sein Künstlertum als die Antwort, die er auf die Frage, welche deutsche Landschaft auf ihn den stärksten Eindruck gemacht und wie dieser Eindruck auf sein Schaffen eingewirkt, gegeben hat: „Mir hat immer die Landschaft den stärksten Eindruck gemacht, in der ich mich aufhielt. Da ich zur Landschaft in meiner Eigenschaft als Maler auch die Wolken und das Himmelsblau — das atmosphärische Licht —, das Spiel der Schatten mit dem Lichte, die daraus hervorgehenden Farbenwirkungen, das Fließen des Stromes, das Wogen des Grases im wehenden Wind und noch viel dergleichen Dinge, die überall sind, rechne, so fand ich überall schöne Landschaft, die für mich eindrucksvoll war." So ist es denn, möchte man sagen, nicht eigentlich von entscheidender Bedeutung für die Erkenntnis des Wesens seiner Kunst, welchen Gegenden er seine Motive entnommen hat; es würde dasselbe geblieben sein, wenn sein Lebensschicksal ihn an andre Orte zu dauerndem oder längerem Aufenthalte geführt hätte; und es bezeichnete Mangel an jedem Verständnis, wenn man diesem freien und universellen Künstler als dem Schwarzwaldmaler seine abgegrenzte Stellung zuweisen wollte.

Eines aber darf zugegeben werden, daß der weite Himmelshorizont und das atmosphärische Licht seiner Heimat von vornherein seiner Anschauungsweise eine bestimmte Richtung im allgemeinen malerischen Sinn gegeben haben, und so wollen die Schwarzwaldlandschaften, nicht nur weil sie auf die weitaus frühesten Eindrücke zurückgehen, zuerst betrachtet sein. Einsame, kahle Höhen unter weit sich ausspannendem Himmel, von sanften Bergeslinien eingefaßt, mit vereinzelten Häusern, einem sich schlängelnden Wege oder Bach, der Blick von einer Höhe über Täler und Berge in weite Ferne, durch Tannen-

wald begrenzte Halden oder Wiesen, mit blühenden Wiesen bedeckte Mulden, sanfte Anhöhen, über die ein Weg führt und auf dem das Vieh weidet, ein an Sandabhängen vorbeifließender Bach, mit einzelnen Tannen bestandene Hügel, ein um eine Terrainsenkung sich herumziehender Weg — schlichtere Motive sind kaum denkbar; welche Stimmungen aber entlockt ihnen der Künstler, welche Reize verleiht er ihnen durch die verschiedenartigen Erscheinungen der Wolken, des Lichtes und der Farben! Was haben ihm nicht alles die über Steine rauschenden braunen Bächlein zu sagen, die durch blühende Wiesen, an Büschen, an Tannen vorbei in Frühling, Sommer und Herbst gleich munter dem Dorfe zueilen als geschwätzige Boten von den Waldeshöhen!

Mit ihm empfinden wir den bergenden Frieden der alten Bauernhäuser, die mit ihren Gärtchen und umfriedigten Viehweiden, jedes für sich, eine kleine Welt mit allen Freuden und Leiden des Menschenherzens bilden und deren Braun so kräftig und warm mit dem gedämpften Grün der Matten sich verbindet. Wir erleben den Winter, da rings alles unter weißer Decke begraben ist. Wir schreiten mit dem Jäger durch die feierlich ragenden Stämme des Waldes, mit dem Reiter über die Höhen, von denen der Blick über weite Höhen hinabschweift, wir ruhen mit den Kindern unter dem Schutz der einsamen Tanne droben über dem Dorf, mit den badenden Knaben erfreuen wir uns der lauschigen Kühle im Bach unter schattendem Gebüsch, durch das die Sonne sonnig schimmert, oder am Wasserfall, der in hundert silbernen Fäden über den schwärzlichen Fels herabrieselt. Wir begleiten, hellen Blickes alles in uns aufnehmend, den jungen Maler nach St. Blasien, durch das in Sommerlicht gebadete Albtal oder das Böllental, weiter hinab in traulicher uns umfangende Gegenden, vorbei an heiteren, in stillen Wiesen gebetteten hellen Häusern, an Mühlen, an üppigen Laubbäumen, an wuchernden Gründen, bis zu weit sich erstreckendem Flußtal.

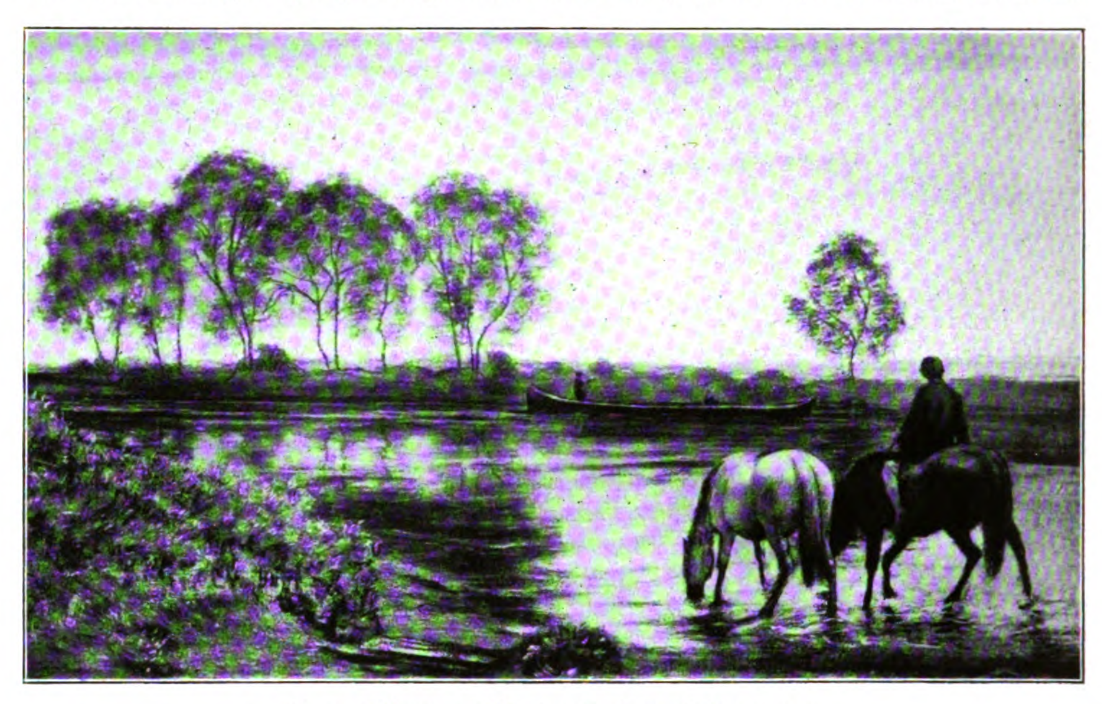
Immer von Zeit zu Zeit hat es ihn wieder in die Heimat hinaufgetrieben; nach dem Alten suchend, was noch vorhanden ist. „Die alten Tannenwälder, die grünen Wiesen, die klaren Forellenbäche, den blaufunkelnden Himmel mit den so schönen Silberwolken, die frische Luft, das gesunde Quellwasser — auch die alten Bauernhöfe unter dem breiten Schindeldache, unter dem in breiter Reihe dicht gedrängt die Fenster der Eckstube hervorlachen — darüber sind Lauben mit herunterhangenden Nelken und zinnoberroten Geranien — das Bauerngärtlein mit seinen Würzpflanzen ist auch noch da, eine kleine Kapelle steht im Garten, denn so ein einsamer Hof steht für sich, und es ist gar schön, daß im Garten ein Raum auch zum Beten eingerichtet ist; um das Haus oder hinter ihm stehen mächtige Ahorne und Eschen.“

Das zweite Bereich, in dem Thomas Landschaftskunst tiefe Wurzeln schlug, war das Oberrheinische bei Säckingen. Wir lernen Städteansichten aus dieser Gegend kennen, auch den Rheinfall bei Schaffhausen, auch den weiten Blick über das Rheintal, den er in drei größeren Bildern variiert hat. Es gesellen sich die wirbelnden Stromschnellen bei Laufenburg. Immer von neuem fesselt ihn das Spiel des Lichtes auf dem breit und machtvoll in weichem Wellengeschiebe an bebuschten Ufern hinfließenden Strom in sommerlicher heller Bläue unter zartblauem Himmel, die Lichtbahn, welche aus dunkeln Wolken hervorschießender Sonnenglanz auf den Wassern breitet, der träumerische Zauber der Dämmerung. Er liebt es, unter Bäumen und Büschen zu weilen, die sich an die Ufer drängen, in das üppige Dickicht von Feuchtigkeit geschwängerter Wiesen, in das reiche weiche Grün von Pappeln, Erlen, Weiden und Schilf sich zu verlieren; vielleicht am vertrautesten in allen Wundern des Abend- und des Morgenrotes, lichten silbernen Tagesscheines und flimmernden Mondenglanzes wird ihm eine kleine Bucht des Flusses, von der aus man am ragenden Gebüsch vorbei bis weit in die Ferne den Blick über den Wasserspiegel gleiten lassen kann.

Alle empfangenen Eindrücke bleiben lebendig wirksam in des Malers Phantasie; ebensowohl wie in der früheren Zeit entstehen, zu immer bedeutenderer Gestaltung gebracht, Schwarzwald- und Rheinlandschaften weiter auch in den späteren Jahren, als er nun neue Anregungen der Umgebung von Frankfurt entnimmt. Aus den Studien, die er im Taunus machte, werden die Ansichten



Hans Thoma: Wasserfälle bei Tivoli



Hans Thoma: Pferde in der Schwemme

weit sich erstreckender, weich gebetteter Täler, die Fernblicke über schier unermeßliche Strecken leicht gewellten Felderlandes, die frappante Ansicht von Mamolsheim, der Blick durchs Fenster auf die Oberurseler Kirche, die Wiesen mit den großen Edelkastanien. Er schildert den glatten, in leisen Krümmungen durch flaches Land ziehenden Main, sucht andre Stellen an ihm auf, wo parkartig die Ufer säumende Bäume und Büsche an blauen Sommertagen das Gefühl glückseligen Genügens erwecken, belauscht die Abendstimmungen dort, wo zartbelaubte Bäume am gegenüberliegenden Ufer sich wie leichte Traumgebilde vom hellen Himmel abheben, und gibt in leuchtenden Farben die Sonnenglut wieder, die in der Nähe der Gerbermühle auf Wiesen mit vereinzelten hoch- und geradstämmigen Bäumen lastet. Den schlichten Motiven der Nidda, deren fast ölig glatte schmale Wasserfläche zum reinen Spiegel der Umgebung und des Himmels wird, werden feinste malerische Wirkungen abgewonnen, die sich von sanften grauen Tönen bis zu leuchtendem Grün steigern, ja bisweilen fast visionärer Art sind.

Ist schon bei diesen Landschaften es schließlich gleichgültig, auf welche Gegenden sie zurückzuführen sind, da etwas typisches Deutsches gegeben wird, so gilt dies in noch höherem Grade von andern. Da haben wir alle die freudigen Sommerbilder, die uns häufig im Geleit von Schnittern am Rande der Felder entlang führen unter weißen Sommerwolken, bisweilen auch vor drohenden Wettern, da die zarten Frühlingsgefilde mit noch kaum belaubten oder blühenden Bäumen, die Wonne der Kinder, da die blumenreichen Wiesen am Waldrand, die unwiderstehlich zum Pflücken verlocken, da die Zeit der Heuernte, da die stillen, zum Träumen auffordernden, in Bäumen und Büschen versteckten Winkel am Bach, da die sonnigen Wege durch flaches Land, da die dunkle Felsenschlucht. Was fragen wir bei jenen Meisterwerken, die in den Jahren 1903 bis 1906 rasch aufeinander folgten, dem Johannistag, der Birke, der Herbstlandschaft mit der Buche, dem Sommerglück, dem lichterfüllten Tal, dem Abendstern, dem Morgen am Donauufer danach, wo die Studien zu ihnen entstanden sind — sind es doch zur Erscheinung gewordene Stimmungen allgemein menschlicher Art.

Ja, ich möchte so weit gehen, zu sagen, daß auch die Alpenbilder, der Eibsee, St. Anton bei Partenkirchen und jene unerhörten malerischen Revelationen der



Hans Thoma: Taunuslandschaft bei Eppstein

Gletscherberge: das Lauterbrunner Tal, „Auf dem Pilatus“ und die Jungfrau Typen, nicht Veduten sind und gerade hierin ihre einzigartige Größe beruht.

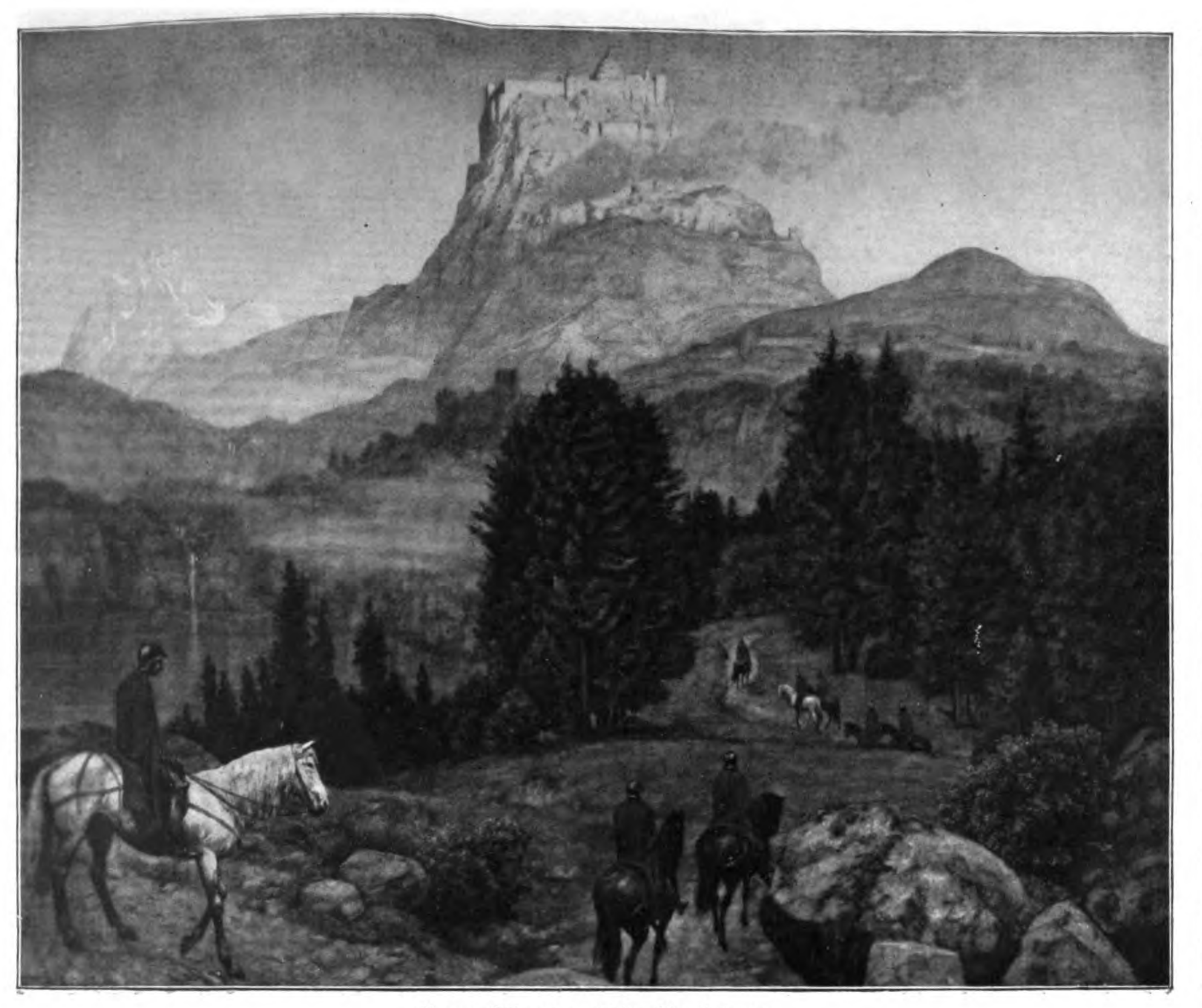
Unmerklich führen sie uns hinüber zu den Phantasielandschaften, zu der Flußlandschaft, die durch bestimmte Motive noch mit der Realität näher zusammenhängt, zu dem paradiesischen Traumbild, zu dem feierlichen Frühlingshymnus mit dem Schwan, zu den wunderbaren Visionen der Gralsburg. Aber hier stehen wir schon an der Grenze der Märchen- und Mythendichtungen des Meisters, die uns neue Zaubergebiete der Natur erschließen.

Von seinen künstlerischen Erlebnissen in Italien hat uns Thoma selbst erzählt; wir rufen uns seine Schilderungen in Erinnerung, jene Stunden zunächst, da ihn der Frühlingszauber der Campagna zart umspann: die wie von Sonnenstrahlen selbst gewobenen Frühlingsbilder mit den schlanken, zierlich geästeten Bäumchen, die klaren Fernsichten über Flächen, die von weidenden Herden belebt sind, bis hin zu den zartkonturierten Bergen, die sanft fließenden Flüßchen, an die der Maler wohl manchmal angesichts der Nidda bei Frankfurt gedacht haben mag, der Hain der Egeria. Und dann die blauen Fernsichten durch die alten Oliven droben in Tivoli hindurch, die es ihm so angetan, daß er sich in ihrer Wiedergabe nicht genugtun konnte — wer aber auch hätte es vermocht wie er, dem die zartesten Farbennuancen selbst in den weiten Fernen silbrigen Verschwimmens von Himmel und Erde nicht entgingen! Das waren nicht minder große malerische Entdeckungen als die in Deutschland gemachten. So auch in allen Feinheiten hatte noch niemand die Wasserfälle wiedergegeben. Im Sabinergebirge und am Nemisee machte er Studien. Im Vorbeiwandern durch die Villa Borghese blieben die Sonnenwirkungen auf den Pinien in seinem Sinne haften. In der schwermütig erhabenen Auffassung der Zypressen — Villa d'Este — vergleicht er sich Böcklin.



Hans Thoma: Morgenrot

Am Neapolitanischen Busen war es Sorrent, das er, von einer Höhe mit dem Meer und den Bergen überschaut, von Sonnenlicht überflutet, festhielt. Ein andres Bild,



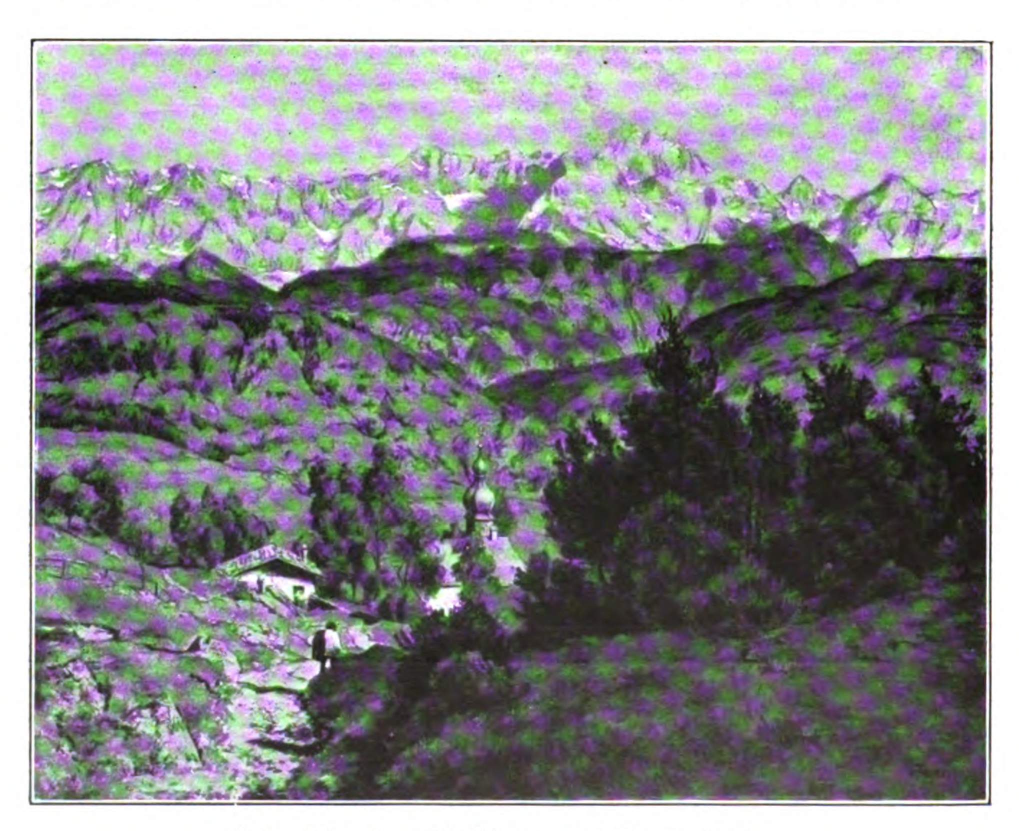
Hans Thoma: Die Gralsburg

die Meeresbrandung an der Küste, zeigt die von tiefblauem Wasser sich blitzend abhebenden weißen Wellen. Auch den Gesamteindruck des Vesuvs sich festzuhalten, reizte ihn.

Erinnerungen an die entzückenden Täler um Siena sind in mehreren Gemälden erhalten, auch ein kleines Architekturstück, in andern Motive aus der Umgebung von Florenz, darunter eines mit einem Blick von unten über Oliven hinweg zu S. Miniato. Wie der im Eisenbahncoupé gewonnene Eindruck der schneeig weißen Carraraberge, die hinter schlanken, goldgrünen Frühlingsbäumen leuchten, von ihm später zu Bildern gestaltet wurde, erzählt er uns selbst. Der Aufenthalt am Golf von Spezia lebt in zwei Seestücken, in Lerici und in zwei durch Ölbäume hindurch gesehenen Ansichten der weiten Bucht fort. Die letzten Früchte der Reise 1880 waren die beiden Bilder vom Lago Maggiore, in denen er das Verträumte dieses Sees zu wunderbar poetischem Ausdruck brachte.

Eine besondere Gruppe für sich bilden endlich die Landschaften vom Gardasee. Dreimal gibt er von verschiedenen Höhen aus gesehen: durch Olivenzweige in silbernem Lichte, durch schlanke, noch unbelaubte Bäumchen in heller, fast reiner Beleuchtung, und an Lorbeeren und Pappeln vorbei in goldigem Glanze, den meergleichen See. In Tälchen mit blühenden Bäumen, mit Lorbeeren, mit Oliven, mit Feigenbäumen führen andre Gemälde, wieder andre erschließen den Blick auf den beschneiten Monte Baldo. Ein letztes zeigt einen in seinem Weingarten zur Dämmerungsstunde mit Ochsen pflügenden Bauern.

Die Wirkung, welche die Erscheinungen der italienischen Natur auf seine Auffassung der deutschen ausgeübt, zu verfolgen, wäre eine fesselnde Aufgabe. Er selbst sagt hierüber: „Eine solche Reise müßte die Empfänglichkeit des Auges stärken, so daß es auch die oft leiseren, zarteren, oft bunteren, gröberen Reize, die es bei uns empfängt, zu einem harmonischen Ganzen vereinigen kann. Denn die Harmonie, die Schönheit liegt nicht in der Welt da draußen, sie ist nur eine Fähigkeit der Seele, das zu empfangen, was die Sinne ihr zuführen."



Hans Thoma: St. Anton bei Partenkirchen



Die Harpunkanone

Der moderne Walfischfang

Von

Franz Winter

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der Walfischfang oder die „Walerei" ist, wenn auch durch Abenteurerlust und Freude an Betätigung körperlicher Kraft gefördert, stets in erster Linie aus materiellen Gründen ausgeübt worden. Systematisch sollen den Walfischfang zuerst die Basken betrieben haben, und zwar im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert. Die für den Walfischfang bestimmten Schiffe waren Kreuzer, die, allein oder zu kleineren Geschwadern vereinigt, längere Seereisen zu machen hatten und je nach den „Jagdgründen", die sie aufsuchten, fünf bis acht Monate oder auch ein und selbst mehrere Jahre unterwegs blieben, letzteres, wenn es sich um Fahrten durch die Weltmeere handelte, in welchem Falle natürlich nur größere Fahrzeuge zur Verwendung kommen konnten. Ein Kreuzer führte stets eine Anzahl von Booten mit sich die leicht, aber besonders widerstandsfähig gebaut, kiellos und an beiden Enden scharf zugeschnitten waren, damit sie möglichst unbehindert und möglichst schnell jede Bewegung auszuführen imstande waren. Jedes dieser Boote, von denen bei einem größeren Kreuzer beim Beginne einer Jagdstreife gewöhnlich vier bereitgehalten wurden, war mit sechs Mann, dem Harpunierer, dem Steuer-

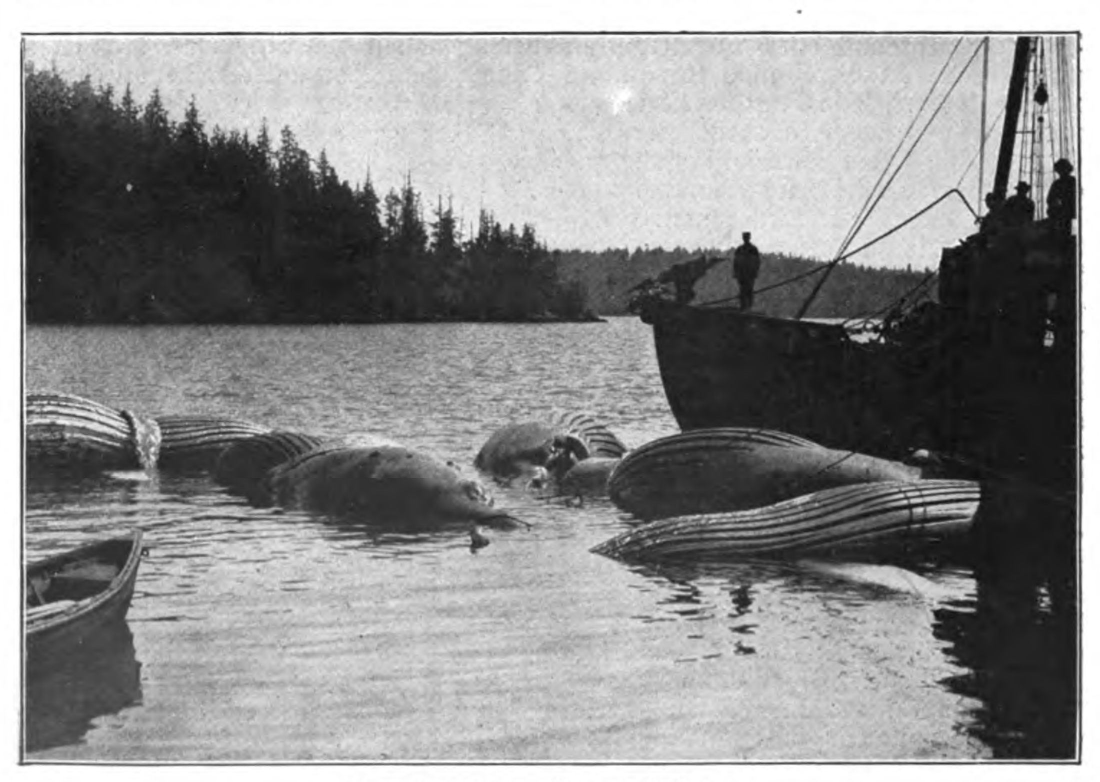


Harpune im Fluge

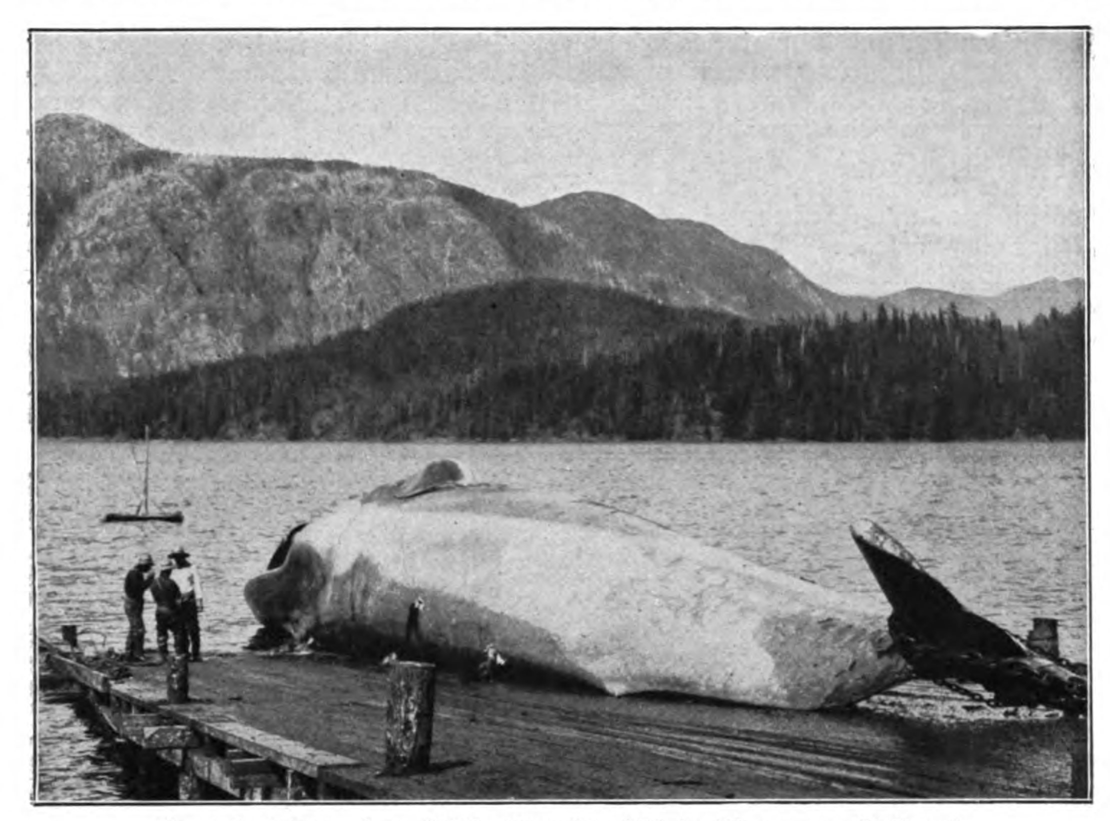
mann und vier Ruderern, besetzt und führte als Jagdgerät womöglich vier Harpunen, mehrere Lanzen, ein sehr schweres Gewehr, das bolzenförmige Granaten schoß, einen kurzen Speckspaten, ein Beil und ein starkes Messer mit. Der wichtigste Teil des Fanggeräts war eine über daumendicke, ungefähr 350 Faden lange und aus bestem Hanf verfertigte Leine, an deren vorderem Ende die Harpune befestigt war, oder vielmehr die Harpunen, denn gewöhnlich waren es zwei an besonderen Leinenenden, die der Harpunierer dem Wale beim ersten Ankommen schnell nacheinander „gab". Hatte das Eisen „gesessen", so wurde das Boot möglichst schnell nach rückwärts gewandt, und nunmehr begann der Kampf, das Entweichen und Untertauchen des getroffenen Tieres und seine unermüdliche Verfolgung durch die Mannschaft. Der Kampf dauerte zehn, zwanzig und dreißig Minuten und manchmal auch doppelt so lange und endete gewöhnlich damit, daß das abgehetzte und in der Regel mehrfach verwundete Tier mit dem Sprenggeschosse oder der Lanze zu Tode gebracht wurde.

Bei der langen Dauer der Fahrt konnte natürlich die erlegte Beute nicht bis zu irgendeinem Hafenplatze geschleppt werden, sondern es mußte mit dem Bergen dessen, was von ihr zu verwerten war, sofort begonnen werden. Waren die wertvollen Teile geborgen (was etwa binnen vier bis acht Stunden der Fall war), so löste man die Kette und überließ die unförmliche Masse des Rumpfes den Fluten.

Seit den letzten Jahrzehnten hat die Art des Walfischfangs vielfach eine ganz neue Gestalt angenommen, die, soweit der Fang überhaupt noch als lohnend angesehen wird, wohl überall die Oberhand gewinnen wird. Man sendet keine großen Kreuzer mehr zu längeren Fahrten aus, sondern legt da, wo der Wal, der ja ein Herdentier ist und periodisch bestimmte Futterplätze aufzusuchen liebt, regelmäßig zu erscheinen pflegt, an geeigneten Uferstellen Walfangstationen oder Faktoreien an, wie es durch die Pacific Whaling Company of British Columbia an der Westküste von Kolumbien und durch die Tyee Company an der von Alaska geschehen ist. Jede dieser Anlagen besteht, wie es nach Kükenthal auch bei denen an



Das Ergebnis eines Streifzugs

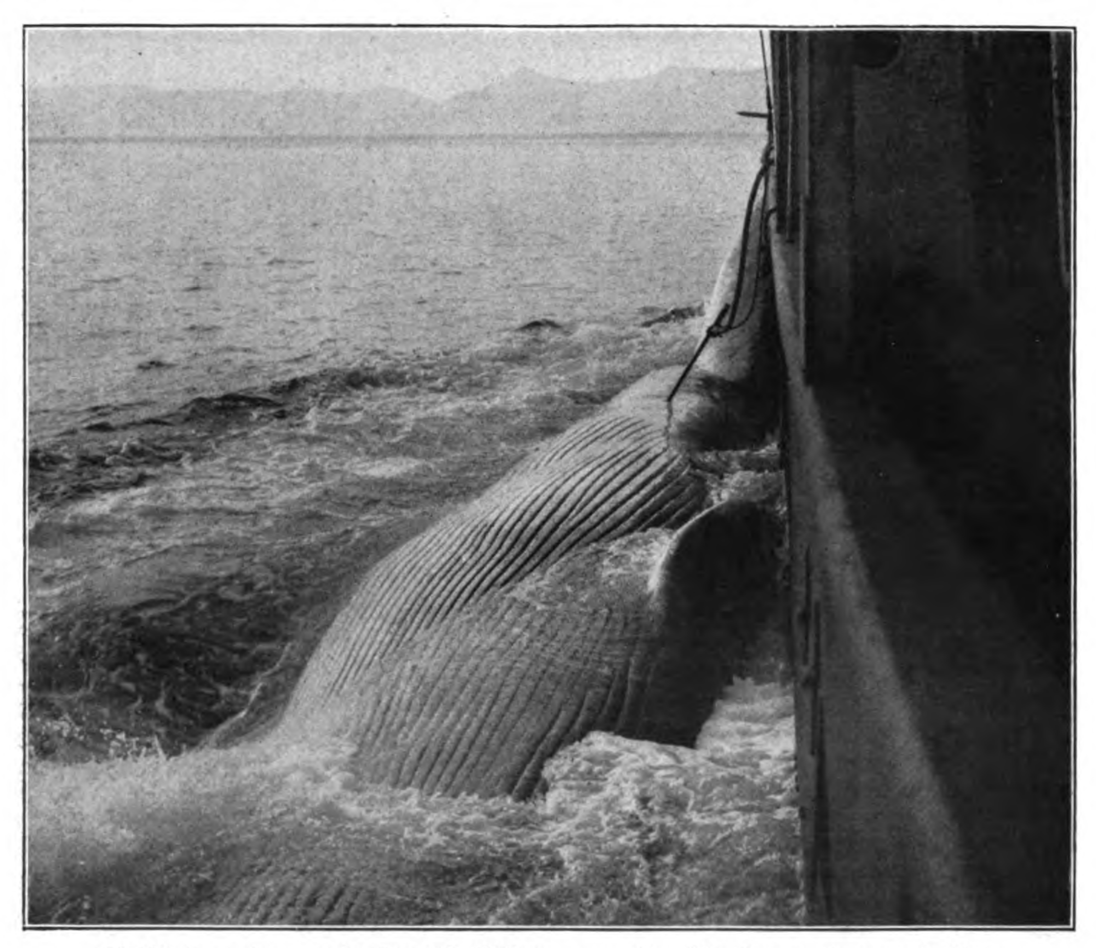


Heraufwinden eines Wals über die schiefe Ebene zur Faktorei

der Küste Finnmarkens von Tromsö an der Fall ist, aus einem Fabrikgebäude mit Nebenhäusern und hat einen oder ein paar kleine Dampfer zur Verfügung, die, je nach Gelegenheit, Fahrten zum Fang unternehmen, selten länger als einen Tag ausbleiben und manchmal sogar zwei oder mehrere Streifzüge an einem und demselben Tage unternehmen. Diese Dampfer haben an Stelle des Bugspriets eine kleine Plattform, auf der eine Harpunkanone steht. Das Geschoß ist eine schwere schmiedeiserne Harpune, die ein etwa 7 Zentimeter starkes Tau mit sich reißt, wodurch bei glücklichem Treffer der Wal an das Schiff gefesselt wird. Die Harpune enthält jedoch außerdem in einem besonderen Behälter im Schafte noch eine Sprengladung; wird das Tau durch die Bewegung des verwundeten Wales straff angezogen, so zerbricht ein Glas, dessen Inhalt die Ladung entzündet. Manchmal bringt der Harpunierer seine Beute auf den ersten Schuß zur Strecke, manchmal muß er auch mehrmals feuern, ja, nicht selten kommt es zwischen dem verwundeten Tiere und seinen Jägern zu derselben erbitterten und hartnäckigen Verfolgung wie bei der Harpunierung nach der älteren Art des Walfangs, und es muß dann, wie bei den spanischen Stierkämpfen der Torero mit dem Degen, so der Harpunierer mit der Handlanze seinem Opfer den letzten, tödlichen Stoß versetzen.

Die Arten des Wals, die bei dem Fang an der Küste von Britisch-Kolumbien und Alaska hauptsächlich in Betracht kommen, sind der Buckelwal (der Humpback der Engländer oder Norqhval der Norweger), und der Finnwal (der Finnfish oder Finnback der Engländer oder Sildrör der Norweger). Beide gehören zu den Furchen- oder Röhrenwalen, die ihren Namen von tiefen, neben- und hintereinander liegenden, gleichlaufenden, sich über die ganze Kehl-, Hals-, Brust- und einen Teil der Bauchfläche erstreckenden Längsfurchen erhalten haben. Der Buckelwal erreicht etwa fünfzehn Meter Länge, seine Brustfinne ist ungefähr ein Meter breit und drei bis vier Meter lang, und seine Schwanzflosse mißt in der Spanne gegen vier Meter. Er zählt zu den plumpsten Gliedern seiner Familie. Der Finnwal dagegen ist einer

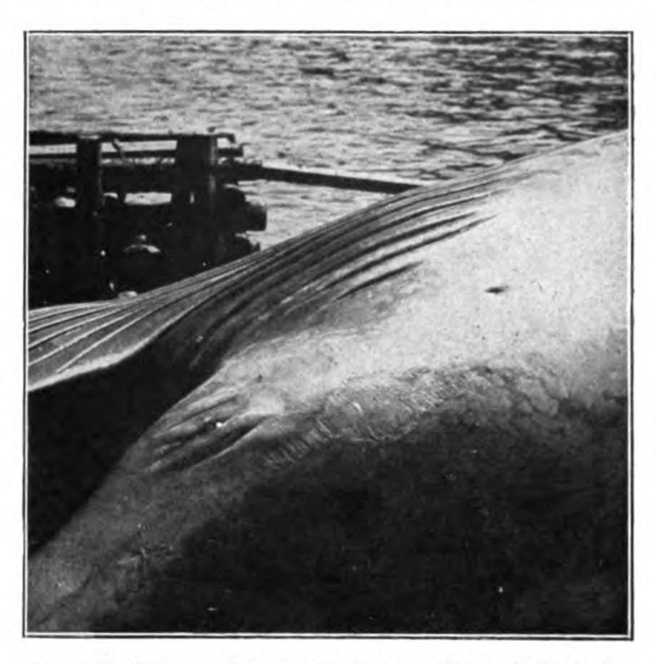
der schlankste und kann eine Länge von fünfundzwanzig Metern erreichen. Die Länge seiner Brustfinne beträgt den zehnten, ihre Breite den fünfzigsten und die Breite der Rückenflosse den fünften Teil der Gesamtlänge. An der ganzen pazifischen Küste ist einer der interessantesten aller Wale, der Schwefelbauch oder Sulphurbottom der Nordamerikaner, verbreitet, er gilt bei den Walfängern des Stillen Ozeans, was er auch wohl ist, als der größte aller Wale überhaupt. Man hat ein Exemplar kennen gelernt, das neunundzwanzig Meter lang war und ein Gewicht von 147 Tonnen oder 147 000 Kilogramm erreichte. Selbst die Finnwale übertrifft der Schwefelbauch an Schlankheit. Die Haut ist auf der Oberseite glatt, unterseits tief gefurcht, ihre Färbung oben düster schwarz bis lichtbraun, unterseits lebhaft schwefelgelb.



Aufblasen eines erlegten Walfisches, um ihn schwimmend zu erhalten

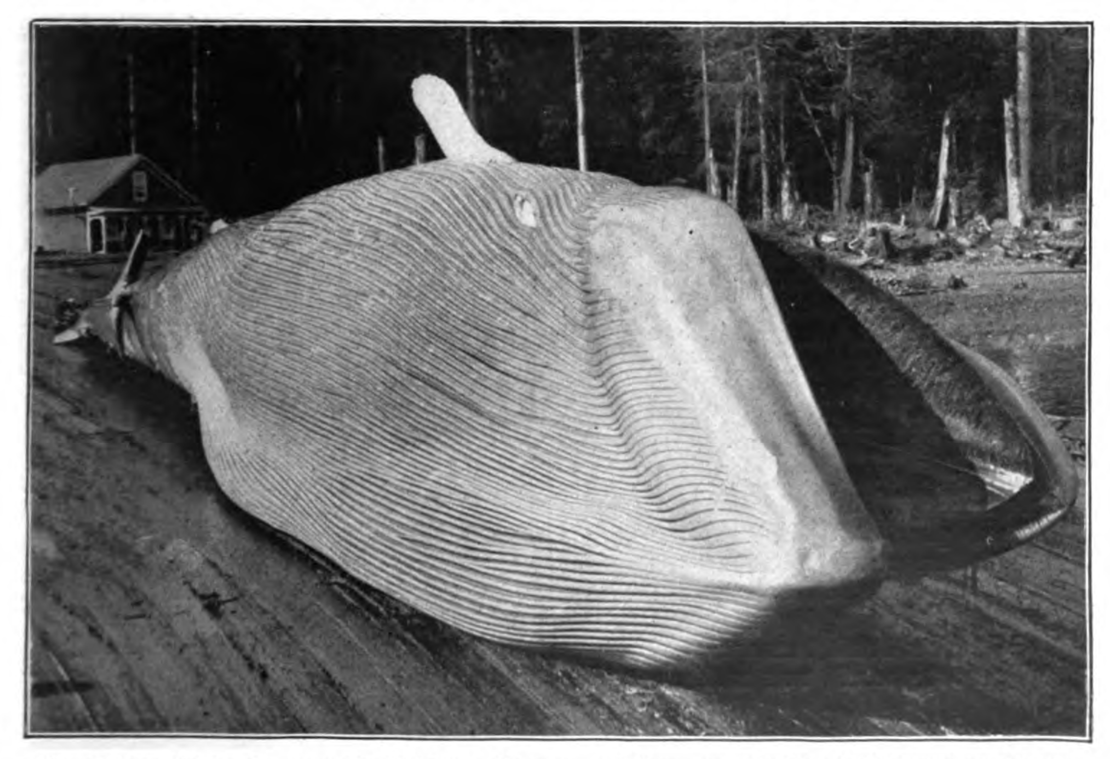
Die Wale, die von den Dampfern der Stationen an der Küste von Britisch-Kolumbien und Alaska erlegt werden, werden, wenn es sich bei einer und derselben Fahrt nicht um eine zu große Anzahl handelt, mit einer Eisenkette, die um ihre Schwanzflosse geschlungen ist, an dem Bug des Dampfers befestigt und so zu der Station verbracht. Um dies zu ermöglichen, müssen sie schwimmend erhalten und darum künstlich aufgeblasen werden, was mittels einer an Bord befindlichen Luftpumpe und eines langen Gummischlauches, der vorn in eine längere, spitz zulaufende und durchlöcherte Metallröhre endet, bewerkstelligt wird. Das spitze Metallrohr wird dem verendeten Wale bis zu genügender Tiefe in den Leib getrieben; ist der Kadaver bis zur Schwimmfähigkeit aufgeblasen, so entfernt man das Rohr und schließt

die entstandene Öffnung mit Kalfaterwerg. Sind bei einer Ausfahrt mehr Tiere zur Strecke gebracht, als auf einmal nach der Station bugsiert werden können, so befestigt man an jedes, sobald sie aufgeblasen sind, eine Schwimmboje mit einem Fähnchen daran und holt sie je nach Gelegenheit und Bequemlichkeit ein.



Auge (links) und Ohr (rechts) eines Schwefelbauchs

Auf den Walfischstationen wird möglichst alles auf mechanischem Wege erledigt, so vor allem das Heraufschleppen des Fischkadavers auf einer geneigten Ebene vermittelst einer Dampfwinde. Auch das Entspecken wird durch eine mechanische Vorrichtung besorgt, welche die Speckschichten von der Masse der Muskelfleischschichten so rasch und glatt wie die Schale einer Orange ablöst; nichts von dem Tiere geht verloren; wie der Speck, so dient auch das Fleisch und die Knochenmasse zur Trangewinnung. Aus der entfetteten und künstlich getrockneten Fleischfaser sowie dem Blut und dem aus den gemahlenen Knochen gewonnenen Mehl wird ein vortrefflicher Kunstdünger hergestellt. Selbst das Wasser, in dem das Fett ausgekocht worden ist, muß zur Zubereitung des bekannten „Fischleims“ dienen.



Ein Schwefelbauch von 24 Metern Länge auf der zur Faktorei führenden Rampe

Herr Komerell und der Papagei

Von

Bruno Frank

Um das Jahr 1860 wohnte Herr Heinrich Komerell, der jüngste Sohn des Medizinalrats Gottfried Komerell, im Hause der Witwe Beyermeister, geborenen Mangold. Frau Beyermeister, eine ältere und unscheinbare Dame, welche zwei Zimmer ihres altertümlichen, solid gebauten Hauses an ihn vermietet hatte, fand ihn sonderbar, aber anständig und lobenswert, die übrige Welt fand ihn sonderbar und unbeträchtlich. Wenn man bedenkt, daß Herr Komerell sich keinerlei Titel erworben und es sogar verschmäht hatte, sich in Tübingen den Doktor zu holen, daß er auch mit keiner irgendwie nennenswerten Persönlichkeit der Stadt in nähere Berührung kam und im übrigen mit der Lebenshaltung eines mäßig begüterten Junggesellen sich vollkommen begnügte, so kann es nicht wundernehmen, daß niemand zu wissen begehrte, was er, tagelang in seinen beiden Zimmern sich haltend, eigentlich trieb.

Die Wahrheit ist, daß Herr Komerell in diesen unmodisch und bescheiden eingerichteten, aber ziemlich behaglichen und vor allem totenstillen Räumen Zeiten einer vollkommenen Seligkeit verbrachte. Hatte ihn, der schon als Kind überaus empfindlichen Sinnes gewesen, im Hause seines Vaters, welches stattlich und ehrbar am Stuttgarter Marktplatz gelegen war, das stete Geräusch der auf dem Pflaster rollenden Milch- und Obstkarren zuzeiten in einen Zustand gelinden Wahnsinns versetzt, hatte ihn das hauptstädtische Kommen und Gehen der Leute, ihre lauten Stimmen und ihr geräuschvolles Lachen abgestoßen und gepeinigt, so gab er sich nun hier der Stille dieser kleinen und öden Stadt, dem Frieden dieses dickwandigen, leeren alten Hauses mit einem außerordentlichen Vergnügen hin.

Sehr häufig, wenn er in der Dämmerung, nachdem er etliche Stunden am Schreibtisch verbracht und den täglichen Spaziergang vollendet, sich am Fenster in einen bequemen Sessel niederließ und auf den menschenleeren Platz oder auf den durchbrochenen Turm der gegenüberliegenden Nikolaikirche hinsah, durch welchen der nahe Abend glänzte, überkam ihn das Bewußtsein dieser Ruhe, die Seligkeit dieser Ungestörtheit, dieser Unabhängigkeit aller Sinne von dem lächerlichen oder armseligen Treiben der Menschen mit solcher Gewalt, daß er den Tränen nahe war.

Frau Beyermeister, eine etwas beschränkte Dame übrigens, der vom Besitzstand einer einst angesehenen Familie nur das Haus und ein sehr geringes bares Vermögen geblieben war, hatte sich im Laufe von drei Jahren an das ungewöhnliche Ruhebedürfnis ihres Mieters durchaus gewöhnt, ging in Filzschuhen einher und verrichtete ihre häuslichen Geschäfte mit der größten Behutsamkeit. Sie ging darin so weit, daß es ihr niemals in den Sinn kam, mit dem jungen Mädchen, das ihr am Vormittag an die Hand ging, in anderm als gedämpftem Tone sich zu unterhalten. Dieses Mädchen war eine blonde, große, frische Person und pflegte, wenn sie gegen Mittag ihren Dienst verließ, vor der Haustür einen Augenblick zu verweilen, die Arme in die Höhe zu recken und einen tiefen Seufzer oder auch einen kleinen Schrei der Erleichterung auszustoßen; übrigens kommt sie für die Erlebnisse des Herrn Komerell, von welchen die Rede sein wird, keineswegs in Betracht.



Ein Streit. Nach einem Gemälde von C. M. Padday

Der zweite und vielleicht der vornehmste Grund für Heinrich Komerells Glückseligkeit war zu suchen in seinem Vertrautsein mit den Werken des Philosophen Artur Schopenhauer.

Seit dem Tage, da er als Fünfzehnjähriger durch irgendeinen Zufall in einem Winkel der Schülerbibliothek des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums in Stuttgart den zweiten Band der „Welt als Wille" aufgetrieben hatte, seit diesem Tage war er „auskömmlich versorgt", wie er selbst zu sagen pflegte.

Allabendlich verhängte er nun, in der wohltätigen Stille seines Zimmerchens allein geblieben, sorgfältig alle Ritzen der Türe, welche in das Schlafgemach seiner Eltern führte, beschattete meistens auch noch die Erdöllampe, die neben seinem Bette stand, entkleidete sich, und sicher, daß seine Lichtverschwendung nicht entdeckt werden könne, fing er unter einem stets erneuten süßen Schauder an, von diesen Sätzen zu trinken, von diesen Gedanken zu trinken, vom Geist dieses außerordentlichen Menschen zu trinken. Wenn es natürlich auch bezweifelt werden muß, ob der Knabe imstande war, ein Ideengebäude von solch fremder Großartigkeit ganz und gar auszuschreiten, ohne sich ein oder das andre Mal zu verirren, so bleiben gewisse Tatsachen darum nicht weniger bemerkenswert. So war es, um nur ein Beispiel herzusetzen, für Heinrich Komerell, der sich stets sehr lobenswert aufgeführt hatte, gewiß keine Kleinigkeit, sich um seines Meisters willen einem scharfen Tadel und zwei Stunden rektoratlichen Arrestes auszusetzen. Als nämlich Oberpräzeptor Banzhaf eines Morgens in der griechischen Stunde die Bildsäule des Memnon erwähnte, welche, wie er sich ausdrückte, „jedesmal einen Ton von sich gab", so oft die Sonne darauf schien, als er diese Geschichte vorbrachte, hustend, stark Dialekt sprechend und überhaupt auf ziemlich reizlose Weise, da erinnerte sich der Schüler Komerell an eine gewisse Stelle seines heiligen Buches, wo vom Genie und seinen besonderen Eindrücken die Rede ist. „So schien die Sonne auf viele Säulen, aber nur Memnons Säule klang," hieß es dort. Dies wiederholte sich der Schüler Komerell einige Male, und er konnte es nicht verhindern, daß ein vielleicht seliges, vielleicht verachtendes, jedenfalls ungebührliches und strafwürdiges Lächeln seine Lippen auseinander drängte.

Bedeutsamer als dergleichen Vorfälle war es, daß der achtzehnjährige Komerell, obgleich Abkömmling einer Familie, deren männliche Angehörige seit vielen Generationen nicht anders denn als Mitglieder eines Kollegiums oder Konsistoriums aus der Welt geschieden waren, daß Heinrich Komerell beim Verlassen der Schule nicht zu bewegen war, ein angemessenes Studium zu wählen.

Er lebte dann einige Semester in Tübingen, verbrachte seine Zeit damit, die Wahrheit zu suchen und den Lärm zu fliehen, hielt sich von Professoren und von Altersgenossen mit gleicher Ausdauer fern und zog sich endlich, ohne, äußerlich wenigstens, das geringste gewollt oder erreicht zu haben, irgendwohin ins Unterland zurück, nach einem unbeträchtlichen Städtchen, ins Haus der Witwe Beyermeister.

*

Am Spätnachmittag des 18. September vollführte Herr Komerell auf dem gewohnten Wege seinen gewohnten Spaziergang. Sein Geist war damit beschäftigt, die Blätter eines Manuskriptes umzuwenden, eines Manuskriptes, abgefaßt in lateinischer Sprache, das den Titel trug: „De Ordine Salutis" und das zu Haus in der Schreibtischlade eingeschlossen war.

„Noch ein, noch drei, es sind noch fünf Monate bis zum 22. Februar," sagte Herr Komerell zu sich selbst und lächelte. „Bequem werde ich fertig.

Unter den Geburtstagsbriefen wird er das Manuskript finden, ein lateinisches Manuskript — lateinisch in dieser Zeit, von der er sagt, daß sie die Alten vergessen habe — ein Manuskript über die Heilsordnung, seine Heilsordnung ... Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß er es durchsieht, daß er es wenigstens überfliegt, ehe er auch nur einen von den Briefen öffnet. Er wird mich lesen, er wird mich denken — ich, mein bißchen Ich wird unter seine ewigen Gedanken dringen. Und dann — er wird mir schreiben, er wird mir einen ausführlichen und ernsthaften Brief senden ..."

Ein leichter Landwagen fuhr an ihm vorbei; plötzlich, ganz und gar unvermutet, tat der Kutscher einen starken Peitschenknall. Herr Romerell zuckte heftig zusammen. „Schuft!" murmelte er und kehrte dann um so eiliger nach Hause zurück. Er saß dann an seinem Fenster, blickte auf den Abendhimmel, horchte wohlgefällig auf die wiedergewonnene Stille und überlegte sich seine Arbeit.

„Mit dem Kapitel vom Mitleid mit den Tieren," sagte er zu sich selbst, „damit werde ich morgen vormittag zu Ende kommen. Und, als Krönung dieses Kapitels gewissermaßen, aber auch als Uebergang zu meinem Abschnitt von den Heiligen, kann ich nun endlich auch den Brahminen anführen. Meinen Brahminen, der lieber selbst sterben wollte, als den Tod des häßlichsten, des armseligsten Tieres verschulden, einer Spinne, einer Kröte ... Es ist eine sehr tiefsinnige Anekdote und wunderschön ..."

*

Von Zeit zu Zeit sah Heinrich Romerell von seinen Papieren auf und blickte in das großgemeißelte und finstere Antlitz Artur Schopenhauers, welches, von flammend aufgerichteten Haaren umgeben, auf ihn herabsah. Dann wieder zog er sich den etwas weiten Aermel seines Morgenrocks zurecht und fuhr fort, bedächtig und mit einem fast körperlichen Vergnügen lateinische Worte zu schön fallenden Perioden zusammenzufügen.

„Wenn nun," so führte Herr Romerell aus, „wenn nun, wie oben gezeigt worden ist, alle selbstsüchtigen, boshaften und grausamen Handlungen des Menschen im Prinzip der Individuation ihren Ursprung haben, welches die Einheit des Willens verschleiert und an ihre Stelle eine vorgetäuschte Vielheit der Individuen setzt, so ist es demjenigen, der diese Verschleierung durchschaut hat, nicht mehr möglich, auch nur die geringste jener Handlungen, sei es gegen ein menschliches, sei es gegen ein tierisches Geschöpf, zu begehen, weil er ..."

In diesem Augenblick drang aus dem Nebengemach, dem gänzlich unbewohnten Nebengemach, ein lauter Schrei, begleitet von einem metallischen Klirren.

Herr Romerell begann sehr heftig zu zittern, ein schwarzer Fleck fiel auf das Wort „tierisches", er legte die Feder weg und hielt sich krampfhaft an der Seitenbrüstung des Schreibtisches. Er lauschte, und in der Tat, es geschah, daß der Schrei sich wiederholte. Uebrigens war es mehr als ein Schrei, es war ein Geplapper, ein Geplärr, es war die Stimme eines Vogels, es war eine Papageienstimme. In der nächsten Nähe des Herrn Romerell, durch nichts von ihm getrennt als durch eine einzige armselige Wand, befand sich ein Papagei, ein sprechender, lauter, furchtbarer Vogel ...

Herr Romerell erhob sich, wankte vorwärts, riß an dem rotsamtenen Klingelzug, der in einer Ecke des Gemachs prächtig vom Plafond herabhing. Aber dann konnte er es nicht mehr aushalten. Er öffnete selbst die Tür und stürzte auf den Flur.

Frau Beyermeister erschien, schuldbewußt und bereit zu weinen.

Ja, es war ein Papagei, und er befand sich im Besitz einer unverheirateten älteren Dame, die das leerstehende Zimmer gemietet hatte, gemietet vorläufig auf ein halbes Jahr.

„So, aha, auf ein halbes Jahr . . ." bemerkte Herr Romerell, scheinbar ziemlich ruhig, jedoch mit einem kleinen Zittern in der Stimme.

Frau Beyermeister bekam etwas Sicherheit. „Ach, Herr Romerell," sagte sie, „es geht mir ja so schlecht, mein bißchen Geld, das mir mein Vetter in Stuttgart verwaltet hat — verloren — alles verloren . . ." Und nun fing sie an zu weinen.

Allein Herr Romerell war krebsrot im Gesicht. „Sie wagen es," schrie er mit starker Stimme, „Sie wagen es, mir das zur Nachbarschaft . . . ! Ja, sind Sie denn verrückt, verrückt, verrückt! Das Weibstück soll sich zum Henker scheren mit ihrem gottverdammten Vieh . . ."

Hier schlug Herrn Romerells Stimme um, er wiederholte noch einmal mit Anstrengung das Wort „Vieh" und schwieg sodann.

„Es ist so eine nette Frau," flüsterte Frau Beyermeister angstvoll, „so anständig und still . . . Und der Papagei — ein gutes Tier, Herr Romerell. Hören Sie, was er ruft: ‚Brot für stummen Mann!' Er hat einem Bettler gehört, einem stummen Bettler, Herr Romerell . . ."

Frau Beyermeister begann törichtes Zeug zu reden aus Verzweiflung. Herr Romerell schwieg, war totenblaß und schickte sich an, in sein Zimmer zurückzukehren.

Sie ging ihm nach. „Nicht wahr," sagte sie, „Sie gehen nicht fort, er wird still sein — wir werden es ihm beibringen. Bitte, gehen Sie nicht fort. Sie sind so ein netter Herr, und ich habe mein Geld verloren . . ."

Herr Romerell ließ sich am Schreibtisch nieder, versuchte ruhig zu werden und sogar zu lächeln — der Papagei schwieg jetzt — er erinnerte sich an den großen Gegenstand seiner Arbeit, hatte ein flüchtiges Gefühl der Beschämung und schickte sich an zu schreiben. Da schrie der Papagei. Er rief mit ziemlich guter Aussprache — Heinrich Romerell hörte es nun deutlich —: „Brot für stummen Mann!"

Herr Romerell warf die Feder hin, riß den Hut vom Nagel, verließ das Zimmer, stürzte die Treppe hinab, auf die Gasse, ging geradeaus, irgendwohin, und trieb sich bis zum Abend in allerhand Weinkneipen herum, wo der niegesehene Gast mit den unsicheren Manieren einiges Aufsehen erregte . . .

Am andern Morgen — es war übrigens der 20. September — schwieg der Vogel, und wirklich, Herr Romerell brachte es fertig, ohne nach dem Nebenzimmer hinzuhorchen, sich ganz und gar seiner Arbeit zu widmen. Einmal freilich machte sich die alte Dame selber bemerkbar, aber das war keineswegs schlimm; sie verabschiedete sich mit einigen Worten von Frau Beyermeister, schloß die Korridortür, verließ das Haus . . .

Herrn Romerell wurde es behaglicher zumute. Er fing an, seine Legende zu erzählen. Die Legende des alten Brahminen, den der Gott am Leben zu lassen verspricht und im ganzen Besitz seiner Weisheit, wenn er sich entschließen will, irgendein Wesen für sich sterben zu lassen, irgendeines — das kleinste Tier, das häßlichste, das verachtetste, eine Kröte, eine Schlange, einen Wurm . . . Herr Romerell lächelte, er lächelte zu seinem Meister hinauf und schickte sich an, den letzten Satz seines Kapitels zu formen.

Es sollte ein langer Satz werden von besonderem Glanz, und er mußte sehr vieles ausdrücken. Die Weigerung des Brahminen mußte darin enthalten sein, der am häßlichsten und niederträchtigsten Geschöpf noch etwas Göttliches findet, das nicht vernichtet werden darf, und

dann Brahmas Zuruf aus Wolken: „Steig herauf zu mir, immer wirst du leben, denn du lebst in allem, was lebt!“ Auszudrücken galt es in klaren und einfachen Worten, daß der Weiseste der Weisen mitvernichtet wird beim Tod des armseligsten Tieres ... Herr Romerell fühlte, daß er die Worte finden würde ... er setzte die Feder an ...

Und da schrie es, schrie dicht neben ihm, laut und gellend, und zerschnitt seine Gedanken: „Brot für stummen Mann!“

Ein roter Nebel schwamm vor Herrn Romerells Augen, er warf den Stuhl um, riß die Tür auf und eine zweite, stand vor etwas Vergittertem, sah undeutlich das rot-grüne Tier mit seinen Flügeln schlagen, griff zwischen den Eisen hindurch, spürte einen scharfen Schmerz in der Hand und drückte zu ...

*

Der Papagei im andern Zimmer lag tot in seinem Käfig, und Herr Romerell saß vor seinem lateinischen Manuskript, das betitelt war: „De Ordine Salutis“, schrieb nichts, las nichts, sah nichts und kaute am Federhalter.

Er verbrachte dann, eingeschlossen, eine sehr lange Zeit in seinem Zimmer, schlief viel, saß im übrigen da wie betäubt und nahm nichts zu sich außer einigen Haselnüssen, die er in einer Schublade vorfand. Am Abend des nächsten Tages bückte er sich nach etwas Weißem, das durch den Türspalt zu ihm hereingeschoben wurde.

Er zündete mit trägen und gleichgültigen Bewegungen die Lampe an und begann aus heißen Augen auf den „Schwäbischen Merkur“ zu starren. Allmählich kam etwas Leben in ihn, er las geordnet, wendete das Blatt um, überflog die erste Spalte, stockte. Die Bezeichnung „Frankfurt“ trat ihm vor das Auge — ein Datum, ein angebeteter Name — die Worte „Beisetzung“ und „allgemeine Trauer“ ...

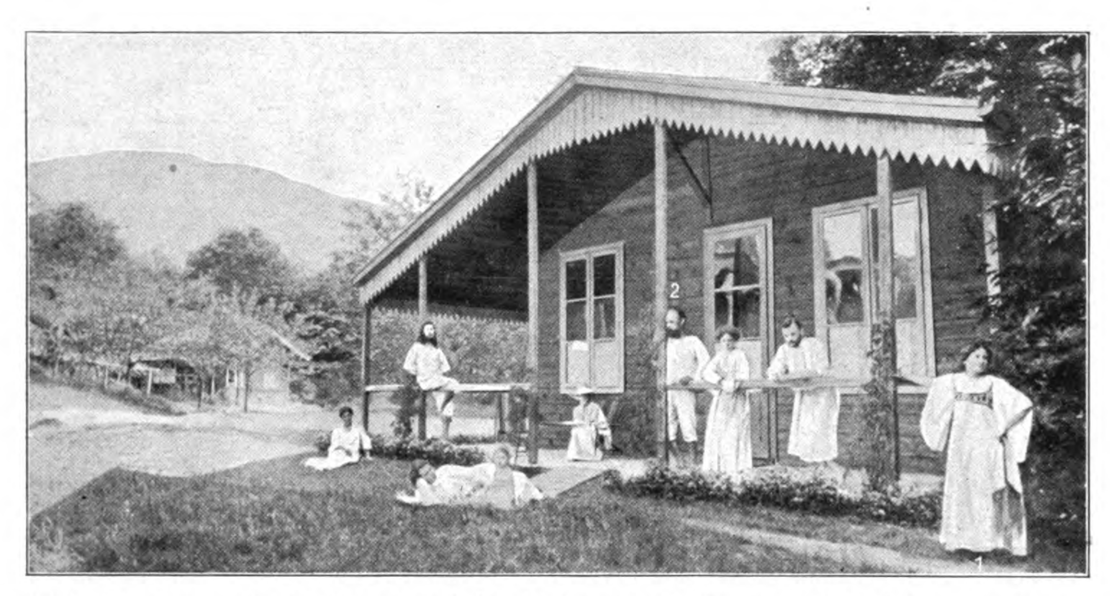
Ein leises Stöhnen kam aus seiner Kehle, dann ein wilder und entsetzlicher Schrei, der nicht menschlich klang, er griff in die Luft, verlor das Gleichgewicht und fiel bewußtlos zu Boden.

*

Nach vier Tagen richtete er an den Medizinalrat Romerell einen Brief des Inhalts, daß er sich, obgleich schon etwas vorgerückten Alters, entschlossen habe, sich doch noch juristischer Studien zu befleißigen und zu Beginn des Wintersemesters aufs neue die Universität Tübingen zu beziehen. Er hoffe, mit Hilfe eines gereifteren Geistes und mit starker Anspannung seiner Kräfte in einer kürzeren als der gewöhnlichen Zeit die vorgeschriebenen Examina absolvieren zu können.

Herr Medizinalrat Romerell war über diese Sinnesänderung natürlich sehr vergnügt, aber keineswegs besonders verwundert. Für ihn fand der erfolgte Umschwung einfach darin seine Erklärung, daß der praktische Geist, welcher die Familie Romerell seit jeher ausgezeichnet, bei Heinrich etwas später als bei den andern Kindern sich durchgesetzt hatte. Den am 20. September erfolgten Tod des Philosophen Artur Schopenhauer, von dem der Medizinalrat als vielseitig interessierter Mann ohne Zweifel Kenntnis genommen, mit dem Entschluß seines Sohnes in Zusammenhang zu bringen, fiel ihm natürlich nicht ein.

Heinrich Romerell selbst begab sich schon Mitte Oktober nach Tübingen, um das Studium der Rechtswissenschaft zu beginnen. Er nahm zu diesem Zwecke Wohnung bei einem Schlossermeister in der Langen Straße, der über eine scheuerwütige Frau, fünf kleine Kinder und einen wilden Dachshund verfügte.



Wohnhäuschen und Teil des gemeinschaftlichen Parks der Vegetarierkolonie auf dem Monte Verità am Lago Maggiore
1 Ida Hofmann-Oedenkoven; 2 Henry Oedenkoven

Von Suchern und Strebern

Von

Hans Freimark

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Unsre Zeit ist eine Zeit des Ueberganges; die alten Tafeln sind teils zerbrochen, teils scheint uns ihr Inhalt unverständlich, die Weisungen der neuen Tafeln aber muten uns noch fremd und seltsam an. Und doch ist in vielen der heutigen Menschen der Wunsch nach neuen Wirkungsmöglichkeiten und damit nach neuen Wirklichkeiten lebendig. Sie haben für diese Sehnsucht keinen Namen, sie belegen sie wohl mit dieser oder jener Bezeichnung, diese oder jene Idee bildet ihr Ziel oder scheint es zu bilden, in Wahrheit aber ist das, was sie treibt, um es bescheiden auszudrücken, der Wunsch nach dem Anderssein. Ein berechtigter Wunsch ohne Zweifel. Was aber will Anderssein besagen? Uns dünkt, es sei das, was sich in den Prophetien Nietzsches vom Uebermenschentum — sein wirr-ekstatisches Stammeln recht verstanden — unserm Verstehen enthüllt: Die Vereinigung von Kultur und Natur. Nicht jeder, der den Wunsch nach einem Anderssein in sich trägt, hat die Kraft, ihn zu realisieren.



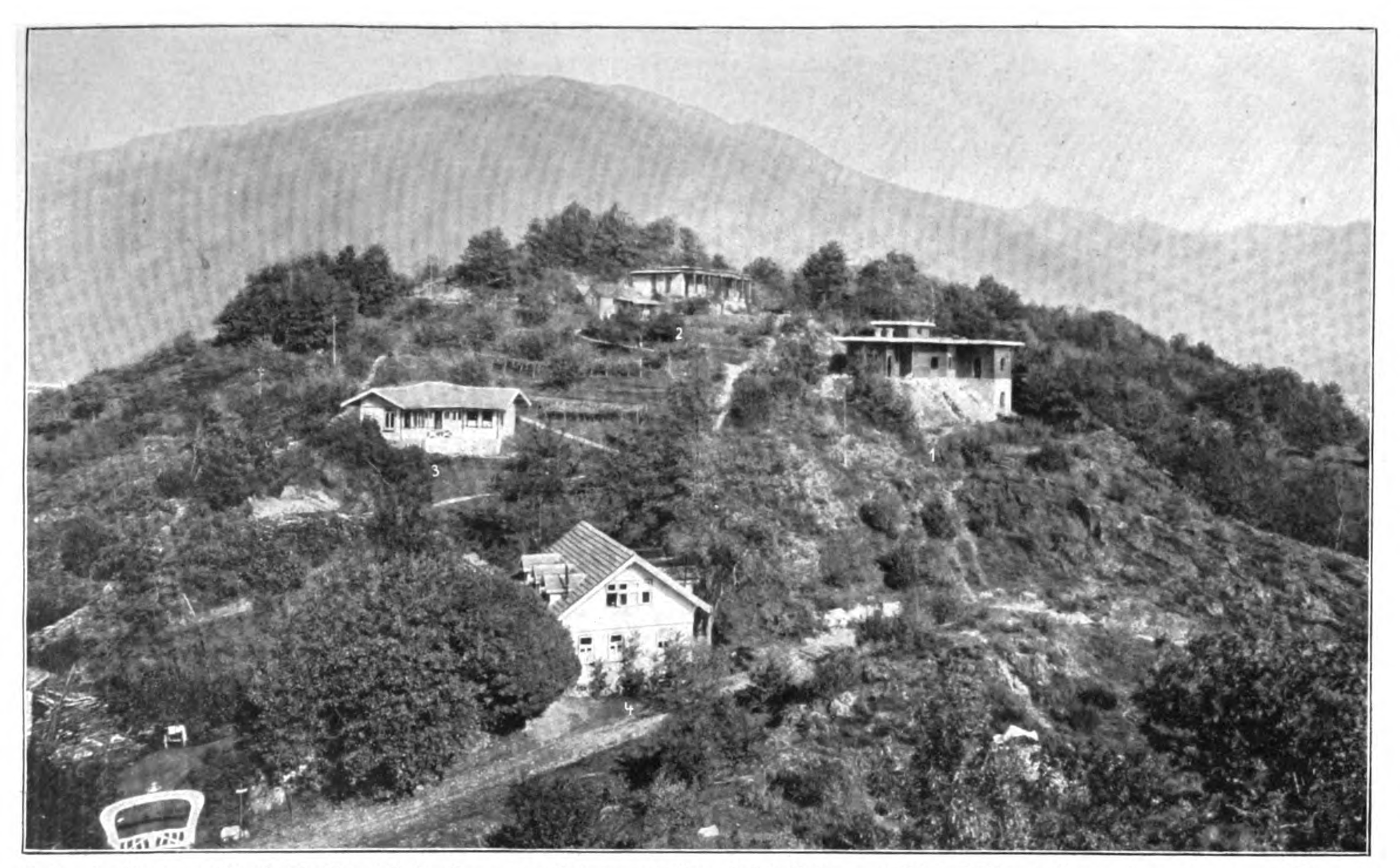
Ein Spaziergang auf dem Monte Verità



Gruppe von Monte-Veritanern

Der Weg zur Verwirklichung ist auch nicht eben einfach. Er führt durch Entsagung, und Entsagung ist nicht jedermanns Sache, nicht einmal die jedes Reformers. Zudem, es mag seltsam klingen, aber es ist so, führt der Weg über Tolstoi, und gar mancher bleibt dann im Tolstoismus stecken, in der Verneinung von Kultur und Leben, ohne zu bedenken, daß Negation niemals der Schlußpunkt irgendwelchen Strebens sein kann. Wohl ist eine gewisse Abwendung von der Kultur, auch von ihren Vorzügen, zu verstehen, und zwar als Reaktion gegen die ihr anhaftenden Einseitigkeiten. Auf Ueberspannungen muß mit Ueberspannungen geantwortet werden. Aber Extreme werden schließlich niemals der Grund sein, auf dem sich eine vernünftige, von der Allgemeinheit allmählich zu adoptierende Lebensführung aufbaut. Kommen die Apostel neuzeitlicher Ideale nicht von ihren anfänglichen Exzentrizitäten zu einem gesunden Gleichmaß zurück, so ist ihr Wirken, so bedauerlich dieses Faktum auch sein mag, für die Gesamtheit wertlos und nichtig. Erfreulich aber ist es, wenn wir sehen, daß etwas, was bislang der öffentlichen Meinung, zum großen Teil wenigstens, geradezu als Zerrbild menschlicher Lebenshaltung präsentiert wurde, sich als Bild harmonischer Menschlichkeit erweist und zu den schönsten Zukunftshoffnungen berechtigt.

So erging es uns mit Monte Verità. Die berühmte Naturmenschenkolonie am Lago Maggiore, als welche sie vom Unverstande oder dem Mißverstehen vieler hingestellt wurde, ist nicht nur äußerlich, sondern auch sinnbildlich der Gipfel aller Gründungen, die im Tessin im Laufe der Jahre um die Ortschaften Locarno und Ascona sich gruppiert haben. Monte Verità machte den Anfang. Es war seinerzeit sicher nicht, was es heute ist, und ist heute nicht, was es werden soll. Es hat mit und in seinen Gründern die verschiedensten Stadien durchlebt. Aber es hat sie d u r ch lebt, während die andern, die zugleich oder nachher kamen, auf irgendeiner Stufe stehenblieben, teils weil es ihnen an Kraft zum Weiterschreiten



Gesamtansicht von Monte Verità: 1 Privathaus der Gründer; 2 Gemeinschaftshaus; 3 Wohnhütte; 4 Verwaltungshaus und Magazin

fehlte, teils weil sie eigensinnig an den ursprünglichen Prinzipien festhielten und nicht einsahen, daß Bestand und Bedeutung nur haben kann, was mit dem Leben selbst sich wandelt und fortschreitet.

Ursache der Gründung von Monte Verità war neben verschiedenen mitbestimmenden äußeren Faktoren, wie lange Krankheit des Gründers Henry Oedenkoven und deren Heilung durch den Vegetarismus, der Wunsch, dem gesellschaftlichen Treiben, wie er es bisher gelebt und wie er es seiner sozialen Stellung nach leben mußte, zu entfliehen und ein wahrhaftigeres, in jeder Beziehung wahreres Leben zu führen. In Ida Hofmann, seiner jetzigen Gattin, fand er eine gleichgestimmte Seele. Langdauerndes Leiden ihres Vaters hatte sie als Begleiterin des Kranken in die Heilanstalt geführt, wo auch Oedenkoven weilte. Dort wurde der Grund zur Bekanntschaft gelegt. Sie traten sich allmählich näher. Die Begeisterung Oedenkovens für seinen Plan, eine Stätte neuen, befreiten Menschentums zu schaffen, teilte sich ihr mit. Sie trug sich zudem schon lange mit der Absicht, ihre damalige Berufstätigkeit, die sie nötigte, für ihr beschränkt erscheinende nationale Ziele einzutreten, mit einem großen Arbeitsfelde zu vertauschen, auf dem sie zum Wohle der Allgemeinheit wirken konnte. Die Ideen Oedenkovens trafen sich daher mit den ihren, und sie erklärte sich bereit, an dem Aufbau einer solchen Stätte sich zu beteiligen. Mit noch einigen Persönlichkeiten, von denen sie Verständnis für ihr Unternehmen erwarten zu können glaubten, zogen sie endlich auf Entdeckungsreisen in die Landschaften südlich der Alpen hinaus. Die endgültige Wahl fiel schließlich auf die jetzt Monte Verità genannte Erhebung über Ascona. Zunächst hatte man mit großen, zuweilen fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu kämpfen, sowohl mit materiellen, als auch mit solchen ideellen Charakters. Die ideellen Kämpfe waren einmal mit den damaligen Bundesgenossen durchzufechten und mehr noch mit dem eignen Sinn und Herzen. Der reformerische Enthusiasmus der Gründerschar, den sie einerseits nötig hatte, um alle sich ihrem Vorhaben in den Weg stellenden Hemmnisse siegreich zu überwinden, wurde ihr doch in andrer Hinsicht hinderlich. Er ließ sie in der ersten Zeit vielfach über das Ziel hinausschießen. Wie alle Pfadfinder waren sie gezwungen, sich in ihrer Lebenshaltung äußerst einzuschränken. Aber sie begnügten sich damit nicht, sondern faßten das augenblicklich Normale anfangs als dauernde Norm auf, wollten es wenigstens so aufgefaßt wissen. Ja, sie trieben, vielleicht um sich über das sie Bedrückende der zeitweiligen Situation hinwegzutäuschen, den Puritanismus, wenigstens soweit ihre Beziehungen zur tessinischen Umwelt in Betracht kamen, etwas weit. Zum Glück waren die dortigen Behörden und die



Monte-Veritanerinnen in individueller Tracht

Bevölkerung entgegenkommend und verständig genug, so daß es nicht zu ernsthaften Zusammenstößen kam. Das übrige tat die Zeit. Je mehr die Arbeit fortschritt, das Land urbar gemacht wurde, die aufgestellten Häuschen Wohnlichkeit ermöglichten und Heimatgefühl erweckten, um so mehr kam auch das Gründerpaar von den allzuweit gehenden Extremen ab. Nicht so die übrigen Mitgründer. Sie wollten von dem, was sie einfach nannten und was doch in Wahrheit einerseits nur eigensinniges Beschränken, anderseits rücksichtslose Losgebundenheit war, nicht ablassen. Sie schmähten in Oedenkoven und seiner Gattin die Kapitalisten und machten ihre kommunistischen Ansprüche geltend. Es kam zur Trennung. Von den Mitarbeitern haust heute nur noch einer, ein früherer österreichischer Offizier, mit seiner Gattin, einer Schwester Ida Hofmanns, auf einem umfänglichen Grundstücke unterhalb des Monte Verità. Der „Erdenbürger von Ascona", wie sich der Mann vor Zeiten zu nennen liebte, ist von dem, was er einst mit Eifer gegen die Kapitalisten verfocht, ebenfalls etwas zurückgekommen. Er fühlt sich wohl in seinem Eigentum. Aber er vertritt noch heute die Ansicht, daß wir alles, was wir zu des Leibes Nahrung und Notdurft bedürfen, mit eignen Händen herstellen müssen. Bedauernd erklärt er, daß sein Haus von „Menschen" — Maurern — gebaut sei, und es ist ihm Schmerz, daß er die Wasserleitung von fremden Arbeitern anlegen lassen mußte. Es läßt sich denken, daß ihnen zur Pflege geistiger Interessen wenig Zeit bleibt. Aber das hält der „Erdenbürger" auch nicht für nötig. „Schreiben und Reden ist nichts," sagt er, „wer dem Geiste des Lebens gehorcht, nach seinem Willen lebt, der tut, was er einzig soll und kann. Wenn wir an der



Das Gründerehepaar Hofmann-Oedenkoven im Musiksalon ihres Privathauses

Erde arbeiten, kommen uns Gedanken, die gehen auch ohne Zutun in die Welt und wirken dort, und auch unser Leben selbst wirkt; das ist alles, was wir tun dürfen." Wahres und Falsches ist in diesem Satze. Wahres, soweit ausgesprochen wird, daß jeder versuchen soll, sein Wesen, seine Art zum reinsten Ausdruck zu bringen. Falsches, indem das einem Zuträgliche und Gemäße zur allgemeinen Norm erhoben wird. Der Geist des Lebens, wenn wir diese Bezeichnung akzeptieren wollen, erstrebt gewiß nicht Uniformität. Es geht nicht an, die verschiedensten Individuen in eine Form zu pressen. An diesem Versuche sind bis jetzt noch die meisten Gemeinschaftsgründungen gescheitert. In der Regel galt dort als Norm die Persönlichkeit des Gründers. Ihm sollten alle gleichen. Bei schwachen Charakteren gab das Nachbeter, bei starken Naturen Feinde. Vor Jahren bestand in der deutschen Schweiz, auch an einem See, eine Gemeinschaft, deren Leiter von den einen als Christus verehrt, von vielen andern als Antichrist verschrien oder als Schwindler gebrandmarkt wurde. Auch dort wurde vom Geiste des Lebens gesprochen. Jedes dritte Wort war: Das Leben will es! Das Leben wollte alles. Es wollte schließlich, daß die Gemeinschaft auseinander ging, die Besitztümer verkauft und der Gründer selbst nach Amerika zog, wo er „hinter dem Fluche" geht, wie er es nennt. Heute haust nur noch einer seiner Anhänger mit seiner Familie auf der einstigen, als Schicksal der Welt bezeichneten Siedlung. Er bezieht seine Pension, bebaut sein bißchen Land und lebt wie der Erdenbürger. „Leben ist alles." Aber im einen wie im andern Falle ist es herzlich wenig. Denn es ist ein Entäußern von allen geistigen Gütern, für die man nichts eintauscht als ein schwärmendes Glauben an irgendeinen inneren Wert solches dem Vegetieren nahekommenden Daseins. Wohl vermögen Gedanken Wecker und Werber zu sein, aber wie wir nun einmal geschaffen sind, haben wir auch, so scheint es uns, die Aufgabe, unsern Gedanken nach Möglichkeit Form und Gestalt zu geben. Das, was von den „Lebenden" so sehr verpönt wird, die Einseitigkeit der Arbeitsteilung in der Kultur, das schleicht sich bei ihnen auf einem Umwege ein. Sie erkennen richtig den Schaden unsrer nur geistigen oder nur gewerklichen Tätigkeit. Sie wollen ihn beheben, indem sie sich ihren geistigen Berufen entziehen und gewerkliche Arbeit auf sich nehmen. Da ihnen aber in der Regel zunächst das Maß für diese fehlt, wird die Arbeit mächtiger als sie, ihre Anforderungen verschlingen der Ungeübten Zeit und entfremden sie gänzlich dem, was einst trotz aller Mängel ihre Freude war. Nach der Gestaltung der Dinge muß das neue Leben keineswegs ohne Freude sein. Der Kulturflüchter lernt die neue Art zu schaffen liebgewinnen und stellt ihr zum Vorteil die geistigen Interessen beiseite. Er ver-lernt schließlich, solche zu haben. Aber er ist nur eben wieder einseitig geworden. Tut er sich dann auf diese Einseitigkeit etwas zugute, sieht er von seiner vermeintlichen Höhe auf seine Mitmenschen herab und verhärtet er sich ihnen gegenüber, so charakterisiert er sich als Streber. Das ist die eine Sorte der Streber, die um Monte Verità hausen. Sie sind entschuldbar, denn sie sind nicht Streber aus Berechnung. Es gibt aber andre, die einen Tempel des Menschentums zu errichten vorgeben, deren Arbeit aber zunächst gewinnsüchtige Ausnutzung gutwillig gebotener Menschenkräfte scheint. Wir sagen absichtlich „scheint", denn es soll nicht geleugnet werden, daß selbst diesem unerfreulichen Scheinen gute Motive zugrunde liegen können. Das ist eben das Verhängnisvolle, daß alle an sich lobenswerten, wenn auch zuweilen sehr extremen Bestrebungen neben ihren ehrlichen Begründern unehrliche Mitläufer haben. Gegen diese schützt jene nur eine gewisse Rigorosität und vor allem der Wille, sich weiterzuentwickeln, mit der Zeit zu gehen, den aus der Sache selbst herauswachsenden notwendigen Forderungen nicht törichterweise Prinzipien hemmend in den Weg zu stellen. Nur indem es diese Bahn einschlug, ist Monte Verità zu einer wirklich Werte gebenden Stätte geworden.

Eine neue Lebensform wurde dort geschaffen. Sie bildete sich allmählich heraus. Es ist eine Form, der jeder Vernünftige ohne weiteres sich anschließen kann. Wohl huldigt man auf Monte Verità einem strengen Vegetabilismus, das heißt, man verbannt alle tierischen Produkte von der Tafel. Aber diese ist darum nicht ärmlich besetzt. Und wer



Monte-Veritanerin, Blumen für die Tafel sammelnd

ehrlich ist, muß zugeben, daß er, trotz aller anfänglichen theoretischen Bedenken und trotz aller Abneigung gegen jegliche Prinzipienreiterei, sich bei der vegetabilischen Kost äußerst wohl gefühlt hat. Einzig die Praxis kann hier entscheiden, und sie tut es zugunsten der Ernährungstendenzen von Monte Verità. Allerdings darf man das Milieu nicht unberücksichtigt lassen. Monte Verità ist freilich heute, unter dem Zwange der Verhältnisse, zunächst noch Heilanstalt, Sanatorium. Es ist es aus dem einfachen Grunde, weil der Leidende, der in der Regel zugleich ein unter der Last der Großstadtkultur Seufzender ist, der neuen Lebensführung sich williger eingliedert, ihr nicht von vornherein ablehnend gegenübersteht, weil sie ihm eine Hoffnung bedeutet. Man darf aber keineswegs meinen, die Lebensweise des Monte Verità passe nur für Kranke. Das wäre weit gefehlt. Wohl strebt man dort, Kranke durch die Faktoren Licht, Luft, Wasser, Diät zu heilen, aber von Krankheit will man nicht viel wissen. „Wir verneinen die Krankheit," äußerte Ida Hofmann-Oedenkoven, „denn nur so ist sie wirklich zu bekämpfen." Das ist bekanntlich auch der Grundsatz der Christian science: Krankheit basiert nur auf seelischen Irrtümern des Menschen oder, wie Paracelsus im Buche „Paramirum" sagt, auf dem „Ungehorsam gegen das Gesetz". Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser These etwas Wahres steckt. Und da man auf Monte Verità der äußerlichen Behandlung der Leidenden sich nicht entschlägt, so kann man sich mit seiner Kurmaxime, welche die Macht des Gemütes wieder in ihre Rechte einsetzt, gern befreunden. Monte Verità will aber mehr sein als Sanatorium, es will, worauf schon seine Heilprinzipien deuten, Heilanstalt im alten Sinne des Wortes sein; zu einer Gemeinschaftssiedlung soll es sich wieder auswachsen. Der ursprüngliche Plan, der, dem Drange der Umstände folgend, abgeändert werden mußte, reift langsam seiner Verwirklichung entgegen. Monte Verità ist auf dem besten Wege, eine Sammelstätte von Persönlichkeiten zu werden, die einem neuen Lebensideal nachstreben und es, soweit als ihnen möglich, verwirklichen. Die Kunst hat auf Monte Verità eine Heimstätte gefunden. Zunächst freilich nur die enger mit dem Leben verknüpften Künste, Architektur, Musik und Tanz. In ihrem Privathaus haben die Oedenkovens ein durchaus neuartiges Vorbild hingestellt. Hohe, weite Räume, in mattem Olivton gehalten, Wände ohne Bildschmuck — Bild ist einzig die durch große, von keinem Stabwerk zerschnittenen Fenster hineinschauende Landschaft — charakterisieren sich als Umgebung künstlerisch fein empfindender Menschen. Selbst die über das umfangreiche Besitztum verstreuten, einfacher ausgestatteten Lufthütten wirken durch ihre Raumverhältnisse und den hellen natürlichen Holzton der Zimmerwände ungemein anheimelnd. In diesen Räumen, auf den weiten Rasenflächen und den Wiesenwegen des Monte Verità bewegen sich Menschen, die ihren Körper, unbekümmert um Modemeinungen, in ihnen am passendsten und genehmsten erscheinende Gewandung hüllen. Auch bei der Kleidung sind edle Linien der Hauptschmuck. Alles ist einfach. Aber gerade diese geschmackvolle Einfachheit ist von eindringlichster Wirkung. Der können sich zuweilen sogar die sehr anders denkenden Kurgäste nicht entziehen. Auch sie kleiden sich bald in ähnlicher Weise. Der individuellen Kleidung entspricht die individuelle Tanzkunst, die man auf Monte Verità pflegt. Die rhythmische Gymnastik des Genfer Konservatoristen Jacques Dalcroze, eine ebenso den Körper wie den Geist anregende und bildende Reihe von Uebungen, wird dort eifrig propagiert. Die rhythmische Gymnastik verdiente in unser Erziehungssystem aufgenommen zu werden. Vielleicht geht auch hier Monte Verità bahnbrechend voran. Man plant dort die Errichtung eines Erziehungsheims, in dem die Ausbildung der Jugend auf Grund des letzten Standes der Erziehungsfragen und -probleme erfolgen soll. Man verliert also, wie wir sehen, auf Monte Verità weder den Zusammenhang mit der Kultur, noch verneint man sie; man hat sich nur von ihrem Zwange befreit und will über sie hinaus; man will Natur und Kultur zu einem Gesamtkunstwerk verbinden, das recht eigentlich den Namen Leben verdient. Diese Absicht hat in den letzten Jahren mehr als alles andre für Monte Verità geworben.



Mit Genehmigung von Keller & Reimer, Berlin

Das moderne Belgien. Nach einem Gemälde von Constantin Meunier

Belgische Literatur der Gegenwart

Von

Franz Clement, Luxemburg

(Hierzu acht Abbildungen)

An die Ardennenberge lehnt das Land Belgien sich an; es senkt sich ab zum Meere hin, und seine Häfen halten den Nationen von jenseits des Meeres die Arme offen. Zwei Rassen haben sich in ihm festgesetzt; sie durchdrangen sich bald friedlich, bald unter geräuschvoll geführten geistigen Kämpfen: auf der einen Seite stehen die Vlamen als germanische Rasse, auf der andern Seite die Wallonen als lateinische Rasse, als Niederschlag verschiedener, rasch vollzogener Blutmischungen. Keine von beiden hat die Reinheit bewahrt — wenn eine solche Rassenreinheit überhaupt ursprünglich vorhanden war —, eine wie die andre haben sie ihr Haus unter ein Dach gebaut, und so viele Fäden gehen besonders heute von der einen zur andern, daß man fast von einer belgischen Rasse sprechen kann, die Qualitäten und Schwächen der beiden Stämme in sich verschmolzen hat. Die Vlamen sprechen Vlämisch, die Wallonen sprechen Wallonisch und alle beiden sprechen Französisch. In den letzten Jahren haben die Vlamen es verstanden, ihrer eigentlichen Muttersprache amtliche Geltung zu erzwingen. Aber die Sprache der Gebildeten und des Handels, die eigentliche Kultursprache Belgiens ist die französische. Wenn weiter unten von Dichtern und Schriftstellern vlämischer Rasse und mit vlämischen Namen gesprochen wird, alle schreiben und dichten sie französisch.

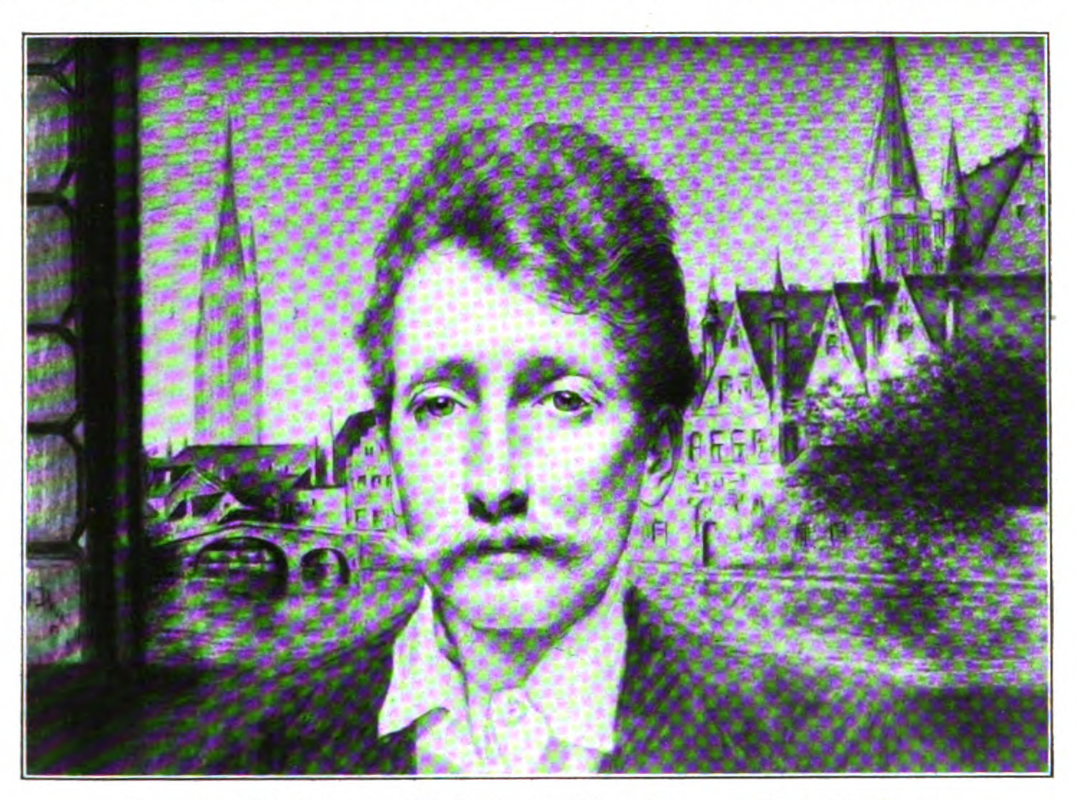
Von den gut germanischen Eigenschaften besitzt der Vlame einige in so hervorragendem Maße, daß sie bei ihm in ihrer Reinkultur studiert werden können. Da ist vor allem die Verlorenheit an die Seele der Dinge, der manchmal ungestüme Mystizismus und das traum-

hafte Verhältnis zur Landschaft und zur Menschheit wie auch zu den großen religiösen Werten, zu Gott und zum Jenseits. Und nicht minder besitzt er die Zähigkeit in der Eroberung der Umwelt, den starken voluntaristischen Zug in der Rassenpersönlichkeit. Das alles ist allgemein germanisch, aber spezifisch vlämisch und in mancher Beziehung auch spezifisch belgisch ist die Exuberanz im rein materiellen Lebensgenuß, die eine so überwältigende, manchmal auch abstoßende Form in Rubens und Jordaens, Jan Steen und all den vlämisch-holländischen Realisten gewonnen hat. Die flandrischen Provinzen sind immer reich gewesen, und mit dem Reichtum wächst die Genußfähigkeit, weil Genußmöglichkeiten vorhanden sind. Nur ist hier das Lebensgefühl trotz all seiner Stärke nicht so überschäumend, daß der germanische Mystizismus getötet werden konnte; auf alten Bildern grinst der Tod manchmal hinter der Weinflasche hervor. Wie bereits gesagt, die Vlamen sind keine rein germanische Rasse, die Belgier als Gesamtheit noch viel weniger. Der Wallone bringt als Romane ein neues Ferment hinein: er hat den praktischen Sinn und die selten getrübte Nüchternheit in der Auffassung und der Ueberwindung des Lebens, ferner hat er eine größere geistige Beweglichkeit und ein feineres Verständnis für die reinere Form. Nimmt man, wie die meisten autoritativen Erforscher belgischer Vergangenheit es tun, noch einen Einschlag spanischen Blutes an, so hat man eine außerordentlich interessante Mischrasse vor sich, und es ist nicht übertrieben, wenn man Belgien als das lehrreichste und bestentwickelte Beispiel germanisch-romanischer Mischkultur betrachtet. In das so gewordene moderne Belgien ragt das alte Flandern hinein. Und von seiner Vergangenheit empfängt dieses betriebsame Land unbezweifelbare Werte, und zwar vorzüglich seelische und künstlerische Werte. Da sind die religiösen Kämpfe, die nirgends blutiger und heftiger tobten als in den weiten Ebenen, über die der Spanier Alba einst tyrannisch herrschte. Und vorher hielten in diesen Provinzen die Herzöge von Burgund prunkend Hof; mit ihnen wetteiferten, und nicht ohne Erfolg, die reichen Handelsherren von Brügge und Gent. In der Neuzeit hob man die Kohlenschätze, und Belgien ward allmählich auch ein Eisenland. Neben den Kathedralen und Belfrieden erstanden freundnachbarlich die Schlote der Fabriken. Alte und neue Kanäle ziehen ihre Runen durch die fruchtbaren flandrischen Ebenen, und an den stillen Beguinenhäusern prustet das kohlenbeladene Dampfboot vorbei. Das alles ist keine nebensächliche Erscheinung: sie allein gibt dem Lande seinen Habitus. Die sozialen Gegensätze erstehen in weithin sichtbaren, die Städte und Fluren beherrschenden Symbolen vor unsern Augen.

Wenn dieses Land nicht eher eine starke Literatur gebar, so liegt das nicht an dem Mangel an Anregung. Von vornherein waren hier alle Bedingungen gegeben. Nur fehlte es am Instrument, und erst als die vlämischen und wallonischen Dichter in der französischen Sprache dieses Instrument entdeckten, konnte ihre eigentümliche Kunst sich entwickeln. Daneben muß man in Betracht ziehen, daß die Losreißung von Holland Jahrzehnte hindurch Kraftanstrengungen nach der wirtschaftlichen und administrativen Seite hin im Gefolge hatte, die alle jungen Talente auf Politik, Verwaltung, Handel und Industrie trainierten. Erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurden genügend Kräfte frei, um den Eintritt der flandrischen Provinzen in die französische Literatur zu vollziehen. Das geschah zuerst furchtsam, dann mit entschiedener Konsequenz: der Eintritt wurde in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur wirklichen Eroberung.

Als im Jahre 1831 die „Primeln“ von André van Hasselt erschienen, trug das Buch den Aufdruck: „Die erste in Belgien gedruckte Gedichtsammlung“. Und André van Hasselt war der erste belgische Dichter in französischer Sprache. Er war ein Epigone der großen romantischen Dichter, ein zahmer, bescheidener Herr, der über eine nicht gerade reiche Wortkunst verfügte und heute lediglich die Bedeutung eines Vorläufers hat. Lange genug blieb er einsam und allein, vom Ruhm sicherlich nicht belästigt, und erst im Anfang der achtziger Jahre erwuchs ein Schwarm junger Lyriker und Erzähler, die sich in der Zeitschrift „La Jeune Belgique“ unter der Leitung von Max Waller tummelten. Von Frankreich her kamen damals allerlei Evangelien; neben dem naturalistischen wirkte in Belgien zunächst

das parnassische, und Baudelaire drängte seine seltsame, schillernde und bezwingende Persönlichkeit den jungen Vlamen und Wallonen auf. Es ist bezeichnend, daß die belgischen Vertreter der parnassischen Lyrik meist Wallonen sind: Valère Gille, Iwan Gilkin, Albert Giraud und Fernand Séverin; die Vlamen unter den ersten belgischen Lyrikern, Rodenbach, Grégoire le Roy und Maurice Maeterlinck knüpfen mehr an das Folklore und an germanische Dichter an als die obengenannten.



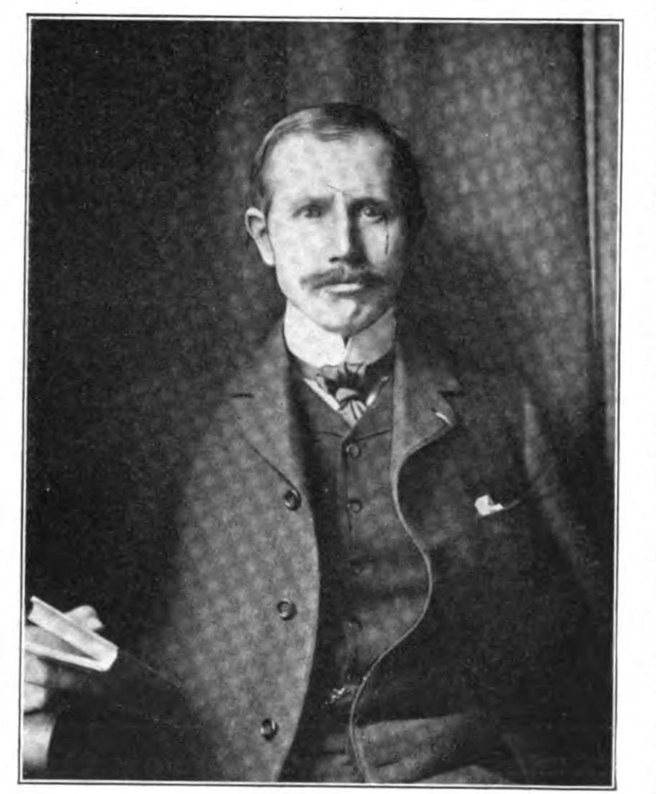
Georges Rodenbach. Nach einem Gemälde von Lévy-Dhurmer
Im Hintergrunde das alte Brügge

Albert Giraud besingt den gemarterten Pierrot (und gerade diese Pierrot-Lieder sind von Otto Erich Hartleben unnachahmlich fein verdeutscht worden); in romantischem Ichgefühl schließt er sich von der rohen Wirklichkeit ab und gibt sich auch äußerlich als den einsamen Dichter. Seine kurzen Lieder haben aber mehr einschmeichelnden Klang als nervige Plastik und verklingen fast alle in müder Melancholie. Iwan Gilkin, Katholik und Satanist, knüpft direkt an Baudelaire an. Er hat bei aller Wildheit und gesuchter Grausamkeit starke innere Form. Seine Technik ist wie die seines Meisters rein parnassisch; nur hat er sich manche von Verlaine eroberten Freiheiten zunutze gemacht. Valère Gille dichtet in reineren Linien und läßt seine sorgfältig gearbeiteten Verse wie Opale aufglänzen; er begann kalt akademisch mit der Feier griechischen Altertums und ist bei den kleinen Finessen des erotischen Erlebens gelandet. Der stärkste unter den belgischen Parnassiern ist ohne Zweifel Fernand Séverin, der zarte Träume gezaubert und mit einer Einfachheit, um die ihn besonders Gilkin beneiden könnte, die Sensationen seiner etwas schwächlichen, ganz aufs schöne Maßhalten gestellten Natur gestaltet hat.

Wenn diese vier Dichter durchaus von Frankreich inspiriert sind, so haben wir in dem Lyriker Maeterlinck, in Grégoire le Roy und Rodenbach mehr autochthone Wortkunst. In seinen schmächtigen Versen, die an Bedeutung weit hinter sein übriges Schaffen zurücktreten, war Maeterlinck der bewußte

Erneuerer des Volkslieds mit einem starken Zuschuß von Verlainescher Subtilität. Rodenbach, der mit seinem durchaus gemachten Roman „Bruges-la-Morte“ einen übertriebenen Ruhm einheimste, ist in seinen Gedichten ganz aufs alte Flandern angewiesen. Le Roy endlich, der Freund Eekhouds, bringt seelische Werte, die so national klingen, daß man sie ohne Kenntnis belgischen Wesens und flandrischer Vergangenheit kaum genießt.

Rodenbach und Maeterlinck sind die ersten reineren Vertreter der symbolistischen Lyrik; nach und nach dringt diese ein, wie alle die andern französischen Strömungen. Zugleich mit ihr wird der freie Rhythmus und die unregelmäßige Metrik erobert. Sie sagen besonders den Vlamen zu, und die zwei hervorragendsten belgischen Lyriker van Lerberghe und Verhaeren finden in ihnen die Form für ihre persönliche und imponierende Kunst.



Fernand Sévérin

Charles van Lerberghe ist das interessanteste Kreuzungsprodukt von romanischer und germanischer Kultur. Er hat von seinem vlämischen Boden die leise mystische Inbrunst aufgenommen, die in den Bildern Hans Memlings so formen- und farbenklar gebannt ist. Aber er hat nicht minder die geruhige romanische Klarheit und gebändigte Form, die zart aufschäumende Sinnlichkeit und hübsche Serenität, die man bei den germanischen Rassen nicht leicht findet. Seine „Entrevisions“ geben einen Blick aufs Leben, der alle Formen und Ereignisse vergoldet, und seine „Chanson d'Ève“ ist vielleicht eines der feinsten Erzeugnisse anschaulicher Meditation. In Emile Verhaeren entstand dem modernen Belgien ein wahrhaft großer Dichter, eine Individualität von ungeheuerlicher Phantasie und sicherer Universalität. Das tumultuöse vlämische Lebensgefühl ist in ihm; kosmische Phantasie und eine an Victor Hugo und Richard Dehmel erinnernde visionäre Kraft geben seinen Gedichten eine Größe, die man erlebt haben muß und die man kaum umschreiben kann. Er begann mit dem Zyklus „Les Moines“, in denen er noch durchaus parnassisch wirkt, und hielt dann in den „Flamandes“ die reiche Vergangenheit seiner Heimat fest. In diesen Büchern ist er zu seiner Originalität noch nicht gekommen. Ein krankhafter Individualismus, eine durch physische und geistige Leiden hervorgebrachte Verzweiflungsstimmung, ein unheimliches Anwachsen der Leidenschaftlichkeit und möglicherweise auch der Einfluß Verlaines und weiterhin Baudelaires machen ihn zum Dichter der „Débâcles“ und „Flambeaux Noirs“, in denen Tod und Schmerz, Heftigkeit und Selbstquälerei, Gift und Laster abwechselnd und miteinander in beängstigende Symbole gebannt sind. Gleichzeitig gewinnt er aus innerem Bedürfnis heraus seine freiere, ursprüngliche Form.

Auf alle die individualistischen Orgien folgte ein fruchtbarer Gesundungsprozeß. Das moderne Belgien mit seinen Ebenen und rotweißen Dörfern, seinen Wäldern, seinen Hochöfen, Schächten, Schloten und Häfen drängt sich in ihm auf. Er wird in

den „Campagnes Hallucinées“ der Sänger unheimlicher Einsamkeiten, in den „Villes Tentaculaires“ der überlegene Gestalter modernen Lebens, rastloser Städte, donnernder Bahnzüge und menschlicher Ohnmacht und Kraft, in den „Villages Illusoires“ tauchen die bald friedlichen, bald verrotteten Dörfer auf, und in den „Forces Tumultueuses“ feiert die Kraft und Phantasie dieser unbändigen Seele einen Paroxismus halluzinatorischer Art. In demselben Maße wie Verhaeren neue Stoffe und Stimmungen aufnimmt, wächst die Eigenart seiner Form. Seine Rhythmen stürmen wild dahin, überschlagen sich und bäumen sich gleichsam auf in Reimworten von überraschender Resonanz; seine Bilder werden seltsamer und toller und sind dennoch immer von gespenstischer Anschaulichkeit. In einer nie dagewesenen Sprache gibt er die Vision der großen modernen Mächte. So tobte er sich gleichsam aus; er erraffte alle Leiden und Freuden der Kulturmenschheit und der wilden Instinktgeschöpfe, die Macht des Goldes und des Weibes, die neuen Werte der Industrie und des Verkehrs. Dann ging er in seiner eignen Seele wieder zu Besuch und singt in einem eignen Buche von seinen „Klaren Stunden“, in einem andern von den „Reben an der Mauer“, bis er in einem seiner letzten Bücher, „La Multiple Splendeur“, das ganze Weltall direkt kosmisch erlebt. Dieses Buch ist sein reifstes und schönstes Werk; es klingt aus in einem Hymnus an das Leben als solches.

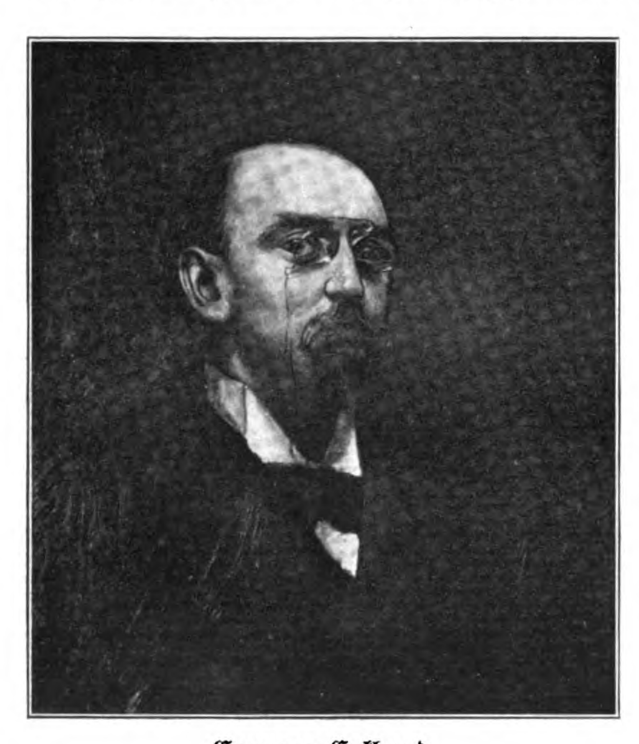


Eugène Demolder

Emile Verhaeren

Der erste Meister des belgischen Romans der allerjüngsten Zeit war Camille Lemonnier. Heute ist er sowohl in Frankreich wie auch in seinem Heimatlande reichlich bestritten. Die moderne Erzählkunst hat inzwischen andre Wege eingeschlagen. Wie sehr Lemonnier sich in seinem reichen und arbeitsamen Leben auch zu erneuern strebte, er hat einmal die Taufe des Naturalismus empfangen und wird als der belgische

Zola fortleben. Diese summarische Abfertigung des Lemonnierschen Talentes ist indessen unrichtig — unrichtig wie alle die aphoristischen Charakterisierungen. Von Zola hat er unzweifelhaft den etwas romantischen epischen Symbolismus und die nahezu naive Brutalität. Aber er war nicht wie der größere Meister der Sklave einer ästhetischen Doktrin. Seine unleugbare Zärtlichkeit behütete ihn vor einer solch schematischen, wenn auch genialen und imponierenden Gestaltung der Zeitkräfte; sein Lyrismus wie seine psychologischen Bedürfnisse hießen ihn Werke schaffen, wie „Die Liebe im Menschen", „Der Wind in den Mühlen" und „Wie der Bach geht", die mit dem Zolaschen Naturalismus schließlich nichts mehr gemein haben. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist besonders Georges Eekhoud Lemonnier gegenüber in den Vordergrund getreten, und abgesehen von der außerordentlichen Erneuerungsfähigkeit Lemonniers ist Eekhoud als rein künstlerische Kraft dem älteren Mitstrebenden zweifellos überlegen. Zum heimatlichen Boden hat der in Antwerpen geborene Eekhoud auch intimere Beziehungen, und Lemonnier hat niemals etwas geschaffen, das so spezifisch vlämisch ist wie einige in den flandrischen „Poldern" spielende Romane und Novellen Eekhouds. Eine nahezu ungesunde, übermäßig saftvolle, strotzende Körperlichkeit lebt in seinen „Kermesses" und „Nouvelles Kermesses" sowie in seinem Meisterroman „Kees Doorik", in denen das überschäumende physische Leben der vlämischen Menschen mit einer Virtuosität festgehalten, die der von Jordaens und Teniers kongenial ist. So ward dieser Epiker vor allem ein vor keinem Extrem zurückscheuender Dichter der Instinkte und geradlinigen, manchmal auf Mord, manchmal nur auf breiten Genuß hinzielenden Leidenschaften der sanguinischen Bevölkerung, die in den Niederungen an der Schelde wohnt, ißt, trinkt und sich des Lebens freut. Er hat eine eigenartige Künstlerliebe zu den Verworfenen, zu den auf eignen breiten Füßen stehenden Revolutionären, die außerhalb der Gesellschaft, manchmal auch direkt gegen die Gesellschaft gehen.

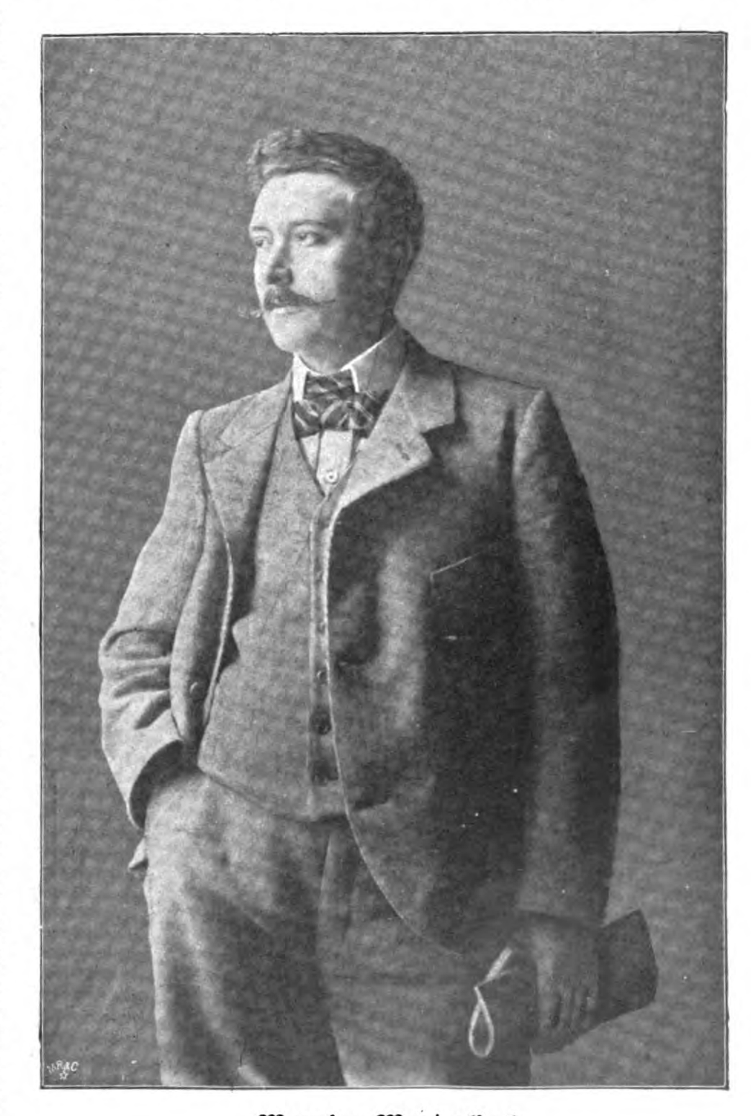


Georges Eekhoud

Eugène Demolder hat einen jüngeren Ruhm als Camille Lemonnier und Georges Eekhoud. Aber er verdient mit den wenigen Schöpfungen, die wir ihm bis heute verdanken, an die Seite der beiden älteren gestellt zu werden. Seine dichterischen Leistungen sind schon insofern von größtem Interesse, als er in den drei Romanen, die den besten Teil seines gesamten Schaffens ausmachen, sich niemals im geringsten selbst wiederholt hat. Seine „Route d'Émeraude", in der das Holland zur Zeit Rembrandts erwacht, ist vielleicht sein bestes Werk; nur kann man diesen breiten, sonnigen Roman gar nicht vergleichen mit dem im Ancien régime spielenden „Jardinier de la Pompadour", wo alle Grazien des achtzehnten Jahrhunderts herumtollen und im Hintergrunde das Beil der Guillotine magisch aufglänzt. Daneben gibt es Leser, die dem großzügigen Symbolismus, den Demolder in „Les Patins de la reine de Hollande" bewiesen hat, den Vorzug geben, gewiß ein Zeichen, daß dieser nicht sehr fruchtbare, aber doch außerordentlich vielseitige Erzähler einen schönen Platz ausfüllt.

Der einzige autochthone belgische Dramatiker von Ruf, und zwar von Weltruf, ist Maurice Maeterlinck. Und durchaus autochthon muß man seine Dramatik nennen, denn so sehr sie über ihre spezifisch belgische Bedeutung ganz wie von selbst hinauswuchs, sie ist vlämisch-germanisch in der starken niederdrückenden Mystik, in der verhaltenen, eine einheitlich trübe Stimmung auslösenden Lyrik und in der gar nicht „gallischen", eigentlich unvollkommenen, an ein geniales Stammeln erinnernden sprachlichen Eigenart. Man täuschte sich deshalb auch, wenn man Maeterlincks symbolistische Todes- und Schicksalsdramen als etwas durchaus Neues betrachtete; wenn man „Les Flaireurs" von Charles van Lerberghe mit den Erstlingswerken des Genters vergleicht, findet man, daß auch in andern belgischen Dichtern die Bedingungen zu dieser besonderen Schaukunst gegeben waren. Dem Auslande und speziell den Franzosen erschien diese mit einfachen Mitteln arbeitende und doch so raffinierte Kunst dermaßen originell, daß es sich leicht begriff, wenn Octave Mirbeau in seinem berühmten Figaroartikel, der Maeterlinck lancierte, direkt von Genialität und modernem Shakespeare sprach. So überraschend neu und hochwertig ist Maeterlincks Kunst doch nicht. Er bleibt in seinen Marionettendramen, vor allem in „Princesse Maleine", „L'Intruse", „Les Aveugles", „Les Sept Princesses", „Aglavaine et Selysette", „Pelléas et Mélisande", einer der anerkennenswertesten Spezialisten der modernen Literatur, der in beschränktem Rahmen eine imponierende Synthesis von Dramen, Lyrik und Dekorationskunst vollzog, um reine lyrische Wirkungen zu erzeugen, lyrische Wirkungen, die jedoch manchmal nicht weit entfernt sind von wirklicher Furcht und eisiger Angst vor den unergründlichen Mächten. Der altgermanische Kultus des Todes feiert hier eine etwas raffiniert-quälerisch geratene Auferstehung. Nur ist in der Kunst, die Maeterlinck zu solcher Vollendung brachte, kein neuer Weg gewonnen; seine Mittel sind so konventionell geworden, daß sie am Ende versagen; die Dramoletvirtuosität dieses mit dramatischen Mitteln arbeitenden Lyrikers scheitert an der notgedrungenen Einförmigkeit seiner Produktion.

Unser kurzer Ueberblick über die hervorragendsten Persönlichkeiten und Strömungen der neubelgischen Literatur



Maurice Maeterlinck

französischer Sprache hat jedenfalls bewiesen, daß in diesem kleinen, aber durchaus reichen und sehr tätigen Lande auf Grund besonderer Rassen- und Sprachenmischungen eine Wortkunst gewonnen wurde, die Anspruch darauf erheben kann, nicht nur für Neugierige, sondern für alle Kulturmenschen Bedeutung zu erlangen. Man sieht hier vor sich die seltene Erscheinung eines Volkes, das seine ganz und gar germanischen Rasseneigentümlichkeiten in einer romanischen Sprache äußert, die ihm durch die Kraft des Milieus und durch den Wunsch, ins Weite zu wirken, als natürliches Ausdrucksmittel erscheint. Ohne Zweifel ist eine solche Angliederung für die französische Literatur ein unberechenbares Ferment geworden, und das Studium dieser seltsamen und hochwertigen Mischerscheinungen ist von größter Bedeutung sowohl für den, der sich für die Eigentümlichkeiten des vlämischen Geistes, wie auch für den, der sich für die innerhalb der französischen Literatur geltenden Gesetzmäßigkeiten interessiert. Eine unzweifelhafte Bereicherung für die französische Literatur bildete vor allem das Hereindringen des gesteigerten germanischen Lebensgefühls, das sich in einer Persönlichkeit wie Verhaeren so konzentriert äußert. Die französische Lyrik insbesondere stand vor der Gefahr, sich im Spezialistentum zu verlieren; die von Baudelaire und Verlaine eingeschlagenen Wege waren gewiß fruchtbar. Aber ihre besten Nachfolger zersplitterten sich in Sensationen und Sensatiönchen, und an die Stelle des krampfhaften, großzügigen Suchens drohte die Kunstspielerei zu treten. Für Deutschland hat die belgische Literatur nicht weniger eine genau umrissene Bedeutung. Sie ist der geistigen Art, der Stimmung und Seele nach germanisch in dem Besten, was sie hervorgebracht. Und doch ist alles in französische, romanische Form gefaßt. Hier ist uns eine Brücke gegeben, über die hinweg wir in ein Zwischenland eingehen können, wo uns das große Verstehen für die Qualitäten zweier Kulturen und für die Bedingungen ihrer gegenseitigen Durchdringung zuteil werden kann.



Maurice Maeterlinck
Nach einer Zeichnung von Theo van Rysselberghe



Paradiese

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Im Londoner Zoologischen Garten ist neulich eine ungeheure Landschildkröte gestorben, deren Alter auf 250 Jahre geschätzt wurde. Solche Ziffern können natürlich nicht absolut sicher gegeben werden. Sie verlieren sich gegen die Zeiten hin, wo die einsamen Inseln im Weltmeer, die von solchen Schildkröten allein bewohnt werden, überhaupt erst von Menschen entdeckt und langsam besiedelt worden sind. Gewiß aber ist, daß es in diesem seltsamen Geschlecht Patriarchen gibt, die auf eine ganze Reihe von Menschenaltern herabblicken. Wie wird man so alt? Unser Geist, der weiß, was das Leben eines bedeutenden Menschen für einen Wert hat, muß diese Frage mit einem gewissen Neid aufwerfen. Ist das entsprechend ungeheure Phlegma einer solchen Schildkröte dazu nötig, das ihr schon zu Lebzeiten etwas von einer Mumie, einer Versteinerung gibt? Es ist noch etwas andres unumgänglich. Man muß aus dem Paradiese stammen . . .

Die liebliche Völkerlegende erzählt uns, wie im Anfange der Dinge das Raubtier noch nicht erfunden war, der Löwe friedlich neben dem Lamm lag. Davon weiß nun freilich der Geologe im allgemeinen nicht viel zu berichten. Soweit wir in der wahren Erdgeschichte der Tiere zurückverfolgen können, sind arge Räuber dabeigewesen, und sie wollen sogar oft zahlreicher erscheinen, je weiter man zurückgeht. Nicht nur die furchtbaren Messerkiefer der alten Saurier starren uns an aus der Urwelt, sondern es macht durchweg auch den Eindruck, als hätten ganze Reihen später wehrloserer Tierformen ursprünglich wehrhafter angefangen. Die Vögel hatten im berühmten Urvogel Archäopteryx noch Zähne in den Kiefern. Die Schildkröten selbst waren einst bezahnt. Die Vorfahren heute zahnloser Säugetiere, wie die des Schnabeltiers und des Walfischs, waren in gleicher Lage, wie noch heute eine flüchtige Anlage einer Zahnreihe bei dem Embryo zeigt. Daneben gehen freilich auch ungezählte Fälle tierischer und pflanzlicher Friedensschlüsse von alters her, Geschöpfe, die sich untereinander vertragen, die Genossenschaften, sogenannte Symbiosen, bilden auf gegenseitige Hilfe. Aber vielfältig sind auch diese Symbiosen wieder aufgebaut auf der gemeinsamen Abwehr dritter Gegner oder auch direkt auf gemeinsamem Angriff. So ist die einzelne Ameise als vielzelliges Tier ursprünglich erst zustande gekommen durch das gesellige Zusammenhalten zahlreicher Einzelzellen; aber als Ganzes ist sie wieder ein schlimmer Angreifer, und wenn eine Masse solcher Ameisen sich nun wieder zu einer Hilfsgenossenschaft untereinander friedlich zusammentun, so bilden sie als Ganzes so erst den bedrohlichsten Feind fremder Wesen.

Und doch: die Erde war immer groß, und die geologischen Zeiträume dehnen sich endlos lang. Unendliche Möglichkeiten haben sich in ihnen verwirklicht. Je nachdem man es philosophisch werten will: unendliche Zufälle oder unendliche Schicksale. Auch die Fügung des „Paradieses“ ist wenigstens im Einzelfall tatsächlich immer einmal wieder darunter gegeben gewesen; nicht des Paradieses, wo der Löwe neben dem Lamm ruhte; aber der zeitweisen Friedensstätte, wo es für das Lamm keinen Löwen gab. Tierarten, die anderswo im herbsten Daseinskampfe standen, sind in ringsum abgeschlossene Gebiete, vor allem auf Inseln, geraten, wo tatsächlich keiner ihrer hergebrachten Angreifer mit eingeschlossen war. Zeiten hindurch, die in einzelnen Fällen zweifellos Millionen von Jahren

umspannt haben, sind solche Geschöpfe dort in das Stadium einer Entlastung, einer glücklichen Sorglosigkeit versetzt worden, das ihnen in ihrer Fortentwicklung einen ganz bestimmten Charakter aufgeprägt hat, an dem der geübte Blick sie leicht immer wieder als „Paradiesier" erkennt.

Die Schildkröte, in der keine Kröte, sondern ein sehr urtümliches Reptil steckt, ist trotz ihrer harten Verpanzerung überall da, wo der Daseinskampf in ganzer Herbheit tobte, keine besonders glückliche Schöpfung der Natur gewesen. Im allgemeinen sind alle diese zwar äußerst soliden, aber auch ebenso schweren und unbehilflich machenden Experimente der Entwicklung, Lebewesen zu ihrem Schutz sozusagen in Frachtkisten zu verpacken, auf die Dauer schlechte Auswege gewesen. Wir Menschen, die wir in unsrer Kulturtechnik die meisten tierischen Anpassungsversuche noch einmal neu durchgeprobt haben, sind ja auch rasch wieder vom „Harnisch" abgekommen. Lange vor unsrer Erfindung der Schußwaffen haben aber die Raubtiere schon ausgeprobt, daß ein gelenkiger Sprung bei scharfem Auge, starkem Gebiß und starker Kralle unvergleichlich viel mehr garantiere als ein angewachsenes schweres Kettenhemd. Das Gürteltier unter den Säugern ist eine ebenso rasch verlassene Bahn geblieben wie bei den späteren Reptilen der Typus der Schildkröte. Tatsächlich ist eine Schildkröte, die in der Gewalt eines Jaguars oder Tigers gerät, trotz ihres steifen Kuverts unrettbar verloren, vom Menschenangriff selber ganz zu schweigen. Etwas besser ist ihnen der Aufenthalt im Wasser geglückt, doch hat auch dort der eine Umstand von jeher ein Hemmnis gebildet, daß auch sämtliche Wasserschildkröten, selbst die gewohnheitsmäßigen Schwimmer auf hoher See, ans Land müssen um ihre Eier abzulegen. Ein Tier, das mit so wichtiger Funktion an den Strand gekettet ist, wird des Wasserschutzes nie vollkommen froh werden. Es erklärt sich leicht, daß solche Schwimmschildkröten gerade deshalb besonders vorsichtig in der Wahl des Landes für ihre zeitweisen Besuche seit alters sein mußten. Gerade so aber ist ihnen nun ab und zu immer auch einmal wieder geglückt, an der Küste des „Paradieses" zu landen. Sie entdeckten und frequentierten nämlich völlig einsame Inseln im blauen Ozean, wo es teils überhaupt keine andern großen Tiere, teils doch keinerlei Raubtiere, dagegen fette, leichte Pflanzenkost im Ueberfluß gab. An solchem Fleck ist es dann offenbar mehrfach geschehen, daß gerade umgekehrt der Mutterstrand sich als so geschützt erwies, daß auch die Meerschildkröte hier gar keine Neigung verspürte, ins feuchte Element zurückzukehren. Die Füße wurden also allmählich notdürftig zur dauernden Landbenutzung umgeformt — und dann kamen Jahrtausende in endloser Kette des vollkommenen Paradiesdaseins für diese Glückspilze. Mauritius, die Aldabrainseln, der Galapagosarchipel im Indischen und Stillen Ozean sind gelegentlich von den ersten menschlichen Besuchern als solche Schildkrötenasyle entdeckt worden; natürlich hatte zu der eigentlichen Paradieszeit vor allem auch bis dahin gehört, daß das böseste Raubtier, der Mensch, nicht dort vorkam. In früheren Tagen, zur Diluvialzeit, muß auch unsre Mittelmeerinsel Malta einen solchen Schlupfwinkel gewährt haben, denn damals lebten auch dort riesige Landschildkröten. Das Riesige war dabei gleich eine Paradieskonsequenz. Diese Ungestörten durften sich auch auf dem Lande zu wahren Fleischbergen unter ihrer Rüstung auswachsen, wie sie anderswo den Angriff aller hungrigen Raubtiere von weither konzentriert hätten. Das enorme Alter der Individuen, das bei dauerndem Gefahrmangel an üppigster Tafel von diesen ohnehin so phlegmatischen Gesellen leicht erreicht werden konnte, mußte dem in die Hände arbeiten; hat man doch schon in unsern künstlichen „Paradiesen", unsern Zoologischen Gärten, beobachten können, wie unglaublich alt einzelne Tierexemplare (zum Beispiel Raubvögel) werden können, wenn sie in völliger Sorgenentlastung in den Tag hineinleben dürfen, und erst in neuerer Zeit ist man ebenso durch Reisende, wie Schillings, belehrt worden, wie groß ein langsam wachsendes Individuum, zum Beispiel beim Elefanten, tatsächlich werden kann, wenn ihm völlig ungestörte natürliche Lebensdauer gewährt ist. Dieses schier unbegrenzte Wachstum, das allmählich die ganze Art weit über hergebrachte Größenmaße hinaustreibt, sehen wir, zum Teil am gleichen Fleck, auch bei andern Paradiesieren.

Auf der Schildkröteninsel Mauritius war gleichzeitig mit den reptilischen Rittern eine Taube, die berühmte Dronte, zu den Dimensionen eines fetten Truthahns angeschwollen. Im australischen und neuseeländischen Gebiet wie auf dem näheren Madagaskar, wo vielfältig wenigstens früher auch Landschildkrötenasyle bestanden haben (das australische Festland besaß mehrere Millionen von Jahren lang keine echten Raubtiere, Neuseeland überhaupt kein einheimisches Landsäugetier, Madagaskar keine echten Katzen oder Bären), wuchsen ensprechend hühnerartige Vögel gar zu vier Meter hohen straußenhaften Kolossen aus, den Moa- und Aepyornisarten.

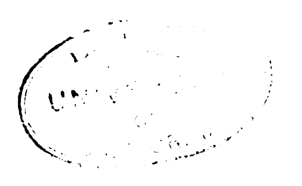
Den Rekord in der Größe hat wohl eine schon früh wieder entschwundene Schildkröte Nordindiens, die Kolossochelys, die im ganzen etwa zwanzig Fuß lang wurde, sich geleistet, wir wissen aber nichts Näheres gerade über ihre Asylbedingungen. Solche Riesen in ihrem entsprechend schweren Panzer wurden natürlich immer wehrloser. Diese Wehrlosigkeit ist aber auch wieder eine typische Eigenschaft aller Paradiesier. Jene Dronten- und Moavögel hatten sämtlich das Fliegen bis zu mehr oder minder radikalem Verlust der äußerlichen Flügel bei sich abgeschafft. Am Rande des ganzen Südpolargebiets, wo es weder einen Eisbären noch einen Polarfuchs wie bei uns im Norden gibt, hausten und hausen in Myriaden von Exemplaren zum Teil ebenfalls riesengroße und äußerst fette Vögel, die Pinguine: auch sie können nicht mehr fliegen. Für den Vogel bedingt das aber zugleich (was für die Schildkröte allerdings schon selbstverständlich ist), daß er vielfach auch auf den ebenen Boden vom Baum herabsteigen muß, und auch dieses Niedersteigen, diese auffällige Erdfreundschaft ist wieder ein Charakterzug der Paradiesier. Auf Neuseeland leben die flügellosen Kiwivögel wie Füchse oder Kaninchen in Erdhöhlen. In Südamerika, das in der ganzen älteren Tertiärzeit völlig isoliert war, die Entstehung der echten Raubtiere gar nicht mitgemacht hatte und entsprechend damals keinen einzigen Angreifer dieser Art beherbergen konnte, ergingen sich die heute (wo es dort von Katzen wimmelt) nur baumbewohnenden Faultiere in zahlreichen grotesken Riesengestalten (als Megatherium) völlig auf dem ebenen Grasplan. Alle Schildkröten haben etwas Urweltliches, sie sind Ueberlebende aus einer uralten Epoche der Reptilentwicklung, aus der wir sonst nur verschwindende Reste lebend erhalten haben. So haben sich auch sonst in den „Paradiesen" vielfältig interessante vorweltliche, sonst überall von der Konkurrenz des neueren und besseren Nachwuchses ausgerottete Tierformen bis heute konserviert: im australischen Asyl die eierlegenden Schnabeltiere, im neuseeländischen der einzige noch existierende Ursaurier, die sogenannte Brückeneidechse, auf Madagaskar die urweltliche Stammgruppe der Affen, die Halbaffen; auch die Pinguine sind eigentlich Urweltler, die ihre Südpolarküsten noch als wirkliches grünes Paradies mit üppigen Buchenwäldern gekannt haben. Nur eine Eigenschaft der Paradiesier kann gerade an den Riesenschildkröten nicht studiert werden. Ihr Liebesleben ist, wie das aller phlegmatischen Schildkröten, ein langweiliges. Sonst aber ist bezeichnend für Asyltiere vielfältig eine auffällige Steigerung, eine extreme Pointierung des Liebeslebens. Womit soll man im Paradies sich die Zeit vertreiben? Das Leben ist Not und Kampf. Wenn es das nicht mehr sein soll, so wird es entweder Stumpfsinn (davon geben die Schildkröten ja ein Bild für ihr Teil) oder es tritt in den Dienst einer gewissen höheren Daseinsentfaltung. Bei uns Menschen würden wir in einem weiteren Sinne sagen: es tritt also in den Dienst der Liebe, auch der Liebe zu frohem Genuß der Dinge, vor allem aber der hingebenden Liebe zu Kunst, zu Forschung, zu höchstem reinem Denken. Beim Tier bleibt das Erotische im Vordergrunde, aber auch dort schließen sich an dieses Erotische gewisse Luxusproduktionen. Es wird gespielt, gesungen, in besonderen schönen „Hochzeitskleidern", die sich nur zu dieser Zeit am Tierleibe entwickeln, stolziert und brilliert. Schon in des Lebens gewöhnlicher Not selber wissen gar viele Tiere sich in der Liebeszeit gewaltsam, wenigstens ausnahmsweise, eine Art Asylrecht für solche Dinge zu schaffen. Es ist oft, als vergäßen verliebte Tiere geradezu auf Momente den ganzen Daseinskampf. Gewaltig und immer gewaltiger aber schwillt das an, je mehr ein Asyl, ein „Paradies" wirklich den

ganzen Kampf mindert oder zuletzt aufhebt. Vorzeiten hat ein Zufall den zweifellos herrlichsten Vögeln der Erde den Namen „Paradiesvögel" verschafft. Damals wußte man noch nicht, daß es sich um wirkliche Bewohner eines Asyls handelte. Alle die Prachtformen dieser wahren Paradiesier stammen nämlich aus Neuguinea, der Rieseninsel, die doch an Säugetieren nächst Neuseeland die zweitärmste große Insel unsers Planeten ist, kein einziges größeres Raubtier, keinen Halbaffen oder Affen besitzt, dagegen in ihren undurchdringlichen Urwäldern den Vögeln die günstigsten Chancen gibt. Ueber das australische Gebiet im ganzen, das überall zugleich Asylcharakter und den Charakter stehengebliebener Urwelt wahrt, gehen keine Paradiesvögel hinaus. Ihre herrlichen Federn sind zumeist reine Schmuckfedern, erotische Parade- und Spielfedern ohne jeden Schutzzweck. Gewisse Arten bauen sich besondere künstliche Lauben für ihre Hochzeitstänze, die sie mit bunten Steinen, Muscheln, Blumen, roten Beeren und blauen Federn höchst sinnreich zu schmücken wissen. Wahre Orgien feiert da die Luxusproduktion — das Kind der Muße im Paradiese!

Wer im ganzen der Ansicht ist, daß der Mensch selber den allgemeinen Entwicklungsgesetzen des Lebens unterliege, wird mit Interesse verfolgen, daß auch dieser Mensch mit diesem Sinne mancherlei „paradiesische" Spuren wahrt. Es gibt eine ganze Reihe Anzeichen, daß auch in seiner Bildungsgeschichte wohl eine Zeit gelegen haben könnte, wo er zeitweilig von gewissen Gefahren und Nöten des reinen Daseinskampfes stärker entlastet gewesen sein muß als später. Auch er ist eine relativ sehr große Form, die sich gewohnheitsmäßig auf den Boden gewagt hat, obwohl seine Hände wie Füße noch deutlich den ursprünglichen Baumkletterer verraten. Schwerlich würde das an einer Stelle geschehen sein, wo große Raubtiere diesen Boden unsicher machten, zumal gerade er im äußersten Gegensatz zu den großen wehrhaften Affenarten völlig der vorspringenden scharfen Eckzähne als natürliche Waffe entbehrt. Man könnte wohl denken, daß seine Werkzeugtechnik, die ihn Steine als Waffe benutzen ließ, ihm früh einen Ersatz gab. Aber die Benutzung des Werkzeugs setzt bereits eine menschenhafte Intelligenz voraus, und eine solche Intelligenz macht einen Schädel nötig, dessen oberer menschenhaft gewölbter Dom nur zustande kommen konnte eben bei Verringerung des Kieferteils und seines Gebisses. Besonders aber erinnert an das Gebahren der echten Paradiesier die Tatsache, wie auffällig früh auch dieser Mensch mit unerhörter Energie zu reinen Luxusproduktionen übergegangen ist. Seine ältesten, ganz einwandfreien Kulturspuren tauchen für uns im Diluvium auf, als im Norden die Eiszeit über die Erde zog und im Süden eine große Feuchtigkeitsepoche sintfluthafte Zustände erzeugte. Der nach Europa vordringende Mensch dieser Epoche lebte damals ganz gewiß in keinem friedlichen Asyl mehr, er war längst wieder in den wildesten Notkampf geworfen, den er aber jetzt schon mit seinen ersten großen technischen Errungenschaften, Steinwaffe und Herdfeuer, bestand. Schon in diesen Tagen sehen wir diesen Menschen aber bereits in lebhaftester Kunstbetätigung. Er schnitzte, zeichnete, malte, vor allem als Lieblingsobjekt ja Bilder seiner Jagdtiere, des Mammuts, des Wildpferdes, des Wisents, aber doch auch mancherlei andres. Er musizierte auf primitiven Instrumenten, er bemalte sich den Leib. Neuerdings hat man in Frankreich einen Menschen der diluvialen sogenannten Neandertalrasse gefunden, der regelrecht begraben war und zwar in einer Weise (mit Waffe und Proviant), die im Sinne heutiger Wildenbestattung auf Glauben an Fortleben der Seele nach dem Tode deutete. Also auch die „Luxusproduktion" des Nachdenkens über Welt- und Schicksalsfragen bestand schon damals! Wo war diese ganze Seite, das Spiel- und Phantasie- und Grübelleben, so früh, so gewaltig zum Aufblühen gebracht worden? Schwerlich im rohen Daseinskampfe selbst. Man denkt an die Schmuckfedern der Paradiesvögel. Beim Menschen haben solche Dinge von früh an feinere, höhere Wege (durch das Gehirn!) genommen, wenn sie einmal kamen. Aber daß sie gekommen sind ... sollte es nicht auch hier der Zauber des Paradieses gewesen sein?



Die Ziegenfreundin. Nach einem Gemälde von Paul Meyerheim

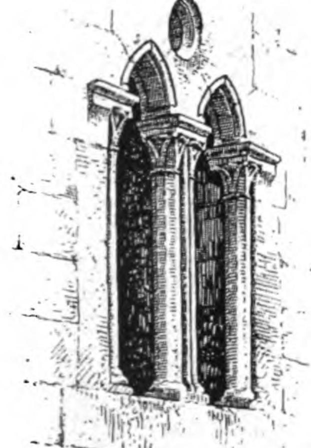


Schweizer Schlösser

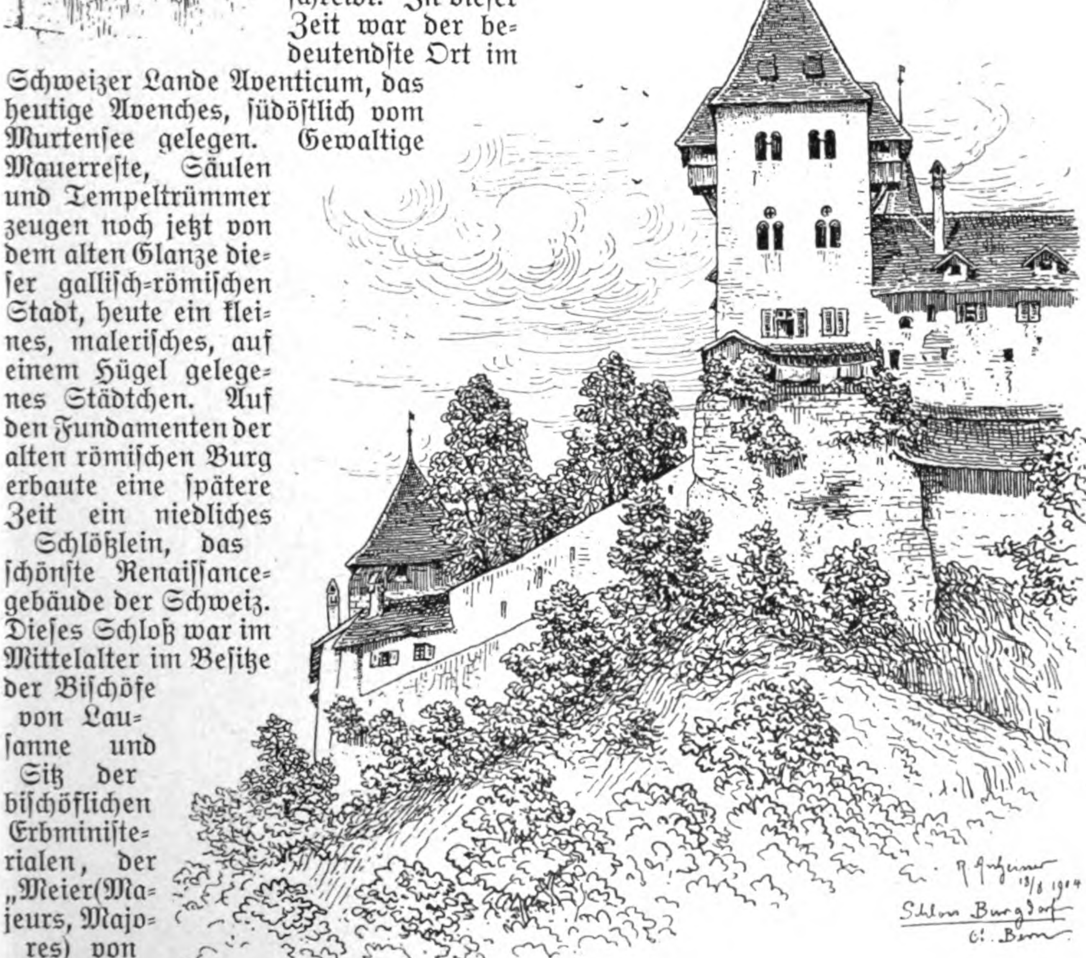
Von

Dr. Roland Anheißer, Darmstadt

(Hierzu dreizehn Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers)



Die erste Nachricht über die Bewohner der heutigen Schweiz finden wir in Cäsars Bericht über den Gallischen Krieg, worin er seinen Feldzug und die Unterwerfung des dort ansässigen Volksstammes der Helvetier beschreibt. In dieser Zeit war der bedeutendste Ort im Schweizer Lande Aventicum, das heutige Avenches, südöstlich vom Murtensee gelegen. Gewaltige Mauerreste, Säulen und Tempeltrümmer zeugen noch jetzt von dem alten Glanze dieser gallisch-römischen Stadt, heute ein kleines, malerisches, auf einem Hügel gelegenes Städtchen. Auf den Fundamenten der alten römischen Burg erbaute eine spätere Zeit ein niedliches Schlößlein, das schönste Renaissancegebäude der Schweiz. Dieses Schloß war im Mittelalter im Besitze der Bischöfe von Lausanne und Sitz der bischöflichen Erbministerialen, der „Meier (Maieurs, Majores) von Avenches". Seit 1565 ist es Sitz bernischer Landvögte, die das Gebäude in den Jahren 1565 bis 1568 in prächtigsten Renaissanceformen neu errichten ließen. Der zierliche Bau lehnt sich stark an französische Vorbilder an, sowohl im ganzen Aufbau als auch besonders im Detail. Auf unserm Bilde (S. 210) sieht man rechts einen Teil der vortrefflich erhaltenen Stadtmauer von Avenches mit hohem Rundturm und hölzernem Wehrgang. Wenig aufrechte Zeugen



Schloß Burgdorf im Kanton Bern



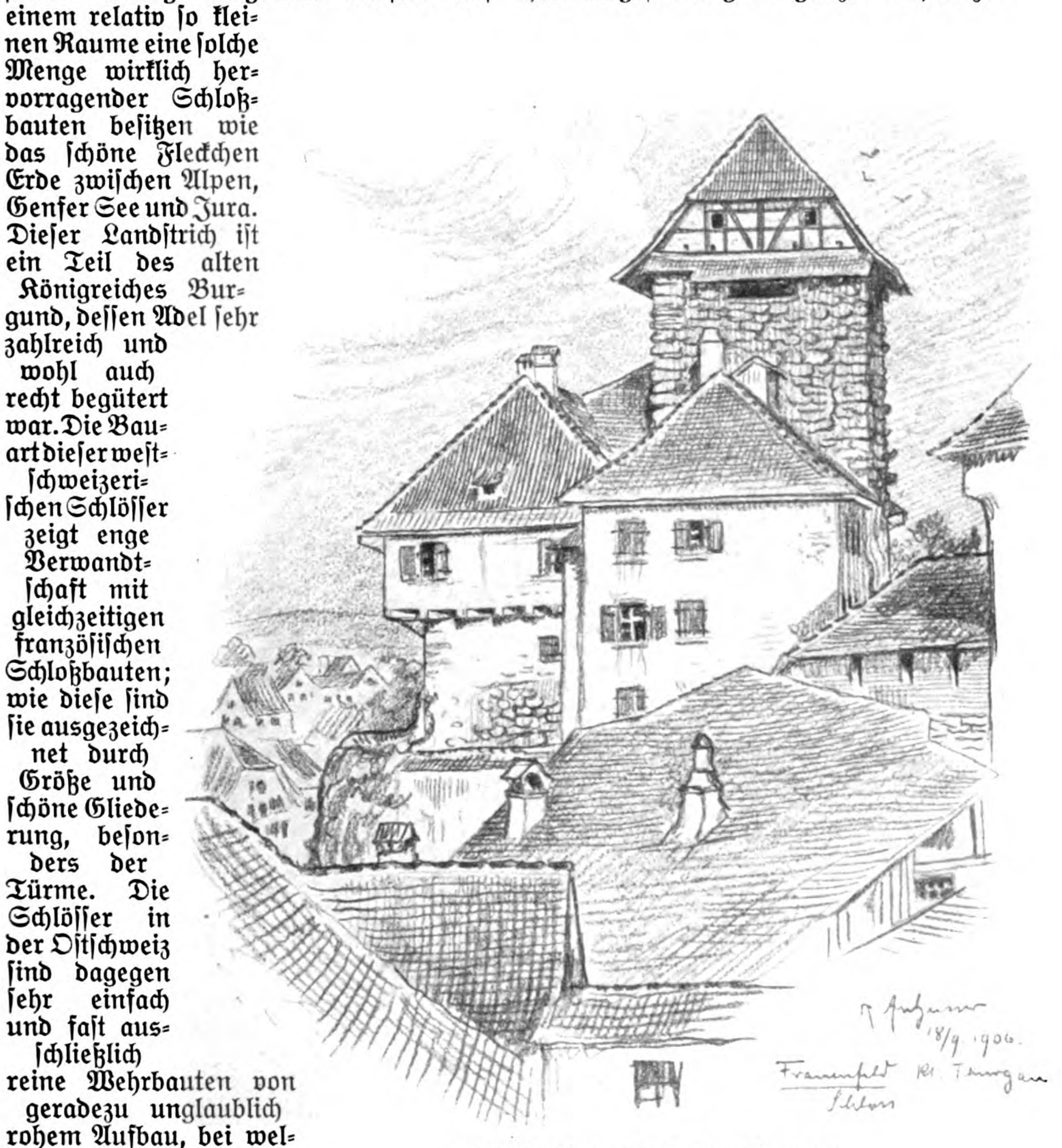
Schloß von Thun

haben sich aus den fernen Zeiten der Römerherrschaft bis in unsre Tage erhalten. Der gewaltige Schloßturm zu Romont im Kanton Freiburg soll römischen Ursprungs sein; er kann aber ebensogut dem neunten oder zehnten Jahrhundert entstammen, zu welcher Zeit die burgundischen Könige in dem stark ummauerten Städtchen öfters Hof hielten. Der obere Teil des Turmes ist jedenfalls nicht römisch, sondern frühmittelalterlich. Auf römischen Fundamenten mag noch manches der zahlreichen stattlichen Schweizer Schlösser, besonders im Westen des Landes, stehen, aber größere Teile römischen Mauerwerkes dürften an diesen Bauten kaum mehr zu finden sein. Das Mittelalter sah in der Schweiz wie in allen westeuropäischen Kulturländern eine Unzahl größerer und kleinerer Burgen und Schlösser emporsteigen. Es war eine rauhe Zeit, Faustrecht, Fehde und Unterdrückung war die Losung. Jeder suchte sich so gut er konnte selbst zu schützen, und die mächtigen Geschlechter erbauten sich feste Wohnsitze mit gewaltigen Mauern. Ein riesiger, meist im Hofe der Burg freistehender Turm, dessen Eingang oft mehrere Meter hoch über dem Erdboden lag, diente als festeste Stütze. Dieser Turm heißt im Deutschen Bergfried, französisch Donjon. Er ist im Grundrisse entweder kreisrund wie zu Romont und Estavayer oder quadratisch wie bei Schloß Vufflens, oder auch rechteckig, wie ihn das berühmte Schloß Chillon am Genfer See zeigt. Um diesen Bergfried gruppierten sich die Wohngebäude, der Palas mit dem prächtigen Rittersaal, die Gemächer der Frauen, Kemenate genannt, und die Wohnungen des Gesindes. Alles das war von einer hohen Mauer, an der feste Türme vorsprangen, umgeben. Tore wurden so wenig wie möglich angebracht und oft in der raffi-

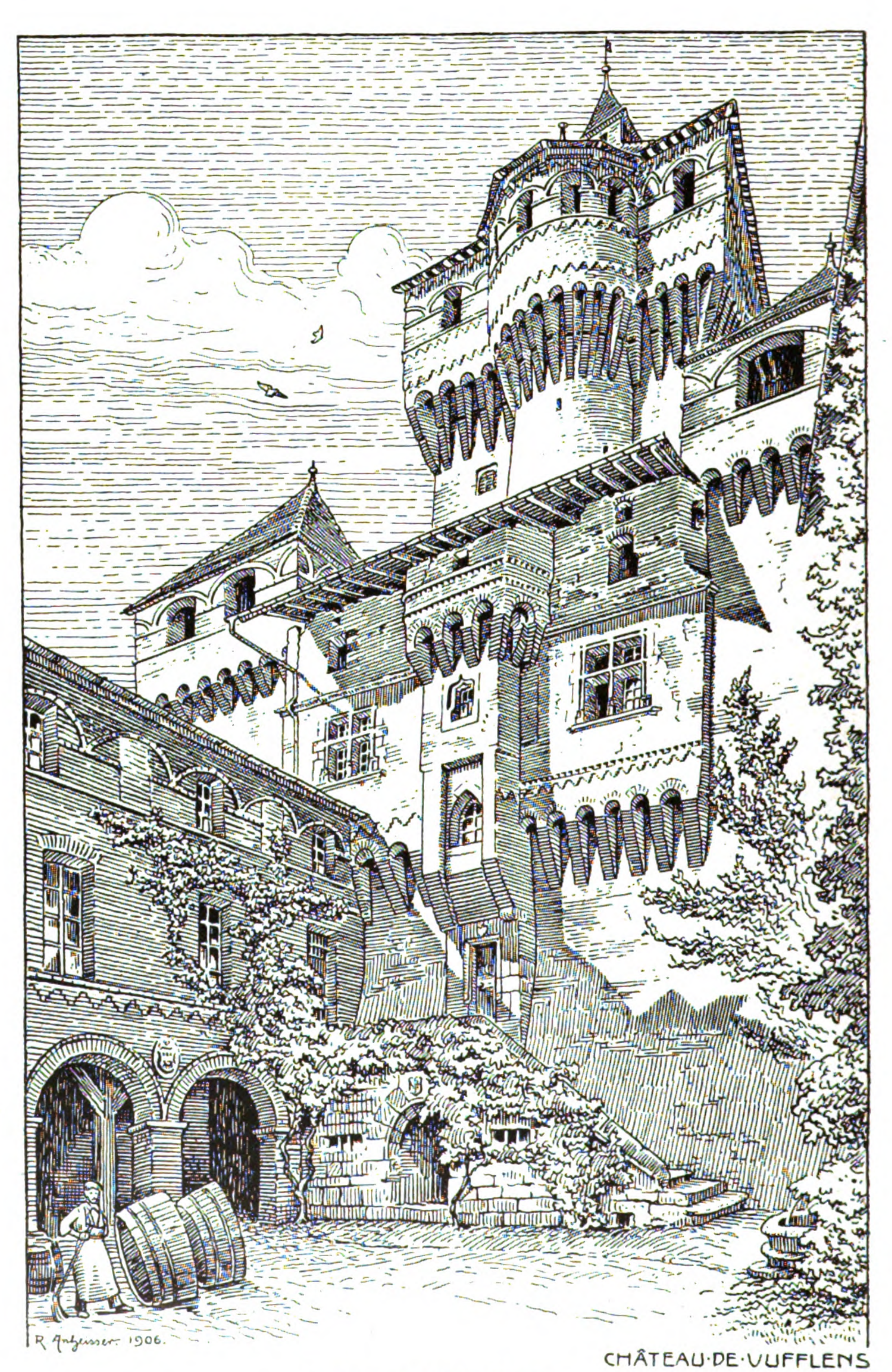
niertesten Weise zur Verteidigung eingerichtet.

Dieser Grundgedanke der Anlage einer mittelalterlichen Burg erfuhr nun die größten Modifikationen, und besonders in der Schweiz, die noch sehr reich an wohlerhaltenen Schloßbauten ist, findet man eine solche Mannigfaltigkeit in Anlage und Aufbau, daß sich ein allgemeines Schema gar nicht aufstellen läßt. Die Westschweiz, die heutigen Kantone Bern, Freiburg, Waadt und Neuchâtel, sind besonders reich an prächtigen alten Schlössern. Wenige Gegenden dürften auf einem relativ so kleinen Raume eine solche Menge wirklich hervorragender Schloßbauten besitzen wie das schöne Fleckchen Erde zwischen Alpen, Genfer See und Jura. Dieser Landstrich ist ein Teil des alten Königreiches Burgund, dessen Adel sehr zahlreich und wohl auch recht begütert war. Die Bauart dieser westschweizerischen Schlösser zeigt enge Verwandtschaft mit gleichzeitigen französischen Schloßbauten; wie diese sind sie ausgezeichnet durch Größe und schöne Gliederung, besonders der Türme. Die Schlösser in der Ostschweiz sind dagegen sehr einfach und fast ausschließlich reine Wehrbauten von geradezu unglaublich rohem Aufbau, bei welchem von Anwendung auch nur der einfachsten Zierformen wie etwa eines Rund- oder Spitzbogenfrieses gar nicht die Rede ist. Wir bringen als Beispiel das Schloß in Frauenfeld im Kanton Thurgau. Der schwere, ganz aus unbehauenen, teilweise sogar runden und oft weit über die Fluchtlinie vorstehenden Steinblöcken errichtete Bergfried wurde im elften Jahrhundert von einem Grafen von Kyburg erbaut. Er stellt einen in der Nordostschweiz häufigen Typus dar.

Aus der romanischen Zeit steht in der Westschweiz ein Schloßbau, der an reicher Ausgestaltung im ganzen Schweizer



Schloß Frauenfeld im Thurgau



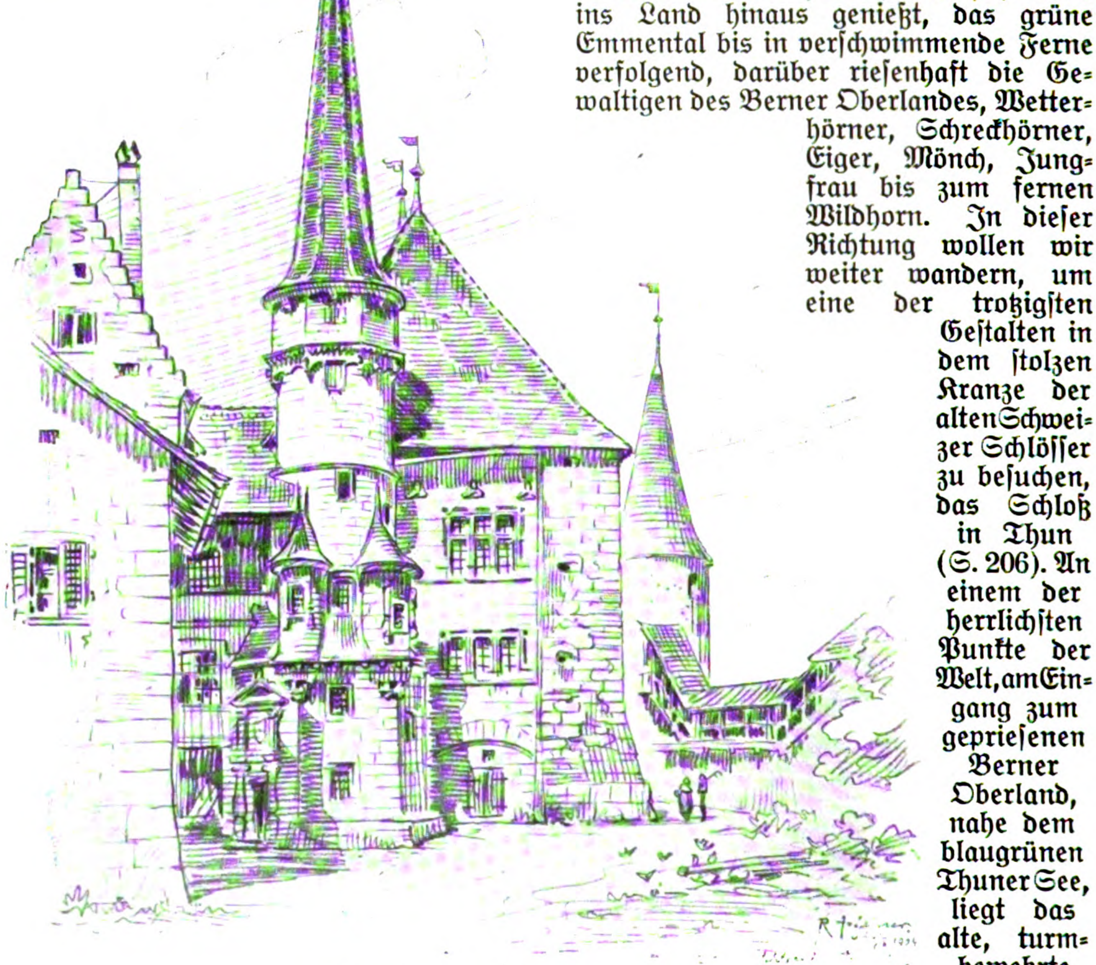
Hof im Schloß Vufflens



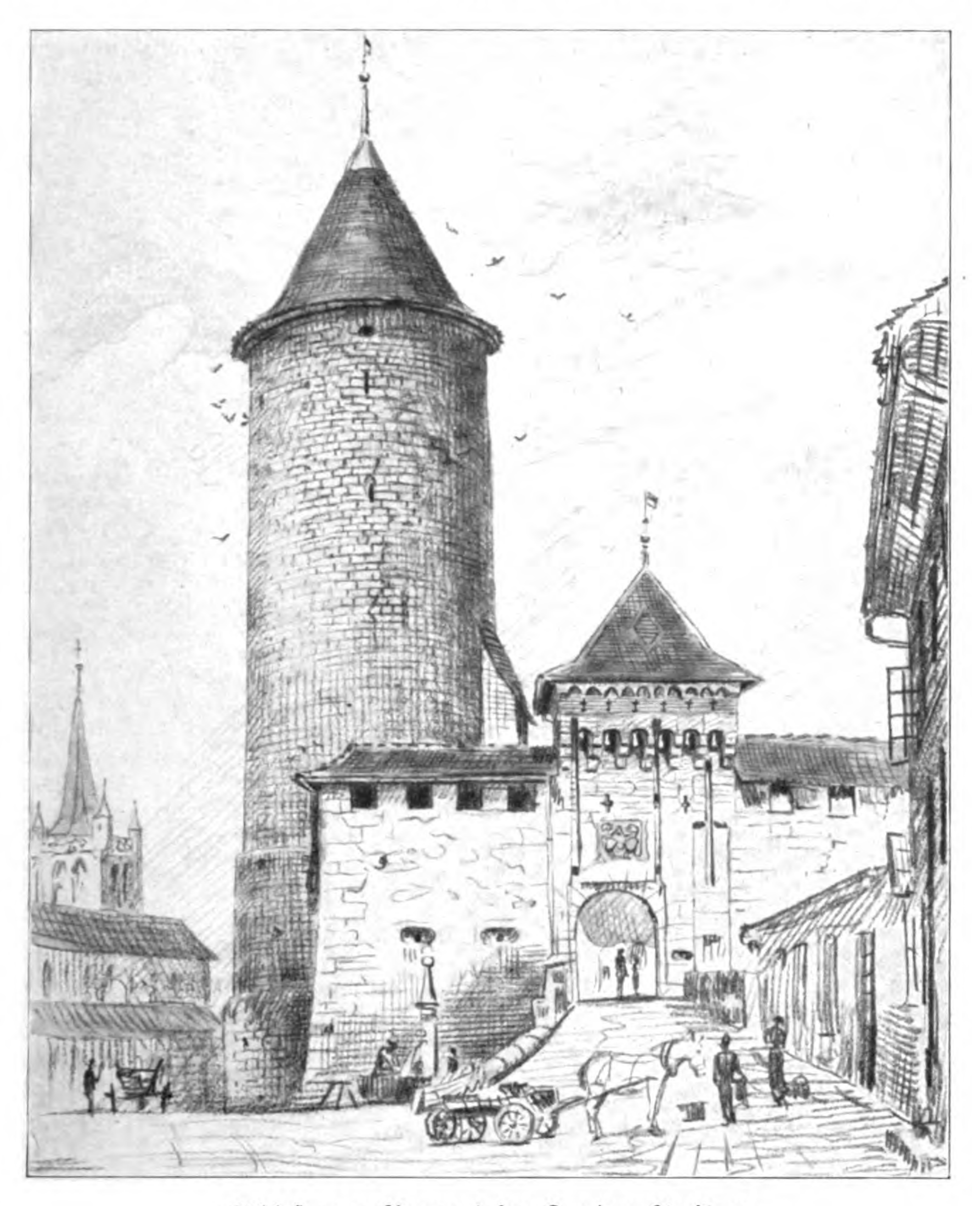
Torturm mit Brücke von Schloß Chenaux bei Estavayer am Neuenburger See

Lande und weit über seine Grenzen hinaus nicht seinesgleichen findet, das Schloß zu Neuchâtel, die Residenz der alten Grafen von Neuenburg (S. 212). Der romanische Teil dieses ausgedehnten Herrensitzes, die sogenannte Regalissima sedes, scheint nur der Rest einer viel ausgedehnteren Anlage zu sein, ist aber wegen der reichen Detailarbeit baugeschichtlich von größter Bedeutung. Eine jetzt vermauerte, ursprünglich jedenfalls offene Säulengalerie mit prachtvollen, in jedem Bogen wechselnden Ornamenten, schöne Horizontalgesimse mit romanischem Bandmotiv und eine große, herrlich ausgebildete Torhalle bilden die hervorragendsten Teile dieses interessanten Gebäudes. Reste aus der romanischen Zeit, aber in viel bescheidene-

rem Maße als zu Neuchâtel, finden sich noch an dem großen Schlosse zu Burgdorf am Ausgang des Emmentals im Kanton Bern. Auf unserm Bild (S. 205) sieht man den romanischen Wohnturm mit seinen durch Säulchen geteilten Rundbogenfenstern. Der ganze Aufbau des Schlosses ist höchst malerisch, besonders kühn wirken die beiden großen hölzernen Dacherker, die an dem romanischen Turm weit hinausgebaut sind. An der Südseite des Turmes ist das Berner Wappen, der Mutz (Bär), in riesigen Dimensionen angemalt, was auch zur malerischen Wirkung erheblich beiträgt. Das Schloß wurde im zwölften Jahrhundert von den Zähringer Herzögen erbaut und später mehrfach vergrößert. Durch einen kräftigen Torturm betritt man den Vorhof des Schlosses. Dieser Torturm, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erbaut, als die Feuerwaffen eine größere Rolle zu spielen begannen, ist ein charakteristisches Beispiel der damals in der Schweiz üblichen Wehrbaukunst, wovon besonders die Solothurner Befestigungswerke großartige Beispiele sind. Der aus großen Quadern errichtete quadratische Turm endet in einer Plattform mit mächtiger Brustwehr, hinter der Kanonen aufgestellt wurden. Die Mauerflächen des Turmes sind oben nach der Brustwehr zu abgerundet, um ein Abgleiten der feindlichen Geschosse zu bewirken. Das hohe Zeltdach wurde im Kriegsfalle abgenommen und dann die Geschütze aufgestellt. Schön erhalten ist auch der rechts an den Turm anschließende Wehrgang. Aus dem Vorhofe gelangt man, immer ansteigend, durch ein zweites Tor in den eigentlichen Burghof, an dessen offener Seite man eine herrliche Aussicht weit ins Land hinaus genießt, das grüne Emmental bis in verschwimmende Ferne verfolgend, darüber riesenhaft die Gewaltigen des Berner Oberlandes, Wetterhörner, Schreckhörner, Eiger, Mönch, Jungfrau bis zum fernen Wildhorn. In dieser Richtung wollen wir weiter wandern, um eine der trotzigsten Gestalten in dem stolzen Kranze der alten Schweizer Schlösser zu besuchen, das Schloß in Thun (S. 206). An einem der herrlichsten Punkte der Welt, am Eingang zum gepriesenen Berner Oberland, nahe dem blaugrünen Thuner See, liegt das alte, turmbewehrte Städtlein



Schloß in Avenches



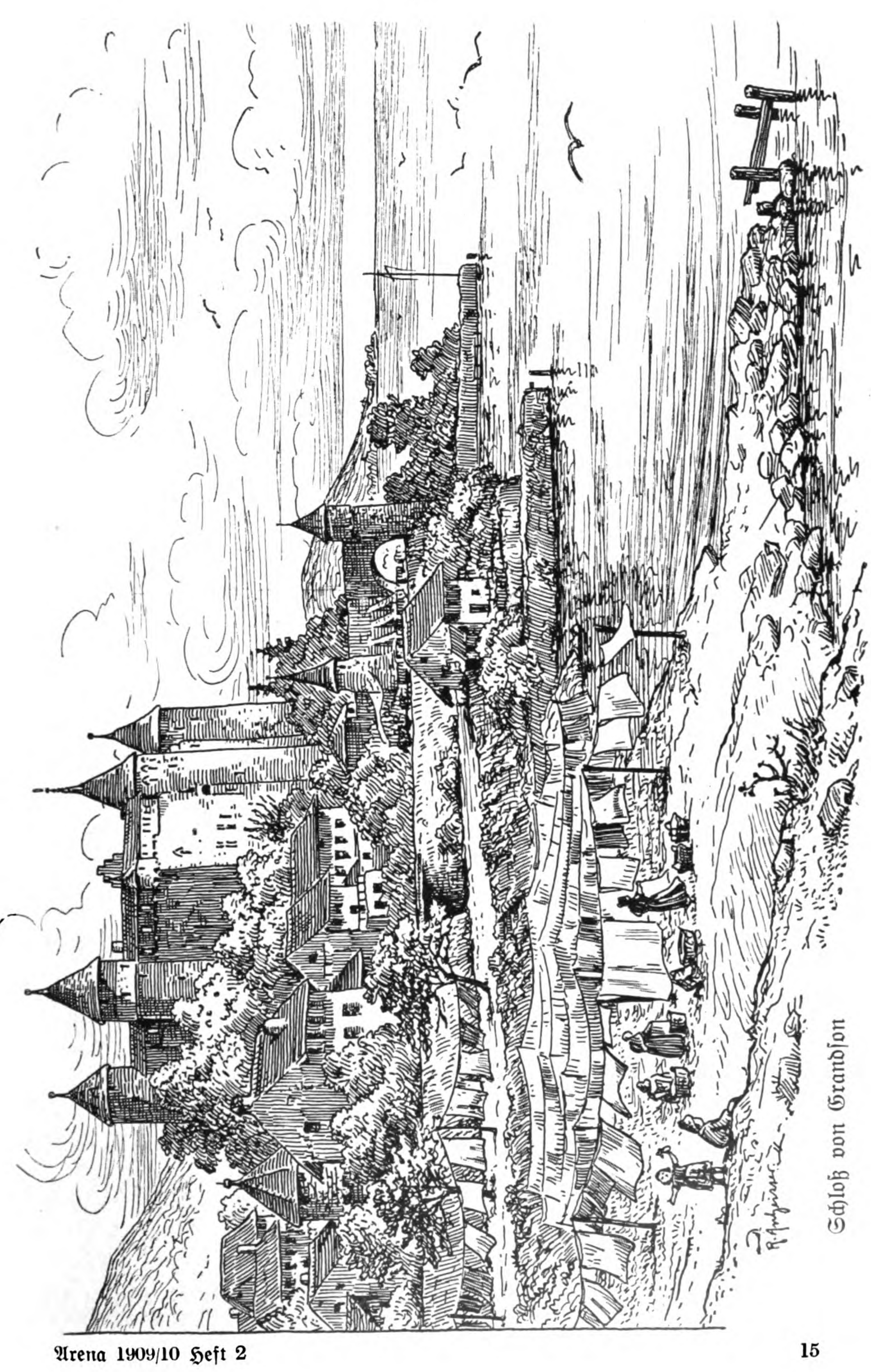
Schloß von Romont im Kanton Freiburg

mit seinen von riesigen Dächern beschatteten Straßen, überragt von einer gewaltigen Feste der alten Zähringer Herzöge. Das im zwölften Jahrhundert erbaute Schloß bestand ursprünglich nur aus einem ungeheuern, von vier Ecktürmen flankierten Wohnturme, der noch heute, umgeben von späteren Anbauten, als alter Wächter über dem Städtchen thront, herrlich in den feinen Farbentönen des geweißelten Mauerwerkes und der braunvioletten hohen Ziegeldächer. Dieser Turm ist ein Unikum der alten Wehrbaukunst, er ist nämlich gegen die Angriffe des Sturmbockes bis hoch hinauf massiv ausgemauert. Im ersten Stockwerk befinden sich Kellerräume, im folgenden Kammern und im dritten Geschosse der Rittersaal. Die ursprünglich zinnengekrönte Plattform wurde im späteren Mittelalter mit dem prächtigen hohen Walmdache versehen sowie die vier bis zum obersten Stockwerk massiv aufgemauerten Ecktürmchen mit den hohen Spitzdächern. Von dem Schlosse steigen Ringmauern herab, welche die Stadt umgürten und

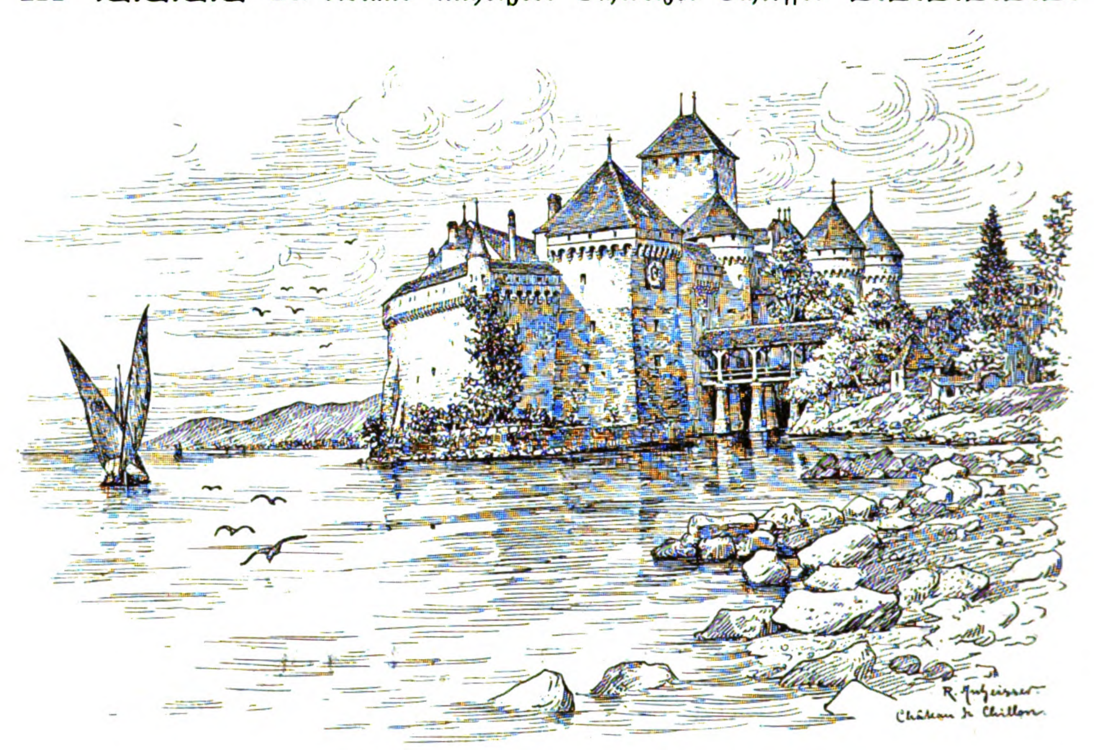
noch teilweise gut erhaltene Türme aufweisen, wie ein solcher auf unserm Bilde zu sehen ist. 1429 wurde an den mächtigen Schloßturm die Amtswohnung der Berner Schultheißen angebaut.

Einen direkten Gegensatz zu dem eigentlich nur aus einem einzigen gewaltigen Turme bestehenden Thuner Schlosse bildet das vieltürmige Schloß Vufflens, in herrlicher Lage am Genfer See über Morges gelegen (S. 208 u. 216). Man kann wohl sagen, daß Vufflens das großartigste aller Schweizer Schlösser ist. Es besteht aus zwei gesonderten Bauteilen, die durch schmale, den Burghof an zwei Seiten einschließende Gebäude miteinander verbunden sind. Das eine der beiden Bauwerke ist der von vier runden, je mit einem steinernen Kegeldache endigenden Ecktürmchen flankierte Palas, der noch aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammt. Rings um das Gebäude läuft in der Höhe des Dachrandes ein Kranz von Gußlöchern (mâchicoulis), das heißt weit vorgekragter Oeffnungen, durch welche die Belagerten siedendes Pech, Oel, Steine und Geschosse den Feinden entgegenschleuderten. Aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt die prachtvolle Baugruppe von fünf Türmen. Um den riesenhaften quadratischen Bergfried gruppieren sich vier ebenfalls quadratische kleinere Türme, alle fünf ringsum mit einem Kranz von Gußlöchern versehen und mit schönen, der Backsteintechnik angepaßten Ornamentfriesen geziert. Wie schon angedeutet, ist Schloß Vufflens zum größten Teil aus Backsteinen erbaut: eine Technik, die in der Südwestschweiz im späteren Mittelalter zu hoher Blüte gelangt ist, sich aber fast nur auf die Schloßbauten beschränkt. Die Geschichte des Schlosses Vufflens ist in Kürze folgende: 1108 als Castellum de Wolfens zuerst erwähnt, war es bis ins dreizehnte Jahrhundert im Besitze der Herren von Vufflens. Im folgenden Jahrhundert den Duyn gehörend, kommt es 1390 an das Haus Colombier.

Schloß zu Neuchâtel



Schloß von Grandson

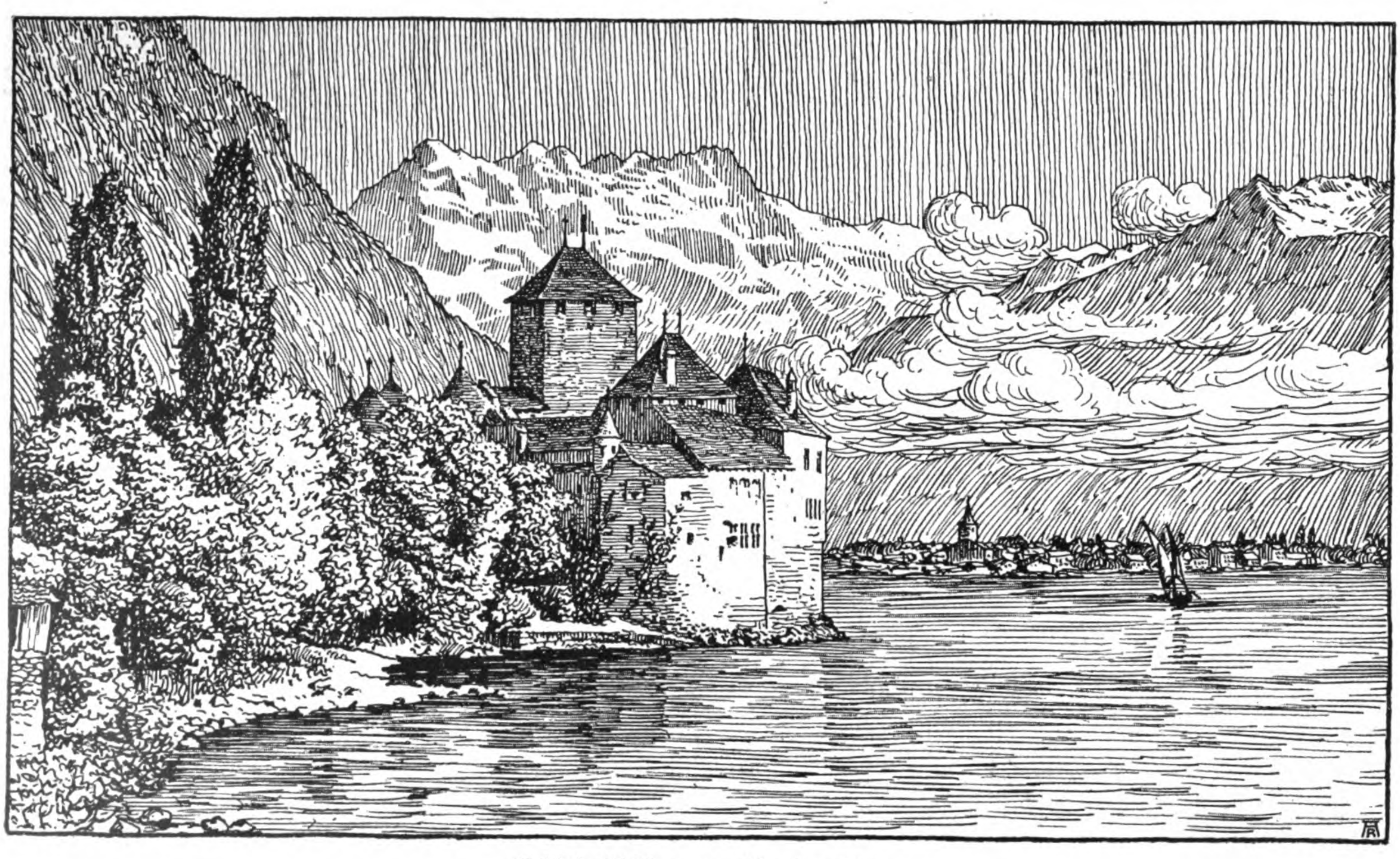


Schloß Chillon am Genfer See

Später wechselten die Besitzer häufig, bis es im Jahre 1641 an die Familie Senarclens kam, deren Nachkommen es heute noch besitzen und öfters bewohnen.

Aehnlich reich ausgebildet wie Vufflens ist das leider teilweise zerstörte Schloß Chenaux zu Estavayer am Neuenburger See. Es besitzt einen mächtigen runden Bergfried und an dem nach der Seeseite zu gelegenen Wohnbau zwei ebenfalls runde Türme. Der interessanteste Teil an diesem Schlosse ist die Wehrbaute mit Brücke. Ein viereckiger, aus Hau- und Backsteinen errichteter und seitlich von niedrigeren Anbauten flankierter Torturm bildet den Eingang zu der über den jetzt trockenen Graben führenden, mit einem Dache überdeckten Brücke, die direkt zu dem mächtigen Bergfried hinleitet, so daß die ganze Anlage von diesem Turme aus beschossen werden konnte. Raffiniert ist die Anlage der Brücke auch insoweit, als sie nach dem Schlosse zu enger wird, so daß zur Verteidigung nur eine geringe Kämpferzahl erforderlich war, während die Angreifer mit einer größeren Anzahl Streiter operieren mußten. Aehnlich wie bei Vufflens umziehen mit Ausnahme des Bergfrieds, der nur spärliche Mauerschlitze aufweist, sämtliche Türme Kränze von Gußlöchern. Früher war das Schloß ganz von Wasser umgeben, heute befinden sich Obstgärten in den trockenen Gräben, und der See, der einst die Westseite bespülte, hat sich infolge der großen Regulierungen weit zurückgezogen. Die Anlage des aus Hau- und Backstein errichteten Schlosses datiert aus dem zwölften Jahrhundert, aus welcher Zeit der Bergfried stammen mag, die kleineren Türme sowie der Brückenbau stammen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Seit dem zwölften Jahrhundert finden wir die Edeln von Stäfis zuerst unter zähringischer, dann unter savoyischer Oberherrschaft im Besitze der Burg. In den Burgunderkriegen hielt Karl der Kühne das Schloß besetzt. 1536 unterwarf sich Johannes, Herr zu Estavayer, dem Stande Freiburg, und in späterer Zeit wurde das Schloß Sitz freiburgischer Amtmänner.

Am Südende des Neuenburger Sees liegt das malerische Städtchen Grandson (S. 213), überragt von einem gewaltigen Schloßbau, der dadurch interessant ist, daß er keinen eigentlichen Bergfried hat, sondern mehrere gleichwertig ausgebildete Türme, die durch eine hohe, mit Wehrgängen versehene Mauer miteinander in Verbindung



Schloß Chillon am Genfer See

stehen. Der malerische Bau ist von wuchtiger Gesamtwirkung. Das Baumaterial ist Haustein, nur die oberen Teile der Türme sind in Backstein errichtet. Das Schloß war vom elften bis Ende des vierzehnten Jahrhunderts Sitz der Sires de Grandson. 1475 von den Bernern erobert, wurde es im Februar 1476 von Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, besetzt. Wenige Tage später, am 3. März, wurde der Herzog von den Eidgenossen in der Nähe von Grandson überrascht und trotz großer Uebermacht (angeblich 50000 Burgunder gegen 20000 Schweizer) völlig geschlagen. Von dieser Zeit bis 1798 war das Schloß Sitz bernischer und Freiburger Landvögte, heute befindet es sich im Besitze des Barons de Blonay.

Weit berühmter als dieses noch heute den Ruhm der jungen Eidgenossenschaft erzählende Schloß ist Chillon am Genfer See (S. 214 u. 215). Weltbekannt und bewundert ist seine märchenhaft schöne Lage am blauen Léman, in dem sich die siebenhäuptige Dent du Midi mit ihrem glitzernden Eispanzer spiegelt. Seine festen Mauern haben manches Freudenfest gesehen, aber auch manch verhallenden Seufzer einsamer Gefangenen vernommen. Schon aus der Zeit Ludwigs des Frommen hören wir von ihm, denn es wird berichtet, daß jener unglückliche Herrscher den Abt Wala von Corvey, der des Königs Söhne wider den Vater aufgewiegelt hatte, in ein festes Schloß einsperren ließ, aus dem man nur den Himmel, die Wolken und den Léman sehen konnte. Dies ist zweifellos unser Chillon. Im Mittelalter gehörte es den Herzögen von Savoyen, die öfters hier residierten und es besonders als Gefängnis für gefährliche Feinde benutzten. So mußte der durch Byrons Gedicht berühmt gewordene Bonivard, der Prior von St. Viktor zu Genf, seine freie Rede dadurch büßen, daß der grausame Herzog ihn in den tiefsten Kerker des Schlosses werfen und mit einem heute noch vorhandenen eisernen Ringe an einen Pfeiler schmieden ließ. Dies geschah im Jahre 1530. Aber sechs Jahre später pochte das gewaltige Bern auf seinem unvergleichlichen Siegeszuge, dem kein noch so festes Schloß widerstand, an die Mauern der alten Wasserburg. Die Genfer unterstützten die Belagerung vom See aus mit ihren Kriegsschiffen, bis nach verzweifelter Gegenwehr das Schloß erobert und Bonivard befreit wurde.



Schloß Vufflens am Genfer See



Ausfall mit Armstoßen vorwärts

Gymnastik für Damen

Von

Rose Julien

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

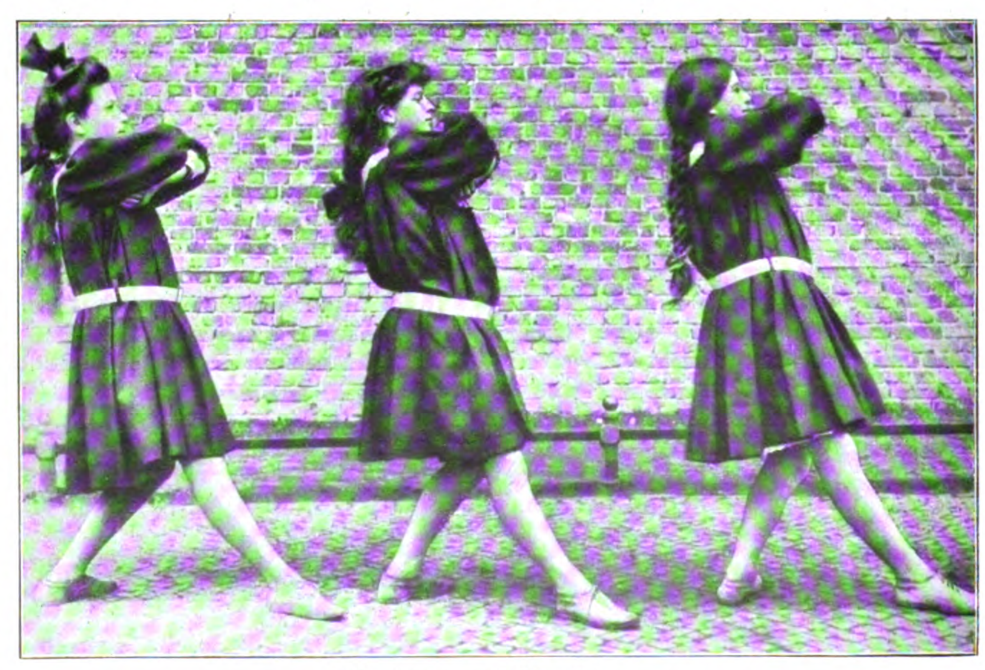
Die Entwicklung kennt keinen Stillstand, ihrer Erscheinungen Flucht zirkuliert in einem „großen Kreise". In der körperlichen Erziehung des Menschengeschlechtes zeigt sich das ebensogut wie in seiner geistigen. Wenn die Welt in Formalismus erstarren will, kommt Naturalismus, um sie zu erlösen, bis er seine Mission vollendet hat und ein Streben nach Idealerem einsetzt. Aber der „große Kreis" steht selbst dabei nicht still, gleich einem Rade wandert er vorwärts, und so geschieht es, daß wir doch nie wieder an demselben Punkte anlangen. Ein solches Hin und Her zwischen entgegengesetzten Polen, das aus steter Wechselwirkung den Fortschritt schafft, tritt auch deutlich zutage beim Ueberschauen der Bestrebungen, die seit zirka hundert Jahren ins Werk gesetzt werden, um durch gymnastische Uebungen, durch Sport und Spiel die physische Entwicklung des weiblichen Körpers günstig zu beeinflussen. Hygiene und Aesthetik, die im Grunde untrennbar scheinen, sind die wirkenden Kräfte geworden.

Im Anfang glaubte man mit Aesthetik allein auskommen zu können. Wir wissen, daß die Urgroßmütter in jungen Jahren „Anstandsstunden" besuchten, wo man sie richtiges Gehen und Stehen lehrte und wo gewöhnlich ein französischer Tanzmeister zur Abgewöhnung „linkischen, unbeholfenen Wesens" Routine in allerlei zierlichen Pas und Schwenkungen anerzog, die man „Grazie" nannte, die aber ins Manierierte fielen. Und es kam der Tag, wo man sich klar wurde über das Unzulängliche einer solchen „Außenkultur", die nur das Symptom behandelte und wo langsam, aber sicher die große Wahrheit dämmerte, daß das „linkische Wesen" nur einem Mangel an Kraft entsprang, dem nur durch Stärkung des Gesamtorganismus abzuhelfen sei. Nur von einer nach hygienischen Prinzipien geleiteten Durchbildung aller Muskeln konnte man ihre vollendete harmonische Entwicklung, konnte man jenes leichte Spiel derselben erhoffen, das als „Anmut" wohlgefällig in Erscheinung tritt und der Schönheit erst lebendigen Reiz verleiht.



Rechtes Bein seitwärts — übt!

So begann man dem Mädchenturnen Aufmerksamkeit zuzuwenden, die naturalistisch-hygienische Richtung setzte ein. Bisher war der frisch-fromm-fröhlich-freie Sport ausschließlich den Männern vorbehalten gewesen, obgleich die großen Turnväter Jahn und Gutsmuths ausdrücklich von Anfang an darauf hingewiesen haben, daß er in bestimmten Grenzen auch für die Frauen nur heilsam sein könne, ja daß im kindlichen Alter für Knaben und Mädchen durchaus die gleichen Uebungen zweckmäßig seien. Das letztere wird



Auslage mit Armbeuge



Kombinierte Uebung „das Bild“

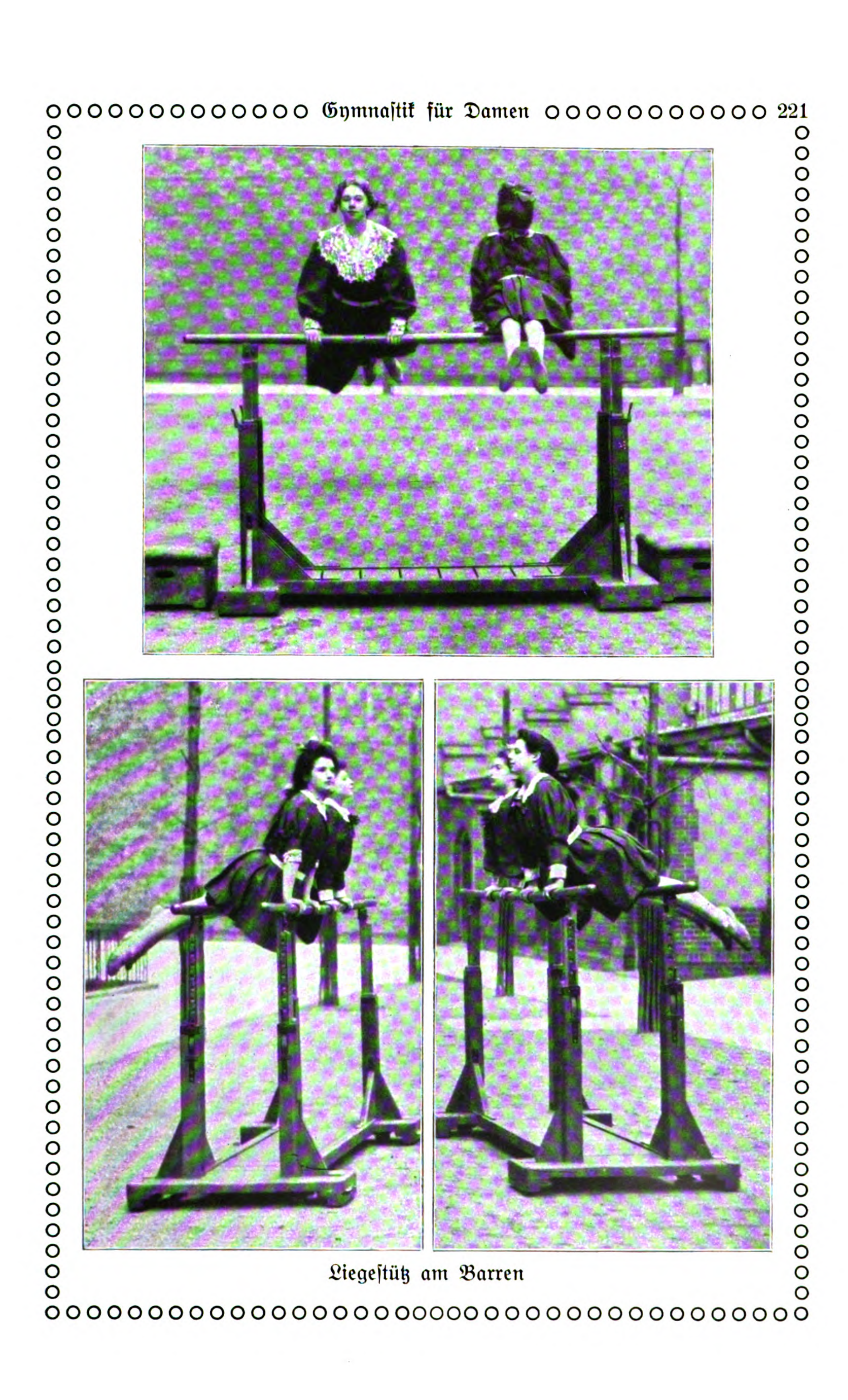
allerdings von mancher Seite bestritten. Der Turnsport gewann rasch Anhängerinnen, obgleich es nicht zu verkennen ist, daß er auch mit vielen Vorurteilen zu kämpfen hatte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden

Ausfall mit Rückwärtsschlagen der Arme

Frauenturnvereine begründet, und bald nahmen die Schulen den Unterricht in ihr Programm auf, von dem er bis zum heutigen Tage nicht geschwunden ist.

Indessen hatte ungefähr zur gleichen Zeit — noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — in England und Amerika, wo man der Körperkultur schon seit langem sorgfältigste Beachtung schenkte, eine Bewegung eingesetzt, die seit zehn Jahren etwa auch bei uns so genannte „kallisthenische Uebungen" propagiert. Man bezeichnete sie anfänglich als „exercises for ladies", es war einfaches Mädchenturnen, das nur durch die von den Rothäuten übernommene „indianische Uebung", die als „Keulenschwingen" jetzt überall auch bei uns bekannt geworden ist, eine besondere Note erhielt. Unter dem Einfluß der stark ästhetisierenden Richtung, die in dem Milieu der englischen und amerikanischen Frau der oberen Schichten zutage tritt und die zuweilen bis ins Manierierte sich steigert, gewann auch mit der Zeit bei den „exercises for ladies" die Aesthetik wieder die Oberhand. In den klassischen Ländern des Sports, wo seit Generationen geübte Muskelzucht Beobachtungen und Erfahrungen gestatten, wollte man herausgefunden haben, daß allzuviel Gymnastik harte und eckige Bewegungen erzeuge. So wurde der straffere Muskeldrill bei den Uebungen der Damen zugunsten sanft gerundeter Bewegungen verpönt, man wollte nicht nur zur Kraft (sthenos), sondern auch zur Schönheit (kallos) erziehen. Schleiertänze und anmutige Spiele mit Bällen und Reifen treten an Stelle der strammen Uebung, „Graziestunden" erinnerten an den „Anstandsunterricht" der Urgroßmütter.

Nun sind aber bereits die Nörgler gekommen und reden wieder der Hygiene das Wort; die gerundete weiche Bewegung erziehe keine Muskel, meinen sie, sie gebe höchstens den letzten Schliff. In England sind die „kallisthenics" schon stark in den Hintergrund gedrängt, der „große Kreis" neigt sich wieder dem andern Pole zu. Die Mission, die den Schönheitsübungen vorbehalten war, haben sie ohne Zweifel in vollem Maße erfüllt, vor allem auch das „Turnen" der Damen stark beeinflußt, wie es in Deutschland geübt wird. Die scharfe Konkurrenz brachte es mit sich, daß alle gymnastischen Uebungen für Mädchen sich mehr neben den praktisch-hygienischen Zielen auch der Anmut entsprechend modelten, und Reigen, Tänze, Anmutsspiele sind seit langem auf dem Uebungsprogramm der Turnerinnen. Es ist auch sicher, daß bei dem hohen Wert, den man heute der Kultur des äußeren Menschen beilegt, die kallisthenischen Uebungen noch einen Platz behaupten werden und daß diejenigen gut tun, die bei der Erziehung ihrer Töchter beide Faktoren heranziehen. Aber es ist unverkennbar, daß ein Bevorzugen der Gymnastik hervortritt sowohl für Kinder als für jüngere und ältere Damen. Immer notwendiger erscheint es angesichts der wachsenden Anforderungen des modernen Lebens an Kraft und Gesundheit, schon in jungen Jahren den Körper zu stählen und zu kräftigen, durch richtiges „Stellen" der Muskeln Schönheit und Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Mag man den andern Sports in freier Luft noch so hohe Würdigung zollen, ein nach hygienischen Prinzipien geregeltes Turnen sollte immer der erste, grundlegende sein. Zahlreich sind die Werte, auch die ethischen, die es schafft. Es erzieht zur Pünktlichkeit und Ordnung, zur Willensfestigkeit und zum Gemeinsinn und veredelt den Geschmack, indem es die Freude an der Darstellung des Schönen, der freien, leichten, gerundeten Bewegung erweckt. Und wie die Erwachsenen aufatmen, wenn eine Turnstunde lang die Nervenspannung der Pflichten des Tages nachläßt! Denn das ist das Heilsame der Gymnastik, daß sie die rastlos wirbelnden Gedanken bannt, an einfache Uebungen fesselt. Wer gut turnen will, muß seine ganze Aufmerksamkeit konzentrieren und wird doch nie Ermüdung des Geistes, sondern nur Erfrischung spüren. Die fleißigen Hausfrauen meinen, sie hätten es nicht nötig, die häuslichen Pflichten wären für sie Gymnastik



Liegestütz am Barren

genug. Falls sie sich zu einer Probe entschlössen, würden sie es doch bald wohltätig empfinden, wenn für kurze Zeit vor dem Kommando der Turnlehrerin das ewig kreisende Rad sorglichen Denkens stillsteht. Ein Faktor ist aber da, der vor andern viele Damen von heute zu Turnerinnen macht: das modische Schönheitsideal. Los vom Embonpoint! das ist die Devise unsrer Zeit. Und wenn die Experten behaupten, daß Freudigkeit zur wirklich heilsamen, vollendeten Ausführung gymnastischer Uebungen nötig sei, dann darf man wohl behaupten, daß niemand freudiger turnt als rundliche Damen, wenn sie bemerken, daß „es hilft". Das Damenturnen in seiner heutigen Form vermeidet alles Eckige, Unschöne, Gewaltsame, nur zur Kraft, die Anmut verleiht, will es erziehen. Auf dem Lehrprogramm stehen Atemübungen, Freiübungen, Gerätübungen. In anschaulicher Weise stellen die Bilder einige derselben dar. Sie sind den Kursen von Paula Loewy entnommen, die in Berlin in bemerkenswerter Weise hervorgetreten sind, deren Erfolge in weitesten Kreisen anerkannt werden. Mit Schneid und Eleganz üben die kleinen und großen Damen, die sie zu ihren Schülerinnen zählt, und nicht Drill ist es, der so schöne Resultate fördert, sondern Lust und Liebe, die sich von der Lehrerin übertragen. Wieviel fleißige Arbeit steckt in der Präzision, mit der die winzigen Turnerinnen das Kommando „Rechtes Bein seitwärts! Uebt!" zur Ausführung bringen! Und wie exakt wirken die Gerätübungen der großen Mädchen, die eine ausgezeichnete Erziehung der Muskeln bezeugen. Der treffliche Erfolg einer guten turnerischen Erziehung wird durch diese Illustrationen deutlich vorgeführt. Ihre ästhetische Wirkung ist wohl unbestreitbar.

Wenn das Mädchenturnen dem Knabenturnen auch niemals gleichartig ist, so kann es ihm doch gleichwertig sein, und immer kann sich ihm die Anmut einen, denn nur aus vollendeter Kraft sprießet die Anmut hervor. Darum allen Turnerinnen, großen und kleinen, blonden und braunen, ein kräftiges Gutheil!



Liegestütz am Sprungkasten



Herr Anastasius Bitterlich und Frau Margarete Löschner

Eine alltägliche Geschichte

von

Victor Fleischer

Die Tage des Herrn pensionierten k. k. Offizials Anastasius Bitterlich verliefen in friedlicher Gleichförmigkeit. Nur die Ungunst des Wetters konnte an der festgesetzten Tageseinteilung etwas ändern. Des Morgens um acht erwachte der Herr Offizial, griff nach seiner Taschenuhr, die auf dem Nachtkasten lag, schaute auf die Zeiger und freute sich seiner Pünktlichkeit; zufrieden, daß er nun nicht ins Amt zu gehen brauchte, gähnte er zweimal nach einer altgewohnten Melodie und stieg langsam aus dem Bett. Der Schlafrock lag schon bereit und ward rasch angezogen. Sodann ging Herr Anastasius Bitterlich zum Wandkalender und inaugurierte offiziell den neuen Tag, indem er ein Blatt vom Block abriß und zerknüllte. Erst wenn dies geschehen war, begab sich der Herr Offizial zum Fenster, zog die Vorhänge auf, warf einen prüfenden Blick auf das Thermometer und überlegte die Wetteraussichten für den neuen Tag. Nun gähnte er zum drittenmal, jetzt aber nach einer andern, ebenfalls feststehenden Melodie. War die Luft warm und der Himmel freundlich, so wurde das Fenster geöffnet und Herr Bitterlich begann das Geschäft des Waschens und Ankleidens. Um halb neun trat er ins Nebenzimmer und zwei Minuten später kam Frau Margarete Löschner, die Wirtschafterin, und brachte das Frühstück. Da machte nun Anastasius regelmäßig den immer nur halb gelingenden Versuch, die stattliche, etwa vierzigjährige Frau Margarete um die Hüften zu fassen, und ebenso regelmäßig sprach die würdige Dame dann: „Herr Offizial — ich habe Ihnen schon gesagt: Entweder — oder!“ Und Herr Bitterlich hatte früher immer erwidert: „Oder! Frau Grete, oder!“ Denn er meinte, diese Worte könnten nichts andres bedeuten als: Entweder Sie heiraten mich, oder Sie lassen das sein! — Aber sein Freund, der pensionierte k. und k. Major Emmerich Graf, hatte ihn aufmerksam gemacht, daß es ja auch heißen könnte: Entweder Sie lassen mich in Ruhe, oder Sie heiraten mich! — Seitdem pflegte Herr Anastasius seiner Wirtschafterin zu antworten: „Weder — noch! Frau Grete!“ Dieses anmutige Spiel wiederholte sich jeden Tag, und da Anastasius sich sonst keine Zudringlichkeiten erlaubte, und Frau Grete eine vorzügliche Köchin war — was der Herr Offizial gebührend zu schätzen wußte —, so wurde das gute Einvernehmen zwischen den beiden nicht weiter gestört.

Nach dem Frühstück nahm Anastasius

Mantel, Hut und Stock und ging spazieren. Punkt halb zehn traf er auf dem Marktplatz mit dem pensionierten Landesgerichtsrat Klammer und seinem Freunde Emmerich Graf zusammen.

„Guten Morgen, Herr Landesgerichtsrat! — Servus, Major!... Ausgeschlafen?"

Und nachdem die Herren sich gegenseitig des besten Wohlseins versichert hatten, wurde die Promenade längs der Lauben fortgesetzt. Um einen Gesprächsstoff zur Unterhaltung war man nie verlegen. Das Wetter, die Annehmlichkeiten der guten und die Beschwerden der schlechten Jahreszeit ließen sich immer wieder erörtern, und der Herr Major wußte stets die neuesten Stadtgeschichten, die ihm der Friseur jeden Morgen ins Haus brachte. Herr Landesgerichtsrat Klammer erzählte dazu passende Beispiele zum Vergleich aus seiner reichen Erfahrung, und die Vorübergehenden gaben auch Anlaß genug zu Bemerkungen, an die sich dann allgemeine Gespräche anknüpfen konnten. So spazierten also die Herren auf und ab, in der Mitte der kleine dicke Landesgerichtsrat, rechts der lange Major mit dem künstlich-schwarzen Schnauzbart, links der dürre Offizial mit dem dünnen grauen Vollbart; und so vertrieben sie sich die Zeit, bis um ein Viertel elf der Hotelomnibus vom Prager Zug herangepoltert kam und beim Buchhändler die neuen Zeitungen ablieferte. Bald darauf holten die Herren ihre Blätter und gingen nun zum Frühschoppen. Um drei Viertel zwölf waren die politischen und sonstigen Ereignisse hinreichend studiert und besprochen, und Herr Landesgerichtsrat Klammer stand auf, um nach Hause zu gehen, da ihn seine Ehegattin pünktlich um zwölf Uhr erwartete. Herr Bitterlich pflegte erst um halb ein Uhr zu speisen. Major Graf, der als alter Offizier nur an männliche Bedienung gewöhnt war und sich nicht hatte entschließen können, seine Lebensweise zu ändern, als er in seine Heimat zurückgekehrt war, um hier seine Ruhejahre zu verbringen, begleitete ihn bis zum Marktplatz und kehrte im Hotel ein. Herr Bitterlich aber wanderte langsam nach Haus und freute sich unterwegs schon auf die kulinarischen Ueberraschungen, die Frau Margarete Löschner zu ersinnen wußte.

Nach Tisch schlief der Herr Offizial kurze Zeit und kramte dann in den Zimmern herum oder plauderte mit Frau Grete, die immer etwas zu nähen oder zu stricken hatte, so daß sich Anastasius oft verwundert fragte, wer denn eigentlich alle die Wäsche- und Kleidungsstücke derart ruiniere, daß Frau Löschner nie fertig werden konnte? Manchmal kam auch der Major zu Besuch, und nach der Pause gingen die Herren wiederum spazieren bis zum Abend, den Major Graf im Wirtshaus verbrachte, indes Anastasius in seine Wohnung zurückkehrte; und da geschah es wohl manchmal, daß der alte Offizier dem Freunde ein neckendneidisches Wort mit auf den Heimweg gab...

Um neun Uhr legte sich der Herr Offizial zu Bett und schnarchte bald dem kommenden Tag entgegen, der dann wiederum so friedlich gleichförmig verlief...

Am 25. Januar des Jahres 1906 aber trat eine Störung dieses geruhigen Lebens ein. Herr Anastasius Bitterlich war auch an diesem verhängnisvollen Morgen pünktlich erwacht und aus dem Bett in den Schlafrock geschlüpft. Als er nun aber vor dem Wandkalender stand, um den vierundzwanzigsten Tag des Monats endgültig zu erledigen, da zögerte der Herr Offizial und blickte nachdenklich auf die neue Ziffer 25.

‚Also der 25. Januar ist heute,' dachte er, ‚und nun bin ich sechzig Jahre alt. Hm — ja. Man glaubt's nicht, bis es einem der Kalender sagt... Sechzig — das ist immerhin schon eine Zahl...' Und er schaute noch lange den schwarzen Fünfundzwanziger an, der so ganz gewöhnlich dastand und sich seiner Bedeutung durchaus nicht bewußt schien. Doch darüber dachte Herr Anastasius Bitterlich nicht nach; er überlegte: der Geburtstag ist eigentlich ein Festtag. Freilich, man hat längst verlernt, ihn zu feiern... Man hat niemand, der einem etwas schenkte oder dran dächte. Aber der sechzigste ist doch was Besonderes. Man muß ihn irgendwie feierlich begehen. Aber allein?... Das ist nicht das Richtige... Und jemand davon sagen?... Das sieht aus, als wollte man beglückwünscht sein. Ich werde mir den Major zum Essen einladen... Jawohl, den bring' ich mir heute mit... Er soll auch

wieder einmal was Anständiges zu essen bekommen ... und wenn er sich dann ärgert, daß er's nicht alle Tage so hat, ist das nur die gerechte Strafe für alle schlechten Witze, die er schon über Frau Margarete gemacht hat ...

Als er mit diesen Ueberlegungen fertig war, rieb sich Herr Offizial Bitterlich vergnügt die Hände und beendete dann rasch seine Toilette. Fünf Minuten später als sonst trat er ins Nebenzimmer und fand da sein Frühstück schon bereitstehen. Er setzte sich also zu Tisch. Aber es fehlte ihm etwas im Gleichgewicht des Tages. Herr Anastasius wußte nicht, ob es das morgendliche Intermezzo mit Frau Löschner sei ... jedenfalls war etwas nicht in Ordnung. Und da er nicht ergründen konnte, was es wäre, so kam er auf den Gedanken, der Morgenkaffee sei kalt, abgestanden und schlecht. Im nächsten Augenblick war er schon ganz überzeugt davon. Er schob also die Tasse weg und ließ den Kaffee zur Hälfte stehen. Aber er wollte sich heute nicht die Laune verderben lassen. Er machte sich zum Spaziergang fertig. Erst bei der Stiege fiel ihm ein, daß er doch Frau Löchner davon verständigen müsse, wenn er mittags einen Gast mitbringen wollte. Er kehrte um und klopfte mit dem Stock an die Küchentür.

„Frau Grete — ich wünsche Ihnen einen guten Morgen."

„Guten Morgen! — Herr Offizial haben sich heute ein wenig verschlafen ..."

„Das ist ein Irrtum in Ihrer Anschauung, Frau Grete ... Uebrigens wollte ich nur fragen: Was belieben Sie heute zu kochen?"

Frau Margarete Löschner war über diese ungewohnte Neugier des Herrn Offizials nicht wenig erstaunt.

„Kochen?" sagte sie.

„Jawohl, was Sie heute kochen wollen."

„Ja ... so ... ja ... also: Nudelsuppe ... Rindfleisch ... und Semmelknödel."

„Das geht nicht," erklärte Anastasius.

„Geht nicht?"

„Nein — das geht nicht ... Das ist kein Menü für Gäste."

„Gäste —?" Frau Löschner streifte unwillkürlich die Aermel auf.

„Jawohl, geehrte Frau Grete, heute mittag speist der Major Graf bei mir. Sie werden also belieben, ein andres Menü zu ersinnen."

„Aber, Herr Offizial, wir haben Waschtag heute ... Muß denn das gerade am Dienstag sein?"

„Alles hat seinen Grund, Frau Grete, und Sie werden also ..."

„Ich kann nicht, Herr Offizial."

„O ... wem wollen Sie das erzählen! Sie können alles, was Sie wollen ... Wir werden also mittag meinetwegen eine Nudelsuppe haben, dann aber Hammelbraten und Zwetschgenknödel."

„Aber, Herr Offizial ... Wo soll ich denn jetzt im Januar Zwetschgen hernehmen? ... Und Hammelbraten! Der wird ja auch nicht mehr fertig! ... Ich müßte doch erst darum schicken ... Es geht nicht ... Vielleicht kann der Herr Major doch lieber morgen kommen ..."

„Nein, geehrte Frau, er muß heute kommen ... Und wenn Ihnen Zwetschgenknödel nicht sympathisch sind und Hammelbraten nicht paßt, so denken Sie gefälligst selbst über ein entsprechendes Menü nach. Um halb ein Uhr kommen wir ... Ich empfehle mich ..." —

Auf dem Marktplatz erwartete Major Graf schon den Freund. „Na, also," rief er ihm entgegen, „ich habe geglaubt, dich hätt's auch schon."

„Auch? ... Wen hat's denn?"

„Den Landesgerichtsrat! .... Katarrh! ... Na, ja, so fängt's immer an ... 'n Morgen übrigens."

„Guten Morgen! ... Ja, ja, der Winter, das ist eine böse Zeit ..."

So — da hatten die Herren also ihr Thema für den Anfang und die Promenade konnte fortgesetzt werden. War aber ein schlechtes Gehen auf dem festgetretenen Schnee, der da und dort böse Buckel bildete, daß die beiden Pensionisten immer achtgeben mußten, um nicht auszugleiten. Und dann saßen sie allein in der kleinen Weinstube und debattierten über die Zeitungsnachrichten. Herr Anastasius Bitterlich wartete auf eine Gelegenheit, seine Einladung anzubringen. Doch es wollte sich keine bieten. Erst auf dem Heimweg, als der Major vor dem Gasthaus dem Freund die Hand reichen wollte, sagte der Offizial:

„Nein, lieber Major ... heute wirst du bei mir zu Mittag speisen."

„Ei — ei — ei ..."; der alte Offizier schüttelte den Kopf. „Was ist denn los?"

„Nichts Besonderes; aber ich habe dich

bei Frau Löschner angemeldet ... Das Essen wird schon bereitstehen."

Major Graf stieß mit dem Stock in den Schnee. „Ja, aber Mensch, hast du mir das nicht früher sagen können? Da hätt' ich doch den Schlangenfraß für heute abbestellt! Glaubst du, der Kerl wird mir das abrechnen, wenn ich einfach nicht komme? Das heißt man doch wirklich andrer Leute Geld zum Fenster hinauswerfen! Donner und Doria!"

Herr Anastasius wagte kaum zu widersprechen. „Ja, ja," sagte er schüchtern, „du hast ja wahrscheinlich recht ..."

„Wahrscheinlich?" schnauzte der Major. „Da muß ich schon sagen.... Aber schlechter als da kann das Essen bei dir auch nicht sein ... Also gehen wir!"

Herrn Offizial Bitterlich war die Festlaune schon ziemlich zusammengeknickt; aber er hoffte, daß beim Essen die Stimmung wiederkommen werde, und freute sich auf den Augenblick, da er zum Schluß seinem Freund den Grund der Einladung mitteilen wollte. Doch kaum saßen die beiden am gedeckten Tisch einander gegenüber, da begann der Major — wie er's vom Gasthaus her gewöhnt war — sofort Messer, Gabel und Löffel mit der Serviette zu putzen und hielt den Teller zum Licht, ob er auch ganz blank wäre. Anastasius sah ihm erschreckt zu, und unwillkürlich nahm auch er das Besteck zur Hand und betrachtete es aufmerksam. Gerade kam Frau Löschner mit der Suppe herein. Einen Augenblick stutzte sie, dann stellte sie ziemlich energisch die Schüssel auf den Tisch, und ohne ein Wort zu sagen, ging sie wieder hinaus.

Major Graf hatte die Suppe noch nicht gekostet; aus alter Gewohnheit warf er sofort eine Messerspitze voll Salz in die Brühe. Anastasius bemerkte es nicht. Aber auf einmal sah er, wie der Freund die Nase rümpfte und unwillig den Kopf schüttelte. Bevor er fragen konnte, polterte der Major schon los: „Na ja, ich hab's ja gewußt, die Person ist verliebt ... Ein Pfund Salz zuviel ... Na, du wirst schon wissen, wem ihre Liebe gilt ... Hahaha."

Er schob den Teller zurück.

Herr Bitterlich war bereits ganz eingeschüchtert. „Ja, ja ... Du scheinst recht zu haben ... etwas stark gesalzen kommt mir die Suppe vor ..."

Und obzwar sie ihm sehr gut geschmeckt hatte, aß auch er nicht weiter. Ohne zu sprechen saßen die Freunde einander gegenüber. Ganz gedankenlos nahm Anastasius wieder einen Löffel voll Suppe zum Mund. „Gar so arg ist's doch nicht," meinte er.

„No ja," sagte der Major und machte ein höhnisches Gesicht, „wenn man's gewöhnt ist ..."

Wieder legte Herr Bitterlich den Löffel weg und starrte in die Luft. Allein nach einer Weile, als der Freund nervös mit der Gabel spielte, ertappte sich Anastasius dabei, wie er von neuem den Löffel zum Mund führte. Doch er kam nicht mehr dazu, die Suppe aufzuessen. Frau Löschner trat schon herein, um abzuräumen.

„Hat's nicht geschmeckt, Herr Major?"

Der Offizier räusperte sich. „Zuviel Salz, Geehrteste! Etwas sparen, sparen!"

Frau Löschner schaute auf Anastasius, der nicht aufzublicken wagte. Er kannte das Temperament seiner Wirtschafterin und war auf einen Zornausbruch gefaßt. Aber Frau Margarete Löschner bezwang sich und ging ruhig hinaus ... Und dann brachte sie die Fleischschüssel, stellte sie rasch hin und war wieder fort.

Anastasius erschrak, da er statt des erwarteten Bratens nur gewöhnlich gekochtes Fleisch auf der Schüssel sah und daneben nur ein paar Salzkartoffeln und zwei Gurken.

Der Major blies vernehmlich durch die Lippen, dann nahm er ein Stück Fleisch auf seinen Teller.

„Scheint nicht gerade hervorragend weich zu sein," sagte er, während er mit Messer und Gabel hantierte.

Herr Bitterlich widersprach nicht. Die Festfreude war ihm nun endgültig verdorben. Ihm schmeckte das Essen wirklich nicht, denn er hatte sich auf den Braten gefreut und nun ... überhaupt, heute ging schon alles schief ... Er aß nur die Hälfte seiner gewohnten Portion Fleisch, die Kartoffeln und die Gurken berührte er gar nicht. Herr Major Graf aber ließ sich nicht stören und griff wacker zu ...

‚Wenn jetzt noch die Semmelknödel kommen,' dachte Anastasius, ‚dann ...'

Und richtig, die Semmelknödel kamen.

„Herr Major müssen schon vorliebnehmen, wir haben heute Waschtag."

Verbindlich lächelnd setzte Frau Löschner die Schüssel auf den Tisch. Und schon war sie wieder draußen.

Anastasius Bitterlich zitterte vor Aufregung, aber er sagte nichts. Der Major goß ein wenig Butter auf seinen Teller und hob ihn zur Nase. Er schnüffelte.

„Viel zu braun!" sagte er.

Anastasius schaute zu, wie er dann ein Stück nach dem andern aus der Schüssel nahm und verspeiste; er selbst aß gar nichts mehr. Und geredet wurde auch nicht. Schließlich wischte sich der Major energisch mit der Serviette den Mund ab, zog einen kleinen Kamm aus der Tasche und begann seinen Schnurrbart zu bearbeiten. Herr Bitterlich war wütend. Da schaute ihn der Major an und sagte:

„Uebrigens — eine merkwürdige Idee, sich am Waschtag Gäste einzuladen..."

Nun war's dem Offizial aber zuviel. „Woher soll ich wissen, daß Waschtag ist!" stieß er zornig heraus.

Der Major füllte sein Weinglas. „Unglaublich," sagte er. „Eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen."

Anastasius' Hände umspannten krampfhaft die Armlehnen des Sessels.

Und der Major nahm eine Zigarette aus der Tasche und zündete sie an. „Dazu hast du mich daher schleppen müssen? Das hätt' ich im Gasthaus auch haben können... Bezahlen muß ich's ohnehin... Und nicht einmal eine Zigarre bietest du mir an..."

Herr Anastasius Bitterlich überhörte den scherzenden Klang der Worte. Er sprang auf. Die Wut, die ihn erfüllte, brach plötzlich ungestüm hervor.

„Nun ist's mir aber doch zu dumm!" schrie er. „Du könntest dir auch ein andres Benehmen zurechtlegen... Was soll denn das heißen..." Er zitterte am ganzen Körper. „So benimmt sich ein Offizier?... Pfui Teufel!... Nicht einmal ein..."

Weiter kam er nicht. Der Major war aufgestanden.

„Du scheinst zu vergessen, wen du vor dir hast?"

„Gar nichts vergesse ich," schrie Anastasius. „Sie —"

„Du bist wohl übergeschnappt!? Da geh' ich lieber..."

„Bitte, lassen Sie sich nicht aufhalten," kreischte der aufgeregte Offizial. „Das ist doch wirklich unerhört."

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser umfielen. Dann sank er ganz erschöpft in seinen Sessel. Gleich darauf flog die Tür krachend hinter dem Major zu.

Eine Weile saß Herr Bitterlich atemlos vor Aufregung da; dann ging er zur Tür und schrie in die Küche hinüber: „Frau Lösch—ner!"

Und die Wirtschafterin kam vergnügt lächelnd herein. Aber als sie den zornbleichen Offizial erblickte, wandelte sich ihr freundlicher Gesichtsausdruck gleich zu einem ratlosen Staunen.

„Frau Löschner," sagte Herr Anastasius, indem er sich zur Ruhe zwang, „ich habe Ihnen doch aufgetragen, einen Braten und eine anständige Mehlspeise für Mittag zu machen!"

Frau Grete lächelte wieder. „Hab' ich auch gemacht, Herr Offizial."

„Ha—ben Sie?"

„Jawohl," sagte die Frau, „habe ich! Aber wenn dem Herrn Major meine Suppen nicht recht sind, dann braucht er auch meinen Braten und meine Mehlspeise nicht zu essen. Und so hab' ich halt aufgetragen, was ich für mich und für die Wäscherin gekocht hatte."

Herr Anastasius Bitterlich kam sich in diesem Augenblick sehr dumm vor. Er suchte nach Worten. „Das ist... aber ... doch... wirklich... eine unglaubliche Frechheit!"

Frau Löschner brach in Tränen aus. „Herr Offizial... das brauche ich mir nicht sagen zu lassen... Ich... Sie glauben wohl, weil ich im Dienst bin. Ich bin keine solche Person, die Sie beleidigen dürfen. Ich bin eine ordentliche Frau... laß mir nicht alles gefallen... Ich kann ja auch gehen..."

„Jawohl," schrie Anastasius, „gehen Sie... gehen Sie, wohin Sie wollen... gehen Sie meinethalben zum Teufel..."

Frau Margarete verbarg ihr tränendes Gesicht in der Schürze. „Das... hab' ich mir... nicht um Sie verdient... Sie werden's schon bereuen... Herr... Herr Offizial..." Weinend ging sie hinaus.

Aber Herr Offizial Bitterlich, der sonst solchen Worten kaum widerstanden hätte, war heute schon zu sehr gekränkt und enttäuscht worden, als daß eine versöhnliche Stimmung in ihm hätte aufkommen können.

‚Sie soll nur gehen,' dachte er, ‚lieber heut als morgen... ah, das wär' noch

schöner ... Was glaubt die Person eigentlich? ... Ja, das möchte ihr so passen ... ah, das wär' nicht schlecht ...'

Plötzlich fiel ihm ein: sie kann sich rächen ... Und der Gedanke, der ihm sonst ganz fremd war, ließ ihn nicht mehr los. Sie ist imstand und gibt einem etwas ins Essen hinein ...

Eine unglaubliche Angst erfüllte Herrn Anastasius Bitterlich. Dann ging er zu seinem Schreibtisch und nahm das Dienstbuch der Frau Margarete heraus. Als er es aufschlug und das Datum ihres Eintritts las, zögerte er doch. Sieben Jahre beinahe ... hm ... Aber es mußte sein.

„Treu, ehrlich und arbeitsam; zur größten Zufriedenheit ... Auf eignes Ansuchen entlassen ..." schrieb er in deutlichen Buchstaben in das Buch.

Dann ging er zur Küche hinüber. „Hier, Frau Löschner, ist Ihr Dienstbuch. Sie können schon heute gehen." Er wagte nicht, ihr dabei ins Gesicht zu schauen.

Daneben in seinem Zimmer saß er nun und horchte, wie Frau Margarete ihren Koffer packte. Er nahm eine Zeitschrift und wollte lesen. Aber er war zerstreut und schaute über die Seiten weg in die Luft. Nach einer Stunde hörte er, wie jemand den Koffer aufnahm, um ihn fortzutragen.

Frau Löschner kam herein. „Hier sind die Schlüssel. Adieu, Herr Offizial!" Sie zögerte.

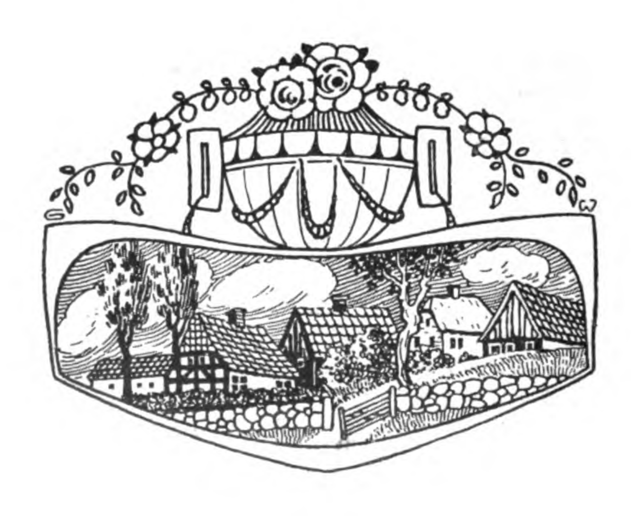
„Leben Sie wohl, Frau Löschner," sagte Herr Anastasius, ohne aufzuschauen.

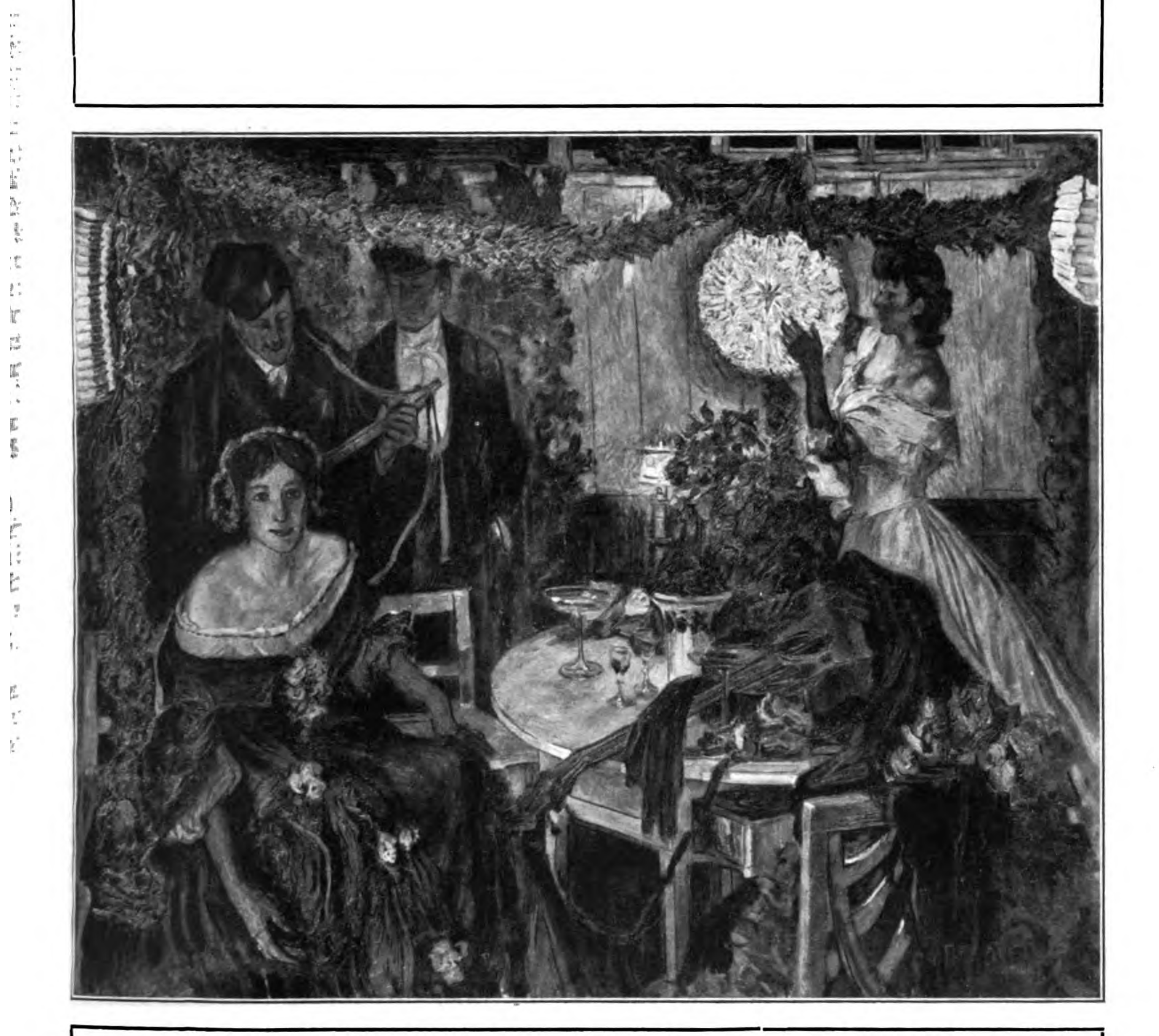
Da ging sie hinaus und schlug die Tür zu. —

Von dieser Stunde an war es vorbei mit dem friedlichen Leben des Herrn Offizials Bitterlich. Drei Tage lang ging er ins Gasthaus zum Essen und ließ seine Wohnung von der Waschfrau aufräumen. Dann kam eine neue Wirtschafterin, die schon nach acht Tagen wieder entlassen war, weil sich Herr Anastasius einbildete, sie betrüge ihn bei der täglichen Verrechnung. Und die nächste jagte er nach wiederum acht Tagen fort, da sie ihn angeschrien hatte, als sei er der Dienstbote und sie die Herrin. Als er wieder im Dienstvermittlungsinstitut nachfragte, erzählte man ihm unter anderm: Der Major Graf habe eine neue Wohnung gemietet und Frau Löschner als Wirtschafterin aufgenommen.

Und nach sechs Wochen stand im Wochenblatt der kleinen Stadt: „Gestern früh wurde in der Pfarrkirche zu St. Florian der k. u. k. Major des Ruhestandes Emmerich Graf mit der verwitweten Frau Margarete Löschner, geborenen Fritsch, getraut." —

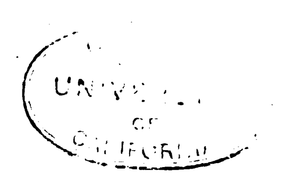
Da kündigte Herr Anastasius Bitterlich seine Wohnung und übersiedelte nach Prag, wo seine verheiratete Schwester lebte.





Gartenfest

Nach einem Gemälde von Ferdinand Dorsch





Das russische Gesandtschaftshotel in Berlin im Jahre 1837, als es vom Zaren Nikolaus I. erworben wurde

Unter den Linden 7

Ein Stück Berliner Vergangenheit und Gegenwart

Von

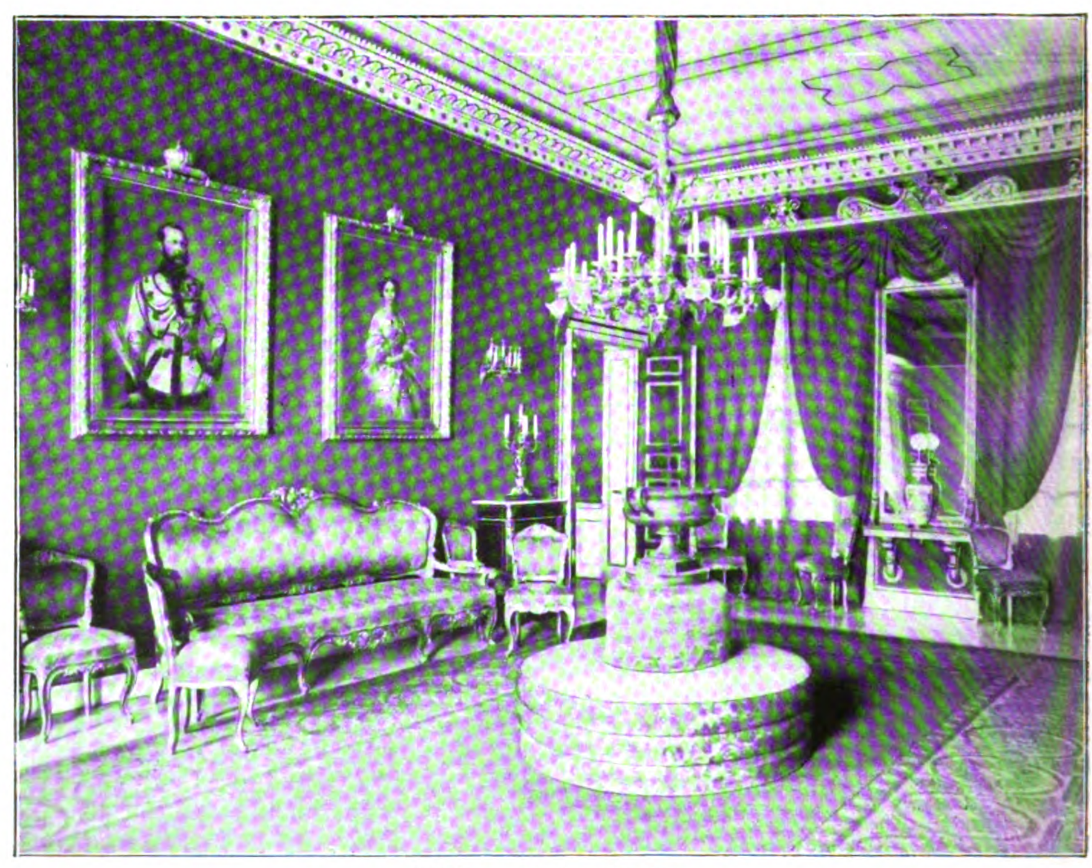
Dr. A. von Wilke

(Hierzu acht Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von François Cornand und andern)

Ueber keine andre Hauptstadt Europas ist in den letzten Jahren so viel geschrieben worden wie über Berlin. Von allen Seiten, aus allen Ländern kamen die Herren Kritiker daher. Am zahlreichsten aus Frankreich. Früher, nach dem großen Kriege und der Invasion, hielten sich die im allgemeinen ja überhaupt nicht sehr reiselustigen Franzosen von Deutschland grollend fern, ganz besonders von dem bösen Preußen, und am allermeisten von Berlin. Das änderte sich, als die Generation, welche die Kämpfe von 1870 und 1871 erlebte und mitfocht, allmählich auszusterben begann und ein neues Geschlecht heranwuchs, für das die Idee der Revanche mehr und mehr zur historischen Kuriosität zu werden beginnt. Die Jüngeren lockte es, sich das aufblühende Deutsche Reich doch einmal aus der Nähe zu besehen. Und die großen Boulevardblätter entsandten flinke Korrespondenten an die Spree. Einige davon stellten sich an, als hätten sie einen bisher unbekannten Erdteil und einen wilden Völkerstamm zu entdecken, von denen noch kein Lexikon zu berichten wußte. Diese gingen wenigstens gründlich ans Werk. Andre begnügten sich, ein paar Tage lang, höchstens wenige Wochen, Berlin zu durchbummeln, und in deren Feuilletons, die dann, zu dickleibigen Bänden gesammelt, auf dem Büchermarkte erschienen, spielt das Ber-

liner Nachtleben eine so erstaunliche Rolle, daß der Leser annehmen müßte, kein Berliner ginge vor fünf Uhr morgens zu Bett, und jeder brächte die Nächte in Bars, Kabaretten oder Tanzlokalen zu. Alle diese ausländischen Kritiker aber haben über das gleichförmige, unschöne Aussehen der modernen Stadtteile Berlins und über den barbarischen Eifer geklagt, in den älteren Stadtteilen die letzten Spuren der Vergangenheit zu tilgen, historische Bauwerke von edlem oder doch charakteristischem Stile zu beseitigen und an ihre Stelle ausdruckslose Steinkasten von Dutzendarchitekten zu setzen.

Und diese Klage ist leider im großen und ganzen berechtigt. So besaß Berlin früher zwar nichts wie das Pariser Faubourg Saint-Germain, wohl aber einige Straßen, denen stattliche Paläste des Adels ein sehr vornehmes, aristokratisches Aussehen gaben. Die Adelspaläste verschwinden einer nach dem andern. Man reißt sie ab, oder man baut sie um und bringt Kaufläden, Banken, Behörden in ihnen unter. Dieses Geschick, das eine leider unvermeidliche Folge der Entwicklung Berlins von einer kleinen Residenz zu einer internationalen Groß- und Industriestadt ist, hat am stärksten die Straße Unter den Linden betroffen — die Prachtstraße, durch welche Preußens Heere nach so manchem Feldzuge siegreich einzogen. Offene Läden gab es noch vor ein paar Jahrzehnten Unter den Linden nur sehr wenige. „Die Linden" — so kürzt der Berliner den Namen ab — waren eine Promenade, auf der die elegante Welt in den Nachmittagsstunden behaglich hin und her spazierte. Jetzt liegen die Linden mitten in dem stärksten geschäftlichen Verkehr. Außer den der Krone gehörenden Schlössern, dem Palais des alten Kaisers und dem daranstoßenden sogenannten Niederländischen Palais, steht auf der belebteren Südseite nur noch ein einziger Palast, der seine Grundgestalt in der friderizianischen Epoche empfing und allem Wechsel der Zeiten



Kleiner Roter Salon

voraussichtlich noch lange standhalten wird. Das ist das Haus, das die Nummer 7 trägt. Es ist im Berliner Adreßbuch folgendermaßen verzeichnet: „Eigentümer: Seine Majestät der Kaiser von Rußland. Vizewirt: Funk, Kastellan." Und es ist gewiß das einzige Berliner Haus, das einem ausländischen Souverän gehört. Seit mehr als siebzig Jahren dient es der diplomatischen Vertretung des Zarenreiches, die erst eine Gesandtschaft war und später zur Botschaft erhoben wurde, als Sitz. So wurde das Haus einer der Brennpunkte des Berliner gesellschaftlichen Lebens, aber es stellt, wenn man noch über jene sieben Jahrzehnte hinaus zurückblättert, überhaupt ein Stück Berliner Geschichte dar.

Die Kurfürstin Dorothea, die zweite, holsteinische, Gemahlin des Großen Kurfürsten, pflanzte die ersten Bäume, nach denen die Straße Unter den Linden benannt wurde, aber erst der Enkel des Großen Kurfürsten, König Friedrich Wilhelm I., und sein Urenkel, Friedrich der Große, sorgten für die angemessene Bebauung, Friedrich der Große namentlich, indem er nur die Errichtung von steinernen Häusern erlaubte. Für 3500 Taler erwarb der Geheimrat und Artilleriequartiermeister Ludwig Moeller das Grundstück am 13. November 1732 und ließ durch einen unbekannten Baumeister darauf ein Haus bauen, dessen Hauptteil, von zwei Flügeln flankiert, sich nach den Linden zuwandte; ein kunstvoll angelegter weiter Garten erstreckte sich bis zur Behrenstraße. Nach vierzehn Jahren brachte ein andrer Geheimrat, der Geheime Finanzrat Zinnow, das Haus an sich — damals lag das berühmte Berliner „Geheimratsviertel" noch diesseits des Tiergartens und nicht, wie jetzt, in W. und NW. Zinnow mußte schon 6000 Taler zahlen. Dann wechselte das Haus noch zweimal den Besitzer, und im November 1764 kaufte es die Prinzessin Amalie von Preußen um 34 200 Taler — wir erwähnen diese Zahlen, weil sie außerordentlich bezeichnend für das Wachstum und Aufstreben der Stadt sind. Heute mutet es uns seltsam an, daß die Prinzessin Amalie nur im Winter Unter den Linden wohnte und daß sie zum Sommeraufenthalte nach der nahen Wilhelmstraße — aufs Land! — hinauszog, wo sie, gegenüber der Kochstraße, das Palais besaß, das der aus Frankreich eingewanderte Baron de Vernezobre auf Geheiß des Soldatenkönigs erbaut hatte und das gegenwärtig den Söhnen des verstorbenen Prinzregenten Albrecht von Braunschweig gehört. Die Prinzessin Amalie war die jüngste Schwester des großen Königs und seine Lieblingsschwester. Schönheit und Klugheit zeich-



Dorothea, Herzogin von Sagan,
geb. Prinzessin von Kurland (1793—1862)

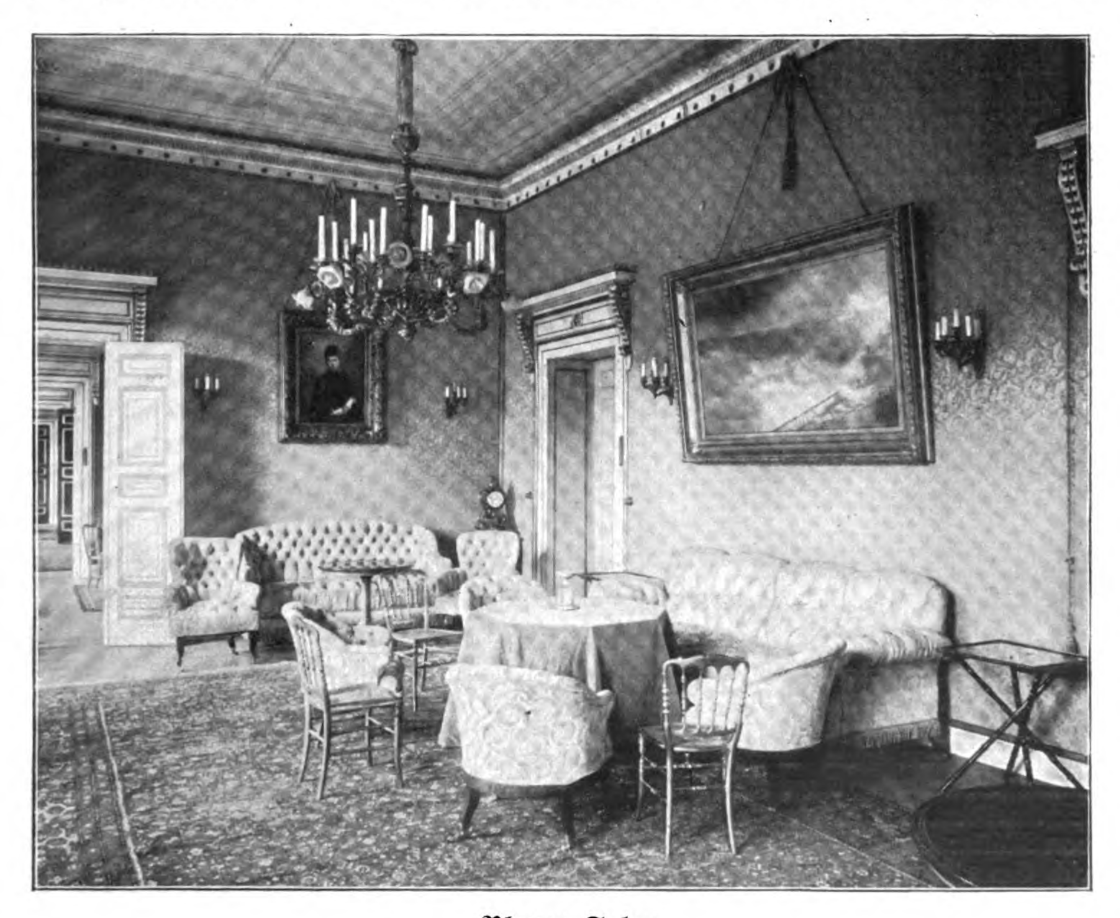


Der Weiße Saal mit gedeckter Tafel

neten sie in ihrer Jugend aus, und auch Sanftmut und Herzensgüte. Nach der Meinung ihrer Zeitgenossen glich sie von allen Geschwistern dem Könige an Lebhaftigkeit und an sarkastischer Schärfe des Geistes am meisten. Die Jahre raubten ihr die Schönheit, und die Enttäuschungen, die das Leben ihr brachte, verbitterten ihr Gemüt so, daß Stadt und Hof sie fürchteten, sie als eine Spionin des Königs ansahen und sogar der Prinz Heinrich, ihr andrer Bruder, nicht von ihr sprach, ohne sie die „Hexe" zu nennen oder ein ähnliches Schmeichelwort zu gebrauchen. Die unglückliche Neigung, die sie für den Freiherrn Friedrich von der Trenck empfunden hatte, mag der Hauptgrund dafür gewesen sein, daß sie ihr Dasein als ein zerstörtes ansah und freudlos trug. Sehr heiter ging es daher Unter den Linden 7 nicht zu, solange diese Fürstin dort residierte. Die Besuche des Königs, der ihr bis an sein Ende Achtung und Liebe bewies, waren die wichtigsten Ereignisse und die Musik die einzige Belebung der Unterhaltung. „Ihre Umgebung bestand aus einer Oberhofmeisterin, der guten und sehr beschränkten

Frau von Maupertuis, zwei Hofdamen, einem Kammerherrn und zwei Pagen. Diesen engen Kreis verließ sie niemals; an ihrer Tafel sah sie höchstens einmal im Monat Gäste." So schreibt in seinen Erinnerungen an den preußischen Hof Dieudonné Thiébault, der Vorleser Friedrichs des Großen, ein aufmerksamer Beobachter. Fast abschreckend ist die Beschreibung, die der Franzose von der Erscheinung der Prinzessin entwirft: „Sie konnte nur mit großer Mühe sprechen, und es war für andre sehr schwer, sie zu verstehen. Sie brachte nur einen heiseren, dumpfen Ton hervor, der wie aus einem Grabgewölbe hervorschallte oder der Stimme eines halberdrosselten Menschen glich. Ihr Kopf wackelte hin und her und konnte kaum auf dem dünnen Halse aufrecht getragen werden; für ihre Beine war selbst dieser arme, abgezehrte Körper fast schon eine zu schwere Last, ihre Arme und Hände waren mehr als zur Hälfte gelähmt . . ." Von niemand beweint noch beklagt starb die Prinzessin Amalie am 30. März 1787, also wenige Monate nach Friedrich dem Großen, durch den allein sie noch mit dem Leben Zusammenhang gehabt hatte.

Zum Erben ihres Hauses Unter den Linden hatte die Prinzessin ihren Großneffen, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, eingesetzt, der nachmals als Friedrich Wilhelm III. den Thron besteigen sollte. Aber der Kronprinz bewohnte das Haus nicht, und schon nach einem Jahre verkaufte er es mit Einwilligung seines Vaters um 20 000 Taler, also eigentlich mit Verlust, an den Rittmeister Valentin von Massow, der es siebzehn Jahre behielt und es 1805 mit schönem Profit, nämlich für 66 000 Taler, an die noch minderjährige Prinzessin Dorothea von Kurland veräußerte. Diese Prinzessin war die jüngste Tochter des letzten souveränen Herzogs Peter von Kurland aus dem Hause Biron und der Gräfin Anna Charlotte Dorothea von



Blauer Salon

Medem, einer Schwester der empfindsamen Dichterin Elisabeth von der Recke. Warum das Haus auf den Namen der zwölfjährigen Prinzessin und nicht auf den ihrer Mutter, die seit 1800 Witwe war, geschrieben wurde, entzieht sich unsrer Kenntnis. In den vor kurzem von der Gräfin Jean de Castellane, ihrer Enkelin, veröffentlichten Jugenderinnerungen der Prinzessin Dorothea heißt es: „Ich wußte nur zu gut, daß das Haus mein Eigentum war und daß es meine Leute waren, die mich bedienten, daß mein eignes Geld meine Ausgaben bezahlte, kurz, daß mein ganzer Haushalt vollkommen getrennt von dem meiner Mutter geführt wurde. Morgens ging ich zu ihr, um ihr die Hand zu küssen, und hin und wieder kam sie zu Tisch zu mir. Hierauf beschränkten sich unsre Beziehungen." Die Beziehungen eines zwölfjährigen kleinen Mädchens zu seiner Mutter!

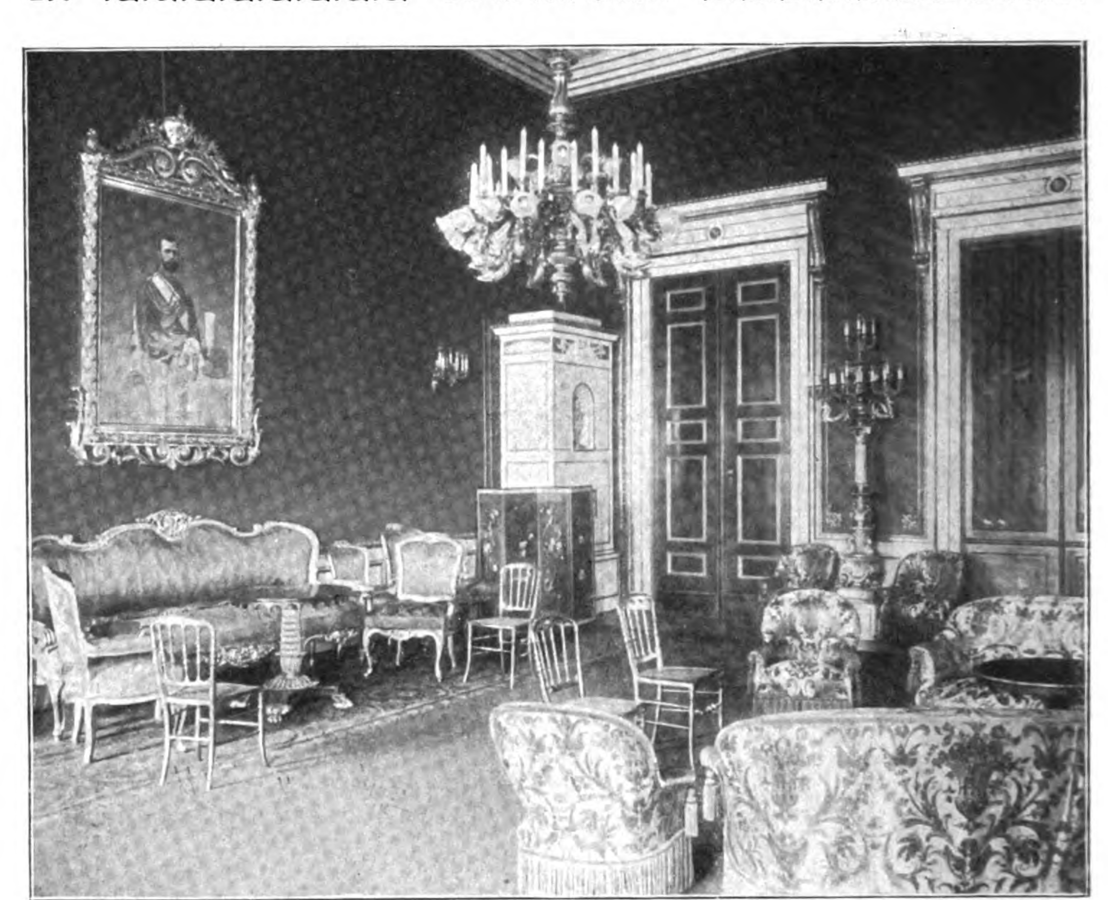
Die Anwesenheit der Herzogin von Kurland in Berlin, ihr Reichtum und der Glanz, mit dem sie sich umgab, kamen der Stadt zugute. Die mit vierzig Jahren immer noch schöne Herzogin und ihre aufblühenden älteren Töchter waren am Hofe wohlgelitten. Die Königin Luise neigte sich der Herzogin in herzlicher Freundschaft zu, und die königlichen Kinder waren vertraute Spielgefährten der kurländischen Prinzessinnen. Der Herzogin Dorothea gebührt aber das Verdienst, das gesellige Leben Berlins, das in jener Epoche, wenigstens in den höheren Zirkeln, in geistiger Hinsicht kein sonderlich reges war, verfeinert und vertieft zu haben. Sie hatte den Mut, den herrschenden Vorurteilen zum Trotze, die Türen ihrer Salons nicht nur den Herren und Damen des Adels, sondern auch den Schriftstellern und Künstlern zu öffnen, und sie hatte den noch sehr viel größeren Mut, hiebei keinen Unterschied zwischen Juden und Christen zu machen. Hier überstrahlte Henriette Herz durch Geist und Empfindung die meisten andern Frauen. Hier begegnete Prinz Louis Ferdinand von Preußen zum erstenmal Rahel Levin und August Wilhelm von Schlegel der Madame de Staël. Johannes von Müller, der Geschichtsforscher, Friedrich Gentz, der glänzende politische Publizist, die beiden Humboldt, der Maler Genelli und Gualtieri, der Humorist, französische Emigranten wie Madame de Genlis, die Gouvernante des Herzogs von Orleans, und der Graf de Tilly, ein Freund des großen Mirabeau, trafen hier zusammen. Und um zu verhindern, daß sich die einer solchen Mischung der Stände gänzlich ungewohnten Aristokraten und Aristokratinnen des preußischen Hofes absonderten, ließ die Herzogin ihre Gäste ohne jede Rangordnung an einzelnen kleinen Tischen speisen, und es geschah das Wunder, daß diese Neuerung allen außerordentlich gefiel und daß ihr Beispiel bald Nachahmung in Häusern fand, die bis dahin zu den exklusivsten gezählt hatten. Die schöngeistige Richtung, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das gesellige Leben Berlins beherrschte, verdankte im Grunde der Herzogin Dorothea von Kurland ihr Entstehen.

Ihr Lebensschicksal führte die Prinzessin Dorothea von Kurland bald von Berlin fort. Sie wurde mit fünfzehn Jahren dem Grafen Eduard von Périgord, dem Neffen und Erben des großen Talleyrand, des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten des Kaisers Napoleon, vermählt und folgte ihm nach Frankreich. Später trennte sie sich von dem Neffen, um die Gefährtin des Oheims zu werden. Sie begleitete Talleyrand auf den Wiener Kongreß und nach London, als er dort Botschafter des Julikönigtums geworden war, und sie stand seinem auf fürstlichem Fuße geführten Haushalte bis zu seinem Ende mit dem Geschmacke und dem Takte einer vollendeten Grande dame vor. Ihre Mutter, die Herzogin, starb 1821 auf ihrem Landsitze Löbichau im Herzogtum Sachsen-Altenburg, und es scheint, daß das Berliner Palais Unter den Linden während der langen Abwesenheit der Besitzerin verschiedenen Mietern überlassen wurde. Jedenfalls bezog es in solcher Eigenschaft im Jahre 1833 der russische Gesandte Graf Alexander Ribeaupierre. Man weiß, wie eng in jener Epoche das verwandtschaftliche und freundschaftliche Verhältnis zwischen den Höfen von St. Petersburg und Berlin war. Der Kaiser Nikolaus, der den Ton im Rate der Monarchen Europas angab, war den Berlinern, als der Schwiegersohn ihres Königs Friedrich Wilhelm III., eine vertraute und eine sehr populäre

Erscheinung geworden. In Berlin verstand der strenge und furchtgebietende Autokrat es vortrefflich, nur den zärtlichen und gehorsamen Sohn zu spielen. Die Berliner, und noch mehr die Berlinerinnen, schwärmten für seine männlich-schöne Gestalt, die Friedrich Krüger in mehr als einem Bilde festgehalten hat, und wenn man in Berlin nur kurzweg vom „Kaiser" sprach, so wußte jedermann, daß damit der Selbstherrscher aller Reußen gemeint war. Daß diese Volkstümlichkeit den politischen Zielen des Zaren auf das trefflichste und keineswegs immer zum Vorteile Deutschlands zustatten kam, steht auf einem andern Blatte und gehört nicht in den Rahmen dieser kurzen Skizze. Genug, der Zar empfand eines Tages das Bedürfnis, durch Erwerbung von Grund und Boden das Berliner Bürgerrecht, den Bestimmungen der preußischen Städteordnung gemäß, zu erhalten. Und es war natürlich, daß er zu diesem Zwecke seine Blicke



Blumengalerie am Ballsaal



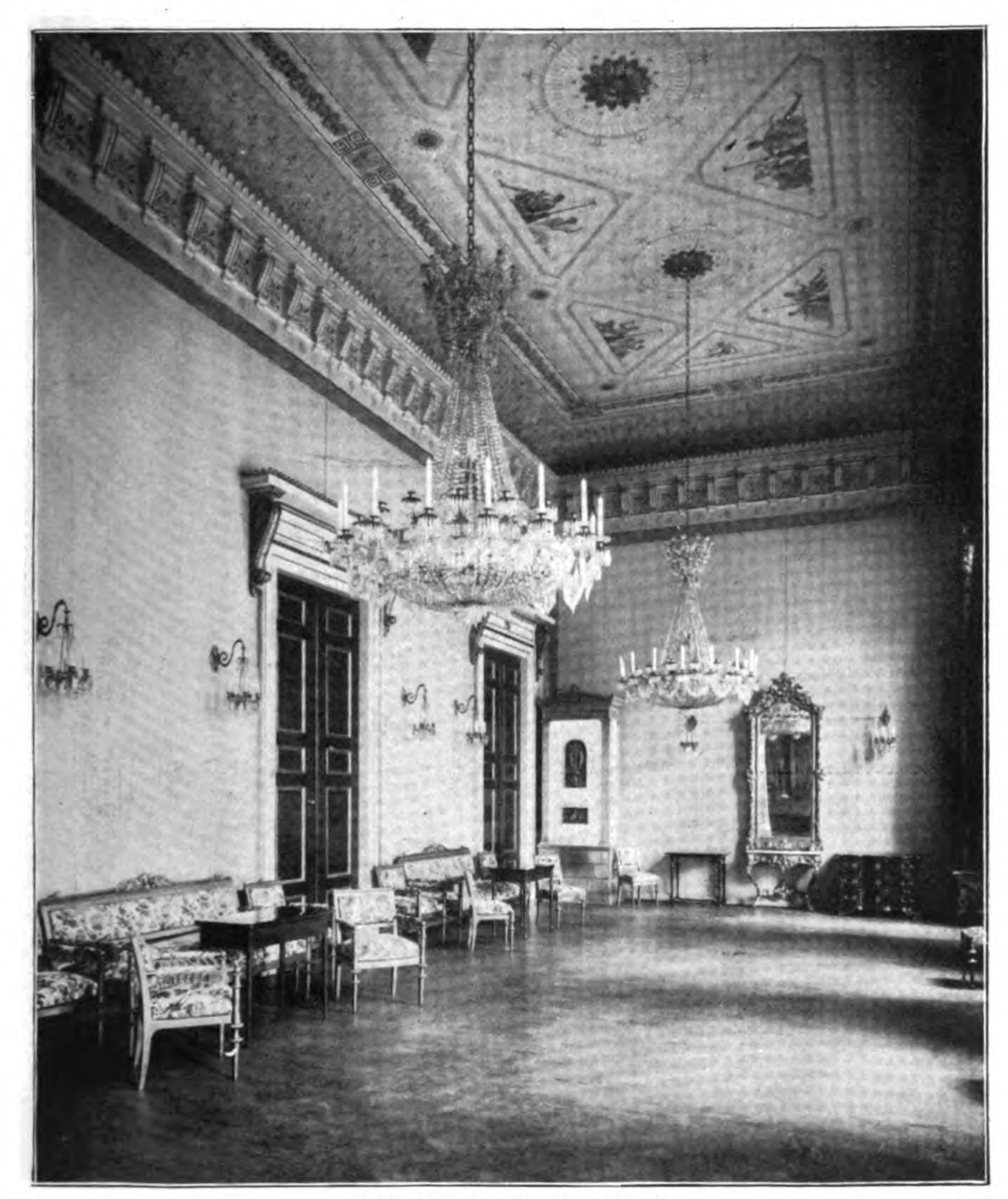
Großer Roter Salon mit dem Bildnis des Zaren

auf das Haus Unter den Linden 7 richtete, in dem, wie eben erzählt, sein diplomatischer Vertreter schon seit vier Jahren als Mieter der Herzogin Dorothea von Dino wohnte. — Talleyrand hatte von seinen zahlreichen Titeln den eines neapolitanischen Herzogs von Dino schon bei Lebzeiten seinem Neffen Eduard übertragen; später wurde dessen Gattin durch den Tod ihrer ältesten Schwester Herzogin von Sagan.

Am 9. Januar 1837 kam zwischen dem Bevollmächtigten der Herzogin, dem Geheimrat von Wolff, und dem Grafen Ribeaupierre der Kontrakt zustande, durch den das Palais „nebst Inventar, Trumeaus, Spinden, Tischen und Hausgegenständen" um die Summe von 150 000 Talern verkauft wurde. Sobald sich die Nachricht von dem Verkaufe in Berlin verbreitete, erweckte sie die größte Freude. Man sah den Entschluß des Zaren, sich in Berlin förmlich anzusiedeln, als eine zartsinnige Aufmerksamkeit für den König an, und die Stadtverordnetenversammlung faßte einstimmig die Resolution, dem Kaiser durch Vermittlung des Ministeriums des Innern das Ehrenbürgerrecht zu übertragen. Das geschah denn auch. Der Ehrenbürgerbrief wurde öffentlich ausgestellt, von 30 000 Berlinern angestaunt und am 8. November 1837 durch eine Abordnung unter Führung des Oberbürgermeisters Krausnick dem Gesandten mit dem Ausdrucke des Wunsches überreicht, der Zar möchte der Stadt Berlin sein Wohlwollen bewahren und sich nie mehr fremd in ihr fühlen.

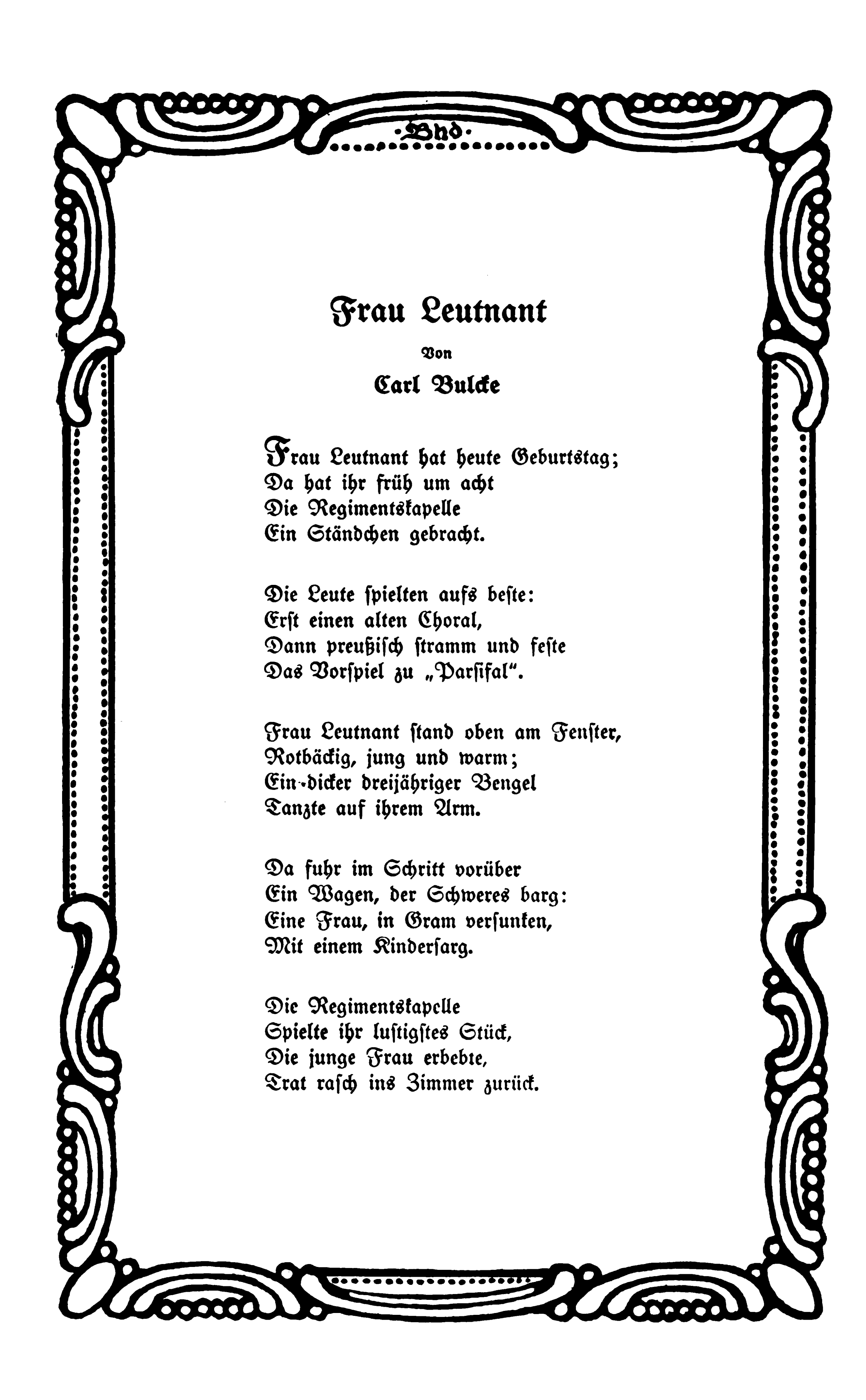
Kaiser Nikolaus nahm selbst lebhaften Anteil an dem Umbau und der Verschönerung seines neuen Eigentums. Berliner Architekten und Berliner Händler wurden damit beauftragt; nur das Dach ließ der Kaiser nach russischer Sitte mit Eisen zudecken, das zu Schiff von St. Petersburg nach Stettin gebracht ward, und in einigen der Prunkgemächer wurden Spiegelscheiben aus einer dem Zaren

gehörenden Fabrik verwendet. Im großen und ganzen hat sich das russische Botschaftspalais im Laufe der siebzig Jahre nur wenig verändert. Es ist ohne Zweifel eines der schönsten Privathäuser der Stadt, und wer nur die in ruhigen und reinen Linien gehaltene, nicht einmal sehr ausgedehnte Fassade kennt, vermutet dahinter nicht die Fülle prächtiger Räume, die namentlich das erste Stockwerk enthält. Hier ist, mit dem Blick auf die Linden, eine ganze Front von Zimmern, die stets zum Empfange des Zaren oder eines Mitgliedes seiner Familie in Bereitschaft gehalten werden. Ein schöner Wintergarten und die sich daran schließenden Säle sind im Winter der Schauplatz glänzender Feste. Kein Jahr vergeht, in dem Kaiser Wilhelm II. hier nicht als Gast des Botschafters erschiene.



Der Große Graue Saal

So ist das Palais Unter den Linden 7 ein steinernes Denkmal der Geschichte Berlins in Vergangenheit und Gegenwart.



Frau Leutnant

Von

Carl Bulcke

Frau Leutnant hat heute Geburtstag;
Da hat ihr früh um acht
Die Regimentskapelle
Ein Ständchen gebracht.

Die Leute spielten aufs beste:
Erst einen alten Choral,
Dann preußisch stramm und feste
Das Vorspiel zu „Parsifal".

Frau Leutnant stand oben am Fenster,
Rotbäckig, jung und warm;
Ein dicker dreijähriger Bengel
Tanzte auf ihrem Arm.

Da fuhr im Schritt vorüber
Ein Wagen, der Schweres barg:
Eine Frau, in Gram versunken,
Mit einem Kindersarg.

Die Regimentskapelle
Spielte ihr lustigstes Stück,
Die junge Frau erbebte,
Trat rasch ins Zimmer zurück.

Aus der Vorschule des Bergingenieurs

Von

H. Kluge

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

... Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Große Mengen Silber und andrer edler Erze sind im Laufe der acht Jahrhunderte aus den vielen tiefen



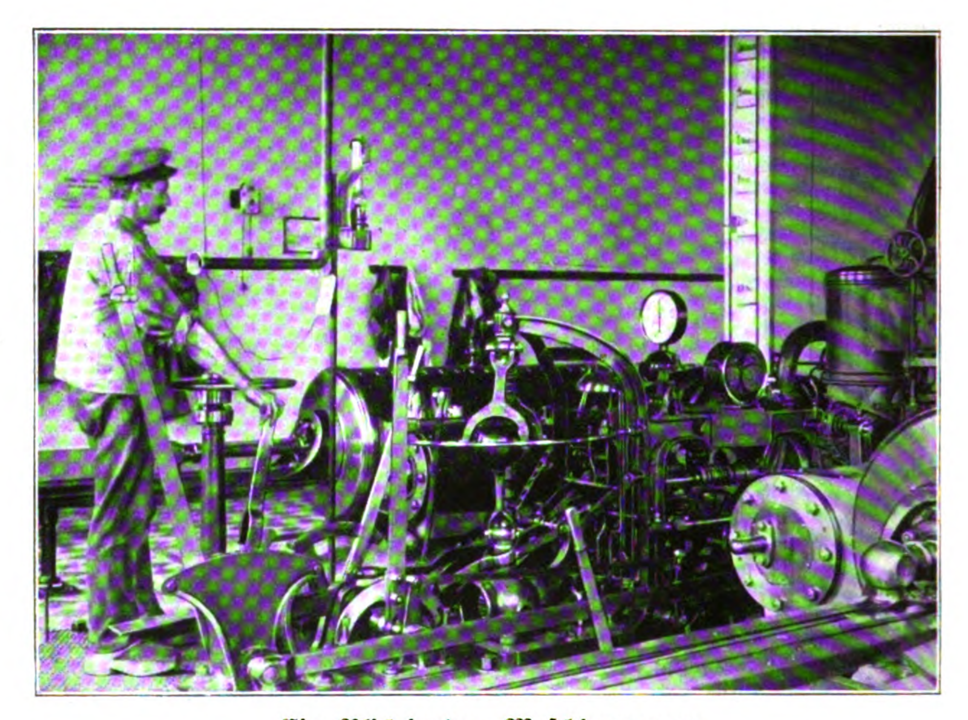
Arbeit „über Tage“

Schachten des Sachsenlandes gewonnen worden und haben in unendlich verschiedener Form und Gestalt ihren Kreislauf über die Erde angetreten. In früherer Zeit waren die Hilfsmittel, deren man sich bei den Gewinnungsarbeiten bediente, die denkbar primitivsten. Die Tiefe oder „Teufe“ der Schachte — das Wort „Schacht“ bezeichnet in der Bergmannssprache bloß den vertikalen oder doch nur leicht geneigten Einschnitt in die Erdrinde, wogegen die horizontal verlaufenden unterirdischen Baue „Strecken“ oder „Stollen“ heißen — war gering, da vor Erfindung des Pulvers und seiner Anwendung beim Bergbau jeder Zentimeter des Gesteines in mühsamer, zeitraubender Arbeit mit Hammer und Meißel „abgetrieben“ werden mußte. Roh gezimmerte Holzkübel und Seilwinden, die „über Tage“ von alt und jung gedreht wurden, schafften das gewonnene Gut ans Tageslicht. Wie gewaltig war aber der Umschwung im ganzen Bergbauwesen, als ums Jahr 1620 an mehreren Orten Deutschlands gleichzeitig die Sprengarbeit eingeführt wurde! Die Mengen der gewonnenen Massen verdoppelten, verdreifachten sich, und bald stellte sich ein dringendes Bedürfnis nach leistungsfähigeren Fördereinrichtungen ein. „Fördern“ heißt hier: aus dem Erdinnern herausschaffen.



Vor Beginn der Arbeit

Mit der Entdeckung der Dampfkraft und ihrer allgemeineren Anwendung in der Praxis änderten sich auch in den Bergbaubetrieben die Verhältnisse urplötzlich. Pferd und Esel wurden von den Seilwinden gespannt, und an ihre Stelle trat die wuchtige Kolbenstange der Maschine und leistete in derselben Zeit das Zehnfache. Und von da ab bedachte die mächtig emporblühende Technik den Grubenbetrieb mit immer neuen Erfindungen und Verbesserungen, die Produktion steigerte sich von Jahr zu Jahr und hat heutzutage im Vergleich zu früher eine ganz enorme Höhe erreicht.



Ein Blick in den Maschinenraum

Es gibt ja auch gewiß noch so manchen Ort, der von den Erzeugnissen moderner Kultur und Technik unberührt geblieben ist, wo die Enkel nach Väterart die Schätze der Erde ausbeuten, doch sind dergleichen Arbeitsstätten stark im Abnehmen begriffen, da Dampf und Elektrizität ihren Siegeszug in immer entlegenere Gegenden erstrecken und unter der leitenden Hand des Menschen die gewaltigsten Arbeiten verrichten.

Aus der Unzahl der verschiedensten Maschinensysteme das geeignetste zu wählen, dasselbe im Notfalle selbst zu entwerfen, das Errichten von Schacht- und Maschinengebäuden, der Entwurf von Plänen für den Abbau der betreffenden Lagerstätten — alles dies ist Aufgabe des diplomierten Bergingenieurs. Wahrlich eine Aufgabe, die an sein theoretisches und praktisches Können nicht geringe Anforderungen stellt! In der Einsicht, daß nur gründliche praktische Kenntnisse und Erfahrungen ein volles Verständnis für die Theorie ermöglichen, sind die Akademien und technischen Hochschulen neuerdings bestrebt, ihren Neueingetretenen vor Beginn des eigentlichen Studiums ein paar Monate praktischer Betätigung zu ermöglichen. Das liebenswürdige Entgegenkommen der meisten Betriebsverwaltungen unterstützt sie darin ungemein, was besonders hervorgehoben werden muß, weil wir in den meisten andern Ländern vergeblich danach suchen. So ist Amerika genötigt, ungeheure Summen zum Bau von Studentenwerkstätten aufzubringen, da die Pforten der Fabriken und sonstigen Betriebe sich dem Studenten in der Regel nicht öffnen. Doch wo derselbe, wie hier, die Möglichkeit hat, sein Fach, selbst mit Hand anlegend, von Grund auf kennen zu lernen,



Anstecken der Zündschnur

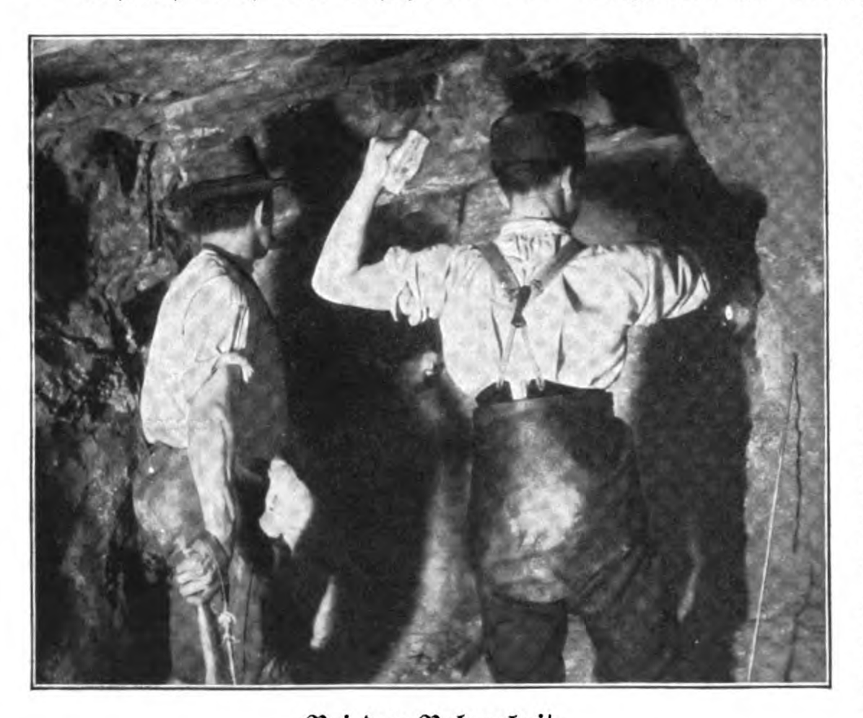
ist der Gewinn, der für ihn hieraus erwächst, nicht hoch genug zu veranschlagen. Sein Interesse wird von vornherein in erhöhtem Maße wachgerufen, er lernt im Umgang mit Arbeitern deren Ansprüche und Bedürfnisse kennen und beurteilen, findet bald heraus, wie er sich ihnen gegenüber zu benehmen hat, und sichert sich damit für seine zukünftige Laufbahn einen bedeutenden Vorteil. Daß die ungewohnte Arbeit ihm anfangs recht sauer werden wird, ist schon möglich, doch da heißt es eben Charakterfestigkeit zeigen und das Begonnene auch durchführen. Es ist eine harte, aber sehr wirksame Schule des Willens.

Wir wollen nun den jungen Bergingenieur auf einer „Einfahrt" begleiten und seiner Arbeit ein wenig zuschauen. Pünktlich um sechs Uhr früh muß er sich dem aufsichtführenden Beamten melden, der den Ankömmling sofort in das „Schichtenbuch" einträgt. Die Woche des Bergmanns bilden nicht sechs Arbeitstage mit dem Sonntag, sondern sechs „Schichten". Darauf betritt er das Fördergestell, das einem mächtigen Lift in mancher Hinsicht ähnelt, und setzt schon hier, über Tage, sein Lämpchen in Brand. Das ist nötig, denn bereits nach fünfzig Metern lautlosen Hinabgleitens umgibt ihn stockfinstere Nacht. Immer schneller wird die Fahrt, das Gestell wippt und federt, dazwischen, wenn es einen der beiden feuchten Leitbalken berührt, wird ein leiser, zischender Laut hörbar, sonst ist alles totenstill; ein feuchtkalter Zugwind macht einen erschauern und droht die Lämpchen zu verlöschen; in den Ohren empfindet man ein unangenehmes Gefühl, ein Kitzeln und Stechen, das zunimmt, je tiefer man kommt: das soll, wie der mitfahrende „Steiger" einem erklärt, vom vermehrten Luftdruck herrühren. Nun hält das Gestell plötzlich mit scharfem Ruck, und man steigt aus. Eine hohe Halle wölbt sich über einem, die Luft ist modrig und feucht und von den schlüpfrigen Wänden tropft es in gleichmäßigem Takt. Es ist ungemütlich in dieser finsteren Höhle, in der die Menschen wie Glühwürmchen umherirren. Doch Zeit ist auch im Bergbau Geld, und zwar hoch im Kurse stehendes, daher wird sofort eine eiserne Tür geöffnet, und wir betreten einen schmalen, mit Schienen versehenen Gang.



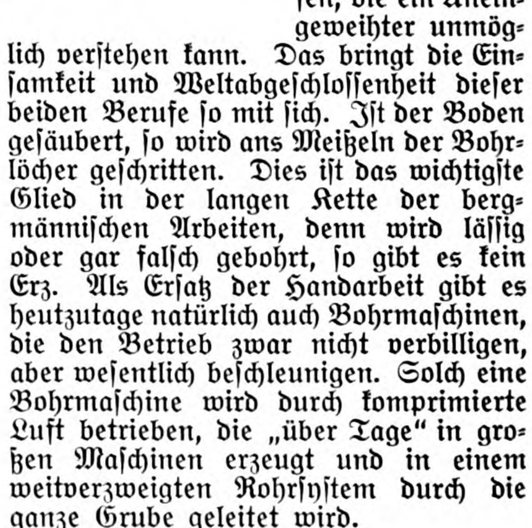
Das „Stürzen" der Hunde

Der große Raum am Schachte, den wir verlassen, heißt „Füllort“, dieses ist eine „Haupt- oder Gezeugstrecke“. Ein Arbeiter übernimmt die Führung, ein zweiter bildet den Schluß; so marschiert die ganze Kolonne weiter und weiter, die schier endlosen, gewundenen Strecken dahin. Ein seltsames Gefühl bemächtigt sich unser, oben, dicht über dem mit dicker Filzkappe bewehrten Haupt, Gestein, zu beiden Seiten, so nah, daß man es bequem mit den Ellbogen berühren könnte — Gestein; es ist ein Gefühl der Beklemmung, der momentanen Furcht, zu welchem die unreine, verbrauchte Luft das ihre beiträgt. Doch der Mensch gewöhnt sich bekanntlich an alles, und nach einem Viertelstündchen kräftigen Ausschreitens beachten wir das häufige Bücken und den wenig angenehmen Geruch der kleinen Oellämpchen, der einem gerade ins Gesicht steigt, kaum mehr, sondern folgen voll Interesse dem, was um uns vorgeht. Wir sind „vor Ort“, das heißt an derjenigen Stelle, wo gerade gearbeitet wird und die Strecke infolgedessen aufhört. In einer der beiden grauen Gesteinswände zieht sich der Erzgang schwarz und glänzend dahin; der Boden ist mit grobem Geröll bedeckt: die Wirkung der Dynamitexplosionen vom vorigen Tage. Das „Schießen“ wird immer am Ende einer jeden „Schicht“ vorgenommen, da es einfach nicht möglich wäre, in dem undurchdringlichen Rauch und Staub, den eine oder gar mehrere solcher Explosionen hervorrufen, weiterzuarbeiten. Bis zum nächsten Morgen hat sich der Rauch dann schon, dank der guten Ventilationsvorrichtungen, verzogen, und die Luft ist wieder atembar.



Bei der Bohrarbeit

Die erste Arbeit, die der Adept des Bergbaues zu vollführen hat, besteht darin, daß er die „losen Massen“ vom Boden in einen „Hund“ füllt und diesen darauf zu seinem Bestimmungsort stößt. Ein solcher „Hund“ ist ein viereckiger, eiserner, auf Schienenrädern laufender Kasten, der in seiner jetzigen Gestalt diesen sonderbaren Namen eigentlich ganz unmotiviert führt. Es hat sich eben der Bergmann, gleich dem Seemann, im Laufe der Jahrhunderte seine besondere, oft höchst wunderlich scheinende Sprache geschaffen, die ein Uneingeweihter unmöglich verstehen kann. Das bringt die Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit dieser beiden Berufe so mit sich. Ist der Boden gesäubert, so wird ans Meißeln der Bohrlöcher geschritten. Dies ist das wichtigste Glied in der langen Kette der bergmännischen Arbeiten, denn wird lässig oder gar falsch gebohrt, so gibt es kein Erz. Als Ersatz der Handarbeit gibt es heutzutage natürlich auch Bohrmaschinen, die den Betrieb zwar nicht verbilligen, aber wesentlich beschleunigen. Solch eine Bohrmaschine wird durch komprimierte Luft betrieben, die „über Tage“ in großen Maschinen erzeugt und in einem weitverzweigten Rohrsystem durch die ganze Grube geleitet wird.





Der Erzgang im Abbau
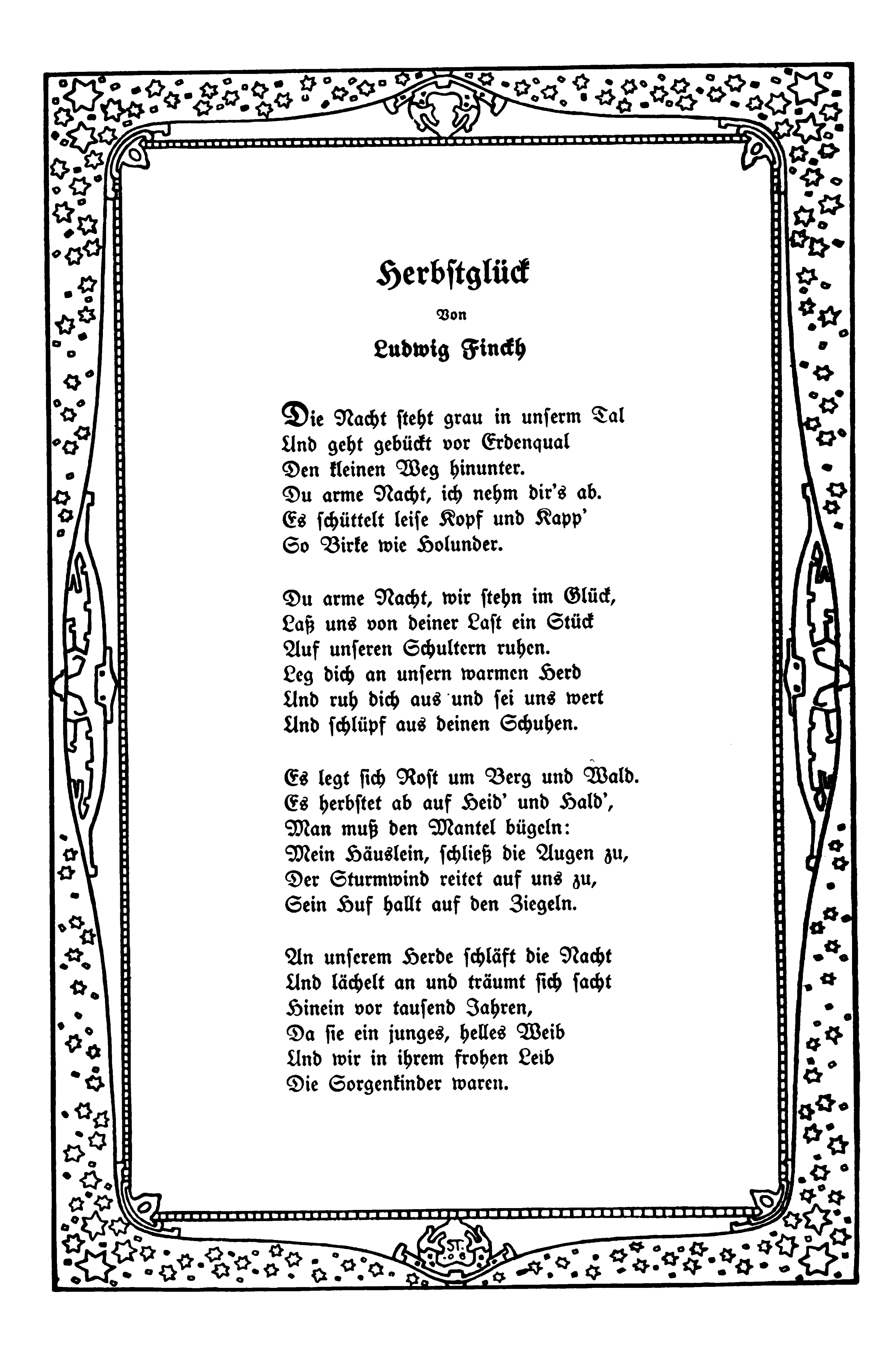
Da steht nun das junge Semester, umgürtet mit dem vorschriftsmäßigen Lederschurz, und schwingt sein gewichtiges „Fäustel“ — so heißt der Hammer — und will es dem neben ihm stehenden Arbeiter gleichtun; doch wenn er seinen kraftlosen Arm schon lange nicht mehr rühren kann und blanke Tropfen ihm über Stirn und Wangen perlen, ist dieser durch tägliche harte Uebung zum Athleten gewordene Mann noch weit entfernt von der Grenze seines Könnens, und er schwingt den dreimal schwereren Hammer mit derselben Ruhe und Gleichmäßigkeit wie zu Anfang.

Die Frühstückspause kommt. Die ermatteten Praktikanten sammeln sich und verzehren in Schweigsamkeit ihre Stulle. Daß die mit Dynamitpatronen gefüllten „Schießkisten“ der Arbeiter ihnen dabei als Unterlage und Sitz dienen, beachten sie nicht; der Vulkan, der sie in Atome zerreißen könnte, läßt sie kühl. Ihre Glieder sind schwer wie das Blei, das sie eben heben mußten, ihr Gehirn unfähig, die Gedanken zu konzentrieren, sie sitzen und träumen vor sich hin. Ein Lämpchen nach dem andern verlischt, sie merken es kaum. Um zwölf Uhr mittags „fahren sie aus“. Sechs Stunden haben sie in der dunkeln Höhle zugebracht und erwarten mit Sehnsucht den Moment, wo sie wieder frische, würzige Luft einatmen können.

Ueber die gemachten eignen Erfahrungen sowie über die Belehrungen von seiten der Beamten und Arbeiter muß der Praktikant einen sehr ausführlichen Bericht verfassen und ihn dem Professor, der den Kursus leitet, zur Durchsicht überreichen.



Vor der Ausfahrt



Herbstglück

Von

Ludwig Finckh

Die Nacht steht grau in unserm Tal
Und geht gebückt vor Erdenqual
Den kleinen Weg hinunter.
Du arme Nacht, ich nehm dir's ab.
Es schüttelt leise Kopf und Kapp'
So Birke wie Holunder.

Du arme Nacht, wir stehn im Glück,
Laß uns von deiner Last ein Stück
Auf unseren Schultern ruhen.
Leg dich an unsern warmen Herd
Und ruh dich aus und sei uns wert
Und schlüpf aus deinen Schuhen.

Es legt sich Rost um Berg und Wald.
Es herbstet ab auf Heid' und Hald',
Man muß den Mantel bügeln:
Mein Häuslein, schließ die Augen zu,
Der Sturmwind reitet auf uns zu,
Sein Huf hallt auf den Ziegeln.

An unserem Herde schläft die Nacht
Und lächelt an und träumt sich sacht
Hinein vor tausend Jahren,
Da sie ein junges, helles Weib
Und wir in ihrem frohen Leib
Die Sorgenkinder waren.



Fischerfamilie auf der Reichenau

Nach einem Gemälde von Carl Hartmann

Die Zukunftsaussichten der Türkei als Verfassungsstaat

Von

Lindsay Martin

Kirche und Staat sind nach der Weltanschauung des Moslem zwei untrennbare Begriffe. Es gibt in der Türkei, der Vormacht des Islams, keine auf sich selbst ruhende, vom religiösen Dogma unabhängige Rechtsdisziplin; öffentliches, bürgerliches wie privates Recht fußen auf den Gesetzen des Korans und dessen Fortbildungen durch Ueberlieferung, Folgerung (Kidjas), Uebereinstimmung der rechtgläubigen Gemeinde (Idschma). Wird also die politische Ordnung umgestürzt und reorganisiert, so muß die kirchliche gleichfalls wanken und umgewandelt werden. Religiöse Reformation und politische Revolution, zwei Bewegungen des geistigen und gesellschaftlichen Fortschritts, die in der abendländischen Kulturwelt stufenweise und als getrennte Entwicklungsperioden des nationalen Lebens das Staatswesen erschüttert und erneuert haben, fallen hier zusammen, und die glückliche Lösung des Problems der Vorwärtsbewegung zu höheren Stufen der Freiheit und Zivilisation hin wird durch diese Komplikation offenbar aufs äußerste erschwert. Die Vorfrage, von deren Entscheidung die Beantwortung der Kardinalfrage: welches sind die Zukunftsaussichten der Türkei als Verfassungsstaat? zunächst abhängig ist, lautet also offenbar: wohnt dem Islam überhaupt eine Entwicklungsfähigkeit zu modernen kulturellen Lebensformen inne, oder muß er, um bestehen zu können, in Glauben, Denken und Empfinden, in seiner kirchlichen und politischen Verfassung derselbe bleiben, der er war und ist?

Die Frage ist viel umstritten. Die politischen Praktiker haben die Entwicklungsfähigkeit meist verneint, die wissenschaftlichen Theoretiker sie bejaht. Jene blicken nur auf die Gegenwart, und in dem Bild, das diese bietet, haben allerdings offenbar die Mächte des Beharrens, haben starre Glaubensformen, hierarchischer Zwang, Fatalismus, Apathie die Oberhand über die Mächte des Vorwärtsdrängens, über Freiheitssinn, Frische, Ursprünglichkeit, über das Ethos des Kampfes für neue Ideale. Diese blicken in die Vergangenheit, und dort, in seiner Urgestalt, enthüllt der Islam eine ganze Reihe evolutionistischer Grundkräfte. Er kennt keine Unfehlbarkeit des Kalifen und kein Gottesgnadentum; nicht ein papistischer Machtspruch und nicht der tote Buchstabe, sondern das Idschma, der Consensus ecclesiae, die Deutung des Worts nach dem lebendigen religiösen Bewußtsein der Gemeinde soll der gültige Maßstab für die Handhabung der kirchlichen Dinge sein. Wie kräftig sich diese demokratischen Ideen und Rechte im Widerstand gegen alle absolutistischen Einengungsversuche des osmanischen Kalifentums erhalten haben, zeigte sich jüngst beim Thronwechsel wiederum mit aller Deutlichkeit. Nicht auf Grund der neuen Verfassung, sondern kraft des durch die Uelemas im Namen und Auftrag des Volks ausgelegten islamischen Gesetzes wurde Abd ul Hamid abgesetzt, Mehemed Reschad als Mohammed V. auf den Thron berufen. Und das ganze Parlament klatschte Beifall, als der Präsident das Fetwa des Schechs ul Islam, das diesen Beschluß verkündete und die einleitenden Worte verlas: „Die Wissenden des Volks sind wir, die Uelemas."

Auf die Einzelheiten der liberalen Ideen und fortschrittlichen Triebkräfte im Islam einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es sei nur zu deren Charakterisierung das Wesen desjenigen Elements im islamischen Rechtsstaat etwas näher beleuchtet, das in den letzten Verfassungskämpfen die Hauptrolle spielte: das Scheriat. Die

Scheria in ursprünglicher Gestalt ist nichts als eine ganz unsystematische Sammlung familienrechtlicher Gesetze, wie sie sich in der Gemeinschaft der Moslem unter dem Einfluß des Korans herausbildeten. Mit der Zeit erweiterte sich seine Wirkungssphäre immer mehr. Einmal durch die Adat, das heißt die Gewohnheitsgesetze, die der Islam mit großer Liberalität von den Völkern, die sich seinen Geboten unterwarfen, aufnahm. Sodann weil das kanonische mohammedanische Recht lediglich ein in Studierstuben erfundenes Schulrecht frommer Männer ist, das die chiliastischen Verheißungen des Großen Propheten, die Glückseligkeit des Reiches Gottes, schon auf Erden zu verwirklichen sucht und wegen dieses seines rein idealistischen Charakters wirkliche Rechtsgeltung ebensowenig jemals gehabt hat wie die Gebote des Evangeliums. Die islamische Juristenwelt war also darauf angewiesen, zur Schöpfung und Fortbildung eines praktisch brauchbaren Rechts andre Quellen zu suchen, und fand diese im Scheriat, das so immer weitere Gebiete des öffentlichen Rechts sich eroberte. Auch im Scheriat spiegeln sich nun die demokratischen Grundformen des Islams wider. Denn es kennt keine kodifizierte Interpretation; die Auslegung ist vielmehr dem freien Ermessen der vom Volk erwählten Richter und Rechtsgelehrten, jetziger Uebung nach den Uelemas, überlassen. Vermöge dieser Biegsamkeit und Ausbaufähigkeit wäre also das Scheriat recht wohl den Bedingungen eines modernen Verfassungsstaats anzupassen. Anderseits bleibt es aber doch wieder in den Fesseln der islamischen Weltanschauung gebannt, die keine Ebenbürtigkeit zwischen den Bekennern des Großen Propheten und Andersgläubigen kennt. Allenthalben ist daher im Scheriat dem Moslem eine bevorzugte Stellung eingeräumt und somit der Norm von der Gleichheit aller vor dem Gesetz, ohne die ein moderner Verfassungsstaat undenkbar ist, der Weg zur Entwicklung im Keim abgeschnitten. Durch den Erlaß Abd ul Medschids vom 18. Februar 1856 wurde bekanntlich allgemeine Religionsfreiheit und Gleichheit der Bekenntnisse eingeführt; ebenso bekannt ist, daß diese Verordnung ein ziemlich wertloses Stück Papier geblieben ist und angesichts seines Widerspruchs zum Dogma des Korans bleiben mußte. Dabei sind die meisten Gesetze des in mittelalterlicher Ideenwelt lebenden Scheriats gänzlich veraltet und entbehren außerdem durch die wahllose Aufnahme der Adat jeder Einheitlichkeit. Ein übergeordnetes islamisches Staatsrecht aber gibt es noch heute nicht; seine Entwicklung ist eben durch den merkwürdigen Werdeprozeß des Scheriats verhindert worden.

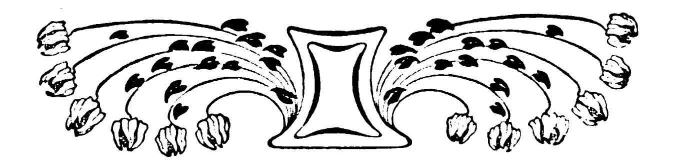
Soll daher die Türkei in einen Rechtsstaat modernen Zuschnitts umgewandelt werden, so müssen notwendig überall scharfe Konflikte mit der Autorität des Islams und des Scheriats entstehen. Ein friedliches Nebeneinanderleben des Konstitutionalismus und Islamismus, ohne daß der eine oder andre sich starke Einengungen und Umbildungen gefallen ließe, ist undenkbar. Aus der Gegenrevolution dieses Frühlings haben sich nun aber zwei Lehren gleichsam als kristallische Ausscheidungen des Zersetzungsprozesses ergeben. Einmal, daß das islamische Gesetz trotz dem Eindringen der westlichen liberalen Ideen als heilige, über die Massen unbedingt gebietende Macht, als unerschütterter Fels im ringsum brandenden Meer, feststeht. Zweitens, daß die den Liberalismus vertretende Schicht der Intellektuellen, das Jungtürkentum, noch viel zu schwach ist, um den Stößen jener Macht mit Sicherheit widerstehen zu können. Darüber kann den Einsichtigen der scheinbar so leicht errungene schnelle Sieg der Jungtürken nicht hinwegtäuschen. Man vergegenwärtige sich nur kurz das Aufundab der jüngsten Vorgänge. Die Drohungen Bulgariens hatten die Regierung gezwungen, die besten Regimenter nach der rumelischen Grenze hin zu konzentrieren. Softas und Hodschas griffen die Gelegenheit auf, um gegen das Komitee für Einheit und Fortschritt zu agitieren. Die Alailis, die ungebildeten, aus dem niederen Soldatenstand hervorgegangenen Offiziere und früheren Schildhalter des Absolutismus, folgten den Aufreizungen sofort. Das war schließlich zu erwarten. Aber auch die Saloniker Jäger, die „jungtürkische Leibgarde“, liehen den Einflüsterungen des fanatischen Klerus ein williges Ohr. Die Komiteemänner wurden auseinander gejagt. Sofort setzte die Gegenaktion ein. Mit bewundernswerter Sicherheit, Präzision und Ruhe wurden bei Salonik die Truppen gesammelt, ihr An-

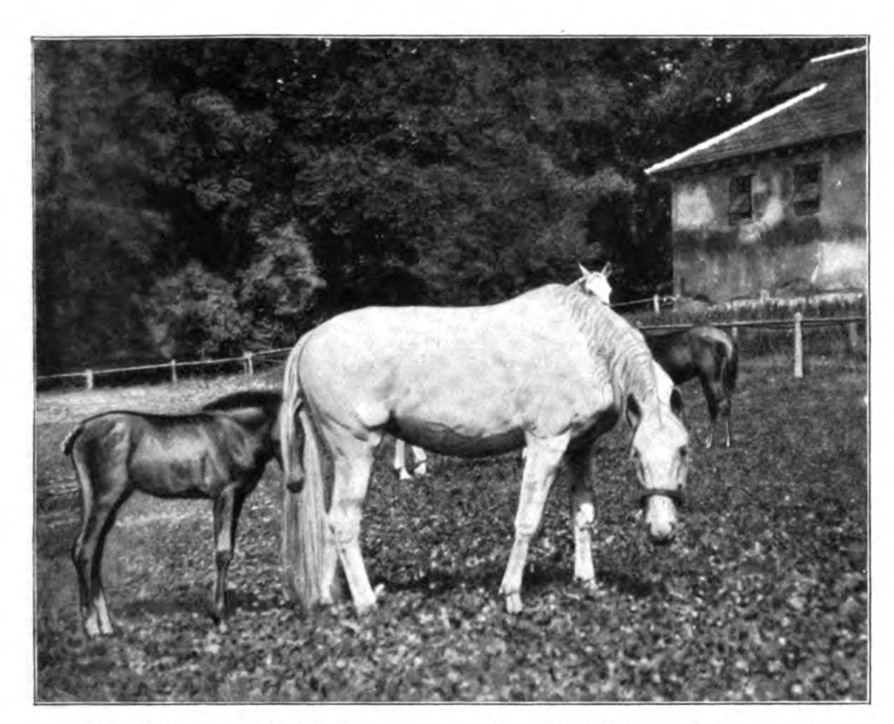
marsch gegen Konstantinopel organisiert. Wieder einmal zeigten sich die Früchte der deutschen Schulung durch Generaloberst von der Goltz. Doch hütete man sich sehr wohl, die Truppen irgendwie auf den eigentlichen Feind, dem der Marsch galt, aufmerksam zu machen. Die Parole hieß nicht: Bestrafung der aufrührerischen Geistlichkeit! Noch weniger: Absetzung des Kalifen, des Beherrschers aller Gläubigen! Sondern die Losung war — eine hübsche Illustration des Kautschukwesens politischer Schlagwörter — dieselbe, welche die Reaktion ihrerseits gegen die Jungtürken ausgegeben: Schutz dem Scheriat, der Verfassung! Die Straßenkämpfe in Konstantinopel begannen. Sogleich sahen sich die Truppenführer veranlaßt, die christlichen Soldaten aus der Feuerlinie zurückzuziehen und in die Reserve zu schicken. Im kritischen Augenblick war das Versagen der Truppen zu befürchten; denn der Moslem kämpft nicht in Gemeinschaft mit dem Giaur gegen den Moslem. Der Sieg war erfochten. Aber die Aufnahme der Sieger war, wie die Augenzeugen übereinstimmend berichten, äußerst kühl. Die Volksmasse betrachtete die Truppenführer jedenfalls nicht eigentlich als ihre Befreier, sondern mehr als Leute, die zur Freigeisterei und Ketzerei neigen und von denen man daher gemessenen Abstand halten muß. Es ist kaum übertrieben, wenn man sagt, daß die ganze Macht des Jungtürkentums auf der Degenspitze der gebildeten Offiziere, der Mekteblis, ruht.

Kein billiges Urteil wird den Jungtürken ihre hohen Verdienste um das Vaterland bestreiten. Sie haben die Fesseln der Reaktion gesprengt, und sie haben nach dieser entscheidenden Tat mit Begeisterung, Ueberzeugungstreue und Energie an der Verwirklichung ihrer Entwürfe gearbeitet. Sie sind vielleicht die einzigen, die im türkischen Reich wirklich große Ideale haben und vertreten. Aber mit Idealen allein macht man keine Politik, am wenigsten, wenn sie so einseitig sind, wie es bei den Jungtürken offenbar der Fall ist. Denn ihre Reformen sind doch im wesentlichen eine ziemlich schablonenhafte Nachbildung der staatlichen Lebensformen des Westens; den besonderen Daseinsbedingungen des Islam werden sie wenig gerecht. Im Juliprogramm wurde zwar der Schutz des Korans und seiner Gesetze verbürgt. Dabei bleibt aber doch die Tatsache bestehen, daß die Jungtürken ihrer ganzen Denkweise nach dem alten Glauben, wenn nicht ablehnend, so doch gleichgültig gegenüberstehen, womit sie im Auge des Rechtgläubigen gerichtet sind. Es gehört daher nicht viel Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß Rückstöße und Gegenrevolutionen wie im April dieses Jahres sich noch häufiger wiederholen werden. Denn mit der heutigen Wiederherstellung des jungtürkischen Regiments ist offenbar die Lösung des Hauptproblems, die Verjüngung des Reichs in harmonischer Liberalisierung und Hinaufentwicklung der religiösen und politischen Grundkräfte des Staats um keinen Schritt weiter gerückt. Man erkennt an den ungemeinen Verwicklungen dieser Frage nur immer deutlicher die gänzliche Unzulänglichkeit der Maßstäbe unsers politischen Denkens zur Bestimmung der Entwicklungsmöglichkeiten eines auf ganz andersartigen Voraussetzungen aufgebauten orientalischen Staats. Der natürliche Entwicklungsgang wäre der gewesen, daß ein aufgeklärter Despotismus jene freiheitlich-demokratischen Keime und Wurzeln des Islams gepflegt und gehegt und so ein Staatswesen begründet hätte, das, auf dem sicheren Fundament bodenständiger Kultur ruhend, zu einer Höhe geistiger und sittlicher Zivilisation emporgestiegen wäre, die es mit dem herandrängenden Liberalismus des Westens in ebenbürtiger Ehe sich zu vermählen befähigt hätte. Die Gelegenheit zu einer solchen friedlichen Revolution und Erneuerung des Staats von unten hat der reaktionäre Despotismus der Osmanlidynastie verträumt. Jetzt hat sich unter dem unvermittelten Anprall zweier in Fühlen und Denken fremd gegenüberstehenden Welten die Revolution von oben wie der Feind über Nacht im Lager breit gemacht. Er ist nicht mehr zu vertreiben, aber auch eine Versöhnung scheint fast ausgeschlossen.

Kenner des Orients haben schon vor der ersten jungtürkischen Revolution prophezeit, daß der Abend des Tages, da die Sonne der Freiheit dem türkischen Reich aufgehen würde, dessen Zerfall sehen würde. Die bisherige Entwicklung der Dinge hat jedenfalls nichts gezeitigt, was die düstere Ankündigung als übertreibende Schwarzseherei erscheinen ließe.

Die verbrüdernde Begeisterung über den Freiheitssieg ist verrauscht. Die zersetzenden Kräfte engherziger Partei- und Nationalitätenpolitik drängen sich an die Oberfläche. Der gemeine Mann ist enttäuscht, weil er mit dem Begriff Verfassung kaum eine andre Vorstellung verband als Befreiung von allen Steuern. Die christlichen Nationalitäten sind ebenso enttäuscht, weil sie vor dem Verlust vieler Freiheiten und Privilegien stehen, die ihnen der frühere Absolutismus mehr wegen seiner verwaltungstechnischen Unfähigkeit als aus gutem Willen ließ. Die Mohammedaner sind nicht minder enttäuscht, weil sie besorgen, daß die Verfassungsfreiheit letzten Endes darauf hinauslaufen werde, den Primat des Moslem zu beseitigen. Schon gärt es im geistigen Zentrum des Islam, im Arabertum, das, pochend auf seine geschichtliche Vergangenheit, von jeher mit Verachtung auf den Türken herabgesehen hat und bei dem daher von Anfang an die Verfassung, das heißt die jungtürkische Herrschaft, mißliebig gewesen ist. Terrorismus und Revolten nehmen überhand, und vergebens ziehen die Mutessarrifs von Kerbela und Mekka gegen die aufrührerischen Schechs zu Felde. Würden aber diese, die als Verteidiger des echten, unverfälschten Glaubens sich ausgeben, der heiligen Anbetungsstätten der Schiiten und Sunniten sich bemächtigen, dann wäre der Bestand des osmanischen Reichs in seiner heutigen Ausdehnung aufs schwerste gefährdet. Man könnte allerdings anderseits im Zweifel sein, ob nicht in dieser Gefahr der richtige Weg angezeigt wäre zur Lösung des Problems, um das sich der ganze heutige Konflikt dreht. Wenn nämlich östlicher Islamismus und westlicher Konstitutionalismus die Pole zweier unvereinbarer Welten sind [und wenn letzterer die Trennung von Kirche und Staat zur Voraussetzung hat, so wäre offenbar das einfachste Mittel, in die Wirrungen Klärung zu bringen, der Verzicht des Sultans auf das Kalifat, der so ein rein weltlicher Herrscher würde. In seinen Gesprächen mit König Oskar von Schweden, die unlängst in der „Deutschen Revue" veröffentlicht worden sind, meint zwar Abd ul Hamid, er sei in erster Linie Kalif, dann erst Herrscher. Das ist aber im Grunde nichts wie eine Phrase. Im Koran selbst ist von der Begründung des Imamats, das ein Erzeugnis späterer hierarchischer Bestrebungen ist, nichts zu lesen. Die Omajaden beherrschten die halbe Welt nicht auf Grund ihres Imamats, sondern als Führer des arabischen Volks und Vertreter seiner imperialistischen Ideen. Die osmanischen Sultane sind im Besitz des Kalifats bekanntlich erst seit dem Jahr 1517, als Selim I. die Würde des Imamats sich von dem letzten Abbasiden abtreten ließ. Der Gewinn war aber nicht übergroß. Denn einmal erregten die Osmanlis eben durch diese Uebertragung, die der Tradition widerspricht, daß „das Imamat beim Hause Kuraisch bleiben solle", die Opposition der Araber wider sich, sodann verdanken sie sicherlich gleichfalls ihre Weltmacht nicht dem Besitz der geistlichen Würde, sondern ihren hervorragenden kriegerischen Fähigkeiten. Die Begründung eines zäsaropapistischen Reiches aber, wie sie manchen Sultanen und vielleicht auch Abd ul Hamid vorgeschwebt hat, ist schon wegen der demokratischen Grundlinien des Islams ein aussichtsloses Unternehmen. Durch den Verzicht würde also der osmanische Herrscher von der Bürde eines Amts frei werden, dessen äußerer Glanz weit größer ist als sein realpolitischer Wert. Er würde sich mit ganzem Herzen den inneren Reformen zuwenden und mit dem Liberalismus die Verständigung herbeiführen können, die heute unmöglich erscheint. Freilich würde die Abgabe der geistlichen Würde etwa an einen arabischen Prätendenten aller Wahrscheinlichkeit nach den Verlust der südasiatischen Außenstaaten des Reichs über kurz oder lang zur Folge haben, und schon deshalb wird der Verzicht sicherlich niemals freiwillig, sondern nur gezwungen erfolgen.





Arabische Vollblutstute „Savona", geb. 1896, mit braunem Stutfohlen von „Souakim"

Die Araber von Scharnhausen

Von

Stabsveterinär Dr. Paul Goldbeck

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wer von Stuttgart, der schönen Neckarstadt, die Neue Weinsteige hinaufgeht nach Degerloch, genießt einen der schönsten Blicke, die der Wanderer in einer Großstadt seinem Auge bieten kann. Verfolgt er weiter die Straße über Sillenbuch-Ruit, so kommt er bald nach Scharnhausen, der weltberühmten Zuchtstelle für arabisches Vollblut. — Es ist eigenartig: lange Zeit glaubte man, in der Vergrößerung des Pferdes alles Heil für die Zucht suchen zu müssen; je größer das Pferd, um so länger die Beine und um so größer die Geschwindigkeit, so schloß man. Man benutzte also allerorts für die Vergrößerung der Landespferdezucht und besonders für die Zucht von Militärpferden die größten englischen Vollblutpferde, die man nur erhalten konnte. Aber das englische Vollblutpferd ist ein recht anspruchsvolles Tier. Um seine höchsten Leistungen entfalten zu können, verlangt es nicht nur die sorgfältigste Pflege, das reichlichste Futter, sondern, wenn möglich, auch englische Stallhaltung, ja englisches Wasser, englischen Boden und englisches Klima. Das Militärpferd aber, auf dem trotz allen modernen Erfindungen immer noch ein großer Teil der Wehrkraft eines Landes beruht, muß anspruchslos und bescheiden sein. Diese Eigenschaften der Zucht zu erhalten oder da, wo sie bereits verloren waren, wiederzugeben, vermochte in der ganzen Welt nur eine eigenartige Pferderasse, das arabische Vollblut. In Deutschland hatte man fast gar keine Zuchtanstalten für arabisches Vollblut erhalten. Erst als in neuerer Zeit der Bedarf für diese Rasse sich außerordentlich steigerte und man mit den wenigen aus Arabien und Nordafrika eingeführten Orientalarabern nicht mehr weiterkommen



Hengste vom Jahrgang 1905, Rappen, mit Ausnahme von dem Schwarzschimmel im Vordergrund „Malteser“, aus der „Malice“; rechts Dolch von „Manzanares“ aus dem „Dornröschen“

konnte, suchte man überall neue arabische Gestüte zu schaffen. Was hier mühsam geschaffen wurde, befindet sich in Weil seit langer Zeit. Es ist ein täglich sich mehrendes hohes Verdienst des Schöpfers dieses Gestütes, des Königs Wilhelm I., hier eine Zuchtstätte errichtet zu haben, aus der dem notwendigen Bedürfnis nach rein arabischem Material Genüge getan werden kann. Bereits im Jahre 1810 wurden auf dem damals kronprinzlichen Landgute Scharnhausen Zuchtpferde aufgestellt. 1817 ließ der König das frühere Kloster, die jetzige Domäne Weil, Scharnhausen und Klein-Hohenheim als Gestüt einrichten. In Weil wurden die Mutterstuten aufgestellt, in Scharnhausen die Stutfohlen und in Klein-Hohenheim die Hengstfohlen aufgezogen. Später wechselte dies Verhältnis öfter, und seit dem Jahre 1901 kamen die Mutterstuten des arabischen Blutes nach Scharnhausen, wo sie sich heute noch befinden.

Weil liegt auf dem linken Neckarufer, in der Ebene des Neckartales, ungefähr zwei Kilometer von Eßlingen. Mit der Bahn fährt man am bequemsten bis zur Eisenbahnstation Mettingen; von dort ist es in einer Viertelstunde zu Fuß zu erreichen. Das eigentliche Gestüt Weil umfaßt eine Fläche von 234, Scharnhausen eine solche von 111 Hektar. Die Koppeln sind von lebenden Hecken eingezäunt. Die prachtvolle Lage, vorhandenes reichliches Wasser, gute Wiese und Weide ermög-



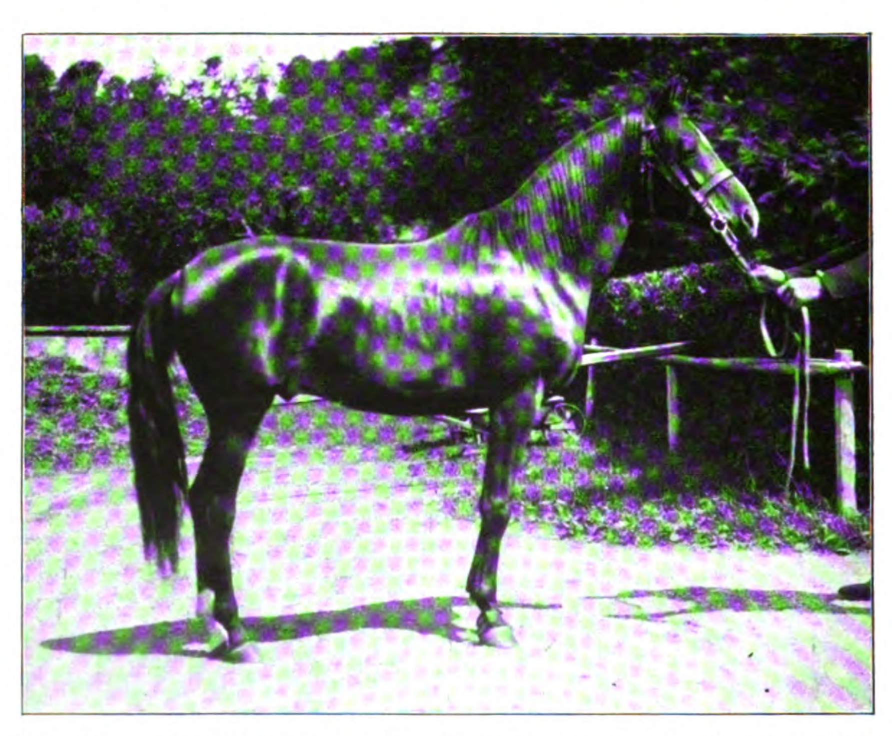
Stuten vom Jahrgang 1907; der Schimmel in der Mitte ist arabisches Vollblut, die Rappen Halbblut



Arabische Vollblutstute „Sansiba“ von „Souakim“ aus der „Sana“, Honigschimmel, geb. 1906

Regel neun Stuten, als deren Stammeltern die im Jahre 1819 durch den Grafen Rzewuski im Auftrage des Königs von den Beduinen gekauften acht Hengste und zwölf Stuten anzusehen sind. Eine besonders große Rolle spielt in der Geschichte Weils der edle arabische Hengst „Bairactar“, der im Jahre 1817 mit Hilfe eines Herrn Fechtig aus dem Orient angekauft und im Gestüt bis zum Jahre 1838 benutzt wurde. Naturgemäß war mit dieser Gründung allein eine dauernde Erhaltung des arabischen Vollblutes nicht möglich, sondern immer und immer wieder mußte frisches Blut aus Arabien eingeführt werden. Mit bedeutenden Kosten und mit großer Mühe wurden nicht weniger als 45 Hengste und 40 Stuten aus dem Stammland eingeführt. Was die ara=

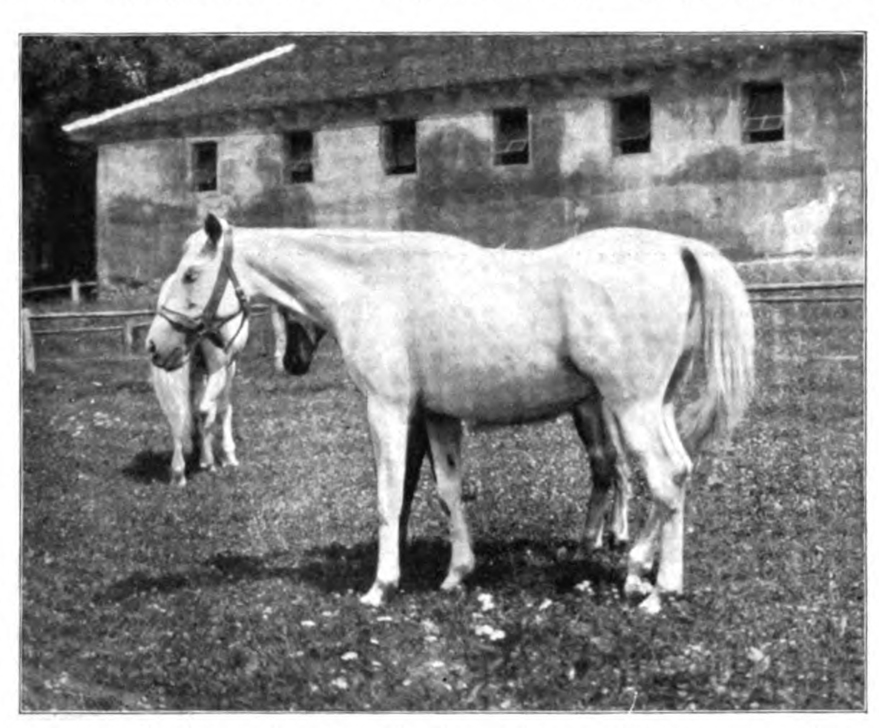
lichen die Aufzucht kräftiger und gesunder Pferde. Die Gebäude umgrenzen einen großen umzäunten Tummelplatz für die arabischen Mutterstuten und ihre Fohlen. Es sind dies in der



Arabischer Vollbluthengst „Sven Hedin“, braun, geb. in Weil 1905 von „Souakim“ aus der „Sylphide“

bische Zucht Weils besonders auszeichnet, ist die Stärke und Größe der Pferde. Ihr Ruf reicht weit über Deutschland hinaus, und die jungen Tiere werden meist schon vor vollendetem Wachstum zu oft recht erheblichen Preisen als Zuchttiere verkauft.

Unter den in Scharnhausen stehenden arabischen Vollbluthengsten ist vielleicht derjenige, der für die Zukunft noch die größte Bedeutung erlangen dürfte, der herrliche „Sven Hedin", geboren am 24. November 1905 von „Souakim" aus der „Sylphide". Besonders auffallend an ihm ist die kräftig entwickelte Muskulatur, die mächtige Tiefe seiner Brust, die langen Schultern, freie Bewegung, der kräftige Schluß und seine Form des Rückens, wie man sie in ähnlicher Güte bei arabischen Pferden nur selten findet. Er war das achte Produkt seiner 1892 zu Weil geborenen Mutter, einer prächtigen arabischen Vollblutstute, Honigschimmel. Väterlicherseits stammt „Sven Hedin" von „Souakim", dessen Mutter „Smyrna", eine Nationalaraberin, Fuchs mit Blässe, linker Vorderfuß und linker Hinterfuß hochweiß, rechter Hinterfuß weiß gefesselt, 162/153 Zentimeter groß, 1890 geboren ist und in Scharnhausen steht. Sie wurde 1894 von Seiner Hoheit dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin in Damaskus, tragend von einem unbekannten Araberhengst, gekauft. Das 1894 geborene Hengstfohlen war „Souakim" und kam mit der Mutter 1897 in das Königliche Gestüt. Ein andrer, nicht minder schöner Hengst ist „Araber", ein Schimmelhengst von „Salamander" (arabisch Vollblut). Er wurde 1905 als fünftes Produkt seiner Mutter „Amadine" geboren. Letztere ist ein Honigschimmel, 166/157 Zentimeter groß, geboren 1895 in Weil von „Padischah-Amaurette", von „Amurath-Dueba", von „Djerid-Sabine". In mütterlicher Linie führt er zurück auf „Czebessie II", eine Nationalaraberstute, die 1814 von Herrn Massaik in Marseille erkauft und mit ihrer Tochter „Safra I" (geboren 1823) durch Seine Majestät den König von Württemberg (1828 beziehungsweise 1827) für das Gestüt erworben wurde. Der prächtige, im reinsten arabischen Typus stehende Hengst deckt erst seit 1908.

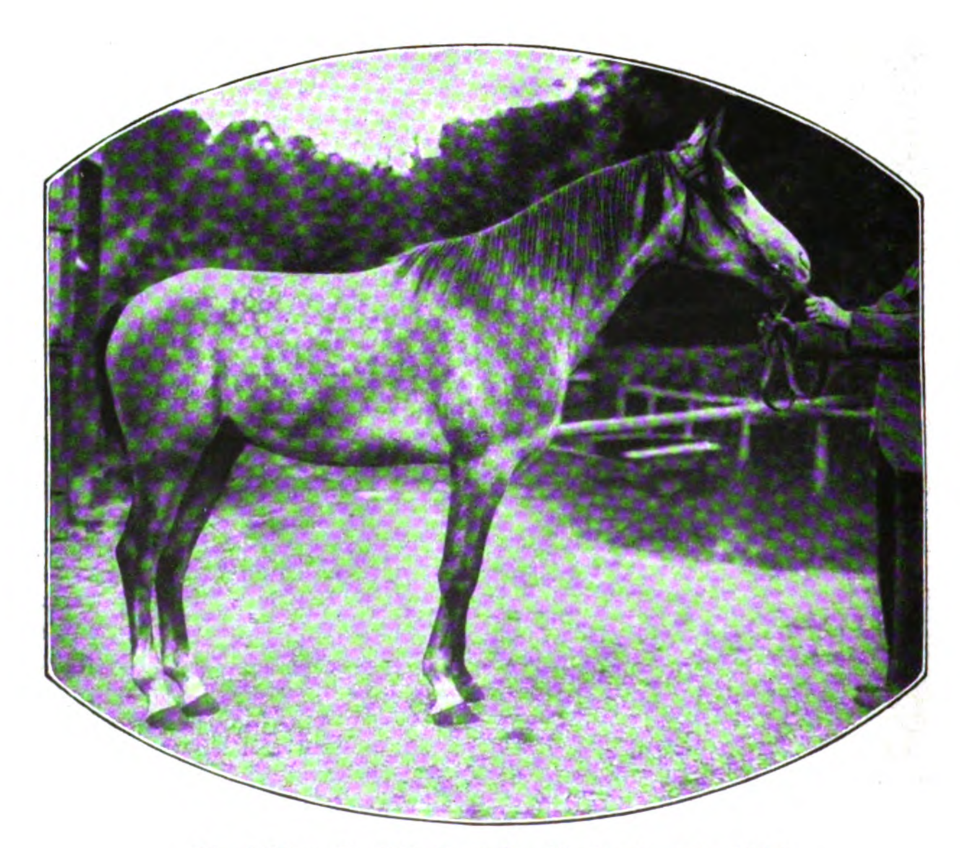


Arabische Vollblutstute „Sylphide" von „Amurath" aus der „Saida", Weißschimmel, geb. 1892, mit braunem Hengstfohlen von „Dolmetscher"

Neben dieser Zucht aus rein arabischem Vollblut wird auch eine gemischte Zucht betrieben, besonders unter Benutzung englischer Halbblutstuten. Sehr interessant ist dann noch die berühmte Rappenhalbblutzucht des Königlichen Gestüts. Bereits im Jahre 1837 hatte der König aus dem preußischen Hauptgestüt Trakehnen einen Hengst, „Argon" von „Tigranes", englisches Vollblut aus der „Tarragona" (in Weil wurde derselbe nur

„Trakehner“ genannt), sodann acht Stuten angekauft. Von diesen stammt die beliebte Rappherde, die allerdings immer wieder durch neue Hengste aus Ostpreußen mit frischem Blute versorgt wurde. Besonders berühmt unter letzteren ist der bekannte Glanzrapphengst „Seeräuber“ von „Pandur“ (von einem Trakehner Hauptbeschäler) aus der „Sottise“, aus der bekannten Zucht der Frau von Neumann in Wedern bei Trakehnen (Ostpreußen), seit 1897 zur Vermeidung von Inzucht an das Landgestüt Celle in Hannover abgegeben. An seine Stelle trat „Manzanares“, geboren 1887 in Trakehnen (von „Venezuela“ aus der „Marne“), seit 1900 deckend. Ferner deckt seit 1902 der Glanzrapphengst „Serpent“, englisches Vollblut, geboren 1895 von „Tantale-Serpentine“. Der Hengst ist in Frankreich von Comte de Beauregard gezogen.

In dem eigentlichen Gestüt Weil befinden sich seit 1892 auch englische Vollblutpferde zur Zucht. Es ist bekannt, daß es durch die hochherzige Liebenswürdigkeit des Königs Wilhelm II. dem Württembergischen Rennverein im Jahre 1892 gestattet wurde, auf dem Gebiete bei Weil selbst Rennbahnen und Rennplätze zum Zweck der Abhaltung von Pferderennen zu bauen. Der Rennplatz Weil hat seit dieser Zeit eine stetig zunehmende Bedeutung im internationalen Rennbetriebe erlangt. Aber englische Vollblutpferde kann man woanders auch bewundern. Man muß dagegen schon weit nach Ungarn hineingehen, um auch nur annähernd etwas wie die Araber von Weil und Scharnhausen sehen zu können.



Arabischer Vollbluthengst „Araber“, geb. 1905 von „Salamander“ aus der „Amadine“



Dachauerinnen

Nach einem Gemälde von Josef Andreas Sailer

Neue Bücher

Adolf Schmitthenners letztes größeres Werk, „Das deutsche Herz", hat bekanntlich seinem Verfasser einen großen posthumen Erfolg errungen. Die Lesergemeinde Schmitthenners wird es mit freudigem Dank begrüßen, daß nun noch ein andrer Band aus seinem Nachlaß erscheint, Die sieben Wochentage und andere Erzählungen (geh. M. 3.50, geb. M. 4.50 Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), eine Sammlung von Novellen, realistischen und märchenartigen Erzählungen, die von der Persönlichkeit des Dichters noch einmal eine vollständiges, schön abgerundetes Bild gibt. Man kann wohl sagen, daß all die Eigenschaften, die den Menschen und Künstler unserm Volk so lieb gemacht haben, hier noch einmal lückenlos und in reichem Zusammenklang zum Ausdruck kommen. Den Meister der dramatisch bewegten, in knappem Rahmen ein anschauliches Zeitbild gebenden historischen Novelle zeigen die beiden ersten Nummern des Bandes: „Die Frühglocke" und „Ein rasches Ende"; durch behaglichen und doch nicht nur harmlosen Humor, wirkt erquickend die Idylle „Der Pfarrkranz". Ernstere Töne sind dann wieder angeschlagen in der einfachen, rührenden Geschichte vom „Dickkopf und Peterlein", und der düsteren Familientragödie „Ein Wort". Zarte, bis zu tiefer Wehmut sich steigernde Empfindung klingt durch die beiden nächsten Arbeiten: „Der Besuch" und „Helene", und den schönsten Ausklang endlich bilden die beiden Märchen „Die vier Fichten" (bisher unveröffentlicht) und „Die sieben Wochentage", die aufs neue Schmitthenner als einen wahrhaft berufenen Weiterbildner dieser so volkstümlichen Kunstform zeigten.

Die Pflanzenkunde hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr zu einer der Praxis dienenden Wissenschaft herausgebildet. Das Interesse der Land- und Forstwirtschaft stellte sie vor die Aufgabe, zunächst die parasitischen Krankheitserreger, weiterhin aber auch die nichtparasitischen Pflanzenkrankheiten immer genauer zu erforschen, und in engster Verbindung damit steht das Studium der verschiedenen Vegetationsformen, der Pflanzengemeinschaften und Pflanzenvereine. In diese beiden untrennbar zusammengehörigen Wissenszweige will P. Graebners vor kurzem erschienenes Werk „Die Pflanzenwelt Deutschlands. Lehrbuch der Formationsbiologie" (Leipzig, Quelle & Meyer; geh. M. 7.—) den Naturfreund einführen, indem es in anregender, gemeinverständlicher Darstellung alle Gründe und Bedingungen klarlegt, die für die Gestaltung und das Vorkommen unsrer Flora maßgebend sind. Es werden dementsprechend die natürlichen Pflanzengesellschaften Deutschlands in ihren biologischen Verhältnissen, ihrer Abhängigkeit von Klima und Boden und ihrer Anpassung daran behandelt, und wir lernen die eigentümliche Vegetation der Wiesen, Wälder, Dünen, Moore und der Heide kennen und begreifen. So bietet dieses bedeutende, seine Darlegungen durch zahlreiche vortreffliche Abbildungen erläuternde Werk die Elemente einer wissenschaftlichen Pflanzenkunde von wahrhaft großzügigem Charakter.

Ein vornehm-zierliches Bändchen, das den Titel trägt: „Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers" (RUBAIJAT-I-OMAR-I-KHAJJAM). Aus dem Persischen übertragen von Friedrich Rosen, Kaiserlich Deutschem Gesandten in Marokko, hat die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart herausgegeben. (Preis geh. in Pergamentpapier M. 4.50, geb. in Leder M. 7.50). Dem deutschen Publikum ist der persische Dichter, dessen Vierzeiler hier in neuer Uebersetzung und Auswahl erscheinen, so gut wie ganz unbekannt geblieben, trotzdem schon einige deutsche Uebertragungen, darunter von so bekannten Autoren wie Schack und Bodenstedt, existieren. Ein Vergleich der neuen Rosenschen Uebertragung mit den älteren ergibt, daß diese letzteren es an der Vertiefung in ihre Aufgabe, an künstlerischer Konzentration sehr haben fehlen lassen, während Friedrich Rosen dem Dichter mit Liebe und Verehrung sich nahte, sich jahrelang in die Welt seiner Gedanken und Bilder versenkte, und die Nachbildung als ein naturgemäßes Ergebnis dieses hingebenden Studiums und Erlebens entstand. Unter den vielen hundert unter Omars Namen überlieferten Vierzeilern hat Rosen nicht ganz hundert auserlesen, die in Gedanken und Ausdruck besonders schön und charakteristisch sind und so ein lebensvolles, abgerundetes Bild des Dichterphilosophen ergeben. Dies Bild nun zeigt uns einen Mann, der die höchste wissenschaftliche und geistige Kultur seiner Zeit — der Blüteperiode der islamitischen Kultur — als seinen persönlichen Besitz zu eigen hat, der zugleich als Astronom ein großer Fachgelehrter — ein tiefer Denker und ein wahrer Künstler auf dem Gebiet des Sinngedichtes war; ein Dichter, der uns in seinen Versen Dinge sagt, die wir ihm unmittelbar nachzudenken und nachzufühlen vermögen. Die treffliche Uebersetzung Rosens und seine Abhandlung über des Dichters Zeit, Leben und Weltanschauung erleichtert die Annäherung an den Dichter in hohem Maße.

Von Nah und Fern



Phot. R. Fuchs

Ein Denkmal für Adam

Ein eigenartiges Denkmal

Eine köstliche Persiflage auf die Denkmalssucht unsrer Zeit hat sich ein Amerikaner — Brady ist sein Name — in Baltimore geleistet. Er hat dem Ahnherrn der ganzen Menschheit, Adam, einen Denkstein errichtet. Von einer Porträtfigur hat er zwar Abstand genommen, obwohl auch Adams Standbild dem Original vielleicht nicht unähnlicher gesehen hätte als eine große Anzahl von Fürstenmonumenten den verblichenen Herrschern. Dafür aber thront auf dem Stein als sichtbares Symbol der unerbittlichen Zeit eine Sonnenuhr.

Ein Apparat, der Briefe „einschreibt"

Gerade auf dem Gebiete des Postwesens hat man in letzter Zeit große Fortschritte gemacht auf dem Wege, die teure menschliche Arbeit überall dort, wo es irgend geht, durch die wohlfeilere der Maschine zu ersetzen. Der Automat verkauft heute schon Briefmarken und Postkarten mit immer gleich bleibender Genauigkeit und Promptheit — allerdings haben auch Automaten ihre Launen —, eine Maschine stempelt die Briefe, und die komprimierte Luft bläst den Eilbrief mit der Geschwindigkeit eines Geschosses durch eine Metallröhre. Ein ungarischer Ingenieur namens Fodor hat nun eine Maschine erfunden, die das Einschreiben der Briefe, sonst das Reservat gewöhnlich sehr ernst und streng blickender Beamten ganz automatisch besorgt. Die Maschine ist in diesen Tagen zum erstenmal in Paris dem Gebrauche des Publikums übergeben worden, und setzt allerdings ein Nickelstück als die gewöhnliche Einschreibgebühr (in Frankreich 25 Centimes) voraus. Denn die Maschine arbeitet mit Hilfe des Magnetismus, der das Nickelstück anzieht, wodurch im weiteren Verlaufe wiederum die andern Funktionen, als Stempelung und Abgabe der Quittung, ausgelöst werden. Der Erfinder behauptet, daß diese Maschine den besten Beamten an Unbestechlichkeit übertreffe und daß ein Betrug absolut ausgeschlossen sei.

Ein eigenartiger Ballonunfall

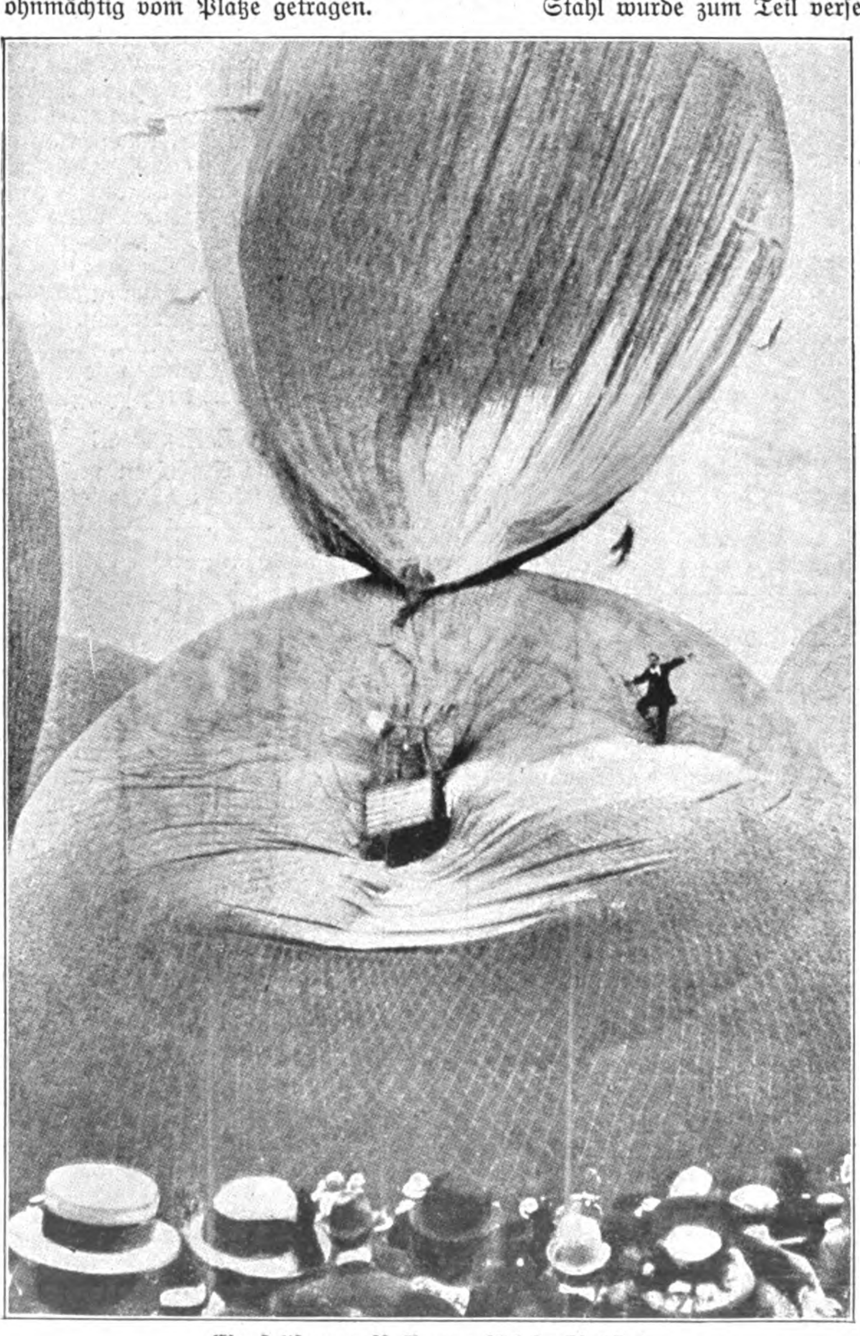
Daß das gleichzeitige Aufsteigen mehrerer Ballons auch seine Gefahren hat, zeigte vor kurzem ein seltsamer Unfall in Brüssel. Ein



Phot. Charles Delius, Paris

Apparat zum Einschreiben von Briefen

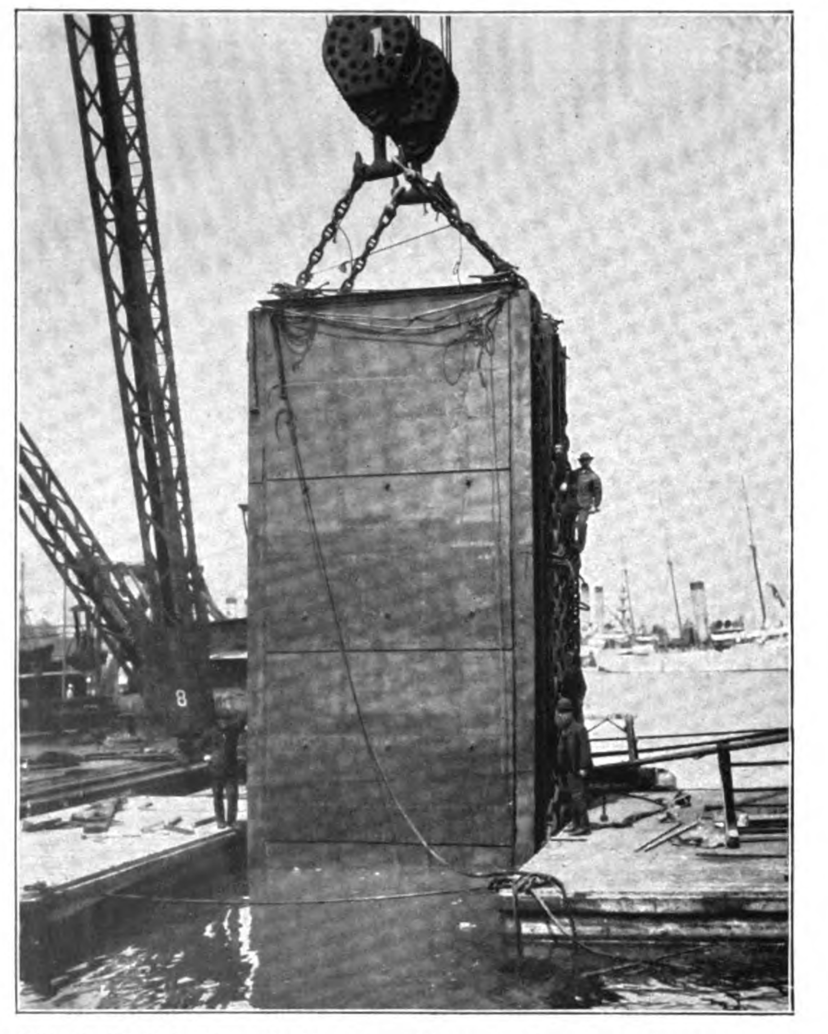
Ballon „Cosmos“ erhob sich gerade mit vier Passagieren, kam aber mit seiner Hülle dem Flügel einer Viktoriastatue zu nahe, so daß das Tuch aufgeschlitzt wurde und das Gas rasch entwich. Der Ballon sank und fiel gerade auf einen ebenfalls schon gefüllten Ballon und beschädigte nun wiederum dessen Hülle, so daß auch hier starke Mengen Gas entströmten. Zwei der Insassen konnten an dem Netzwerk herabklettern, die beiden andern aber wurden ohnmächtig vom Platze getragen.



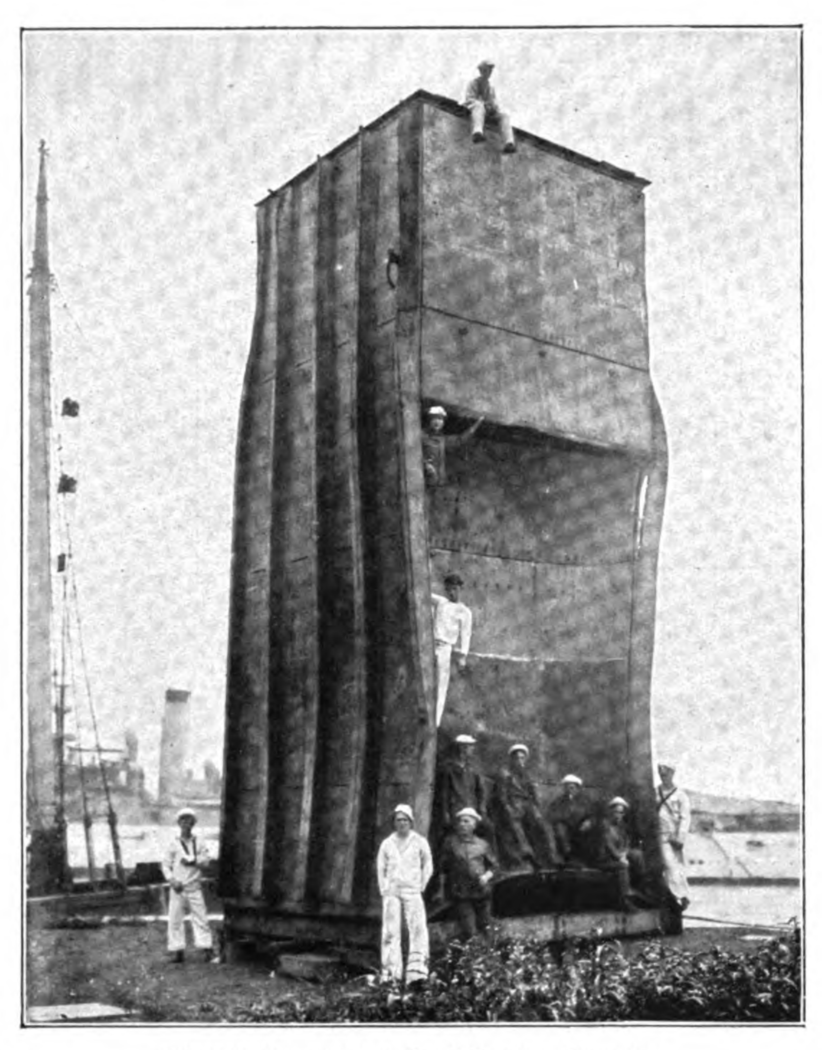
Ein seltsames Ballonunglück in Brüssel

Interessante Torpedoversuche

Die Marine der Vereinigten Staaten hat zur Erprobung eines neuen Explosivstoffes, den sie für ihre Torpedos verwenden will, eine eigenartige Scheibe konstruiert, die wir unsern Lesern im Bilde vorführen. Sie ist bis ins kleinste die Nachbildung eines Teilstückes von einem Panzerschiff der Connecticut-Klasse. Die schwimmende Miniaturfestung aus Stahl wurde zum Teil versenkt und dann der vordere Teil, der sogen. Kopf, eines Torpedos (im mittleren befindet sich der Mechanismus und die komprimierte Luft für die Eigenbewegung des Projektils; der hintere trägt die Schraube) mit einer Sprengladung von ungefähr hundert Pfund Gewicht in nächster Nähe davon zur Entzündung gebracht. Die Folge war, daß die Scheibe sofort auf den Grund sank. Als man sie wieder hob, zeigte sich, daß die Panzerbekleidung fast ihrer ganzen Länge nach eingedrückt und aufgerissen war. Dabei handelt es sich hier um eine Panzerstärke von nicht weniger als elf Zoll. Die Sachverständigen haben ihre Meinung dahin abgegeben, daß ein Treffer mit analoger Wirkung auch Schiffe wie die modernen Dreadnoughts schwer schädigen und sie eventuell ganz außer Gefecht setzen könnte.



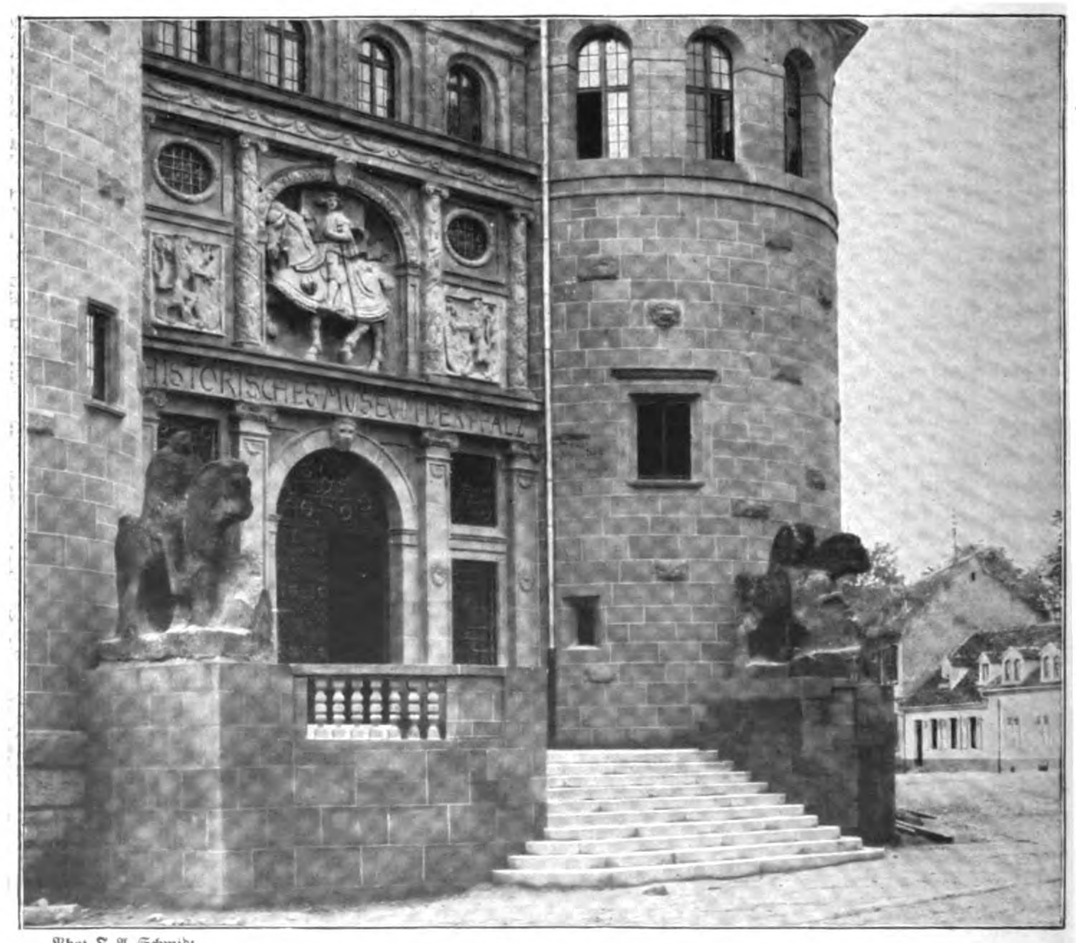
Scheibe für Torpedoversuche, nachgebildetes Teilstück eines Panzerschiffes



Die Scheibe nach der Explosion des Torpedos

Das neue Historische Museum in der Rheinpfalz

Dem geschichtlich und kulturell so überaus interessanten Ländchen, der Pfalz, hat Gabriel von Seidl ein prachtvolles Museum erbaut, das in kurzer Zeit eröffnet werden soll. In unmittelbarer Nähe des berühmten, leider durch eine verständnislose Restauration arg mitgenommenen Kaiserdoms erhebt sich der malerische Bau, und er fügt sich, wie sich das bei Seidl eigentlich von selbst versteht, harmonisch in seine Umwelt ein. Die beiden Reiterstandbilder aus römischer Zeit, die unsre Leser auf dem Bilde sehen, verdienen ein besonderes Interesse. Die unfertigen, flott vorgearbeiteten Entwürfe stellen römische Imperatoren dar, die nach ihrer Vollendung das Forum irgendeiner Stadt der germanischen oder gallischen Provinz des römischen Weltreichs zu schmücken bestimmt waren. In einem ehemaligen römischen Steinbruch bei Breitfurt im Bliestal wurden dieselben 1887 entdeckt, als der Steinbruchbetrieb neu aufgenommen wurde. Diese Reiter waren an Ort und Stelle aus großen Blöcken für das Atelier eines römischen Bildhauers nach dessen Angaben unter persönlichem Beisein vorgearbeitet worden. Diese Maßregel gestattete ein leichteres und bequemeres Transportieren zur Vollendung in das Atelier des Künstlers. Zu diesem Transport kam es nicht, da wahrscheinlich germanische Krieger erschienen und die Steinmetzen die Arbeit einstellen und flüchten mußten. Vorher jedoch legten sie Steinschutt darüber, um dieselben vor der Zerstörung zu sichern. Auch hatten die römischen Steinmetzen wohl die feste Absicht, zurückzukommen. Es kam aber nicht dazu, und die zwei Reiter lagen verschüttet, bis ihre Entdeckung erfolgte. Eine originelle Neuheit wird das in drei besonderen Räumen des Erdgeschosses zu errichtende Weinmuseum bilden. Es ist dies die erste Sammlung dieser Art in Deutschland; sie wird ein erschöpfendes Bild von der pfälzischen Weinkultur aus uralten Zeiten bis in die Gegenwart bieten.



Phot. F. A. Schmidt

Portal des neuen, nach den Plänen von Gabriel von Seidl erbauten Historischen Museums der Pfalz in Speyer. Zu beiden Seiten des Eingangs zwei unvollendete römische Reiterstandbilder

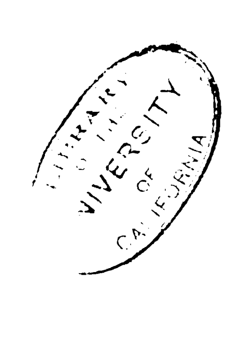
Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Adolf Bothe in Berlin-Friedenau. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.



Naschkätzchen

Nach einem Gemälde von Ludwig Knaus



Die Rebächle

Roman

von

Hermine Villinger

(Schluß)

VI

Leithammel saß in einem wohleingerichteten Zimmer mit altmodischen Möbeln. Sie nähte an einer Gesellschaftstoilette, von Zeit zu Zeit nach der Uhr sehend.

Seit Großmamas Geldsendungen aufhörten, mußte Leithammel die Veränderungen an ihrer Theatergarderobe selbst besorgen.

Es war kalt im Zimmer, ihre Finger waren bläulichrot. Sie hatte es schwer, mit den Gedanken bei der Arbeit zu bleiben, denn vor ihr lag ein Brief, den sie soeben bekommen. — Sie hatte ihn geöffnet — sechs, acht Bogen. — Aber sie mußte bei der Arbeit bleiben.

Der Brief war von Unnütz. So oft Leithammels Augen ihn streiften, flog ein schmerzliches Lächeln über ihr Antlitz. Wie hatte sie sich verändert! Keine Spur mehr von jener sieghaften Frische, mit der sie ihrem neuen Leben entgegengezogen war. Dieser schöne, kräftig geschnittene Mund schien nur noch Bitterkeit zu kennen. Strenge, ernste, Schmerz und Haß verratende Linien hatten sich um ihn gebildet. Nur die stolzen, wahrhaftigen Augen hatten sich nicht verändert.

Immer wieder griff sie nach dem Brief, las ein paar Zeilen, um dann mit erneutem Eifer draufloszunähen.

Ein leises Pochen an der Türe machte sie auffahren. Es lag Unmut in ihrem „Herein". Ihre Stirne runzelte sich beim Eintritt der großen, schwerfälligen Frau, die mit einer Tasse dampfenden Kaffees über die Schwelle trat.

„Frau Professor," empfing sie Leithammel, „Sie wissen doch — ich habe Ihnen so oft schon gesagt —"

„Ach ja, ja, ich weiß," nickte die Frau, indem eine dunkle Röte in ihr Gesicht stieg, „mein Sohn sagt mir's ja auch immer — ‚laß Fräulein von Rebach in Ruh — kümmere dich nicht um sie — 's gehört sich nicht, Mutter' — Aber ich kann's halt nicht lassen. Ich bin halt so; ich kann wirklich nichts dafür. Gelt, tun Sie mir den Gefallen und trinken Sie ein Täßle Kaffee. Den Kuchen hab' ich selbst gebacken. Ach, und so kalt ist's bei Ihnen! Darf ich schnell ein Feuerle anmachen —"

„Nein, nein, ich danke," fuhr ihr Leithammel in die Rede, „mir ist es sehr angenehm, so wie es ist —"

„Aber den Kaffee — für heut noch?" bat die Frau.

„Nun ja, ich danke Ihnen — aber es ist zum letzenmal — versprechen Sie mir —"

„Nein, nein, ich versprech' nichts," verwahrte sich die Frau Professor, indem sie Leithammel gegenüber auf dem großen Kanapee Platz nahm, „sehen Sie, Fräulein von Rebach, Worthalten ist meine schwache Seit'. Ach Gott, wie oft hat mein Mann zu mir gesagt: ‚Balbin, heut bist du einmal ganz still und redest kein Wort.' — ‚Ja, ja,' hab' ich gesagt, ‚kein Wörtle, ich versprech's.' — Ueber einmal bin

ich dagesessen und hab' wieder alles gesagt, was ich nicht hätt' sagen sollen —".

Leithammel nähte weiter und nahm von Zeit zu Zeit einen Schluck Kaffee. Er tat ihr wohl, denn das ärmliche Mittagessen, das sie sich selbst zurechtmachte, hielt nicht lange an.

Die Frau Professor vor ihr, deren kleine Züge wie verloren in der großen, runden Fläche ihres Gesichtes schwammen, seufzte tief auf.

„Sie sind so verschlossen, Fräulein von Rebach, nie fragen Sie was. Ach Gott, das tut mir so leid. Ich möcht' doch so gern ein bißle für Sie sorgen dürfen. Aber gleich gucken Sie mich so streng an. Darum vermiet' ich ja — damit ich eins hab', für das ich sorgen kann. Mein Sohn ist den ganzen Tag in seinem Krankenheim. Ich ging zugrund so allein. Ich bin ja nicht gebildet, ich kann ja weiter nix als ein bißle für die Gesundheit und für den Magen sorgen. Ach ja! Früher, wie mein Mann noch gelebt hat, hab' ich immer lesen müssen und Vorträg anhören — 's war schrecklich! So schad' für all das viele Geld. Ich hab' mich doch immer wieder blamiert in jeder Gesellschaft. Ich bin ja doch weiter nichts als ein arms Bauernmädle von Haus. Ich war im Dienst bei ihm und seiner Frau. Gute Leut, ach ja, recht gute Leut, aber ausgesehen haben sie wie die teuer Zeit. Ich hab' dreimal soviel gegessen wie die drin. ‚Frau Professor, Frau Professor,' hab' ich zu ihr gesagt, ‚so kann der Mensch nicht existieren, das ist den Mäus gepfiffen, was Sie auf Ihren Teller nehmen.' Richtig eines Tages stirbt sie. Am Fundament hat's gefehlt — das heißt auf deutsch: am Essen und Trinken. — Ach ja, 's war noch kein Jahr 'rum, kommt der Herr Professor in die Küch und sagt: ‚Balbin, Sie müssen meine Frau werden.' — Bis in den Tod bin ich verschrocken. Ich hätt's gewiß nicht getan, wenn ich hätt' nein sagen können. Ach ja! 's ärgst war, wie oft's der Bernhardle hat mit ansehen müssen, wie mich der Herr Professor ausgescholten. War der Herr Professor aber zum Haus draußen, oh, da waren wir vergnügt! Die Aermel 'nauf und drauflos geputzt und geschafft und mich gerührt. Das war meine Rettung. Sonst wär' ich verstickt."

Leithammel, die diese Geschichte jedesmal zu hören bekam, so oft die redselige Frau bei ihr eintrat, stand plötzlich auf. Die Uhr schlug fünf, die Aufwartefrau klopfte an, um die Garderobe fürs Theater abzuholen.

Leithammel machte sich auf den Weg.

Nachdem sie ein paar Gassen der großen, belebten Schweizer Stadt durcheilt hatte, stand das Theater vor ihr, ein großer, kasernenartiger Bau.

Ein stolzer, fast unnahbarer Ausdruck flog über Leithammels Gesicht, als die Seitenpforte des Theaters hinter ihr zufiel. Auf der Treppe, im Korridor kein Gruß der ihr begegnenden Kollegen und Kolleginnen. Leithammel hatte es mit allen verdorben, da sie nicht teil an der allgemeinen Geselligkeit nahm und es sich mit aller Energie verbeten, in den intimen Umgangston der Kollegen mit hereingezogen zu werden.

Die Folge war, daß man sie verhöhnte und Fräulein „Von" nannte.

Es war ihr Schicksal. An jedem Theater noch hatten die Kollegen sie gehaßt, weil sie sich fern von ihnen hielt, weil sie eine andre Meinung von der Kunst hatte und immer suchte und suchte nach solchen, die ihre Meinung teilten. Sie duldete nichts, sie verzieh nichts. Gleich war sie bereit, einem unwürdigen Vorgesetzten den Bettel vor die Füße zu werfen.

Das ging alles, solange Großmamas Hilfe ihr zur Seite stand.

Jetzt war sie auf ihre Gage angewiesen.

Sie spielte die Magda in Sudermanns „Heimat".

Was an Hohn und Spott und Verachtung in ihr war, brachte sie in dieser

Rolle zum Ausdruck. Sie wirkte elementar.

Aber — „wie schade," hieß es da und dort, „daß sie so wenig liebenswürdig sein kann —"

Die Frau Direktor in der Direktionsloge sagte zu ihrem Gatten:

„Das geht nicht länger so fort — seit sie hier ist, nicht eine einzige neue Toilette — die Magda, die überhaupt nur auf Toiletten gestellt ist! Wir müssen gleich nach der Vorstellung mit der Rebach reden, hörst du?"

Der Gatte nickte. Er war klein und fett und hatte sehr kurze Arme. An dem tief im Halse steckenden Kopf prangten zwei mächtige Ohren. Er war sechzig und die kleine, behende Gattin dreißig. Im Theater nannte man sie die Regentin.

Seidene Unterröcke rauschten um ihre schlanke Gestalt, feine Glanzlederstiefelchen blinkten unter diesen Röcken hervor, und ein starkes Heliotropparfüm bildete ihren Dunstkreis.

Sie pochte, den Gatten hinter sich herziehend, an Leithammels Ankleidezimmer. Die Garderobiere verschwand. Die Künstlerin stand vor der Direktorin. Die beiden sahen sich mit Augen an, die einander nichts verhehlten.

Die kleine Frau, vor der sie alle krochen, fuhr in höchster Wut auf:

„Sie sind eine hochmütige, unliebenswürdige Person, wissen Sie das?"

„Ja," bekam sie zur Antwort.

„Aber das gehört doch eigentlich nicht hierher," meinte der Direktor, „es handelt sich doch —"

„Ja," fiel ihm die Gattin ins Wort, „Sie diskreditieren unser Theater durch Ihre schundigen Toiletten. Das geht nicht länger. Wir können keine Schauspielerin brauchen, die nichts für ihre Toiletten ausgibt."

„Meine Gage erlaubt mir keinen größeren Aufwand," sagte Leithammel, indem sie ein klein wenig mit der Achsel zuckte.

„Hm," meinte der Direktor mit einem breiten Lächeln, „das ist doch nicht Sache der Gage. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, es gibt andre Mittel —"

„Für mich nicht," fiel ihm Leithammel in die Rede, „das habe ich Ihnen auch schon oft gesagt."

„Dann sind wir überhaupt fertig miteinander," erklärte die Direktorin mit einem schadenfrohen Aufblitzen ihrer Augen, „die Toilettenfrage ist in Ihrem Kontrakt ausdrücklich betont — Sie vermögen ihr nicht nachzukommen — also —"

Einen Augenblick war es still. Der Direktor und seine Frau warteten auf den obligaten Verzweiflungsausbruch, der ihren Kündigungen unausbleiblich zu folgen pflegte.

Sie warteten umsonst.

„So haben wir uns weiter nichts zu sagen," meinte Leithammel mit einem kaum merklichen Neigen des Hauptes.

Der Direktor und seine Frau wußten nicht, wie sie zur Türe hinauskamen. Sie prallten auf der Schwelle aneinander, und ihre Blicke richteten sich zu gleicher Zeit, erschrocken darüber, auf die Künstlerin.

Diese wandte ihnen schon den Rücken.

Was sie soeben erlebt, es war nichts Neues in ihrer Bühnenlaufbahn. Seit Großmamas Tod war ihr drei-, viermal wegen der Toilettenfrage von größeren Stadttheatern gekündigt worden.

Zu Hause erwartete sie ein warmes Zimmer. Ein kaltes Abendbrot stand auf dem Tisch, die surrende Teemaschine.

Leithammel war bis auf das äußerste erschöpft. Sie hatte vier Wochen lang fast alle Abend gespielt. Völlige Unfähigkeit, noch irgend etwas zu denken, hatte sich ihrer bemächtigt. Sie aß mit Heißhunger, trank eine Tasse Tee um die andre und streckte sich dann auf dem breiten, weichen Kanapee aus. Die Lampe wurde näher gerückt, Unnützens Brief zur Hand genommen. Und nachdem Leit-

hammel die Bogen der Reihe nach geordnet, begann sie zu lesen:

„Ach, Leithammel, ich bin glückselig. — Ich hatte eine so große Angst. Höre, wie alles ging. Ich konnte mich nicht entschließen, Dir vor meiner Abreise zu schreiben. Ich fürchtete so sehr, Du möchtest mit meinem Vorhaben nicht einverstanden sein, mich warnen und meinen endlich gefaßten Entschluß wankend machen. Es war aber so in mir. Ich mußte fort. Ich liebte ihn ja längst durch seine Briefe. Ich habe Dir erzählt, wie er mir schrieb, daß ich alles Zeug hätte, eine berühmte Schriftstellerin zu werden, und er mir dazu verhelfen wolle. Ach, so groß erschien mir meine Zukunft, so wundervoll. Ich baute schon in Gedanken Rebach auf, ein Schloß machte ich aus Rebach. Ich sah uns alle reich und unbeschreiblich glücklich —

Die Reise fand mich freilich wieder kleinlaut. Ganz schmählich war mir zumut unterwegs. Es fällt mir erst jetzt ein, welch einen komischen Eindruck Ernstine und ich auf die Menschen gemacht haben mußten. Denke sie Dir in einem ganz kleinen verschossenen Hütchen von unserm Cassalele und mit so vielen Röcken, daß sie sich auf ihrem Sitz nicht regen konnte. Auch hielt sie ihren Marktkorb fest auf den Knien, und wenn sie aß, was sie sehr oft tat, versteckte sie sich hinter dem Deckel ihres Korbes. Die Mitreisenden und auch den Schaffner behandelte sie auf das unfreundlichste und bewachte sie mit solch mißtrauischen Blicken, als hätten wir lauter Todfeinde um uns.

Und als wir erst in den großen, lauten, von Hunderten von Menschen angefüllten Bahnhof unsers Bestimmungsortes einfuhren! Husch, war Ernestine auf und davon; ich sah sie wie besessen den Zug entlang rennen. ‚Wo isch unser Koffer? Wo isch unser Koffer?‘ schrie sie. Alle Leute lachten. Mir aber war das Weinen nahe. Da stand ich mit meiner Handtasche, dem Regenschirm und Ernstinens Marktkorb.

Plötzlich trat eine kleine, rundliche Dame auf mich zu.

‚Sie sind gewiß die Unnütz?‘ fragte sie.

‚Ach ja, ja,‘ rief ich aus.

‚Ich bin Tante Rikchen. Die Geheimrätin, meine Schwester, erwartet Sie zu Hause. Sie ist eine vortreffliche Frau, aber sie hat keine Ahnung, wie einem Menschen zumute sein mag, der vom Lande kommt. Da habe ich mir gesagt, Sie wissen vielleicht nicht Bescheid —‘

‚Gar nichts weiß ich, gar nichts,‘ fiel ich ihr ins Wort, ‚ich bin Ihnen ja so dankbar, Fräulein —‘

‚Tante Rikchen,‘ sagte sie, ‚für alle Welt Tante Rikchen. Wo ist Ihr Gepäckschein?‘

‚Den hat Ernstine —‘ Ich sah nach ihr. Die Unglückliche stand, von einer Anzahl Gepäckträger umringt, die alle furchtbar lachten und auf die sie in der derbsten Weise losschimpfte. Plötzlich brach sie sich Bahn und rannte hinter einem Karren her, auf dem sie den Koffer entdeckt hatte. Da legte sich Tante Rikchen ins Mittel, und im Nu war alles in Ordnung. Der Koffer wurde auf eine Droschke geladen. Ich sollte einsteigen, da fing Ernstine fürchterlich an zu heulen, so daß sie schon wieder die Aufmerksamkeit aller auf sich zog.

Tante Rikchen, die mit dem ganzen Gesicht lachte, nahm Ernstine beim Arm:

‚Schnell, schnell, einsteigen —‘

‚Was fallt Ihne ein,‘ rief Ernstine und riß sich los, ‚in zehn Minute geht jo mei Zug. Zum Mittagkoche muß i wieder daheim sein. Daß nur unserm gnädige Fräule nix g'schieht — i bind's Ihne auf d' Seel —‘

‚Aber, meine Liebe,‘ sagte Tante Rikchen, ‚Sie müssen doch erst etwas essen hier im Restaurant —‘

‚I hab mei Futter bei mir,‘ schluchzte Ernstine, reckte mir fast die Hand aus

dem Gelenk und eilte ins Bahnhofgebäude zurück, den großen Marktkorb am Arm, das kleine Hütchen von Mademoiselle im Rücken.

Tante Rikchen hörte nicht auf zu lachen.

‚Ach, die köstliche Person — wie schade, wie schade, daß sie nicht mitkam — die und meine Schwester — na, ich sage Ihnen, die und meine Schwester —‘

Immer wieder kicherte sie laut auf.

Endlos kam mir die Fahrt vor. Das Leben in den Gassen, die hastenden Menschen, die vielen Wagen und Trams — mir schwindelte. Ich konnte Tante Rikchen, die immer darauf los schwatzte, kaum ein Wort verstehen. Und dann — du kannst dir denken, wie mir das Herz pochte: Wie wird es sein, wenn wir voreinander stehen —

Endlich hielten wir vor einem großen, schönen Haus. Der elegante Eingang, die mit rotem Teppich belegte Treppe schüchterten mich sofort ein.

Tante Rikchen sagte: ‚Hier präsentieren sich alle neuen Häuser wie Paläste. Ist aber gar nichts dahinter. Meine Schwester wohnt drei, ich vier Treppen hoch. Auch ist hier kein Mensch mehr schüchtern. Das gewöhnt man sich schon in der Wiege ab.‘

Wir standen vor einer verschlossenen Tür mit einem Guckloch. Auf Tante Rikchens Läuten schauten ein Paar Augen durch dieses Guckloch, man hörte das Geklirre einer Kette und das Burgverließ tat sich auf.

Ein Mädchen öffnete die Türe in ein hohes, geräumiges Zimmer. Längs der Wände, wo man hinsah, Bücher. Auf den oberen Schaften leuchteten ein paar weiße Marmorköpfe aus dem Dunkel.

‚Da sind Sie ja,‘ sagte eine Stimme aus dem Nebenzimmer, wo der Tisch gedeckt war und ein Gaslüster brannte, ‚kommen Sie, kommen Sie —‘

Im nächsten Augenblick stand ich vor der Geheimrätin, die mit unbeschreiblicher Sorgfalt Schinken schnitt.

‚Schön,‘ sagte sie mit einem kurzen Aufblick, ‚Edu wird sich freuen. Er ist tief in der Arbeit, aber die Mahlzeitstunden hält er ein, das habe ich mir ausgebeten. So, du kommst gleich mit?‘ wandte sie sich an die Schwester.

‚Ja,‘ nickte Tante Rikchen, ‚ich habe Unnützchen abgeholt, sonst wäre sie wohl noch lange nicht gekommen.‘

‚I wo,‘ verwunderte sich die Geheimrätin, ‚Tante Rikchen macht sich nämlich immer ein wenig wichtig,‘ belehrte sie mich.

Ich stotterte: ‚Ich weiß wirklich nicht, was aus mir geworden wäre ohne Tante Rikchen. Es war so furchtbar schwierig mit dem Gepäck —‘

Die Geheimrätin schüttelte das Haupt:

‚Hier ist überhaupt nichts schwierig, hier geht alles von selbst. Das einzige, was man zu tun hat, ist, sich dieser über alles Lob erhabenen Organisation zu fügen.‘

Dann wurde wieder ein dünnes, fast durchsichtiges Stückchen Schinken geschnitten.

Tante Rikchen, von der ich fortwährend die Empfindung hatte, als amüsiere sie sich über die Maßen, denn immer wieder brach ein kleines Kichern über ihre Lippen, Tante Rikchen meinte:

‚Unnützchen steht da wie im Verhöre, du hast sie noch nicht einmal aufgefordert, sich zu setzen, Eidechse —‘

‚Tante Rikchen,‘ fiel ihr die Schwester ins Wort, ‚ich habe dir schon hundertmal gesagt, verunglimpfe mir meinen Namen nicht —‘

‚Ich habe Eudoxe gesagt,‘ behauptete Tante Rikchen.

‚Nein, du hast Eidechse gesagt,‘ nicht wahr, Unnütz, sie hat Eidechse gesagt?‘

Ich suchte mich auszureden, ich hätte nicht recht verstanden, während mich Tante Rikchen auf einen Stuhl niederdrückte.

Die Geheimrätin ist eine große imponierende Erscheinung von flacher, breiter Gestalt, die Haare, tiefschwarz,

liegen ihr glatt ums Gesicht, das sehr regelmäßig und ungeheuer ernsthaft ist. Ein Spitzenhäubchen und ein Spitzenfichu geben ihrem Anzug etwas Vornehmes. Sie hat rasche und eckige Bewegungen und ist sehr kurzsichtig.

Sie erzählte mir: ‚Mein Sohn wird eine große Arbeit über die Literatur der Inder herausgeben, daneben hört er nicht auf, sich mit der deutschen Literatur zu beschäftigen. Nichts von Bedeutung entgeht seinem Kennerblick. So hat er auch sofort Ihr Talent erkannt. Sein Hauptinteresse gehört aber der indischen Literatur.‘

‚Ein Unglück, daß er gerade auf die Inder versessen ist,‘ warf Tante Rikchen hin.

‚Ich habe dir schon hundertmal gesagt, davon verstehst du nichts,‘ fuhr die Geheimrätin auf.

‚Na, ich frage mich nur, was hat man eigentlich von seinem Leben, wenn man mit seinen Gedanken immer in Indien und nie da ist, wo man hingehört.‘

‚Er wird die Mitwelt um einen großen Schatz bereichern,‘ erklärte die Geheimrätin, ‚damit hat man das Höchste im Leben erreicht.‘

Mir wurde immer banger vor dem Manne, der mir durch seine Briefe so nahe gekommen war, und von dem ich nun hörte, daß seine Gedanken immer in Indien seien. Ein Gefühl der Scham erfaßte mich — waren meine Gedanken nicht all die Zeit her bei ihm gewesen? Und nun war er nicht einmal bei meiner Ankunft da —

Tante Rikchen nahm mich bei der Hand:

‚Sie haben Ihr Zimmerchen oben bei mir. Meine Schwester sieht über alle Kleinlichkeiten des Lebens hinweg, aber Ihnen ist es vielleicht angenehm, sich des Reisestaubes zu entledigen.‘

Ich folgte dieser Aufforderung mit Eile und fand oben ein sehr hübsches, peinlich sauberes Zimmer, in dem sich Mademoiselles uralter Holzkoffer ganz erbärmlich ausnahm.

Ebenso ich in meinem schlichten Lüsterkleidchen, das mir in Rebach so schön vorgekommen war. Ich steckte schnell meine weiße Schleife vor, das Feinste, was ich besitze.

Tante Rikchen kam mich abholen, sah sofort meine Schleife und lachte.

‚Alles unnötig. Es sind ganz vortreffliche Menschen, meine Schwester und ihr Sohn, aber es interessiert sie nicht im geringsten, wie ein andrer aussieht. Uebrigens merken Sie sich, Unnützchen, hier schließt man beim Gehen sein Zimmer ab, und lassen Sie ums Himmels willen nie wieder die Vorplatztüre offenstehen, wie eben. Müssen Sie die zu Hause denn nicht auch schließen?‘

‚Wir haben gar keine,‘ gab ich zur Antwort.

‚O Gott,‘ rief Tante Rikchen aus, der reine Paradieszustand! Hier bringen sie einen wegen ein paar Mark um. Täglich können Sie zehn Morde in der Zeitung lesen, immer Einbruch. Na, Unnützchen, nur nicht bange, es wird schon schief gehen.‘

Als wir unten eintraten, kam er aus der entgegengesetzten Türe. Er trug eine Brille, durch die er mich zerstreut ansah. Alles an ihm, sein Gang, seine Bewegungen, hatten etwas Unsicheres, Kurzsichtiges. Ich sah das nicht gleich, es lag mir wie ein Nebel vor den Augen. Endlos kam mir der Augenblick vor, da wir voreinander standen und kein Mensch ein Wort sprach, niemand uns zu Hilfe kam. Und er mich immerfort fragend ansah und verlegen die Hände rieb. Endlich sagte ich:

‚Grüß Sie Gott, ich bin die Unnütz.‘

Da war er sehr erfreut und schüttelte mir die Hand, aber so lose, daß sie fast aus der seinen fiel. Sein Gesicht ist klein und bartlos, seine Gestalt — wie soll ich mich ausdrücken — wie ohne Knochen. Ich muß bekennen, ich war ein wenig enttäuscht, besonders weil sein Wesen so ganz anders ist als seine Briefe. Aber bei Tisch sprach er

sofort von meinen Sachen und ganz wundervoll und fast ununterbrochen. Sehr oft sprach seine Mutter zugleich mit ihm, worüber Tante Rikchen leise kicherte.

Einmal, als er gerade aß, sagte seine Mutter:

‚Unnütz wird also jetzt für eine Weile bei uns bleiben, nicht wahr, Unnütz?'

‚Ich hab' mich so gefreut,' preßte ich hervor.

‚Ich habe,' korrigierte mich der Doktor. ‚Sie sprechen ja Dialekt! Ihre Stoffe sind an und für sich schon volkstümlich genug. Ueber den Dialekt müssen wir wegkommen —'

‚Ich fürcht',' fing ich an zu stottern.

‚Ich fürchte,' fiel er mir ins Wort.

‚Es wird schon schief gehen,' sagte Tante Rikchen.

Die Geheimrätin warf ihr einen strafenden Blick zu.

‚Edu, du mußt sie nicht gleich einschüchtern, sie kommt vom Lande, sie ist deine Sprache nicht gewohnt.'

‚Ganz wie du meinst, Mama.'

‚Unnütz muß ein wenig plaudern, nicht, Edu?'

‚Ja ja, ja ja,' nickte er mit großer Heftigkeit, und alle sahen mich an.

Da sagte ich: ‚Sind Sie wirklich allein in Indien gewesen, Herr Doktor?'

Tante Rikchen lachte laut auf.

‚Sonderbare Frage,' gab mir der Doktor zur Antwort. ‚Was soll Mama in Indien? Wie steht es mit Ihrer Arbeit?'

‚Ich habe noch keine neue angefangen.'

‚Was,' entsetzt er sich, ‚man muß überhaupt immer mit einer Arbeit beschäftigt sein. Ununterbrochen! Was bietet uns das Leben sonst? Sie haben bisher Gestalten und Motive aus Ihrer nächsten Umgebung genommen. Gut. Aber weiter, weiter! In dem „Werde der du bist" der Inder ist nicht nur das Gute gemeint. Alle schlummernden Fähigkeiten sollen erwachen. Nichts verkümmern. Sie müssen von den falschen Begriffen von Gut und Böse zurückkommen. Noch löst sich alles bei Ihnen in Harmonie auf. Falsch!'

Ich sah ihn verständnislos an.

Er nickte. ‚Entwicklung ist Widerspruch. Alle Gegensätze der unmittelbaren Wirklichkeit sind nur relative. Heraus aus Ihrem einseitigen unbewußten Ich! Die Großstadt soll diese Umbildung, diese Erweiterung an Ihnen vollbringen —'

Ich kann Dir nicht sagen, wie er mir imponierte.

Die Geheimrätin fiel ihrem Sohn in die Rede:

‚Donnerstag ist unser „jour", da sollen Sie die bedeutendsten Köpfe der Gegenwart kennen lernen —'

Er sprach immer weiter. Sie zählte eine Anzahl von Namen an den Fingern auf.

Der Kopf schwirrte mir.

Tante Rikchen fing an zu kichern, und zwar immer lauter, bis Mutter und Sohn plötzlich schwiegen und die kleine strickende Tante empört anschauten.

Sie sagte: ‚Ihr redet und redet und merkt nicht, wie dem armen Kinde die Augen zufallen. Bedenkst du denn gar nicht, Eidechse —'

‚Schon wieder,' fuhr die Geheimrätin auf, ‚hast du gehört, Edu — Edu, du bist mein Zeuge —'

‚Ich sagte Eudoxe,' behauptete Tante Rikchen, ‚wir Geschwister sagten nie anders zu dir, als wir noch in der alten Hirschgasse im Graben spielten.'

‚Tante Rikchen, du willst mich bloß ärgern,' fiel die Geheimrätin ihrer Schwester ins Wort, während der Doktor, ohne an dem Streit teilzunehmen, mit dem Ausdruck tiefster Verstimmung im Nebenzimmer verschwand.

‚Wir haben niemals in einer so gemeinen Straße wie die Hirschgasse gewohnt,' fuhr die Geheimrätin zu sprechen fort, ‚Prinzessinnen sind nicht feiner erzogen worden als wir —'

‚J wo,‘ platzte Tante Rikchen los, legte ihr Strickzeug zusammen und nahm mich bei der Hand.

Die Geheimrätin redete zwar immerzu, aber das genierte Tante Rikchen nicht, ihr mitten hinein eine gute Nacht zu wünschen und mich aus dem Zimmer zu ziehen.

Auf der Treppe sagte sie:

‚Es sind ganz vortreffliche Menschen, aber falls Sie einen Wunsch haben, liebes Kind, so kommen Sie zu mir. Mein Neffe war zwar zweimal in Indien, aber in seiner Vaterstadt weiß er sowenig Bescheid wie ein dreijähriges Kind. Und auch für meine Schwester hört außerhalb ihrer vier Wände die Welt auf. Na ja, es wird schon schief gehen. — Gute Nacht, Unnützchen —‘

*

Ich hab' Dir den ersten Abend beschrieben, Leithammel; so sind alle Abende. Weder die Geheimrätin noch ihr Sohn verlassen jemals das Haus.

Des Morgens wischt sie die vielen Bücher ab. Dann diktiert er ihr stundenlang. Des Abends strickt sie Strümpfe für einen Armenverein. Ihn sieht man nur bei den Mahlzeiten. Und nie wird bei Tisch von geringfügigen Dingen gesprochen.

Schrecklich, wenn er eine Frage an mich richtet. Meine Antworten enttäuschen ihn immer. Er tadelt mich nicht, er sagt nur zu seiner Mutter, sie solle mir diese oder jene seiner Abhandlungen aufs Zimmer schicken.

Manchmal des Abends, wenn er das Speisezimmer verlassen hat, erzählt sie mir von ihm, wie er als Kind nie gespielt, sondern immer gelernt habe, ihr Mann habe ihn von der Wiege an unterrichtet.

‚Der Geheimrat,‘ sagte sie, ‚war der bedeutendste Mann seiner Zeit —‘

‚J wo,‘ rief Tante Rikchen aus und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Wem soll man nun glauben?

Ich war natürlich sehr gespannt auf die Donnerstage mit den bedeutenden Professoren und ihren Frauen. Zu meinem Erstaunen glichen die letzteren in keiner Weise der Geheimrätin, sondern waren fast alle hübsch und sehr elegant gekleidet.

Die Sicherheit ihres Auftretens und die unbeschreibliche Gewandtheit, sich auszudrücken, verblüffte mich im Anfang nicht wenig. Sie nannten mich Altertümchen, aber sie waren sehr lieb gegen mich.

Nach kurzer Zeit rückten sie von den gelehrten Herren weg und setzten sich eng zusammen. Oh, wie sie klagten! Todmüde waren sie alle, abgehetzt, bis zur Entkräftung nervös von dem, was der Tag und hauptsächlich die Geselligkeit von ihnen verlangte. Und was das Schlimmste war, dieser entsetzliche Donnerstag bei Forhards.

Sie genierten sich weder vor Tante Rikchen noch vor mir und kamen überein, der Geheimrätin einen Schrecken einzujagen, indem sie sich vornahmen, von den dünnen Schinkenschnittchen drei statt zwei auf ihren Teller zu nehmen.

Nun waren sie wie die Kinder und wollten sich halb totlachen.

‚Wie halten Sie es nur hier aus?‘ fragte mich eine der Damen.

Ich fragte zurück: ‚Warum kommen Sie, wenn Sie es hier so langweilig finden?‘

‚Ach, liebes Kind, zwangshalber. Es ist eine Kapazität,‘ bekam ich zur Antwort.

Forhard sprach immerzu, so daß ich von der Bedeutung der übrigen Herren nicht viel wahrnehmen konnte. Nur einer schrie einmal ganz erbost:

‚Sie sind in Indien ebenso in einer Klause gesessen wie hier, Doktor!‘

Da erklärte Forhard: ‚Ich habe die Sanskritliteratur an der Quelle studiert und ein überaus wertvolles Material gesammelt.‘

Er hatte etwas sehr Würdiges, als er über diese Dinge sprach.

Endlich, man war halb tot vor Hunger, ging man zu Tisch. Ich paßte

genau auf, und wirklich, jede der Damen nahm drei von den dünnen Schinkenstückchen auf ihren Teller. Infolgedessen war die Platte leer, als Forhard, seine Mutter, Tante Rikchen und ich drankamen.

Das Erstaunen der Geheimrätin war groß. ‚Ich glaube, Edu war so interessant, daß ich mich versehen habe,' sagte sie und schnitt frischen Schinken auf.

Es rührte mich, daß die Geheimrätin mit keinem Gedanken daraufkam, man könne ihr einen Streich gespielt haben.

Auch merkte sie nichts von der Absicht, die in dem beständigen Widerspruch lag, den die Damen ihr gegenüber an den Tag legten.

Sie sagte nur, nachdem diese gegangen waren:

‚Dieses Alles-besser-wissen-Wollen der heutigen Jugend ist der Krebsschaden der Jetztzeit.'

Sämtliche Damen hatten mich beim Gehen aufgefordert, sie zu besuchen.

Die Geheimrätin hatte ihnen geantwortet: ‚Wir verlassen niemals das Haus.'

Und Forhard sprach von meiner großen Zukunft, und daß ich meine Zeit unter keiner Bedingung vertändeln dürfe.

Wenn er so spricht, überkommt mich eine unbeschreibliche Freudigkeit. Dann sehe ich mich schon reich, sehe mich imstande, Euch alle glücklich zu machen. Die arme Krabb, die so sparen muß — die Armen im Dorf — Und Du, Du, Leithammel, die ich so lange nicht gesehen. — Nicht wahr, wenn ich reich bin, dann sehen wir uns wieder? Tag und Nacht träume ich von dieser Stunde. Ich habe ein kleines Bildchen von Großmama bei mir, aber ich mußte es in die Schublade legen, ich darf es nicht ansehen. Ich werde sonst verrückt vor Heimweh. Weißt Du, ein solches Heimweh, daß ich manchmal schon auf der Treppe war, um auf und davon zu laufen. Ja, und denke Dir, wenn er so gelehrt spricht und kein Ende findet, da kann mich plötzlich eine unerklärliche Sehnsucht überkommen — mitten hinein — Heidegale zu schreien, Heidegale! Heidegale! —

Aber damit wär' ja alles aus, meine ganze Zukunft! Er hat es mir oft genug gesagt, nur im Kontakt mit bedeutenden Menschen könne etwas aus mir werden. Und ist es nicht schön, wie er an seiner Mutter hängt? Wie ein kleines Kind folgt er ihr aufs Wort, und es ist rührend, wenn er plötzlich auf sie zutritt und ihr die Brille putzt. Ich liebe ihn ja nicht mehr wie früher, da ich ihn nur aus seinen Briefen kannte. Aber wenn er mich belehrt, dann ist er ganz wie in seinen Briefen. Nicht nur die deutsche und indische, auch die französische und englische Literatur kennt er, und ich kann nur staunen. Sein Gedächtnis ist unglaublich. Auf meinem Zimmer liegen ein paar dicke Bände, die er geschrieben, die Technik des Romans und die Technik der Novelle.

Ach, ich habe erst ein einziges Mal hineingesehen. Aber ich habe nicht den Mut, ihm zu sagen, daß mir alles viel zu schwer ist. Ich habe einen so fürchterlichen Respekt vor ihm. Was ich für ihn empfand, alles ist zu Respekt geworden.

Nur manchmal, wenn von unbedeutenden Dingen die Rede ist und er plötzlich ein Gesicht macht wie ein ganz kleines Kind — ich hatte nämlich bei Tisch von Rebach gesprochen, von unserm Schwalbennest, von Großmama, wie sie jeden so richtig zu taufen verstanden — es fuhr mir plötzlich alles so 'raus, ich lachte und weinte auch ein bißle — da sah ich, wie Forhard immer unruhiger wurde, wie seine Hände auf dem Tisch herumtappten, bis er sein Glas und das Salzfaß umwarf. Es war zum Totlachen. Ich konnt' mich kaum bemeistern. Tante Rikchen genierte sich nicht.

‚Mama,' sagte er, ‚ich habe dir doch meine Schrift über den Pessimismus

für sie gegeben — Sie müssen diese Schrift beherzigen, Unnütz, es sich ganz zu eigen machen.'

,Ich hab's nicht bekommen,' erklärte ich.

,Ich habe es' — korrigierte er mich, während die Geheimrätin behauptete:

,Jawohl, ich habe es Ihnen gegeben.'

Ich wagte nicht mehr, den Mund aufzutun.

Tante Rikchen erhob sich:

,Na, ich werde einmal nachsehen —'

Schon nach wenigen Augenblicken kam sie mit der Schrift aus dem Nebenzimmer zurück.

Da sagte die Geheimrätin:

,Unnütz hätte es auch auf der Treppe verlieren können.'

Ich kann nicht sagen, wie mich diese Worte in Erstaunen setzten. Eine so bedeutende Frau, die nicht sagen kann: ,Ich habe mich geirrt.'

*

Ach, Leithammel, nun fragt er mich alle Tage:

,Wie weit sind Sie mit Ihrer Lektüre? Wie weit sind Sie mit Ihrer Arbeit?' und sieht mich dabei so unbeschreiblich ernsthaft an, daß ich fast in den Boden sinke vor Scham. Denn ich habe noch nichts getan. Die Geschichte, die ich in den ersten Tagen meines Hierseins im Kopfe hatte, auf und davon ist sie geflogen wie ein treuloser Vogel. Und der Pessimismus. Wenn ich zwei, drei Seiten gelesen habe, werf' ich ihn weg und hol' mir lieber einen frischen Bogen, um Dir zu schreiben, sonst vergeh' ich vor Heimweh —

Weißt Du, daß ich immer mehr drauf komme, daß wir in Rebach gar nicht so arm sind. Die Vögel finden bei uns ihr Futter, die Armen im Dorf ihr Stück Brot, ihre Suppe. Hier kriegen die Vögel nichts, und für die Armen liefert die Frau Geheimrätin zu Weihnacht vierundzwanzig Paar Socken ab. Und damit fertig.

*

Ach, Leithammel, eine neue Sünde! Tante Rikchen nimmt mich mit auf ihren Ausgängen. Wochenlang war ich nicht zum Hause hinausgekommen. Nur immer vom Fenster aus habe ich in die von früh bis spät so belebte Straße hinabgeschaut. Ich, so des Gehens, des Umherschlenderns gewohnt! Und wagte nichts zu sagen. Sie sind dann so verwundert und begreifen nicht, daß man irgend etwas anders haben möchte, als sie es gewohnt sind.

Nun nimmt mich Tante Rikchen mit. Sie sagte:

,Drin wissen sie nichts. Sie glauben, ich sitze den ganzen Tag in meinem Zimmer und fühle mich geehrt, seine wissenschaftlichen Arbeiten abzuschreiben. Ein armer Teufel in der Nachbarschaft tut's für mich mit Freuden, für eine geringe Bezahlung.'

,Tante Rikchen,' wagte ich zu fragen, ,warum sagen Sie nur immer wieder Eidechse?'

,Ja, wissen Sie, Kind, das ist wegen der großen Ernsthaftigkeit. Diese Menschen sind ganz vortrefflich, aber sie lachen nie. Ich muß notwendig manchmal lachen, und darum nenne ich meine Schwester Eidechse. Es ist wundervoll, daß sie immer wieder darauf hereinfällt. Wenn ihr jemand sagen würde, daß wir, statt zu arbeiten, spazierengehen, sie würde es für eine Verleumdung halten. Schon zwei Mädchen hat sie fortgeschickt, die mich verklatschten.'

Schön ist es auf den Gassen, wunderschön! Man muß hier immer eilen, denn alles eilt. Zu meiner großen Freude kehren wir sehr oft in Konditoreien ein, und dann essen wir uns für den ganzen Tag satt. Das Höchste sind mir mit Schlagrahm gefüllte Mohrenköpfle.

Tante Rikchen sagt: ,Wissen Sie, Kind, man muß sich zu helfen wissen. Edu und seine Mutter sind ganz vortrefflich, aber von dem, was man einen vernünftigen Appetit nennt, haben sie

keine Ahnung. Sie sind schon ganz mager geworden, Unnützchen, Sie müssen sich an meine Düten halten.'

Zuweilen begegnet man Armen. Viele sind unendlich schmutzig, tragen Lumpen statt Kleider und haben böse, stiere oder hoffnungslos traurige Augen. Und niemand kümmert sich um sie. Achtlos gehen die wohlgekleideten Menschen an ihnen vorbei. Es ist keine Zusammengehörigkeit wie bei uns in Rebach. Unselig aufgeputzte Mädchen sehe ich, mit frechen Blicken, alte, gebeugte Frauen, denen weiße Strähne ins Gesicht hängen, und deren magere Hände sich heimlich nach einer Gabe ausstrecken. Was sehe ich nicht alles, während Tante Rikchen vor den Schaufenstern steht und sich nicht trennen kann! Oft ist mein Inneres so angefüllt von Gesichtern und Elend und Not, daß ich mir vor Sehnsucht nicht zu helfen weiß.

Wie eine Fremde sitze ich dann an den Donnerstagen unter all diesen streitenden, ganz nur von ihrer Wissenschaft erfüllten Männern. Was sie denken und was sie sprechen, geht mir lange nicht so nahe wie die Blicke all dieser Armen auf der Gasse. Und doch was kann ich ihnen nützen? Ohne Tante Rikchen hätte ich nicht den Mut, den Fuß vor das Haus zu setzen. Ich bin und bleib die Unnütz. Im tiefsten Wald kenne ich keine Furcht, aber vor den Menschen bin ich scheu. Ich hätte auch nicht den Mut, das Lügengewebe zu zerreißen, das sich mehr und mehr um mich gebildet. Wenn sie des abends bei Tisch fragen, ob wir fleißig gewesen, und Tante Rikchen so wacker darauflosllügt, schäme ich mich den gläubigen Augen von Mutter und Sohn gegenüber fast zu tot — Und doch! Ich hab's so in mir: Aus all den Büchern auf meiner Stube lern' ich nicht, was ich auf der Gasse lern' — Und daß ich nasche — Ich hab's Dir im Anfang nicht gestehen wollen — man verhungert fast in diesem Haus — Sonst, Theater und Konzerte und was Tante Rikchen noch alles mitmacht, darauf lasse ich mich nicht ein. Was ich aber für notwendig halte, das geschieht —

*

Ach Leithammel, ist es denn möglich, ein ganzes Jahr, sagen sie, müsse ich hierbleiben! Es ist ja wahr, schon viel ist anders. Die Donnerstagsgesellschaft hat meine Geschichten gelesen. Die Herren sprachen fast eine Stunde über ‚Meile'. O Gott, wie haben sie mir's zerpflückt! Meile hätte müssen unter ihrem Karren zusammenbrechen, nicht, wie bei mir, im Gutshause vor einem Lichtchen sitzen und friedlich beten.

So kindlich und versöhnlich gehe es in der Welt nicht zu, das solle ich mir nicht träumen lassen.

Forhard sagte: ‚Ich habe ihr meine Schrift über den Pessimismus gegeben. Da werden ihr wohl die Augen aufgehen, wie es um diese schlechteste aller Welten bestellt in. — Merken Sie sich wohl,' nickte er mir zu, ‚durch strenge Kritik allein werden Sie auf den richtigen Weg kommen. Kritik bis zur Vernichtung.'

*

Ach Gott, Leithammel, wie schwer ist das Leben, wenn man erst vernichtet werden muß! Und doch, es muß etwas Wunderbares sein um den Ruhm! Er, der Doktor sagt, es sei das Höchste. Man gehe wie auf Sprungfedern.

Denke Dir, einer der Herren hat auf Veranlassung des Doktors einen Aufsatz über das ‚Meile' und ‚Die Bürgermeister von Rebach' geschrieben. Voll des Lobes, trotz aller tadelnden Stimmen vorher. Jetzt ist die zweite Auflage in Vorbereitung. Heidegale!

O Leithammel, wünsche Dir etwas, laß mich dir eine Freude machen! Du, die Du so lange schon berühmt bist, warum sprichst Du nie davon?

Wenn nur nicht alles bei mir so beeinträchtigt wäre durch den Gedanken: Ich belüge sie. Er, der keine Mühe für

mich scheut, dem Pflicht das Heiligste ist auf der Welt!

Und die Geheimrätin!

Neulich sagte sie zu mir:

‚Gleich aus Ihren Briefen haben wir ersehen, daß Ehrfurcht in Ihnen ist, Ehrfurcht und Bewunderungsfähigkeit. „So,“ hat mein Edu gesagt, „muß ein junges Mädchen sein —“ Denken Sie sich meinen Edu mit einer Frau wie eine dieser Professorinnen, die nichts können als widersprechen! Daher, Sie glauben nicht, wie wohltuend Sie für mich und meinen Sohn sind. Lassen Sie sich um Gottes willen nicht von Tante Rikchen beeinflussen. Sie sehen an ihr, wohin Naschen und dieses oberflächliche Sich=über=alles=lustig=Machen führen kann. Die Arme hat keine Ahnung von dem, was das Höchste ist.‘

‚Was ist das Höchste?‘ wagte ich zu fragen.

‚Nun, doch die Wissenschaft — was sonst? Entsagen allen gewöhnlichen Genüssen. Meine Schwester nascht. Naschen degradiert, entnervt —‘

‚Das glaub' ich nicht,‘ fuhr es mir heraus, ‚Großmama hat auch genascht, und wie war sie tüchtig — o so tüchtig.‘

‚Was hat sie denn geleistet?‘

‚Ihre sechs Enkelinnen erzogen und unser Gut vor dem Ruin gerettet —‘

‚Und genascht,‘ sagte die Geheimrätin, ‚glauben Sie, liebes Kind, wenn sie nicht genascht hätte, würde sie noch viel mehr geleistet haben —‘

Ich sagte nichts, aber ich dachte — als ob ein paar Mohrenköpfle einen schlechter machen könnten! Meiner Lebtag glaub' ich das nicht — Ich sag' Dir, ich laß sie mir schmecken.

Kommt mir ein Gewissensbiß, weißt Du, was mich aufrichtet: Wenn ich an Großmamas: 's geht alles — denk' und im Geist ihr liebes Achselzucken sehe.

Denkst Du auch so oft an Großmama? Ich für meine Person glaube, daß nichts so schön ist auf der Welt wie unser Rebach, und hab' ich's zu was gebracht, sollen mich keine zehn Pferd' mehr von dort wegbringen.

Jetzt hab' ich Dir einen Folianten geschrieben. Ach, Leithammel, da drin ist mehr Heimweh als Du ahnst!

Deine Unnütz.“

Leithammel war mit dem Brief zu Ende. Die Blätter lagen rings um sie her, auf dem Tisch, auf dem Boden, den letzten Bogen hielt sie in der Hand.

‚Meine kleine Unnütz,‘ murmelten ihre Lippen, ‚was wird dein Schicksal sein —‘

‚Sonderbar,‘ fuhr sie in ihrem Gedankengang fort, ‚die Enge verschlingt die Menschen genau so, wie jene unbegrenzte Freiheit des Künstlerdaseins sie verschlingt — dieser Professor, der nie lacht, der nur Arbeit kennt, aber unverdorben ist — ohne Argwohn — und Allens, der nichts ernst nahm, dem nichts heilig war —‘

Sie stöhnte laut auf —

Lachend, lachend hatte er ihr mitgeteilt: „Ich bin nämlich verheiratet — hat aber weiter nichts zu sagen — man läßt sich scheiden —“ Und sie, halb wahnsinnig, händeringend: „Dann bist du nicht — dann bist du ja nicht der — für den ich dich hielt —“ Und da sie nicht einging auf seine Vorschläge — „Dummes Ding,“ lautete sein Abschiedswort —

Sie hatte diese Rückblicke immer vermieden. Aus Angst, schwach zu werden, war sie den Erinnerungen, wenn sie auf sie einstürmen wollten, entflohen.

Nun kamen sie.

Jawohl, sie hätte alles erreichen können. Der Ruhm, von dem Unnütz sprach, in den Schoß wäre er ihr gefallen, hätte sie den Weg eingeschlagen, den ihr Großmama vorgezeichnet. Sie aber war einem Elenden gefolgt — und dann hatte sie sich eingebildet, ihren Weg allein machen zu können — hatte sich eingebildet, stark genug zu sein. Liebte sie nicht ihre Kunst, hatte sie nicht das Bewußtsein, ein starkes Talent zu besitzen? Aber nir=

gends, an keinem Theater fand sie es so, wie sie es sich gedacht — erhofft — Immer und überall Verlogenheit, Gemeinheit — die Kunst, die sie so hochgehalten — wer waren ihre Jünger? Endlich wurde es ihr klar — Allens war noch lange nicht der Schlimmste. Er war wie alle. Und weil sie ihre Enttäuschung nicht zu verbergen vermochte, so bekam sie, wie von ihm, da und dort — leise und laut zu hören: dummes Ding — dummes Ding —

Sie erinnerte sich, wie sie mit Großmama gastiert hatte, auch an kleinen Theatern, an Sommertheatern sogar — hatte Großmama geklagt? War sie nicht heiter und freundlich zwischen allen diesen Menschen hindurchgegangen? Sah sie nicht — oder wollte sie nicht sehen?

„Sie lügen alle," hatte sie einmal gesagt, „aber darum sind sie noch lang nit schlecht. Sie gebe ihr Letztes, wenn einer im Unglück isch. Und vor allem sind sie nie langweilig —"

Jawohl, Großmama war mit ihrem Theater verwachsen, Großmama ließ sich von nichts zurückschrecken. Bis in ihr hohes Alter spielte sie, immer glücklich, immer schön, nie ihres Berufes müde — während sie, die Enkelin — so kurz erst beim Theater — ach, und schon fühlte sie, daß sie keinem Menschen mehr eine Wohltat war. Daß alles, was sie leistete, daß jedes Wort, das sie sprach, von der tiefen Bitternis ihres Innern durchtränkt war. Wie ein Traum tauchte jene Julia vor ihr auf, wie sie sie einst gespielt mit dem heiligen Feuer ihres unentweihten Herzens. Sie konnte keine Julia mehr spielen mit ihrer Herbheit, ihrem Haß — sie haßte ihren Beruf — so heiß wie sie ihn geliebt, haßte sie ihn jetzt —

‚Was tun,' zermarterte sie sich den Kopf, ‚womit könnte ich mir mein Brot verdienen —' die schwerste Arbeit wollte sie auf sich nehmen — nur weg — nur vom Theater weg! Sie war anders als Großmama, die Biegsamkeit, der leichte Sinn ging ihr ab — und dann — sie war sich so klar, so entsetzlich klar — ein Gesicht, dem Verbitterung und Ekel ihren Stempel aufgedrückt — herb, bis zur Schroffheit unliebenswürdig — war's nicht lächerlich, ein solches Geschöpf und Schauspielerin?

Und doch — ohne Mittel — eine Schiffbrüchige — verarmt in jeder Hinsicht — sie — sie — von der Großmama das meiste erhofft — so in die Heimat zurückkehren — so vor Krabb hintreten —

„Nein! nein! nein!" schrie Leithammel auf, „lieber — tausendmal lieber weitermachen wie bisher —"

‚Und noch tieferes Elend erfahren?' fragte eine Stimme in ihr.

Da weinte sie laut auf. Da wand sie sich auf ihrem Lager und rang die Hände und hob sie zum Himmel:

„Großmama, Großmama — wie du mich damals nahmst in deine Arme — ach noch einmal — noch ein einziges Mal so hilfreich — so gütig — an ein Herz genommen werden — ich kann ja nicht mehr — der Ekel bringt mich um — ich bin ja gar keine Künstlerin — sonst müßte ich's doch überwinden — wie du alles überwunden hast — Großmama —"

Tränen erstickten ihre Stimme — es gab ihr solche Stöße, daß sie fast schrie — sie dachte an nichts mehr, daß Menschen neben ihr wohnten, daß man sie hören könne — sie konnte nicht mehr denken — sie erlag ihrem Schmerz —

*

Es ging auf zwei Uhr in der Nacht. Im Zimmer nebenan saß Doktor Renk. Die Mutter war längst zu Bett. Es war kalt, aber er rührte sich nicht von der Stelle. Er saß hier seit Stunden und hörte diesen Schmerz mit an.

Wenn er die Künstlerin zufällig auf der Treppe getroffen hatte oder im Zimmer war, wenn sie einmal kam, wie sprach sie da immer so heiter, ja beinahe lustig! Als fehle ihr gar nichts, als gehe es ihr über alle Begriffe gut.

Nie ein Wort der Klage, während doch ihre Augen aus tiefen Höhlen schauten und ihre ausdrucksvollen Mundwinkel kaum das Zittern zu verbergen vermochten, das schlaflose Nächte und körperliche und seelische Ueberanstrengung verschuldet.

Aber er war Arzt, sie vermochte ihn nicht zu täuschen.

Und er kannte das Schluchzen und Zu-Gott-Schreien aus den Tagen seiner Kindheit, wenn im Schlafzimmer der Eltern die Stimme des Vaters ertönte, so hart, so grausam scharf, und die Mutter sich unter Tränen zu entschuldigen suchte, daß es ihr wieder und wieder nicht gelungen war, ihre Sache recht zu machen.

Da hatte er geweint und geschluchzt in seinem Kinderbettchen und zu Gott gerufen, gerade wie das arme Geschöpf daneben jetzt weinte und schluchzte und zu Gott rief.

Das war Renks Kindheit. Groll gegen den Vater, unendliches Mitleid für die Mutter.

„Nun lebe, wie es dir paßt," war das erste, was er zu ihr sagte, nach dem Tode des Vaters.

Und sie kochte und fegte und war guter Dinge.

„Gott sei Dank, daß keine vornehmen Leut mehr ins Haus kommen."

Sie konnte es nicht oft genug wiederholen.

Aber der Sohn darbte.

Er war ein Mensch von großer Kraft, breitschultrig, mit stark ausgebildetem Kopf.

Das stolze, aufrechte Mädchen daneben interessierte ihn. Er stellte sich ihre Züge vor, wenn Liebe und Glück, statt Hochmut und Bitterkeit aus ihnen spräche.

*

Sonst pflegte der Doktor regelmäßig des Sonntagmorgens einen Ausflug zu unternehmen. Seine Erholung nach der unbeschreiblichen Anstrengung der Wochentage.

Heute blieb er zu Hause. Er wußte, nach dem, was er am Abend vorher mit angehört, die Künstlerin mußte kommen, um ihre Wohnung zu kündigen. Er hörte, wie in ihrem Zimmer Koffer hin und her geschoben wurden. Sie war schon in voller Tätigkeit.

Der Doktor saß und wartete.

Es pochte. Im nächsten Augenblick trat Leithammel über die Schwelle.

Die Anwesenheit des Doktors verwirrte das junge Mädchen. Sie fragte nach der Frau Professor. Renk rief die Mutter aus der Küche.

Sie kam mit hochrotem Kopf und zurückgeschlagener Schürze.

Leithammel trat ihr entgegen:

„Frau Professor, ich muß Ihnen zu meinem Kummer die Wohnung kündigen — ich werde schon in den nächsten Tagen die Stadt verlassen —"

„Was," rief die Professorin aus, „ach du lieber Gott —"

Und fing sofort an zu weinen.

„Wollen wir nicht Platz nehmen?" fragte der Doktor.

„Nein, das kann ich nicht," erklärte seine Mutter „,'s verbrotzelt mir ja alles draußen — du lieber Himmel, schon wieder ein Abschied — ich kann kein Abschiednehmen mehr vertragen."

Sie hatte das Zimmer verlassen. Der Doktor wies mit einer energischen Handbewegung nach einem Stuhl. Nun saßen er und Leithammel einander gegenüber.

„Sie wollen sich nach einem neuen Engagement umsehen, Fräulein von Rebach?"

„Ja,"

„Sie sind kaum imstande, fürs erste Ihr bisheriges Leben fortzusetzen. Ich spreche als Arzt. Sie brauchen keine Angst zu haben, Fräulein von Rebach, ich dränge Ihnen meine Teilnahme nicht auf. Wie ich jetzt zu Ihnen spreche, würde ich zu jedem sprechen in diesem Falle. Sie können ja einfach nicht mehr —"

„Ich —" wollte ihm Leithammel ins Wort fallen.

Er schüttelte den Kopf:

„Hören Sie mich zu Ende."

Seine Augen sahen sie fest und unverwandt an, und in diesen Augen lag nicht die Spur eines persönlichen Gefühls, weder Wohlgefallen, weder Mitleid. Feste, sichere, zielbewußte Arztaugen sahen sie an und hielten sie im Banne.

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, falls es nicht in Ihrer Absicht liegt, sich zugrunde zu richten. Machen Sie eine Pause. Und zwar, indem Sie sich, wenn auch nur für eine kurze Zeit, einer andern Tätigkeit zuwenden. Eine Tätigkeit brauchen Sie, das ist selbstverständlich."

Sie sah ihn an. Sie wollte sprechen, aber etwas krampfte ihr die Kehle zusammen. Sie wußte nicht, wie unsagbar hilflos ihre Augen an dem Munde dieses Mannes hingen.

Er hatte alle Mühe, sachlich zu bleiben.

„Treten Sie in meinen Kurs zur Erlernung der Krankenpflege," fuhr er zu sprechen fort; „dies wird zugleich eine Erholungszeit für Sie sein. Meine Mutter wird Sie mit Freude pflegen. Ich weiß nicht, ob Sie Sinn für Krankenpflege haben. Aber ich bin überzeugt, Sie geben sich der Sache mit Ernst hin. Damit wäre viel gewonnen."

Leithammel war während der Rede des Doktors abwechselnd rot und blaß geworden. Als lese er ihr die Gedanken von den Lippen ab, meinte er leichthin:

„Sie treten alsdann für ein Jahr als Schwester in mein Krankenheim — natürlich ohne Bezahlung. Damit wäre Ihr Leben hier im Hause samt Ihrer Lehrzeit wettgemacht."

„Ich fürchte — ich bin — so hart," meinte Leithammel in zögerndem Tone.

„Das ändert sich," sagte der Doktor, „die Kranken sind gute Erzieher. Entschließen Sie sich, Fräulein von Rebach."

Sie erhob sich rasch, ihr Atem ging hörbar:

„Ich danke — ich nehme Ihr Anerbieten an."

*

Leithammel hatte ihr Pflegerinnenexamen bestanden. Ihre Wangen waren wieder rund, ihr Tun tüchtig, von einem klaren Geist und guten Willen geleitet. Sie versah ihr Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit und freute sich, wenn bei schwierigen Fällen Doktor Renk sie an seine Seite rief.

Bald verdiente sie auch hier wie einst zu Hause den Namen Leithammel, denn sowohl des Morgens als des Abends, sie war immer die erste und letzte auf den Füßen.

In ihrer Seele sah es vorläufig noch aus wie in der Natur nach einem schweren Gewitter.

Ruhe, nur Ruhe, kein Denken, kein Besinnen — Nur das eine erlösende Bewußtsein — keine Rückkehr mehr —

Ihre Hände waren leise und geschickt. Sie vergaß nichts, keine Mühe war ihr zu groß —

Aber, aber diese so klarsehenden Augen!

„Ach, Herr Doktor," klagte eine schwerkranke alte Frau, „Sie geben mir immer Hoffnung, aber die Schwester sagt kein Wort; man braucht ihr nur in die Augen zu sehen, da weiß man genug —"

Leithammel stand mit dem Doktor an diesem Krankenbett. Ein paar Tage vielleicht hatte die alte Frau noch zu leben.

„Herrgott," rief der Doktor aus, „die Schwester denkt gar nichts. Das sind eben ihre Augen. Sie haben ja ein Herz wie ein junger Has! Sie können uns alle miteinander noch überleben. Im Frühjahr stehen Sie wieder auf, und im Sommer sitzen Sie in Ihrem Garten."

Da lachte die Frau: „Ach Gott, und ich hab' schon gemeint, ich seh' unsre Nelken nimmer! Ja, wenn man halt ein gesundes Herz hat!"

So ging dieser Mann von Bett zu Bett, und Leithammel mit ihm, und

alle seine Worte waren Lügen — Lügen, die eingefallenen Wangen einen Hauch von Röte verliehen und halberloschene Augen zum Aufleuchten brachten.

Er sagte nicht zu Leithammel:

„Sie müssen es machen wie ich —"

Er sagte nur: „Kommen Sie mit —"

Da sah sie genug. Wie die Güte wirkte, sah sie, welch unbegrenzte Dankbarkeit ein liebevolles Wort, ein Wort der Ermunterung, ein Lächeln hervorrief. Denn sie hingen alle am Leben, die Aeltesten und Kränksten wie die Jüngsten, aller Augen sehnten sich nach Täuschung, nicht nach Wahrheit —

Und Leithammels spröde Lippen begannen, stockend erst und ungeschickt, es dem Mann gleichzutun, dessen Worte Hoffnung brachten von Bett zu Bett.

Und als sie merkte, wie von Tag zu Tag die Blicke der Kranken sehnsüchtiger und dankbarer zu ihr aufblickten, da brauchte sie sich keine Mühe mehr zu geben, die guten Worte traten ihr von selbst auf die Lippen, von selbst kam das Lächeln, das die Herbheit aus ihren Zügen bannte. Ein heimliches, freudiges Werden erfüllte ihr Inneres.

Zu etwas gut sein — einen Platz auszufüllen in der Welt —

Immer seltener dachte sie an das Erlittene, Erduldete.

Trotzdem gab es Augenblicke, da überkam sie es wie Angst — dann erschien sie sich selbst wie eine Fremde, und die Frage stieg in ihr auf: ‚Werde ich immer so bleiben können?'

Eines Tages kam sie dazu, wie Renk einen Wärter eines groben Versehens wegen zur Türe hinauswarf. Leithammel machte große Augen.

Der Doktor fuhr sich über das erglühte Gesicht.

„Ja, ja, Fräulein von Rebach," meinte er mit einem eignen Lächeln, „wir ändern uns nicht, bilden Sie sich das nicht ein. Das einzige, was wir zu erreichen vermögen, ist die Einsicht, daß wir unrecht haben. Also verzweifeln Sie nicht, wenn einmal eines Tages Ihre schöne Engelhaftigkeit nachlassen sollte. Was uns nicht natürlich ist, hält nie lange an."

Leithammel wurde dunkelrot. Sie verstand sofort, was er mit diesen Worten meinte. Ja, sie hatte sich verstiegen; sie war, ihr alter Fehler, wieder einmal zu scharf ins Zeug gegangen.

Die Blicke des Doktors suchten die ihren.

Da war ihre Verlegenheit auch schon überwunden. Sie lachte.

Er nickte ihr wie einem Kameraden zu.

„Eine sehr strenge Erziehung von frühster Kindheit an macht viel aus. Eine kolossale Selbstbeherrschung kann dadurch erlangt werden. Aber wieviel geht auch dabei verloren! Alles Eigne oft. Und das Eigne ist doch immer die Hauptsache."

Mit einem Seufzer der Erleichterung stieg Leithammel von der Höhe herunter, zu der sie sich mühsam hinaufgequält hatte. Eigentlich war ihr jetzt erst wohl. Sie lachte insgeheim über ihre frühere Feierlichkeit. Und daß Renk sie durchschaut hatte! — Ja, der hatte Augen! Sie sollten nichts mehr an ihr zu tadeln finden.

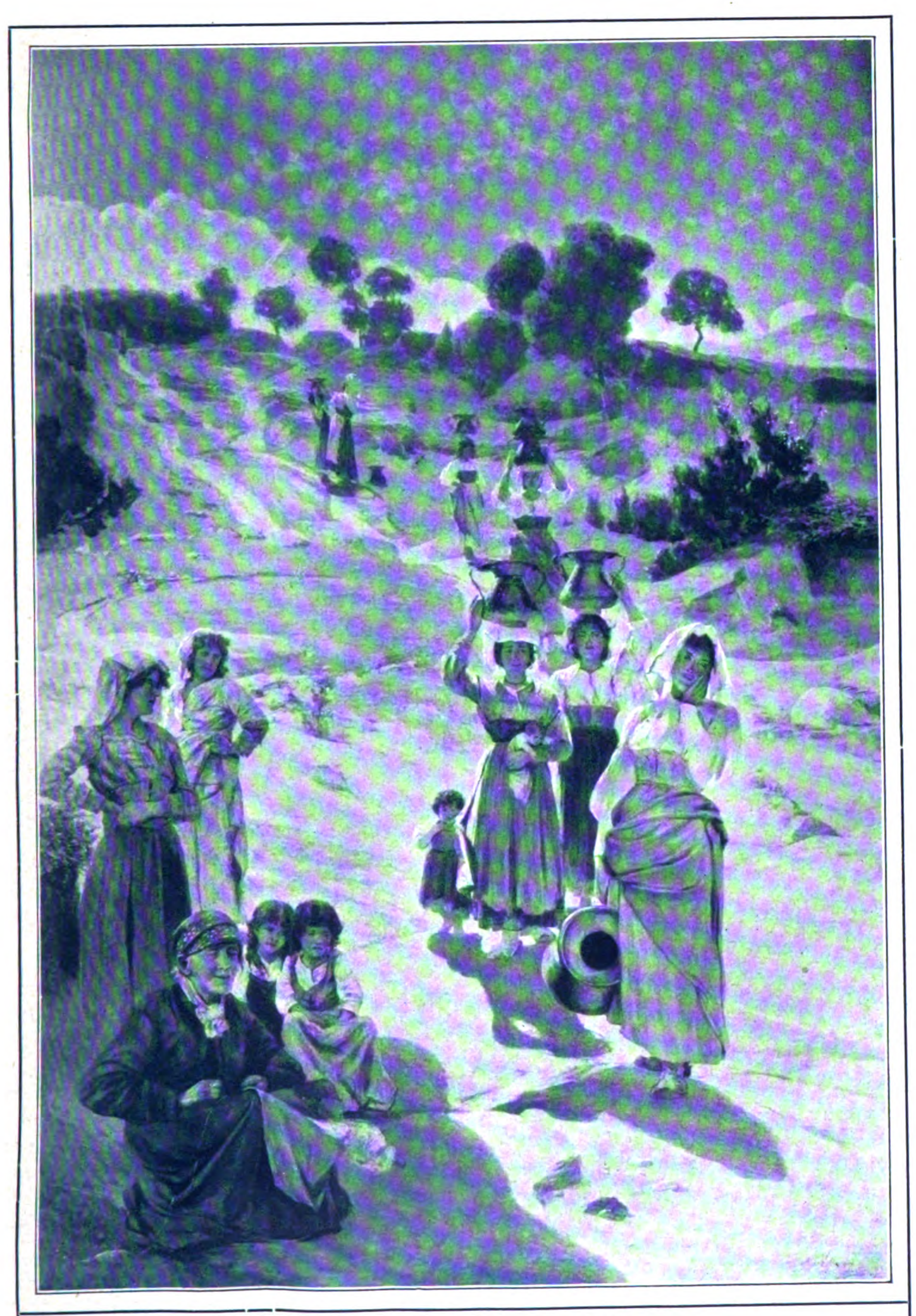
‚Jetzt,' sagte sie zu sich selbst, ‚jetzt erst bin ich frei —'

Und sie nahm sich vor, endlich an Unnütz zu schreiben — oh, sie freute sich auf ihren freien Sonntag — alles, alles wollte sie der Schwester mitteilen.

Samstag vormittag wurde sie in die Stadt geschickt zu einer Kranken, welche die Anstalt verlassen, aber noch der Hilfe brauchte.

Leithammel eilte die Straße entlang, und plötzlich — Richtig, sie war ja in der Nähe des Theaters. Dort an der nächsten Ecke, wo sie vorbei mußte, standen ihre früheren Kollegen — wie immer vor Beginn der Probe.

Leithammel merkte auf den ersten Blick, auch sie war erkannt worden. Ein



Wassertragende Frauen in Olevano
Nach einem Gemälde von Hans Meyer

Tuscheln entstand. Alle Mienen hatten sich verfinstert. Hatten sie Böses vor? Es sah nicht geheuer aus. Umkehren? Nein. Die schlanke Schwester schritt fest an ihren früheren Kollegen vorbei und neigte freundlich grüßend das Haupt. Wie die Hüte flogen, wie sie nickten, die ehemaligen Kolleginnen — dann große Stille. Leithammel fühlte, wie aller Blicke ihr folgten.

Was war nun geschehen? Ein freundlicher Gruß, und all die gerunzelten Stirnen hatten sich geglättet —

‚Eigentlich habe ich immer alles verkehrt angefangen,' sagte sich Leithammel, ‚mein ganzes Leben habe ich verkehrt angefangen — Ich wollte die Menschen lehren, wie sie sein sollten — O Großmama, du Weise, du Gütige, welchen Weg habe ich machen müssen.'

Sie flog dahin. Alle Kraft mußte sie anwenden, um nicht laut aufzuschluchzen, laut aufzujubeln —

‚Gesegnet sei mein Leben,' betete es in ihr, ‚gesegnet sei mein Leben, das mich s o geführt —'

Sonntag war sie schon in aller Frühe auf, um ihren Brief zu schreiben. Zur Hälfte schon stand ihre Beichte auf dem Papier, da brachte ihr der Postbote ein Schreiben von Unnütz.

Es enthielt die wenigen Worte:

„Leithammel, um Gottes willen steh mir bei! Ich soll mich mit ihm verloben. Ich kann nichts machen. Ich kann mir nicht helfen. O komm wie früher und rette mich aus meiner Not!
Unnütz."

Leithammel fand den Doktor noch zu Hause, aber eben im Begriff, seinen sonntäglichen Ausflug zu unternehmen.

Sie bat um Urlaub auf einige, vielleicht mehrere Tage. Bevor sie ihm jedoch den Grund ihrer Reise mitgeteilt, unterbrach er sie rasch, beinahe schroff:

„Ich kann Sie jetzt nicht entbehren. Verschieben Sie Ihre Reise."

Das Blut stieg Leithammel in die Stirne.

Sie antwortete ebenso schroff:

„Ich muß jetzt reisen. Ich bitte um Urlaub."

Aus Trotz verschwieg sie jetzt den Grund.

Der Doktor eilte die Treppe hinab

„Gut, gut, reisen Sie — machen Sie, was Sie wollen —"

VII

In Rebach zwitscherten die Vögel. Die Morgensonne drang durch die offnen Fenster des Gutshauses und schien sich zu verwundern, daß an einigen die Rouleaux noch herunter waren.

Zwei Buben flogen aus dem offenen Haustor. Ernstin kam hinterdrein.

„Nur kein Lärm, ihr Professore, wenn ihr schreie wollt, schreit drübe über der Wies' — aber auf die Sonntagskleidli acht gebe, sonsch — Ja freili," wandte sie sich an ein kleines, dickes, hinter den Buben drein watschelndes Mädchen, „der Nachtrab bleibt daheim —"

Damit nahm sie die Kleine auf, hielt ihr den Mund zu und verschwand im Haus.

Krabb trat ihr entgegen:

„Schlafen sie denn noch immer?"

„'s isch jo erst siebene," bekam sie zur Antwort, „in der Nacht um eins habe sie mir ans Fenster klopft — bin fast g'storbe vor Freud — Schnell hab i ein zweits Bett aufg'schlage in der Großmama ihrem Zimmer — Ach Gott, ach Gott, daß wenigstens drei von unsre Sechse wieder daheim sind."

„Aber —," wollte Krabb einwenden.

„Nur Geduld," wurde sie unterbrochen, „Sie wisse nit was Reise isch. Ich weiß es. Do tun eim alle Knoche weh und der Hals noch dazu, denn man muß nix als schreie, daß man zu seim Recht kommt —"

Hesperus erschien, noch ein wenig rundlicher, noch ein wenig vernachlässigter im Aeußern.

Er nahm sein übereifriges Weible beim Arm:

„Komm, zieh dich zur Kirche an und laß die beiden schlafen, so lang sie wollen — 's muß nicht immer alles nach der Uhr gehen —"

Sie fügte sich seufzend: „Ich bin so neugierig — Gott sei Dank, daß Sonntag ist und man Zeit hat. Denke dir, ohne alles Gepäck sind sie angekommen. Und Großmama, die von Leithammel und Unnütz soviel gehalten —"

Als es zur Kirche läutete, schritten die Gutsleute im Sonntagsstaat mit ihren zwei Buben durch die breite Dorfgasse, zwischen den in allen Gärtlein und Gärten bräutlich erblühten Kirschbäumen.

Noch immer hatte die Sonne keine Ruhe. Wo sich ein Spalt zeigte, suchte sie neben den leinenen Rouleaux einzudringen, die noch immer die zwei Fenster verhüllten. Schließlich brachte sie es fertig, eine Stelle zu erspähen, durch die sie endlich in das Innere des Zimmers zu gelangen vermochte. Dort ließ sie sich auf ein Kopfkissen nieder — und husch, husch ging's über ein paar schlafende Augen, herein in den ruhig atmenden, halboffenen Mund und wieder heraus, direkt auf die Spitze der kleinen Nase.

Sie gehörte Unnütz.

„Hatschi," machte sie und saß im nächsten Augenblick in ihrem Bette auf.

„Großer Gott, daheim," jubelte sie, „Heidegale! Heidegale!?

Ihr Kopfkissen flog auf Leithammels Bett.

In ihren schönen starken Haaren lag sie da, die Aelteste des Hauses, und lächelnd auf die jüngere Schwester, die zwitschernde, selige Laute ausstieß, gerade wie die Vögel draußen in den Bäumen.

„Du bist wie Großmama," sagte Leithammel, „man braucht dich nur anzusehen, lernt man wieder an Glück glauben —"

„O, ich bin verrückt —" jubelte Unnütz, „ich möchte schon alles gesehen haben — ich möchte Flügel haben —"

Ernstine erschien unter der Türe mit dem Frühstück — Ganz wie früher, Milch, Brot und Honig —

„Ernstin, liebe Ernstin," freute sich Unnütz, „daß ich Ihr Gesicht wieder sehe — o wie köstlich, diese Milch — nirgends auf der Welt gibt es solche Milch, solchen Honig — Und solch eine Ernstine," setzte sie mit einem herzinnigen Blick auf die alte Person hinzu.

„Weißt du," sagte Unnütz zu ihrer Schwester, während sie frühstückten, „ich bin so liebe — voll — ich halt's fast nicht aus — diesen Kuß der ganzen Welt — so ist mir — denke darum nicht," unterbrach sie sich plötzlich, „daß alles, was du mir aus deinem Leben erzählt — denke nicht, daß es mir nicht schwer auf der Seele liegt —"

„Das soll es nicht," fiel Leithammel der Schwester ins Wort, „ich bin ja selber damit fertig."

„Und bist du jetzt wirklich von Herzen glücklich?" forschte Unnütz, „du warst so stürmisch früher, und jetzt —"

„Jetzt hab' ich mir die Hörner abgelaufen, das hat so sein müssen. Ich bin viel zu wild ins Leben hineingegangen —"

„Und ich bin recht dumm hineingegangen. Ohne dich säß ich noch in dem großen, mit Ketten und Riegel verschlossenen Stadthaus, ließe mich wortlos verloben, und eines Tages wäre ich in aller Stille am Heimweh gestorben. Es gibt Menschen, die müssen daheim bleiben. Das ist mir klar geworden."

Krabb streckte den Kopf herein. Sie sah in ihrem blauen, schlechtsitzenden Kleid und ihren rötlichen Haaren, die zwar voll, aber ohne Anmut, stramm gezöpft ihren Kopf umgaben, wie eine tüchtige kleine Bürgersfrau aus. Die Wangen leuchtend rot, die kleinen schaffigen Augen in beständiger Bewegung.

So trat sie in die ihr so fremde Welt der Schwestern, und ihre erste Frage war:

„Wie steht's mit euerm Gepäck?"

„Das von Unnütz wird wohl in den nächsten Tagen eintreffen," sagte Leithammel, „ob ich mein bißchen Sach hierherkommen lassen will, weiß ich noch nicht —"

„Dein bißchen Sach," verwunderte sich Krabb, „all die vielen, schönen Kostüme —"

„Ich bin nicht mehr beim Theater," fiel ihr Leithammel ins Wort, „ich habe meine Garderobe verkauft. Ich bin Pflegeschwester geworden —"

„Du?" Krabb brachte vor Erstaunen kein weiteres Wort hervor. Um so deutlicher sprachen ihre Augen.

Leithammel nickte: „Ja, nichts weiter als Pflegeschwester —"

„Großer Gott, wenn Großmama das wüßte," meinte Krabb nach einer Pause.

„Sie weiß es gewiß," sagte Unnütz, „sie hat es ja immer gewußt, daß Leithammel den schwersten Weg von uns hat."

„Aber sie hat immer gesagt, daß Leithammel es am weitesten bringe," beharrte Krabb.

„Nun, wer sagt denn, daß sie es nicht am weitesten gebracht?" fragte Unnütz. Sie stand vor dem Spiegel und kämmte ihr Haar.

Leithammel lag noch im Bette und blinzelte mit halbgeschlossenen Augen in die schönen warmen Sonnenstrahlen, die nun das Zimmer erfüllten.

Krabb sah mit einer gewissen Hoffnungslosigkeit von einer der Schwestern zur andern.

„Wie schön," sagte Leithammel, „aus deinen Haaren sprüht Silber, Unnütz —"

„Ja, richtig," setzte Krabb ein, „wie steht es mit Unnütz? Man weiß ja gar nichts. Bist du jetzt berühmt und reich?"

„Ach, du arme Krabb," lachte Unnütz auf, „weder das eine noch das andre."

„Ja was hast du denn diese ganze Zeit in der großen Stadt getan?"

„Ich habe mich heimgesehnt."

„Aber dieser Forhard hat dir doch versprochen —"

„Gewiß, er hatte den besten Willen. Aber ich bin ihm davongelaufen."

„Warum denn, ums Himmels willen?"

„Weil er mich heiraten wollte. Da habe ich schnell an Leithammel geschrieben. Und sie kam. Das war wunderschön, Krabb, du glaubst nicht! Mit einemmal stand sie da. Kerzengerade. Sie genierte sich kein bißchen zu sagen: ‚Heute nachmittag wollen wir ausgehen, Unnütz —' Oben in meinem Zimmer mußte ich einen Danksagungsbrief an die Geheimrätin schreiben, daß ich nicht bei ihnen bleiben könne, weil ich fern von meiner Heimat zugrunde gehen würde. Ich schrieb auch an Tante Rikchen, sagte ihr Dank und bat sie, mir meine Sachen nachzuschicken.

Das alles ging wie der Blitz.

Plötzlich saßen wir in der Bahn. Um Mitternacht kamen wir an und wandelten den lieben alten Weg nach Rebach. Der Mond am Himmel, keine menschliche Seele unterwegs. War's nicht prachtvoll, Leithammel? An alles dachten wir — wie wir mit unsern kurzen Röckchen und langen Haaren Großmama von der Bahn abholten. Und sie mit ihren Düten und dem herzerfreuenden Lächeln aus dem Zug stieg. Und Cassalele vor Glück weinte — Und Poppinante — und, und — dazu immer der Mond mit seinen langen Schatten, rechts der Heimatfluß, links die Heimatberge — Und plötzlich vor uns die Burg, unser liebes Schwalbennest — Geisterhaft, nicht wahr, Leithammel, wie ein Märchen stand sie da —"

„Und was nun?" fragte Krabb.

Da lachte Unnütz laut auf:

„O Krabb, du bist noch ganz die Alte! Wie geht dir's denn? Was machen die Kinder? Ich habe dein Töchterle noch nicht einmal gesehen —"

„Ja, der Nachtrab," nickte Krabb, „wie die voraus ist — erst dreiviertel und kann schon allein gehen —"

„Und heißt Nachtrab," wunderte sich Leithammel.

„Weil sie immer hinter den Buben her ist."

„In diesem Haus kann niemand seinen Namen behalten," sagte Leithammel, „Großmama hat uns das eingebrockt. Weißt du etwas von unsern Schwestern, Krabb?"

„O, Mondkälble ist schon lange eine Baronin. Sie hat einmal geschrieben, sie sei die einzige, die Papas Mahnung beherzigt habe, indem sie eine standesgemäße Heirat gemacht. Die Georginen, du kannst ihre Bilder sehen, es geht ihnen sehr gut, sie sind sehr dick und schicken zu Weihnacht Kisten voll Sachen für die Kinder."

Im Laufe des Morgens schritten die drei ungleichen Schwestern miteinander durchs Dorf, zum Friedhof. Sie kamen aber nur langsam weiter, denn überall, fast an jedem Haus, blieb Unnütz stehen und wollte wissen, wie es diesem oder jenem gehe. Und fehlte einer, war das Herzeleid groß.

Sie trugen Kränze und Blumen, die Schwestern, und die Dörflerinnen standen am Weg und staunten sie an.

Auf dem Friedhof bekamen erst die Eltern ihren Kranz. Dann ging's zum Grabe der Großmama, neben der Cassalele ruhte.

Plötzlich umfaßte Unnütz ihre Schwestern mit beiden Armen:

„Großmama, Großmama," rief sie, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen, „sie sind nit vergrate, deine Rebächle — gelt, du weißt es, o gelt, du weißt es —"

Es war einen Augenblick still.

Leithammels Augen waren hinüber zu dem Grabe der Eltern geschweift. Dann meinte sie, indem sie Großmamas Blumenflor noch schöner zu ordnen suchte, als er schon war:

„Was doch *ein* Mensch vermag! Es ist nicht auszudenken, was aus uns geworden wäre ohne Großmama —"

Krabb sagte nichts, aber insgeheim war sie der Ansicht: ‚Von uns dreien hab' aber doch ich's am weitesten gebracht —'

Und sie sah ein wenig trotzig auf Großmamas Grab herunter: ‚Immer hatte sie nicht recht gehabt.'

*

Sie saßen droben im Schwalbennest, Unnütz und Leithammel. Sie lächelten über die Zeiten, da sie von hier aus so sehnsüchtig nach der Welt jenseits der Rheinebene ausgeschaut. Wie zwei verzauberte Prinzessinnen saßen sie im lichten jungen Grün. Das heißt keine ätherischen, sondern lebenskräftige Gestalten, deren gesunde Fülle einmal Großmamas Stattlichkeit gleichzukommen versprach.

„Heute sieht man 's Münster nicht," sagte Unnütz, „es ist zu duftig."

Leithammels Augen hingen sinnend in der Ferne:

„Was nun," fragte sie nach einer Pause, „wie denkst du dir dein Leben zu gestalten?"

„Ich — ich denke nicht, ich nehm's wie es kommt. Aus meinem kleinen Erdenwinkel heraus will ich erzählen, wie's die Leute treiben — wie sie leben, wie sie sterben. Von den Träumen will ich erzählen, die man im Wald träumt — Leithammel," unterbrach sie sich plötzlich und ihre Stimme sank, „als du vor Forhard standest, sah ich's plötzlich deinen Augen an, daß sie lachten — da sah auch ich ihn zum erstenmal in aller Deutlichkeit — So weit war ich noch nicht, als die Geheimrätin mir wieder einmal mitteilte, ich sei ihnen so wohltuend, und plötzlich hinzufügte: ‚Ich habe keinen größeren Wunsch, als Sie und Edu würden ein Paar —' Ich war wie auf den Mund geschlagen — Eine Angst erfaßte mich wie nie in meinem Leben — Da schrieb ich dir — Und ich habe Forhard geliebt," sprach sie nach einem

tiefen Atemzuge weiter, „eh' ich ihn sah — ich träumte von ihm Tag und Nacht — Seine Briefe lagen unter meinem Kopfkissen — Ich habe ihn so geliebt, daß ich imstande war, die Heimat zu verlassen — Und dann — Begreifst du?"

Leithammel nickte:

„Vielleicht ist es meistens so bei der ersten Liebe, vielleicht ist es gar nicht der Mann, den man liebt, sondern nur die Liebe. Man kennt ihn ja kaum — ja, man braucht ihn, wie es bei dir war, nicht einmal zu sehen. Wie würdest du staunen, wenn der, den ich zu lieben glaubte, vor dir stünde —"

„Wie war er?" fragte Unnütz.

„In allem und jedem das Gegenstück von Forhard."

Es war eine Weile still.

Dann flüsterte Unnütz:

„Nun bleiben wir für immer beisammen."

Leithammel schüttelte den Kopf:

„Es ist mir zu eng hier. Krabb und ich kämen uns immer ins Gehege. Bei dir ist das anders, deine und ihre Welt haben nichts miteinander zu schaffen. Krabb wird für dich sorgen wie eine Mutter, denn sie ist tüchtig — nur — Selbständigkeit duldet sie keine neben sich. Ich aber will leben und arbeiten nach meiner Manier. Ich brauche Pflichten, Pflichten," seufzte sie tief auf.

„So kehrst du wieder in dein Krankenheim zurück?" fragte Unnütz.

„Das möchte ich wohl," murmelte Leithammel, „aber es geht nicht —"

„Warum nicht?"

„Ich erzählte dir von Renk —"

Leithammels Stimme zitterte.

Da wußte Unnütz genug.

Sie umschlang die Schwester:

„Warum denn kannst du nicht zurück?"

Es kostete Leithammel Ueberwindung zu sprechen, aber Unnützens Augen hingen so dringend an den ihren.

„Wir sind nicht gut auseinandergegangen," kam es stoßweise von ihren Lippen, „ich bat um Urlaub — da gab er mir eine schroffe Antwort —"

„Hast du ihm gesagt, wie nötig du mir seiest?" fragte Unnütz.

„Nein, ich konnt's nicht herausbringen — ich war auch schroff — da sagte er: Machen Sie, was Sie wollen."

„Und nun, was wirst du tun?"

„Nichts. Zuwarten. Man muß nicht immer handeln. Man muß dem Schicksal auch was übriglassen. Ich habe zeit meines Lebens immer zuviel getan —"

„Und ich zuwenig," sagte Unnütz.

Leithammel hatte wieder ihr bitteres Lachen.

„Zuwenig und zuviel verderben das Spiel. Wir sind ausgezogen, um berühmt zu werden. Was haben wir erreicht?"

„Mir kommt vor, ungeheuer viel," sagte Unnütz, „als müßten wir sehr dankbar sein — als sei es gar nicht zu übersehen, was wir erreicht. Erst wenn die Nebel weichen, ist die Aussicht frei. Wir sind noch im Nebel, Leithammel —"

*

Eines Tages erklärte die älteste der Schwestern:

„Ich habe mir überlegt — Rebach muß Unnütz und Krabb gehören. Ich werde mich mit den Schwestern in Verbindung setzen und ihnen eine Abschlagsumme anbieten. Was meinst du, Hesperus?"

Er war ganz betreten: „Aber du, Leithammel?"

„Ich bin nicht seßhaft — nun Krabb," wandte sich Leithammel an diese, „sieh mich nicht so böse an, es ist doch eine schöne Sache, auf eignem Grund und Boden zu sitzen?"

„Es ist noch nicht so weit," meinte die junge Frau, welche die Eigenmächtigkeit der Schwester kaum ertrug.

Ganz wie früher brachte Leithammel auch jetzt alles fertig, was sie in die Hand nahm.

Die Georginen hatten geschrieben, daß sie bereit seien, auf Rebach zu ver-

zichten, auch ohne Abschlagsumme. Nur bat sich jede von ihnen ein Bild der Großmama aus.

„Sieh mal an," sagte Leithammel zu Unnütz, „das hätte ich nicht geglaubt —"

Mondkälble dagegen verlangte, daß Rebach durch einen Sachverständigen gewertet werde und von diesem die Vorschläge auszugehen hätten.

Nachdem diese Angelegenheit abgetan war, erklärte Leithammel:

„Jetzt geht's an die oberen Räume des Hauses."

Krabb erstickte fast an dem Bissen, den sie eben im Mund hatte.

„Die oberen — aber die oberen Räume waren ja von jeher geschlossen."

„Damit ist nicht gesagt, daß sie immer geschlossen bleiben müssen," sagte Leithammel, „ich will für Unnütz und mich ein paar Zimmer zum Wohnen einrichten. Ihr sollt euch breit machen da unten, Krabb — Platz genug, wozu sich einschränken? Und dann die Bilder — Es müssen eine ganze Anzahl Bilder von Großmama da oben sein. Wir wollen sie aufhängen und unsre Freude dran haben."

Als Krabb später zu ihrem Mann sagte: „Warum redest du kein Wort? — Das leide ich nicht, daß Leithammel hier tut, was sie mag —"

„Aber Weibele," lachte sie Hesperus aus, „muß ich dir denn immer wieder sagen — deine Schwestern sind hier so gut im Recht wie du —"

*

Leithammel, hochgeschürzt, mit aufgestülpten Aermeln, griff nach den verrosteten Schlüsseln vor einer der Zimmertüren im oberen Stockwerk.

Unnütz kam herbei, die Augen groß offen, mit einem Kinderschein drinnen, als stehe sie auf der Schwelle eines Märchenlandes.

Krabb und Ernstin brachten Besen und Kübel, um dem vieljährigen Staub, der sich hier aufgebaut, den Garaus zu machen.

Wie kreischte das Schloß, als Leithammels nervige Hand den Schlüssel darin herumdrehte.

„Ein Schrei wie der eines Menschen, dem man ans Leben geht," flüsterte Unnütz.

Auf flog's wie eine Wolke unter den Schritten Leithammels. Die andern blieben pustend vor dem dunkeln Raume stehen.

Drinnen — krach, krach — flogen Fenster und Laden auf, und über den alten Hauskram machte sich die Sonne her, als habe auch sie da draußen auf nichts als diesen Augenblick gewartet.

Und nun kam's über alle, die diese so lange verschlossenen Räume betraten, wie Erfüllung. Jeder fand, was er brauchte. Keiner kümmerte sich mehr um den andern. Leithammel entdeckte unter Ausrufungen der Freude ein schönes Bild der Großmama nach dem andern. Alte Möbelstücke entzückten ihr Auge, schwere Brokatvorhänge, uralte Teppiche —

Sie lief von Zimmer zu Zimmer, jeden Fund mit lautem Freudenruf verkündend. Allein niemand hörte sie.

Krabb und Ernstin rissen mit harten Händen, was ihnen an Kisten und Möbeln schlecht und verbraucht erschien, heraus auf den Vorplatz, um Luft zu schaffen, brachen morsche Stühle über den Knien zusammen und freuten sich des tüchtigen Brennmaterials, das es hier aufzuspeichern gab.

Unnütz aber schlich auf leichten Sohlen hinter jenen stillen Schätzen her, die in tiefen Schiebladen verborgen lagen, und aus denen die Erinnerungen wie kleine lebendige Vögel aufflatterten, sobald ihre Hand sie berührte. Sie fand im Innern eines alten Schrankes ein grob gezimmertes Kistlein seltsam alter Fassung. Als sie's ans Tageslicht zog, stand auf vergilbtem Papier, mit Oblaten aufgeklebt, folgende Adresse:

„An Frau Grossi Wohlgeboren
Hofschauspielerin in Freyburg
Im Pfauen."

Sie rief die Schwestern herbei.

Aber nur Leithammel kam. Und sie und Unnütz standen vor dem Kistlein, und wundersam ging's ihnen durch die Seele.

„Ich weiß davon," flüsterte Leithammel, „Großmama wurde von ihrer Gastspielreise an das Totenbett ihrer Mutter gerufen — Großmama sagte mir, da habe sie das Kistchen gefunden, aber sie könne es nicht aufmachen, sie müsse sich sonst zu Tode weinen. Darum wolle sie lieber noch warten."

Die Nägel aber, mit denen das Kistlein zugenagelt war, waren völlig eingerostet. Großmama hatte also das Kistchen niemals aufgemacht.

„Nun werden wir es öffnen," sagte Leithammel.

„Ich fürchte mich," flüsterte Unnütz, „warten wir — warten wir —"

„Wie Großmama," nickte Leithammel.

Was sonst die oberen Räume bargen, war ihnen gleichgültig. Ihre Augen vermochten sich von dem Kistchen nicht zu trennen, von diesen unbeholfenen Schriftzügen, die von dem Leben ihrer Urgroßmutter erzählten, der sie alle entstammten.

*

Und nun war immer von diesem Kistchen die Rede. Sie wollten alle beisammen sein, wenn sie es öffneten.

Aber Unnütz bat: „Nur nicht des Abends, da ist alles doppelt traurig —"

Krabb hatte nie Zeit untertags.

Mittlerweile stand Leithammel auf einer Leiter und tapezierte mit Hilfe des Dorfschreiners die Zimmer des oberen Stockwerks. In aller Frühe schon waren sie beim Handwerk. Sie hatte die Tapeten aus der Stadt geholt, schlug Kloben in die Wände, hing die Bilder auf.

Sie war unermüdlich.

Schon reiften die Aepfel und gelb blinkten die Birnen aus dem Geäst der Bäume. Der ganze Blumenflor hatte sich umgewandelt im Garten. Immer früher versank der Sonnenball in die bald lichte, bald trübe Ferne der Rheinebene.

Und Leithammel wartete noch immer auf die Stimme des Schicksals. In ihrem Innern aber redete ihre eigne Stimme:

‚Sollte ich nicht das erste Wort sprechen — Hätte ich ihm nicht längst den Grund meiner Reise mitteilen müssen? Er interessierte sich für Unnütz — es machte ihm Freude, wenn ich von ihr erzählte — O warum habe ich damals nicht gesprochen — Alles wäre anders —'

Leithammel, so entschlußfähig, so schnell bereit, mit beiden Händen zuzufassen — Leithammel wurde fast krank unter dieser Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen.

Sie lief ins Dorf und half den Armen und Kranken aus ihrem Schmutz und der erstickenden Luft ihrer engen Kammern.

Sie pflückte im Garten das reife Obst von den Bäumen.

Sie bemerkte nicht das mißvergnügte Gesicht Krabbs, der sie fortwährend ins Handwerk pfuschte, nicht Unnützens plötzliche Unruhe.

Sie schlief nicht mehr, die arme Unnütz — sie, die Träumerin, hatte gehandelt. An Renk hatte sie geschrieben, alles, alles — wie es gekommen, daß sie damals in großer Not nach der Schwester gerufen und diese ihr geholfen habe.

Und nun, zu jeder Tageszeit, rannte sie hinaus auf die Landstraße oder stand droben auf der Burg und hielt Ausschau.

Und eines Morgens — Sonntag war's — wie sie da oben war und aus dem wilden Wein herauslugte, der mit seinem leuchtenden Rot die Reste der Burg umspann — da war ihr — Richtig, auf der öden Landstraße segelte einer daher — in wehendem Mantel —

Unnütz, den Boden kam mit den Füßen berührend, eilte den schmalen Seitenpfad hinunter. Wie ein Kind lief sie auf den Fremden zu:

„Sie sind es, nicht wahr — und, o bitte, verraten Sie mich nicht — ich habe soviel ausgestanden — fünf lange, lange Tage —“

„Das ist Unnütz,“ sagte Renk, nahm den Hut ab und schüttelte ihr die Hand, „ich danke Ihnen, daß Sie uns geholfen. Es war hohe Zeit — Aber so schnell geht das nicht bei unsereinem — ich mußte den Sonntag abwarten — ich bin ein armer Pflichtmensch — Ja, ich war böse, ich trotzte — daß sie davonlief und nichts mehr von sich hören ließ — Wir dummen Menschen —“

Sie waren bei dem Gutshause angekommen.

„Wo ist sie?“

„Ich glaube im Garten — und die andern in der Kirche —“

Unnütz lief voraus ins Haus.

Drin zeigte sie ihm den Weg in den Garten:

„Vielleicht auf einem Baum,“ flüsterte sie ihm lächelnd zu.

Als er in den Garten trat, merkte er sofort an der heftigen Bewegung in der Krone eines Apfelbaumes — dort drin saß sie

Renk war sehr blaß. Nun kam auch dort oben ein blasses Gesicht zum Vorschein.

„Wollen Sie sich nicht lieber herunterbemühen?“ fragte er, „Sie stehen mir zu hoch.“

Kraftvoll schwang sie sich auf die Leiter und stieg an ihr zur Erde.

Beinahe schüchtern standen sie einander gegenüber.

Dann fanden sich ihre Hände.

„Haben Sie denn nicht gewußt,“ stieß er schwer atmend hervor, „nicht geahnt —“

Sie konnte nicht sprechen.

Er umschlang sie, und sie gingen tiefer in den Garten.

Erst kurz vor Tisch tauchten sie im Speisezimmer auf und stellten sich als Verlobte vor.

Krabb war außer sich: „Hätte ich das früher gewußt — nun haben wir nichts als unser gewöhnliches Sonntagsessen —“

Hesperus griff nach dem Krug: „Ich will wenigstens von unserm Besten holen, mit unserm Säuerling können wir nicht anstoßen —“

„O doch, doch,“ rief der Doktor, „alles lassen, wie es ist — ein neuer Bruder ist gekommen, weiter nichts —“

„Den hat aber der Storch nicht gebracht,“ meinte der älteste der Professoren.

Da lachten sie alle und setzten sich an den Tisch, und Renk freute sich all der wunderlichen Namen, die er zu hören bekam, sah mit Lust die Hausfrau das saftige Stück Rindfleisch verteilen, und als sie sich entschuldigte und sagte: „Jetzt gibt's nur noch Pfannenkuchen und Zwetschgen,“ tröstete er die kleine Frau mit der Versicherung, daß er sich auf der weiten Welt nichts Besseres wünsche.

Hesperus ging herum und füllte die Gläser mit seinem selbstgezogenen Sauern; auch die Professoren unten am Tisch bekamen ihr Glas gefüllt, und Renk trank und trank, alles kam ihm prächtig vor, und nur über eins wunderte er sich — daß die alte Magd, die das Essen brachte, allein von allen mit ihrem wirklichen Namen angeredet wurde.

Da sagte ihm Leithammel: „Die hat auch ihren Uebernamen gehabt — Rauhbein — aber sie hat ihn überwunden.“

„Allen Respekt,“ rief Renk aus, „glaubst du, daß wir's auch so weit bringen?“ wandte er sich an Leithammel.

„Wir wollen uns tüchtig helfen,“ sagte sie, und aus ihren Augen lachte das Glück.

„Dürfen wir hier einkehren,“ fragte Renk, „wenn wir müde sind von der Arbeit, erschöpft von dem Leid rings um uns her? Denn große Aufgaben erwarten uns. Ich werde ein Heim gründen für Lungenleidende im südlichen Schwarzwald. Seit lange mein

Wunsch. Aber jetzt erst, da ich einer so tüchtigen Gehilfin sicher bin, wage ich die Tat."

„O Leithammel," nickte Unnütz der freudig erglühenden Schwester zu.

Krabb saß die ganze Zeit in innerm Kampfe da. Die Sprache Renks, die ihr so fremd klang, wie vertraut schien sie den Schwestern zu sein. Eine Ahnung überkam sie, daß irgend etwas sie von diesen trennte, und es fuhr ihr durch den Sinn: ‚Am End hat Großmama doch recht gehabt —'

Unnütz hatte das Zimmer verlassen. Nun kam sie wieder mit dem Kistlein, vor dessen Oeffnen sie sich so sehr gefürchtet hatte. Sie stellte es auf den Tisch mit den Worten:

„Wir sind jetzt alle so glücklich — da hab' ich gedacht, jetzt ist der Moment gekommen —"

Leithammel teilte Renk die Bewandtnis mit dem Kistchen mit, und sie lasen miteinander die in altmodischer Schrift geschriebene Adresse:

An Frau Grossi Wohlgeboren
Hofschauspielerin in Freyburg
Im Pfauen.

Hesperus holte die Beißzange herbei und machte sich über die Nägel her. Sie saßen wie für die Ewigkeit eingeschlagen.

Krabb kam flugs mit dem Hackmesser und schob es unter die Decke des Kistchens. Da flog's auf.

Alle umstanden's, eng aneinander gedrängt. Unnütz war tief blaß.

Obenauf lag ein kleiner ovaler Rahmen.

Es war ein Daguerrotyp.

„Unsre Urgroßmutter mit Großmama," sagte Unnütz.

Es war ganz still.

Der Doktor hielt das Bildchen in der Hand:

„So aufrecht, so resolut, so brav —" murmelte er, „ein Charakter — das Kind aber — da ist freilich alles Natur, Leben, Uebermut —"

Das Bildchen ging von Hand zu Hand.

„So war Unnütz als Kind — ganz wie Großmama," sagte Leithammel.

„Und du hast viel von deiner Urgroßmutter," erklärte Renk.

„Ja, ach ja," nickte Leithammel, den Blick auf das Bildchen geheftet, „jetzt verstehe ich — jetzt ist mir alles klar —"

„Und ich — ich?" fragte Krabb zum drittenmal.

Eine augenblickliche Stille, dann rief Unnütz:

„O Krabb, Krabb, du hast das Beste — du hast Großmamas sorgende Hand —"

Da stieg etwas Freudiges in die Augen der jungen Frau:

„Ich werde in die Küche gehen und Krapfen zum Kaffee backen," sagte sie.

„Siehst du, siehst du," nickte ihr Hesperus zu, „ja, ohne dich ging's uns allen schlecht."

Jubelnd folgten die kleinen Professoren der Mutter in die Küche.

Zwei Briefe lagen oben auf dem Kistchen, einer von der Hand der Urgroßmutter, einer von Großmama.

Der übrige Inhalt bestand aus völlig zerbröckeltem, zu Stein erhärtetem Gebäck.

Leithammel verglich die Daten der Briefe.

„Du mußt den von Großmama zuerst lesen —" sagte sie zu Unnütz, „ja du, dann ist's, als hörten wir Großmama sprechen —"

Unnütz las:

„Liebe Mutter!

Du kannst mir glauben, es tut jedem leid, daß ich schon verheiratet bin. Schon zwei Prinzen haben mir ihre Hand auf links angeboten. ‚Hopsa,' hab' ich gesagt, ‚bedank mich schön, bin eine von Nummer Rechts.'

Als ich hier zum Intendanten sagte: ‚Wissen Sie, wir müsse unser Hochzeitsreis' rausspiele,' hat er sich halbtot gelacht. Dann hat er gesagt: ‚Wie alt sind Sie?' ‚Achtzehn bis zum zwanzigsten dieses.' ‚Lieben Sie Ihren Mann?' fragte er. ‚Heillos.' ‚O weh!' ruft er. Da hab ich ihn ausgelacht.

Gelt, Mutter, ich bitt Dich, sei nur ganz ruhig über meine Moral. Dein Rechtschaffe — Rechtschaffe tönt mir den ganzen Tag in den Ohren. Wenn ich die großen Leidenschaften seh in den Dramen und im Leben, so weiß ich, so eine bin ich nicht. Aber ich guck jeden gern freundlich an, und das ist unser Eh'streit. Wie ein Mannsbild in Sicht ist, soll ich ein finstres Gesicht machen. Allmächtiger Gott, ich kann so wie so nix Finstres leiden. Wenn er dann so wütend ist, macht er gerad so ein Gesicht wie damals in der Kleinkinderschul. Und ich kann nicht anders, ich muß Vagabümmele zu ihm sagen, darob er vollends fuchsteufelswild wird. In diesem Zustand haben wir gestern abend in der ‚Minna von Barnhelm' gespielt. Er: Tellheim, ich: Franziska. 's Theater brechend voll. Kein einziges Billett mehr zu haben. Eine Atmosphäre zum Ersticken. Aber gespielt haben wir! Erst voller Wut übereinander, immer mit schiefem Blick über die Minna weg. Und dann, ich weiß selber nicht, wie's kommen ist, plötzlich war aller Groll fort, und wir haben uns ganz unbeschreiblich gut gefallen und dem Publikum auch. Da haben wir uns, was meinsch, Mutter, auf dem Heimweg eine Flasch Schampagner mitgenommen und eine Menge Konditorsach, hauptsächlich Mohreköpfle. Soll mir der Abend gedenken so lang ich leb. Ich auf seinem Schoß und angestoßen und gesungen, und war uns das Leben so hold. Ueberschüttet hat es uns, als sei die Göttin des Glücks über uns wegkutschiert und habe ihr Füllhorn über uns ausgeschüttet bis aufs letzt Bröſele. Wir sind um den Tisch herumgegangen, jeder mit seinem Gläsle, und haben wie am Spieß Halleluja gesungen. Da war mir zum Heulen dankbar zu Mut, und ich hab zu ihm gesagt: ‚Wir wollen Gott ein Opfer bringen.' Worauf er schnell die Flasche zukorkte und vors Fenster stellte. Flugs packte ich die Gutsele zusammen. Hierauf sahen wir zum Sternenhimmel empor, und mein Männle seufzte:

‚Ach, Lieſele, wenn du mich doch nie mehr eifersüchtig machen wolltest!'

‚Und du nicht mehr eifersüchtig sein wolltest,' seufzte ich. Und nach einer Weil: ‚Lieber, so streich mich in Gottesnamen gelb an, dann gefall ich keinem Menschen mehr.'

Und so, Mutterle, wird unser Lebensweg immer wieder von ein paar Wolken verdüstert werden, und Gott weiß, wohin es führt. Aber es fallt mir nicht ein, zu verzweifle, sondern ich sag wie 's Baderle selig: 's geht alles. Und darum gräm Dich nicht, wenn ich gern ein paar Mohreköpfle eß und ein Naschmaul bin. Eine böse Zung ist noch viel ärger. Ich freu mich halt an allem was gut ist. Nicht nur an der Tugend. Ein paar Fehlerle müsse wir Mensche in Gottesnamen haben. Daß ich nicht vergeß — von allen guten Sachen auf der Welt sind und bleibe Deine Butterbackisle das Allerbest — was eine leise Mahnung sein soll wegen meinem Geburtstag am zwanzigsten. Da sind wir nämlich in Freiburg. Alsdann kommen noch zehn Gastspiel in aller Herren Länder und — o Mutterle, und dann haben wir den Beutel voll und Du sollst leben wie Gott in Frankreich. Amen. Amen. Dein Lieſele.

Ach, wie oft hab ich Dir in der Kindheit von den Butterbackisle gestohlen. Warum hast Du mir nie was gesagt, Mutter, denn Du hast es wohl gewußt. Verzeih mir! Dein Lieſele."

Unnütz legte den Brief weg. Als sie aufsah, begegnete sie lauter lächelnden, frohen Augen.

„Nicht wahr," sagte sie, „man möcht auch um den Tisch herumgehen und Halleluja singen? Mir war so angst — ich fürchtete, das Kistle berge nur Trauriges, Dunkles, Schmerzliches —"

„Und nun ist alles Leben, Leben, Leben —" rief René aus.

Unnütz griff nach dem Brief der Urgroßmutter.

Diese schrieb:

„Gott segne Dich meine liebe Dochter zu Deinem neunzehnten Geburtstag und schicke Dir mein Bild auf daß Du nicht vergessesch Deiner Mutter und diesen Deinen Hochzeitsbrieff, damit Du alleweyl Dein Glück vor Augen haben mögest, hebbe ihn gut auf. Gott will vielleicht auch solche Koschtgänger haben wie ihr es treibt und will ich es nicht besser wissen wollen, obwohl ihr Schampagner trinkt, ein sonderbar Erlebniß in meinem bescheidenen Leben, wo ich Dir einstens nicht genug Falten hab in Dein Röckle nähen können aus Spahrsamkeit.

Aber mit Zufriedenheit erfahre ich, daß Dein Mann seine Krafft mit redlichem Willen in seinen Beruf setzet und Dich ermannet zum Ernst. Also ein wackerer brafer Sohn, eine tobbelte Freude muß daß der Mutter seyn da Du von Kindheit an gar so gern über die Schnurr gehaut, so daß ich oft gebettet, Gott solle Dich doch nicht vergraten lassen. Und so kann ich jetzt wieder betten daß er mir die Haubtsorge abgenommen weil Dein Mann spahrsam und ernsthaftig ist.

Es hat mir's mein seeliger Alter noch auf dem Dodenbett gedanket, daß ich alleweyl so tapfer mit seinem angebohrenen Leichtsinn hab gestreittet wie der Erz-Engel Gabriel mit dem Luzziffer. Wie eine Ladd sei ich, die lieber bricht als sich biegt, hat er gesagt.

Als ich jedoch heut früh auf den Markt gewollt, bin ich auf der Trebb in die Knii gebrochen, was die Kribbe ist, die anjetzt herumgeht. Gott Lob hab ich aber noch Eier genug im Haus gehabt, so daß ich Dir die Butterbakkisle noch schnell hab backen können, damit Du nicht alleweyl so viel Geld für den Konditor ausgiebst. Es wird mir aber das Schreiben recht sauer so daß ich schließe.

Ja, ich freue mich über euch Beyde, über meine Dochter daß sie so geblieben wie ich sie lerte und über meinen Sohn, der mir die schröckliche Sorge von der Seele genommen. Bleibet rechtschaffen, nur rechtschaffen, das walte Gott!

Das Kistle wird mir die Nachbarin auf die Bost tragen. Wenn es genagelt ist, will ich mich legen und schwitzen. Das Bescht.

Warum ich Dir nichts gesagt, wenn Du mir Butterbakkisle aus der Schublad genommen? Wohl hab ich's gemerkt. Aber so haben das Kinder. Ich bin auch meiner Mutter hinter die Aepfel gegangen. Was soll man da sagen? Es geht vorbei wie die Masern. Und so sag auch ich amen und laß sie Dir schmecken und bleib braf.

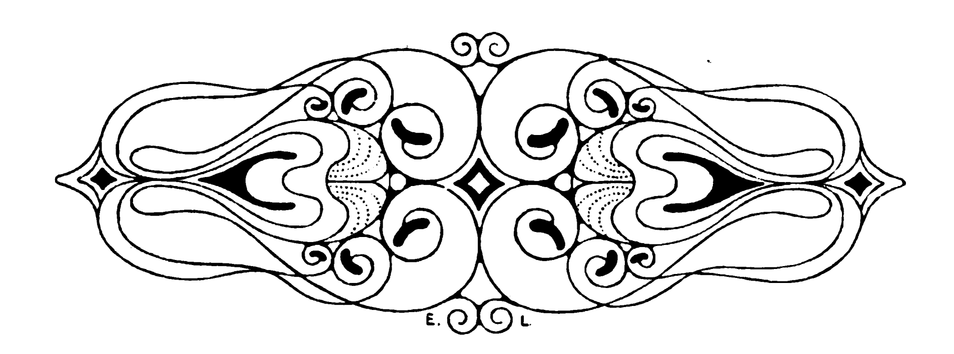
Deine Mutter."

Es war einen Augenblick still. Dann schlug Unnütz groß und hell die Augen auf:

„O Leithammel, jetzt weiß ich, warum die Rebächle nicht ‚vergraten' sind —"

Renk nickte:

„Ist die Wurzel heilig, sind es auch die Zweige."





Begrenzung

Laß ab, o Mensch, vom Kinderwahn,
Der noch durch deine Träume zittert,
Dein Einzelschicksal sei ein Span,
Vom großen Weltbaum losgesplittert;
Es sei dir auf die flache Hand
Gelegt zu völligem Besitze,
Damit dein künstelnder Verstand
Es nach Gefallen form' und schnitze.

O nein, am großen Lebensbaum
Ist's nur ein Zweig von tausend Zweigen,
Dem vorbestimmt sein Rang und Raum,
Und dem kein Sonderdasein eigen.
Es wächst aus ihm; es wird genährt
Von seinen tiefsten Wurzelsäften,
Und all dein stolzer Menschenwert
Entspringt aus dir verborgnen Kräften.

Was wiegt dein Wunsch? Was gilt dein Plan?
So kühn sich auch dein Geist erhoben,
Du bleibst dem Ganzen untertan,
Bleibst unzertrennlich ihm verwoben.
Du kannst nur werden, was du bist;
Jahrtausende, bevor hienieden
Du angetreten deine Frist,
War über dich bereits entschieden.

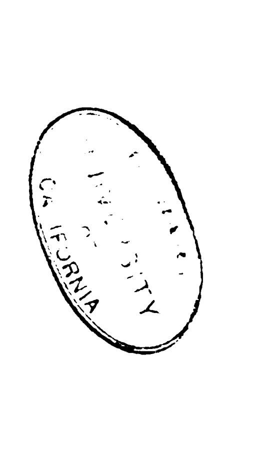
Was vor dir war äonenlang,
Was dich umringt in stetem Werden,
In klammerndem Zusammenhang
Webt's mit an deinem Los auf Erden.
Was hundert Meilen weit geschieht,
Durch ungezählte Zwischenglieder,
Die nur dein enger Blick nicht sieht,
Erhöht's dich oder wirft dich nieder.

Laß ab, o Mensch, vom Kinderwahn,
Du könnest, weil dein freies Denken
Hinschwebt auf selbstgewählter Bahn,
Auch dein Geschick nach Willkür lenken.
Du bist, wie leicht sich auch dein Hirn
Befreit aus unsichtbarem Netze,
Wie jedes Staubkorn, jed' Gestirn,
Der Spielball ewiger Gesetze.

Ludwig Fulda



Der fromme Wandersmann. Nach einem Gemälde von Wilhelm Altheim





John Batten — Brunhildens Erwachen

Neu-Präraffaelismus

Von

Jarno Jessen

(Hierzu vierzehn Abbildungen nach Werken verschiedener Künstler)

Der Siegeszug des Impressionismus hat der präraffaelitischen Kunst die Totenglocke geläutet. Je heller die Sonne das Bereich der Malerei durchstrahlte, je energischer die Wirklichkeit ihre Forderungen behauptete, je geringer schienen die Lebensrechte einer gegenwartsflüchtigen, idealistischen Kunstphase. Aber das Wunder ist geschehen, und trotz aller Grabreden blüht das eigenartige Gewächs des Präraffaelismus kräftig weiter. Diese Kunstweise ist seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von England ausgegangen. Sie trägt einen Namen, der uns in die Zeiten der Giotto und Gozzoli ruft, und trotz mancher Anklänge an die Vorgänger Raffaels ist sie durchaus national. Die Väter der neuen Malerei, die Hunt und Millais, Burne Jones und Rossetti waren mit voller Ueberlegung als Reformatoren aufgetreten. Sie fanden die englische Kunst seit Hogarth und Reynolds einen Tummelplatz für Dekorateure und Romanfabrikanten. Sie wollten eine solide Technik und einen veredelten Inhalt. Die frühitalienischen Meister, auch die Eycks und Memling, waren die Meister nach ihrem Herzen. Diese äußerste Durchbildung des Details, diese Gefühlsinnigkeit empfanden sie als notwendig für ihr vaterländisches Schaffen. Zu den realistischen Forderungen der ersten Anreger, der Hunt und Millais, stießen die romantischen und mystischen Neigungen der Rossetti und Burne Jones. Wie durchgreifend die Wandlung wurde, die diese Künstlerbrüderschaft erzielte, war am augenfälligsten noch in der frankobritischen Ausstellung in London zu erkennen.

In der englischen Kunst der Gegenwart hat eine zielbewußte Sezession den Aposteln des Naturalismus ihren Platz an der Sonne gesichert. Auch das konservative England zählt heut im Areopag seiner Künstlerschaft, unter den Royal Academicians, überzeugungstreue Impressionisten und Pleinairisten, die den Bauer und Proletarier als Bildvorwurf bevorzugen. Es hat seine Reynolds-Folger, die nur das vornehme Menschentum in gehöhter Schönheit zu spiegeln lieben, es hat seine strengen Akademiker, die des Marmors Kühle und des Phidias Faltenwurf wollen. Es hat auch immer noch seine geschwätzigen Belletristen, aber neben all diesen ungleichen Geistesbrüdern haben die Präraffaeliten mit den feierlichen Gesten und Schwärmeraugen ihren Platz behauptet. Jede neue Jahresausstellung in London fesselt aufs neue durch Präraffaelitisches, und ein gerechtes Urteil muß ihm noch oft genug besondere Lorbeeren zuerkennen. Die Väter der Bewegung haben längst kunsthistorische Bedeutung, aber die Werbekraft ihres Idealismus hat stark über Englands Grenzen hinaus gewirkt. Sie haben der Gotik ein neues Reich gegründet, haben neue ästhetische und psychologische Werte geschaffen. Die Reform des gesamten Kunstgewerbes, die intensive, horchende Maeterlinck-Note der Literatur, das neuerwachte Interesse an allem Mystischen hört bei ihnen seine Quellen rauschen. Maeterlinck hat es ausgesprochen, daß ihn ein besonderer Magnetismus an Rossetti binde, und Segantini, Henri Martin, Aman-Jean, Lechter, Slott-Möller und eine reiche Gefolgschaft, haben von dorther ihre Inspirationen geschöpft.



F. Cadogan Cowper — Grausame Schönheit

Wir können heut schon von einer frühen, von einer mittleren und einer neuen Periode des Präraffaelismus sprechen. Zu dem engeren Malerbund, der seine Werke mit dem vorerst so geheimnisvollen P. R. B. (Pre-Raphaelite Brotherhood) zeichnete, gehörten anfangs nur Holman Hunt, Millais und Rossetti. Burne Jones und William Morris durften mit ihnen bald die Weihen tragen, und Madox Brown schritt, wenn auch ganz auf sich selbst gestellt, doch Schulter an Schulter mit ihnen. Als diese Lichtträger aus dem Kreis der Lebenden geschieden waren, übernahmen Hughes, Martineau, Burton, Sandys, Paton, Shields, John Brett, Deverell und Val Prinsep ihre Mission. Sie schufen in Apostelteue Bilder, vor denen auch ihre Gegenfüßler, die Impressionisten, mit Andacht weilen müssen. Stoffe aus der Heiligengeschichte, aus der Mythologie, ein bedeutungsvolles Genre, Landschaften wurden mit fabelhafter Einzelschilderung behandelt. Ruskin, der kritische Retter des Präraffaelismus, hatte ein Recht, auf Bretts „Steinklopfer“

Evelyn de Morgan — Krönung des Siegers



Joseph E. Southall — Die törichten Jungfrauen

Reginald Frampton Erscheinung des Judas in der Christnacht

Hymnen zu singen, und die Malerei des Laubes bei Dyce, eines Vogelbauers bei Deverell hält uns staunend fest wie die Detailphänomene der Eyck und Terborch. Aber das für die englische Kunst ganz Neue, das Präraffaelitische, bleibt der kindhaft reine Sinn, das Durchseelte all dieser Kunstäußerungen. Die exakte Ausführung, der „finish“ hatte den Malern Englands immer im Blut gesteckt. Es war volkstypisch, daß man vorerst, als die Muse noch das Inselland mied, sorgfältig schildernde Ausländer, wie Orley, Antonio Moro und Holbein, beschäftigte. Selbst Hogarth, der Veranschaulicher der Leidenschaften, mußte einem Elfenbeinfisch, einer Intarsie auf dem Kartentisch seiner Braut, vorerst Schuppen und Flossen ergänzen. Reynolds, dem das Großzügige so wesentlich war, empfahl seinen Akademiestudenten zugleich auch Achtung vor dem Detail, und um Turners Heldentaten als Landschafter ganz zu würdigen, muß man die Kleinwunder seines Liber studiorum betrachten. Das sieghaft Neue der Präraffaeliten war ihr Gemütsreichtum, und er allein erklärt ihren Eindruck, denn die Kunst kann nichts Höheres spenden als den Appell an die Seelen.

Der Neu-Präraffaelismus hat so zahlreiche Bekenner, daß wir gut tun, die Fülle nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen. Je schärfer wir den einzelnen ins Auge fassen, um so klarer wird der Held, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitete. Noch sind Holman Hunt, Millais, Madox Brown, Rossetti und Burne Jones in vielen Spiegelungen erkenntlich. Durch sie sind religiöse und romantische Stoffe, ist eine dekorative Formgebung beliebt geworden, sie haben einer ausgesprochenen Altertümelei die Bahn gebrochen. Aber der Nachwuchs vertritt kein krasses Epigonentum, er verrät auch neue Regungen. Noch vor einigen Jahren schien Erstarrung zu drohen, aber heut zeigt sich wärmeres Sinnenleben und ein beweglicherer Kompositionszug. Es lichten sich an einzelnen Stellen die Nebel mystischer Schwüle und pessimistischer Schwere.

Am offensichtlichsten haben Burne Jones und Holman Hunt fortgewirkt, aber auch Rossetti und Madox Brown bewiesen geistige Uebertragungskraft. Millais hat sich selbst zu unpräraffaelitisch entwickelt, als daß seine Schmiegsamkeit neue entschiedene Charakterköpfe zu stempeln vermochte. Was ist es, das die Kunst Burne Jones' so schulbildend machte? Gerade er, der vorerst im hingebenden Anschluß an Rossetti und dann an Botticelli seine Ernten reifen ließ, hat die zahlreichsten Apostel geworben. Es war der konsequent innegehaltene Stil des Gotizismus, der seinem Volke zusagte, denn immer hatte diese Vorliebe das Kunstschaffen der Engländer gekennzeichnet. Jahrhunderte vor der durch Ruskin und Morris heraufgeführten Wiedergeburt der Gotik hatte das Inselvolk dieser Bauart eine ganz eigne Ausbildung gegeben. Mehr als in der Renaissance, von Barock und Rokoko gar nicht zu reden, hatte England in der Gotik Bleibendes geschaffen. Das Geradlinige, Scharfumrissene, das Ausdrucksstarke gotischer Kunstwerke liebte Burne Jones und übte es prinzipienfest in seinem reichen Schaffen. Auch seine suchende Note, das Begehrende und zugleich Hoffnungslose seiner schlanken Gestalten entsprach der Zeit, die sich aufs neue an mittelalterlicher Epik ergötzte. In der Aera der Oskar Wildeschen Aesthetik und des Liberty-Geschmacks waren seine naiv-preziösen Jungfrauen und Jünglinge mit ihren fragenden Augen, ihren leisen Bewegungen, ihren sensibeln Händen, war all ihre farbenschöne Gewandung, der Luxushausrat, Rosen- und Lilienfülle recht am Platze. J. M. Strudwick malt ganz in seinem Geist. Er hat nur etwas Miniaturenhaftes und scheint wie aus der Seele eines mittelalterlichen Mönches zu schildern. Seine Bilder sind so voll des köstlichen Beiwerks, daß sie eine Betrachtung mit der Lupe vertragen. Auch seine Stoffe verlangen das Nachdenken, denn er zielt auf Gedankenmalerei. Gleichviel ob die Liebe zur Musik, die Mythologie, die christliche Legende, die Ritterzeit ihn erfüllen, er beharrt in der Ausdrucksweise des Quattrocento. In dem Museum für britische Kunst, der Tate Gallery, hängt sein wundervolles Triptychon, „Der goldene Faden", aus dem bei sorgsamem Studium, wie aus einem gotischen Hausaltärchen, wahre Wunder köstlicher Einzelheiten offenbar werden. Noch seine letzten Werke schildern ein goldenes Zeitalter und sind zugleich voll der Schwermut über die Blüten, die schon im Sommer welken müssen. Nach tastenden Studienjahren hatte sich Strudwick an Burne Jones angeschlossen und hat niemals auch nur um Haaresbreite seine Wegrichtung verlassen. Angesichts der Schöpfungen Walter Cranes stehen wir ganz in präraffaelitischem Zauberkreis. Das Geradlinige, Weihevolle seiner Menschen, die Mission, die sie mitzuteilen haben, eine gewisse gotische Sprödigkeit des Kompositionszuges und peinliche Detailschilderung weist sie auf den ersten Blick in unsre scharfgeprägte Kunstphase. Walter Crane hat sich früher besonders auch mit griechischem und japanischem Geist gefüllt, bei ihm finden wir die Gewandfalten des Parthenon oder die geistreiche Willkür des japanischen Motivausschnitts. Aber maßgebend wurde für ihn das Nationale, und national war während seiner Werdezeit der Stil des Burne Jones. Crane war auch erfüllt von ethischen Ueberzeugungen. All seine Arbeiten streben durch zeichnerische Zuverlässigkeit und Gedankeninhalt erzieherischen Einfluß zu üben. Er liebt olympische Wesen, Helden des Ritterepos und allerlei Allegorien. Fein setzte er früher nackte Holdgestalten in duftige Landschaften mit blaugrünem Flußschimmer, aber mehr und mehr ist das Malerische auf Kosten des Zeichnerischen zurückgetreten. Als vielbeschäftigter Kunstgewerbler hat er auf Beiwerk und Kostüm besonderen Wert gelegt, aber diese Betonung von Aeußerlichkeiten hat seinen Arbeiten etwas Pedantisches und Blutleeres mitgegeben. J. W. Waterhouse wird nicht müde, Burne-Jones-Typen in seinen Phantasiebildern auftreten zu lassen. Er kann sich als Zeichner und Maler in der Wiedergabe des lieblichen Mägdleins mit den Rätselaugen und der etwas kurzen Oberlippe in dem schmal zulaufenden Antlitz nicht genugtun. In heutigen Ausstellungen trägt gerade dieser Künstler noch häufig Palmen davon; denn er zeichnet mit besonderer Feinfühligkeit, ist wirklich innerlich und hat eigne kühle Tonharmonien in Violett und Grün, Rotgold und Rosa.

Ein präraffaelitischer Nebenbuhler wie Reginald Frampton macht sich seit weni-



Hylas, der Sohn des Theiodamas, war ein Liebling des Herakles. Er begleitete ihn auf dem Argonautenzug, wurde aber, als er ans Land stieg, um Wasser zu schöpfen, von den Najaden in die Fluten gezogen.

Hylas und die Najaden

Gemälde von J. W. Waterhouse

Am offensichtlichsten haben Burne Jones und Holman Hunt fortgewirkt, aber auch Rossetti und Madox Brown bewiesen geistige Uebertragungskraft. Millais hat sich selbst zu unpräraffaelitisch entwickelt, als daß seine Schmiegsamkeit neue entschiedene Charakterköpfe zu stempeln vermochte. Was ist es, das die Kunst Burne Jones' so schulbildend machte? Gerade er, der vorerst im hingebenden Anschluß an Rossetti und dann an Botticelli seine Ernten reifen ließ, hat die zahlreichsten Apostel geworben. Es war der konsequent innegehaltene Stil des Gotizismus, der seinem Volke zusagte, denn immer hatte diese Vorliebe das Kunstschaffen der Engländer gekennzeichnet. Jahrhunderte vor der durch Ruskin und Morris heraufgeführten Wiedergeburt der Gotik hatte das Inselvolk dieser Bauart eine ganz eigne Ausbildung gegeben. Mehr als in der Renaissance, von Barock und Rokoko gar nicht zu reden, hatte England in der Gotik Bleibendes geschaffen. Das Geradlinige, Scharfumrissene, das Ausdrucksstarke gotischer Kunstwerke liebte Burne Jones und übte es prinzipienfest in seinem reichen Schaffen. Auch seine suchende Note, das Begehrende und zugleich Hoffnungslose seiner schlanken Gestalten entsprach der Zeit, die sich aufs neue an mittelalterlicher Epik ergötzte. In der Aera der Oskar Wildeschen Aesthetik und des Liberty-Geschmacks waren seine naiv-preziösen Jungfrauen und Jünglinge mit ihren fragenden Augen, ihren leisen Bewegungen, ihren sensibeln Händen, war all ihre farbenschöne Gewandung, der Luxushausrat, Rosen- und Lilienfülle recht am Platze. J. M. Strudwick malt ganz in seinem Geist. Er hat nur etwas Miniaturenhaftes und scheint wie aus der Seele eines mittelalterlichen Mönches zu schildern. Seine Bilder sind so voll des köstlichen Beiwerks, daß sie eine Betrachtung mit der Lupe vertragen. Auch seine Stoffe verlangen das Nachdenken, denn er zielt auf Gedankenmalerei. Gleichviel ob die Liebe zur Musik, die Mythologie, die christliche Legende, die Ritterzeit ihn erfüllen, er beharrt in der Ausdrucksweise des Quattrocento. In dem Museum für britische Kunst, der Tate Gallery, hängt sein wundervolles Triptychon, „Der goldene Faden", aus dem bei sorgsamem Studium, wie aus einem gotischen Hausaltärchen, wahre Wunder köstlicher Einzelheiten offenbar werden. Noch seine letzten Werke schildern ein goldenes Zeitalter und sind zugleich voll der Schwermut über die Blüten, die schon im Sommer welken müssen. Nach tastenden Studienjahren hatte sich Strudwick an Burne Jones angeschlossen und hat niemals auch nur um Haaresbreite seine Wegrichtung verlassen. Angesichts der Schöpfungen Walter Cranes stehen wir ganz in präraffaelitischem Zauberkreis. Das Geradlinige, Weihevolle seiner Menschen, die Mission, die sie mitzuteilen haben, eine gewisse gotische Sprödigkeit des Kompositionszuges und peinliche Detailschilderung weist sie auf den ersten Blick in unsre scharfgeprägte Kunstphase. Walter Crane hat sich früher besonders auch mit griechischem und japanischem Geist gefüllt, bei ihm finden wir die Gewandfalten des Parthenon oder die geistreiche Willkür des japanischen Motivausschnitts. Aber maßgebend wurde für ihn das Nationale, und national war während seiner Werdezeit der Stil des Burne Jones. Crane war auch erfüllt von ethischen Ueberzeugungen. All seine Arbeiten streben durch zeichnerische Zuverlässigkeit und Gedankeninhalt erzieherischen Einfluß zu üben. Er liebt olympische Wesen, Helden des Ritterepos und allerlei Allegorien. Fein setzte er früher nackte Holdgestalten in duftige Landschaften mit blaugrünem Flußschimmer, aber mehr und mehr ist das Malerische auf Kosten des Zeichnerischen zurückgetreten. Als vielbeschäftigter Kunstgewerbler hat er auf Beiwerk und Kostüm besonderen Wert gelegt, aber diese Betonung von Aeußerlichkeiten hat seinen Arbeiten etwas Pedantisches und Blutleeres mitgegeben. J. W. Waterhouse wird nicht müde, Burne-Jones-Typen in seinen Phantasiebildern auftreten zu lassen. Er kann sich als Zeichner und Maler in der Wiedergabe des lieblichen Mägdleins mit den Rätselaugen und der etwas kurzen Oberlippe in dem schmal zulaufenden Antlitz nicht genugtun. In heutigen Ausstellungen trägt gerade dieser Künstler noch häufig Palmen davon; denn er zeichnet mit besonderer Feinfühligkeit, ist wirklich innerlich und hat eigne kühle Tonharmonien in Violett und Grün, Rotgold und Rosa.

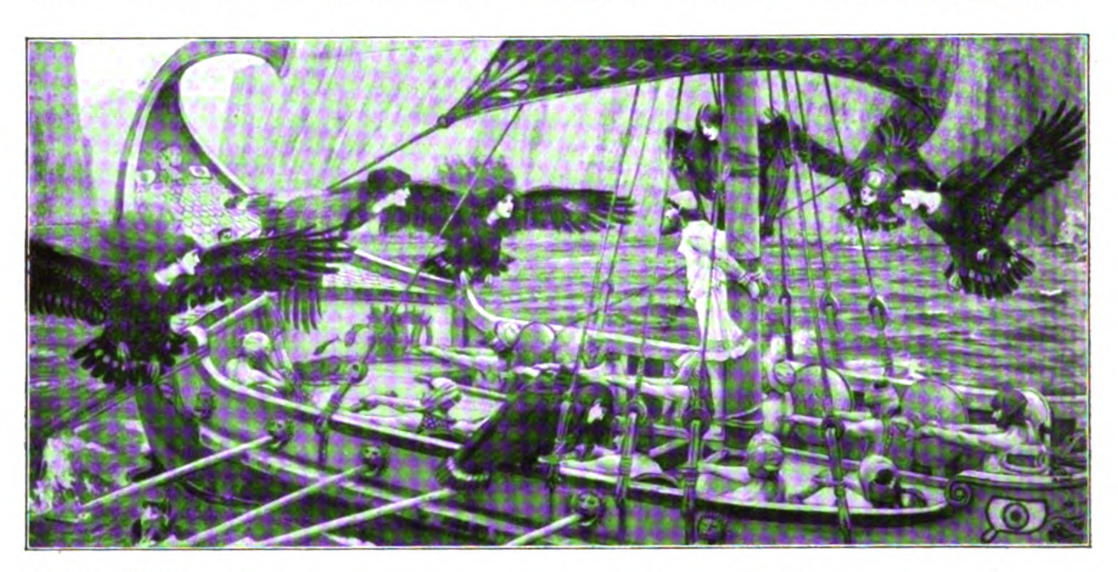
Ein präraffaelitischer Nebenbuhler wie Reginald Frampton macht sich seit weni-



Hylas, der Sohn des Theiodamas, war ein Liebling des Herakles. Er begleitete ihn auf dem Argonautenzug, wurde aber, als er ans Land stieg, um Wasser zu schöpfen, von den Najaden in die Fluten gezogen.

Hylas und die Najaden

Gemälde von J. W. Waterhouse



J. W. Waterhouse — Odysseus und die Sirenen

gen Jahren in umfangreichen Gemälden in der New Gallery, wo alle diese Oppositionskunst ihren Ausgang nahm, sehr bemerkbar. Seine überlangen Gestalten, seine Engel mit gewaltigen Spitzflügeln, mathematisch gekräuselte Meeresbläue, Wikingerschiffe und Ritterrüstungen verleugnen Burne Jones' Vorbild nicht. Er wagt auch das wunderliche Hineinhängen oder Ankleben transzendenter Einzelfiguren in den Bildraum, und auch aus ihm weht uns Weltschmerz und Mystik an. Aber dieser Epigone scheint mit einer eignen dramatischen Note begabt. Er beherrscht auch das Vielfigurige und wagt sich über das gewohnte Duo der Präraffaeliten hinaus. Wenn er den reisenden Abt malt, dem im Meeressturm der Weihnachtsnacht Judas aus der Hölle erscheint, packt es uns mit tragischer Kraft. Hier arbeitet neuer Ehrgeiz, aber es bleibt abzuwarten, ob der lähmende Einfluß präraffaelitischer Herzensbeschwertheit nicht zum Hemmnis weiterer Entwicklung wird. Wenn Cayley Robinson stille Einzelfiguren in stille Landschaften setzt, in denen alles so wundersam leer erscheint, kommen wir von diesem Maler innerlichster Mitteilungen nicht schnell los. Gerade das Sparsame seiner Komposition, die Wiederholung fein durchstudierter Einzelheiten, einer Handbewegung, eines Helms, eines Säulenfragments, einer Draperie üben ihre Faszinierung. Erst vor kurzer Zeit hat Spencer Stanhope die Augen geschlossen. Nach Jugendjahren voller Hochrenaissanceverzücktheit kam er durch Burne Jones' Einfluß ganz auf die Spur der Frühflorentiner. In den Vorwürfen und Gestalten seiner Fresken und Staffeleibilder ist immer Burne Jones als angebeteter Führer erkenntlich. Wie er, hat auch Evelyn de Morgan in naher Berührung mit den Großwürdenträgern der neuen englischen Kunstära gelebt. Ihr Gatte war der gefeierte Keramiker der weltberühmten Morrisfirma, für die auch Burne Jones und Rossetti Entwürfe lieferten. Sie erhält sich um so treuer in der Geistesart Burne Jones', als Florenz mit seinen frühitalienischen Kunstschätzen ihre zweite Heimat geworden ist. Auch sie ist die große Grüblerin, die es liebt, in tiefsinnigen Themen dem Beschauer schwere Rätselfragen zu stellen. Sie kann mit der Schärfe der Eycks charakterisieren und wie die Florentiner Quattrocentisten Luxusliebe betätigen. Immer ist ihre Anatomie, ihr Beiwerk von höchster Zuverlässigkeit. Ein dekorativer Hang belastet zuweilen ihr Werk, aber sie ist stets die klassische Zeichnerin. Ihre Studien in Weiß oder Weiß und Gold auf Schwarz geben denen der Gozzoli und Ghirlandajo nichts nach. Sie hat große, vielfigurige Gemälde komponiert, aber in der Einzelgestalt liegt ihre Stärke.

Am sichtlichsten wird die Burne-Jones-Tradition in der rührigen Birminghamschule gewahrt. In den Gemälden und kunstgewerblichen Entwürfen der Southall

und Gaskin, Sleigh, Gere und Margaret Bunce ist ein liebenswürdig romantischer Geist mit äußerster Technikersachlichkeit gepaart. Die Mitglieder dieser Gruppe sind auch selbst, schon vor Burne Jones' Auftreten, an die Quellen nach Italien gepilgert. Im Anschauen der Sienesen und Umbrier haben sie sich gebildet, und in der Heimat gab ihnen Burne Jones, was ihre Seelen verlangten. Ueber die Brücke der Buchillustration sind die meisten von ihnen zur Malerei geschritten, und es entspricht ihrem Geist der Geduld und Aufrichtigkeit, daß sie das dauerhafte, leuchtkräftige Temperamedium bevorzugen. In ihren Bildern tauchen Märchengestalten auf, Engel, Märtyrer, Minnehelden des Epos. Barken mit goldenen Wimpeln gleiten leise über türkisblaues Wasser, zartes Grün erzittert im klaren Aether. Sie sind alle keine Stürmer, nur Träumer, sie bereichern die vaterländische Kunst nicht um neue Motive, aber sie malen in der gleichen Ueberzeugung, die Hunt beseelte, als er schrieb: „Alle Kunst ist ein Ausfluß der Einwirkung des Göttlichen auf das Universum, sie war am Werk, seitdem unser Geschlecht den Unterschied zwischen Gut und Böse begriff." Auch James Linton altertümelt gern und kann auch fromm empfinden. Er kleidet seine „Madonna" in fürstliche Pracht, hat den Mantegna und Holbein gewisse Aeußerlichkeiten abgesehen, aber über seinen Gestalten schwebt Salonparfüm. Wir werden den Begriff des Genrehaften nicht recht los. Weit tiefere Empfindungen weckt Marian Stokes. Ihre feingezeichneten Figuren leben in einer besonderen Atmosphäre der Mystik, der mittelalterlichen Stimmung. Bauerntum und Märchenpoesie liegt wie in Hauptmanns „Hannele" in dieser eigenartigen Künstlerin gemischt. Sie hat von den alten flämischen Meistern gelernt und auch die Feinheiten französischer Valeurs studiert. Auf das liebevollste geht sie auf jedes Detail ein und hat sich, wie die englischen Temperamaler, aus ihrem Kultus für frühere Kunst eine eigne Technik geschaffen.

Holman Hunts charakterfeste Persönlichkeit war recht zum Grundpfeiler geeignet, um den sich vielerlei Talente kri-



J. C. Gotch Halleluja

stallisieren konnten. Was er als Anreger der gesamten Bewegung ins Auge gefaßt hatte, ein vertieftes Naturstudium und bedeutungsvollerer Inhalt, mußte im englischen Kunstschaffen Wurzel fassen, weil es bis heute diese Theorien ohne Wanken in die Tat umsetzt. Die beiden Seiten seiner Natur, die naturalistische Energie und der christgläubige Sinn, traten so klar in die Erscheinung, daß seine Ideale nicht mißzuverstehen waren, und sie lagen in dem Nationalwesen. Stehen wir doch heute noch voller Bewunderung vor einigen Werken aus der frühen Phase der Präraffaelitenzeit, die zu unsterblichen Zeugen einer gesunden und edeln Lehre werden. Wie tief sind die beiden Marien von Dyce, die heute die Tate Gallery schmücken, empfunden, und wie vollendet ist die Landschaft bis in jeden Grashalm wiedergegeben! Hier lebt die niederländische Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit der de Hoog und Terborch auf, die den Engländern tief im Blut steckt, und ein Neues, die Macht religiöser Empfindung, greift uns stark in die Seele. In den Malereien der Martineau, Hughes und Shield war in den Blütetagen des Präraffaelismus schon vieles nach Hunts Vorbild entstanden, und dieser starke Vorkämpfer sieht heute noch seine Anhänger wirken. Ganze Malergruppen haben sich aus seinem Geist gebildet, und am reinsten kommt er in der Label School, der Denis Eden und Cadogan Cowper angehören, zum Ausdruck. Aber gerade diese Neupräraffaeliten beweisen eine Weiterentwicklung der Bewegung, sie sind treu ohne Fanatismus, und gerade sie vermögen durch ein Element der Lebensbejahung Freunde zu werben. „Gründliches, geduldiges Studium der Natur, kein Zurückschrecken vor peinlichen Mühen" lautet ihre Satzung, wie die der Vorläufer des Raffael. Mikroskopische Feinheiten gibt es bei ihnen zu kosten. Edens Kunst sucht Abstraktionen und auch literarische Motive in Farben umzusetzen, er hat Geschmack an der Groteske, und wir begegnen dem Narren öfter bei ihm, dessen kauzige Gebärden und malerische Ausstaffierung das Auge fesseln und durch dessen Possen etwas Wehes schluchzt. Wer einmal ein feines Bildchen Edens entdeckt, sucht sich diesen Maler immer wieder. Weit breitere Wirkung hat Cadogan Cowper geübt, der 1907 einen glänzenden Sieg für den Neu-Präraffaelismus erfochten hat. Kenner hatten ihn sich schon aufgespürt als feinfühligsten Schilderer der wundersamen Assisilandschaft, und da er diesen Boden liebte, mußte auch die Legende und das alte Epos ihm Lockungen eingeflüstert haben. Seine „Heilige Agnes", der der Engel ein Gewand in den Kerker



Windsor Fry — Sidney Cartons letzter Gang



Eleanor Brickdale Fortescue — Eitelkeit putzt sich als Liebe

J. Young Hunter

Im Liebesgarten



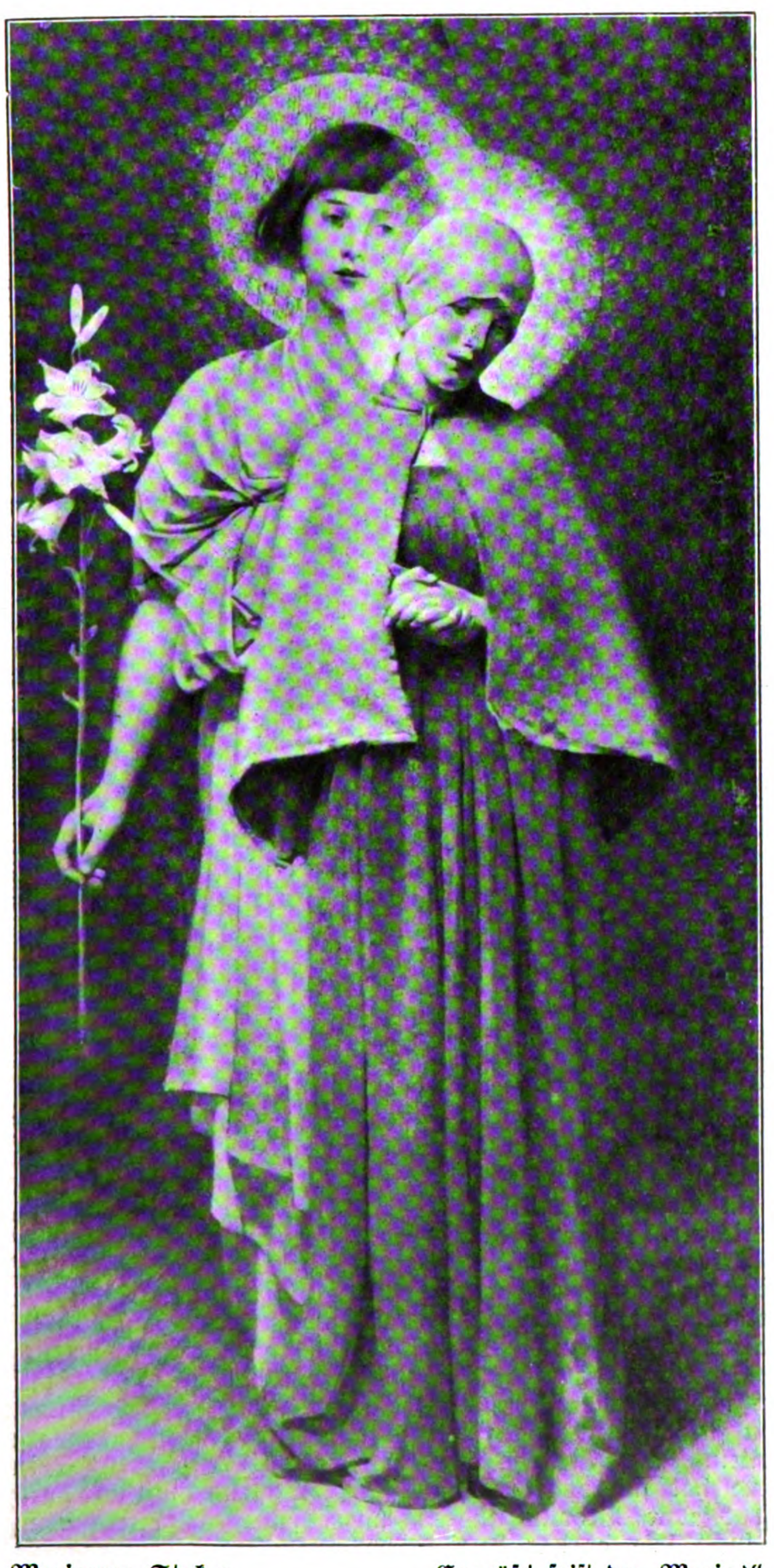
Byam Shaw — Liebestand

reicht, war schon 1905 für die Britische Nationalgalerie angekauft worden. Das Figürchen der Märtyrerin in ihrem lichtbraunen Haarmantel, die Faltenmalereien des ihr gespendeten Kleides, die Tonschönheit des Ganzen hatten mit Recht das burnejonesartige Schweben des Himmelsboten vergessen gemacht. Aber sein Bild von 1907 war wegen der neuen, ganz überraschenden Eigenschaften eines witzigen Charakterschilderers und originellen Kopfes in der Academy geradezu umlagert. Es zeigte den Teufel, der als buntschimmernder Troubadour mit der Gitarre die Nonnen durch ein Liebeslied aufschreckt, und wirkte wie der Triumph der Lebensfreudigkeit über die Askese. Es schien, als zerreiße plötzlich der graue Schleier präraffaelitischer Melancholie und als töne das seelenerlösende Lachen aus dem Reich der Grübler.

Rossettis Kunst zeigt einen Januskopf, in seiner Jugendzeit war er der Gotiker, später der Renaissancemeister. Eigenartig schieben sich beiderlei Züge immer in ihm durcheinander. Gerade seine erste Phase hat die Malerei Englands umgebildet. Diesen Geist haben Burne Jones und Morris weitergeleitet, und so könnte man behaupten, daß gerade Rossetti überall im Neu-Präraffaelismus hervorschaue. Aber mehr und mehr waren Giorgione und Palma ihm Götter geworden, und ihr Kult hat den Rossetti gestempelt, der uns in der Beata, der Monna Vanna, der Beatrice, Veronika Veronese und Proserpina am vertrautesten ist. Holman Hunt beurteilte solche Bilder als aus Rossettis sinnlicher Geschmacksphase stammend. Er sagt: „Das war Treibhausphantastik und atmete Verachtung für das robuste Freiluftgewächs des eingeborenen Präraffaelismus.“ Merkwürdiges hat Henry Ryland aus solchem Einfluß geschaffen. Auch ihn hat der Stoffkreis des klassischen Mythus, der Sage und Legende stets magnetisch angezogen, aber seine Galerie holder Phantasiefrauenköpfe, welche die Reihe verwandter Rossettischöpfungen fortsetzten, prägte sein Künstlerporträt. Besonders populär ist unter den Jungpräraffaeliten auch Byam Shaw geworden. Ihn sucht man auf jeder neuen Jahresausstellung, denn er hat besondere Ideen. Er kann auch koloristische Schlager bringen und gibt den Engländern immer den Finish, den sie so sehr lieben. Zuweilen mutet uns dieser Maler ganz wie die älteren Präraffaeliten an, so feierlich sind seine Bildgedanken, so schwerblütig erscheint seine Malerhand. Aber gerade in ihm braust dann wieder der Vollstrom der Jugend, und fast überschlägt er sich in ausgelassener Gebärde, in zuweilen burleskem Ein-



Henry Ryland — Der junge Orpheus



Marianne Stokes „Gegrüßt seist du, Maria!“

fall. Eines seiner schönsten Gemälde, „Liebestand", hängt in der Liverpool Corporation Gallery. Es ist ein Meisterstück ganz persönlicher Vision und malerischer Ausgestaltung. Sein Schöpfer spottet der Spielereien, durch welche die Menschheit das ernste Thema der Liebe herabwürdigt, er tut es mit dem Schwung, dem ganzen Uebermut der Jugend. Sein Lachen klang etwas schrill aus einem seiner letzten Gemälde, „So ist das Leben", das die Tragödie der verleumdeten Liebe in sonderbarer Theaterbeleuchtung vortrug. Erfreute man sich hier an einem zur Weltlichkeit wachgerufenen Präraffaelismus, so war gleichzeitig ein Werk Byam Shaws zu studieren, in dem er sich auch nicht um Haaresbreite von den wetterfesten Schulbrüdern unterschied. Er ist sicherlich einer der interessantesten Spättriebe der Bewegung. Gerald Moira hat die dekorative Begabung seines Schulkreises und wird deshalb in England viel zu Wandausmalungen zugezogen. Auch er betreibt Gedankenmalerei und hat sich durch George Frederick Watts, der selbst stark von präraffaelitischer Sphäre berührt wurde, den Zug ins Monumentale eingeben lassen. Aber in seinem Reich sieht es trübe aus, wir sehnen uns nach Sonnenstrahlen. Innige und leise Wirkungen weiß Marie Stillmann durch ihre Bildchen zu erzielen. Sie lebt in Rossettis Dantewelt und weilt auch am liebsten an historischen Stätten Italiens.

Ford Madox Brown, dessen Charakterhistorien Rossettis junge Feuerseele so leidenschaftlich erfaßten, hat weniger auf diesen direkten Schüler Einfluß gewonnen als auf ein paar heute sehr hoch eingeschätzte Meister wie Edwin Austin Abbey und Frank Craig. Abbey, der seit Jahrzehnten in England heimisch gewordene Amerikaner, läßt sich von Shakespeare, der Artussage, der Bibel inspirieren. Mit einer seltsam gebrochenen Kompositionslinie, pittoreskem Kostüm, kühner Charakteristik und einer Palette, die das Rot, Schwarz, Gold und Elfenbein Holbeins nebeneinander setzt, weiß er Bilder von fesselnd dekorativer Wirkung zu gestalten. Auch Eleanor Brickdale Fortescue hat sich von dem gesunden Geist Madox Browns führen lassen. Sie sucht wie er das Individuelle zu erfassen, erstrebt aparte Wirkung und ist von sozialen Gefühlen beseelt. Nach umfangreicher Schwarzweißtätigkeit hat auch sie der Zauber der Farbe besiegt. Daher beherrscht sie die Grammatik ihrer Kunst und arbeitet mit höchster Gewissenhaftigkeit.

J. C. Gotch zählt nur mit einzelnen Werken in diese Gemeinschaft. Er empfindet zuweilen andachtsvoll und reiht seine Bildfiguren vertikal wie ein Gotiker auf. Sein Gemälde „Halleluja" mit den vielen singenden Kindertypen ist es wert, die Tate Gallery zu schmücken, aber Erinnerungen an den Genter Altar bleiben fern. Seine Kunst neigt mehr zum Genrehaften, er liebt die Formen zu runden, und ein mildes Kolorit entspricht seinem wohltemperierten Gemüt.

Ein junges Malerpaar, John und Mary Young Hunter, werden heute als Neu-Präraffaeliten viel genannt. Sie sind keine ausgesprochenen Nachfolger, aber bekunden im Streben nach eigenartigen Themen und feinster Ausgestaltung Schulzugehörigkeit. In ihren ansprechenden Bildern sind keine Seelenabgründe offenbart, aber wir werden Zeugen verinnerlichter Vorgänge. In feingezeichneten Solo- und Duoszenen teilen sie reizvolle Stoffe mit. Sie beherrschen in Lichtführung und Tonwert die Mittel der scharfsichtigen Modernen und wissen durch eine gewisse altmodische Grazie der Biedermeierzeit besondere Wirkungen zu erzielen. Ihre Kunst liebt Gedankliches, hat aber keine pessimistische Schwere, sie sucht vielmehr liebevollen Wirklichkeitsanschluß. Auch Baron von Rosenkrantz, Ch. Hallé und Ernst Board sind präraffaelitisch berührt worden, und durch besondere psychische Reize und vornehmen Kolorismus erzwingt neuerdings Windsor Fry die Aufmerksamkeit der Kenner.

Zwei Seelen leben in der Brust des englischen Volkes; der Kapitalismus und der Puritanismus. Die erste hat die Weltmachtstellung des größten aller Kolonialreiche begründet, die zweite speist die kulturelle Entwicklung der Nation aus der Fülle idealistischer Ueberzeugungen. Aus ihr hat der Präraffaelismus seine besten Wurzelkräfte gezogen. Seine Lebensfähigkeit scheint nicht nur durch die große Anzahl seiner Bekenner verbürgt, sondern vor allem dadurch, daß er seine Formen zeitgemäß abzuwandeln beginnt.



Vor der Entscheidung. Nach einem Gemälde von Berthold Clauß

Fridolin

Von

Rudolf Presber

Der Rentier Borromäus Jädecke legte eines Tages, als er gerade dabei war, einen Kalbsnierenbraten zu tranchieren, das große Messer auf die Seite, faltete die Hände über den geräumigen Bauch und äußerte: „Mir ist nicht gut." Dazu schloß er die Augen.

Seine tüchtige Gattin Ernestine, geborene Kumms, die das „nicht gut" auf den Kalbsnierenbraten bezog, entgegnete spitz, daß sie nicht in dem Kalbe drin stecke; daß ferner kein Verlaß mehr auf die modernen Köchinnen sei, die des Sonntags große Hüte trügen und des Werktags nichts kochen könnten; und daß überdies die Auguste eine Zahnwurzelhautentzündung habe, die sie sehr schmerze, aber leider nicht bewegen könne, einen Zahnarzt aufzusuchen.

Auf alle diese Mitteilungen reagierte der Rentier Borromäus Jädecke nicht. Er schien sogar gar nicht zuzuhören. Sein Haupt war tief auf die sich bauschende Hemdbrust herabgesunken. Der silberdurchzogene Vollbart stellte sich um das blasse Doppelkinn wie eine wunderlich struppige Halskrause. Die Augen blieben geschlossen.

In diesem Augenblick schob Fridolin Jädecke, der fünfzehnjährige Sohn des Ehepaares und die einzige Frucht ihrer ehelichen Liebe, mit dem Handrücken das Weißbrot beiseite, aus dem seine Finger sinnvolle Figürchen geknetet hatten, und sagte ganz leise: „Mutter, sieh doch — Vater wird doch nicht ...?"

Die Uhr schlug gerade zwei. Fridolin erinnerte sich später stets dieses Umstandes, wenn er vom Tode seines Vaters erzählte. Er nannte diesen Tod einen schönen; fügte aber allemal hinzu, daß ihm die Erinnerung edler erschiene, wenn der vortreffliche Mann wie Sophokles — er glaube, es sei Sophokles gewesen —

an einer Weinbeere oder wie der große Plato am Schreibtisch gestorben sei. Ein Kalbsnierenbraten sei immer eine lächerliche Sache; obschon er nicht anzugeben wisse, warum. Und schließlich: sein Vater habe sich das Menü für seinen so plötzlichen und schmerzlosen Abschied von der Welt nicht persönlich ausgesucht.

Vor Ernestine, die vor sechzehn Jahren diesen braven Garnfabrikanten geheiratet hatte, um einen österreichischen Oberleutnant zu vergessen, türmten sich die Sorgen. Und sie bemühte sich, das durch die Länge ihrer Kreppschleier zum Ausdruck zu bringen. Das letzte Porträt des guten Borromäus stand stets unter frischen Blumen auf ihrem Schreibtisch, und sie hielt oft heimlich Zwiesprache mit ihm. Um Nahrung, Kleidung und Wohnung brauchte der Zurückgebliebenen ja nicht bange zu sein. Aber wie würde sie den Sohn erziehen? Wie würde sie ihn durch die starrenden Klippen des humanistischen Gymnasiums lancieren?

Auf Fridolins verstellbarem Patentpult, an dem er seine Schulaufgaben erledigte, wenn er nicht gerade mit einem kleinen Netz im Aquarium zwischen den Schlingpflanzen herumfuhr oder in seiner Käfersammlung die abgefallenen winzigen Insektenbeine mit der Pinzette vom Korkboden der Kästen pickte, lagen immer Bücher aufgeschlagen. Bücher, die mit ihren unlesbaren griechischen Buchstaben, mit ihren rätselhaften mathematischen Zeichen die forschende Mutter in die höchste Unruhe versetzten. Eines Tages aber las sie in einem dieser schrecklichen Bücher unter der Ueberschrift „Moduslehre", die ihr wenig sagte, den anregenden Satz: „Modi nennt man diejenigen Formen des Verbums, durch welche das Verhältnis der ausgesagten Tätigkeit zur Wirklichkeit bestimmt wird."

Durch eine kühne Gedankenverbindung dachte sie alsbald — ohne sich weiter um die vier Modi zu kümmern, die im nachfolgenden der griechischen Sprache nachgesagt wurden — über den „Modus" im Leben ihres Sohnes nach. Und kam zu der beängstigenden Gewißheit, daß hier das „Verhältnis der ausgesagten Tätigkeit" mit der „Wirklichkeit" durchaus nicht übereinstimmen wollte. Denn nach seinen Bekundungen war Fridolin fleißig bis zur Erschöpfung; zu dieser ausgesagten fieberhaften Tätigkeit aber stand die Wirklichkeit der heimgebrachten Zensuren in einem schroffen und unerklärlichen Gegensatz.

Auch die reichlich gelegten Patiencen gaben leider widerspruchsvolle Orakel.

Einige mütterliche Zweckbesuche, die für das trostlose Witwentum durch einen besonders langen Kreppschleier betont wurde, brachten keine rechte Klarheit. Der Ordinarius äußerte sich in langen Sätzen, die durch das ewig wiederkehrende „Einesteils — andernteils" auf das Gehirn der an solche Konstruktionen nicht gewöhnten Mutter eine lähmende Wirkung übten. Der Mathematiklehrer verwechselte Fridolin mit einem nicht unbegabten, aber unbotmäßigen Zögling namens Ignaz Cohn (der aber dennoch die evangelische Religionsstunde mit genoß); ein Irrtum, der sich erst herausstellte, als Frau Ernestine ziemlich verwirrt schon wieder im Türrahmen stand. Und der Herr Direktor äußerte sich nicht ohne Wohlwollen dahin: es gebe nach seiner eignen Erfahrung viererlei Arten von Schülern: a) solche, die könnten und nicht wollten, b) solche, die wollten und nicht könnten, c) solche, die nicht wollten und nicht könnten, d) solche, von denen es ungewiß bliebe, ob sie nicht wollten oder ob sie nicht könnten. Er persönlich neige zu der Ansicht, daß Fridolin der Gruppe d zuzuteilen sei; doch bleibe immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er auch zu einer der andern Gruppen gehöre. Wie denn überhaupt erst das Abiturium einen wahren Einblick in den Wissensvorrat und die Wesensart des Schülers gestatte.

Um die Erkenntnis von der Nützlichkeit des Abituriums reicher, über die Zukunft des Sohnes aber unaufgeklärt, verließ Ernestine Jädecke, geborene Kumms, das durch die Fülle seiner Bücherschränke imponierende Studiergemach des Direktors, das Herz voll heißer Sorgen und den Kreppschleier voll kalten Pfeifenrauchs.

Kurze Zeit nach diesen denkwürdigen Besuchen ließ sie Fridolin vom Hausarzt untersuchen. Dieser Gelehrte, der sich bereits durch langes Leben den Titel Geheimer Sanitätsrat zugezogen hatte, klopfte, während die Mutter in ängstlicher Spannung hinter einer spanischen Wand ihre Finger in das noch warme Unterwämschen des Sohnes krampfte, eine halbe Stunde lang schweigend an dem

hageren nackten Körper ihres Sohnes herum. Mit verhaltenem Atem behorchte er mittels eines langen dünnen Röhrchens Körperteile, in deren Innerem ein Laie niemals orientierende Geräusche vermutet hätte. Dann ging er mit der Mutter in die gute Stube, setzte sich in einen grünen Plüschsessel und stellte die Diagnose.

„Der Junge ist rasch gewachsen, aber gut gebaut. Herz und Nieren sind in Ordnung. Aber — hm — ja, aber im rechten Lungenflügel scheint eine kleine, unbedeutende Dämpfung vorhanden zu sein."

Als der Geheime Sanitätsrat diese Diagnose stellte, vergaß er leider, daß er am Tage zuvor, von der Hundstagshitze verlockt, ein Flußbad genommen hatte. Bei welcher Gelegenheit ihm etwas Wasser ins Ohr gekommen war, das seine akustischen Wahrnehmungen noch immer ein wenig beeinflußte.

Eine Dämpfung —! In der Lunge ... Er hätte Ernestine ebensogut sagen können, in zwanzig Minuten werde ihr Junge guillotiniert und eine Begnadigung durch den Landesfürsten sei nicht zu erhoffen. Sie las tränenden Auges im Konversationslexikon nach, daß die Lunge das Atmungsorgan der Wirbeltiere — mit Ausnahme der Fische — und des Menschen sei; daß dieses notwendige Organ die Form eines durchgeschnittenen Kegels aufweise, schwammig-elastisch sei und unter dem Fingerdruck knistere. Dieses schreckliche „Knistern", von dem sie nie zuvor gehört hatte, verfolgte sie in ihre Träume. Und wenn sie jetzt ihren Sohn anfaßte, ihm die Hand gab, ihm das Haar streichelte, glaubte sie seine Lunge „knistern" zu hören. Ueber Lungenabszesse, Lungenbrand, Lungenerweiterung unterrichtete sie sich mit schreckhaftem Eifer; und ihr armer Kopf hatte in seinem ganzen Leben noch nicht so viele unaussprechbare Fremdwörter von dunkelm Sinn hin und her geworfen, als in diesen qualvollen Wochen, in denen der Band XI des Konversationslexikons: „Lederindustrie bis Lina Morgenstern", ihr jede von Haushaltsorgen freie Minute ausfüllte.

Aus der kleinen, unbedeutenden Dämpfung wurde in ihrer Phantasie rasch eine „große, gefährliche" Dämpfung. Sie sah die rechte Lunge schon zerstört. Und eines Tages hatte ihr Kummer den düsteren Ausdruck gefunden: „Fridolin hat nur eine Lunge."

Fridolin selbst merkte davon nichts. Die Tränen, die seine Mutter immerzu vergoß, wenn er in ihren Gesichtskreis trat, brachte er in Verbindung mit seinen unerquicklichen Zensuren und einigen Rechnungen für Fensterscheiben in der Nachbarschaft, denen verirrte Kugeln seines Blasrohres gefährlich geworden waren. Und die angstvolle Fürsorge, mit der die brave Frau ihn umgab, mit der sie die Temperaturen in seinem Arbeitsraum regelte, seine Kleidung jeder Witterungsschwankung anpaßte und mit Milch, Fleischextrakt und Lebertran sein erstaunliches Wachstum unterstützte, schien ihm in Anbetracht seiner wertvollen menschlichen Qualitäten durchaus erklärlich.

Verwunderlicher kam es ihm schon vor, daß auch die Lehrer nach abermaligen Zweckbesuchen seiner Mutter ihn mit einer gewissen zarten Sorgfalt behandelten. Der Ordinarius setzte ihn vom Fenster, der Mathematiklehrer wieder vom Ofen weg; und als er sich in der Homerstunde an einem Lakritzbonbon verschluckt hatte, stieg der Professor Böckelmann persönlich vom Katheder, klopfte ihm mit onkelhafter Vorsicht den Rücken und bat ihn, eine halbe Stunde im Schulhof in der Sonne langsam auf und ab zu gehen. Eine Ermahnung, der Fridolin um so lieber und eilfertiger nachkam, als er nicht präpariert hatte.

Der Turnlehrer aber, ein etwas robuster Herr, der wenig nachdachte, seine bescheidenen Denkresultate aber stets laut und ungeschminkt zum besten gab, verschaffte ihm eines Tages den Schlüssel zu dieser befremdlichen Ausnahmestellung. Als nämlich Hochsprung mit Stange geübt wurde, ordnete dieser ganz in einen kakaofarbenen Trikotstoff gehüllte muskelstrotzende Mann in einem väterlichen Tone an: „Der Fridolin Jädecke braucht nicht mitzuspringen, insofern, als daß er nur eine Lunge hat."

Nun wußte er's. Insofern, als daß er nur eine Lunge hatte!

Daher also kamen alle die Freundlichkeiten, die er genoß. Er hatte nur eine Lunge; was ein populärer Ausdruck für eine halbe Lunge sein mußte. Er fühlte zunächst nur das Interessante des Falles und kam sich vor, als ob ihm jemand ge-

sagt hätte, es sei nun erwiesen, daß er direkt von Karl dem Großen abstamme; oder in der Stunde seiner Geburt sei ein leuchtender Meteorstein durchs Fenster in die Stube auf den grünen Plüschsessel geflogen.

Am Abend dieses Tages, an dem die denkwürdige Turnstunde stattgefunden hatte, sagte er zu seiner Mutter, während er sich Kartoffelsalat zu dem kalten Hühnchen nahm: „Ich habe also nur eine Lunge."

Er sagte das ruhig, kühl und bloß konstatierend; wie ein andrer etwa gesagt hätte: ich werde mir einen Strohhut kaufen, oder: ich muß meine Kneiferschnur erneuern.

Die Mutter fiel fast vom Stuhl, auf dem sie in ihrer Schreckhaftigkeit überhaupt nie fest saß. Sie wollte antworten, brach aber bloß in einen Strom von Tränen aus. Fridolin bat sie, sich zu beruhigen und lobte, daß der Salat noch selten so wohlschmeckend gewesen sei.

Er fühlte sich von nun an in einer Heldenrolle. Da er nicht die geringste Unbequemlichkeit von seinem angeblichen schweren Leiden spürte, so gab ihm sein Zustand nur Gelegenheit zu schönen Redewendungen, in denen er stoische Philosophie zum Ausdruck zu bringen sich mühte. Er sprach lächelnd von „dieser schönen Welt", die er allen guten Menschen gönnte, im Tone eines weisen Mannes, der schon heimlich auf die Uhr sieht, wann sein Zug geht. Er ließ die mütterliche Fürsorge ohne Widerspruch walten, aß Taubensüppchen, trank zur glacierten Kalbsmilch ein Glas alten Bordeaux, fuhr an sehr heißen und sehr kalten Tagen in der Droschke zur Schule und machte erfrischende Waldspaziergänge, wenn in seiner Klasse Extemporalien geschrieben wurden. Zuweilen nahm er auch mit nachsichtigem Lächeln ein Fieberthermometer unter die Achsel, das ihm die zitternden Hände seiner Mutter reichten und das in all der Zeit nur ein einziges Mal über 37,5 Celsius anzeigte. Und dieses war, als sich Fridolin an seinem Geburtstag an Hummermayonnaise übernommen hatte.

Allen diesen eher erfreulichen als anstrengenden Uebungen unterzog er sich mit der lächelnden Miene und liebenswürdigen Geste eines gütigen Jünglings, der, eigne Unbequemlichkeiten tapfer niederkämpfend, seiner geliebten Umgebung noch eine letzte Freude machen will. Und hin und wieder floß in seine Rede eine Anspielung auf die heimlich gehegte Hoffnung, daß er bei all seinen menschlichen Fehlern, die er weder leugne noch verkenne, seinen Nächsten ein ungetrübtes Erinnerungsbild zurücklassen werde.

Der Geheime Sanitätsrat, der auf dem grünen Plüschsessel in der guten Stube das schreckensvolle Wort von der „Dämpfung" gesprochen hatte, war nach einer heftigen Mittelohrentzündung gestorben. Auf seinem Grabe stand eine Marmorurne, um die sich eine Schlange ringelte, die mit aufgesperrtem Rachen eine lange lateinische Inschrift fressen zu wollen schien; vielleicht, weil sich ein grammatischer Fehler in diesen sinnreichen Spruch eingeschlichen hatte. Sein Nachfolger war ein angenehmer, dicker junger Mann mit einem von Mensuren frikassierten Gesicht und einem kurzen, zuversichtlichen Lachen, das ihn zum Liebling lebenshungriger Patienten in wohlsituierten Kreisen machte. Dieser Doktor Egon Bänder hatte auch Fridolin untersucht und behorcht, bis ihm vor Anstrengung die Schmisse wie Frühstückswürstchen angeschwollen waren. Dann hatte er mit fröhlichem Lachen erklärt, er finde nichts an der Lunge; aber, lieber Gott, eine gute Ernährung, Waldspaziergänge und gelegentlich ein Aufenthalt im Süden werde dieser Konstitution, wie jeder andern, besser bekommen als die ewige Berechnung von Kegelschnitten und die Präparation von Tacitus' Annalen. Und da die verehrte Frau Jädecke so gestellt sei, so . . .

Fridolin lächelte sein mildes, verzeihendes Lächeln. Er fühlte sich wohl in dieser Stimmung eines ewigen, zu frühen Abschiednehmens, und wenn ihm einer vor aller Augen und jeden Einwand besiegend seinen zweiten Lungenflügel intakt wieder eingesetzt hätte, er hätte solchen Eingriff als eine empörende Störung seines seelischen Gleichgewichts empfunden. Er fühlte sich mit seinen achtzehn Jahren durchaus in der Abendsonne; und die Melancholie, die alle seine Unternehmungen, Gedanken und Aussprüche in violette Tinten zu tauchen schien, tat dem Auge seiner Seele unendlich wohl. Mit der Miene des greisen Stoikers, der sich nicht täuschen läßt über sich und seinen Zu-

stand, zerlegte er weiter das bekömmliche weiße Fleisch gutgebratener Poularden, trank er weiter in gemessenen Zügen seinen dunkelroten Wein, bestieg er weiter, wenn das Wetter ungünstige Wendung zu nehmen schien, die Droschken seiner Vaterstadt. Und dies alles tat er mit einem warmen Blick der Liebe auf seine Mutter, der zu sagen schien: „Für dich will ich mich schonen!"

Dabei war er auch gegen andre von einer verzeihenden Milde, die das Mutterherz tief rührte. Ernestine hatte sich mit der Tante Karoline, der Stiefschwester ihres Gatten, überworfen, weil diese robuste Dame, die bereits zwei Männer hatte begraben und einen dritten in Gotha hatte verbrennen lassen, die Ansicht vertrat, der Geheime Sanitätsrat sei ein alter Schafskopf gewesen, und Fridolins Lunge sei so gesund wie ihr Herz und wie der Kehlkopf ihres Harzer Rollers, der zur Verzweiflung der Anwohner auf dem Balkon der Tante von morgens bis abens sein grelles Lied schmetterte. Fridolin aber hatte die Tante in sanfter Rede verteidigt und das schöne Wort gesprochen: Der Himmel möge ihr die Kraft ihrer siebenundfünfzig Jahre erhalten, in der allein das Unverständnis für fremde Bresthaftigkeit und die Ablehnung unabwendbarer Gefahren liege. Für den Fall seines Todes aber hatte er auf besonderem Blatte angeordnet, daß die Tante ein in Leder gebundenes Exemplar seiner rhythmischen Horazübersetzungen erhalten sollte, die er die Mutter als Privatdruck herauszugeben und an Hand einer häufig von ihm vervollständigten Liste an die Freunde als „letzten Gruß eines Frühgeschiedenen" zu verteilen bat.

Fridolin hatte sich hübsch entwickelt. Er war ein schlanker Junge geworden mit leichten mühelosen Bewegungen, mit roten Backen und guten Muskeln, dem das gewellte kastanienbraune Haar und der goldig schimmernde Anflug von Schnurrbart auf der vollen Oberlippe gut stand. Die gesunden weißen Zähne lugten ein wenig vor und schienen Eisen knacken zu können. Von allen Kinderkrankheiten war er verschont geblieben; und wenn nicht die besorgte Mutter mit leiser Stimme die Geschichte von der Lungendämpfung erzählt hätte (eine Erzählung, die übrigens keinem erspart blieb, der Ernestine Jädecke, geborene Kumms, länger als eine Viertelstunde zu sprechen den Vorzug hatte), der hätte geschworen, einen kerngesunden Burschen vor sich zu haben.

Zuweilen hegte die Mutter selbst einen frohen Zweifel an des alten Geheimrats trauriger Diagnose. Dann aber lächelte Fridolin nur sein melancholisches Lächeln des Wissenden, in dem es wie gütiger Verzicht und heimlicher Abschied lag, sprach eines jener mitleidsvollen verschleierten Worte, aus dem leise und ohne Bitterkeit die Ueberzeugung naher Schicksalserfüllung klang; und Ernestine nahm wieder seufzend den Baedeker vor, um einen Ort auszusuchen, dessen geschützte Lage und gesundes Klima dem geheimnisvollen Zustand ihres Lieblings in den Ferien zuträglich sein konnte.

Wenn es für die vortreffliche Frau noch eines Beweises bedurft hätte für den Ernst, mit dem Fridolin sein durch die Unauffälligkeit doppelt tückisches Leiden betrachtete, so war dieser Beweis erbracht durch die vornehm duldende, sich selbst überwindende Art, mit der ihr Sohn der Allbesiegerin einer gesunden, kraftvollen Jugend begegnete: der Liebe.

Sie hieß Thekla. Ihr Bruder Konrad ging mit Fridolin in dieselbe Klasse. Als Fridolin sie kennen lernte, trug sie eine Defreggerfrisur und schwärmte für Mademoiselle Boulanger, eine sommersprossige Genferin, die im Institut Voltaires „Zaire" mit ihren Schülerinnen las, für Obsttörtchen und für Körners Gedichte. Fridolin machte sie mit dem „Mirza-Schaffy" bekannt. Und als er im Stadtgarten Scheffels „Trompeter" mit ihr besprach, küßte er sie zum erstenmal hinter einem Rhododendron. Da es ein Gärtnerbursche gesehen hatte, der an den Marschall-Niel-Rosen die Läuse mit Nikotin abspritzte, schwebten sie beide mehrere Tage in großer Angst. In Konrads Ovidexemplar wanderten Briefchen hin und her, die tiefe Zerknirschung atmeten. Aber der Gärtnerbursche war diskret und sah offenbar in der Vertilgung der Blattläuse eine würdigere Lebensaufgabe als in der Vernichtung eines jungen Menschenglücks.

So folgten jenem köstlichen Spaziergang um die Rhododendren einige Ausflüge in die Umgebung, bei denen Theklas Bruder Konrad zwei Schwestern Kleemüller zu unterhalten hatte, außerordent-

lich frischgewaschene blonde Mädels, die durch ein entzückend zweistimmiges Lachen aller Herzen eroberten, wenn sie zusammen erschienen, und die, einzeln genossen, schweigsam, bedrückt und sehr töricht waren. Da Konrads Herz heftig zwischen diesen beiden Schwestern schwankte und die lieben Mädchen gewohnt waren, all die kleinen Huldigungen Hand in Hand gehend und, zweistimmig lachend, gemeinsam zu genießen, so blieb für die stets listig im Hintertreffen wandelnden Thekla und Fridolin reichlich Zeit und Gelegenheit zu seelischer Annäherung.

Bei Besichtung eines Kuhstalls in Neu-Strettenau kam es hinter dem Schlafverschlag des Schweizers zu einem zweiten Kuß; und auf dem Söller der Ruine Dachsfels hinter dem Rücken des mit vielen schmierigen Verdienstbändern gezierten Wächters, der gewissenhaft das Fernrohr putzte, zu einem dritten. Fridolin besaß bereits ein Zopfband, einen Zwirnhandschuh und eine lila gefärbte Hühnerfeder, welche Dinge sämtlich zu Theklas Erscheinung gehört hatten. Und in Theklas verschließbarem Nähkästchen ruhten unter dem koketten Bilde der Mademoiselle, dessen Entstehungszeit — wenn sie überhaupt die Dargestellte war — viele Jahre zurückliegen mußte, zwei welke Veilchensträußchen, eine lateinische Ode in sapphischen Strophen und ein deutsches Gedicht, in dem in Fridolins unverkennbar steiler Handschrift sehr kühn der isländische Vulkan Hekla auf Thekla gereimt war; ein Reim, dessen unbestreitbare Originalität durch den sonstigen Inhalt der poetischen Huldigung nicht überboten werden konnte.

Bei aller Verliebtheit hatte Thekla, wie das bei Mädchen mit Defreggerfrisuren häufig beobachtet wird, den Sinn für die Realität des Lebens nicht verloren. Auf einem Sonntagsausflug nach dem Birtzelsee, während Konrad die frischgewaschenen Schwestern Kleemüller ruderte, bis er Blasen an den Händen hatte, traf es sich, daß Fridolin und Thekla, dem Sport der andern vom Ufer neidlos im Fichtenschatten zuschauend, auf die Ehe zu reden kamen. Fridolin erklärte diese Institution für den „idealen Menschheitszweck“; und Thekla fand in ihrem Herzen Gründe, dem beizupflichten. Ohne die Gedankenbrücke ahnen zu lassen, die ihre Ideen knüpfte, fragte das Mädchen, während es mit der Schirmspitze kleine braune Rindenstückchen in den moosigen Waldboden eingrub, was er eigentlich zu studieren gedenke und wann dieses Studium beendet sei.

Da trat in Fridolins Auge jener merkwürdige unbestimmbare Ausdruck, der immer das Blau seiner Sehwerkzeuge umflorte, wenn er an seinen Zustand dachte oder an etwas, das damit nahe zusammenhing: an glacierte Kalbsmilch, Droschken, alten Rotwein und Rivierahotels. Und er sprach wie zu sich selbst, nicht ohne die leise Freudigkeit, die ein großer Verzicht auf die Erfüllung des Menschheitszweckes edeln Herzen leiht: „Es ist wohl gleichgültig, was ich studiere, da ein Studium doch nie zu Ende geführt wird.“ Und seine Fingernägel betrachtend, als ob alsbald Maiglöckchen daraus wachsen müßten, äußerte er noch: „Mit mir erlischt das Geschlecht Jädecke. Selbst wenn ich das durch Staat und Gewohnheit festgesetzte Alter und die bürgerliche Möglichkeit zur Ehe noch knapp erreichte — ich bin zum Verzicht geboren.“

Theklas Schirmspitze ruhte. Der kleine rote Mund des Mädchens öffnete sich gerade so weit, daß man eine Kirsche hätte hineinschieben können, und mit tiefem, lähmendem Erstaunen dachte sie an das Rhododendron, den Ovid und den Gärtnerburschen, an den Neu-Strettenauer Kuhstall, an die Dachsfelsruine und an den Wächter, der das Teleskop putzte. Ein großes Mitleid mit sich selbst, das ehrlichste, das Menschen empfinden, stieg in ihr auf und füllte ihre Augen mit Tränen. Die Defreggerfrisur drückte sie plötzlich wie eine Märtyrerkrone.

Fridolin aber, der unbeweglich vor sich hinsah, sprach das merkwürdige Wort: „Ich darf nicht vergessen, daß jeden Augenblick der Kalbsnierenbraten aufgetragen werden kann.“

Da Thekla die tragische Geschichte vom Tode des alten Borromäus Jädecke nicht kannte, mithin die symbolische Beziehung zwischen Fridolin und diesem Braten nicht würdigen konnte und persönlich Kalbsnierenbraten nicht gern aß, so erschien ihr dieser Ausspruch des Freundes als eine geistige Verwirrung. Sie war dem Bruder Konrad dankbar, daß er eben hochrot von Sport und Verlegenheit angekeucht kam, um Fridolin um fünf-

zehn Pfennig zu bitten, die zur Begleichung der Forderung des Bootsverleihers an seinem Taschengeld fehlten.

Fridolin reichte ihm die zwei Nickelstücke mit jenem verlorenen Lächeln, das seine Freundschaftsbeweise zu letzten Abschiedshandlungen stempelte, und die Schwestern Kleemüller, die der argwöhnische Bootsmann nicht hatte an Land steigen lassen, ehe seine Forderung voll befriedigt war, konnten mit ihrem zweistimmigen Lachen die „Schwalbe" verlassen.

Auf dem Heimweg schien der Mond. Die Schwestern Kleemüller sangen zweistimmige Lieder. Konrad, der ihre naßgewordenen Mäntel trug, war glücklich. Thekla kämpfte mit Tränen. Und Fridolin verbreitete sich darüber, daß der Mond, der keine Eigenwärme und keine Leuchtkraft besitze und auf die Gnade der Sonne angewiesen bleibe, so recht das Gestirn des Entsagenden sei. Er fand diese Mondgedanken so schön, daß er sie zu Hause in Rhythmen brachte und aufschrieb. Es war Mitternacht und der Mondschein längst einem Platzregen gewichen, als er diesen fünf Gedichten einer schmerzlichen Entsagung die Ueberschrift gab: „An Thekla."

Als er das Manuskript, das er einzuschließen vergessen hatte, am andern Tage nach überstandenem Schulunterricht wieder vorfand, waren einige Stellen verwischt wie von dicken Wassertropfen. Er kannte diese Tropfen; es waren Tränen aus den Mutteraugen der Frau Ernestine Jädecke, geborenen Kumms.

Thekla nahm zwar noch eine Abschrift der „Mondgedanken" in Empfang, aber sie behandelte Fridolin jetzt mit merklicher Kühle und nahm die Huldigungen des jungen Joseph Binzer freundlicher auf, der zwar aus Abneigung gegen die jonische Formenlehre und die analytische Geometrie schon mit dem „Einjährigen" das Gymnasium verlassen hatte und augenblicklich in gebranntem und ungebranntem Javakaffee die Dörfer bereiste, der aber von etwas törichter Gesundheit strotzte und Aussicht hatte, bald ins Geschäft seines Vaters übernommen zu werden.

Die Wahrnehmungen dieser Beziehungen gab Fridolin Veranlassung, einen Zyklus in Trochäen zu schreiben: „Die Treulose", mit dessen grausigem Inhalt verglichen Bürgers „Leonore" ein munteres Liedchen genannt werden müßte. In seinem zum siebten Male ins Reine geschriebenen letzten Willen aber machte er das Vermächtnis seines goldenen Füllfederhalters an Thekla rückgängig.

Freundliche Rücksicht der Herren Prüfenden erleichterte Fridolin das Abitur. Er wurde, obschon seine Arbeiten nicht allzu glänzend waren, vom Mündlichen dispensiert, in dem er zweifellos hereingefallen wäre. Seine Mutter schenkte ihm einen Rubinring und legte den Kreppschleier ab.

„Ueberarbeite dich nicht," ermahnte sie den ausziehenden Studenten, „nimm dir Zeit."

Und er versprach das, nicht ohne leise anzudeuten, daß vielleicht gerade er sich recht sehr zu beeilen gute Gründe habe; immerhin, da es die gute Mutter wünsche . . .

Seine erste Freiburger Zeit beherrschte noch die Erinnerung an Thekla. Und in seinem Kollegienheft der Pandekten fanden sich zwischen Hinweisen auf Windscheid und Dernburg allerlei kurzzeilige Eintragungen, die mit der „Litera Pisana" nicht das geringste zu tun hatten. Dann aber trat Klärchen in sein Leben, und der Kollegienbesuch erlitt dadurch Unterbrechungen, die das Führen von Heften für längere Zeit überhaupt erübrigten.

Klärchen betrieb in der Rheinstraße ziemlich selbständig ein Papiergeschäft. Denn die halb taube Mutter, die immer frierend und in einen alten Türkenschal gewickelt in einem Winkel Strümpfe strickte und nur zuweilen, ohne aufzublicken oder sich für die Antwort zu interessieren, nach vorn rief, wieviel Uhr es sei, kam nicht in Betracht. Klärchen war nicht ganz so jung mehr, wie sie im Halbdunkel des sauberen Lädchens aussah, aber die angenehme Fülle ihrer Figur, das anmutige Oval ihres frischen Gesichts und die flinke Art, mit der sie, die lustig rauschenden Röckchen werfend, die Leiter erstieg, um die gewünschten Schreibwaren zu holen, die alle merkwürdig hoch in den Schränken aufbewahrt wurden, verfehlte auf jüngere Semester ihren Eindruck nicht.

Es hieß, sie habe vor zwei, drei Jahren einen kleinen Roman mit einem steinreichen Australier, der hier vergeblich Medizin studierte, erlebt. Aber sie selbst sprach so unbefangen von dem längst

Heimgekehrten, daß niemand Böses dabei denken konnte.

Klärchen hatte ein fabelhaftes Gedächtnis für alles, was mit ihren Kunden zusammenhing. Sie war auch, ohne daß man je eine neugierige oder unbescheidene Frage von ihr gehört hätte, erstaunlich rasch über alle persönlichen Verhältnisse der in ihrem Laden verkehrenden Studenten unterrichtet. Nur „anzuschreiben" war sie nicht zu bewegen; es mußte alles bar bezahlt werden. Angeblich war das eine Marotte der tauben Mutter, die, in den Türkenschal gewickelt, Strümpfe strickte; und es bereitete ihr selbst, wie sie gern betonte, Schmerz, daß sie von dieser Geschäftspraxis nicht abgehen könne.

Seitdem Fridolin hier zum erstenmal einen Radiergummi gekauft, der aus der obersten Schublade des hohen Schrankes geholt werden mußte, war er ein guter Kunde geworden; und da er offenbar vergeßlich war, wurde oft zwei- und dreimal im Tag ein Gang in das seiner Wohnung benachbarte Lädchen notwendig. In seinem wackelnden Schreibtisch, den er nicht zu oft benutzte, stauten sich bald viele Pakete Schreibpapier, Federkasten, Bleistiftspitzer, Albums und Lampenschirme. Er hätte auf Grund dieses Lagers selbst ganz gut einen kleinen Handel mit Schreibutensilien eröffnen können.

Beim Einkauf nahm er sich Zeit und stand stets gern hinter andern Kunden zurück, die es eiliger hatten. Er knüpfte hübsche Bemerkungen an die vorgelegten Waren, ging zu kleinen Galanterien über, brachte ein paar Blumen, eine Tüte Konfekt, ein Billett zum Stadttheater, und lenkte schließlich an einem Vorfrühlingstag das Gespräch auf seine Einsamkeit, die ihm vom Ernst seiner Studien und von seinem Gesundheitszustand vorgeschrieben werde.

Am nächsten Sonntag gingen sie zusammen spazieren, auf den Schloßberg. Sprachen beim Hinaufsteigen von der Unzulänglichkeit der Gesetze, von den Professoren der juristischen Fakultät und von der Erhabenheit des Münsters. Sprachen beim Hinabsteigen von der Flüchtigkeit der Jugend, von dem Zauber des Frühlings, den man zuversichtlich erwarten dürfte, und von der Liebe.

Aus den geöffneten Fenstern einer Verbindungskneipe schwamm der „Schwarze Walfisch zu Askalon" auf Tabakswolken in die Nacht. Im Schatten der alten Universität küßte er sie. Ihr Mund war frisch und kühl; und ihre Augen blieben ruhig und weit geöffnet.

Dann gingen sie zusammen in eine kleine Weinstube, aßen Beinfleisch, tranken Markgräfler; und er schrieb eine Karte an seine Mutter, daß es ihm den Umständen nach wohl gehe. Sie leckte die Marke und klebte sie mit der Akkuratesse auf, die all ihren Handlungen eigen war.

Der Frühling schien herrlicher denn je ins Land kommen zu wollen.

Die jungen Leute machten Sonntags Touren in den Schwarzwald und hielten sich an den Händen, wenn sie durch die dunkeln Tannen gingen. Und sprachen von Glück und Wissenschaft, von Studium und Papierpreisen und auch von der Ehe. Und Fridolin erklärte diese Institution für den „idealen Menschheitszweck"; und Klärchen fand in ihrem Herzen Gründe, dem beizupflichten. Aber die alte taube Dame, die im Winkel des Papierlädchens saß, merkte nichts davon. Sie legte ihren Türkenschal nicht ab, und Strümpfe strickte sie keine mehr. Und immer seltener rief sie nach vorn, wieviel Uhr es sei. Und eines Morgens, als Fridolin rasch vor dem Kirchenrechtskolleg noch einen Radiergummi kaufen wollte, fand er Klärchen in Tränen. Die Mutter hatte sich gegen sechs noch einmal nach der Zeit erkundigt, hatte einen Blick auf ihr im Wasserglas schwimmendes Gebiß geworfen und war dann befriedigt eingeschlafen für immer.

Klärchen war nach der Beerdigung sehr mitgenommen und niedergeschlagen. In der rätselhaften Schatulle, in der die Mutter ihr Erspartes gesammelt, ohne sich über dessen Art und Wert zu äußern, hatte sich wenig genug vorgefunden. Eine Anzahl Hemdenknöpfe des seligen Gatten, eine Hornbrille, ein Schuhknöpfer, ein Krönungstaler und ein Sparkassenbuch über einige hundert Mark. Klärchen sah besorgt in die Zukunft. Ein schüchternes Angebot pekuniärer Beihilfe, das Fridolin wagte, wies sie stirnrunzelnd zurück. Als er ihr aber am andern Tage half, die neuangekommenen Kopiertintenfläschchen auszupacken, ließ sie eine Andeutung fallen, daß sie immer noch ein gutes Wort von ihm erhoffe, das auf ernste Absichten abziele.

Da trat in Fridolins Auge jener merkwürdige unbestimmbare Ausdruck, der



Der Turnvater im Reich der Frösche
Nach einem Gemälde von Heinrich Schlitt



immer das Blau seiner Sehwerkzeuge umflorte, wenn er an seinen Zustand dachte oder an etwas, das damit nahe zusammenhing: an glacierte Kalbsmilch, Droschken, alten Rotwein und Rivierahotels. Und er sprach, wie zu sich selber, nicht ohne die leise Freudigkeit, die ein großer Verzicht auf die Erfüllung des Menschheitszweckes edeln Herzen leiht: „Ich kann das teure Leben eines geliebten Wesens nicht an das meine ketten. Ich bin zum Verzicht geboren."

Und dabei blieb er, auch als ihn Klärchen mit Hilfe von zwei herbeigeholten Handspiegeln von seinem kerngesunden Aussehen überzeugen wollte. Das täusche, äußerte er; Aepfel, in denen der Wurm sitze, hätten oft die frischesten Backen. Und als sie ihm herzlich empfahl, noch einmal einen der berühmten Professoren der Universität zu konsultieren, lehnte er das ab mit der elegischen Bemerkung, eine der größten Autoritäten seiner Vaterstadt, ein Geheimer Sanitätsrat, habe schon vor Jahren seinen Zustand erkannt; und er schilderte dem betrübt aussehenden Mädchen im Anschluß an diese Reminiszenz die Marmorurne auf dem Grab des Geheimen Sanitätsrats, um die sich die Schlange ringelte und übersetzte ihr den ehrfurchtgebietenden lateinischen Spruch, der ihn und seine Kunst rühmte. Da schwieg sie. Denn sie lebte in einer Universitätsstadt und hatte eine große Hochachtung vor Marmorurnen und lateinischen Sprüchen. Schlangen aber ekelten sie.

Fridolin litt unter den traurigen Augen des Mädchens und ihrem stummen Vorwurf. Er faßte an einem Mittwoch in dem ziemlich unappetitlichen „Publicum", das der ewige Privatdozent Doktor Geigenspühl über gerichtliche Medizin las und das namentlich von Germanisten und Theologen stark besucht war, einen Entschluß. Auf einem herausgerissenen Blatt seines Kollegienheftes schrieb er an seine Mutter. Er habe eine Liebe; es sei wohl die letzte in seinem Leben. Er wolle nicht sagen, warum er das glaube; aber er träume eben häufig von dem muskelstrotzenden Turnlehrer, der, ganz in einen kakaofarbenen Trikotstoff gehüllt, in väterlichem Ton die Worte sprach: „Der Fridolin Jädecke braucht nicht mitzuspringen, insofern, als daß ..." Die Mutter wisse schon. Wenn sie ihm noch eine letzte Freude machen wolle, nehme sie das Klärchen zu sich ins Haus. Sie lese hübsch und mit Ausdruck vor, spiele auch etwas Klavier. Und was die Lebensanschauungen des vortrefflichen Mädchens angehe, so brauche er die Mutter nur darauf hinzuweisen, daß ... Hier mußte er den Brief unterbrechen, weil es einem Theologen neben ihm infolge einer allzu detaillierten Schilderung eines Leichenbefundes am Tatort übel wurde. Zu Hause schrieb er den Brief fertig und ließ ihn auf der Hauptpost einschreiben. Am Abend verfaßte er einen Nachtrag zu seinem „letzten Willen". Er wünschte verbrannt zu werden, und das Klärchen sollte die Asche in einer kleinen Urne erhalten. An ihrem Hochzeitstage aber sollte sie den Inhalt der Urne in ein fließendes Wasser streuen. Das „fließende Wasser" strich er dann wieder durch und ersetzte es durch das „ewige Meer". Obschon diese Bestimmung, wie er wußte, Reisespesen verursachen mußte, gefiel sie ihm besser.

Acht Wochen später zog Klärchen mit einem Schließkorb und drei Pappschachteln bei Ernestine Jädecke, geborenen Kumms, in Fridolins Vaterhaus ein. Ernestine küßte sie unter Tränen. „Sie sind seine Freundin," sagte sie, „und Sie werden mir einst sein Vermächtnis sein." Auch Klärchen weinte und ließ sich den Plüschsessel zeigen, in dem einst der Geheime Sanitätsrat gesessen, als er das harte Wort von der kleinen Dämpfung ausgesprochen ...

... Fridolin war Referendar geworden und hatte dank der Schonung, die er sich in jeder Beziehung auferlegte, auch das zweite Staatsexamen bestanden. Er wirkte, ohne sich durch Ueberarbeitung zu gefährden, als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt und hatte die Vorsicht, sich bald einen Associé zu nehmen, der Blumenthal hieß und eine wahre Leidenschaft für das Aktenstudium besaß.

Kurz nach dem Tode seiner Mutter — die noch im Fiebertraum gebeten hatte, Fridolin möge nicht mit auf den Friedhof gehen, wenn das Wetter schlecht sei, auf alle Fälle aber Gummischuhe anziehen — verheiratete sich Klärchen mit Konrad. Der gute Konrad hatte während seines ganzen chemischen Studiums die Schwestern Kleemüller im Herzen getragen, ohne sich für eine entscheiden zu

können. Das ging übrigens allen so, die sich in dies angenehm zweistimmig lachende Schwesternpaar verliebten; und so bekam schließlich keine von beiden einen Mann. Ihr zweistimmiges Lachen wurde spitzer und büßte seine Lieblichkeit ein. Sie selbst wurden rundlich und gaben gemeinsam Gesangsunterricht in besseren Familien.

Thekla hatte Joseph Binzer die Hand zum Bunde gereicht, dessen Javakaffeegeschäft einen großen Aufschwung genommen hatte, seit er sich zwei Eingeborene als Verkäufer hatte kommen lassen; baumlange, braune Kerle, die zwar nur gebrochen Deutsch sprachen und etwas exotisch rochen, aber das Entzücken aller Köchinnen und auch der kleinen Bürgersfrauen waren.

Mit Klärchen war Thekla eng befreundet. Sie gingen Dienstags und Freitags gemeinsam auf den Markt, hatten Mittwochs ihr Abonnement im Parkett des Stadttheaters nebeneinander, verglichen neidlos ihren Küchenzettel, tauschten ihre Meinungen und Gefühle in der Dienstbotenmisere aus und lasen abwechselnd die Bücher, die ihnen Fridolin mit dem wehmütigen Lächeln eines Mannes, der vielleicht seinen letzten Gang tut, aus seiner Bibliothek mitbrachte.

Fast niemals vergaß er bei solcher Gelegenheit zu sagen: „Sollte ich keine Gelegenheit mehr haben in diesem Leben — man weiß ja nie —, das Buch zurückzuholen, so behalten Sie es als kleines Andenken an mich!“

Die beiden Männer Konrad und Joseph sahen mit Rührung diese Freundschaft, die ihre Frauen mit dem nun schon seit Jahren unter der täuschenden Hülle eines Kerngesunden langsam Dahinsiechenden verband. Sie gönnten ihm auch die Freude, ihre ersten Kinder — Thekla schenkte Joseph ein Mädchen, Klärchen wiegte einen strammen Bengel — über die Taufe zu heben. Beiden Patenkindern brachte Fridolin ein versiegeltes Päckchen mit. Und seine Stimme war leicht umflort, als er die lieben Eltern bat, dieses Paketchen, das seinen „letzten Gruß“ an das geliebte Patenkind enthalte, erst **nach** seinem Heimgehen zu entsiegeln. Man versprach das auch mit gerührtem Dank und trank Rheinwein dazu.

Weder Konrad noch Joseph haben jemals erfahren, was in dem versiegelten Päckchen ihre Kinder erwartet. Sie sind beide vor Fridolin gestorben; und er hat ihnen beiden in dem Tageblatt seiner Vaterstadt, das er zuweilen durch anonyme Beiträge poetischen und philosophischen Inhalts schmückt, einen Nachruf gewidmet, dessen edle Herzlichkeit durch einige sinnstörende Druckfehler nicht verwischt werden konnte.

Mit den beiden Witwen hat er nun schon seit Jahren einen Whistabend, zu dem er selbst bei rauhem Wetter trotz seiner Lungendämpfung pünktlich erscheint. Er nähert sich jetzt schon den Sechzigern. Aber die Galanterie seiner geschonten Jugend ist sich stets gleichgeblieben. Zuweilen, wenn ein Rhododendron genannt wird oder eine Defreggerfrisur, blickt er Thekla mit einem verlorenen Lächeln an. Und wenn, wie das im Sommer zuweilen geschieht, durch das geöffnete Fenster der klingende Fetzen eines Studentenliedes in die Stube dringt, wo die drei ihre Tricks und Honneurs zählen, dann geschieht es wohl, daß er die Trumpffarbe vergißt und einen Augenblick aus verträumten Augen zu Klärchens silbrigem Scheitel hinübersieht. Und wenn er dann nach Hause geht, spricht er leise, zärtliche Worte vor sich hin; aber die hört keiner, der ihm begegnet, denn er hält ein Tuch vor den Mund und hütet sich, gegen den Wind zu atmen.

In den Kreisen der juristischen Kollegen und an Stammtischen, die er nie besucht, erklärt man den alten Herrn für einen verknöcherten Sonderling. Aber er hat auch liebenswürdige Einfälle. So ließ er neulich die unlesbar gewordene lateinische Inschrift auf dem Grabe eines Geheimen Sanitätsrates auf seine Kosten neu vergolden. Und seinem ehemaligen Turnlehrer, der längst keinen kakaofarbenen Trikotstoff mehr trägt, hat er ein Wägelchen gekauft, in dem sich der vom Schlage gerührte alte Mann mittags ein bißchen in der Sonne fahren lassen kann.





Mr. King hinterm Ladentisch

Im Londoner Chinesenviertel

Von

Oscar A. H. Schmitz

London

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wir stiegen an der finsteren Limehouse-Station aus, mitten in den „slums" von Ost-London, zwischen den Docks und Whitechapel. Es ist acht Uhr abends, die trostlose Dämmerung eines Londoner Juniabends liegt über den rauchgeschwärzten Backsteinhäusern, aus denen müde finstere Gestalten schleichen. Die Luft ist erfüllt von dem gellenden Geschrei spielender Kinder. Mein Freund hat einen Clerk aus seiner nahegelegenen Fabrik herbestellt, welcher das Viertel genau kennt. Er führt uns durch das Gassengewirr, bald fallen uns die chinesischen Inschriften an Wirtshäusern und Krämerläden auf. Unmerklich hat sich die Umgebung verändert, die Straßen werden ruhiger, wenn auch nicht freundlicher, die in der Dämmerung vorbeihuschenden Gesichter zeigen asiatischen Typus, breite, wulstige Lippen und flache Stirnen. Wir befinden uns unter den chinesischen Dockarbeitern und Matrosen, meist englisch gekleideten jüngeren Leuten mit Mützen auf dem Kopf und kurzen Pfeifchen im Mund. Trotzdem hat ihr Gebaren das Geheimnisvolle des Orients nicht verloren. Wie in den Städten des Ostens streifen diese Menschen fast lautlos umher, treten in Häuser, kommen zurück, geben sich Winke, und obwohl dies alles



Englisches Menü, mit dem heimatlichen Stäbchen genossen



Mr. Kings Küche

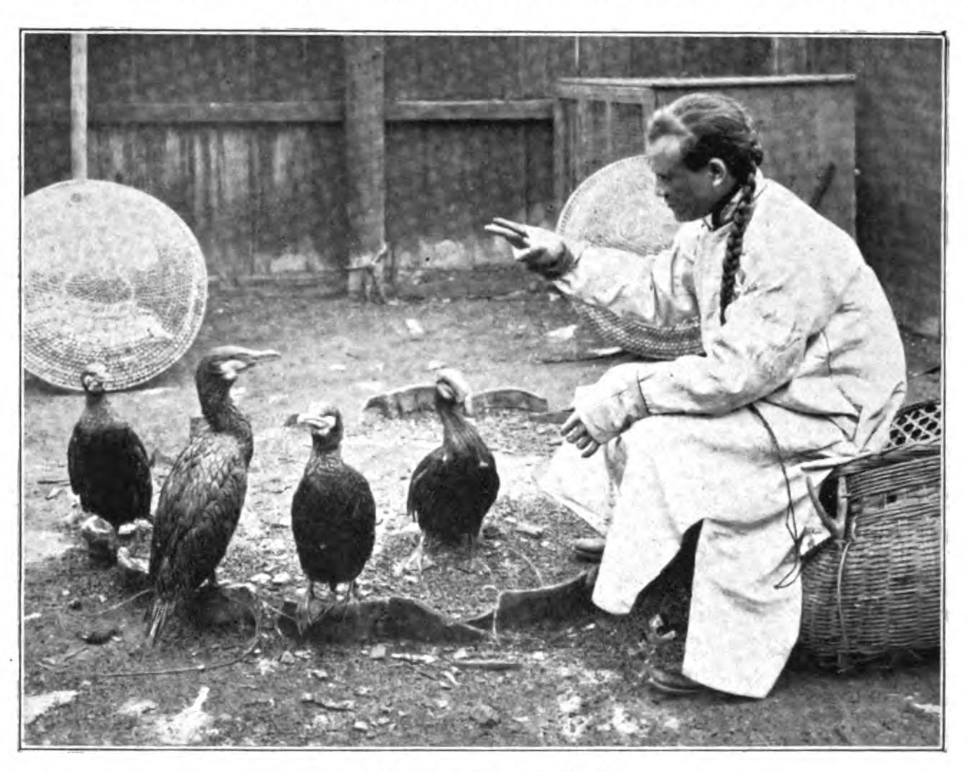
ganz gewöhnliche Dinge sind, wirkt es auf uns wie ein unlösliches Geheimnis. Das ist nicht die Illusion, welche das Fremde in uns hervorruft, das Geheimnis bleibt dasselbe für die, welche jahrelang unter ihnen gelebt haben. Lafcadio Hearn hat nach jahrzehntelangem Aufenthalt in Japan, nachdem er viele Bücher über das Land und seine Bewohner geschrieben, offen erklärt: „Ich habe sie niemals gekannt.“

Wir treten in ein niedriges Haus, in einer dumpfen Stube des Erdgeschosses steht ein weißüberzogenes Bett, über welchem quer zwei junge Chinesen mit schlaffen Gesichtern in Hemdsärmeln liegen. Zwischen ihnen steht eine kleine trübe Lampe, daneben liegt eine Opiumpfeife. Während wir eintreten, greift einer, vielleicht um uns ein Schauspiel zu geben, nach dem tödlichen Werkzeug, bläst es in Glut, so daß sich ein betäubend verworfener Geruch durch den Raum verbreitet. In der Tür steht eine kräftige Frau von ungefähr dreißig Jahren, die mit uns Englisch, mit den andern Chinesisch spricht. Ihr orientalischer Typus läßt uns fast annehmen, daß sie Chinesin ist, aber ihr ausgesprochenes Cockney-Englisch macht es unwahrscheinlich. Sie scheint hier in dieser Welt zu herrschen. Sie ist imposant, und doch haben ihre kräftigen Züge etwas ausgesprochen Weibliches, beinahe Kindliches. Sie führt uns über die Straße, wir sollen ihr Haus sehen. In einer kleinen, nicht eigentlich schmutzigen Küche nehmen wir auf einem Ledersofa Platz, während sie sich breitbeinig auf den Tisch setzt. Sie ist sehr geschmeichelt über den Besuch und gibt bereitwillig auf alles Auskunft. Während unsers Gesprächs gehen fortgesetzt junge Chinesen aus und ein. Wir sind in einem chinesischen Lodging-house.

Unsre Wirtin ist selbst Engländerin, aber ich vermute mit stark semitischem Einschlag. Sie wie ihre beiden Schwestern haben



Jung-China in einem chinesischen Teehaus in London



Kormorane im Hof

Chinesen geheiratet, offenbar ein „Penchant de famille". Ihr Mann heißt King. „Like the King," fügt sie erklärend hinzu. Es geht ihnen gut, denn sie haben fünf solche chinesische Lodging-houses, davon eines in Liverpool. Mrs. King ist aber sehr stolz, daß das Chinesische ihres Mannes (our language) den schwersten aller chinesischen Dialekte darstellt, den die Chinesen aus andern Landschaften nicht verstehen können, während sie alle chinesischen Dialekte verstehen. Mrs. King zeigt uns die Zimmer, in welchen ihre Pensionäre schlafen. Ueberall keine ausgesprochene Armut. In jedem der engen Zimmer stehen mehrere zweischläfrige Betten, aber alle sind weiß bezogen. Mrs. King wünscht, daß wir genau hinschauen und die Bettücher anfassen, um zu sehen, daß alles sauber ist. „Will you see what we call our little Church?" fragt unsre Wirtin. Wir betreten das eheliche Gemach von Mr. und Mrs. King. Es unterscheidet sich von den andern Stuben dadurch, daß nur ein Bett darin steht und die Wände dicht mit chinesischen Inschriften bedeckt sind. In der Ecke steht „unser kleiner Altar": golden und rot lackiertes Holz, voll von chinesischen Buchstaben und davor eine Fülle von kleinen Töpfen und Töpfchen, die mit Tee gefüllt sind. Ich wende mich an Mrs. King, ob es mir erlaubt sei, über diesen wunderbaren Altar etwas zu fragen. Soviel ich nur wollte, antwortete sie. Ich wünschte zu wissen, ob Mr. King Buddhist ist. O nein, viel mehr, „he is a Roman Catholic." Sehr viele Chinesen seien Katholiken, offenbar mit ausgesprochen chinesischer Färbung. Vor dem Altar betet Mr. King zu seinem Heiligen, bisweilen aber auch zu seinem Urgroßvater. Die Teetöpfchen enthalten die Opfer, welche Mr. King beiden an diesem Morgen gebracht hat. Seine Frau ist auf alles dies äußerst stolz, und sie ermutigt uns fortgesetzt zu neuen Fragen. Dann will sie uns zu ihrem Mann führen.

Wir sind vor Mr. Kings Krämerladen angekommen. Das Schaufenster ist geschlossen, aber im Innern entfaltet sich noch seltsames Leben. Wir müssen erst in den Hof gehen, um dann durch eine Hintertür einzutreten. Im Grunde des Ladens drängt sich eine Schar schweigsamer Chinesen um einen Spieltisch, wie Fliegen um eine geöffnete Frucht. Die Chinesen gelten für ehrlich bis in ihrer Hauptleidenschaft, das Spiel, bei welchem sie alle ihre

Schulden prompt bezahlen. An einer der Wände stehen wieder mehrere Betten, auf denen hindämmernde Menschen mit Opiumpfeifen liegen. Mr. King ist eifrig hinter seinem Ladentisch beschäftigt. Er ist ein kleiner, stiller Mann mit etwas Schnurrbart. Er streift uns mit seinen lauernden Augen und ist offenbar weniger entzückt als seine redselige bessere Hälfte. Er ist mit einer Lotterie beschäftigt, welche er aus eignen Mitteln veranstaltet. Wir versöhnen ihn, indem wir einige Lose zu einem Sixpence kaufen. Mr. King diktiert seinem Schreiber einiges, was dieser in schönen chinesischen Lettern auf Blätter schreibt. Es sind Charakteristiken unsrer Personen, für den unwahrscheinlichen Fall, daß wir was gewinnen sollten, „Der Mann mit dem Strohhut", „Der Mann mit dem schwarzen Bart" und so weiter. So erklärt uns wenigstens Mrs. King. Man versichert uns, daß jeder fünfzig Pfund Sterling gewinnen kann. Dann verabschieden wir uns von den Leuten und treten wieder auf die Straße.

Wir sind wieder in englischer Atmosphäre. In den trostlosen Public-houses trinken die Männer ihren Gin. Da nach dem neuen Gesetz Kinder unter vierzehn Jahren nicht hineindürfen, bleiben die Mütter mit ihnen draußen unter den elektrischen Lampen stehen. Ein Orgelmann spielt eine verwelkte Musik. Dazu tanzen auf dem Trottoir ein paar von diesen für Ost-London so charakteristischen hübschen halbwüchsigen Mädchen mit hohen Frisuren, riesigen Kämmen aus falschen Brillanten und in Samt- und Seidenblusen aus vierter oder fünfter Hand. Diese Mädchen sind nicht etwa Prostituierte, wenn auch nicht wahrscheinlich gerade Heilige. Aus ihnen sollen sich häufig die Ballettänzerinnen der großen Westend-Varietés rekrutieren.



Die gemütliche Ecke in Mr. Kings Restaurant



Der Dichter an das schöne Mädchen

Von

Felix Braun

Das heitre Spiel, das ihr zu euerm Fest
von mir erwartet — ist nun ausgeblieben.
Zwar: manches ward versucht und aufgeschrieben,
mit vieler Mühe Reim auf Reim gepreßt.
Als Marionetten, über die man lacht,
sah ich Gestalten zierlich sich bewegen —;
sie kamen mir aus einer fernen Nacht
bis in das Zimmer, drin ich schrieb, entgegen.

Wie aber war's, daß ich sie doch nicht hielt?
daß sie dem Blick, der sie zu bannen strebte,
in nichts zergingen, gleichwie unbelebte
Gebilde, schattenhaft und vorgespielt?
daß sich dies Auge wie verschleiert trübte
und diese Hand, die mächtig mit der Schrift
das Leben festhält, so: wie der geübte
Jäger den Vogel noch im Fliegen trifft —
wie kam's, daß alles dies versagen mußte?
Hat sich ein Wesen einer fremden Welt
zwischen mein Werk und mich gestellt,
so heimlich, daß es auch das Herz nicht wußte?
Ging mir ein Bild auf wie ein fremder Stern,
daß alle diese Träume sich verwirrten?
Drei Könige lockte so das Licht des Herrn,
bis sie, vergessen, durch die Berge irrten,
vor einem Kind zu knieen, unter Hirten. —

Und war es so, daß mir das Licht erschien,
so soll es euer Groll nicht überdunkeln:
es wird vielleicht (solang nicht Wolken ziehn)
noch viele Tage mir zu Häupten funkeln.
Noch ungewohnt ist mir so schöner Glanz —
— weil meine Augen lange Jahre ganz
in Finsternis und Traurigkeit verblieben.
Leicht ist, daß sie so liebes Leuchten freut. —
Dann wird wohl auch verbessert, nein: erneut,
dies Spiel noch einmal für euch aufgeschrieben
und viele Scherze werden eingestreut!

In der Theateragentur

Von

Walter Turszinsky

(Hierzu fünf Abbildungen nach Zeichnungen von Julie Haase-Werkenthin)



Der Herr Agent am Telephon

Eine dunkle Wendeltreppe, die in jähen Windungen bergauf kriecht, krumm und dunkel, wie der Weg zum Glück. Eine gelb blakende Lampe streut, auch wenn draußen die Sonne auf die Wacht zog, schmutziges Licht über die kleinen Stufen. Oben, im Revier der weltbekannten Theateragentur die nüchterne Helle eines Kaufmannsbureaus, in dem statt mit ersten Helden und Salondamen, statt mit Tenören und mit Mezzosopranistinnen ebensogut mit Zucker oder mit Anilinpräparaten gehandelt werden könnte. Vier Zimmerquadrate haften nebeneinander, gleich den Platten eines Fächers. Im einleitenden, engsten Raum tickt die Schreibmaschine. Das klingt, als würfe ein Hagelsturm grobe Schloßenkörner gegen die glatte Bahn einer Fensterscheibe. In den andern Zimmern fließt das Tageslicht über akkurate Bürgermöbel, Klubsessel und Diplomatenschreibtische, auf denen das Material der Schriftstücke fast pedantisch sorgsam geordnet ist. Auf den Kaminsimsen der Aufmarsch der Bilder. Theaterprinzessinnen versichern es hier in kräftig-männlichen Handschriften, die mit ihren robusten Buchstaben das Dekolleté der Robe füllen, daß sie dem Agenten „ewig in Dankbarkeit" oder „ewig in Freundschaft ergeben" sind. Der Zyniker unterläßt nicht, hinzuzusetzen: „Bis die Damen einmal Grund zu haben meinen, mit einem ihrer von dieser Agentur vermittelten Engagements unzufrieden zu sein." Die „Stars" haben natürlich mit ihren Photogrammen die vornehmeren und auffallenderen Wandplätze inne.

Der Jargon, der die Theateragentur beherrscht, liebt keine stilistischen Verbrämungen, keine artistischen Künsteleien, sondern nur die „Zahl", das schnurgerade, streng geschäftliche „Drauflos". Sein unentbehrlicher Markthelfer ist das Telephon, dieser treffliche Adjutant geschäftlicher Verhandlungen, der auch die Macht hat, die Phrase „Zeit ist Geld" schlimmstenfalls mit Gewalt praktisch durchzusetzen. Die scharfe Stimme des Telephons ruft denn auch den Theateragenten alle Augenblicke zu sich und ermöglicht ihm, zwischen großen Abschlüssen auch kleinere mit lakonischer Kürze durchzuführen, schwerwiegende Konversationen durch wichtige Auskünfte zu durchbrechen. Aus dem Trichter schnarrt eine sehr geläufige, die Worte im Blitztempo hintereinander herstoßende Frauenstimme. Der Agent gibt die Antwort: „Jawohl, Fräulein ... Wir haben heute früh bereits telegraphiert: ‚Wann kann Fräulein Müller Reisevergütung vorsprechen?' und erwarten jeden Augenbick Bescheid." „Gewiß, wir klingeln dann sofort an." Die Stimme der Künstlerin, einer derjenigen, die sich die Selbstbesteuerung eines „eignen Telephons" getrost auferlegen kann, schnurrt nicht mehr, und der Zuhörer denkt,

wie lange es wohl noch dauern mag, bis die Medea auch ihre Sprechprobe vor dem auf sie reflektierenden Direktor wird per Telephon ablegen dürfen. Da stört ein neues Klingelsignal im Apparat. Die Brummstimme, die jenseits der Strecke spricht, wählt dieses Mal ausgesprochen männliche, zögernde Tempi. Um so amüsanter



Der Heldentenor mit den 25000 Dollars

ist es, wie der Agent dieser Ansprache begegnet. „Jawohl, Herr Direktor ... Was soll er können? Singen? Kann er! Und einen Notar spielen soll er? Kann er auch! Jawohl, ich schicke Ihnen den Mann noch vormittag hin ... Uebrigens, Herr Direktor ... Herr Direktor.“ Der Agent sucht die hinter der Schranke des Telephonkastens bereits langsam abebbende Stimme noch zu fassen, und es gelingt seinem Ruf. „Herr Direktor, brauchen Sie nicht noch 'ne Chordame? Nein ... Schade ... Sehr hübsch ...! Sehr schick!“ ... Die Chordame, eine pompöse Blondine mit braunem Papierkorb über dem klassisch liniierten Gesicht, die Büste in einen weißen Sweater gepreßt, steht wartend dabei und quittiert die Ablehnung mit einem achselzuckenden: „Lassen Sie doch den Mann: der hat ja keine Ahnung!“

Die Melodie der Gespräche, die in vier Zimmern zugleich geführt werden, schwirrt rauschender durcheinander. Im Ausschnitt der Türe, der Fläche, auf welcher die Bilder dieses Kinematographen zunächst sichtbar werden, erscheint ein „Charakterkopf“ nach dem andern. Eine kleine, schlanke Naive streift mit hellen Augen den Raum, belichtet ihr junges Kindergesicht mit liebenswürdigem Lächeln und bettet ihr Rollenmaterial — sie wird später einem Direktor den Georg aus Goethes „Götz von Berlichingen“ vorzusprechen haben — sitzend auf dem Schoße ihres knisternden seidenen Mantels. Sie hat sicher das Reifezeugnis, wie es die Theaterschule ausgibt, noch nicht lange in der Tasche. Aber ihr sicherer weiblicher Instinkt suggeriert ihr heute schon, wie's gemacht wird, sagt ihr, daß auch Theaterdirektoren nicht nur auf die strahlende Pracht des Organs merken, wenn ein hübsches Gesicht sie blendet, und daß das Talent nicht in jedem Falle alles ist. So hat sich das Fräulein hübsch zurechtgemacht und die braunen Zöpfchen kokett als Schneckenwülste um die Ohren geflochten, deren Last unten große, funkelnde Goldringe sind. Und noch während sie wartend sitzt, glättet sie mit gewandten Griffen die weißhäutigen schmalen Finger ... Ihre Kollegin, etwa von der gleichen Zahl der Jahre, mit dem rassigen Kreolinnengesicht unter dem tizianroten, aus zahllosen Löckchenspiralen zusammengebauten Haarnest — mit den zuckenden Nüstern, den aufgeworfenen Lippen, der kurzen, breiten Nase, den brennenden Augen nimmt die Sache freilich weniger spielerisch, und die Diskussion führt sie mit dem Agenten bald heftig aneinander. Die alte Not! „Aber ich muß doch essen und trinken,“ eifert die kleine Person, und ihr Fuß stampft heftig den Teppich. „Und

hübsch aussehen soll ich auch." Der Agent, der spürt, daß hier, auf der Höhe der Geschäftszeit, nicht der Ort ist, Schluchten und Tiefen des Kunstlebens zu überbrücken, tändelt mit einem galanten und einem andern Scherzwort an den Klippen vorbei. „Ach, Sie sehen ja immer hübsch aus," lacht er — der Kneifer wackelt auf der knollig dicken Nasenspitze — „Und täglich eine neue Toilette brauchen Sie auch nicht zu haben." ... Als schließlich die rothaarige Kreolin das Bureau verläßt, hat sie es durchgesetzt, daß ihr im Sommerengagement die Riesengage von 90 Mark pro Monat zuteil werden wird. Eine üppige Diva sieht der Novize mit klug unter dem schwarz befiederten Rembrandthut hervorspähenden Augen nach. „Armes Ding," sagt sie mit ausgeprägt wienerischem Akzent. „Na, wenigstens is der Direktor sicher. Wenn alle pleite gehen, der net! Der halt's aus, der Gauner!" ... Der Heldentenor, der der energischen Primadonna gegenüber den grauhaarigen Kopf gegen das Klubsesselpolster lehnt — die sanft gerötete Nase, das dünne, gesträubte Salonbärtchen, die lockige Bötelfrisur sind die typischen Merkmale seiner Kaste —, hört lächelnd auf die Kritik der scharfzüngigen Isolde und steht auch sonst offensichtlich abseits von dem Hangen und Bangen der andern Klientel, das freilich hier, in den Räumen der „vornehmen" Theateragentur, hinter guten Manieren gedämpft und verborgen wird. Ihm „kann ja nix g'scheh'n". Seine Villa steht bei Leipzig, und von der letztjährigen amerikanischen Konzerttournee hat er sich 25000 Dollars mitgebracht. So ist sein Besuch kein Schritt, den die Not erzwingt, keine Visite, auf deren Ergebnis unten vor der Türe die harte Gläubigerin Angst lauert. Ein Händedruck: „Sie werden mir schreiben, nicht wahr?" „Selbstredend." Der Agent erwidert das Händeschütteln, und Florestan fährt zum Anhalter Bahnhof ... in die Sommerfrische.

Endlich ... Der Direktor! Man hat sich in einem Extrazimmer versammelt, um vor dem jungen, tatkräftigen Manne, der erst vor wenigen Tagen die Herrschaft über das erste deutsche Theater Nordamerikas übernahm, Revue passieren zu können, hat über Unpünktlichkeit und — pränumerando — auch über die Seekrankheit gescholten und den Leumund des „neuen Herrn" mit der Lauge guter und schlechter Witze beträufelt. Man hat unzählige Zigaretten verraucht, der empfehlenden Erzählung des Agenten, daß „unter dieser Direktion die bisher im deutsch-amerikanischen Theaterleben maßgebenden ungesunden Verhältnisse bestimmt vermieden werden würden", gern



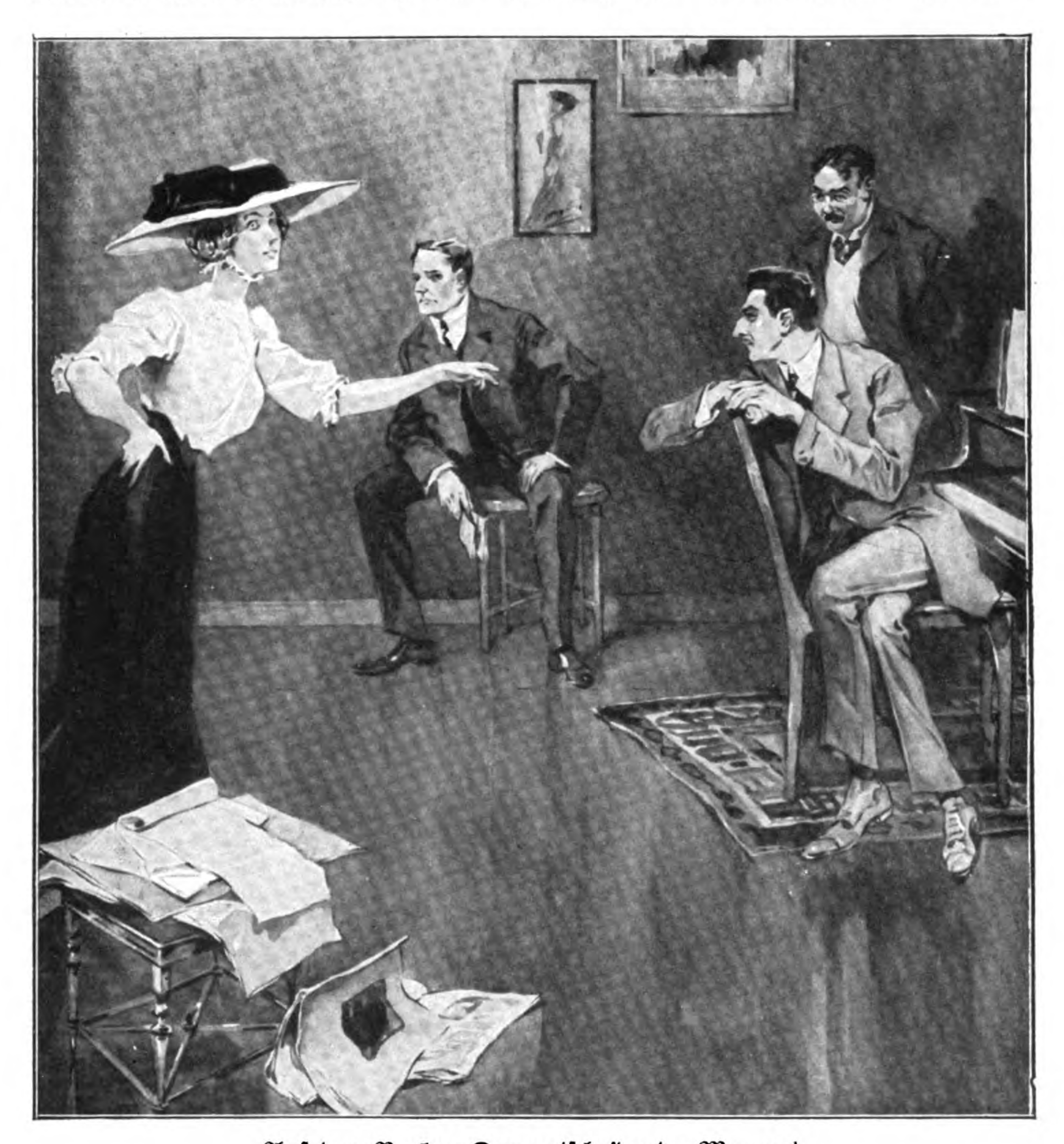
Sie singt heut nicht! ...

gelauscht und — in jedem Falle — gewartet. Ungeduld und Nervosität dürfen ja die Kapitalien des Künstlers erst dann sein, wenn er etwas erreicht hat ... Endlich erscheint der Künstlerkopf des Erwarteten, grüßt und verschwindet hinter der Tür des Allerallerheiligsten, in dem mattgoldenes Glühlicht über die braune Politur des Flügels fließt und das hochnotpeinliche Kunstverhör seine schwarzen und seine heiteren Lose an die Leute bringen wird. Den Vortritt hat natürlich auch hier der „Star", der bekannte Schauspieler, der sich bereits in der dem Angelsport gewidmeten Vorsommerfrische die schönste und gesündeste Bronzefarbe von der Luft hat anschminken lassen. Arm in Arm mit ihm fordert der Direktor sein Jahrhundert in die Schranken. Ohne „Amtsmiene" hüben oder drüben plätschert das Gespräch jovial, humoristisch betont, leicht dahin. „Also, Sie wollen wirklich als Gast auf ein paar Monate zu mir kommen?" „Na, selbstredend. Im Spätherbst. Ich habe hier noch ein paar Prozesse zu erledigen .. Pfändungsprozesse, Sie können sich denken." Das magere Schalksgesicht grinst in selbstgefälliger Ironie, und der andre Augur lacht mit über die Selbstpersiflage des wohlhabenden Mimen. „Aber, Spaß beiseite, ich hörte doch, Sie sollen nach W... gehen? Man will Ihnen siebzehntausend Mark zahlen!" Das bräunliche Mephistoantlitz schürzt verächtlich die Lippe: der dürre Kopf lehnt sich in den Halsmuskeln nach hinten. „Und wenn man mir dreißigtausend bietet, ich gehe nicht. Aber zu Ihnen sicher! Meine Bedingungen kennen Sie ja. Also?" „Erledigt," sagt der Direktor, wirft die Handfläche seiner Rechten in die des andern und geleitet ihn dann zur Pforte. Das Geschäft ist abgeschlossen ...



„Die Unwiderstehlichen"
Die Naive und der Bonvivant

Und nun müssen die helltapezierten Wände des im dämmerigen Lichte schwimmenden Zimmers verschwinden, müssen den schwarzgrünen Waldbergen Platz machen, zwischen denen Götz von Berlichingens Eisebrünne klirrte, müssen die Säulen des Tempels sein, zwischen denen Grillparzers Hero die Menschen liebte und die Götter ehrte. Die kleine Naive hebt den Seidenmantel von der leichten weißen Spitzenbluse, tupft



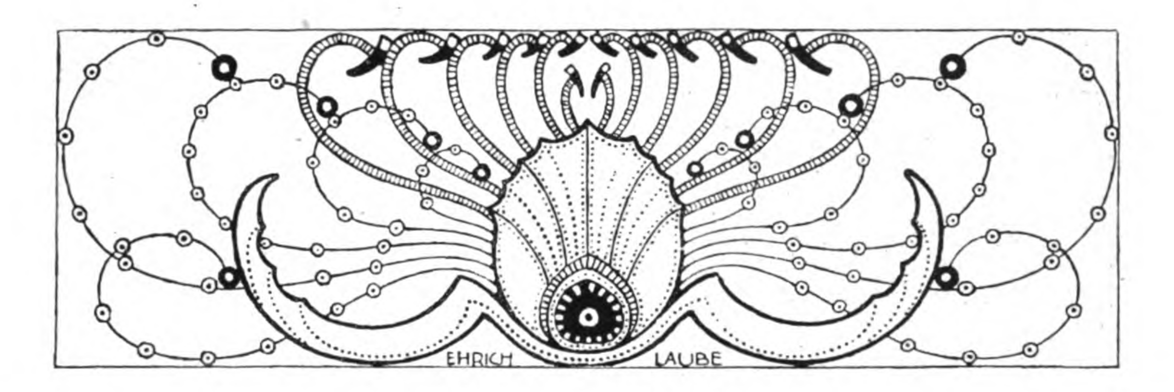
Auf der Probe: Der entscheidende Moment

mechanisch mit den feinen Fingern an die ihre Ohren verpanzernden Zopfwülste und soll nun — frei nach Hamlets Motto: „In Bereitschaft sein ist alles“ — Georg sein, Götzens herztreuer Gesell, soll die Liebe und den Jammer des frischen, ehrlichen Buben mit vollen Tönen nachbilden. Sie kann's nicht: und der Direktor, der ihr mit nüchternem, akzentlosem Baß die Stichworte zubrummt, versteht wohl, warum die Gesten der Novize in dieser Umgebung so schülerhaft steif ausfallen müssen, warum ihr Organ diesen heiseren, spröden Einklang nicht abstreifen kann. Immerhin: die Geschäftsräson verlangt diese Probe und ihr Gelingen. Wie soll man Talente zu prüfen versuchen, wenn nicht in dieser Form? Und als die Kleine mit zuckenden Lippen den Dank des Direktors entgegennimmt, weiß sie: „Versungen und vertan.“ Hat sie an sich selbst erfahren, daß den Wunsch Mephistos: „Fertig sind wir, fanget an,“ nicht die mit ersten zagen Schritten den Kunstboden Beschreitende, nein, nur die in der Schule der Routine Wohlerfahrene oder das Genie erfüllen kann . . .

Das Genie. Wir bekommen dann so

etwas von seinem feurig wehenden Atem zu spüren; und die Kraft jener Autosuggestion, die den Königsspieler des Theaters zuweilen für Augenblicke an sein Gottesgnadentum glauben läßt, legt sich uns eine Viertelstunde lang schwer auf Herz und Schläfe. Ein junges Mädchen tritt ein. Der robuste Dienstbotentyp ihres Antlitzes ist mir in der Front der draußen Wartenden gar nicht aufgefallen. Und auch jetzt mustert man nur neugierig, nicht erwartungsvoll dieses derb-bäuerische, gesund rot gefärbte Gesicht mit den slawisch flachen Wangen und der Hunnennase, diese stämmige Rose-Berndt-Gestalt. Sie legt den unmodernen Hut ab, ordnet die ebenfalls unmoderne Frisur, zeigt eine Sekunde lang ihre volle Büste unter der zarten Decke der hellila Batistbluse und kniet schon hinter dem primitiven Rohrlehnstuhl, der ihr hier das Bild sein muß, vor dem Gretchen sich der Schmerzensreichen neigt. Ein paar Sekunden Stille.. Aber seltsam: warum ist es uns allen plötzlich so, als ob sich hier irgend etwas Mächtiges, Unterjochendes vorbereite? Warum schweigen wir alle, lachen nicht mehr, zittern unter dem Druck der Erregung? Weil wir sehen, wie sich dieses plumpe Frauenantlitz vor unsern Blicken plötzlich bis zur Totenblässe verfärbt, wie ihm die Ekstase die Falten unauslöschlichen Grams, bitterster Verzweiflung einmeißelt. Und jetzt duldet der Krampf, gegen den sich die Kehle sekundenlang vergeblich wehrte, unter dessen Fäusten der Hals schluckte und rang, auch Worte! Leise flüsternd, wimmernd kommen sie zu uns, schwellen dann zum Röcheln an, zur grausigen, bald gellenden, bald heiseren Monotonie und halten uns niedergeduckt in tiefgebeugter Haltung. Ja, man schämt sich, die Augen zu heben, um nicht dieser äußersten, schamlosesten Entblößung einer Seele ins verzerrte Gesicht sehen zu müssen. Der wahnsinnige, Herzblut vergießende Schrei: „Hilf, rette mich vor Schmach und Tod," der den Körper wie einen Fetzen gegen den Boden schleudert, daß der bleiche Kopf mit den wirren Haarsträhnen auf der Diele aufschlägt, lüftet dann mit seinen verstärkten Geräuschen doch endlich die Fessel, die uns alle umschnürte. Der Krampf — ich mußte an die Ekstasen der Traumtänzerin Madeleine G. denken — löst sich in Ruhe auf. Das Mädchen hebt sich von der Erde, stottert, lächelt täppisch und nimmt unsre inhaltlosen Glückwünsche mit ungeschicktem Danke entgegen. Aber wer könnte in solcher Sekunde, unter dem Nachhall solcher Empfindungen wohlgesetzte Worte sprechen?

Vielleicht die Dame, der der elegante Mitinhaber der Agentur, der liebenswürdig-glatte Wiener inzwischen Gesellschaft geleistet hat. Lässig sitzt sie im Klubsessel, die Hände — gelbhäutige, überschlanke, mit kostbaren Ringen besäte Marmorhände — leicht gefaltet. Wundervoll arrangiert ist diese Pose, bei welcher die Lackschuhe mit den lichtblauseidenen Strümpfen unter dem Rocksaume ebenso zur Geltung kommen wie oben der Kopf, ebenfalls von alabasterhafter Blässe, mit blauschwarzen, hochmütigen Augen und stolz gewölbter Nase, alles eingerahmt von den Seidenwellen des schweren Haares. Man denkt: Judith, Mariamne, Ruth...! Diese Künstlerin ist auf dem Wege von der Oper zur heute alleinseligmachenden Operette, und ein andrer, zufällig anwesender und wohlrenommierter Direktor scheint, dem äußeren Eindruck nach, gern gewillt, die ersten Schritte dieses Weges zu geleiten. Das Fräulein soll also auf der Stelle vorsingen. Aber sie will nicht! Will einfach nicht, entschuldigt sich auch nicht, sitzt nur provokant mitten im sie umwallenden Zigarettenrauch, kalt und kühl, und begegnet den sie fragenden, sie musternden, sie aushorchenden Blicken der Männerkorona wortlos mit ironischem, anmaßendem Lächeln. Sie erprobt bewußt die Macht der schönen Frau. Sie versucht, ob die „Künstlerin" schon kraft ihrer Schönheit das Recht zur Kaprice hat. Sie beweist, daß es so ist, spielend an einem Machthaber ihres Berufes. Denn der Direktor ist nicht etwa gekränkt, fragt nur bescheiden, ob er dann „ein andres Mal die Ehre haben könnte". Das Fräulein lächelt ein „Vielleicht". Sie hat ihren ersten Sieg erfochten. Und die Waffe „Schönheit" wird ihr noch andre Siege erfechten helfen und sie ihren Weg machen lassen.



Der Mantel

Von

Harry Nitsch

Die Sonne strahlte heiß und senkrecht vom wolkenlosen Himmel herab. Sie meinte es fast zu gut mit den schwitzenden Menschen, denen die himmlische Freundin es ja nicht immer recht machen kann.

„Bist du denn verliebt, verehrte Frau Sonne, und darum so hitzig?" rief ein Reiter scherzend, der einsam über den sonnigen Feldweg ritt, der hart am Rande der früchtebestandenen Anhöhe sich hinzog und einen entzückenden Blick in das friedliche Tal gewährte. Müde ließ er den Mantel sinken, der lose über den Schultern hing. Er glaubte wohl, daß der breite Rücken des leise wiehernden Gauls das Herabfallen des Mantels verhindern würde. In stille Träume versenkt, trabte er weiter und merkte nicht, daß ein neckischer, spielender Zephir den Mantel von dem Rücken des Rosses herabzog.

Aber ein bestaubter, einfach gekleideter Mann sah's, der still und verborgen im Schatten einer Rotdornhecke am Wege saß. Er sprang auf und wollte den Reiter rufen — doch plötzlich besann er sich und hob den Mantel hastig auf. Dann warf er ihn über die mageren Schultern, sah dem Reiter scheu nach und verschwand in dem niederen Gebüsch, das nahe bei dem Feldweg im bläulichen Dunst lag. Habsucht hatte ihm den Sinn gewendet, denn der Stoff erschien ihm kostbar, und die großen Knöpfe blitzten wie Gold.

Tief unten im Tal leuchteten braunrot die hochgiebligen Dächer eines kleinen, verträumten Nestes. Es hieß Remda und wurde durch das schmale Silberband eines schnellen Flüßchens in zwei Hälften geteilt. Dorthin eilte der Fremde mit dem Mantel. Der war ein seltsamer Geselle, noch jung und mit hellen, sehnsüchtigen Augen. Die schienen in blauen Fernen zu suchen. Wenn das erste junge Grün hervorsproß, dann packte Gotthold Randel die Wanderlust und trieb ihn auf die Landstraße. Dann gab es für ihn kein Halten mehr. Es lag ihm vom Vater her im Blute, der die halbe Welt zu Fuß durchwandert hatte, bis er im kleinen Cölleda in Thüringen seßhaft wurde, weil zwei blaue, sehnsüchtige Augen ihn fesselten. Gotthold Randel hatte vom Vater den Wandertrieb, von der Mutter die Augen geerbt, sonst nichts an realen Gütern.

Scheu und mit niedergeschlagenen Lidern trat Randel eine Stunde später in den Laden des jüdischen Altwarenhändlers Löb Baruch. Baruch war als ein listiger Schalksnarr bekannt, der sich gern ein neckisches Späßchen erlaubte, aber auch ebensogerne beim Handel verdiente. Doch immer in Ehren! Er war ein tüchtiger Mann und prüfte die angebotene Ware gewissenhaft, ebenso aber auch den Verkäufer.

Baruch befühlte den Mantel und sah dann dem Fremden scharf ins Gesicht:

„Der Mantel gehört Euch? Habt Ihr ihn selber getragen?"

Randel nickte hastig und blickte verlegen zur Seite.

„Nu, ich werd' Euch ebbes sagen: Ich gebe zwei Taler! Der Stoff is nix wert und schon abgetragen und de Knöpfe sein Blech!"

„Was? Nur zwei Taler?" rief Randel entrüstet. „Für den prächtigen Mantel! Er ist wie neu."

„Zwei Taler. Ich gebe nix mehr! Macht kein solches Geseires."

Grollend verbarg Randel die blinkenden Taler in seinem verschlissenen Gewand. Er hatte mehr erwartet, und er würde wohl auch mehr bekommen haben, wenn er sich Zeit zum Handeln gelassen hätte. Doch er hatte Eile. Schon wollte er gehen, als der Jude freundlich lächelnd sagte:

„Hört noch! Vor Euch kam ein fremder Gojim gegangen. Gott der Gerechte, is der gewesen wütig. Er kaufte sich schnell einen Mantel, weil er den seinen verloren hatte. Fast weinend jammerte er: ‚Waih geschrien! Im Futter des Mantels war mein ganzes Vermögen verborgen. Nun ist's ewig dahin und ich bin ä geschlagener Mann!' Was soll ich Euch sagen — ist die Kunde nicht seltsam?"

Randel war blaß geworden. Zitternd hörte er die Erzählung des Juden an, und sein bärtiges Antlitz verzerrte sich. Dann rief er heiser: „Gib mir den Mantel zurück, Jude! Ich habe mich anders besonnen. Hier ist dein Geld. Wie lange wird's dauern, dann weht ein herbstlicher Wind, und ich brauche den Mantel wieder!"

Baruch strich sich den langen Bart und rief zornig: „Wollt Ihr mich verspotten? Wie haißt, steh ich vielleicht zum Scherz, zur Kurzweil im Laden? Gewiß, Ihr könnt den Mantel kriegen, wenn Ihr mir vier Taler zahlt. Was wollt Ihr? Das ist Geschäft, ist ein guter, ehrlicher Handel. Soll ich etwa verkaufen, ohne ebbes dabei zu verdienen?"

Wütend suchte Randel in seinen Taschen das Geld zusammen. Er mußte fast die Hälfte in Nickel- und Kupfermünzen bezahlen. Dann nahm er den Mantel und eilte fort.

Eine Viertelstunde war kaum vergangen, da kam Randel in rasendem Lauf, keuchend und zitternd zu Baruch zurück und schrie schon von weitem: „Du alter feiler Betrüger, ich habe nicht einen Pfennig im Mantel gefunden. Ich trennte das Futter auf, betastete die Nähte und suchte nach verborgenen Taschen, doch was fand ich, was? Nichts als schmutziger Staub war drin verborgen."

Lächelnd strich Baruch seinen Bart: „Was kommt Ihr gegangen zu schreien so laut, daß ich Euch schimpflich betrogen hätte? He! Hab' ich Euch etwa den Mantel des Fremden mit dem köstlichen Schatz im verschwiegenen Futter verkauft? Gott soll mer bewahren! Was sein das für Sachen! Was habt Ihr gekauft? Euern eignen Mantel. Habt Ihr's mir nicht selbst bestätigt, als ich fragte: Gehört er Euch? Denn so will es das Recht und unser Handelsbrauch."

Mit finsterer Miene hörte Randel zu, dann rief er wild: „Jude, was soll das Geschwätz? Ich sage dir's im guten: Hier ist der Mantel, und nun gib mir meine vier Taler zurück!"

Es kam wie eine böse Drohung von seinen zuckenden Lippen. Baruch griff hastig nach dem Mantel, verbarg ihn erst im Schrank und lächelte dann sanft: „Freundchen, Ihr seid ein Tölpel! Glaubt Ihr im Ernst, der alte Baruch mache solche Geschäfte? He! Wie haißt? Der Mantel gehört mir als Lohn für mein Schweigen! Denn aus Euerm Reden und Handeln mußte selbst ein Blinder sehen, daß Ihr den Mantel gefunden habt, daß er nicht Euer war. Haste gesehen! Und nur um Gewißheit zu haben, erzählte ich die Mär von dem fremden Verlierer."

„Die Mär?" kam es stockend von Randels zitternden Lippen. „Niemand erzählte Euch von einem verlorenen Mantel? Es gibt gar keinen Fremden und keinen verlorenen Schatz?"

„Gott soll mer bewahren, nein! Es war nur eine Finte, um Euch ein wenig ins Herz zu schauen, weil ich der Sache nicht traute!"

Traurig schwieg der übertölpelte Randel und wollte gehen. Da sagte Baruch lächelnd und gütig:

„Teuerstes Freundchen, weil Ihr mir zu verdienen gabt, werd' ich Euch als Lohn einen Rat geben: Solltet Ihr wieder mal einen Mantel finden, so laßt ihn liegen! Hebt Ihr ihn aber doch auf, so seid gescheit und geht nix zum Juden damit! Geht Ihr aber zum Juden, dann hört nicht auf sein Geseires. Hört Ihr aber darauf, so glaubt ihm nix. Glaubt Ihr ihm aber, so haltet Eure Mienen im Zaume, sonst liest der Jude wie in einem



Bauerntanz

Nach einem Gemälde von Othmar Ruzicka

offenen Buche in Euerm Gesicht. Habt Ihr das alles befolgt, so werd' ich Euch sagen, daß es doch alles umsonst ist. Wenn der Jude gut ist, werdet Ihr trotz allem, ehe Ihr es merkt, von ihm durchschaut und erkannt oder aber tüchtig übers Ohr gehauen, wenn er schlecht ist."

Wehmütig hörte Randel Löb Baruch zu und erwiderte leise und bekümmert: „Es war mein letztes Geld!"

Schalkhaft lächelnd griff Baruch in die Ladenkasse und holte das Geld hervor: „Es war ein Scherz! Ihr sollt dem alten Baruch nicht fluchen. Hier habt Ihr Euer Geld und hier den gefundenen Mantel. Und nun tragt ihn ehrlich aufs Rathaus und gebt ihn dort als gefunden ab. Meldet sich der Verlierer und bekommt Ihr eine Belohnung — na, dann denkt Ihr vielleicht auch an den alten Baruch und teilt mit ihm."

Erstaunt blickte Randel vom Mantel zum Juden und vom Juden zum Mantel, und dann schluchzte er freudig bewegt: „Dank, innigen Dank, lieber Herr Baruch, wenn ich auch von dem allem nichts verstehe!"

Gütig erwiderte Baruch: „Es war eine Lehre! Oder eine Warnung, wenn Ihr's lieber so nennen wollt. Laßt sie Euch für Euer ferneres Leben dienen. Und noch eins: Vergeßt nie wieder den alten Satz: ‚Dein ist nicht mein!' Darin liegt von jeher das verborgen, worauf sich's auch dann gut schläft, und was ein fröhliches Herz macht, wenn es uns im Leben mal nicht gut geht. Und nun macht, daß Ihr aufs Rathaus kommt. Vielleicht sorgt sich der Verlierer schon seines Mantels wegen."

Der Glückliche ließ sich das nicht zweimal heißen. Eilig lief er zum Rathaus. Zwar schien die Sonne immer noch heiß am Himmel und meinte es mit dem eilenden Manne fast zu gut. Doch Randel flog wie ein Vogel und sang leise ein lustiges Schelmenlied, das fahrende Gesellen gern auf der Landstraße singen.

Wen freundliche Güte sanft vom unrechten Weg auf den rechten führte, dem wird das Herz leicht und froh, und ihm wachsen Schwingen.

Herbstlaub

Von

Hanns von Gumppenberg

Der Sommersonne goldlohenden Schein
Sogen die grünkühnen Blätter ein,
Selber das Gold zu erwerben —
Nun müssen sie alle sterben.

Aber die Buße
Macht ihnen nicht bang —
Noch können sie eine Weile lang
Prangen im goldenen Ueberschwang!
Und mit leuchtendem Gruße
Jubeln sie der Ewigen zu:
Sonne, wir sind dir gleich!
Sonne, wir wurden so reich
Wie du!



Henri Doucet — La Sainte Chapelle in Paris

Spät in Paris

Von

Georg Hirschfeld

(Hierzu sechs Abbildungen nach Zeichnungen und Gemälden)

Ueber die Felder meiner zweiten, im deutschen Süden erworbenen Heimat trage ich jetzt das Bewußtsein: ich war in Paris, ich kenne Paris, aus dem Kindertraumreich der Phantasie ist feste, gesunde Wirklichkeit geworden.

Kindertraumreich — ja, das war sie, die Weltstadt des Westens, bis in dieses Jahr für mich. Wenn auch im Laufe der Zeit Künste und Literatur, Historie und Mode dem Bilde meiner Vorstellung immer deutlichere Farben gegeben hatten. Ueber dem vertrauten Wort Paris blieb doch der dunkle Begriff. Vor der unbezweifelbaren Hauptstadt Frankreichs, die neben mir lebte und gar nicht so himmelfern war, hielt streng ein verschleiertes Wesen Wache, das mir zuflüsterte: Du kennst mich nicht, du ahnst nicht, wer ich bin und was ich für dich bedeute. Warum kommst du nicht und läßt deine Jugend vergehen, fern von Paris? Warum hebst du nicht den Schleier und siehst sie an, die Nachbarin vom besseren Leben? Ist es dir niemals eingefallen, den Spuren deines Vaters zu folgen?

Nein, antwortet es still in mir — es ist mir niemals eingefallen, den Spuren meines Vaters zu folgen. In Italien war ich, in Skandinavien, in Oesterreich, in der Schweiz — was mich dorthin trieb, war Bildungseifer, Einfluß von fremden Menschen. Aufenthalte fand ich, Reisen, Erinnerungen. Das Erlebnis war es, was ich suchte und zugleich auch fürchtete. Du bist ein Erlebnis — das wußte ich immer. Aber mein Vater war es, der dich mir zuerst geschildert hat.

Mein Vater, dieser Halbfranzose — einer von den vielen deutschen Juden, die Halbfranzosen sind.

Es gehört zu meinen ersten Erinnerungen, daß er im Jahre 1878 von der Pariser Weltausstellung heimkam. Fünf Jahre war ich alt, und am deutlichsten aus dieser Zeit ist mir das wundersame französische Konfekt, das er mitbrachte, das ich aber nicht essen durfte. Es war „zu schwer". Es war ausgezeichnet, wie mein Vater versicherte, aber es war zu schwer. Es genügte meiner Ehrfurcht auch vollkommen, es zu sehen, daran zu riechen und ein süßes, schönes Gift darin zu erblicken, das mir verschlossen war, bis es alt und ranzig wurde. Paris im Jahre 1878.

Aber mein Vater hatte noch etwas andres mitgebracht — und das beschäftigte mich in den folgenden Jahren. Es war ein kleines, billiges, rot gebundenes Album, und auf dem Deckel stand in goldenen Buchstaben „Paris". Die photographischen Ansichten darin hingen zusammen und waren ineinander geknifft, man konnte sie aber auch als langen Streifen aus dem Deckel herausflattern lassen. Das tat ich — dann faltete ich sie wieder und studierte sie einzeln. Place de la Concorde. Le grand Opéra. Le Louvre. Champs-Elysées. Palais Trocadéro. Vertraut wurden mir die fremden Namen. Ich kannte das Dargestellte bald ebensogut wie mein Vater. Allabendlich, wenn er es sich nach dem Essen bequem machte und auf dem Sofa ausgestreckt lag, rauchend, Pantoffeln an den Füßen, das lockige Haupt in die Hand gestützt — allabendlich hörte ich ihn von Paris erzählen. Ihm genügte sein kleines Publikum — meine Mutter, mein Bruder, ich. Mit seinen dunkeln, lebhaften Augen hielt er uns im Bann, und daß wir bei Wiederholungen schläfrig wurden, genierte ihn nicht. Er schwelgte vor allem darin, seine Unterhaltungen mit Franzosen französisch, als dramatisch zugespitzte Dialoge wiederzugeben. Wir konnten viel zu wenig Französisch und vermochten nicht zu kontrollieren, ob er richtig sprach. Wahrscheinlich hatte er den Galliern mit seinen musikalischen Ohren mehr ihren Akzent, ihre Manieren abgelauscht, als daß er die

Sprache wirklich beherrschte. Aber er war sehr stolz auf seine Kenntnisse, und die Szenen, die er uns schilderte, gipfelten gewöhnlich darin, daß er von geborenen Franzosen deswegen hoch belobt wurde, was er seinerseits wieder bescheiden zurückwies. Nun, das alles war nicht sehr kurzweilig für uns Berliner in der Königgrätzerstraße. Aber wir hielten uns an den Schilderungen schadlos, die er von der Weltausstellung machte. Weltausstellung — das fabelhafte Wort. Mit welchem Schmelz sagte mein Vater Trocadéro. Wie wußte er die Pariser Frauen zu schildern und, wenn auch etwas verächtlich im Ton, die „Frauenzimmer". Ich wußte ja nicht, was er eigentlich damit meinte. Ich liebte sie alle, alle, wie er sie beschrieb.

Brauchte ich mir einen Pariser Herrn erst zu konstruieren? Mein Vater war es ja vollkommen nach seiner Heimkehr. Er hatte den Zauber der Warenhäuser an sich vollzogen und brachte ihn in das Berlin mit, das noch nichts von Wertheim wußte. Ja, es mußte so sein, wie er erzählte — eine Art Jungbrunnen, dieses Magasin du Louvre und Madame Boucicauts Au bon marché. Der unansehnliche Prussien mit seinen elenden Kleidern schlich sich vorn hinein, und hinten verließ er es mit stolzen Schritten, von Kopf bis Fuß neu eingekleidet. Und diese Billigkeit — geradezu lächerlich! Mein Vater ereiferte sich, als ob wir Zweifel gewagt hätten. Er schrie, er schwor, er spektakelte — aber wir hatten natürlich kein Wort gesagt.

Seine Liebe zu Paris war tief. Ich begriff es damals nicht. In der langen Periode von Jugendleid und Reife, die folgte, begriff ich es, aber mit wachsender Opposition. Zustimmende Rührung kann ich jetzt erst empfinden, so spät, so spät. Das ist vielleicht ein Entwicklungsgang, den viele von meiner Generation erlebt haben — darum sei es mir gestattet, ihn von mir aus zu beleuchten. Was wir als Kinder anstaunen, verblüfft und ängstlich, wie ein gefährliches Tier oder eine tropische Pflanze, was den Jüngling empört und anwidert, bis es ihm verächtlich wird, es ist nichts andres als das Franzosentum der Seele, dem wir allzu lange, allzu deutsch gegenüberstehen. Erst die Reife bringt den Vergleich des Weltbürgertums. Sie müssen wohl sein, aber sie dürfen nicht zu stark sein, Abwehr und Entfremdung, sonst legt sich die Askese wie ein grauer Schleier über die Unmittelbarkeit des Gemüts. Mir ging es so, ich litt, ich wurde tief gebeugt, ich kämpfte mit einem Gegner, der mir nie erklärt wurde: es war das Franzosentum der Seele, in meinem Vater offenbart. Der kindliche Kritiker an der primitiven Lebenskraft seines Erzeugers verliert sich, von den Leiden der Mutter umsungen, in zarte, bleiche, einsame Gärten. Ihn verwundert der brutale Lauf der Welt. Er verbirgt sich, verkannt und verkennend, im Tempel seiner Sehnsucht. Wenn er ihn verlassen muß — die Jahre fordern es, es heißt dann: werde Frucht oder welke —, so sieht er, was er versäumt hat. Gramvolles Begreifen, Duldsamkeit und Ehrfurcht vor allem, wenn es nur natürlich ist, befällt ihn. Ein stiller Mensch, mit einer gekreuzigten Liebe im Herzen, kommt er endlich — nach Paris.

Ja, er war seltsam, furchtbar seltsam — dieser erste Abend. Warmer Mai, ein trockener Duft, etwas Hartes und Flimmerndes in den vielen Straßen, durch die ich fuhr. Was war das — jetzt — ich durchquere Riesenfronten voll namenlosen Farbengewirrs, voll betäubenden Lärms — eine Budenstadt, ein Sommernachtsspuk, Kneipe an Kneipe, buntschreiende Laternen, offen, leicht vergänglich alles, geschmacklos und von Menschen erfüllt — Ostasien, Singapore, Chinesen- und Malaienorgie, fuhr es mir durch den Kopf ... „Das sind die großen Boulevards," sagte mein Begleiter feierlich. „Die großen Boulevards, dieser billige, magische Holzlattenkitsch?" wollte ich fragen. Aber ich blieb stumm. Meine Augen hefteten sich aus dem Wagendunkel auf die Paare, Paare, überall Paare, die auf den Trottoirs schritten. Ich sah keinen einzelnen Mann. Nur Paare, Einheit, umschlungen, ein Nichtanderssseinkönnen! Und fremd jeder Ton, jede Bewegung. Ich lehnte mich zurück. Mein Vater fiel mir ein, zur Unzeit. Wir fuhren über die Seine, in den stilleren Süden der Stadt. Dann hielt der Wagen, dann ging es langsam die schmale Wendeltreppe hinauf, in einem altmodischen, gar nicht weltstädtischen Häuschen am Montparnasse, jenseits von dem großen Gaukelbilde der Eleganz, das ich mitgebracht hatte. Der Concierge führte mich in ein trübes Chambre garni



Phot. Durand-Ruel

Claude Monet — Paris, vom Louvre aus gesehen

— ja, fremd und anders alles, aber gleichviel, ich war todmüde. Ich entschlief mit brennenden Augen, als hätte ich lange in ein höllisches Feuer gesehen.

Das war der erste Abend. Doch herrlich, eine Festigung und Auferstehung, wurde der erste Tag.

Meine Freunde holten mich ab. Nach dem Frühstück, munter und abenteuerlustig, ging es auf die Pariser Straßen hinaus. Ich wohnte in der Nähe des Luxembourggartens. Ein großer Garten — ja, das wollte ich sehen. Noch beklemmte mich der Spuk der abendlichen Einfahrt. Bald gingen wir durch das weite Parkgebiet, bald sah ich hinter dem sonnigen Parterre, wo Wasser sprangen, Blumen blühten, Kinder spielten, Studenten und Grisetten wanderten, das edle Renaissanceschloß des französischen Senats. Wie frei war das alles, wie einfach, reich und doch herzlich. Drüben aber — dunkle Baumkronen lockten, eine tief beschattete Allee — an ihrem Ende jenseits ragte ein hoher Kuppelbau. „Das ist das Pantheon — dort ist Zola begraben.“ „Das Pantheon?“ „Wir kommen noch hin. Sehen Sie erst hier, wo Sie stehen.“ Mein Freund wies auf das Blumenrondell, vor dem wir standen. Hatte ich schon Tulpen gesehen? Ja, viele, viele, ich hatte sie immer gerngehabt — aber solche Tulpen! Wie das drängte, glühte, in holdem Uebermut, die gefiederten Krönchen alle, ein buntes Märchenvolk. Wenige Sonnenstrahlen, wie goldene Blitze, ließ das Dach der Bäume darauf fallen. Sie huschten darüber hin, es lachte alles, in einer fremden Sprache flüsterten diese Blumen, und ich stand staunend, stumm. Die Kuppel des Pantheon, wo Zola begraben war, vor mir — unter mir die fabelhafte Pracht dieses Beetes. Unwillkürlich glitt mein Blick auf eine Frauengestalt, die neben mir stand, und nicht minder vertieft als ich, die Tulpen betrachtete. Es war eine schlanke, junge, duftende Pariserin — der lange Mantel von namenlosem Chic, der Topfhut so beschattend und breit, daß man sich erst ein bißchen bücken mußte, um ihr Gesicht darunter zu erkennen. Ich tat es und sah ein feines, blasses Profil, Nase, Augen, Wangen edel und reif, der rote Mund wie von einem Kinde. Der Betrachter genierte sie nicht, sie stand

ganz sachlich, ein erfreuter Mensch vor den Blumen. Wie in einem Selbstgespräch deutete sie mit ihrem feinen Schirm plötzlich auf eine besonders große Tulpe — dann ging sie weiter. Und sah sich nicht um — und hatte für niemand dort gestanden — und hatte für niemand dort gelächelt — und wurde doch sicher viel geliebt.

Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Ich las die Worte am Giebel des Pantheon. Der Denker Rodins, diese Neuschöpfung, altersgrün und ewig vor dem Tempel der großen Männer, hatte mich beschämt den falschen Eindruck des ersten Abends vergessen lassen. Draußen die Plastik eines aufwühlenden, michelangelesken Weltfranzosen — innen die Fresken des sanften, raffaelischen Puvis de Chavannes.

Ja, nun glaubte ich allmählich an Paris. An mein Paris, das ich betreten hatte, ich, mit meinen Augen, voraussetzungslos und preisgegeben, am 11. Mai des Jahres 1909. Ich vergaß meinen Vater, die Träume meiner Kindheit, die Abwehr der Jünglingsjahre — niemals hatte ich mich so losgelöst gefühlt, ich wußte kaum noch, wer ich war, und was mich vor kurzem in heißer Mühe beschäftigt hatte. Was Berliner, was Dachauer, was Schriftsteller — ein Mensch, noch einmal jetzt ein neuer Mensch auf Erden, so ging ich durch Paris. Das Quartier Latin durchstreifte ich und kam an die Seine und stand in Notre-Dame, wo die zerschossenen Fahnen der Feldschlachten hängen, wo Napoleon seine Schicksalskrone empfing. Es war ein Riesenkonzert, diese Eindrücke, aber harmonisch auch, sanft, wie alt vertraut, ein lieber, großer Ahne, der lange auf mich gewartet hatte und nun meine Hand nahm. Ja, alles das war neu und doch alt, so alt wie der Weltstrom, in dem meine kleinen Schmerzen dahinflossen. Kleinen? Nein — ich verlor mich nicht. Ich nahm mich zusammen. Ich biß die Zähne aufeinander. Mochte ich nichts



Phot. Durand-Ruel

Camille Pissarro — Nachmittags auf der Place du Théâtre Français

sein, so spät in Paris — ich war doch noch ein ehrlich Ringender. Ihr Männer, ihr Mädchen — kennt ihr mich? Durchlittet ihr Aehnliches? Ich weiß es nicht — ihr blickt so fremd. So sicher. Nicht spöttisch, aber auch nicht gütig. Was ist das? Euer Stolz, eure tiefe, stählerne, lebensstarke Haltung? Woher stammt sie? Ich sollte es noch erfahren. Als mir mein Vater wieder einfiel...

Wirrnis. Ungeheures Schieben, Fahren, Rollen, Schreien, Läuten — Benzingestank der modernen Hölle — Angst befällt mich, mich, den Berliner, der nicht für möglich gehalten, was er jetzt sah, dem die Schrecken des Potsdamer Platzes zur Spielerei wurden — ich war in der Avenue de l'Opéra, ich stand an der Kreuzung des Boulevard des Capucines, und Nachmittag war es, Nachmittag. Wahnsinn — das ist ja furchtbar — nein, das ist reizend — meine Freunde, die Abgebrühten, lachten — das ist Weltstadt, Weltstadt, Weltstadt, Berlin ist nichts, wenn man zum erstenmal vor der Großen Oper steht, nachmittags zwischen fünf und sechs. Berlin wird winzig, idyllisch. Ich lache. Ich lache und gaffe. Gaffe wie all die Deutschen, die hier wandern, mit faltigen Hosen und Filzhüten, deren Formen den Parisern seltsam vorkommen. Und in ein großes Warenhaus lasse ich mich schieben und sehe die schönsten, eitelsten Frauen der Welt. Vor den Spiegeln stehen sie und schaffen sich ihre Kunstwerke — Hüte, deren Bestandteile sie selbst zusammentragen. Emsig arbeiten die schlanken Hände, lustig blitzen die dunkeln Augen. Demimonde — man scheut sich, das Wort, das man daheim so oft gebraucht hat, hier zu gebrauchen. Warum? Der Leser, der Paris kennt, wird mich verstehen. Der Leser, der Paris kennt... Ehrfurcht ist vor diesen Frauen nicht lächerlich.

Und was das Straßenbild des ersten Tages mir gegeben, gewaltig, steinern jetzt, uralt und ewig jung, üppig, freudig, die Hauptstadt des europäischen Geschmacks, Paris — ja, hier kommt allens her, ja, hier kommt allens her, hatte ein Mann namens Lehmann mal gesagt — ich meine, mit diesem Erlebnis im Herzen suchte ich heute in meiner Montparnassebude Schlaf. Und morgen — morgen ging es weiter...

Das Louvre. Louvre — Mona Lisa. Mona Lisa, Venus. Michelangelos Sklaven. Was dann? Was darüber vielleicht? — Ueber Venus, über Venus sicherlich? — Nehmt es nicht übel — der geschlachtete Ochse von Rembrandt. Ein Bild, so tragisch schön, wie es nur in Paris empfunden werden kann, neben der Antike, von den Sinnen eines französischen Mädchens, das die alte Kunst kennt und durch nichts Starkes, weil es häßlich ist, verscheucht wird. Ich sehe sie von Rembrandt zu Rembrandt gehen. Sie ist reizend, eine junge Malerin wahrscheinlich, und hinter ihrer kleinen Gestalt sitzt auf dem Sofa ein merkwürdiger Mensch, ein Maler wohl, schwarz, hager, ein Krüppel. Mit dunkeln, brennenden Augen betrachtet er — das Mädchen? Nein, ich irre — dieselben Rembrandts betrachtet er wie sie. Und sie wendet sich plötzlich begeistert zu ihm — sie spricht vertraulich wie eine Braut mit ihm — über Amor, dessen Händchen auf dem Herzen der Venus liegt. Sie kennt den Krüppel, er ist ihr Freund, ihr Begleiter...

Abends war ich in Saint-Cloud. Ein Seinedampfer brachte mich hinaus. Erst sah ich Licht, nur Licht — dann wurden die freundlichen Ufer ernster. In einer fernen Wetterwand am Horizont behauptete sich die Sonne und hielt den geblendeten Augen ihren fahlgoldenen Schild vor. Meudon, Sèvres, Saint-Cloud... Ich stieg in den Schloßpark hinauf. Du wundervoller, ehrwürdiger Greis unter den Gärten. Abseitig, im Stolz der Jahrhunderte — du brauchst keine Menschen mehr. Wann haben die zierlichen Frauen des Rokoko unter deinen Wipfeln gespielt? Von ihnen träumst du. Ich liebe deine tiefen, einsamen Träume. Hier gilt der Mensch, der allein ist. Endlich — hier... Und schöner bist du als die Wiener Gärten deiner Epoche. Größer. Die Gewalt der Zeiten spricht säuselnd aus deinen Baumkronen. Traurig lächeln die steinernen Gestalten, die dich schmücken, und in den dunkeln Bächen, die dich durchfließen, regt es sich kaum. Das Schloß ist fort — verbrannt. Das Unheilschloß, wo einst der Krieg gegen Deutschland erklärt worden. 1870. Und später die Belagerung von Paris. Belagerung von Paris? Mich verläßt jede Schulbegeisterung, jeder Patriotenstolz, wenn ich hier oben stehe und auf den Garten niederblicke, auf die unendlich schöne Stadt.

Menschen der Liebe und des Lebens, hochmütig, ahnungslos hineintappend in die Teutonengefahr — ein unsägliches Leiden muß dieser Krieg für sie gewesen sein. Meine Seele schmückt sich nicht mehr mit ihm. Ich lerne jetzt und werde demütig. Ich fürchte mich vor welkem Lorbeer ...

Ein schwerer Duft liegt auf Paris. So breitet sie sich am schönsten in der Tiefe, Lutetia ... Trüb, mit mächtigen Schatten mahnende Türme im grauen Häusermeer, Dome, Säulen, und hinten — Montmartre. Oft und am liebsten sah ich Paris von fern. Da war ich am wenigsten wehrlos. Ich denke an die Ausblicke von Saint-Cloud, von Robinson, von Meudon und vom Père La chaise. Ich erinnere mich an das groteske Augenwunder auf der Spitze des Eiffelturms — an einen dunstigen Vormittag — unwahrscheinlich, kaum begreiflich — der Horizont nach Westen, Norden, Süden von Häusern angefüllt, von grauen, stummen, zahllosen Häusern. Kann diese Stadt so groß sein? Schwankende Stahlspitze des höchsten Menschenbaues, auf dem ich stehe, betrügst du mich? ... Nein. Es war wirklich so.

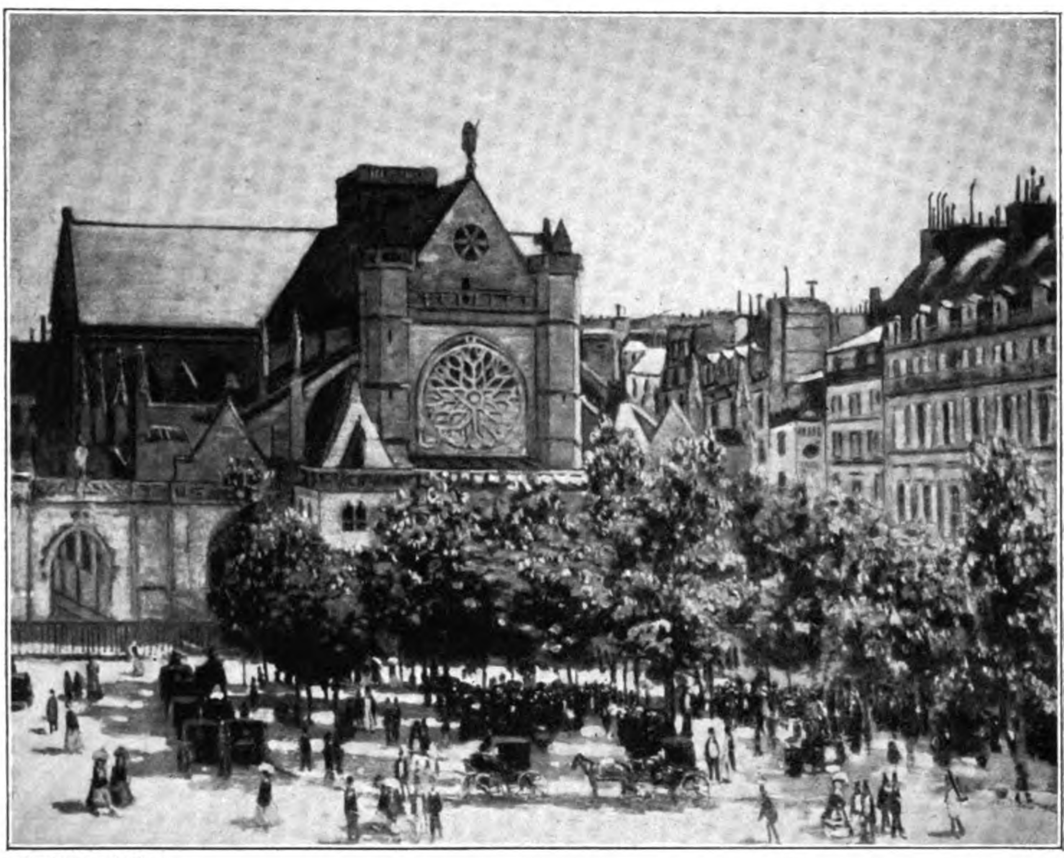
Aber schöner sah ich die Stadt von Saint-Cloud. Und am schönsten auf Montmartre.

Da droht sie so nahe, so gewaltig und bleibt doch menschlich zugleich. Da ist nicht alles steinern und stumm — man ahnt das Gewimmel der wandernden, leidenden Menschen in den tausend Straßen, Echtheit und Lüge, Gram und Lust, unendlicher Kreislauf von Geburten zu Gräbern.

So war es am Tage auf Montmartre. Ich erlebte da oben auch Nächte ... Ach, ihr armen, unschuldigen Gespenster der bezahlten Lust, des verschwendeten Lachens und todmüder Tänze ... Monico! Die Fratzen der „Lokale" sind nicht lieblich. Aber die Rasse triumphiert auch hier. Wer bleibt so frei und rein in der „Gewöhnlichkeit"? Wer wagt soviel als Weib, als schönes Weib, mit beiden Füßen in Gemeinheit stampfend? Und doch — der Sekt wird schal. Es sind und bleiben arme Geschöpfe, die Kokotten. Und haben soviel Reichtum vielleicht ... Am schönsten sah ich sie nicht bei ihren Tänzen, nicht bei ihren Liedern — im Morgengrauen, als ich Monico verließ, in einer engen Straße, die hinten die ragende Kuppel von Sacré-Coeur zeigt — dort schritten sie, von einem Nachtlokal ins andre — im violetten Frühlicht, mit ihren großen Hüten, zartfarbigen Spitzenröcken fahl und lieblich. Wie sie die Füße setzten in den hohen Lackschuhen — der unsterbliche Rhythmus der Grazie war es. Wie sie leise lachten und sprachen. Eines der Mädchen sah sich nach Sacré-Coeur um, als wollte es fragen: Bist du da, meine Kirche? Ja, wirklich — deine Kirche, deine Kirche. Eine Nonne hätte jetzt niedersteigen können und an den Dirnen vorübergehen zu einem Sterbenden. Kein Vorwurf hätte sich geregt, nicht hier, nicht dort. Es ist das Urgesetz von Paris — noch einmal höre ich die Botschaft im erschauernden Herzen: Hier gilt eine jegliche Welt ...

Die Freunde führten mich in die Stadt hinunter. Es war hell geworden — wir wollten die Eröffnung der Hallen sehen.

Bald stehen die bleichen Nachtschwärmer in dem rotbäckigen Gewimmel der Landleute, die vor den Toren der Riesengebäude ihre Waren auspacken. Zum Aufjubeln ist dieser wunderbar frische Duft, diese Farbenskala der Obst- und Gemüsekörbe. Und tausend schwatzende, saubere Bäuerinnen — ernste, emsig schaffende Bauern. Wenn sie uns nur nicht ein bißchen verachten! ... Wir schleichen uns beschämt in die benachbarte Kirche Saint-Eustache. Aus der strahlenden, lärmerfüllten Helle in die halbdunkle, feierliche Stille. Drüben am Hochaltar beginnt soeben die Frühmesse. Wir bleiben am Eingang stehen und sehen nur leere Bänke vor uns. Leere Bänke? ... Nein. Dort hockt ja etwas — im letzten Winkel — ein seltsames, schmutziggraues, regungsloses Häufchen — wie welke Blumen im Kerichthümpel: Menschen, Menschen, alte, obdachlose Menschen. Wachen sie? Beten sie? Nein — sie schlafen. Männlein und Weiblein, in bleierner Ermattung aneinander gelehnt. Grauköpfe, Weißköpfe, kahle Schädel. Sie schnarchen nicht — sie geben keinen Laut von sich. Die Trümmer von Weltstadtexistenzen finden hier das bißchen Schlummerfrieden, das ihnen die Kirche schenkt. Die liebe, großmütige Kirche. Wie ist doch die Welt voll Barmherzigkeit. Wo sind ihre Kinder? Wo ist der Ertrag ihres Lebens? Ins Nichts verronnen ... Sie waren dem Drachen



Phot. Durand-Ruel

Claude Monet — Saint-Germain l'Auxerrois

Paris nicht gewachsen. Er fraß sie alle auf. Was übrigblieb, hockt hier, aneinander geschmiegt. Wir betrachteten es lange in stummer, nie vergeßlicher Ergriffenheit...

Der Mensch in seinem tiefsten Niedergange — der Mensch auf seiner strahlendsten Höhe. Bettler und Kaiser. Obdachloser und Napoleon. Wurdest du nicht auch noch obdachlos, du kühner Weltbeherrscher, adlerstarker Korse? Doch in Paris gedenkt man nicht Sankt Helenas. Der äußere Napoleon vom breiten Schlachtenhut in Fontainebleau bis zu seinen seidenen Schuhen in der Trachtenausstellung wird dem historischen Schwärmer vorgeführt. Er sieht des Kaisers Krone im Louvre, sein Prunkbett in Versailles — das goldene Feldbesteck, die winzige Landkarte Deutschlands, die des großen Hassers Brevier gewesen, sie liegen im Museum Carnavalet. Und was sonst noch von ihm übrigblieb an Staub und Wesenlosem — mit feierlicher Marmorpracht umhüllt es der Invalidendom. Der Abenteurer wurde Nationalheld. Der Nationalheld war ein Weltverbrecher. Kaiser seines Willens — das war Frankreichs größter Mann, den es heiliger spricht als der Papst Johanna von Orleans. Wollte er wirklich einen Erben? Es ist nicht zu fassen. Napoleons Reich ist ewig und zerfiel. Ewig und zerfallen ist auch Frankreich.

Man sieht sein schönes Sterben durch die bunten Zauberfenster der Sainte-Chapelle, in gotische Sinnenglut versunken. Man muß es so sehen...

Wem dies gelang, diese einzige Kirche — der hat bis heute Raum für Barbarei? Ja, plumpe, wüste, protzende Barbarei — sie begegnet dem verletzten Auge allerorten, und die Pariser scheinen sie gar nicht zu fühlen oder ebenso zu werten wie erlesenen Geschmack. Es ist ein lächerlicher Widerspruch zwischen der Kapelle Ludwigs des Heiligen und den „großen" Boulevards. Kann in derselben Stadt

die Seele so still und gottessicher werden, so bitter auch gequält von geschmacklosem Wirrwarr, tobender Betäubung, billigstem Fremdenjargon? Die Boulevards mit ihrer Automobilseuche, sie sind nichts wert — nichts wert ist der berühmte Salon, die moderne Kunststätte, von der ich soviel erwartet hatte. Aber man begreift es allmählich, und im Begreifen wird man selig: Barbarei und Kultur müssen Nachbarn sein, um völlig klare Mächte zu werden. Wenn ein Rodin schafft, müssen Stümper Staatsaufträge bekommen — wo die edelsten Bauten ragen, preist der „Matin" sich selbst an.

Wie köstlich ist Paris überhaupt in seiner Wahrhaftigkeit. Ganz so wahrhaftig ist ein schönes Weib, das nur den stumpfen Tyrannen belügt, der nie in seine Tiefe geblickt hat. Du bist du und ich bin ich — so schmettert immer wieder die Pariser Fanfare durch die Zeiten. Es gibt ein Künstlerfest, wo die Frauen sich völlig entkleiden, und alles geschieht, was keine Scham zu fürchten braucht — gleichviel — barbarisch muß es sein, barbarisch darf es sein, denn der heilige Schlaf der Kultur wacht von den gellenden Pfeifen nicht auf. Sie lächelt und bleibt in ihrem Tempel. Ausrasen soll sich, was einst die Weihe empfängt...

Festzustellen freilich, welche Documents humains in Paris barbarischer sind, von Franzosen oder von Deutschen gelieferte — das hält schwer. Ich gebe zu bedenken: an Heinrich Heines Grabstein auf dem Montmartrefriedhof sah ich mit meinen Augen Visitenkarten von deutschen „Verehrern" niedergelegt — und unvergeßlich ist mir der Ausruf, mit dem vor Bartholomés „Aux Morts" eine Berlinerin meine Andacht störte: „Das is ja das von Bartollomeeh!" Sie schrie es. Sie schrie es. —

Der Grad der seelischen Bildung eines Volkes ist wohl am besten dort zu beobachten, wo ein Volk sich amüsiert. Ich hatte am Abend des Pfingstmontags eine wundervolle Gelegenheit dazu. Im Bois de Vincennes. Der Maler, der mit mir hinausfuhr, klärte mir den Taumel, den ich in mir selbst erlebte. Er sah Bilder — ich blieb zu lange in den Herzen der Menschen haften.

Es ist dort ein weiter, weiter, hügeliger Park. Schöne Rasenflächen wechseln mit alten Baumgruppen ab. Ein See belebt das liebe, grüne Bild. Und ringsum lagerten, spielten, freuten sich die Pariser Bürger und Arbeiter. Der Arbeiter ist hier oft ein nahezu vornehmer Mann. Wir gingen still an jungen Paaren vorüber, die sich herzend im Grase lagen. Wir betrachteten einen Reigentanz von ärmlichen Leuten, die graziös wie Ritter und Edelfräulein in alter Zeit sich verneigten. Dort spielten Monsieur und Madame, er ein dicker Metzger, sie eine fleißige Concierge, mit ihren Kindern Fußball. Wie sie hüpfen konnten, die bejahrten Leute. Wie elastisch Vater in seinen Hemdsärmeln und gestreiften Sonntagshosen war. Und Mutter wie jung in ihrem roten Unterrock, denn des guten Seidenkleides hatte sie sich vor dem Spiel entledigt... Es dunkelte. Wir drangen tiefer in den Park. Da sahen wir Feuer aufflammen, Papier und Reisig brannten hier und dort. Bald war der ganze Umkreis von Feuern besät. Und seltsam, ein Märchenspuk plötzlich am Abend dieses Wirklichkeitstages — zwischen den schwarzen Baumstämmen schritten die Menschen feierlich um die rote Glut herum. Bald tanzten sie und sprangen mit heidnischer Lust über die Flammen. Sangen auch, beschworen gar... Wo kommt das her, wie ist das noch vorhanden, aus dunkeln Quellen dringend, die der Deutsche längst verschüttet geglaubt? Um Feuer tanzen? Am Feuer singen, voll Liebe, schönheitstrunken, selig, unbekümmert um den nächsten Tag? — —

Wir sahen uns schweigend an — der Maler und ich. Er sah die Bilder seiner Zukunft — ich? Ich wußte nicht, was ich sah. Ich fühlte nur dunkel: das Ergebnis. Das Ergebnis meiner späten Reise nach Paris...

Am letzten Tage fand es seine völlige Klärung. Auf dem Wege, den ich täglich schon gegangen war — durch den Luxembourggarten und im Quartier der Sorbonne, auf den Boulevards, die mir die liebsten sind, Saint-Michel und Saint-Germain. Im Garten sah ich Waisenkinder tanzen. Ich glaube, die Eltern sahen vom Himmel zu. Du schlanke Vierzehnjährige, Königin in deinem armen, sauberen Kattunkleidchen, mit deinem straffen Haar und den großen, gütigen Augen, du führtest den Reigen der Kleinen, du sangst es vor, das Kinderlied, mit frischer, quellender Stimme. Ernst und doch heiter. Nie

bewußt. Voll Schicksalsmeisterung — mit vierzehn Jahren. Blume von Frankreich. —

Auf dem Boulevard Saint-Michel ging ich auf und ab, nachdem ich zum letztenmal weiter hinausgewandert war, über die Seine zum Louvre, zur Place de la Concorde, und einen letzten Blick auf den fernen Triumphbogen geworfen hatte, dort, am Eingang zum Bois de Boulogne. Seltsam, ich dachte jetzt intensiv an meinen Vater. Er hatte so gern mit seinem berühmten „Accent" Bois de Boulogne gesagt und Arc de Triomphe. Es fiel mir jetzt nicht ein, darüber zu spotten. Bewußtheit war es, aber wie bildet sich sonst ein dunkel tappender Geschmack? Bewußtheit — er wollte sich nicht verbannen lassen. Er haßte die Askese, er war in Paris gewesen und träumte davon in seinem Fabrikkontor. Ich werde nun bald an meinem Schreibtisch davon träumen,

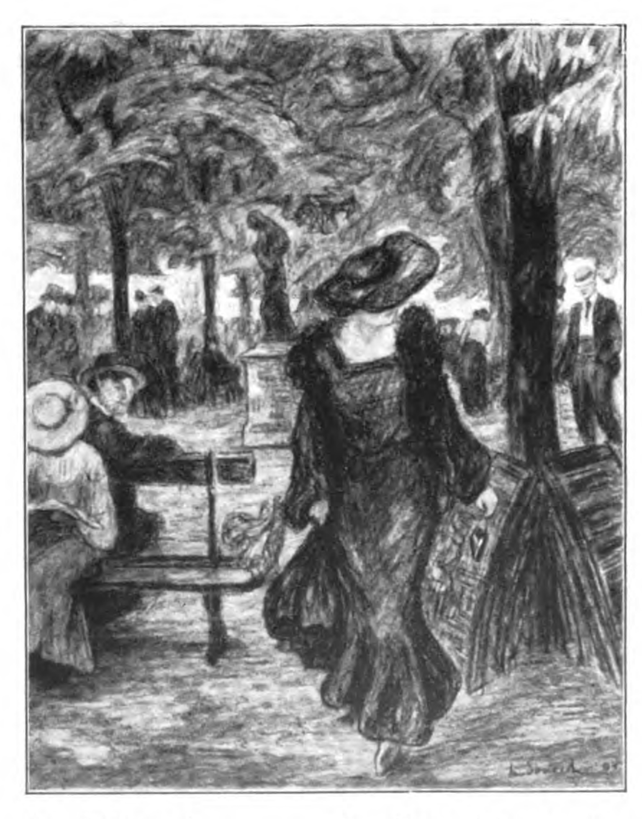


Henri Doucet Im Zentrum von Paris (ein Blick aus dem fünften Stock)

doch lange nicht so positiv wie er. Ich beuge mich vor meinem Vater, denn er hat gelebt. Trotz allem. Gelebt. Gelebt!...

Jetzt begreife ich eure stolzen Mienen, ihr Männer und Frauen, die euch hochmütig erscheinen lassen und nur Selbstsicherheit künden. Eure Augen sagen mir: Warum kamst du nicht früher? Und wärst dann geblieben? Und alles wäre anders geworden, anders? — — Dein Vater war ein Kaufmann und konnte nicht bleiben — er litt und versank als Halbfranzose in der deutschen Heimat. Du aber, ein Künstler!... Ja, ein Künstler! Achtet ihr mich doch? — — Wir achten dich, du Wunderlicher. Wir kennen dich ja. Wie sollten wir dich nicht achten? Ich, das schlanke, schöne Mädchen, das du anstarrst, ich nehme deine Seele bei ihrer zitternden Hand und begreife sie und flüstere ihr das Wort zu, das ihr ewig verborgen verblieben: Hier ist jeder, wie ihn Gott geschaffen hat. Hier bekennt sich jeder zu seinem dunkeln Selbst. Wo Tiere wahr sind, darf der Mensch nicht lügen... Was ist nicht möglich?... Was nicht menschlich ist. Jegliche Schönheit, jegliches Gebrechen findet bei uns Ergänzung, im Westen der Welt. Im schönen, schönen, seligen Westen. Sonnenuntergang — ein feuriger Schein. O bleib, bekenne dich, lebe noch einmal, lebe.

Ich erwachte und starrte, am Luxembourggarten stehend, zum Pantheon hinüber. Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Der Denker. Rodins Denker. Nein!... Es ist zu spät. Als ich ankam, begegnete ich zuerst einer Beethovenfeier. Ganz Paris rüstete sich dafür. Als ich Abschied nahm, tanzten die jungen Menschen auf der Straße, denn es gab ein Verbrüderungsfest... Gleichviel. Es ist für mich zu spät. Ich kann nichts andres tun, als zum erstenmal in voller Versöhnung an meinen Vater denken. Dann lächeln. Denn was weiß er davon? Es ist ja nur ein Gruß an die wahre Kraft der Welt und an die Menschen, die in ihr leben können. O du Franzosentum der Seele!



Henri Doucet Im Luxembourggarten



„Also hüte den Bob, daß er mir nicht umkommt! Und daß er keinen Unsinn macht! Komm' ich wieder, und es ist was nicht in der Ordnung, so krieg' ich dich beim Kopf."

So sprach Frau Annemarie de Harde zu ihrer sechzehnjährigen Tochter Käthe, und dabei machte sie mit ihren Händen solch resolute Bewegungen, daß der süße, braunlockige Backfisch sich heilig vornahm, genau achtzugeben, um den Zorn der Mutter nicht zu wecken. — Frau Annemarie ging. Die Haustür klingelte, und Käthe atmete erleichert auf. Aber die Haustür klingelte zum zweiten Male, und die Gefürchtete kehrte wieder zurück.

„Du, geh mit dem Jungen in den Garten!" sagte sie. „Das Wetter ist wunderschön geworden. Aber gib acht, daß er nicht auf das Tulpenbeet gerät, er will immer davon abpflücken."

Käte nickte. Da kam aus dem Nebenzimmer der zweijährige Galgenstrick selber herein, natürlich mit großem Gepolter. Letzten Sonntag hatte er zu seinem Geburtstag die ersten Hosen bekommen; die paßten ausgezeichnet zu seinem kriegslustigen Gesicht, und die ganze Erscheinung ließ ahnen, daß hier ein künftiger Räuberhauptmann oder Weltreisender seine ersten Unternehmungen vorbereitete.

„Mama aus? Bob mit!" sagte er und faßte die Hand seiner Mutter.

„Nein, mein Lieb, heut nicht," erwiderte die Mutter, „heut will ich mal meine Ruhe haben."

„Bob mit in die Stadt!" fuhr der Knirps unbeirrt weiter fort.

„Mama geht gar nicht in die Stadt, Mama geht nur zu Tante Deluweit; Tante Deluweit hat Geburtstag. Bob muß lieb sein, dann bringt Mama dir Kuchen mit."

Bob versprach das; für Kuchen versprach Bob alles, und so konnte Frau Annemarie sich losmachen und den Rangen in der Hut der großen Schwester lassen. Sie ging. Gott sei Dank, daß man der ewigen Sorgen für ein paar Stunden ledig sein konnte! Aber warum machte man sich eigentlich so viele Sorgen? Freilich, der Herr Gemahl hatte vor anderthalb Jahren das Zeitliche gesegnet; aber die Wunde war schon so ziemlich vernarbt und schmerzte höchstens noch etwas bei Witterungswechsel. Und dann hatte man ja seine ganz nette Pension und ein schuldenfreies Häuschen und noch eine kleine Beihilfe auf der Bank. Das Leben wäre wirklich ganz erträglich gewesen für Frau Annemarie de Harde, wenn sie nur nicht soviel zu hüten gehabt hätte. Ihr Mädel war schon zu groß und der Junge noch zu klein, und die beiden hatten es sich vorgenommen, der Mutter partout in allen Dingen zuwider zu sein und ihre eignen Wege zu gehen. Die Käthe begann alle Augenblicke eine andre Liebelei anzuknüpfen. Du lieber Gott, so etwas hatte man früher ja auch getan, aber die Frau Mutter war doch manchmal recht böse dazwischengefahren, und man sah jetzt ein, daß die Frau Mutter ganz recht gehabt hatte, und war entschlossen, es bei der eignen Tochter auch nicht zu leiden.

Und der Junge? Ei, der versuchte alles, was ihm im Hause nicht an der rechten Stelle zu sein schien — und nichts stand an der rechten Stelle —, in Reih' und Glied zu bringen, wie er es verstand. Und im Garten erst! Da mußte immer jemand hinter ihm her sein. Nun sollte aber die Große den Kleinen hüten, und wenn auch noch immer ein Rest von Sorge in der ewig erregten mütterlichen Seele zurückblieb, man konnte doch wohl einmal wieder einen Geburtstagskaffee riskieren. Was konnte zudem viel geschehen? Felix Leibeling war ja nicht da. Das war ein Kreuz, das sie sich selber aufgeladen hatte, um ihr Einkommen noch mehr zu vergrößern. Felix war schon ein Schüler etwas gesetzteren Alters, der es in diesem Jahre noch einmal versuchen wollte, durch die Abgangsprüfung zu kommen. Er war mit Wilhelm Lubinus bei ihr in Pension. Sie sah aber ein, daß sie ihm kündigen mußte; denn er hatte nicht nur ein, sondern alle beide Augen auf die Käthe geworfen, und sie fürchtete, daß er ihr noch ganz den Kopf verdrehen werde. Heute konnte freilich kein Unheil geschehen, denn der Blitzjunge war zu seinen Eltern verreist, und von Wilhelm Lubinus drohte keine Gefahr. Wilhelm war ein großer Musterknabe, gesittet und brav, in der Schule wohlgelitten und auch bei ihr im Hause. Er dachte nur an die Bücher und noch gar nicht an die Liebe. Er war allerdings leidlich hübsch, aber sie wußte, daß er auf Käthe keinen Eindruck machte. Sie lachte über ihn, weil er immer rot wurde, wenn er einmal mit einem jungen Mädchen sprach, und es ist nichts schlimmer für einen Jüngling, als wenn ein Backfisch über ihn lacht.

Fräulein Käthe war es ganz und gar nicht nach dem Sinn, die Hüterin ihres Bruders sein zu müssen. Ueberhaupt peinlich, noch solch kleinen Bruder zu haben, den sie halb und halb mit großmachen mußte! Ein Bruder muß immer größer und älter sein als die Schwester, schon wegen des ritterlichen Schutzes. Aber das hatte die Mutter wenigstens erlaubt, daß sie im Garten sein durfte. Sie fing sich also den kleinen Rowdy ein und trug ihn hinter das Haus. Da ließ sie ihn eine Weile auf dem Rasen herumkollern, und dann spielten sie Haschen zwischen den Beeten und in der Laube, aber dann ward ihr das Hüten langweilig und dem kleinen Bob auch. Fräulein Käthe fing an zu träumen, und Bob begann auf Eroberungen auszugehen, und als die Hüterin ihres Bruders aus ihren Träumen erwachte, war er schon mitten unter den Tulpen und streckte die kleine Hand aus, um sich die schönste der leuchtenden Blüten anzueignen. Diesmal rettete Käthe aber noch glücklich die sorgsam gepflegten Lieblinge der Frau Mama, und Bob bekam ein paar Klapse auf die Finger, daß er schrie.

„Guten Tag, Fräulein Käthe!" tönte da eine helle Stimme vom Fenster her, „darf ich Ihnen ein bißchen helfen, den Bob zu hüten?"

Käthchen war gründlich überrascht; das war Wilhelm Lubinus, der Stille, der Verschüchterte, das Ideal der Frau Mama weil er ihr am wenigsten zu schaffen machte. Woher nahm Wilhelm Lubinus überhaupt den Mut, einige Worte zu ihr zu sprechen? Und gleich in solch frischem, fröhlichem Ton! Aber hier bot sich Hilfe, und freundliche Hilfe darf man doch nicht zurückweisen, und zudem fuchtelte Bob mit den Armen in der Luft herum und rief vergnügt: „Onka Lubus! Onka Lubus!"

So antwortete Käthe also: „O ja, kommen Sie nur her! Aber ich bin neugierig, wie Sie den Bob zur Ruhe bringen werden."

Wilhelm Lubinus kam also in den Garten. Er hatte Bobs Stühlchen und Tischchen mitgebracht und lud ihn ein, sich niederzulassen. Das fiel dem Knirps natürlich gar nicht ein, und solche Folgsamkeit hatte sein Meister auch wohl nicht erwartet.

„Wollen wir Bob eine Stube bauen?" fragte er, und damit war Bob einverstanden. Der Jüngling ging noch einmal ins Haus und schleppte aus der Rumpelkammer eine große offene Kiste herbei. Bob sah gefesselt darein.

„So, das ist Bobs Stube," sagte Wilhelm, „und nun stellen wir dem Bob seinen Tisch und seinen Stuhl hinein, und hupp! ist der kleine Mann in seinem Hause."

Bob quietschte vor Vergnügen; er bekam noch ein wenig Sand in einer Schale und einen Löffel dazu, begann zu spielen und sagte fürder kein Wort.

Der hübsche junge Racker von Mädchen hatte mit Lachen zugeschaut und be-

kam Respekt vor Wilhelm Lubinus. Der war ja gar nicht so linkisch, wie er ihr sonst vorgekommen war. Eine Art von übermütiger Heiterkeit schien sein ganzes Wesen zu durchtränken; planvoll und überlegt begann er auf ein bestimmtes Ziel loszugehen.

„So, Fräulein Käthe, jetzt haben Sie es leichter," sagte er. „Nun kann ich wohl wieder gehen. Oder darf ich vielleicht ein bißchen mit Ihnen plaudern? Ich habe gerade nichts Besonderes zu tun."

Das paßte ganz gut. Fräulein Käthe hatte jetzt auch gerade nichts Besonderes zu tun, und so setzten sie sich denn in die Laube. Die Kiste mit dem Jungen konnte man durch eine Lücke zwischen den Zweigen ganz genügend im Auge behalten. Die Mama kam vor einigen Stunden nicht wieder zurück, sicher nicht, und auf alle Fälle konnte man die Hausklingel in der Ferne hören.

Sie plauderten also, wie Jugend zu plaudern pflegt, plauderten von diesem und jenem. Lubinus erzählte lustige Schulgeschichten, die fast ausnahmslos von den Lehrern handelten, den modernen Märtyrern. Käthe lachte Tränen, und dann erzählte sie von allem, was so ein unschuldiges Backfischherz bewegt. So kamen sich die Gemüter alleweil näher, aber da ertönte Bobs gebieterischer Ruf: „Käthi, raus! Ich will raus!"

O Schrecken! Aber Wilhelm Lubinus kannte noch ein letztes Zaubermittel. Er löste die Kette seiner Taschenuhr, gab Uhr und Kette an Bob, der beides mit begierigen Händen empfing, und sagte freundlich: „Da, Bob, spiel mit Ticktack."

„Oh, die wird er Ihnen ganz sicher kaputt machen," rief Käthe erschrocken.

„Das macht nichts," meinte Herr Wilhelm, „die Uhr ist bloß aus Nickel und kann was vertragen. Wenn er nur noch eine Weile damit spielt und uns in Ruhe läßt! Denn sehen Sie, Fräulein Käthe, ich möchte Ihnen gern etwas sagen. Heute ist Felix nicht im Hause und auch Ihre Frau Mama nicht. Das trifft sich gerade gut, und ich habe schon lange auf einen solchen Augenblick gewartet."

Sie gingen also wieder in die Laube. Fräulein Käthe senkte errötend das süße Antlitz und war bereit zu hören. Und nun begann Wilhelm Lubinus ein Geständnis von seiner einsamen Jünglingsseele, und wie er sich zu mutigem Wagnis entschlossen habe, und wie Käthe de Harde die Sonne seines Lebens sei. Und die Sonne des jungen Herrn Wilhelm Lubinus erstrahlte in rosenroter Glut, aber sie verkroch sich nicht hinter Wolken.

O du wundersame Stunde unaussprechlicher Torheit und unendlicher Seligkeit, wenn zwei junge Herzen sich finden! Dann verschwimmen Vergangenheit und Gegenwart im Zauberspiegel der herrlichsten Zukunft; Sonne, Mond und Sterne verlöschen und allein die mächtige Flamme der Herzen lodert und gibt Licht und Wärme. Da mag die Nachtigall singen, man hört es nicht; da mögen gewaltige Feldherren die Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte schlagen, sie vernehmen es nicht; da mag Bob schreien: „Käthi, ich bin fertig!" — sie beachten es nicht. O du wunderselige Zeit!

Bob de Harde war aber wirklich fertig geworden mit der Uhr des Herrn Wilhelm Lubinus. Das Glas war zerbrochen, die Zeiger standen still, und eine Uhr, die nicht mehr Ticktack sagen kann, ist nicht wert, daß man sich ihr widme. Bob hatte zweimal gerufen, und als man ihn da noch nicht hören wollte, plagte er sich nicht weiter mit Wiederholungen. Sein Haus drohte ihm freilich zum Gefängnis zu werden, aber er verstand es, sich zu befreien. Er stieg auf seinen Stuhl, von dem Stuhl auf den Tisch und von dem Tisch fiel er koppheister aus seinem Hause hinaus in Gottes freie Welt. Solches Koppheisterfallen war ihm aber nicht gerade ungewohnt, und so raffte er sich denn auf, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Er ging auf die Laube zu und guckte durch die Zweige, und weil er sah, daß Schwester Käthe gerade andres zu tun hatte, als ihr Brüderlein zu hüten, so ging er auf die Wanderschaft, und zwar durchaus auf eignem Wege. Der ging zunächst mitten durch das Tulpenbeet, und nun bekam er Gesellschaft: die schönste Tulpe wanderte mit, die Freude und Wonne der guten Frau Annemarie de Harde. Und dann ging es auf die Straße hinaus, und Bob und Tulpe wanderten weiter nach einem ganz bestimmten Ziele, geleitet von der unbestimmten Sehnsucht nach einem versprochenen Stück Kuchen. — — —

Im Zimmer der Frau Dorette Deluweit waren die Damen bei der Torte angelangt, einer ganz ausgezeichneten In-

dianertorte, die alle Kehlen und Zungen so geschmeidig machte, daß die wundersamsten Geschichten zutage kamen und willig geglaubt wurden, sogar bis aufs letzte Tüttelchen. Frau Annemarie de Harde war in Seligkeit; sie hatte Lethe getrunken, und zum ersten Male seit langer Zeit waren alle Sorgen vergessen, aber auch ganz und gar.

Da ging es plötzlich draußen auf der Treppe: Stapp, stapp und bum! und plumps und ein polternder Fall und hinterher der frische, kräftige Weckruf: „Mama! Mama!"

Frau Annemariens Herz drohte vor Schreck stille zu stehen, aber ein Mutterherz kann allerhand vertragen, und vor allen Dingen findet es sich rasch zurecht. Aufspringen, zur Tür eilen und die Tür aufreißen war das Werk eines unendlich kleinen Augenblicks, und richtig, draußen auf dem Vorplatz lag Bob auf der Nase. Aber er raffte sich vergnügt empor; er befand sich am Ziel seiner Reise, und er streckte der Mama die Hand entgegen und rief: „Da, Mama, Bume!"

Wiederum drohte Frau Annemariens Herz stille zu stehen. Gerade die schönste der Tulpen hatte der Galgenstrick erwischt! Eine bange Ahnung des Unheils flog durch ihr Gemüt. Was war geschehen? Wie war es möglich, daß Bob allein und ungehütet seinen Weg hierher gefunden hatte?

Sie zwang sich zur Ruhe, beugte sich hinab und fragte gemütlich: „Sieh, mein Lieb, das ist nett, daß du Mama holen willst. Aber wo ist Käthi denn?"

„Käthi in Laube."

„Was macht Käthi denn in der Laube?"

Da geht ein Leuchten über das Angesicht des Männchens und es sagt: „Käthi beißt Onka Lubus."

Frau Annemarie wünschte ihrem etwas behäbigen Leibe Flügel. Den Jungen ließ sie bei einem großen Stück Kuchen bei Tante Deluweit, und dann flog sie wirklich, sie flog nach Hause, um Gericht zu halten. — —

O du wunderbare Zeit der ersten Liebe! Du bist wie ein herrlicher Sommertag, der im Sonnenglanz erstrahlt und nicht ahnt, daß sich am Horizont ein Gewitter zusammenzieht. Flüstern und Kosen in der Laube, die da stand im Winkel an der Gartenmauer. Da kam Frau Annemarie daher, ein wenig keuchend, aber sonst doch möglichst geräuschlos. Mit einem Blick sah sie Bobs verlassene Wohnung, und selbst die zertrümmerte Uhr sah sie, und dann bog sie die Zweige auseinander. Darauf ist denn endlich der Blitz eingeschlagen und langhallender Donner folgte nach. Aber davon wollen wir heute nicht mehr erzählen. —

Das ist die Geschichte, wie der kleine Bob de Harde seine große Schwester hütete, und seine Mutter ist ihm dankbar dafür gewesen.



Späte Rosen

Von

Otto Ernst Sutter

Ob der Herbstwind schon durch den Garten zieht,
noch steht ein Rosenbäumlein in Blüt',
als hätte es ewige Jugend getrunken.

Wie es kommen? Der Sonne milde Kraft
hat zur eigenen Freude dies Wunder geschafft
Und schaut es an in sich versunken.



Herbst am Gardasee

Nach einem Aquarell von Manuel Wielandt



Die „Lästerallee" im Berliner „Zoo" (Zoologischen Garten)

Weltstadtbummel

Von

Karlernst Knatz

(Mit sechs Abbildungen nach Zeichnungen von Max Tilke)

Aus Primanerjahren steigt er wieder in die Erinnerung empor, der geliebte „Bummel". Das war damals in einer kleineren Stadt. Denn wieviel mehr bedeutet der Bummel in den kleinen und mittleren Provinzstädten als in München oder Breslau oder gar in Berlin? Sein Schauplatz ist die Straße der Stadt, seine Zeit liegt immer in den späteren Nachmittagsstunden, von fünf bis sieben oder von sechs bis acht. Die Beamten-, Schul- und Pensionsstädte wie Braunschweig, Kassel, Potsdam, Weimar, Wolfenbüttel und andre sind seiner Bedeutung, seiner typischen Entwicklung am günstigsten.

Die Hauptstraße mit ihren Seitengassen, oft auch ein in sich wieder zusammenlaufender Straßenring bilden des Bummels Kulissen. Und die Jugend der Stadt führt hier alltäglich zur bestimmten Stunde miteinander ein Spiel auf, das den Vorteil hat, immer neu improvisiertes Leben zu sein. — Verblassender gelber Schein der untergehenden Wintersonne umzittert die Giebel der Häuser, spiegelt sich in den Schaufenstern der Läden und läuft gleich gleißenden Schlänglein dort durch die kahlen Zweige der Bäume an der Promenade. Wie verschlafen lag die Straße die Nachmittagsstunden hindurch in der Winterkälte. Nun aber, da schon verwehender Qualm über den Schornsteinen zeigt, daß männiglich seinen Kaffee getrunken hat, belebt sich ihr Bild. Einzeln und zu zweien, bald auch in Trupps tauchen bunte Schülermützen auf. Streng trennt sich Gymnasium von Realschule und beide wieder etwa vom Lehrerseminar. Auch auf dem Bummel herrscht der Klassenstaat. Und nun bummelt man, den Mantelkragen hochgeklappt, den Spazierstock so leger und elegant wie möglich übern Arm gehängt — und läßt die jungen Augen die Straße hinabwandern und prüfend durch die Seitenstraßen fliegen, ob „sie" nicht kommt. „Sie" ist noch nicht da. Die Freundin, die zum Abholen kommen sollte, hat sich wieder einmal verspätet. Auch ist Mutter schlechter Laune und hat beim Kaffee — es ist mindestens das zehntemal in diesem Monat! — das „Bummeln" in Bausch und Bogen für „unschicklich" erklärt. Es ist nur ein Segen,

daß ihr selbst noch ein paar notwendige Besorgungen einfallen. Frida kann es nicht dulden, daß Mama sich der Winterkälte aussetzt; sie wird alles gewissenhaft erledigen. Und da klingelt es auch gerade. Es ist Lisbeth. Sie hat ebenfalls etwas zu besorgen. Und mit Barett, Jackett und Muff wohlverwahrt ziehen beide ab zum Bummel. — Der ist jetzt in vollem Gange. Ueber all die Jugend, die plaudernd, lachend und grüßend sich aneinander vorüberdrängt, fällt der unsichere Schein der Laternen. Die Referendare sind da und die Assessoren, die immer noch unter den Töchtern der Stadt wählen, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Junge Kaufleute, Söhne aus wohlhabenden Häusern — die Mamas sagen, die seien die besten Partien —, führen, immer wieder angestaunt, die neuesten Moden aus Berlin spazieren. Auch die Brautpaare haben sich eingefunden und wandeln [zwischen] all dem knabenhaften Flirt umher, den beide, er sowohl wie sie, selbst so oft mitgemacht. Dem jüngsten, das erst seit drei Tagen sich öffentlich Arm in Arm zeigt, folgt kichernd, eng ineinander gehakt, ein Trüppchen eben ausgekrochener Backfische. Wer aber ist der ältere Herr dort, im großen Schlapphut, den goldenen Zwicker auf der Nase, um den die rote Primanermütze eben einen so scheuen Bogen beschrieb? Das ist der „Direx", der „Alte", der gestrenge Leiter des Gymnasiums, der leider trotz der Dunkelheit gesehen hat, daß unter der roten Primanermütze wie ein kleiner feuriger Punkt eine Zigarette leuchtete! —

Es ist soviel Frohsinn, soviel scheue Heimlichkeit, soviel harmloses Kritisieren in diesem Sich-immer-wieder-Begegnen auf dem Bummel von fünf bis sieben. Ein kleines, ein ganz kleines Erlebnis bringt da jedem jeder Tag. Dort an der Ecke — die „dunkle" wird sie dankbar genannt, weil die städtische Beleuchtung sie etwas stiefmütterlich behandelt hat — haben sich eben eine Jünglingshand und eine Mädchenpatsche in furchtsamem Druck gefunden. Noch ein vorsichtiger Blick die Straße hinauf und hinab, dann steuern die beiden mutig auf die erleuchtete Tür los, die von drüben verlockend winkt, und leise, zaghaft schließt sich hinter dem Paare die Pforte der Konditorei, dieses verbotenen siebenten Himmels, in dem bei Schlagsahne und Schokolade die zwei ihr erstes, so unschuldiges Sehnen durchleben.

*

Wer nicht in Berlin ansässig ist, wird kaum geneigt sein, anzunehmen, daß es den Bummel auch in der preußisch-deutschen Hauptstadt gäbe. Wo Millionen von Menschen eng beieinander wohnen, scheint der Boden zu fehlen, auf dem solch amüsantes Promenieren zur festgesetzten Stunde in jeder Provinzstadt blüht. Denn auf dem Bummel muß man sich kennen, muß wissen, daß man heute und morgen und übermorgen den und den und die und die wiedertrifft. Das Gefühl heimatlicher Zusammengehörigkeit gibt dem Grüßen und Schlendern, dem Begegnen und „Poussieren" erst die vertrauliche Note. Trotzdem — es gibt in Berlin wenigstens Aehnliches. Denn so wahr es ist, daß der einzelne nirgends einsamer sei als in der Großstadt, so darf man doch nicht vergessen, daß viele ihrer „Viertel" in sich eine gesellschaftliche Einheit bilden, deren Bewohner ungefähr auf gleicher sozialer Stufe stehen und, zusammengeschlossen in größere und kleinere Zirkel, sich ebenso beobachten und kennen wie die gesellschaftlichen Kreise der Provinzstadt in ihrer Abstufung. Ja, es gibt — und jeder Spree-Athener, ob geborener oder zugezogener, wird das leidvoll bestätigen — in Berlin und besonders in den Vororten Straßen, in denen mehr geklatscht wird als in Zerbst oder Dessau. Weshalb sollte also nicht auch die Millionenstadt ihren Bummel haben? Berlin besitzt deren mehrere, wie das bei der Menschenfülle, die zwischen Westend und Wedding durcheinander hastet, verständlich und notwendig ist.

*

Im Westen, vom Nollendorfplatz, dessen schönes Fünfeck der Hochbahnbahnhof in der Mitte eher verdirbt als ziert, läuft in breiter Flucht die Kleiststraße bis zum Wittenbergplatz, von dem, gegen die Kleiststraße in stumpfem, nach Norden geöffnetem Winkel ansetzend, die Tauentzienstraße zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche führt. Hier gibt sich, an Wochentagen in den Stunden gegen Abend, am Sonntag um die Mittagszeit, der vornehme Westen ein Rendezvous. Der Angelpunkt dieser Promenade ist das Kaufhaus großen Stils, das an der Mitte dieses Bummels liegt. In seinen Pforten — ein „Kaufzwang"



Die Tauentzienstraße, der Bummel von Berlin W

existiert ja nicht — verschwindet die Dame, die sich durch einen allzu hartnäckigen Verfolger belästigt fühlt, verschwindet auch der Backfisch, der seinem Obersekundaner drinnen in der Bücher- und Kunstabteilung eine konvenable Gelegenheit zu einer gebildeten Anrede geben will. Im großen und ganzen glänzt dieser Bummel in Eleganz und Geschmack. Denn die Großstadtjugend, die hier flaniert, hat's dazu. Man sieht's ihr an, daß der Nachmittagskaffeetisch täglich gut besetzt ist und daß ihre weitere Tätigkeit bis zum Abend in dem besteht, was Wilhelm Busch in der Vorrede zur „Frommen Helene" so schön bezeichnet hat:

„Kaum trinkt man die letzte Tasse,
Putzt man schon den ird'schen Leib.
Auf der Straße, auf der Gasse
Wimmelt man zum Zeitvertreib."

Unter all den steifen Hüten und Panamas, den Toques, den Glocken- und Riesenhüten grüßt uns in der Mehrzahl das semitische Profil. Die schon fast frauenhaft entwickelte Kommerzienratstochter — das ist hier der Typ. Die Demimonde fehlt nicht, aber sie ist „erster Klasse" und sticht — man weiß das ja — nur für die ganz Eingeweihten von der Mondaine ab. Vom Kurfürstendamm her, dessen etwas protzige Pracht sich von der Gedächnis-kirche bis hin nach Halensee, dem Tanzdorado der Berliner „kleinen Mädchen", hinzieht, knattert ein elegantes Automobil nach dem andern vorbei, hier auch noch erfreulich abwechselnd mit edel bespannten Dogcarts und Kutschen. Hier und da ragt zwischen den tipp-toppen Bummlern jüdischen Bluts eine preußische Leutnantsfigur empor, unverkennbar, ob in Zivil oder in Uniform.

Und man kennt sich hier auch. Die Jugend verbindet die gemeinsame Tanzstunde, das Tennisspiel auf den verschiedenen Plätzen des Westens, der Schlittschuhlauf im Winter auf dem neuen See im Tiergarten und heute vielleicht auch schon die Rollschuhbahn im alten Botanischen Garten. (Auf dem Asphalt der Straßen zeigt „man" sich nicht mit Rollschuhen; diese Geschmacklosigkeit überläßt man den weniger exklusiven Vierteln Berlins.) Die

Erwachsenen sind sich nicht zum kleinen Teil von den opulenten Abfütterungen größten Stils einander bekannt.

Aber der Schmelz des „Provinzbummels“ fehlt doch. Es geht eleganter und farbenprächtiger hier zu, aber auch, man muß das schöne Wort wählen, „unmoralischer“. In den kleinen Konditoreien, die an diesem Bummel ihren Besitzern guten Gewinn abwerfen, soll die Exposition mancher Höheren-Töchter-Tragödie gespielt haben. Denn die Jugend Berlins ist früh reif. Der Pennäler, der hier mit seiner Poussade sitzt, weiß schon die Qualitäten eines Curaçao, eines dreimal gesternten Hennessy oder eines echten grünen Chartreuse zu schätzen. „Sie“ ist vielleicht schon in Nizza gewesen und hat einen Fünfziger aus Papas Portefeuille in Monte verspielt. Zum mindesten kennt sie Heringsdorf und Wiesbaden. Man spricht über Ibsen und Wedekind, schimpft auf die „öden Pauker“ und errötet nur noch formell bei ziemlich eindeutigen Witzen.

Oben vom Turm ertönt die achte Abendstunde. In wenigen Augenblicken ergießt sich in die plaudernd heimkehrenden Gruppen der vornehmen Welt der Strom der Angestellten aus dem Riesenkaufhaus. Und für kurze Zeit beherrscht das „süße Mädel“ diesen Bummel, auf das dort an der Ecke schon sein „Verhältnis“ wartet.

*

Im „Zoo“. Ueber die „Lästerallee“ rauschen, von Musikkapellen vortrefflich gespielt, Wagnersche Melodien. Es ist Montag, der Elitetag des „Zoo“. Da drängt sich unter dem weißen Licht der Bogenlampen etwa das gleiche Publikum wie in der Tauentzienstraße, doch in der Zahl verzehnfacht, auf der Allee zwischen den beiden Kapellen aneinander vorbei. Dieser Weg kann nicht zur Verdammnis führen, denn er ist so schmal,



In einer Konditorei des Westens: „Gnädiges Fräulein, was halten Sie von der ‚Moral‘ — von Ludwig Thoma?“



Wie sie lächeln, wie sie grüßen! — hier die zierlichen Mosjöhs, dort die Damen ...

daß das Gewimmel in seiner Enge fast beängstigend wirkt. Er führt auch nur von den Affen zu den Adlern — eine Tatsache, die zu geistreichen Bemerkungen keine Veranlassung geben kann. Rechts und links hinter dem Kordon sitzt an zahllosen Tischen das Alter und die Blasiertheit. Und da wird „gelästert". Wie vermögen die Leute es nur, unablässig in diesen lebenden Kinematographen hineinzustarren? Die Augen schmerzen von dem kribbelnden, in tausend Farben intermittierenden Auf und Ab. Trinken wir unser Pilsner aus — der Kellner, den wir sonst vor einer Viertelstunde nicht wieder sehen, kommt eben schwitzend gelaufen — und wandeln wir hinunter zu den Pelikanen, die drunten am See auf einem Beine stehen und zu dem menschlichen Ameisenhaufen emporblinzeln — ein Sinnbild philosophischer Ruhe und tierischer Bedächtigkeit. Morgen aber wollen wir einen Berliner Bummel ganz andrer Art sehen.

*

Er ist noch nicht alt, dieser Bummel. Im Norden, am Ende der Friedrichstraße, steht seit einiger Zeit ein neues großes Kaufhaus, dessen eine Fassade an die Oranienburger Straße grenzt. Quer durch den gewaltigen Bau ist eine Passage gebrochen, von der das Etablissement seinen Namen trägt: Passagekaufhaus. In diesem Durchgang, in dem zu beiden Seiten Blusen und Bücher, Schlipse und Stiefel hinter riesigen Vitrinen zum Kauf anlocken, hat sich schnell ein Bummel entwickelt, der für die Bevölkerung des Berliner Nordens charakteristisch ist. Er beginnt erst etwa gegen sieben Uhr abends. Sein Publikum: Ladenmädchen und Studenten, denen die schneidigen, selbstbewußten „Einjährigen" dieses Kasernenviertels scharfe Konkurrenz machen. Später mischen sich blutjunge Fabrikmädchen hinein. Die Frauen des Arbeiters, des kleinen Beamten kommen, um schnell noch etwas einzuholen. Und aus dem sogenannten „romantischen" Quartier — oh, um diesen Lucus a non lucendo! —, aus der Schlegel-, Tieck-, Novalis- und Eichendorffstraße schleicht die Weiblichkeit hervor, die wohl immer das Auge des Schutzmanns, des Kriminals fürchten muß. Hier kennt man sich nicht, aber man lernt sich kennen. Der junge Mediziner folgt der hübschen Kassiererin, die ihr nicht gerade teures Kostüm doch mit Geschmack zu wählen und zu tragen weiß, von einem Ausgang zum andern

und wieder zurück und wieder zurück. Und wenn nicht heute, so doch morgen oder übermorgen werden sie beide zusammen „ausgehen“ — und wie weit dieser Ausgang dann führt, das hängt wohl immer nur vom weiblichen Teile ab. Oben in der gewölbten Kuppel des Mittelrondells der Passage spielt auch hier eine Musikkapelle. Aber so sehr man sich den Hals verrenkt, man kann die Künstler nicht entdecken. Sie sind in einem verschalten Gang postiert, der sie den Blicken der bunten Menge, die da unten auf und nieder wogt, entzieht. Der Dunst Berlins, der hoch oben am Himmel ins Gelblich-Rötliche schimmert, hängt schwer über der Friedrich- und Chausseestraße, über dem ganzen alten Quartier Latin. Es



Momentbild vom Bummel in der Passage des Nordens



Unter den Linden von zwölf bis eins

riecht nach Staub und Menschen. Und der Großstadtbrodem dieses unschöneren, ärmeren, aber arbeitsvolleren Viertels ebbt auch hinein in die Passage, fängt sich in der aufstrebenden Kuppel, und es ist, als fielen die Klänge der geisterhaften Kapelle schwer, aufreizend, betäubend fast, von allen Seiten zurückgeworfen auf die in'zwei Richtungen sich vorwärtsschiebende Menschenmasse.

*

Aber, Verehrtester, wo bleiben „die Linden", die Prunkstraße der Reichshauptstadt, von der doch Heinrich Heine singt:

„Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbaun,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Fraun."

Heinrich Heine hat nicht mehr recht. Wohl existiert er noch, der Lindenbummel, Sonntags von zwölf bis ein Uhr mittags, aber er schwindet dahin. Die Kreise, die den Bummel frequentieren, wohnen draußen in den Vororten und kommen am Sonntag vormittag höchstens bis in den Tiergarten. Freilich, die beiden Dämme,

vor allem der südliche, leben in jener Stunde von Gefährten aller Art. Vielleicht entwickelt sich hier einmal der Berliner „Korso“, der keine schönere Straße finden könnte als die schnurgerade Flucht der Linden, der Charlottenburger Chaussee und ihrer Fortsetzungen. Was aber auf den Trottoirs promeniert, ist doch zum größten Teil Publikum des Nordens und des Zentrums. Im Sonntagsstaat. Es ist leider so: die sozialen Schichten trennen sich in ihren Mußestunden noch schärfer, noch abweisender voneinander als während der Arbeitszeit. Der Snob des Westens flaniert am Sonntag nicht mehr unter den Linden.

Aber der Ausländer! Ja, der belebt das Bild. Ein Dutzend Sprachen schwirrt durch die Luft. Gelbe Beinkleider, beim schönsten Wetter hoch aufgekrempt, Westen, deren kostbare Stickerei leider durch ihre Farben überschrien wird, verraten irgendeinen Balkanstaat als die Heimat ihrer Träger.

Halb ein Uhr. Vom Osten klingt Militärmusik. Die Wache zieht auf. Ihr voran fragwürdige Trupps junger Burschen, von denen man nicht weiß, soll man sie bemitleiden, soll man sie scheuen. Auch sie sind im Festgewand, auch sie machen ihren Bummel — und die königlich preußische Militärmusik spielt ihnen auf.

Liebeslied

Von

Ernst Zahn

Welch seltsam Bild mir oft befängt den Sinn,
Wenn still dein graues Auge auf mir ruht:
Mir ist, als schritt' ich einen Weg dahin,
Weiß überronnen von des Mondes Flut.

Von dunkelm Buschwerk ist der Pfad bewacht.
Wie Silber zuckt's, dreht sich ein Blatt am Strauch.
Ich bin der einz'ge Wandrer in der Nacht,
Nur über mir ein Wölklein wandert auch.

Mein Herz ist kühl, mein Sinn ist feierlich,
Stumm jede Sehnsucht, die ich je gehegt.
Nur eine leise Hoffnung fühle ich:
O daß der Weg nicht ende, der mich trägt.

So wandl' ich friedsam durch die reine Nacht.
Zu allem Hohen weiß ich mich gereift, —
Was gab dir diese wundersame Macht,
Daß Menschen gut sind, die dein Auge streift?



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München

In der Laube

Nach einem Gemälde von W. Schwill

Sonette aus Liliencrons Nachlaß

Rastlos

Rastlos von Land zu Land, von Stadt zu Städten,
Im Lebenskampfe Unterkunft zu finden,
Im Regen heute, morgen in den Winden,
Ohn' Unterlaß, mit Fluchen oder Beten.

Auf großen Meeren bis in Abendspäten
Weit Umschau haltend nach den Heimatlinden,
Nach stillen Inseln, die, enttaucht, verschwinden;
Die Wellen schlugen, und die Wimpel wehten.

Umsonst. Schon wollen sich die Haare färben,
Der Gang wird schwerer, und die Freunde sterben;
Noch immer will sich nicht die Hütte zeigen.

Die kleine Hütte: blaue Wölkchen steigen
Um Mittagszeit — der Friede träumt im Garten,
Wo Weib und Kind sehnsüchtig mich erwarten.

Unabänderliche Fügung

Du kettest immer noch dein junges Leben
An mein Geschick, das dunklere Gestalten
Mit jedem neuen Tage mehr umwalten,
So sehr ich kämpfe, mich zum Licht zu heben.

Mich traf ein Fluch; und böse Mächte schweben
Um meine Stirn, die mich gebunden halten,
Die nur noch tückischer die Fäuste ballten,
Als ich dein Schicksal wollt' in meins verweben.

Noch einmal gib, eh' ich das Licht seh' schwinden,
Die lieben Hände mir; laß sie mich fassen,
Wenn mich die Geister grausam dir entwinden.

So lebe wohl. Schon fühl' ich mich erblassen:
Die Finger lösen sich, und leise, leise
Ziehn fremde Schatten um mich ihre Kreise.



Kopenhagener Tiere nach Entwürfen von Madsen, Thomsen und Nielsen

Nippes

Von

Dr. Wilhelm Mießner

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photogr. Aufnahmen aus dem Hohenzollernhaus)

Verehrte Frau! Sie bitten mich um eine Erklärung. Ganz anders Ihr Herr Gemahl, er schneidet mich seit jenem Familienzwist um eine kleine französische Bronzefigur, dessen unfreiwilliger Zeuge ich in Ihrem Hause wurde. Ich hatte allerdings die Schamlosigkeit, mich zur Partei Ihres Sohnes Heinrich zu schlagen.

Zunächst der Vorgang: „Warum hast du die französische Bronze in die dunkelste Ecke deines Bücherspindes gestellt? Onkel Franz hat sich in Unkosten gestürzt, dir eine Freude zu machen, und du weißt ihm so wenig Dank."

Keine Antwort.

Dieses Schweigen wirkt bekanntlich auf Eltern wie ein Nesselfieber, sinnlos aufreizend, oder wie der Anblick des Leibhaftigen auf fromme Gemüter.

„Du, ich frage dich!"

Der junge Mann rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, bis er endlich herausplatzte:

„Die Figur ist eine gemeine Lüge."

Der Herr Papa war starr, und Sie, verehrte Frau, blickten ängstlich von einem zum andern, von Ihrem Sohn Heinrich zu mir und von mir zu Ihrem Herrn Gemahl. Eine stumme Rundfrage an die Oeffentlichkeit.

„Worum handelt es sich denn eigentlich?" erlaubte ich mir einzuwenden.

Mit der Sicherheit eines Mannes, der seinen Erfolg schon erprobt hat, brachte der junge Mann aus seinem Zimmer eine kleine Bronzefigur herbei. „Le Travail." Der Mann, der die Arbeit verkörpern sollte, hatte ein Maschinenrad



Kopenhagener Tiere nach Entwürfen von Madsen, Thomsen und Nielsen

zwischen den Beinen und einen großen Hammer auf der Schulter. Seine Muskeln waren wie krampfhaft aufgeblasene nasse Gummibälle, das Spielbein kokett vorgestellt, der Kopf seitlich in die Höhe geschnalzt, wie es unsre Clowns tun, wenn sie den Beifall des Publikums für die Kunststücke ihrer Kollegen mit der karikierten Würde eines spanischen Granden in Empfang nehmen.

„Scheußlich!" bestätigte Heinrich, der Unterprimaner, der durch meine Gegenwart Mut bekommen hatte.

Des Herrn Papas bemächtigte sich eine Wut, wie wenn einer seiner Angestellten eine halbe Stunde nach acht Uhr ins Bureau kommt oder der Kassenbote der Bank einen gefälschten Wechsel über Fünftausend präsentiert.

„Was ist daran scheußlich? Das möchte ich wissen!"

„Alles, lieber Papa," als wollte er sagen: „Ich kann doch nichts dafür." Die Miene des Gestrengen hellte sich auf.

Hier trat etwas Unerwartetes ein. Ihr Sohn Heinrich dauerte mich. Ich sprang ihm also bei:

„Keine Zeit und kein Volk, lieber Freund, hat sich derartige Geschmacklosigkeiten zu kaufen erlaubt. Nur gerade wir Deutschen von heute, die wir uns einreden, an der Spitze der Kultur zu marschieren."

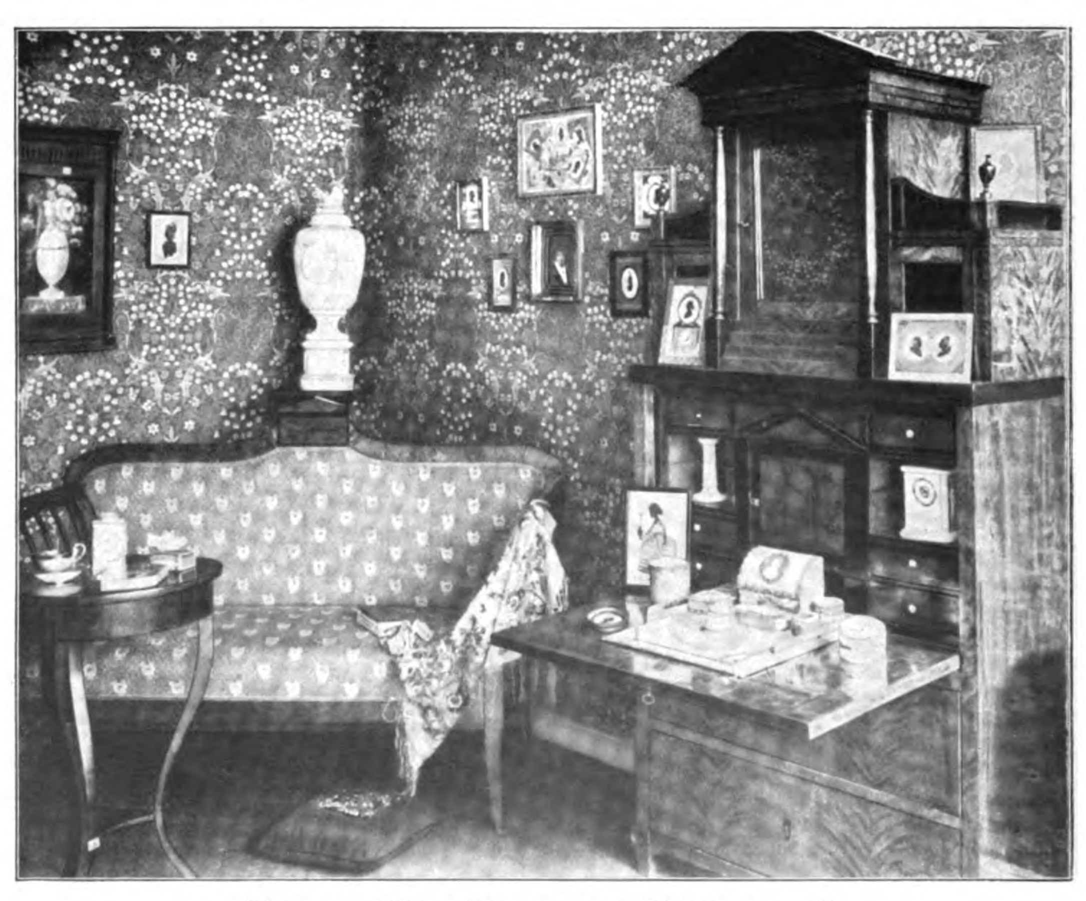
„Bah, da haben wir's. Wer redet hier von Geschmack! Ein Geschenk ist es, und damit basta!" Wütende Papas sind immer unlogisch.

„Ja, an ihren Geschenken sollt ihr sie erkennen."

„Sie üben einen schlechten Einfluß auf den Jungen aus."

Wie wenn man sagte: „Ich werde schon noch hinter Ihre Schliche kommen."

Ich habe es ihm nicht übel genommen. Aber immerhin. Heinrich mußte die „Arbeit" wieder auf statt in den Bücherschrank stellen. Seit diesem Tage läuft er mit einer Miene umher, als hätte



Eine gemütliche Ecke aus der Biedermeierzeit

man ihm den Kopf und die Ehre abgeschnitten, und beides säße nun wie nicht mehr zu ihm gehörig auf seinem Nacken, bis sie eine unvorsichtig zugeworfene Tür wieder auf den Erdboden rollen läßt. Vielleicht gerade vor Ihre Füße, meine Gnädige.

Ob ich nun zwar jeden Einfluß auf Sie und Ihren Gatten ebenso für Teufelswerk halten müßte wie den mir unbewußten auf Ihren Sohn Heinrich, so will ich doch kurz meine Meinung über jene Lappalien sagen, die man Nippes oder auch Chinoiserien genannt hat, um den beiden Ländern dadurch eine Ehre zu erweisen, die von jeher Feinschmecker waren in allen Dingen, die das Leben angenehm machen und verschönen.

Die herkömmliche deutsche Ansicht, daß man sich in Geschmacksachen nicht streiten soll, ist, wie alle herkömmlichen Ansichten, gelinde gesagt, eine Gedankenlosigkeit. Es gibt nur einen guten und einen schlechten Geschmack.

Wir sollten es vor allem darin den Orientalen nachtun, daß wir unser Vergnügen stets mit einer kleinen Anstrengung verbinden, der des Urteilens und der Ausbildung unsrer Urteilsfähigkeit. Vielleicht kommen wir dann auch mal dahin, aus der Arbeit selbst ein Vergnügen zu machen. Das hieße nämlich die der Seele schädlichen Wirkungen des Vergnügens wie der Arbeit aus dem Wege räumen.

Haben Sie sich nicht schon selbst bisweilen gefragt, was solch eine Figur wie der Arbeiter Ihres Herrn Schwagers eigentlich für einen Wert hat? Niemals macht ein moderner Arbeiter eine so verlogene Geste. Denken Sie dagegen an die Arbeiter Meuniers, sind es nicht



Moderner Nippschrank aus einem englischen Salon

Helden der Ilias gegen diesen Varietéfatzken? Und die Liebespaare und Schäferszenen des Rokoko — benimmt sich unsre Jugend denn noch so geziert und albern in ihren süßen Heimlichkeiten? Haben wir nicht den Mut zur Liebe wie den zur Freude herrlicher und reicher mit den neuen Gesten aufrichtiger Hingabe und tanzender Lust behängt? Nie sahen Schäfer und Bauern so aus, wie sie sich


Kopenhagener Gruppe

das Rokoko dachte. Jene Kopenhagener Gruppe nach alten Vorbildern, um wie vieles schlichter und wahrer ist sie in der Bewegung der Figuren. Aber nun denken Sie einmal an die „Zwei Menschen“ von Sinding. Hören Sie da nicht eine leise, wunderbare Melodie erklingen, wie sie nur Kinder, der Wald und Naturvölker in uns hineinzaubern?

Die Gesetze der großen Kunst, Verehrteste, gelten nicht minder für die kleinen Kunstwerke, die wir in unsern Salons aufstellen. Und wie die Linien unsrer Möbel einfacher und sachlicher geworden sind, den Reiz des Materials und der nützlichen, das heißt brauchbaren Form ganz ausschöpfend, so wollen wir auch die falschen Vasen und Schalen der verlogenen Nippfiguren mit ihren unmöglich lächerlichen Stelzgängen und affektierten Gebärden endlich verabschieden, die Alpenjäger und Nymphen, die uns das Gefühl für die Form einer Schale verdecken und immer in großer Gefahr sind, ein Bein oder einen Arm oder ihre schönen Frisuren zu verlieren, wenn das Dienstmädchen abstaubt.

Wir wollen die Geste der Gegenwart in unsern Kunstwerken wiederfinden. Wie sollen wir sonst die Sprache des Künstlers verstehen, wenn er mit den Gebärden einer andern Zeit zu uns spricht, die er selbst nur vom Hörensagen kennt.

Ich erzähle Ihnen, was eine Nippsache nicht sein darf, und ich kann nichts Besseres darüber sagen als Ihr Sohn Heinrich: Es soll keine gemeine Lüge sein.

Es zeugt schon von gutem Geschmack, daß gegenwärtig die Bronzen und Metallgüsse hinter dem Porzellan und der Tonware zurücktreten. Die Bildhauer rechnen im allgemeinen mit großen Maßen, und selbst eine Arbeit von Sinding verliert in einem kleinen Abguß viel von ihrem ursprünglichen Reiz. Ein Becher oder Leuchter der Württembergischen Metallwarenfabrik ist mir lieber als eine moderne Bronzefigur von Gladenbeck. Ueberall, wo der Sinn für das Praktische gesiegt hat, ist die Schönheit wieder zu ihrem Recht gekommen. Das ist das Zeichen der neuen Zeit. Jede neue Kunst braucht eine neue Technik. — Das haben unsre Porzellanmanufakturen begriffen, als sie ihre Technik und auch ihre Künstler wechselten. Im achtzehnten Jahrhundert war solch eine Manufaktur der Kunstsport der deutschen Fürsten. Und von den Fürsten haben es Bürger gelernt, sich der Keramik als Zimmerschmuck zu bedienen. Meißen, Sèvres und Kopenhagen lieferten für die Wohnstuben unsrer Urgroßeltern. Und die Wedgwoodvasen durften in keinem Hause der Biedermeierzeit fehlen. Mit wie viel Liebe wurden diese kleinen Geschenke ausgesucht, und dann bekamen sie neben den Schnupftabaksdosen und Schmuckkästchen mit Miniaturmalerei, neben den Medaillons mit Haarlocke und Bild der Freundin im Glasschrank der Frau Gevatterin oder auf dem Schreibtisch des Herrn Vetters ihren Ehrenplatz.


J. Wackerle fec. (Nymphenburg)


Meißener Gruppe



de Feure fec. (Paris)

Was macht diese Biedermeierzimmer so lieb und vertraulich, warum fühlt man sich in ihnen gleich zu Hause, wenn man sie einmal in irgendeinem historischen Museum aufsucht oder in Weimar, Wetzlar und Jena Goethes und Schillers Jubiläen in ihnen feiert? Weil sie eine so zarte Liebe zu den kleinen Gedächtnissen unsers Lebens predigen, weil sie alle die lieben Geheimnisse verraten, die mit solchen Geschenken von Haus zu Haus wanderten und die man sich so gern gegenseitig ausplauderte.

Und dafür sollten wir gar nicht nach Ersatz suchen, die wir den Postillon d'amour und de souvenir längst in eine kaiserliche Postuniform gesteckt haben und auf jedes Geburtstagsgeschenk Absender und Adresse „deutlich zu schreiben“ verpflichtet sind, anstatt uns erst in einem eingelegten Sonett dem Freunde zu enthüllen.

Nein, Verehrteste, auch wir können uns eine Freude schmackhafter machen durch den guten Geschmack, durch die Intimität, die wir mit dem Gegenstand eingehen, und den er besser als Briefe dem lieben Menschen übermittelt.

Es ist alles nur etwas unpersönlicher geworden, unsre Post, unser Beruf, unser Vergnügen und unsre Geschenke. Aber vielleicht darum doch noch nicht schlechter. Jean Carries war ein berühmter Bildhauer in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Eines Tages, es war nach der Pariser Weltausstellung 1889, ging er nach Montriveau und hatte fürderhin weiter keinen Ehrgeiz, als den, chinesische Glasuren auf Steingut in ihren märchenhaft schönen Farben nachzuahmen. „J'ai la marotte maintenant de faire des grès mats avec émail. Tout ça me trotte par la tête, mais ne me cache pas.“



Hubatsch fec. (Berlin)

Seitdem haben sich wieder, wie vor zweihundert Jahren, die ersten Künstler Europas den Chinoiserien und Nippes gewidmet, wie man seine kostbarste Zeit einer heimlichen Liebe schenkt. In Limoges erfand man die Pâtetechnik, eine weichere Aufgußmasse für Steingut, in die man die seltsamsten Farbenrausche und Ornamente hineinzaubert oder wie de Feure den verführerischen Faltenwurf einer knisternden Balltoilette in seidigen Grauweißglasuren an liebreizender Schmiegsamkeit überbietet. In Kopenhagen haben Nielsen, Petersen, Thomsen und Madsen den Tieren der See und des Landes ihre schönsten Gesten abgelauscht und in einer untermalten Glasur die Luft und Licht atmende Schönheit ihres Felles oder Gefieders dem harten Scherben aufgebrannt. In Berlin bemalen Künstler wie Schmutz-Baudis und Hubatsch Teller, Schüsseln, Tassen und kleine porzellanene Modedamen. Im Haag hat Julian Kock eine neue Weichporzellanmasse erfunden, aus der wirkliche Japanismen an geschmeidigen und dünnen Formen geformt werden, die, wie Glas so dünn, unsre Hand vorsichtig machen und zum Uebermaß ihrer kostbaren Schönheit große Blattornamente aus einem Zaubergarten in ihre dünne Haut eingelegt bekommen. Die Ruskin-Pottery in England hält sich an chinesische Vorbilder. Wer sich am Goldschimmer eines tiefen Blau oder an dem Silberglanz eines lichten Gelb berauschen will, der wende einmal solch eine unscheinbare Vase in seiner



Stoffpuppe Frl. Reck fec.



Aus der Ruskin-Pottery

Hand. Vielleicht, verehrte Frau, hat Ihr Heinrich noch nie etwas von all diesen Herrlichkeiten gehört und gesehen, aber eine unbestimmte Ahnung von dem Glücksgefühl, das er einst bei dem Farbenschmelz einer solchen Vase oder Figur erleben wird, hat ihm jene falsche „Arbeit" verleidet. Es spukt eine Geheimbündelei in uns modernen Menschen, die sich durch Geschmacksurteile zu erkennen gibt. Wir haben neulich diesen Erkenntnisgruß ausgetauscht. Nehmen Sie ihm nicht den Ausblick in das Land seiner unerkannten Sehnsucht, aber nehmen Sie ihm die scheußliche, wertlose Bronzefigur des Arbeiters fort und werfen Sie den Kerl in die Müllgrube.



Rozenburgschale (Haag)

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Wer ein scharfes Ohr besitzt, hört täglich eine Menge stummer Fragen.

*

Ist jemand unter lauter Törichten der einzige Vernünftige — dann hat er bald das Gefühl, er sei unter lauter Vernünftigen der einzige Törichte.

*

Oft erklingen Lobeshymnen — damit wir den bewundern, der sie singt, nicht jenen, dem sie gelten.

*

Gewöhnlich faßt ein Mensch unfreiwillig den Vorsatz, freiwillig aus dem Leben zu scheiden.

*

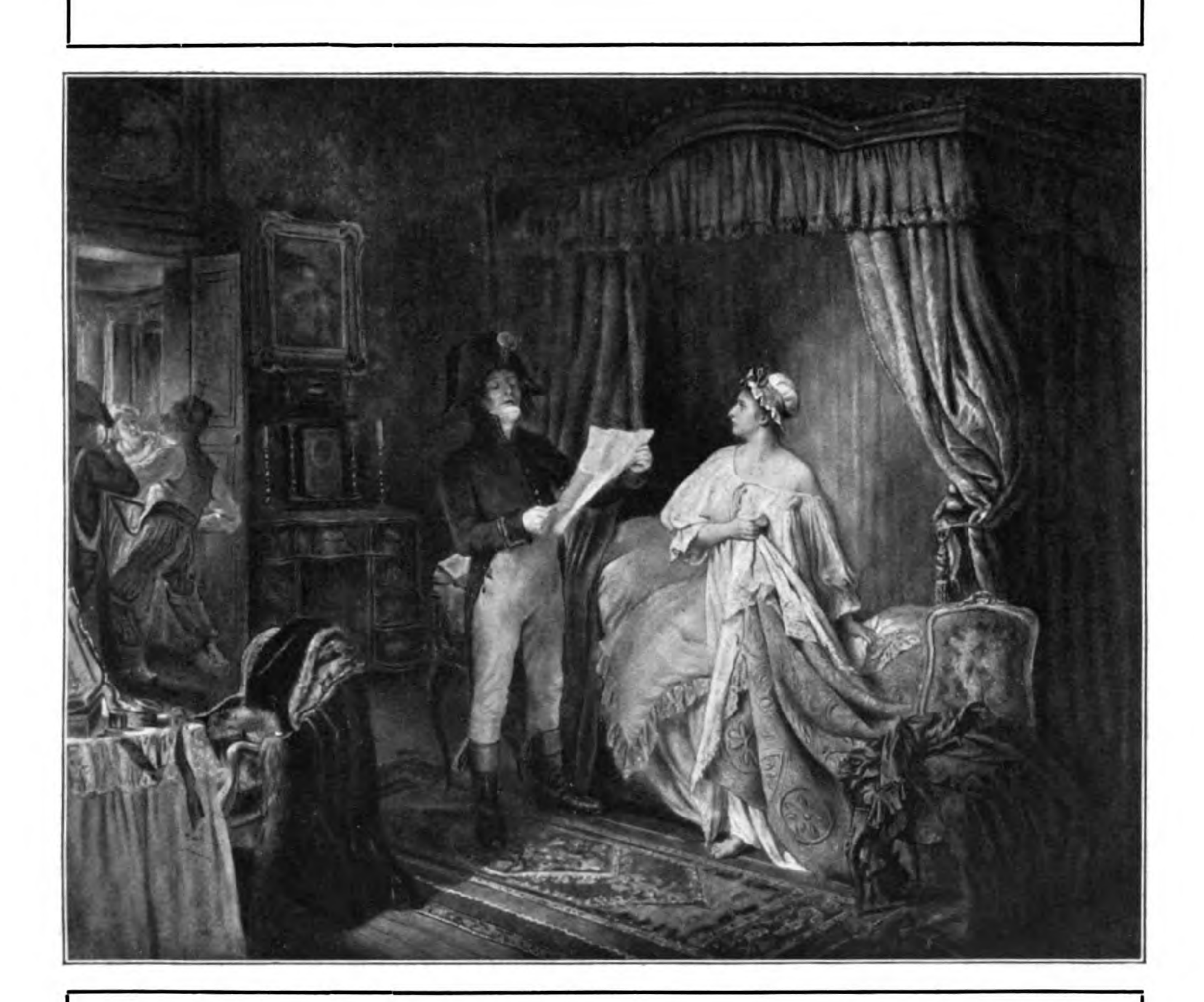
Wenn jemand für eine Idee kämpft, leidet, stirbt: beweist das, daß sie richtig ist?

*

Jemand meinte: „Ihre Gedanken zu verbergen, das sollten vor allem jene verstehen, die keine haben."

*

Frage: „Ist der Ruf, ein liebenswürdiger Mensch zu sein, so viel wert, als er kostet?"



Zur Zeit der Schreckensherrschaft
Nach einem Gemälde von Anna Maria Wirth



Hans Thoma Der Traum

Vom Fliegen über Land und Meer

Von

Hans Thoma

Daß jeder Mensch fliegen kann, daran zweifle ich gar nicht — ich weiß, daß dies Gefühl, fliegen zu können, so stark ist, daß es im Traum zur Wirklichkeit wird — einer Wirklichkeit, an der wir im Traumzustand ebensowenig zweifeln, als wir im wachen Zustand an unsrer körperlichen Existenz zweifeln.

Den Traum vom Fliegen haben alle die gehabt, die ich darüber gesprochen habe, sie alle wissen, was und wie das Fliegen ist. — Das Fliegen gehört zu den schönen Träumen, es kommt einem so natürlich vor, daß man denkt, warum habe ich es nicht schon lange probiert — es ist ja so leicht — man braucht nur beide Füße zugleich in die Höhe zu heben; — man kann so in einer fast sitzenden Stellung, die Beine nach vorne, durch den Raum schweben, auch in stehender Stellung. — Doch am schönsten ist es aber, wenn man die Beine rückwärts streckt, wie es die Störche machen. Die Hauptsache ist, die Füße von der Erde losmachen.

Ich habe vom Fliegen schon so lebhaft geträumt, daß ich noch während dem Aufwachen mir sagte: Jetzt kann ich es aber wirklich! — Natürlich lag ich aber, als meine sämtlichen Sinne erwachten, gleich darauf schwer in den Federn.

Aber wie wunderbar kann so ein Traum sein, da fliegt man hin durch zauberschöne Landschaften, durch Blumen, Wiesen mit unerhörter Pracht — bekannte Blumen, aber von einer Größe und Farbigkeit, wie irdische Blumen doch nicht sind; — ich flog den Hügel hinunter, schwebte über den

Blumen und streichelte sie — dann flog ich wieder über weite Gegenden, aus denen Silberbäche aufblitzten und auf den Hügeln fabelhafte Burgen und Architekturen sich erhoben — wenn der Flug erlahmen wollte, brauchte ich nur mit dem einen Fuß ein klein wenig an dem Boden anzustoßen — dann flog es wieder... Es war ein mildes Licht, in dem ich schwebte, kein Sonnenlicht, es kam mir vor, als ob es schattenlos wäre — auch die optischen Gesetze des Sehens waren aufgehoben — ja, es war mir, als ob ich nach allen Seiten hin sehen könnte, ringsum — so etwas wie ein fliegendes Auge.

Flügel hatte ich dabei keine, wozu auch dies plumpe Geschirr, welches wir Engeln anheften müssen, um sie zu verstehen und vor- und darzustellen. Meist wachte ich mit einem Frohgefühl auf, das bis in den Tag hinein anzuhalten schien.

Manchmal aber auch wandelte sich die Sache, besonders wenn irgendein Menschenvolk sich in den Traum mischte. Jemand, der sich verwunderte, daß man fliegen könne, und so gern man auch damit renommieren wollte, so scheiterte oft alles an der Ungläubigkeit dieses Zweiten, und die Unnatürlichkeit des Fliegens nahm etwas Schreckhaftes an — wenn aber gar ein Zweiter als Flieger auftauchte, so kam er wie eine Spukgestalt daher, wie ein Gespenst, alles Frohgefühl verschwand, und ich war froh, wenn ich nach einem schrecklichen Niederstürzen, das eintreten wollte, von der Aengstlichkeit durch das Aufwachen erlöst wurde — und daß das Dunkle: „Wo im Raume bin ich?" durch meine erwachten Sinne wieder beantwortet wurde.

Ich möchte dieses Träumen gar nicht erzählen, wenn ich nicht wüßte, daß andre Menschen diese Zustände auch kennen — und wenn nicht die Erfindung des Luftschiffes und der Flugmaschine die Menschheit gegenwärtig wieder einmal recht stark bewegte. — So meine ich, daß das Gefühl für das Fliegen von jeher in der Menschenseele schlummert und im Traume lebhaft aufwacht. — Das ist es wohl auch, warum die Realität des Fliegens das im Luftschiff materialisierte Fluggefühl, die Phantasie des Volkes so stark bewegt, wenn das Luftschiff in den Wolken daherfährt. — Man muß den Jubel, der überall unten ertönt, wenn Zeppelin oben herfährt, gehört haben, da steckt mehr dahinter als bloß die Anerkennung der Erfindung eines nützlichen Verkehrsmittels.

W i r können jetzt fliegen! das klang aus allem Jubel heraus — nicht etwa Zeppelin kann fliegen. — Denn der Traum vom Fliegen, diese Seelenkraft, ist zu einer schöpferischen Geisteskraft geworden; — wie alles kühne Wagen und Schaffen nur aus dem Wehen des Geistes entspringt — aus dem Unmateriellsten, das auch den kleinsten Atomen gegenüber noch „Nichts" ist — und das vielleicht doch alles ist, da es die Welt und unser aller Tun regiert. Doch dem sei nun, wie ihm wolle — des Menschen Verstand hat es bis zum Fliegen in der Luft gebracht.

Aus diesem Traum, der uns der Erdenschwere entrückt, ernährt sich doch auch alle dichterische Phantasie, alles künstlerische Schaffen, das Schweben im Leichten, im Lichtraum, will sich doch in aller dichterischen Sprache, im musikalischen Ton ausdrücken. Die bildende Kunst versucht es, die Schwerkraft des Materials, aus dem sie schaffen muß, zu überwinden, und eigentlich wird sie nur dadurch zu einer lebendigen Kunst. Auch die Architektur schafft dort ihre künstlerischen Werte, wo sie es vermag, die Schwerkraft zu überwinden, in der luftigen Halle im hohen Turm, wie bringt sie da unser innerlichstes Gefühl zur Erhebung, zum Fliegen. Auch unsre religiösen Vorstellungen nehmen ihre Symbole vom Fliegen als Erhebung aus dem Staube, Geistesflug in ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Der Geist Gottes schwebt schon vor der Erschaffung des Lichtes über dem Chaos des Wassers, das wüst und leer war.

Wenn wir in der Zukunft über Land und Meer mit Luftschiff und Flugmaschine fliegen, brauchen wir uns noch lange nicht vermessenem Hochmut hingeben, als ob wir den Neid der Götter erregen könnten. Der Funke, aus dem das menschliche Fliegen seinen Ursprung genommen hat, ist als göttlicher Funke in die ihm eingehauchte Seele gelegt und ist als Schöpferkraft wirksam geworden. Wenn wir auch einmal noch so treffliche Luftschiffe und Drachenflieger haben, so werden wir wohl auch dann immer noch nicht wissen, wo die Menschheit eigentlich hinausfliegen will.

Das Luftschiff ist besonders auch vom militärischen Standpunkt aus bewillkommnet worden; ein neues tüchtiges Werkzeug im Kampfe der Völker, um Menschen zu vernichten. Ein Wettlauf der Völker, um in den Besitz dieses Instrumentes zu kommen, tritt ein — es wird als Mittel zur Machtvermehrung angesehen — und so sehr ich Friedensfreund bin, so weiß ich doch auch, daß ein Volk Macht braucht, um leben zu können, sogut wie der Einzelmensch Gesundheit braucht, um sich zu entwickeln. Möge die Macht nur von der Gerechtigkeit geführt werden — dann wird es gut sein. Wenn der ewige Friede einmal sein m u ß, dann w i r d er auch sein.

Lieb soll es mir sein, wenn ich das Luftschiff nicht als Raubvogel, sondern als Friedenstaube begrüßen kann. Möchte es da oben, wo nicht gut Grenzpfähle anzubringen sind, etwas zur Verbrüderung der Völkerfamilien beitragen.

Menschenkämpfe hoch in der Luft droben sind eine noch widerlichere Vorstellung als Kämpfe auf dem Wasser. Sie erregen die Phantasievorstellung im hohen Grade — auf die peinlichste Art. Wenn die Phantasie vom wilden weiten Meere die Gestalt des fliegenden Holländers geschaffen hat — dies grausige Gespensterschiff —, so möchte sie in den Lüften ein ebenso verwunschenes Luftschiff bilden, ein Schiffer, der nicht mehr auf die Erde herunterkommen kann; immer schwimmt er auf den Fittichen des Sturmes, er taucht aus der Gewitterwolke auf — ist über uns im blauen Raum verloren, er findet keine Ruhe, er kommt nicht wieder herunter, ihn wird keine Senta erlösen können — ich wüßte keine dichterische Lösung des Falles — ich glaube, daß er umfliegen muß bis an der Welt Ende — wenn nicht ein Meteorstein zufällig seinen Weg kreuzt und ihn zertrümmert zur Erde schleudert, nach der er sich sehnt — zu seiner „Senta".

Wie er zu nennen ist, weiß ich nicht recht — wenn ich ihn dem auf den Meeren fliegenden Holländer nachbilden will, so müßte ich ihn wohl den auf den Wolken schwimmenden Schwaben nennen. Wie ich aus Zeitungen vernommen habe, denen ich freilich auch nicht mehr alles glaube, soll an der englischen Küste in nächtlicher Zeit schon ein solch gespenstisches Luftschiff gespukt haben. — So, wie ich die Schwaben kenne, hat ihre Phantasie, und wenn sie sich auch zum materiellen Fliegen steigert, nie etwas für andre Gefahrbringendes an sich, sie ist ganz harmlos, wenn nicht ganz besondere, ihr gefährlich werdende Umstände sie zu den bekannten Schwabenstreichen nötigt. — Möchten also unsre englischen Vettern, die wir Deutsche so hochschätzen, zu uns hinüberfliegen, wie wir zu ihnen, dem banalen Grundsatze getreu: „Leben und leben lassen."

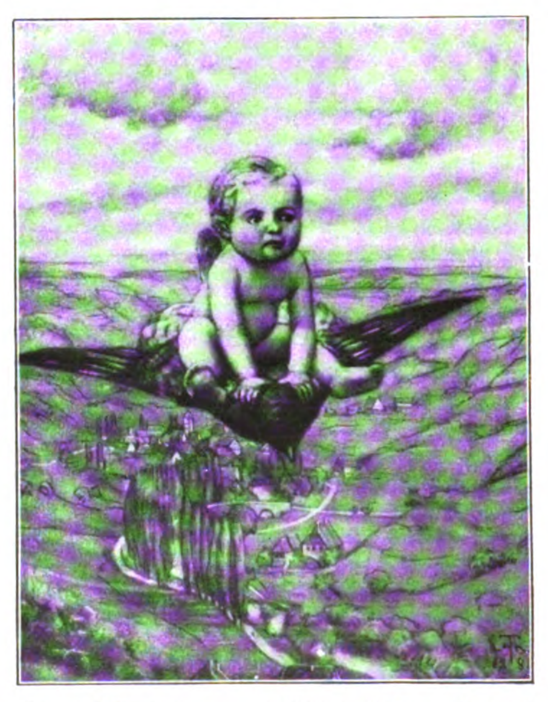
Man möchte es freilich gerne wissen, aber so genau weiß man es doch nie, warum dieser und jener Gedanke gerade sich in den Vordergrund drängt — besonders dann nicht, wenn man gedrängt ist, über „irgend etwas" sich zu äußern.

Daß ich jetzt gerade auf das Fliegen verfalle, das kommt wohl daher, daß ich mich in den Bergen befinde und daß ich dieses im Anblick der Alpenwelt geschrieben habe — da erwacht gar leicht das Fluggefühl auch

am hellen Tage, und die Phantasie wird ausschweifend — das Fluggefühl wird da sogar manchmal bis zu dem gesteigert, was man Schwindel nennt — welchen ich als eine Art von Berauschung betrachte. Wenn man so hoch oben steht, unter sich den Abgrund, in dem die Nebel um die Felsen brodeln, da zieht und reißt es von unten her oft ganz gewaltsam. Es ist, als ob man gleich freiwillig hinunter müsse, um der Sache ein Ende zu machen, stürzen und an den Felsen zertrümmern — so zieht man einer Seelenangst gar oft den Tod vor. Das ist die Berauschung des Fluggefühles, und ich denke, daß etwas vom Wesen der Berauschung im Gange des verwegenen Bergsteigers liegt, der, um diesen Rausch genießen zu können, sein Leben aufs Spiel setzt. Ich selber war immer ein mäßiger Bergsteiger — obgleich ich in der Jugend ziemlich schwindelfrei war, auch jetzt kann ich für mich selber den Schwindel noch überwinden, aber wenn ich andre Menschen an einem Abgrund stehen sehe, so überläuft es mich eiskalt, und ich muß weggehen, wage nicht einmal, ihn anzurufen — es taucht das Gefühl auf, als ob mein Anruf ein Hinunterstoßen wäre — als ob der am Abgrund Stehende im Traum wäre und der Ruf ihn taumelnd aufwachen machen könnte.

Es liegt wohl in den Bergen so etwas wie Uebermenschvorstellung — deshalb sind auch so viele Touristen in den Alpen; — und wenn sie auch nicht Uebermenschen werden, sie kommen doch gestärkt nach Hause, aber allen kann es wohl werden, man hört nirgends als in den Fremdenhotels mehr von dem sprechen, als wovon auch ich jetzt geschrieben habe: von „Ausflügen“.

Wenn die Sehnsucht nach dem Fliegen nicht vom Ursprung an in der Menschenseele gelegen hätte, so wäre nie ein Luftschiff entstanden, das wollte ich beweisen, dabei stütze ich mich auf das alte Bauernsprüchlein: „Wenn's im Holz liegt, so gibt's Pfeifen.“



Hans Thoma Ritt auf dem Vogel



Gebäude der Haupterdbebenstation in Straßburg i. E.

Erdbebenstationen und Erdbebenmessungen

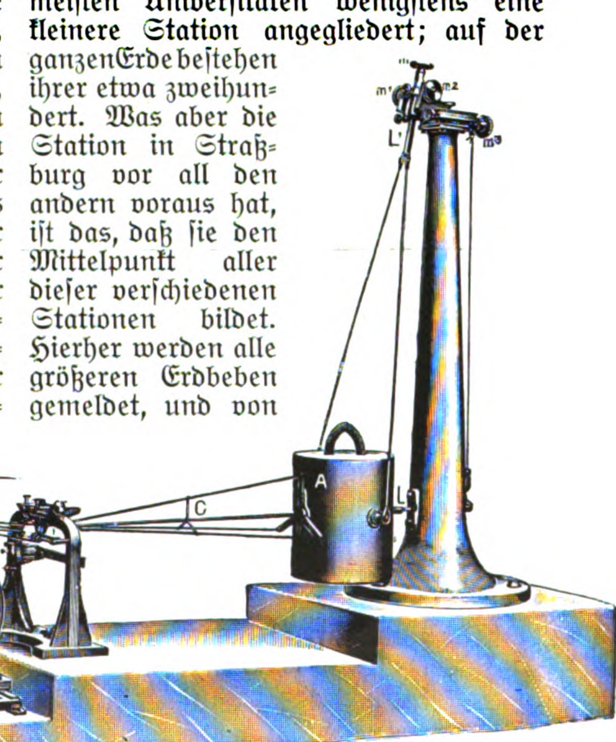
Von

Franz Woas

(Hierzu neun Abbildungen nach eignen Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers)

Mitten in den Gartenanlagen, die zur Universität Straßburg gehören, liegt ein merkwürdiges Gebäude. Man sollte glauben, eine der Festungsbauten, ein Pulverhaus oder Patronenmagazin habe sich hierher verirrt. Tief ist es in den Boden eingesenkt, nur wenige Fenster durchbrechen die starken Mauern, und das Dach sieht aus, als sei es bombensicher eingedeckt. In Wirklichkeit dient aber dieses sonderbare Gebäude nichts weniger als kriegerischen, sondern rein wissenschaftlichen Zwecken. Es ist eine Erdbebenstation, die hier auf dem Gelände der Universität vom Reichslande Elsaß-Lothringen errichtet wurde. Die Unterhaltung findet auf Landeskosten statt, das Deutsche Reich leistet einen jährlichen Zuschuß.

Erdbebenstationen, die sich die Aufgabe gestellt haben, die eintretenden Erdbeben zu beobachten, gibt es heute sehr viele; in Deutschland ist den meisten Universitäten wenigstens eine kleinere Station angegliedert; auf der ganzen Erde bestehen ihrer etwa zweihundert. Was aber die Station in Straßburg vor all den andern voraus hat, ist das, daß sie den Mittelpunkt aller dieser verschiedenen Stationen bildet. Hierher werden alle größeren Erdbeben gemeldet, und von

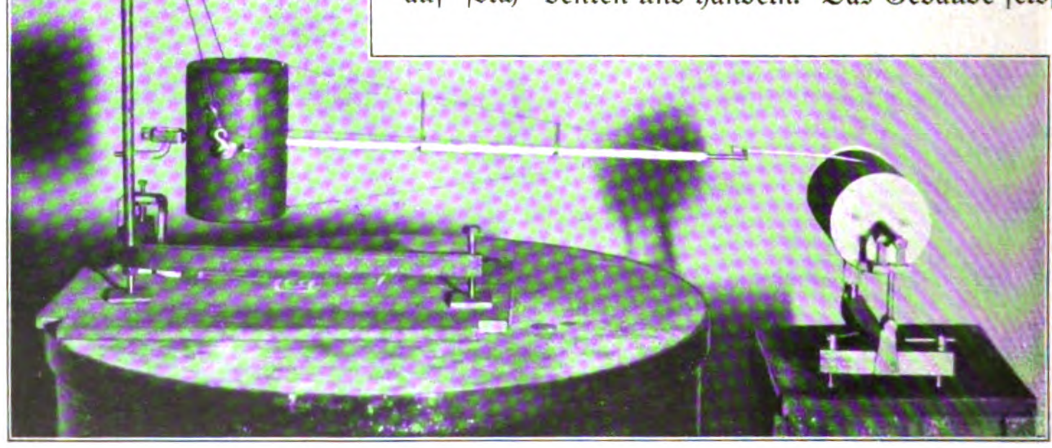


Japanischer Seismograph

hier aus werden in bestimmten Zeitabschnitten (wöchentlich und monatlich) Berichte über die stattgefundenen Erdbeben ausgegeben. Hier in Straßburg befindet sich die Arbeitsstätte des großen internationalen Vereins, der „Internationalen Seismographischen Assoziation“, die im Jahre 1907 im Haag gegründet wurde und alle Erdbebenstationen der Welt umfaßt. Präsident dieser Vereinigung ist gegenwärtig ein hervorragender englischer Forscher, Professor Schuster in Manchester, der allerdings deutschen Herkommens ist (er stammt aus Frankfurt a. M.), Vizepräsident ist der bekannte Schweizer Professor Forel und Sekretär der Vereinigung ein Ungar, Professor v. Kövesligethy. Die eigentliche Geschäftsführung aber wird in Straßburg besorgt, und zwar ist hier der bekannte Professor der Erdkunde Dr. Gerland der Vorsteher der Zentralstelle, Professor Rudolph dessen Stellvertreter und Dr. Mainka dessen Assistent. Letzterer ist der Beobachter, Sammler und Bearbeiter aller eingehenden Nachrichten, zugleich aber selbst ein hervorragender Gelehrter in seiner besonderen Fachrichtung und vor allem aber auch ein sehr erfindungsreicher Konstrukteur auf dem Gebiete der Seismographen. Man denkt sich vielleicht, es müßte auf solch einer Station ein beschauliches Leben zu führen sein, denn Erdbeben pflegen doch nur alle heiligen Zeiten einmal einzutreten. Das ist aber ein gewaltiger Irrtum, denn Erdbeben gibt es viel mehr, als man gewöhnlich annimmt. Freilich hört man nur von den größeren, aber in Wirklichkeit bebt die Erde meistens fortwährend irgendwo an einem Orte, und es ist festgestellt worden, daß alle ein bis drei Stunden irgendwo ein Erdbeben stattfindet.

Die Erdbebenkunde ist zu einem besonderen Zweige der Wissenschaft geworden; der Verkehr, in dem die verschiedenen Beobachtungspunkte der Welt jetzt miteinander stehen, erlaubt einen raschen Austausch von Erfahrungen und Nachrichten, so daß diese junge Wissenschaft sichtlich Fortschritte macht. Sie trägt aber auch Früchte für das praktische Leben. So weit sind freilich die Gelehrten noch nicht, um etwa vor eintretenden Erdbeben rechtzeitig warnen zu können; aber sie studieren wenigstens eifrig die nicht minder wichtige Frage der erdbebensicheren Gebäude und haben auch kleinere handliche Apparate erdacht, die im gewerblichen Leben verwandt werden können, wenn es sich zum Beispiel darum handelt, die Erschütterungen festzustellen, die ein schwerer Fallhammer für die Nachbarschaft im Gefolge hat. Auch um Brücken auf ihre Standhaftigkeit zu prüfen, werden Seismographen mit Vorteil verwendet.

Die ganze Anlage und Einrichtung der Straßburger Station ist übrigens ein deutlicher Beweis dafür, wie praktisch diese gelehrten Forscher in Wahrheit denken und handeln. Das Gebäude selbst

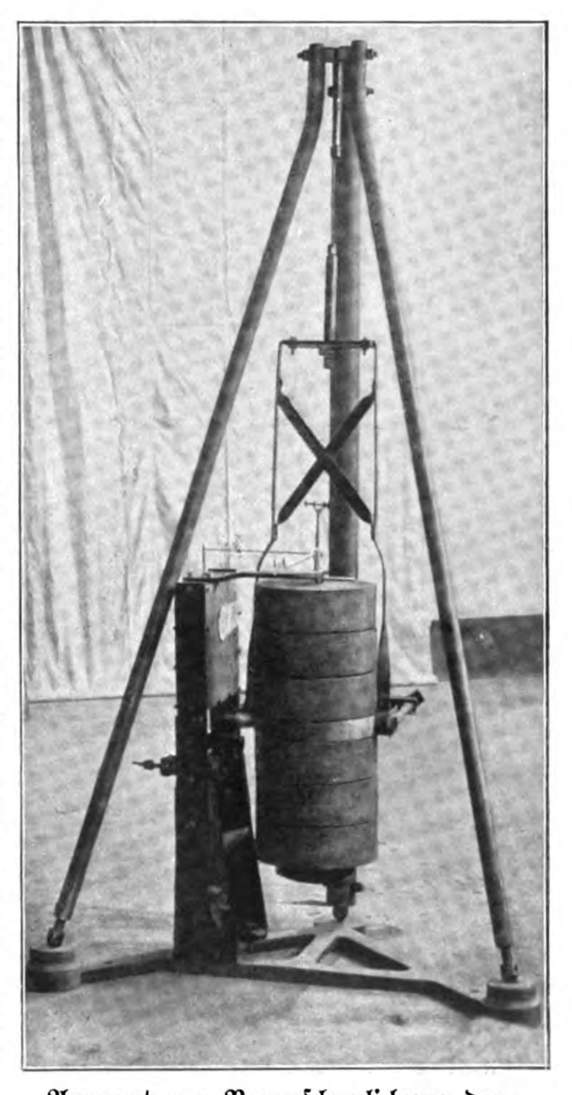


Apparat zur Veranschaulichung des Prinzips der Schwerkugelpendel

ist in überlegtester Weise ausgedacht. Sorgsam sind alle störenden Einflüsse von den Beobachtungsräumen ferngehalten. Die Beobachtungsräume haben gar keine Fenster, und Türen führen nur auf Umwegen hinein. Die Räume sind von einer dreifachen Umfangsmauer umgeben, so daß eine doppelte Luftisolierung vorhanden ist. Das Dach ist durch eine Wölbung hergestellt, die noch mit einer starken Erdschicht überdeckt wurde. Der ganze Bau ist auf das sorgsamste fundamentiert; er steht auf einem starken Betonbett, so daß er gegen alle Bewegungen, die nicht von einem Erdbeben herrühren, gut gesichert ist. Für die Apparate sind in den Beobachtungsräumen noch besonders starke Fundamente hergerichtet; die Pfeiler reichen drei Meter tief in den Boden hinein und sind noch durch besondere Seitenwände abgefangen. Der Bau wurde im Jahre 1900 von der Kaiserlichen Landesverwaltung Elsaß-Lothringens errichtet und durch den Baurat Jaehnike ausgeführt; er hat sich durchaus bewährt; die Beobachtungen und Messungen vollziehen sich hier in der ungestörtesten Weise.

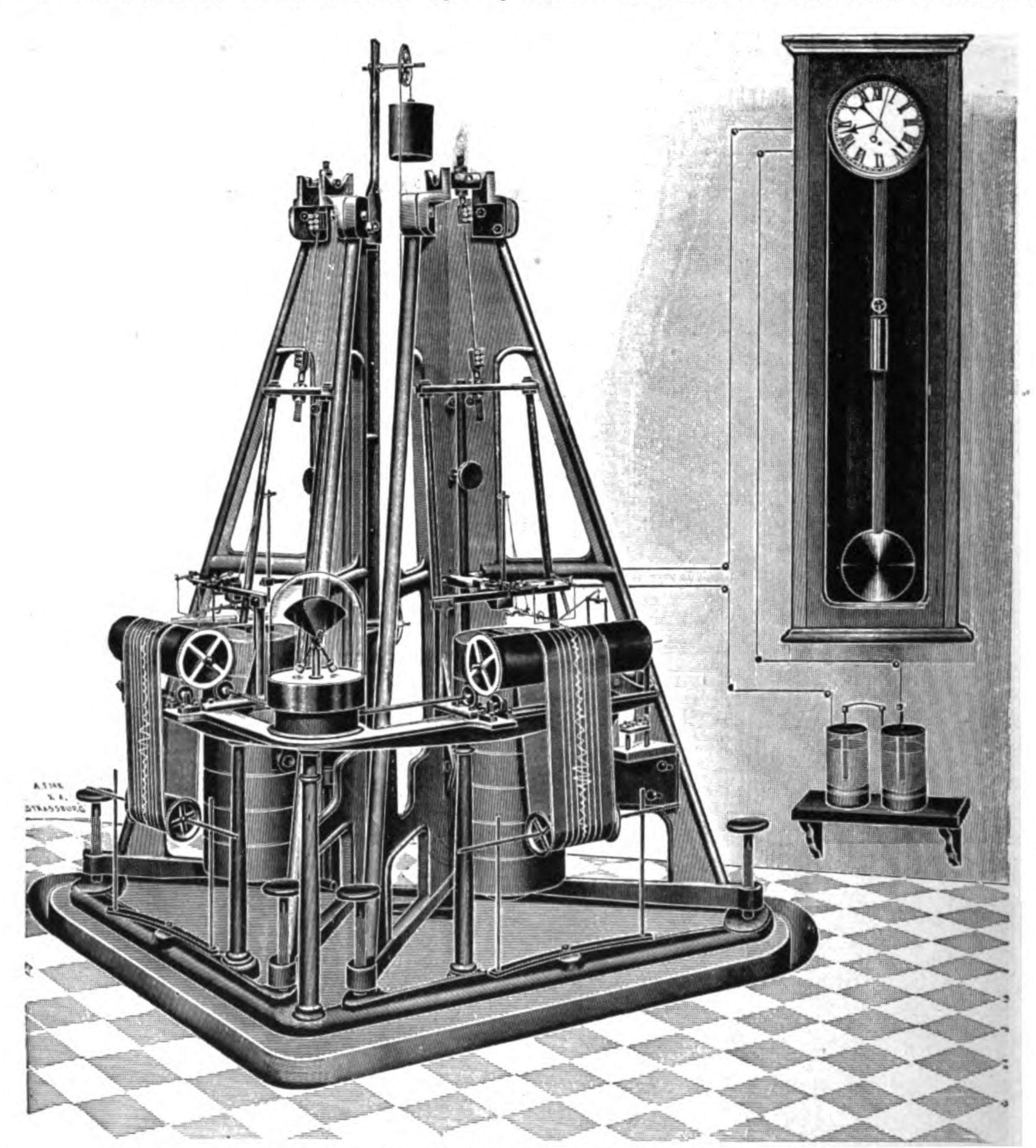
Um die Bewegungen festzustellen und zu messen, welche der Boden gelegentlich unter uns macht, sollte man im Grunde genommen einen Punkt außerhalb dieses bewegten Bodens haben. Einen solchen gibt es aber nicht, denn jeder Punkt in der Nähe des Bodens macht die Bewegung mehr oder weniger mit. Da aber hilft ein Pendel mit verhältnismäßig schwerer Masse aus, denn seiner Schwere wegen macht es die Erdbewegung, den ersten Stoß nicht sofort mit; es beharrt vielmehr in seiner bisherigen Gleichgewichtslage und kehrt auch wieder dahin sogleich zurück, wenn es in seinem Gleichgewicht gestört wurde. So ergibt sich ein dauerndes Schwanken zwischen Beharrung und Bewegung, zwischen dem bewegten Boden und dem Pendel, und dies ist es, was das Instrument in sich aufnimmt und aufzeichnet. Nicht also die eigentliche Erdbewegung wird durch den Seismographen zur Darstellung gebracht, sondern etwas andres, der andauernde Ausgleich zwischen Ruhe und Bewegung. Der Seismograph liefert somit eigentlich ein fehlerhaftes Bild des Erdbebens, aber die Fehler können in Rechnung gezogen werden; man kann von dem fehlerhaften Bilde ein richtiges gewinnen; jedenfalls aber haben die Maße und Bilder, die man von den verschiedenen Erdbeben erhält, einen relativen Wert.

Schon ein gewöhnliches Uhrpendel gibt einen Seismographen ab, und es ist ja



Apparat zur Veranschaulichung des Straßburger Kugelpendel-Seismographs nach Dr. Mainka

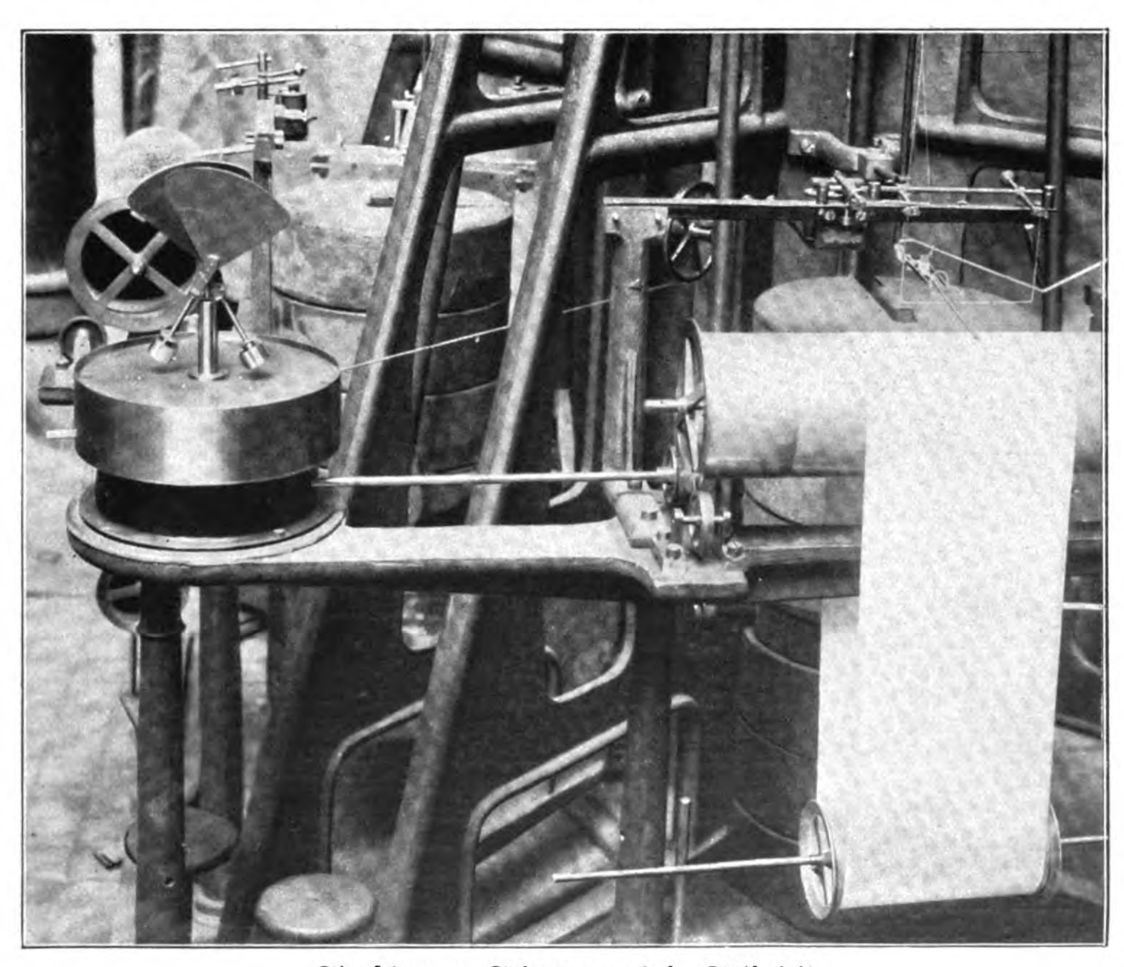
bekannt, daß bei Erdbeben die Pendeluhren plötzlich stehenbleiben. Ein Pendel kann man aber in verschiedener Weise aufhängen; einmal so, wie es bei einer Uhr hängt, wobei das Gewicht sich unten befindet; dann so, daß es auf dem Kopfe steht, das Gewicht sich somit oben befindet, und endlich so, daß es sich hori-



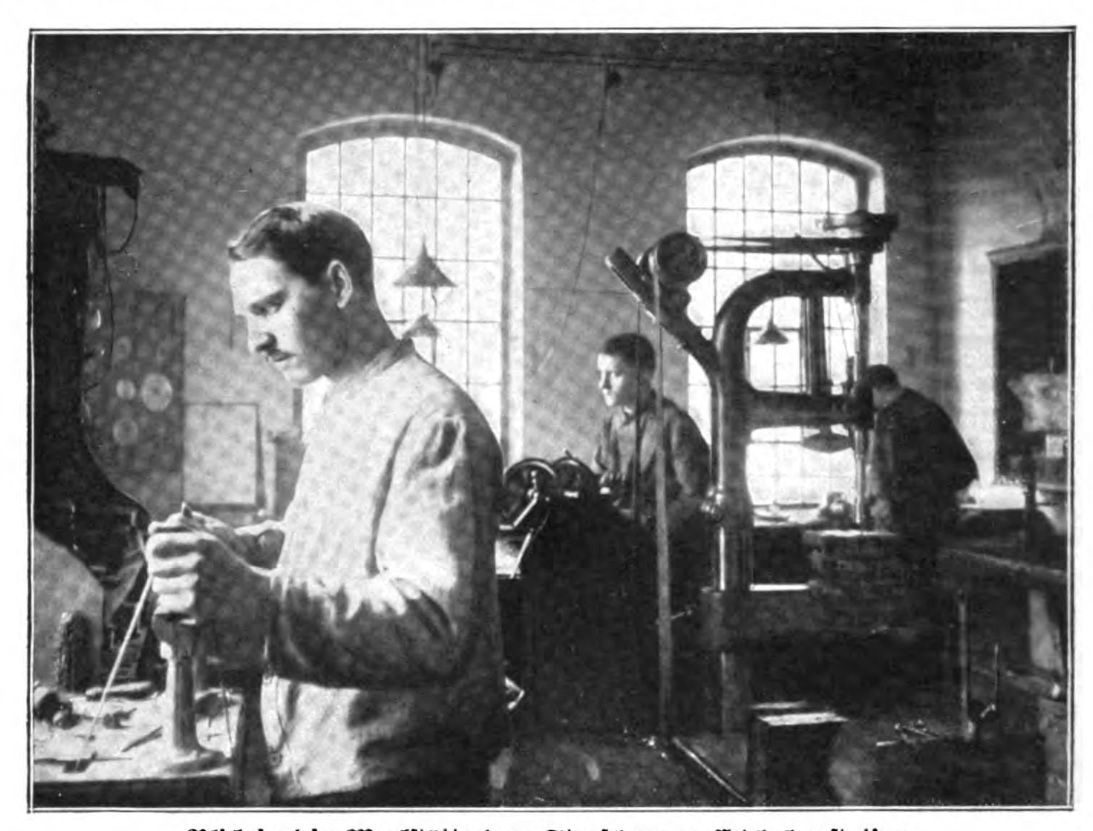
Straßburger Kugelpendel-Seismograph nach Dr. Mainka, erbaut von J. & A. Bosch, Straßburg i. E.

zontal bewegen kann. Für Seismographen hat man diese sämtlichen Methoden ausprobiert und dabei herausgefunden, daß die letzte Art und Weise die praktischste ist, so eigenartig sie ist. Um sie zu verstehen, werfe man einen Blick auf das Bild a. S. 367. Man sieht darauf einen schweren Klotz von zylindrischer Form, in seinem Schwerpunkt an zwei Seiten angefaßt und zunächst nach oben zu vermittelst dünner Seile an einer Stange aufgehängt. Um den Klotz aber in eine Ruhelage zu bringen, bedarf es noch eines weiteren Stützpunktes, und dieser wird in seinem Rücken (zur Linken im Bilde) gefunden. Dieser Punkt liegt gleichfalls in der Richtung des Schwerpunktes jenes Klotzes. Hier spielt der Klotz leicht in einem feinen Lager, und damit ist er frei schwebend aufgehängt, kann jedem Stoß leicht folgen und diesen vermittelst eines langen Auslegers auf eine Rolle übertragen. Der verbreitetste Seismograph, den es gibt, ist japanischen Ursprungs, was seltsam genug und doch wieder ganz erklärlich ist, denn Japan ist das klassische Land der Erdbeben; die Japaner haben sich seit langen Zeiten mit dem Wesen

des Erdbebens beschäftigt und als praktische Leute die Erdbeben auch bald zu messen gesucht. Der in einem Teilbild hier dargestellte Apparat ist nach den Angaben des Professors Omori in Tokio von der Firma J. & A. Bosch in Straßburg gebaut und befindet sich allein auf mehr als fünfzig verschiedenen Erdbebenstationen in Betrieb. Er beruht auf der Verwendung eines Horizontalpendels. Ein Gewicht von einem halben Zentner Schwere ist an einer gußeisernen Säule vermittelst zweier dünnen, aber federharten Stahldrähte in seinem Schwerpunkte aufgehangen und außerdem seitwärts in derselben Säule so gelagert, daß es sich spielend leicht bewegen kann; die Reibung ist durch allersorgsamste Arbeit und Verwendung besten Materials zu den Lagern und dergleichen aufs allergeringste Maß beschränkt. In der Bewegungsachse des Gewichts befindet sich ein dünner Draht, der an der Spitze einen ganz feinen Stift trägt; dieser Stift ruht auf der Trommel auf, die man im Bilde vorn zur Linken erblickt und die mit leicht berußtem Papier umwickelt ist. Die Trommel wird durch ein Uhrwerk (das auf dem Bilde nicht sichtbar ist) in Drehung gesetzt, und zwar dreht sie sich in der Stunde gerade einmal um und rückt dann selbsttätig ein wenig seitwärts, so daß der besagte Stift dicht daneben eine neue Marke einreißen kann. Für gewöhnlich wird der Stift eine Linie einzeichnen, die nur ganz geringe Ausschläge oder Wellen zeigt; eine ganz gerade Linie zeichnet er niemals, da das Pendel zu allen Zeiten und unter allen Umständen Bewegungen macht, so klein sie auch sein mögen. Tritt aber ein wirkliches Erdbeben ein, dann teilt sich die Erschütterung zunächst dem Fundamente in der Säule mit, an dem das Pendel hängt. Einen Augenblick beharrt die



Straßburger Seismograph in Tätigkeit



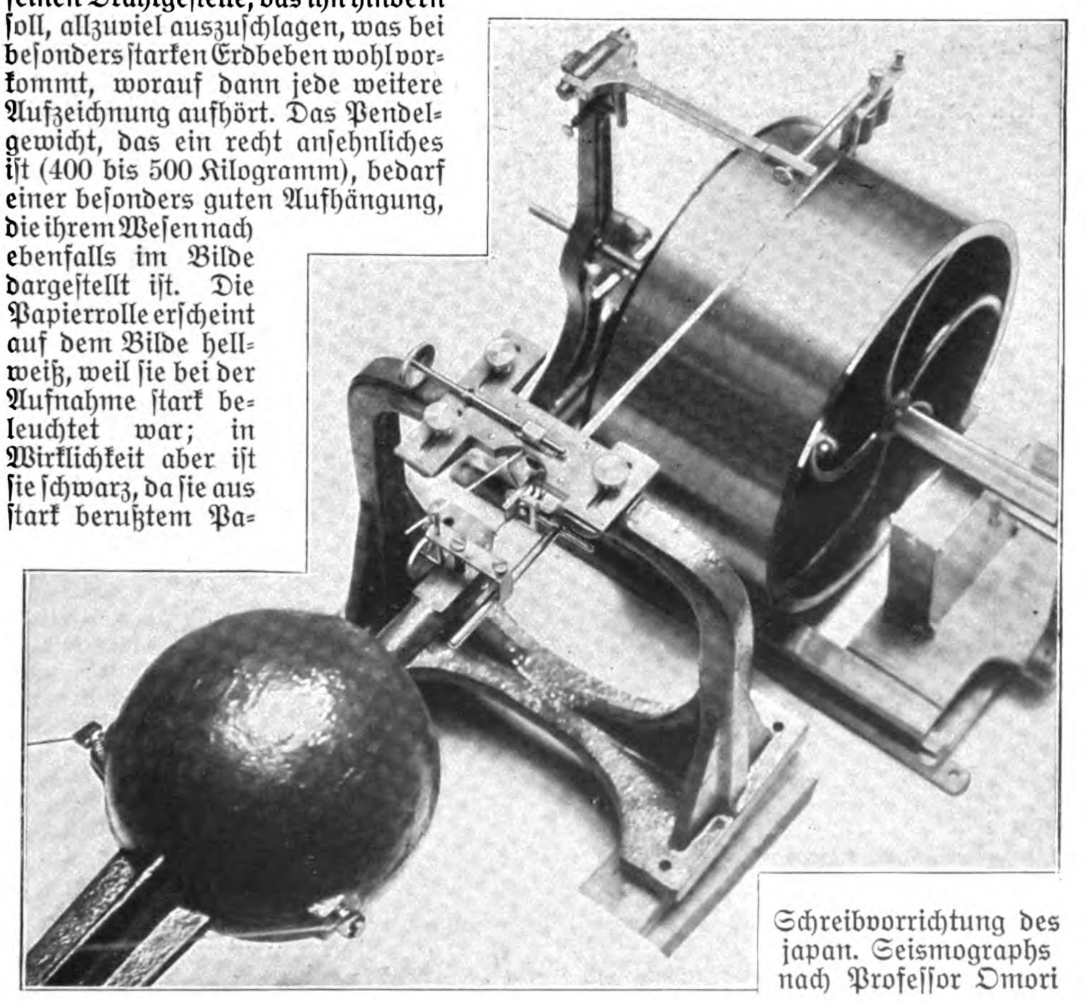
Blick in die Werkstätte der Straßburger Erdbebenstation

Kugel noch in Ruhe, dann aber beginnt auch sie sich zu bewegen, entsprechend den Stößen, die erfolgen, und kratzt dann mit ihrem langen Arm die Ausschläge von der regelrechten Lage in das berußte Papier ein. Die wirklichen Bewegungen und Ausschläge werden dabei, infolge des um das Fünfzehnfache verlängerten Hebelarmes, um ebensoviel vergrößert; sonst würden sie so gut wie gar nicht sichtbar werden. Während aber die erwähnte Rolle sich dreht, wird jede Minute eine Marke auf das Papier gemacht, um die Zeit festzustellen. (Man vergleiche dazu das Bild a. S. 371, das eine vergrößerte Aufsicht auf die Schreibvorrichtung darstellt.)

Dieser japanische Apparat stellt die Grundlage von der großen Mehrzahl aller andern Apparate dar, die heute im Gebrauche sind; er ist aber in den neueren Ausführungen stark verbessert worden; namentlich ist man bemüht gewesen, die eignen Bewegungen des Pendels und seines Auslegers durch besondere hemmende Vorrichtungen — sogenannte „Dämpfer" — möglichst auszuschalten. Der Assistent an der Straßburger Hauptstation, Dr. Mainka, hat gerade in dieser Beziehung viel dazu beigetragen, die Seismographen auf die höchste Stufe der Vollendung zu bringen. Geschickte Feinmechaniker standen ihm darin zur Seite; namentlich die Firma J. & A. Bosch in Straßburg hat auf diesem Gebiete Außerordentliches geleistet.

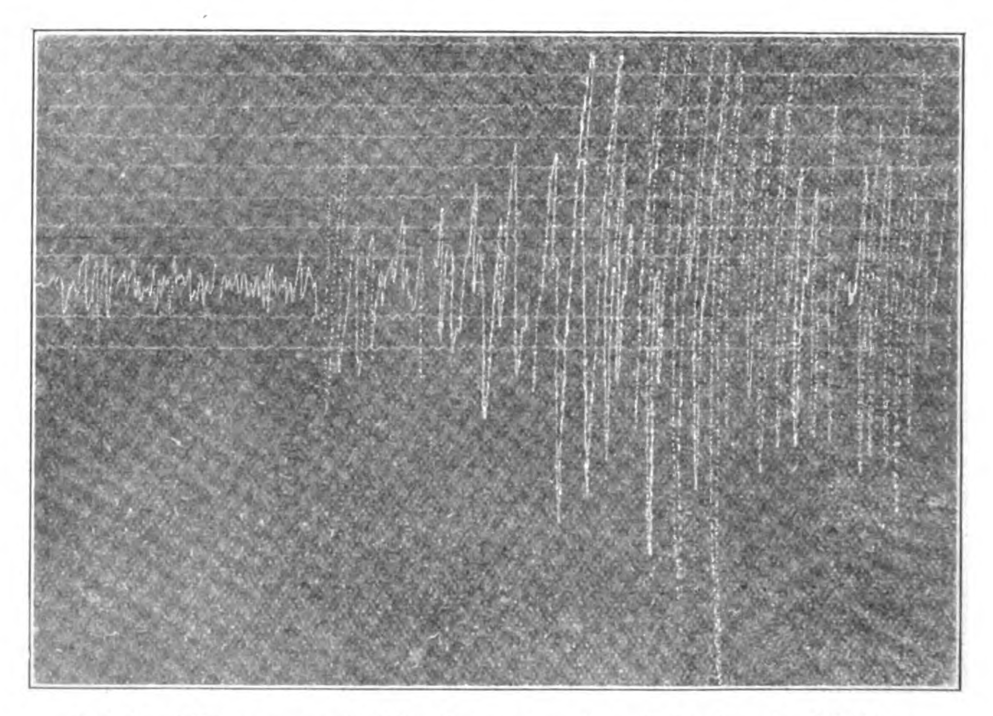
Zu umfangreicheren wissenschaftlichen Beobachtungen reicht der japanische Apparat aber nicht aus; dazu braucht man kompliziertere Instrumente. Ein solches ist ebenfalls im Bilde dargestellt. Die wesentlichen Bestandteile daran, das Pendel, die Schreibvorrichtung und das Triebwerk, sind dieselben wie bei den kleinen Apparaten. Sofort fällt hier aber auf, daß alles doppelt vorhanden ist. Der Grund dafür liegt in folgendem: Alle Stöße, Schwankungen, Dehnungen und Reißungen, die von einem Erdbeben herrühren, pflanzen sich naturgemäß nicht in einer einzigen Linie, auch nicht in einer und derselben Ebene, sondern körperlich, das heißt nach allen drei Dimensionen, nach der Höhe, der Länge und Breite fort. Ein Apparat, wie der japanische, kann aber nur eine

einzige Richtung auffangen; er müßte, um alle Bewegungen aufzunehmen, dreimal vorhanden sein. Die Höhenbewegungen sind in der Regel so gering, daß man sie vernachlässigen kann; aber die Bewegungen nach Länge und Breite sind die eigentlichen Erdbewegungen und müssen für wissenschaftliche Zwecke vollständig gleichwertig behandelt werden. Dazu vereinigt man zwei Apparate in einem und stellt sie genau senkrecht zueinander; so erhält man wenigstens nach zwei Dimensionen hin die richtigen Bilder. Man sieht diesem Apparate auf den ersten Blick auch an, daß er außerordentlich überlegt ausgedacht und sorgsam ausgeführt ist. Das andre Bild gibt davon noch besonders deutlich eine Einzelheit, nämlich die abrollende Papierwalze, wieder, auf welcher der Schreibstift seine feinen Linien zieht. Deutlich sieht man den zarten Stift auf der Walze aufruhen; er liegt in einem feinen Drahtgestelle, das ihn hindern soll, allzuviel auszuschlagen, was bei besonders starken Erdbeben wohl vorkommt, worauf dann jede weitere Aufzeichnung aufhört. Das Pendelgewicht, das ein recht ansehnliches ist (400 bis 500 Kilogramm), bedarf einer besonders guten Aufhängung, die ihrem Wesen nach ebenfalls im Bilde dargestellt ist. Die Papierrolle erscheint auf dem Bilde hellweiß, weil sie bei der Aufnahme stark beleuchtet war; in Wirklichkeit aber ist sie schwarz, da sie aus stark berußtem Papier besteht. Der Zeichnungsstift ritzt seine Linien in den Ruß hinein und erzeugt somit eine weiße Linie auf schwarzem Untergrunde, wie dies auf dem Bilde a. S. 372 zur Darstellung gebracht ist. Es stellt einen Teil von der Aufnahme des großen Erdbebens in Messina dar, das am 28. Dezember v. J. stattfand. An der Folge von den Zickzacklinien fällt selbst dem, der in der Sache nicht bewandert ist, sofort etwas auf, nämlich, daß diese Linien im Anfange des Erdbebens ein durchaus andres Gepräge tragen als weiterhin. Dies erklärt sich in folgender Weise: Jedes Erdbeben äußert sich, wie bereits erwähnt, im senkrechten Stoßen, im wellenförmigen Hinundherbewegen und im Zerreißen und Zerdrücken der Erdmassen, durch welche diese Bewegungen hindurchgehen. Diese drei verschiedenen Bewegungen pflanzen sich aber im Boden mit verschiedener Geschwindigkeit fort; am raschesten mar-



Schreibvorrichtung des japan. Seismographs nach Professor Omori

schieren die wellenförmigen Bewegungen; sie sind also zuerst am Apparat und haben auf diesen bereits gewirkt, wenn die Druck- und Reißstrahlen noch dazutreten und das Bild auf dem Diagramme vervollständigen. Diesen Umstand nun hat man benutzt, um die Entfernung zu berechnen, in der sich ein Beben vom Apparat befindet; freilich läßt hier die Theorie vorläufig noch im Stich; aber die Erfahrung wenigstens hat eine Formel für die Berechnung an die Hand gegeben. Zieht man nämlich von der Minutenzahl, welche auf die ersten Wellenbewegungen entfällt, die Zahl Eins ab, so erhält man die gesuchte Entfernung in tausend Kilometern. An dem Diagramm für Messina beträgt die Minutenzahl für die ersten Wellen etwa 2½, und danach ergibt sich richtig eine Entfernung von etwa 1500 Kilometern. Jedes Beben in der Nähe einer Beobachtungsstation weist natürlich dieses Merkmal nicht auf, so daß der Beobachter bei Beginn eines jeden Bebens bereits zu erkennen vermag, wo etwa das Beben stattfindet, zumal die wenigen wirklichen Erdbebenherde der Welt zur Genüge bekannt sind. Auch der ganze Charakter dieser Zickzacklinien liefert für den bewanderten Forscher einen deutlichen Anhalt. Man kann behaupten, daß jeder Erdbebenherd sein eigenartiges Diagramm hat; jeder Herd schreibt seine eigne Handschrift. Noch eine andre merkwürdige Beobachtung hat man gemacht, nämlich die, daß alle die verschiedenen Apparate, die auf den Erdbebenstationen benutzt werden, nahezu immer das gleiche Bild von den eingetretenen Erdbeben gaben. Daraus geht deutlich hervor, daß sie sämtlich ungefähr richtig gehen, trotzdem sie im Grunde genommen nur ein relatives Bild von den Erdbeben liefern. Man kann sich somit so ziemlich sicher darauf verlassen, daß die Arbeit, die jahraus, jahrein auf diesen zahlreichen Stationen geleistet wird, ersprießlich ist. Sie ist ein besonderer Zweig gelehrter Forschungen, und Physik, Mathematik, Geodäsie und auch Mechanik muß derjenige in gleicher Weise beherrschen, der sich der Erdbebenforschung widmen will. Er muß aber auch ein gehörig Teil Opfermut mitbringen, denn ein aussichtsreiches Brotstudium ist es zunächst nicht. Es gehört etwas dazu, stundenlang in den licht- und luftlosen Beobachtungsräumen zuzubringen und dort noch besonders schwierige Arbeiten vorzunehmen.



Original-Diagramm (Teilstück) vom großen Erdbeben in Messina, weiß auf schwarz



Familiengruppe der Seri-Indianer vor ihrer Laubhütte; die Kinder benagen ungekochte Knochen

Die Seri-Indianer

Von

Walter V. Woehlke

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Hast du wieder das Salz vergessen, Junge?" fragte mein Schwager grinsend, als er dem Hasen nachsah, der wie ein gelber Strich weit vor uns durch die Heide sauste, als ob er den nächsten Zug nicht verpassen wollte. „Den hättest du jetzt bei den Ohren, wenn du ihm Salz auf den Schwanz gestreut hättest." Und lachend marschierte er durch den tiefen, weißen Sand einer Gruppe weißer Kiefern zu, frische Patronen in die Läufe der Flinte schiebend. Mich ärgerte es immer, wenn er von dem Salz anfing. Meinem siebenjährigen Gehirn war der Hasenfang mittels Salz nicht ganz klar. Brachte das Salz den Hasen um? Betäubte es ihn nur? Wie konnte man sich an ihn heranschleichen, um ihm das Salz auf die rechte Stelle zu streuen? Auf diese Frage hat mir bis zum heutigen Tage kein Nimrod eine zufriedenstellende Antwort geben können. Wenn ich dann dem Hasen nachblickte, wie er fast mit Windesschnelle durch Feld und Busch huschte, die flinksten Jagdhunde anscheinend ohne Mühe zurücklassend, dann wurde es mir beinahe klar, daß die Salzmethode ein Witz der Großen war. Erst letzthin bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Salzfang nicht ganz ins Reich der Fabel gehört. Gibt es doch am Golf von Kalifornien einen Indianerstamm, dessen Knaben und Frauen tagtäglich Hasen mit der Hand fangen, und zwar in vollem Lauf auf weiter Ebene, die dem Tier nach allen Richtungen offensteht. Salz brauchen die Schnelläufer bei dem Fang allerdings nicht. Im Gegenteil: Fallen, Wurfgeschosse oder andre Hilfsmittel sind verpönt. Lebendig müssen die jungen Burschen den Hasen ins Lager bringen, um zu beweisen, daß sie ihn im ehrlichen

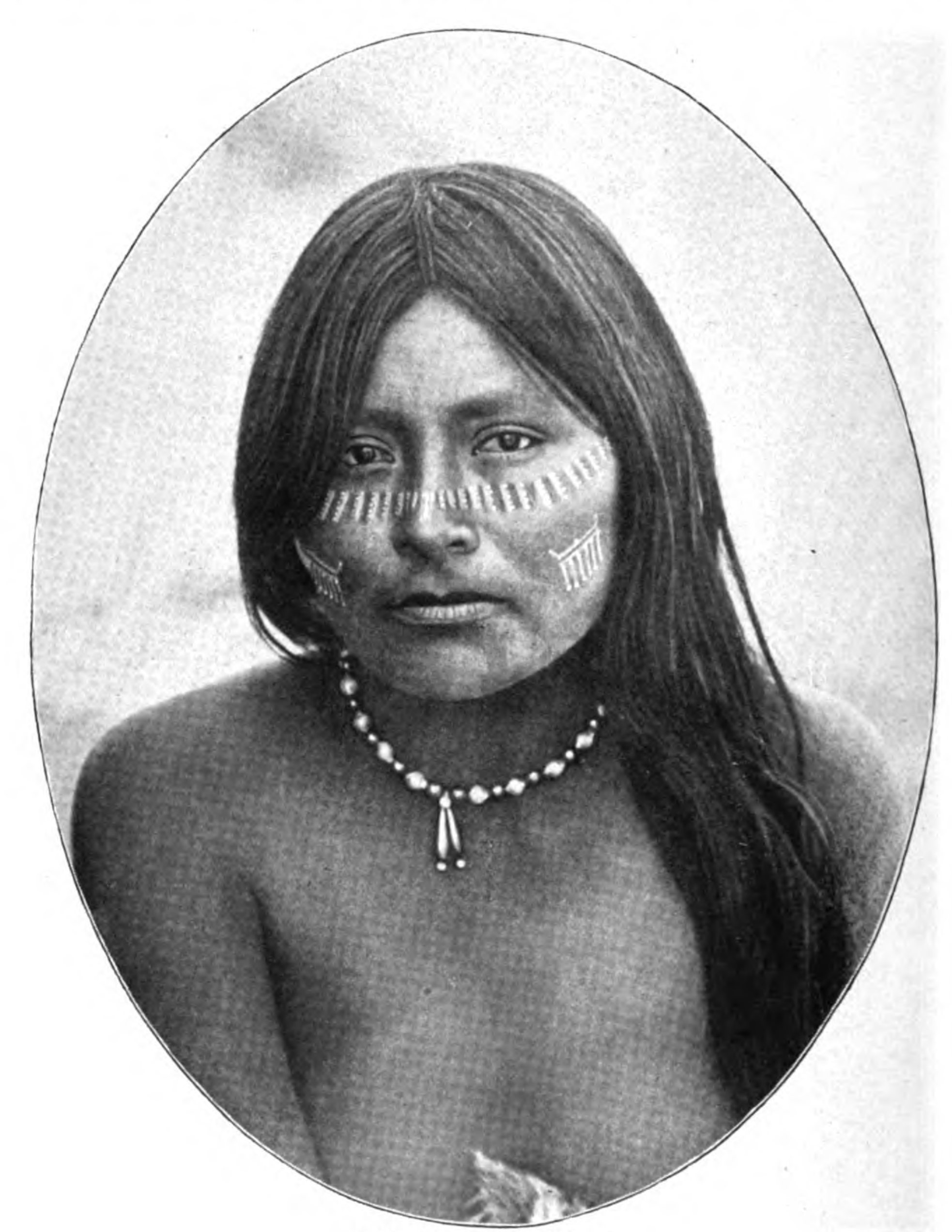
Wettlauf überholt haben. Den erwachsenen Kriegern dieses außergewöhnlichen Stammes fällt es nicht ein, sich mit Hasen abzuplagen. Die Antilope, der Hirsch, das schnelle, halbwilde Vieh der Wüstenstriche bildet ihre Beute. Zu Fuß überholen sie auf pflanzenlosen, steinigen Ebenen den Hirsch, jagen ihn dem Lager zu, wie der Bauer das Kalb in den Stall treibt, fangen das Tier mit den Händen und schleppen es lebendig vor die Laubhütten. Das schnellste Pferd kann sich mit ihnen nicht messen. Werden sie bei einem Viehdiebstahl von den Vaqueros überrascht, so entkommen diese Schnelläufer stets mit Leichtigkeit, wie sehr die Cowboys auch ihre Pferde anspornen mögen. Unglaublich klingen diese Leistungen, doch beruhen sie auf unumstößlichen Tatsachen, die an Ort und Stelle von hervorragenden Ethnologen im Dienste der amerikanischen Bundesregierung festgestellt wurden. Als Resultat von zwei Forschungsreisen hat Professor W. J. Mc Gee, der Leiter der vom Smithsonian-Institut ausgerüsteten Expeditionen, diesem kleinen Stamm, den Seri-Indianern, die vielleicht niedrigste Stufe unter den primitiven Menschenrassen angewiesen. Die Seri-Indianer sind ein Produkt des harten Landes, das sie seit Jahrtausenden bewohnt und seit vier Jahrhunderten erfolgreich gegen alle Eindringlinge verteidigt haben. In ihrem weltvergessenen Winkel, allen Umgang mit andern Stämmen und Rassen ausschlagend, konnten sie ungestört den Kulturgrad der Urzeit beibehalten und sich in ihrem Körperbau, ihrem außerordentlich geringen Handwerk, ihren Sitten und Gebräuchen der unwirtlichen Heimat anpassen. Kaum ein andres Volk der Welt gibt ein so klares Beispiel, ein so scharfes Bild der Wirkung des Kampfes ums Dasein, des Einflusses der Umgebung wie gerade dieser Stamm von kaum 400 Seelen, dessen blutiger Ruf seit vielen Jahren einen Landstrich von der Größe Bayerns in Furcht und Schrecken gehalten hat. Das Gebiet, das den Seri hervorbrachte, liegt im Herzen des heißesten, trockensten, unwirtlichsten Teiles des nordamerikanischen Kontinents. Die Superlative sind nicht die meinigen; sie wurden nach reiflicher Ueberlegung von Professor McGee gebraucht. Die Tiburon- (Haifisch-) Insel und der ihr gegenüberliegende Teil des Festlandes am Golf von Kalifornien bilden das Reich der Seris. Von der Mündung des Kolorado- bis an die Mündung des Yaquiflusses, auf einer Strecke von 800 Kilometern, fließt kein Tropfen Süßwasser in den Golf. Acht Monate im Jahre erreicht das Thermometer täglich 43 bis 47 Grad Celsius im Schatten und 70 Grad in der Sonne, so daß Metall nicht mit der bloßen Hand angefaßt werden kann, während dunkler Sand oder dunkle Felsen buchstäblich die ungeschützten Füße versengen. Des Nachts dagegen sinkt das Quecksilber selbst im Hochsommer fast bis auf den Gefrierpunkt herab. Denselben scharfen Kontrast zeigt auch der Regenfall. Einige Tage im Januar und Juli verwandeln Wolkenbrüche die Ebenen in Schlammfluten, die sich meilenbreit und fußtief über die Salzwüste wälzen und schon nach einigen Stunden wieder vollständig austrocknen. Der einzige, an einigen Stellen permanente Wasserlauf des Gebietes ist der Rio Bacuache. Fünf Tage im Jahre kommt dieser Strom dem Rhein an Größe gleich, nur um in einer Salzsenkung 60 Kilometer von der Küste zu verschwinden. Die andern 360 Tage besteht sein Bett mit Ausnahme von drei kurzen Strecken aus glühendheißem, steintrockenem Sand. Elf Monate im Jahr beläuft sich der Trinkwasservorrat des Gebietes auf ungefähr 2400 bis 4800 Hektoliter täglich, ein Vorrat, der kaum für ein mittelgroßes Hotel ausreicht. Zwei Drittel dieser Menge finden sich in einem Felsental im Innern der Tiburoninsel; der Rest ist in einigen wenigen Felsentaschen, Wasserlöchern und Bodensenkungen über die Wüste zerstreut, voneinander durch grimmige Bergzüge, durch grimmigere Wüstenstriche und mit scharfem Geröll besäte Plateaus getrennt. Die dornige, dickhäutige, blattlose Vegetation, in welcher der stachelbesäte Kaktus die Hauptrolle spielt, ist der Vegetation der Koloradowüste in Kalifornien ähnlich, nur ist sie noch bedeutend spärlicher, und da die Tierwelt von der Pflanzenwelt abhängt, ist auch die Fauna außerordentlich gering. Nur solche Arten blieben am Leben, die sich im Kampf ums Dasein der Umgebung anpaßten. So armselig und nutzlos das Land aber mit Tieren und Pflanzen ausgestattet ist, um so reichhaltiger ist das mannigfache Leben im warmen Wasser des Golfes, in dem unzählige Riesenschildkröten, Fische, Austern,



Gruppe von Seriknaben, die den Hasen zu Fuß einholen

Muschel- und Krebstiere den Seris Nahrungsmittel in Hülle und Fülle darbieten, während auf den kleinen Felseninseln die nistenden Pelikane, Möwen, Wildenten und andre Wasservögel in gewissen Jahreszeiten mit geringer Mühe erlegt werden können.

„El Infiernillo", die Höllenstraße, so nannten die Spanier den Meeresarm, der sich zwischen der Tiburoninsel und dem Serigebiet auf dem Festlande erstreckt. Er hat seinen Namen vollauf verdient. Wohl nirgends auf der Welt, den Ansichten der weitgereisten Ethnologen nach, gibt es ein wilderes, unzuverlässigeres Fahrwasser als El Infiernillo. Den engen kalifornischen Meerbusen hinauf rauscht zweimal täglich eine drei bis zehn Meter



Tätowierte Serifrau

hohe Flutwelle. In El Infiernillo, dem engen Trichter zwischen Insel und Festland, wird die Flut zusammengedrängt, bis sie wie ein Katarakt durch das Felsentor strömt, nur um von der Hauptwelle, welche die Insel umgeht, am oberen Ende zurückgestoßen zu werden, so daß ein Gegenstrom entsteht, der in schäumenden, saugenden Wirbeln, in mächtigen, phantastischen Wellen mit der nördlich eilenden Strömung kämpft. Zweimal alle vierundzwanzig Stunden verdoppelt und verdreifacht sich mit katastrophenhafter Geschwindigkeit die in der Straße stehende Wassermasse, und wenn sich zu der Flut noch der fast unaufhörliche Sturmwind gesellt, Gischt und Sand vor sich her treibend, wenn die Spreu der Brandung die Klippen bis zu einer Höhe von fünzig Fuß benetzt, wenn Riesenwellen einander mit einer Geschwindigkeit von sieben bis zwölf Kilometer die

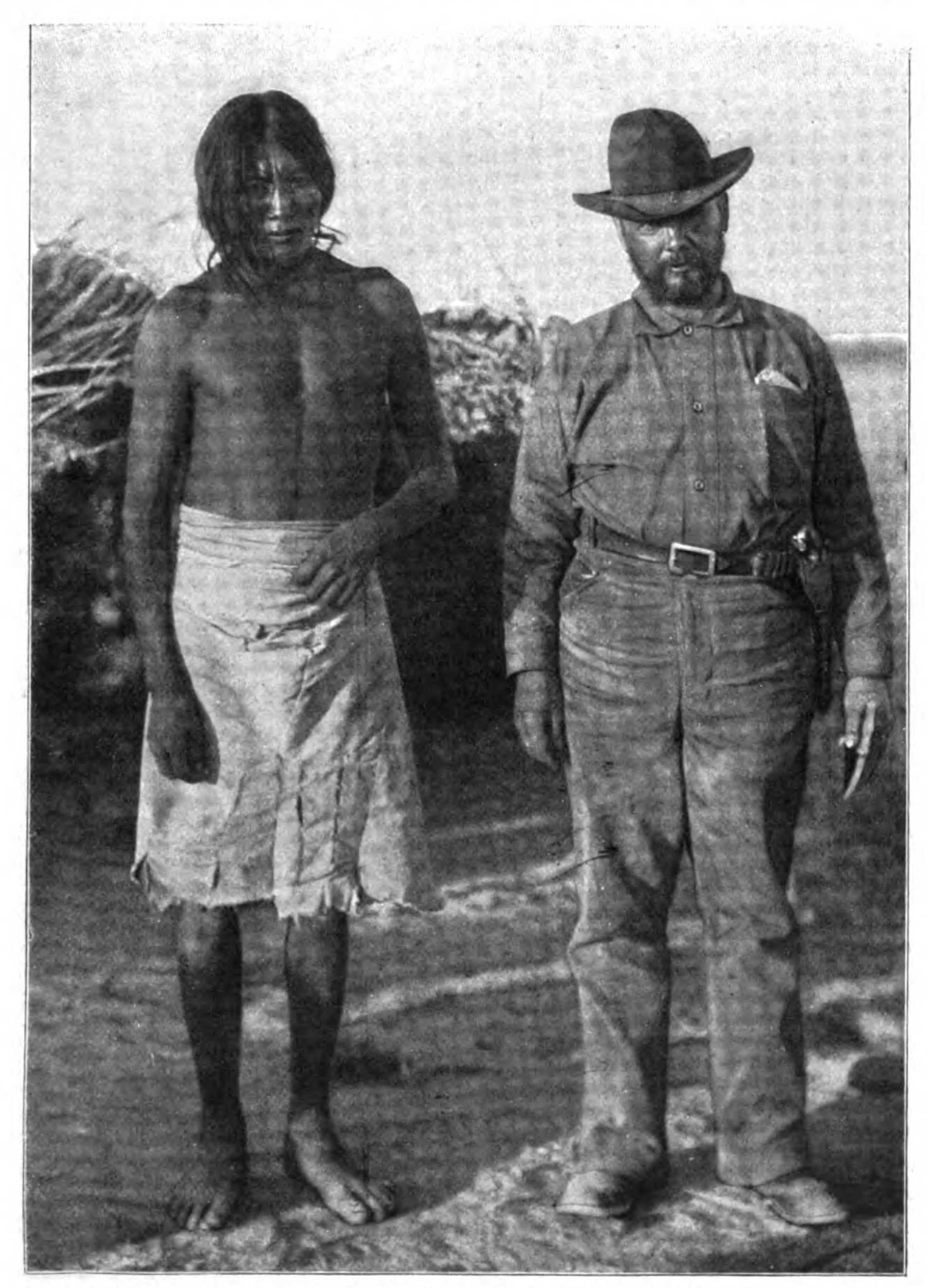
Stunde begegnen, wenn selbst bei völliger Windstille die wütende Strömung das Wasser wie einen Geiser, wie einen Springbrunnen spiralförmig in die Luft wirft, dann wird der Name des Meeresarmes verständlich. Neun Tage dauerte es, ehe die Expedition die nur wenige Kilometer breite Straße kreuzen konnte, und mit achtungsvoller Anerkennung sprechen die Forscher von der nautischen Fähigkeit der Seris, die sich El Infiernillo ohne Zögern auf Binsenbündeln, in der Form eines Kanus zusammengebunden, anvertrauen.

Solcher Natur ist die Heimat der Seris, der wildeste, trockenste, heißeste Teil in einer der traurigsten Einöden der Welt, ein Gebiet, das von den furchtbarsten Wüstenstrichen, den steilsten, felsigsten Gebirgen Amerikas und den unbändigsten Gewässern des Kontinents durchzogen wird, dessen Pflanzen- und Tierwelt auf dem Lande wegen Mangels an Trinkwasser verschwindend gering ist, während zur selben Zeit das strotzende Leben des Golfes den Eingeborenen der Wüste einen mühelosen Lebensunterhalt gewährt. Unter solchen Umständen ist es klar, daß diese Extreme den Seris unauslöschliche, stark hervortretende Charakterzüge aufdrücken mußten. Von solch heroischen Dimensionen ist die Figur der Seris, daß sie im Volksmunde zu Riesen heranwuchsen. Unter den erwachsenen Mitgliedern der Horde, die sich an der Grenze ihres Gebiets auf dem Rancho San Francisco de Costa Rica einfanden, wo sie von der Expedition in Augenschein genommen wurden, befand sich kein Krieger, der den Schätzungen Professor McGees nach weniger als sechs Fuß (1,82 Meter) hoch war. Messungen konnten nicht vorgenommen werden; ebenso leicht hätten die Forscher einen Panther fangen und lebendig messen können. Die Brust ist tief gewölbt, breit und stark. Leider zeigen die beigegebenen Bilder die gewölbte Brust sowenig wie die kerzengerade, aufrechte Körperhaltung der Seris, die unwillkürlich vor dem photographischen Apparat zurückschraken und mißtrauisch in sich zusammenkauerten. Der Schädel entspricht der Körpergröße, und das Gesicht mit seinen verhältnismäßig niedrigen Backenknochen ist durchaus nicht abstoßend. In der Hautfarbe unterscheiden sich die Seris von allen andern Indianern durch einen starken Ton ins Schwarze. Die dünnen, muskulösen, sehnigen Gliedmaßen sind gut proportioniert, und nur die Hände und Füße fallen dem Beobachter durch ihre außergewöhnliche Größe und durch die starken Nägel ins Auge. Keine Spur von Fett zeigte sich an den Seris. Alle, ohne Ausnahme, hatten den Bau und die Haltung des Rennpferdes, die breite Brust, den eingezogenen Unterleib, die langen, dünnen Gliedmaßen und die stählerne Muskulatur, die auch den Windhund kennzeichnen. Doch am wunderbarsten ist die Hautschicht, die den Fuß und das Bein bis ans Knie bedeckt. Sie ähnelt mehr dem des Haares beraubten Fell eines Pferdes oder Kamels als der Haut eines menschlichen Wesens. Dick, fest und hart wie Horn bildet die Haut des unteren Beines einen Panzer, den die Natur im Laufe der Jahrtausende den Kindern der Wüste verlieh, um ihnen den Kampf ums Dasein zu erleichtern. Im Schutze dieses Hornpanzers laufen die Seris ohne Zögern durch die stachlichsten Kaktusdickichte, in die sich weder Pferd, Rind noch Hund wagt, und ohne Aufenthalt eilen die Krieger über weite Strecken Kieselsteingeröll mit messerscharfen Kanten, um die selbst der leichtfüßige Kojote einen weiten Bogen macht.

Im Serilande erreicht das Wasser eine Bedeutung, wie sie in Gegenden mit ausreichendem Regenfall fast unverständlich ist. Ohne Süßwasser ist in dieser lechzenden Sand- und Felsenwüste der Durchschnittsmensch in kurzer Zeit verloren. Proviant bietet der Meeresarm in Hülle und Fülle, doch Trinkwasser muß entweder über pfadlose Felsenberge zwölf Kilometer weit aus dem Innern der Insel oder bei doppelter Entfernung aus einem Wasserloch des Festlandes über brennenden Sand herbeigeschafft werden. Bei den Streifzügen der Expedition im Serigebiete mußte die Hälfte der Mannschaft Tag und Nacht Wasser nach dem Lager schleppen, und dieser brackige Trunk kostete der Expedition an Zeit und Arbeit zehn bis zwölf Mark das Liter, mehr als eine gleiche Menge des besten Champagners! Wer jemals einen Eimer Wasser bei 40 Grad Hitze über eine schattenlose Straße ein paar hundert Schritt weit getragen hat, kann die Arbeit der Expeditionsmitglieder, die mit dem Wasser zehn Kilometer weit über abschüssige Felsenwände

und tiefe Abgründe klettern mußten, in ihrem vollen Umfang würdigen, doch im Vergleich mit den Leistungen der geborenen Wasserträger, der Seris und ihrer Frauen, war diese Arbeit Kinderspiel. Von dem Rancho Costa Rica nach der Küste beträgt die Entfernung fünfzig Kilometer. Diese Strecke legen die Serifrauen gewohnheitsmäßig in einem Tage oder einer Nacht zurück, und zwar tragen sie bei dem Marsch ein mit 15 Liter Wasser gefülltes Tongefäß im Gewichte von 33 Pfund auf dem Kopf, einen Säugling auf der Hüfte und ihre sämtlichen Habseligkeiten auf dem Rücken! Dieser Marsch, wohlverstanden, gehört ins alltägliche Leben des Stammes. Wenn Eile not tut, werden die Leistungen dieser Weiber noch erstaunlicher. Eines Morgens ritt Señor Encinas, der Eigentümer des Ranchos Costa Rica, mit mehreren Begleitern fort, um sich nach Hermosillo zu begeben. Das einjährige Kind einer Serifrau, die mit mehreren andern in der Nähe des Ranchos umherlungerte, erkrankte während des Tages. Bei Sonnenuntergang machte sich die Frau, das hilflose, schwere Kind auf dem Arm, auf den Weg, um Señor Encinas zu überholen und sich von ihm Medizin für den Knaben zu erbetteln. Bei Sonnenaufgang hatte sie die Reiterschar nahe Molino de Encinas, 75 Kilometer entfernt, überholt, und unterwegs hatte sie trotz ihrer Last mit den Händen einen Hasen gefangen, den sie dem Spanier als Dankopfer lebendig zu Füßen legte. Schon bei den kleinen Kindern des Stammes macht sich die unglaubliche Leichtfüßigkeit geltend. Professor McGee beschreibt ein Spiel der Knaben im Alter der Gruppe, die auf einem der beigegebenen Bilder gezeigt ist. Die Jungen spielten Cowboy, bei welchem Spiel ihnen eine Anzahl Köter, Kreuzungen von Hunden und Wölfen, als „Rinder“ dienten. Nachdem sie die fortwährend zu entweichen suchenden Hunde eine Viertelmeile weit vom Lager getrieben hatten, ließen die Knaben sie laufen, gaben ihnen einen guten Vorsprung und eilten dann, den leichten Lasso um den Kopf schwingend, jubelnd hinter ihnen her. Kaum eine Minute dauerte es, bis jeder Knabe einen der Wolfshunde gefangen hatte. Erst nach einem halben Dutzend Wiederholungen waren die meisten der Wolfshunde entkommen. Auf dem Rückwege flog plötzlich eine Anzahl Vögel vor den Knaben auf. Wie von einem Bogen geschossen, machten sich die Knaben an die Verfolgung. Sämtliche Vögel erreichten ein nur hundert Fuß entferntes Dickicht, doch trotz der kurzen Strecke brachte einer der Jungen triumphierend eine Handvoll Schwanzfedern zurück, die er einem der Vögel im letzten Augenblick ausgerissen hatte. Den Knaben dieses Alters fällt der Hasenfang zu. Ihrer drei gehen gewöhnlich zusammen auf die Jagd. Einer folgt dem Hasen verhältnismäßig langsam, während die beiden andern Meister Lampe in großen Bogen von beiden Seiten auf den Balg rücken. Wohin der Hase sich auch wendet, immer kommt ihm einer der Knaben zuvor, bis das ermüdete Tier zu guter Letzt von einem der Schnelläufer am Schwanze oder an den Ohren ergriffen wird. Auf ähnliche Weise erbeuten die erwachsenen Krieger den Hirsch, die Antilope und die Bergziege. Ihrer fünf machen sich gewöhnlich zusammen auf den Hirschfang, doch ist im Notfall ein einziger Läufer ausreichend. Ein von sieben verläßlichen Zeugen wahrgenommenes Beispiel wurde den Forschern mitgeteilt. Don Manuel, der Sohn des Eigentümers des Ranchos, hatte versucht, einen der auf dem Rancho umherliegenden Seris ans Arbeiten zu gewöhnen. Eines heißen Nachmittags bat der Seri um Urlaub, da der Geist des Hirschfanges über ihn gekommen sei. Der Urlaub wurde ihm unter der Bedingung gewährt, daß er einen Hirsch lebendig in den Korral bringe. Zwei Stunden nach seinem Aufbruch erschien der Läufer wieder am Horizont, einen großen Hirsch vor sich her dem Rancho zutreibend. In wilden Sätzen versuchte das geängstigte Tier, dem Jäger hinter und dem Hause vor sich aus dem Wege zu gehen, doch stets kam ihm der Läufer zuvor. Näher und näher kamen Wild und Jäger dem Hause, kürzer und kürzer wurden die seitlichen Fluchtversuche des Hirsches, bis schließlich der Seri mit einem letzten flugähnlichen Lauf das Tier erreichte, es über seine Schulter warf und ins Korraltor trug.

Um den Forschern einen handgreiflichen Beweis von der Schnelligkeit der Indianer zu liefern, wurde ein Wettrennen zwischen einem Pferde und einem Seri veranstaltet, bei dem das Pferd den Preis bildete. Falls der Hengst von dem



Seri-Indianer, der in zwei Stunden einen Hirsch mit den Händen fing; neben ihm steht der Ethnologe Prof. W. J. McGee, der 1,85 Meter hoch ist

Läufer innerhalb 200 Metern vom Korraltor eingeholt würde, sollte das Pferd dem Stamm gehören. Ein Vaquero jagte das Pferd in der großen Umzäunung hin und her, bis es seine volle Geschwindigkeit erreicht hatte; das Korraltor wurde aufgerissen, und in rasender Karriere jagte der Hengst hinaus. Kaum die Hälfte der Entfernung hatte das Tier zurückgelegt, als der Indianer ihm auf den Fersen war. Fünfzig Meter weiter hatte er sich im vollen Lauf auf den Rücken des Pferdes geschwungen, faßte mit der einen Hand die Mähne zwischen den Ohren, mit der andern die Schnauze und im nächsten Augenblick lag das Tier mit gebrochenem

Rückgrat zuckend im Sande. Heulend stürzten sich die wartenden Seris, Männer Weiber und Kinder, auf den Kadaver, rissen die Bauchhaut mit scharfen Muschelschalen auf, verschlangen die dampfenden, ungereinigten Gedärme auf der Stelle, während die Jugend sich um das Blut, den Magen und abfallende Fetzen rohen Fleisches schlug, und schleppten den Rest des Kadavers ins Lager, wo er nach wenigen Stunden mit Ausnahme des Felles und der größeren Knochen verschwand.

Der außerordentlichen Schnelligkeit und Ausdauer, den großen, kräftigen Händen mit ihren starken Nägeln, die zu allen möglichen Zwecken benutzt werden, entspricht die unsägliche Armut der Seris an Utensilien und Werkzeugen, eine Armut, die den Seris trotz ihrer hohen körperlichen Entwicklung den kulturell niedrigsten Rang unter den Eingeborenen Nordamerikas anweist. Eines des ältesten Artefakte, das vom primitiven Menschen hergestellt wurde, ist das Messer oder ein dem Messer ähnliches Schneidewerkzeug, das zuerst aus einer Muschel, einem Tierzahn oder Knochen, dann aus Stein und schließlich aus Metall verfertigt wurde. Kaum ein historischer oder prähistorischer Stamm ist je ohne eine Art groben Schneidewerkzeuges gewesen, doch den Seris, die seit fast vierhundert Jahren dann und wann mit der kaukasischen Zivilisation in Berührung kamen, fehlt das Messer vollständig. Dem Seri ersetzen die Waffen der Natur, die festen, dicken Fingernägel und die Zähne, das fehlende Schneidewerkzeug. Gilt es, eine Schildkröte, einen Hirsch oder ein Rind zu zerlegen, so wird die Haut mit einem Horn, einem Zahn oder einem handgerechten Kieselstein aufgerissen und das Werk mit Klaue und Gebiß vollendet. Bei der Herstellung ihrer wenigen Industrieprodukte werden planmäßig hergestellte Werkzeuge nicht benutzt. Das einzige und wichtigste Werkzeug der Seris außer den Muschelschalen, die den Strand fußtief bedecken, ist der Faustkeil, und dieser Faustkeil ist kein Artefakt. Der Faustkeil der Seris ist ein Stein, der von Wellen und Sand in handgerechte Form geschliffen wurde und im Naturzustande benutzt wird. Die Hände, Nägel und Zähne, zusammen mit dem Faustkeil und dem flachen Stein, der als Unterlage dient, sind außer der Ahle aus Knochen oder Holz die einzigen Werkzeuge, die bei der Handwerkstätigkeit der Seris in Anwendung kommen.

Obwohl die Seris Feuer mit Reibhölzern selbständig erzeugen können, geben sie sich wenig mit Kochen ab. Die Jagdbeute, bestehe sie aus Wild oder Vieh, Schildkröten, Fischen, Mollusken, Eidechsen, Schlangen, Pelikanen oder Kaktusfrüchten, wird roh auf der Stelle verschlungen. Nur dann und wann, wenn der Vorrat zu groß für sofortigen Konsum ist, wird ein Anfang gemacht, die härtesten Teile durch Sieden und Sengen zu erweichen, doch wird der Prozeß nie zu Ende geführt. Gewöhnlich ziehen es die Seris vor, das Erweichen des Fleisches von der Sonne vollziehen zu lassen. In einer Schildkrötenschale werden die größeren Knochen mit den Fleischüberresten auf die Laubhütten gelegt, wo sie in der glühenden Hitze schnell reif werden. Ein halb abgenagter Oberschenkel eines vor drei Tagen gefallenen Pferdes lag in einer solchen Speisekammer, als die Forscher auf dem Rancho ankamen. Hatte ein Krieger oder eine Frau Appetit, so wurde das stark riechende rohe Fleisch aus der Schale genommen und mit den Zähnen bearbeitet. Die langen Sehnen und Knorpel wurden gekaut und verschluckt, während sie noch an dem Knochen hingen, und nie fiel es den Seris ein, das Fleisch und die Sehnen mit einem Messer abzuschaben. Einige dieser Vorratskammern bleiben auf dem Boden stehen, damit die kleinen Kinder, die kaum gehen konnten, den Kopf in sie hineinstecken und sich sattessen können, bis sie einschlafen und von den Wolfshunden, die sich ihre Portion des Fraßes holen, zur Seite gedrängt werden.

Seit über drei Jahrhunderten sind die Seris ab und zu mit Kaukasiern in Berührung gekommen. Wie Raubtiere benehmen sie sich auch in tiefem Frieden allen Fremden gegenüber. Die Horde, die von den Forschern in der Nähe des Ranchos besucht wurde, hatte nichts zu fürchten. Gern wurden ihnen abgelegte Kleidungsstücke, gefallenes Vieh, zerbrochene Kochtöpfe und Werkzeuge geschenkt, aber trotzdem wagten sie sich nie allein an den Brunnen oder in den Korral. Kamen Besucher in ihr Lager, so hörten Gelächter und Gespräch sofort auf, die Krieger richteten sich mit einem erzwungenen Grinsen auf und



Ein Seri mit Pfeil und Bogen

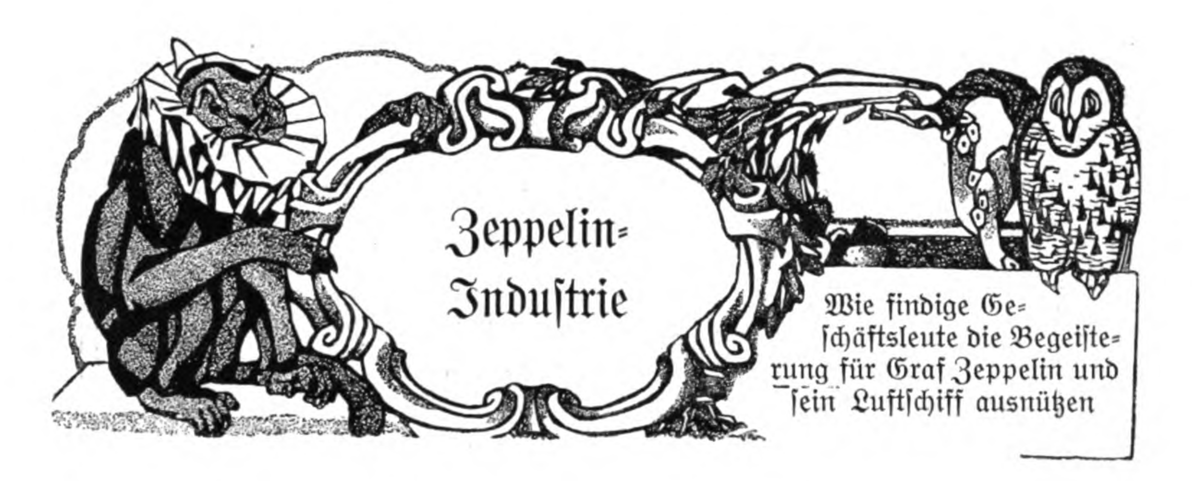
Frauen und Kinder zogen sich zurück. Erschien der Besucher allzu plötzlich oder trat er einer Gruppe zu nahe, so verschwanden die Kinder wie Hasen, während die Muskeln der Erwachsenen sich wie zum Sprung zusammenzogen. Ihr Haar richtete sich auf, das grüne Licht der Blutgier erschien in ihren Augen, die Lippen zogen sich von den Zähnen zurück und ein tiefer, unfreiwilliger Kehllaut, wie das Knurren eines Hundes, der den Wolf wittert, deutete die Tiefe des Abgrundes an, der diesen primitiven Stamm von allen Mitmenschen trennt. Ackerbau treibt der Seri nicht. Viehzucht ist ihm unbekannt. Jede Phase im Leben dieses Stammes und seiner einzelnen Mitglieder deutet darauf hin, daß die Seris unvergleichlich tief auf der Stufenleiter der allgemeinen menschlichen Entwicklung stehen, daß aber zu gleicher Zeit die eigenartige, die schärfsten Gegensätze aufweisende Umgebung gewisse Phasen des Serilebens zu einer Entwicklung antrieb, wie sie ihresgleichen nicht auf Erden hat. Die Seris sind im buchstäblichen Sinne Kinder der Scholle, vom Baum der Menschheit nur ein Ableger, der in seiner weltfernen Wüste, von äußeren Einflüssen unbehelligt, seltsame Blüten trieb, die von dem Produkt des Hauptstammes durch eine nicht zu überbrückende Kluft geschieden sind.

Neue Bücher

Eine neue Goethebiographie. Uns liegt das neue Buch von **Eduard Engel**: „**Goethe, der Mann und das Werk**" (Verlag Concordia, H. Ehbock, Berlin) vor. Ein stattlicher Band von mehr als 600 Seiten, in dem ein viel angegriffener, aber auch viel gelobter Literarhistoriker Sein und Wirken des größten deutschen Geistes darzustellen sucht. **Für wen** er's tut, sagt Engel in seinem ausführlichen Vorwort: „Für die unabsehbar große wahre Goethegemeinde wurde dieses Buch mit innigem Bemühen geschrieben; nicht für die wenigen Goethegelehrten, die alles Wissen von ihm schon in sich vereinigen und keines weiteren Buches bedürfen. Für die zur Ehre deutscher Bildung sichtlich wachsende Schar begeisterter Kenner und Verehrer Goethes unter Männern und Frauen in nahezu allen Schichten unsers Volkes." Dem großen Kreis derer, die in diesen Sätzen genannt sind, wird die neue Biographie willkommen sein. Das unendliche Material, das Goethes gewaltiges Leben bietet, ist erzählend und analytisch mit klarer Uebersichtlichkeit dargestellt. Daß das Werk in der Geschlossenheit künstlerischer Darstellung nicht mit den bekannten Goethebiographien Grimms oder Bielschowskys wetteifert, war wohl die Absicht des Verfassers. Besonders in den kritischen Kapiteln freut man sich, die Vorzüge Engelscher Literaturbetrachtung wiederzufinden: den frischen Mut des Urteils und die Fähigkeit, unsre Dichter und ihr Werk nur mit den Augen der eignen, kräftig entwickelten Persönlichkeit zu betrachten.

Max Eyths gesammelte Schriften beginnen im gemeinsamen Verlage der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart** und von **Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg** zu erscheinen. Die Ausgabe wird 6 Bände zum Preise von je M. 5.— geheftet, M. 6.— gebunden umfassen, von denen als der erste soeben Eyths vielgekauftes und noch mehr gelesenes Geschichten- und Wanderbuch „Hinter Pflug und Schraubstock" zur Ausgabe gelangt. Die Verleger werden durch diese Veranstaltung ohne allen Zweifel den vielen Freunden und Verehrern des „Dichteringenieurs" und unvergeßlichen Begründers der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft eine willkommene Gabe bieten. Die neue Ausgabe wird aber auch mithelfen, diesen von Leben und werktätiger Arbeit und dabei gleichzeitig so von unvergleichlichem Humor sprühenden Büchern immer neue Freunde zu schaffen. Eyths Schriften, so verschiedenartig sie in Form und Inhalt sein mögen, sind allesamt Volksbücher im wahrsten und höchsten Sinne des Wortes, die jung und alt, Gelehrte und Ungelehrte, Fachmänner und Laien mit gleicher Freude und Befriedigung lesen werden. Gerade der Laie wird nirgendwo leichter und angenehmer einen Einblick in die Welt der Technik und die Probleme der technischen Arbeit gewinnen. So können wir denn nur wünschen, daß die Gesamtausgabe, die zu wohlfeilstem Preise in würdigster Ausstattung erscheint, Max Eyths Schriften immer mehr zu dem macht, was sie vor vielen andern zu sein verdienen: zu einem literarischen Hausschatz für das deutsche Volk.

Lange lag das Buch auf meinem Tisch, und ich rührte es nicht an. Bücher sollen wie Erlebnisse etwas Zufälliges haben, und der Zwang, sie zu lesen, muß irgendwoher kommen aus dem Nichts, das vielleicht das All ist. Ein bestimmtes Maß von Lebensmüdigkeit und Lebenswillen, in dem die Lampe des Ichwillens nahe am Erlöschen ist, ist ihm am günstigsten, dem Entschluß, in eine Welt zu verschwinden, die jenseits der Sinne liegt. Da erwachte ich eines Tages aus einer Träumerei, die mir das graue Buch mit dem seltsamen Titel vorgeträumt hatte. Ich ertappte mich, als ich schon beim vierten Tagewerk des spintisierenden Dichters war. Ein Buchtitel ist wie der Name eines neu entdeckten Landes. Er geht schwer ein, dann aber schluckt er die ganze Geschichte und alle Zeiten in sich hinein, er bekommt etwas von der Ewigkeit, wie die Namen der Götter länger leben als sie selbst. Es hieß „**Die enge Pforte**" und sein Dichter **André Gide** (Verlag Erich Reiß, Berlin). Namen sind wie Kirchenglocken, bisweilen sagen sie mehr als die ganze Predigt. „Alissa" — ich denke beim Klang dieser Silben an blasse Frauenhände, an Tränen, die nach innen fließen und den Teint verderben. Warum hat dich Jérôme nicht vor diesem Schicksal bewahrt? Hätte es denn so wild an meine Besinnung gepocht, hätte es denn so laut deine Schönheit geläutet! Nur was vergeht, kann ewig werden. Alissa und Jérôme, Kinder, die mit der Liebe spielen und kaum ahnen, daß es ihr eignes Leben ist, was sie da mutwillig zerbrechen. Niemand spricht davon, nur von euern großen Hoffnungen leuchtet ein Schein durch den dämmerigen Wald eurer Jugend. Und dann ist alles still. Es ist die enge Pforte, durch die wir in die Ewigkeit eingehen, das Leid. Alissa, Jérôme, Juliette, habe ich euch nicht irgendwo gesehen? Nein, nie in diesem Leben, aber vor einer halben Stunde habt ihr meine Träume aufgewühlt durch eure zerbrechliche Menschlichkeit. Nun schwebt ihr ewig im Raume über mir oder sind es nur eure Namen, die ich nie vergessen werde?



Zeppelin-Industrie

Wie findige Geschäftsleute die Begeisterung für Graf Zeppelin und sein Luftschiff ausnützen



Du hängst als Schmuck ihn an die Wand



Er steht Modell für deinen Rock



Bewahrt das Feuer und das Licht!



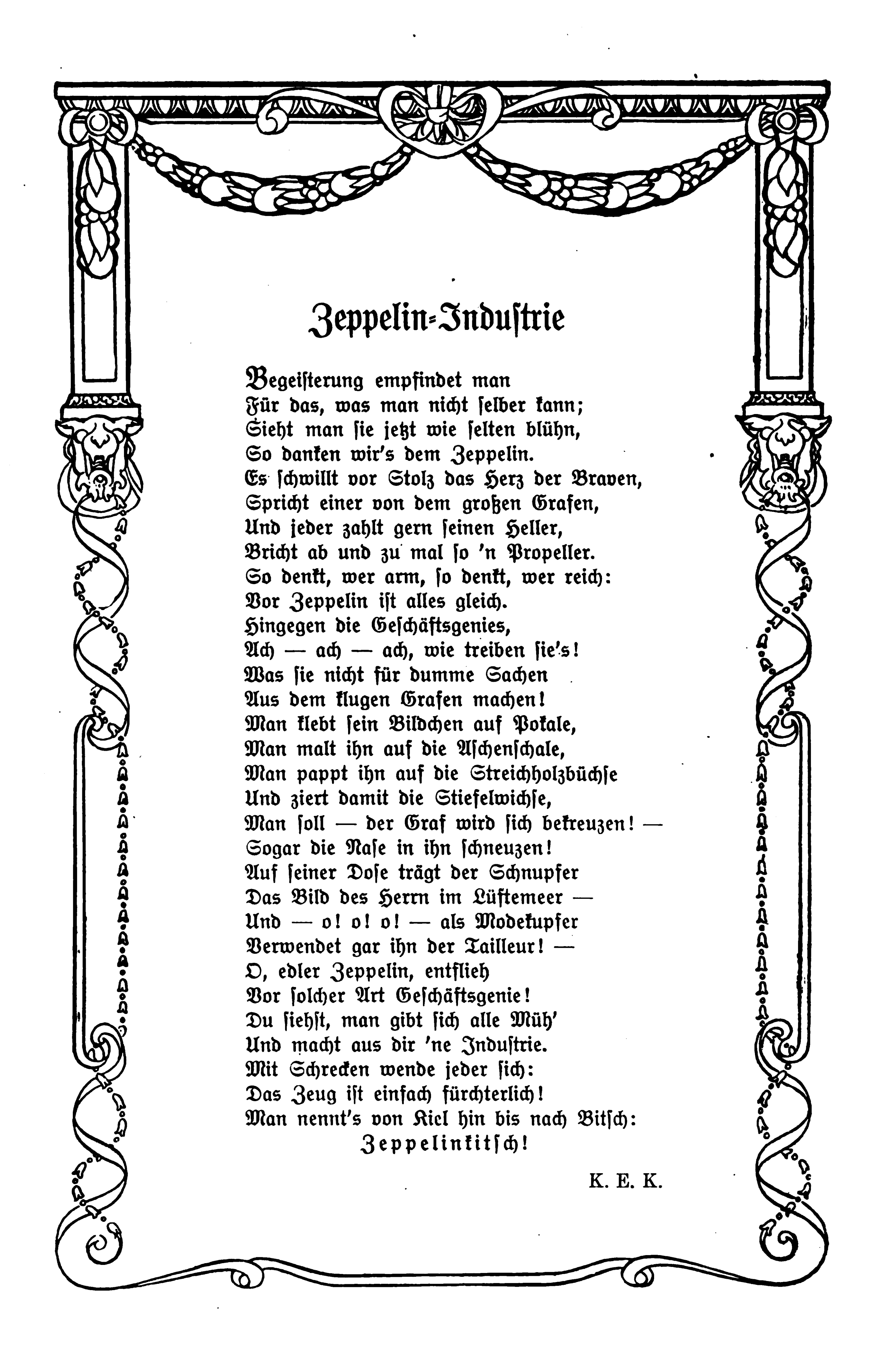
Er baumelt an Studentenwesten



Du freust dich seines Ruhms, wenn du dich schneuzst



Trinkst du zuviel, schaut er dich an



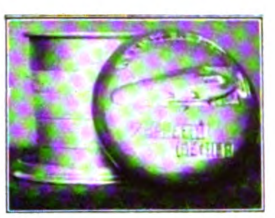
Zeppelin-Industrie

Begeisterung empfindet man
Für das, was man nicht selber kann;
Sieht man sie jetzt wie selten blühn,
So danken wir's dem Zeppelin.
Es schwillt vor Stolz das Herz der Braven,
Spricht einer von dem großen Grafen,
Und jeder zahlt gern seinen Heller,
Bricht ab und zu mal so 'n Propeller.
So denkt, wer arm, so denkt, wer reich:
Vor Zeppelin ist alles gleich.
Hingegen die Geschäftsgenies,
Ach — ach — ach, wie treiben sie's!
Was sie nicht für dumme Sachen
Aus dem klugen Grafen machen!
Man klebt sein Bildchen auf Pokale,
Man malt ihn auf die Aschenschale,
Man pappt ihn auf die Streichholzbüchse
Und ziert damit die Stiefelwichse,
Man soll — der Graf wird sich bekreuzen! —
Sogar die Nase in ihn schneuzen!
Auf seiner Dose trägt der Schnupfer
Das Bild des Herrn im Lüftemeer —
Und — o! o! o! — als Modekupfer
Verwendet gar ihn der Tailleur! —
O, edler Zeppelin, entflieh
Vor solcher Art Geschäftsgenie!
Du siehst, man gibt sich alle Müh'
Und macht aus dir 'ne Industrie.
Mit Schrecken wende jeder sich:
Das Zeug ist einfach fürchterlich!
Man nennt's von Kiel hin bis nach Bitsch:
Zeppelinkitsch!

K. E. K.



Er darf am Weihnachtsbaum nicht fehlen



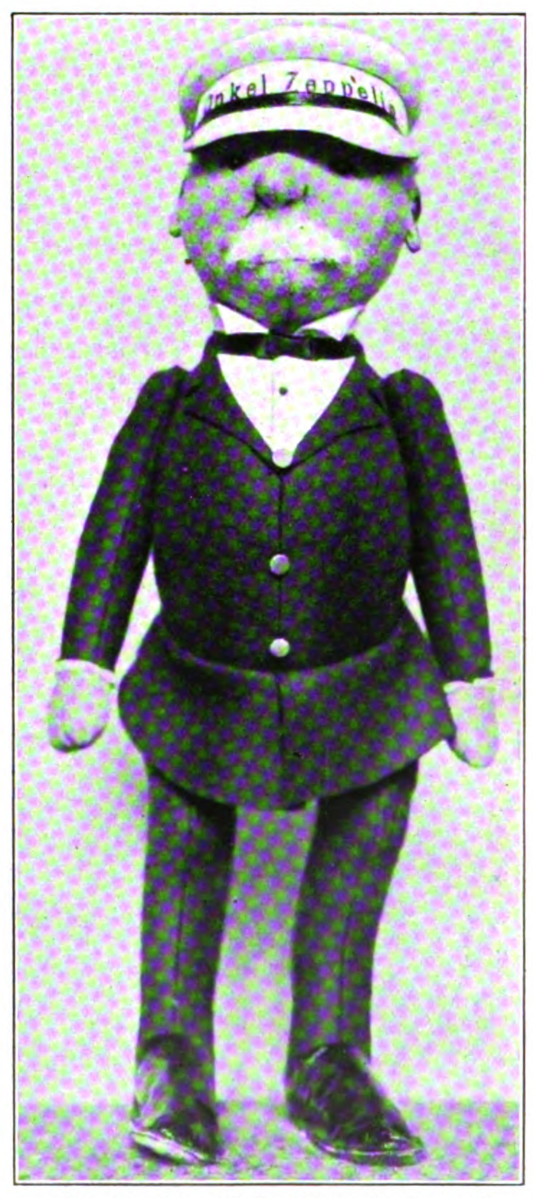
Er schmückt die Kapsel deines Bechers —



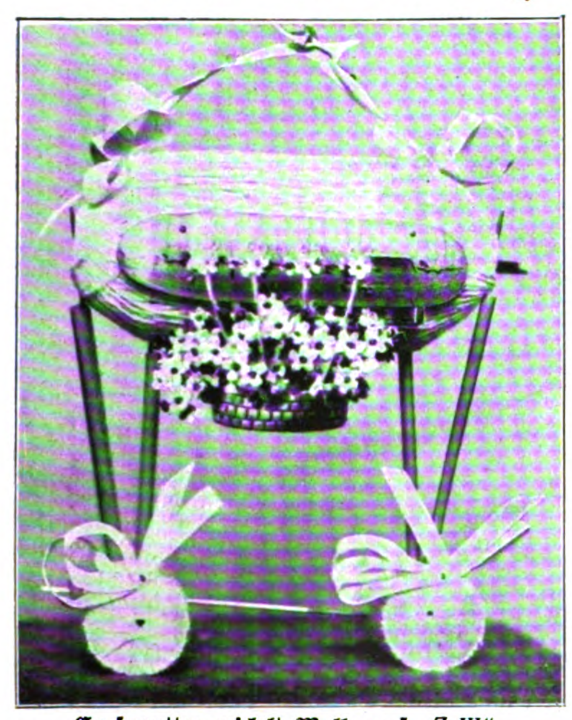
Als Brosche deiner Liebsten Hals



Du streichst die Asche auf ihm ab



Und Lieschen spielt mit Onkel Zeppelin



Großmutter wickelt Wolle auf „Z III"

Aus der „Sammlung der Geschmackverirrungen" von Professor Pazaurek im Landesgewerbemuseum zu Stuttgart



Von Nah und Fern

Die Tücke des Pols

Jahrelang, jahrzehntelang hat man um ihn geworben, wie um eine unnahbare Schöne. Ein romantischer Schimmer umwob die wagemutigen Freier, und je weniger einer entdeckt und erobert hatte, desto interessanter wurde er. Der nüchterne Verstand sagte sich zwar manchmal, daß diese Liebesmüh wohl im Grunde unnütz und jener Fleck Erde, bedeckt von Schnee und Eis, im Grunde höchst gleichgültig sei, aber solange man ihn noch nicht gefunden, galt er als etwas Erstrebenswertes, als das hohe Ziel menschlichen Ehrgeizes und der Abschluß einer ganzen Epoche. Es mutet an wie ein fauler Witz der Weltgeschichte, daß am Ende ein amerikanischer Abenteurer auftritt und den Ruhm der Entdeckung — ganz einerlei, ob mit Recht oder Unrecht — behaglich schmunzelnd einheimst. Und nicht genug, daß einer das große Werk vollbracht hat; schon meldet sich gleichzeitig der zweite, und Cook oder Peary, Peary oder Cook heißt die Losung. Noch weiß man nicht, ob er überhaupt gefunden ist, und schon streitet man darüber, wer ihn gefunden hat. Es ist eigentlich traurig, daß am Ende sich amerikanischer Humbug der ganzen Sache bemächtigt hat. Und wenn es wirklich wahr ist, daß der Pol schon entdeckt ist, ist es höchste Zeit, ihn der allgemeinen Neugierde wieder zu entziehen, bis genaueres feststeht. Es gibt Dinge auf dieser Erde, die nur schön sind, wenn man sie nicht hat.



R. E. Peary, der zweite (?) Entdecker des Nordpols



Elektrophot.

Der Entdecker (?) des Nordpols Dr. Cook (×) in Kopenhagen
Rechts der Kronprinz von Dänemark

Der Bismarckbrunnen in Arnstadt

Wie die leidige Sucht, in der Kunst etwas noch nie Dagewesenes, ganz Voraussetzungsloses zu schaffen, auch begabte Künstler auf Abwege führen kann, davon ist der Bismarckbrunnen in Arnstadt ein trauriges Beispiel. Was der in Dresden lebende Professor Wrba sich bei diesem Monstrum gedacht hat, was wir bei seinem Anblick empfinden sollen, ist sehr, sehr dunkel. Eine Art von Stammbaum, ins Plastische übersetzt, erhebt sich aus einem Brunnenbecken. Die Arme — halb Zweige, halb Schlangenleiber — halten die Wappen der deutschen Bundesstaaten, die unteren werden von Putten gestützt, und oben erscheint, wie der verschwundene Taler am Zauberstab des Salonmagiers, ein Bismarckmedaillon.

Fortschritte der Luftschiffahrt in Frankreich

Während Graf Zeppelin mit dem Luftschiff „Z III“ der Reichshauptstadt einen Besuch abstattete, fand in Reims das große Wettfliegen statt, das man in Frankreich mit nicht geringerem Interesse verfolgte, wie wir in Deutschland die jüngste Fahrt Graf Zeppelins. Frankreich hatte auch alle Ursache dazu, die Flugwoche in Reims als ein nationales Ereignis zu betrachten; denn es ist in der Fliegerkunst mit Maschinen, die „schwerer als die Luft“ sind, allen andern Nationen weit überlegen. Auf dem Manöverfelde von Béthenn bei Reims hatten sich denn auch die besten Kunstflieger eingefunden, darunter Blériot, Farman, Paulhan, Latham und Graf Lambert, um sich mit den Vertretern der andern Länder zu messen. Deutschland fehlte bei dem Wettkampf; nur Major Parseval hatte sich als Zuschauer eingestellt. Nach den bisherigen Leistungen der Aeroplane und namentlich nach dem glücklichen Ueberfliegen des Kanals durch Blériot war man auf die Resultate äußerst gespannt. Die Erwartungen sind aber erheblich übertroffen worden; nach dem, was die Flugmaschinen bei dem Wettfliegen in Reims gezeigt haben, darf man ihnen für die Zukunft noch Bedeutendes zutrauen. Die Kunstflieger zeigten nicht nur, daß sie die Maschinen mit großer Meisterschaft beherrschten, sondern führten auch Dauer- und Hochflüge aus, die in Erstaunen setzten. Paulhan stieg bis 100 Meter auf und legte eine Strecke von 135 Kilometern in 2 Stunden 43 Minuten



Phot. L. W. Rohde, Gotha

Der Bismarckbrunnen in Arnstadt. Von Professor G. Wrba



Phot. Rapid

Die „Liberté“ im Flug, von unten gesehen

Phot. Hutin

Major Parseval auf der Aviatikerwoche in Reims

zurück, Latham stieg bis 80 Meter auf, hielt sich dauernd in dieser Höhe und flog 154½ Kilometer in 2 Stunden 13 Minuten, und Farman übertraf diese Leistungen noch, indem er 189 Kilometer in 3 Stunden 13 Minuten zurücklegte. Daß Paulhan und Blériot mit ihren Maschinen stürzten, hat gar keine Bedeutung und setzt ihre Leistungen durchaus nicht herab, die Luftschiffe haben mit dergleichen Zufälligkeiten auch noch zu kämpfen. Geradezu erstaunlich ist die Leistung Farmans, namentlich wenn man bedenkt, daß er noch eine weitere Strecke hätte zurücklegen können, wenn sein Benzinvorrat nicht bis zum letzten Tropfen verbraucht gewesen wäre. Auf jeden Fall haben die Flugmaschinen gezeigt, daß sie wohl geeignet sind, bei der Eroberung des Luftreiches eine gewichtige Rolle zu spielen und daß sie die Schwerfälligkeit, die ihnen ursprünglich anhaftete, durchaus überwunden haben. Allerdings hat sich auch bei dem Wettfliegen in Reims gezeigt, daß die Geschicklichkeit der Lenker der Flugmaschinen eine Rolle spielt und daß man mit der Zeit noch bessere Resultate erwarten darf. Unsre westlichen Nachbarn sind uns bekanntlich auch in der Erfindung des Lenkballons vorangegangen. Im Gegensatz zum Grafen Zeppelin haben sie sich aber von Anfang an des halbstarren Systems bedient. Das neueste Luftschiff der französischen Armee, das den Namen „Liberté“ führt, führen wir heute unsern Lesern im Bilde vor, auf dem die Eigentümlichkeit dieses Systems besonders deutlich zutage tritt. **Das kürzlich verunglückte französische Luftschiff „République“ ist der „Liberté“ in der äußeren Erscheinung sehr ähnlich.**



Phot. Charles Delius, Paris

Von der Aviatikerwoche in Reims: Die Aeroplane Blériots

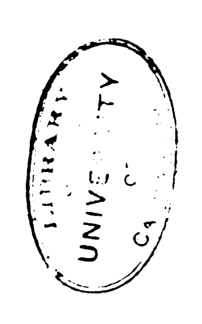
Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Adolf Bothe in Berlin-Friedenau. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

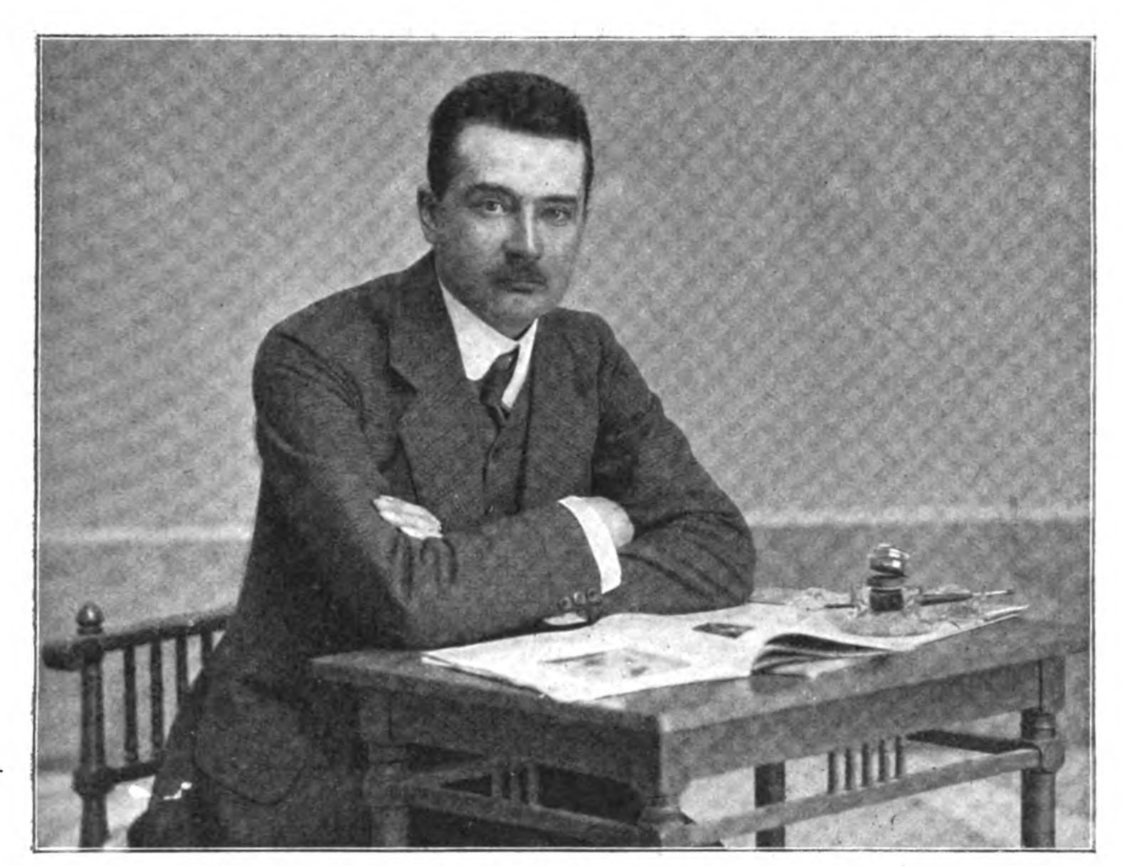
Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.



Ada

Nach einem Gemälde von Karl A. Schlegel





Wilhelm Hegeler, der Verfasser unsers neuen Romans

Die frohe Botschaft

Roman

von

Wilhelm Hegeler

I

Manche Menschen haben nicht nur einen Beruf, nicht nur den, auf den hin sie studiert haben, auf den sie stolz sind wegen seiner inneren Würde oder eitel wegen seines schönen Titels, sondern daneben einen andern, den sie nicht erlernt haben, der ihnen aber angeboren, von dem sie nichts ahnen, der aber der wichtigere und höhere ist. Aehnlich wie die Bienen, die aus allen Kelchen Honig sammeln, zugleich aber von Kelch zu Kelch den Blütenstaub tragen und für die Befruchtung sorgen, so daß ohne ihr emsiges Tun der Frühling ohne Duft, der Sommer ohne Farben und der Herbst ohne Früchte wäre.

War damit vielleicht auch Charlottens Wirksamkeit zu vergleichen? War das vielleicht der geheime Sinn ihres abenteuerreichen Schicksals? Denn was sie mit so viel Aufopferung erstrebte: Elitanien — das Land des Glücks und der Freiheit, aus dem ein neues Adelsgeschlecht hervorwachsen

sollte, ach, welch eine Seifenblase war das!

Charlottens Traum zerrann, doch ihr Tun war nicht vergebens. Was sie aber verbreitete, wirkte, wachsen ließ, die fröhliche Schwärmerin — mein lieber Leser, enträtsele du es dir selbst. Ich, der Autor, empfehle mich dir und ziehe mich zurück. Das Leben spricht!

*

Der erste Schnee des Jahres achtzehnhundertneunundachtzig bescherte dem Regierungsrat Damme ein zwar nicht gerade außergewöhnliches, aber doch recht unangenehmes Erlebnis: durch einen Bankkrach verlor er nämlich sein ganzes Vermögen.

Das hatte eine vollständige Umwälzung in seiner Stellung und der Lebenshaltung der Familie zur Folge und führte vier Monate später sogar dazu, daß ihr Mobiliar auf die Pfandkammer wanderte und sie selbst in aller Stille die Wohnung in der Genthiner Straße räumen mußten.

Wenn Charlotte Damme, die damals Achtzehnjährige und das einzige Kind des Hauses, in späteren Jahren dieser Ereignisse Erwähnung tat, so pflegte sie meist scherzhaft von der großen Novemberrevolution zu sprechen und sich selbst und ihre Eltern die Märzgefallenen zu nennen.

Herr Regierungsrat aber gab je nach seiner Laune und seinen Zuhörern eine verschiedene Darstellung der Vorgänge: bald betonte er das Tragische und Niederschmetternde daran, woraus er nur als trauriges Wrack hervorgegangen sei, bald seine eigne phänomenale Kaltblütigkeit bei dem Kladderadatsch, und bald sagte er auch ganz gemütlich: „Als wir damals Pleite machten."

Frau Damme liebte es überhaupt nicht, diese peinliche Angelegenheit zu berühren. Geschah es im engsten Kreise einmal doch, so erschien ihr besonders interessant, daß sie alles vorausgewußt hätte. Zufällig hatte sie sich den Tag vorher einmal wieder die Karten gelegt, und da hätten bei ihrer Karte die Tränen und bei der Brotkarte die Pique Neun gelegen. Was hieße das aber anders, als Unglück durch Geldverlust? Natürlich glaubte sie nicht an solchen Unsinn wie Kartenlegen, aber jedenfalls war es doch auffallend. Und auffallend war auch, daß sie den ganzen nächsten Tag das Gefühl von etwas Unheimlichem nicht losgeworden sei. Es hätte ihr förmlich über dem Kopf gehangen oder, wie sie sich auch ausdrückte: im Kopf herumgespukt.

Ihr in diesem Punkt skeptischer Gatte erwiderte dagegen, das Kartenlegen hätte viel früher stattgefunden, und was ihr damals im Kopf herumspukte, sei nichts andres als der schlechte Wein von Ehrenbergs Gesellschaft gewesen. Bei Ehrenbergs hätte es ja stets geschmierten Wein gegeben, wie der ganzen Behörde bekannt war.

Nun, wenn Frau Damme etwas vorher wußte, so ließ sie es jedenfalls nicht merken. Ebensowenig wie der Unglückstag selbst, der bis zu guterletzt ein ganz vergnügtes Gesicht machte. Er stand unter der Nachwirkung der gestrigen und den Vorbereitungen für die heutige Gesellschaft. Denn abends wollten Dammes selbst Gäste empfangen.

Man frühstückte ein wenig später als sonst, morgens klingelten schon allerhand Lieferanten, das Mittagessen stand nicht ganz auf der Höhe und entsprach der Laune der alten Köchin, die im Gegensatz zu dem von früh an strahlenden Hausmädchen fortwährend brummte.

Als nachmittags die beiden Damen ihren Tee einnahmen, sagte Frau Damme:

„Sei nur ein bißchen vorsichtig, Lochen, daß der heiße Dampf nicht an deine Haare kommt. Sonst gehen deine Löckchen auseinander."

Auf Bitten der Hausfriseurin, die

am nächsten Tag einen Polterabend frisieren mußte, hatte nämlich Charlotte ihre Löckchen konserviert und nachts mit einem Schleier um den Kopf geschlafen. Recht zu ihrem Aerger! Auch überhörte sie jetzt geflissentlich den guten Rat und sagte nach einer kleinen Weile:

„Ich hätte wohl Lust, noch ein bißchen an die frische Luft zu gehen, Mama."

„Aber Lochen — heute!" versetzte Frau Damme voller Entrüstung.

„Warum denn nicht heute?"

„Aber man geht doch nicht aus, wenn man abends Gäste empfängt."

„Wir brauchen ja nicht lange zu gehen. Ein Stückchen Papa entgegen."

„Nein, nein! Daran ist nicht zu denken. — Wenn ich nur meiner Mutter einen solchen Vorschlag gemacht hätte!" fügte sie hinzu mit der tiefen Verwunderung einer Frau, die, in einer ganz gefestigten Welt von Anschauungen lebend, unklar fühlt, daß unter ihren Füßen allerhand im Fluß ist.

„Wenn du nicht willst —" murmelte Charlotte, während sie ihre linke Schläfe massierte. „Ich habe nämlich ein bißchen Kopfweh. Da werde ich heute abend wohl recht bezaubernd aussehen."

Voll zärtlicher Besorgnis blickte die Mutter ihre Tochter an, sann einen Augenblick nach und sagte dann:

„Außerdem regnet's doch."

„Seit wann denn?"

Im Nu war Charlotte ans Fenster geflogen.

„Ach, fällt ihm gar nicht ein. Warum soll's plötzlich regnen?"

„Ich dachte nur . . . weil meine Gummischuhe gerade zur Reparatur sind. Also dann können wir ja . . . Gern hätte ich ja Frau Papenfuß noch abgewartet."

„Die wird schon kommen."

In der Tat, während die beiden in ihren Zimmern Hut und Jackett anlegten, hielt vor dem Haus eine Gepäckdroschke, der ein liliputanisches Frauchen mit abgezehrtem Vogelkopf, in einem rauhhaarigen Radmantel entstieg. Das war Frau Papenfuß, die berühmte Kochfrau. Während aus dem Küchenfenster Luscha, die alte Köchin, mit bitterbösem Gesicht herunterlauerte, lud sie mit Hilfe des Kutschers die Nickelkasserolen, Körbe voll junger Hähnchen, Tüten und Einmachgläser aus und trug sie zu der Tür der Hintertreppe.

Frau Damme hatte gerade noch Zeit, sie zu begrüßen und sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen.

Dann gingen die beiden Damen dem Tiergarten zu. Beide von fast gleicher Größe, die Tochter ein wenig zu mager, die Mutter von angenehmer Körperfülle, hielten sie sich sehr gerade, ja, Charlotte bog das Kreuz noch etwas mehr durch und streckte die Nase noch einen Zentimeter höher in die Luft als die Mama. Was aber diesen Anschein von hochmütiger Würde gab, war bei Charlotte offenbar nur Jugendstraffheit und Elastizität. Wie sie daherging in ihrem flotten braunen Tuchkleid, dessen Jackett mit Husarenschnüren verbrämt war, auf den blonden frisierten Löckchen ein braunes Samtbarett in der kecken Form eines Kalpaks, hatte ihr Schritt etwas Federndes und beinahe Tänzelndes: eine unterdrückte Schwungkraft, als wenn sie sich zurückhalten müßte, um ihre Mutter nicht zu umkreisen und bald hier-, bald dorthin zu laufen. Aber wenigstens ließ sie den Kopf hin und her wandern, und aus ihren suchenden, großgeöffneten Augen — Sehnsuchtsaugen freilich eher als scharfspähende Beobachteraugen — sprühte der Erlebnisdrang dieser achtzehnjährigen Seele, für die die Welt noch voll Abenteuer und Wunder steckte.

Wie liebte sie diese Spaziergänge in der Nebeldämmerung! Das lautlos leichte Gleiten über den Asphalt, die stachlige Kühle auf ihrem Gesicht, die

verdichteten Schatten, die unheimlich plötzlich vor einem auftauchten und, ehe sie noch zu banalen Menschen geworden, schon vorüber waren, die in schwarze Finsternis hineinwachsenden Häuser und den brandigen Widerschein am Himmel, diese allabendliche Feuersbrunst, vor allem aber den fernen, verworrenen Ruf. Und wie aufregend waren die eiligen Blicke in irgendein unverhängtes erleuchtetes Fenster! Sie waren so prickelnd wie ehemals das Blättern in verbotenen Büchern. Was ließ sich da an Leben erraffen und ausspinnen! ... Dort hauste es ja in den Kellern und Mansarden, vielleicht traurig und grausig, aber wenigstens nicht so verwässert und entfärbt wie bei ihr daheim. Denn was man in der Welt ihres Gesellschaftskreises trieb, hatte sie im Verdacht, gar nicht Leben zu sein, sondern etwa ein verabredetes Spiel, etwas wie bei den Kindergesellschaften die Lotterien mit vorher verteilten Gewinnen. Aber dort draußen, irgendwo ... überall trieb sich das Leben in seiner wahren Gestalt umher. Sein stürmischer Eilschritt, sein Keuchen, seine Seufzer, sein Gelächter, seine wilden Aufschreie aus ungebändigten Tiefen und Füllen klangen zusammen von weither in diesen verworrenen Ruf, in diesen unruhig drängenden, geheimnisvollen Akkord, in dem ihr eignes Herz unwiderstehlich mitschwang, mitklang.

Aber wenn die Töchter träumen, dann sorgen die Mütter. Ganz unvermittelt blieb Frau Damme stehen und sagte:

„Lochen, ich glaube doch, wir kehren um. Der Nebel kann unmöglich gut für deine Locken sein."

„O Gott!" stieß Charlotte hervor, und ihre Wirte klirrten förmlich. „O Gott, das kann ich dir sagen, Mama, nie lass' ich mich wieder für zwei Abende frisieren! Es ist einfach empörend! Heut nacht fühlte ich meine Haare. Ich konnte nicht schlafen, weil ich immerfort daran denken mußte. Und jetzt fängst du auch noch davon an!"

„Aber Herzchen, warum hast du dich nur so? Wegen solch einer Kleinigkeit!" begütigte ihre Mutter sie mit einem leis elegischen Ton in der Stimme.

„Ich finde das keine Kleinigkeit. Man ist doch nicht der Sklave seiner Haare!"

„Sklave! Was du nur für Ausdrücke hast. Das klingt wie ... aus Onkel Toms Hütte."

„Aber Sklave ist gerade das richtige Wort."

„Nun, Kindchen, das nächstemal läßt du dich nicht wieder im voraus frisieren."

„Ach, die Frisur! — Ich dachte an alles Mögliche, was mir so furchtbar dumm vorkommt."

„Ja, wenn du's besser verstehst als deine Eltern, mußt du eben deinen eignen Weg gehen. Wirst ja sehen, wohin er führt."

So oder ähnlich lautete stets die in etwas pikiertem Ton vorgebrachte Antwort der Mutter, der das stürmische Aufbegehren ihrer Tochter ganz unverständlich war. Ohne Zweifel gab es in der Art, wie sie lebten, allerhand Törichtes und Zweckloses. Wer wollte das bestreiten? Aber was hatte es denn mit dem Leben überhaupt für eine Bewandtnis? Es war doch nach ihrer festen Ueberzeugung im ganzen eine ziemlich dumme, unergründliche Sache, so recht eigentlich eine nach Männerart getroffene Einrichtung. Aber daran zu nörgeln, dagegen sich aufzulehnen, erschien ihr ein ganz unziemliches Beginnen. Nur darauf kam es an, sich innerhalb der gesteckten Grenzen so würdig, so klug, so angenehm wie möglich damit abzufinden.

Uebrigens waren beide Damen durch diese Auseinandersetzung keineswegs aufeinander verstimmt. Die Mutter als die Klügere „begab sich", und nach einer Weile führten sie ein ganz ruhiges Gespräch über die Tischordnung. Im

allgemeinen war diese so hergebracht, daß man sie dem Lohndiener Haase überlassen konnte. Aber da heute der geschlossene Kreis der Behörde durch einige fremde Elemente durchbrochen war, entstanden allerhand Schwierigkeiten. So war es nicht leicht, einen gewissen Herrn Assessor neben eine gewisse Frau Regierungsrat zu plazieren, die durch zärtliche Beziehungen verbunden (was ein offenes Geheimnis war), bei allen Gesellschaften Anspruch auf Nachbarschaft hatten. Charlotte nannte das übrigens, er habe mit ihr ein „— Ehem", während ihre Mama sich vorsichtiger ausdrückte: er habe in dem Hause seinen festen Serviettenring.

Unter diesem Gespräch waren sie an eine Straße gelangt, bis zu der sie dem Herrn Regierungsrat schon öfter entgegengegangen waren. Auch heute sahen sie ihn eiligen Schrittes ankommen.

„Is ja brillant, Kinder!" rief er schon von weitem, fröhlich seinen Hut schwenkend. „Tag, Mama! Tag, Lochen! Da treffen wir uns ja mit astronomischer Pünktlichkeit! Oder mit gastronomischer, wär' auch nicht übel. Denn nach dem labbrigen Mittagessen habe ich jetzt einen mörderlichen Hunger."

„Da wollen wir nur schnell nach Haus," sagte Charlotte, mit ihren langen Beinen gleich einige Schritte voraneilend.

„Na, nur sachte! Sachte! Der Mensch muß seine Gefühle zu bändigen wissen," mahnte ihr Vater. „Sieh mal an, interessiert dich das gar nicht?"

Dabei hielt er ihr einen großen, von Seidenpapier locker umhüllten Blumenstrauß hin.

„Aber sehr! Darf ich mal dran riechen? Ach, wie das duftet, prachtvoll . . . nach frischer Sommerwiese."

„Nu, hör bloß, Mama! Nach frischer Sommerwiese! — Du denkst wohl, da wär' ein Bündel Heu drin?"

„Das müßtest du gerade für den alten Ehrenberg bestimmt haben!" erwiderte Charlotte lachend.

„Bist du verrückt, Lochen? Du willst mich wohl um Amt und Würden bringen?"

„Aber es ist ja kein Mensch in der Nähe."

„Einerlei, Namen spricht man auf der Straße nie laut aus. — Aber nun ratet mal! Eins ist für Mama, eins für dich."

„Ich rate auf Marechal Niel," sagte seine Frau gelassen.

„Richtig! Na, das ist schließlich keine Kunst."

„Ich wette auf Maiglöckchen!"

„Nee, nu gerade nicht. Na, wirst ja sehen! Aber es geht noch weiter. Ja, ja, ja, ich habe heut meinen großartigen Tag!" fuhr er fort, indem er zwei mit koketten Schnürchen umwundene Pakete aus seiner Manteltasche holte und sich an der Neugierde der beiden Damen weidete. „Nun versuch daran mal dein Riechorgan. Karbolineum, was?"

„Das — ah, das riecht nach Paris! Das ist unbedingt Roger und Gallet," sagte Charlotte.

„Es riecht nach Paris! Das Mädchen hat den Größenwahn."

Wieder sah der Regierungsrat strahlend seine Frau an. „Du warst ja noch nie in Paris."

„Unbedingt so muß es da riechen! — Aber Papa, du bist wirklich lieb. — Nicht wahr, das Prädikat können wir Papa ausstellen?"

„Ja, ja. Zwei so schöne Geschenke auf einmal."

„Beinah Verschwendung, nicht wahr? Kinder, alle Tage geben wir ja nicht Gesellschaft. Gott sei Dank! — Uebrigens bin ich eigentlich gar nicht in Stimmung dazu. Ich habe mal wieder so viel Aerger und Verdruß gehabt! Nee, wißt ihr, dieser Ehrenberg ist ja ein solcher —"

Nach diesen lauten Worten stockte er plötzlich, bis ihm seine Tochter einhalf:

„Esel! Sag's nur. Es ist ja niemand in der Nähe."

„Und wenn die Straße schwarz voll Menschen wäre," ereiferte der Herr Regierungsrat sich, „er ist ein ausgewachsenes graues Müllerroß. Nee, wirklich, man verschwendet sein bißchen Lebenskraft, was man pour le roi de Prusse noch nicht ausgegeben hat, um diesem Menschen Vernunft beizubringen. — Ich habe ihm heute wieder Vortrag gehalten in Sachen der Dingsda-Lebensversicherung. Alles mit Zahlen klipp und klar bewiesen, die Kerle haben falsche Bilanzen aufgestellt . . . Und was sagt er zum Schluß? Dann wäre ja alles in Ordnung, dann sollte ich ihm die Akten nur dalassen . . . Nee, wenn einer die einfachsten Dinge nicht mehr kapiert — was soll man da machen?"

„Was hast du denn gemacht, Papa?"

„Linksum kehrt und raus!"

„Ja," sagte Frau Regierungsrat. „Für dumm halte ich ihn eigentlich nicht."

„Wofür denn?"

„Ich denke mir, er hat wohl nicht sehen wollen."

„Um Himmels willen, Kind, wir leben doch nicht in Rußland! Wie kannst du! Einen Menschen, der heute abend unser Haus betritt, der Bestechlichkeit —"

„Aber ich denke doch nicht an Bestechlichkeit. Es gibt doch noch so mancherlei Gründe. Freundschaftliche Rücksichten —"

„Ach, das ist alles dasselbe! Nein, Dummheit ist es. Dummheit multipliziert mit Vertrauensseligkeit."

„Verdirb es nur nicht mit ihm!"

„Ach, was ist da noch viel zu verderben!" brummte er. Mit ingrimmigem Gesicht eilte er eine Strecke weiter und murmelte dann:

„Mein Pech ist Puttkamers Sturz. Seitdem geht alles schief und krumm."

Seine Frau hätte darauf wohl einiges zu erwidern gehabt, behielt es aber lieber für sich. Was freilich nicht ohne einige Mühe ging, denn in der dunkeln Zelle, worin sie es verschloß, entstand unter den Insassen älteren Datums — und es waren darunter aus allen Jahrgängen ihrer Ehe — Tumult und unwilliges Gemurmel: ‚Auch wir kamen damals nicht zu Wort, und dann hat uns die Zukunft recht gegeben, aber da war es zu spät.' — Immerhin, sie schwieg.

Nachdem so die Unterhaltung eine Weile gestockt hatte, sprang der bewegliche Geist ihres Gatten bald auf etwas Neues über.

„Hat denn nu der Dingsda — euer junger Mann zu antworten geruht?"

„Jawohl. Er hat vorhin depeschiert: Mit Dank und größtem Vergnügen angenommen."

„Also wirklich? Er hat geruht anzunehmen? Dann macht euch nur auf was gefaßt. Neben wem soll er denn sitzen?"

„Neben mir natürlich."

„Viel zu schade bist du für ihn. Aber das werde ich ihm heute abend noch beibringen, daß er sofort zu antworten hat und nicht erst im letzten Augenblick. Und dann der Stil! Er hat sich hübsch die Ehre zu geben. Aber so 'n Millionärsjungchen knausert natürlich an jedem halben Groschen."

Der junge Mann, von dem der Herr Regierungsrat sprach, war der Sohn einer Jugendfreundin der Frau Damme. Sein Vater war der reiche, aber nicht eben angesehene Kommerzienrat Brielitz, dessen chemische Präparate damals zu den gebräuchlichsten Geheimmitteln zählten. Brielitz Dolofrac war auch bei Dammes sehr beliebt, wenn der Herr Regierungsrat an Rheumatismus oder seine Frau an Zahnschmerzen litt. Der Glaube an diese Mittel, ein gewisser Neid auf die damit gewonnenen Millionen minderten freilich durchaus nicht die Verachtung, die die ganze Familie gegen den Parvenü hegte. Nur mit Rücksicht auf die alte Jugendfreundschaft hatte der Regierungsrat die Erlaubnis gegeben, den

Sohn zu dieser offiziellen Gesellschaft einzuladen.

Als die drei nach Hause kamen, wirkte im Eßzimmer schon der alte Haase mit seinem Adlatus. Auf Zeugschuhen, in kurzen Lüsterjacken, während sie ihre Fräcke über Stuhllehnen gehängt hatten, huschten die beiden Lohndiener geräuschlos über den Boden. Frau Damme gab noch einige Anweisungen wegen der Tischordnung, Charlotte besorgte für ihren Vater etwas zu essen. Dann zog sie sich auf ihr Zimmer zurück, um Toilette zu machen.

Sie zündete die Lampe auf dem Schreibtisch und die beiden Lichter vor dem Toilettenspiegel an, holte das vergißmeinnichtblaue Kleid aus dem Schrank und breitete es auf dem Bett aus, indem sie zärtlich und behutsam die unter ihrer Hand zerfließende Seide glatt strich, trat dann wieder vor den Spiegel und begann schon die obersten Knöpfe ihrer Taille zu öffnen, als sie mit einemmal erschrocken innehielt. Der seidenweiche Schimmer von Glück und Traum auf ihrem Gesicht wich einem schuldbewußten Ausdruck. „Natürlich hast du dich mal wieder von den Knallbonbons blenden lassen," sagte sie höhnisch im Hinblick auf die Gesellschaft zu ihrem eben noch lächelnden Spiegelbild.

Mit zwei kräftigen Atemzügen blies sie die Kerzen aus, entnahm ihrem Schreibtisch ein graugebundenes Buch, roch daran — als sie es bekam, hatte es nach Tabaksrauch gerochen, jetzt entströmte ihm ein leiser Veilchenduft —, legte es vor sich unter den aufgestützten Kopf, holte tief Atem, wie zu langer Lektüre und — dachte dann an den, der es ihr gebracht hatte.

An den Referendar Nortmoor. Sie nannte ihn nicht ohne Stolz und auch mit etwas Bosheit, denn ihre Mutter ärgerte sich jedesmal, ihren Freund.

Eine Freundschaft von mehreren Jahren schon, die aber erst seit dem vorigen Winter, seitdem ihre Passion für einen jungen Medizinier verflogen war, Bedeutung für ihr Leben gewonnen hatte. Ueberhaupt hatte gerade damals ihre Entwicklung einen großen Schritt vorwärts getan, wie am besten die Aufzeichnungen in ihrem Tagebuch bewiesen. Der Schwärmerei für den Mediziner hatte sie noch auf langen Seiten Ausdruck gegeben und viel zu erzählen gewußt von seiner „schlanken, aristokratischen Figur", seinen „schönen, kurzsichtigen Augen". Den späteren Freund aber erwähnte sie nur in kurzen Notizen, wie etwa: „Heute mit N. auf dem Eis ein längeres Gespräch gehabt. Er meint auch, daß man das Dasein Gottes nicht beweisen kann. Empfiehlt mir Kant." Oder: „N. hat ganz dieselben Ansichten vom Leben wie ich. Auch er ist Optimist auf dem Grunde eines tiefen Pessimismus." Oder auch mit einem leisen Stich gegen ihren Vater: „Daß man nicht unmännlich zu sein braucht, wenn man Romane liest, beweist N. Er liest viel, kauft sogar Bücher und ist doch kein Kamillenteemensch." Daneben handelten andre Bemerkungen freilich auch von seinem Schlittschuhlaufen. So wurde ihm das Lob erteilt: „N. holländert ebensogut wie ich." Ein andermal: „N. ist der einzige, mit dem man auf dem Eis sicher Walzer tanzen kann. Bei den andern ist es immer ein Angstgedrehe."

Daß sie beide in ihrem Bekanntenkreis die besten Schlittschuhläufer waren, gab die Veranlassung, daß sie vielen Dingen Interesse abgewannen, um die die andern sich nicht kümmerten, sicherte die Dauer dieser Freundschaft. In letzter Zeit wurde Nortmoor für sie auch noch der Künder und Interpret jenes Geheimnisvollen, das Charlotte das Leben nannte. So hatte er ihr unter anderm auch von der Sozialdemokratie erzählt. Ihr lief, während er von Arbeiterdiskutierklubs und Volksversammlungen berichtete, ein leises Frösteln über den Rücken, denn in ihren Kreisen sprach man damals das Wort

Sozialdemokrat nur mit frommem Schauder aus. Und mit diesen Gesprächen hing das Buch, das er ihr geliehen hatte, zusammen. Er hatte es ihr gegeben mit den Worten:

„Eigentlich ist es ein scheußliches Buch. So grau wie sein Einband. Aber wenn Sie sich ernsthaft informieren wollen, müssen Sie es lesen."

Oh, sie hatte es sehr ernsthaft, eilig und wichtig gehabt! Und nun ruhte das Buch schon zwei Wochen in ihrem Schreibtisch — ungeöffnet! Und auch jetzt lag es geschlossen vor ihr, und sie starrte darauf hin und fragte sich, warum sie es nicht aufschlüge. Warum nicht? Sie hätte keine klare Antwort gewußt. Flößte vielleicht etwas in ihrem Unbewußten ihr Furcht ein, daß dies Buch eine Brücke sein könne, auf der man wohl hinüber, aber nicht wieder zurückgelangt? War es dieser unbestimmte Widerwille, der sich mit dem Wort verband: „So grau wie sein Einband?" Aber mehr noch als dies hielt etwas andres sie zurück: Stolz und Treue. Denn bei allem Freiheitsdrang, bei allem Eigenwillen lebte in ihr eine tiefe Verehrung für die Heiligtümer ihres Vaters. Und in ihre Furcht mischte sich dieselbe Empfindung, aus der heraus sie als Kind den Weihnachtsmann verteidigt hatte. Sie ließ sich damals lieber auslachen, als daß sie zugab, daran zu zweifeln. Zwar, indem sie nachdachte, fand sie selbst kaum eine Möglichkeit, den Glauben zu retten, und dennoch hielt sie daran fest, weil ihr vorkam, als verriete sie einen Freund, wenn sie ihn fallen ließ.

So, von zwiespältigen Empfindungen bewegt, in die sich freilich immer wieder die reizvolleren Gedanken an den Besitzer des Buchs mischten, saß sie, als mit einemmal die Uhr schlug. Da sprang sie auf, halb erschrocken, halb erleichtert, daß es zum Lesen nun zu spät geworden, und begann, während auf ihrem Gesicht noch der großäugige, gedankenverlorene Ernst lag, hastig mit flinken Fingern Taille, Rock und Schuhe aufzuknöpfen.

Aber während sie dann auf Strümpfen bald zur Kommode, bald zum Kleiderschrank, bald ans Bett hüpfte, kam immer mehr die fröhliche, behende Leichtigkeit des jungen Mädchens über sie. Denn wie reich behangen ein Baum auch ist, im Mai der Jugend trägt er noch leicht, was später einmal vielleicht seine Zweige erdrückt . . .

Sie wusch und kleidete sich frisch vom Kopf bis zu Füßen, wie das vor jeder Gesellschaft fast geheiligte Sitte war. Und wie sie nun in den blauseidenen Strümpfen, auf blauen Atlasschuhen mit silbernen Spangen, in dem vergißmeinnichtblauen Kleid vor dem Spiegel stand und ihr im Schein der beiden Kerzen ihr Bild entgegenstrahlte: glücklich über die wohlerhaltene Ordnung der vielen, vielen Löckchen, glücklich über den blühenden Glanz des Teints, glücklich und nicht wenig stolz auf die vornehme Neigung ihrer weißen Schultern: da hatte sie sich trotz so vieler Enttäuschungen und aller guten Vorsätze doch wieder einmal „von den Knallbonbons verblenden" lassen und fühlte in sich das leise, unruhige Strömen des Erwartungsfiebers auf das fröhliche Gepränge heute abend, auf die vielen Menschen und in all dem Gedränge auf den einen.

Noch räumte sie die letzten Kleinigkeiten vom Toilettentisch, als ihre Mutter eintrat.

„Ich wollte mal sehen, Lochen, ob du schon fertig bist."

Sie zupfte ein wenig am Kleid ihrer Tochter, überzeugte sich, daß die „Dezenz", wie sie das die Achselhöhle umgebende Stückchen Aermel nannte, straff und richtig saß, und sagte dann ohne Uebergang:

„Gustavchen Brielitz wird wohl eine kleine Tortur sein. Wir wollen uns mal überlegen, wie du ihn am besten unterhältst."

„Er kann mich ja unterhalten,“ erwiderte Charlotte schnippisch.

„Wenn er das aber nicht tut? Er ist, glaub' ich, schrecklich schüchtern.“

„Dann kann er ja stumm bleiben.“

„Das möchte ich eben nicht, Herzchen. Sondern, daß er einen hübschen Eindruck mitnimmt. Seine Mutter ist immer so nett zu mir gewesen, und der Kommerzienrat hat sich damals auch alle Mühe gegeben.“

„Und hat die vielen, vielen Millionen . . .“

„Nun, das ist doch kein Verbrechen — in meinen Augen wenigstens nicht.“

„Aber auch keine Entschuldigung dafür, daß sein Sohn ein Idiot ist.“

„Tete, was ist das wieder für ein Ausdruck!“

„Du hast doch selbst gesagt, sein Gesicht sähe aus wie ein Kürbis mit Löchern.“

„Ich?!“ fragte Frau Damme ganz erschrocken.

„Ja, gewiß, damals, als du zurückkamst.“

Da gab es nun freilich nicht viel zu leugnen. Denn in der Familie drückte man sich mehr treffend als liebevoll aus: ohne Uebelwollen, aber mit einer gewissen Spottlust und der unbeirrbaren Voraussetzung, daß alles, was das eigne Haus betraf, in der Ordnung, vernünftig und vollkommen, was aber andre anging, um so besser sei, je mehr es mit den eignen Gepflogenheiten übereinstimmte. Wenn es anderswo etwas gab: „genau wie bei uns“, so war das das Lob aller Lobe.

„Das soll ich wirklich gesagt haben?“ fragte die Mutter zweifelhaft, obwohl sie sich sehr gut erinnerte. „Nun, damals war er ja auch noch ein Junge.“

„Ich finde, er sieht heut noch genau so aus.“

„Also, wenn du zum Beispiel das Gespräch auf ihr Haus brächtest, das ja ganz streng stilvoll gebaut ist: Gotisch, glaube ich, oder Renaissance, auf Einzelheiten brauchst du dich ja nicht einzulassen. Das wäre doch gleich eine nette Anknüpfung.“

Frau Damme lächelte ein wenig künstlich, während sie sich in leichter Verlegenheit an der Lampe zu schaffen machte. Dann sah sie fragend ihre Tochter an, die, ohne zu antworten, sie wieder anblickte. Wie schon manchmal, fühlte Charlotte unter den ihr so bekannten schönen Zügen ihrer Mutter dies ihr Unbegreifliche und Wesensfremde und spürte zugleich die Wirkung eines starken, wenn auch verhaltenen Willens, gegen den sie sich im voraus auflehnte.

„Lochen, warum bist du immer so bockbeinig, wenn man mal etwas von dir will? Sonst kannst du doch so liebenswürdig sein. Schließlich bist du doch kein Kind mehr. Mit achtzehn Jahren muß man wirklich anfangen, das Leben ein bißchen mit Vernunft zu betrachten.“

„Wenn du etwa denkst, daß ich ihn heirate, Mama!“ platzte Charlotte heraus. — „Nein, wie kannst du nur! Mit deinen Ansichten denken, daß ich so was heirate.“

Dies „So was“ war eigentlich ein Lieblingsausdruck ihrer Mutter, womit diese alle Menschen bezeichnete, die nicht zu ihrem Gesellschaftskreis gehörten. Und wenn Charlotte sich auch wie ein gefangenes Vögelchen aus dem engen Kreis heraussehnte und trotzig glaubte, erst jenseits fange das wirkliche Leben an, so war doch auch sie nicht ganz frei von dem Glauben an die gottgewollte Gerechtigkeit dieser Rangordnung: Offiziere, Juristen und — so was.

„Kindchen, wer hat nun was von Heiraten gesagt? Ich habe dich nur gebeten, etwas liebenswürdig gegen Gustavchen Brielitz zu sein.“

„Ach, ich weiß ganz genau, was du denkst. Du denkst, er ist eine gute Partie, darum soll ich liebenswürdig sein. Sonst bist du doch gar nicht so menschenfreundlich.“

„Und wenn du nun eine vorteilhafte Partie machtest, es brauchte ja gar nicht der zu sein . . . du weißt doch, daß Papa und ich dich nie zwingen würden . . . Gott, Lochen, du machst es einem wirklich schwer, dir zu sagen, was ich einfach für meine Pflicht halte. Denn schließlich muß ich dir doch sagen, wie die Sachen liegen. Du bist in einem ziemlichen Luxus aufgewachsen, und ich möchte dir gern ein sorgenfreies Leben auch für die Zukunft wünschen. Mit deiner zarten Gesundheit könntest du dich überhaupt nicht einschränken. Aber dann mußt du eben auch ein bißchen auf Vermögen sehen. Und das mit den Titeln und Würden, das sind ganz abgetane Sachen. Heutzutage kommen ganz andre Berufe in die Höhe. Wir fahren leider Gottes mit vollen Segeln der Plutokratie entgegen."

„Glückliche Reise!" versetzte Charlotte boshaft. „Aber ich mache sie nicht mit. Da will ich denn noch lieber mit 'nem Assessor auf Diäten eine Mansarde bewohnen."

„Du großer Gott, dir werden noch mal die Augen aufgehen, Lola. Und da wird's dir leid tun, daß du das Glück von dir gestoßen hast."

„Was nennst du denn überhaupt Glück?"

Frau Damme antwortete nicht gleich, sondern seufzte nur. Und dieser tiefe Seufzer verriet Charlotte eindringlicher als alle Worte das, was jedenfalls nicht das Glück war.

„Zum wirklichen Glücklichsein gehört für unsereinen auf alle Fälle ein gewisser Wohlstand. Du in deiner Ahnungslosigkeit weißt ja gar nicht, wie kompliziert das Leben ist und was alles an diesen Aeußerlichkeiten hängt."

Ganz absichtslos vielleicht hatte dabei ihr Blick Charlottens Kleid gestreift. Aber auch diese wurde sich jetzt desselben bewußt, seiner Kostbarkeit und ihrer Freude daran, ihrer fast zärtlichen Zuneigung für diese ihre Lieblingstoilette. Aber jetzt lehnte sich etwas in ihr auf, steigerte sich zu Trotz und Verachtung, und beinahe wegwerfend sagte sie:

„Bei mir werden Aeußerlichkeiten nie diese Rolle spielen. Das schwöre ich dir, Mama."

„Ach, du Kindskopf!" seufzte ihre Mutter nur und sann, wehmütig die Tochter anblickend, nach, ob sie selbst mit achtzehn Jahren denn auch noch so kindisch gewesen sei?

„Das hat man nun davon," sagte sie schließlich, indem sie sich erhob.

„Und dabei wollte ich dich nur bitten, etwas nett gegen Gustavchen Brielitz zu sein. Denn schließlich paßt es sich doch nicht, daß man seine ganze Liebenswürdigkeit nur für einen aufspart."

Nur ein kleiner Stich, vielleicht nicht einmal schlimm gemeint. Aber tief hatte er Charlotte getroffen. Während sie der hinausgehenden Mutter nachsah, war all die schimmernde Erwartungsfreude auf die Gesellschaft in ihr erloschen. Lauter langweilige, leere, verhaßte Gesichter umdrängten sie jetzt. Und schon im voraus ergriff sie dies tiefe Verzweiflungs- und Ekelgefühl, das sie hinterher in so mancher Nacht heimgebracht hatte.

Dann aber sprang sie plötzlich mit Schwungkraft auf und ergriff das Buch. Mit einer förmlichen Wut begann sie zu lesen und heftete auch dann noch den Blick auf die Seiten, obwohl die Buchstaben vor ihren Augen flimmerten, als es draußen klingelte und das Rascheln der Kleider auf dem Korridor die Ankunft der ersten Gäste verriet.

II

Endlich aber steckte das Hausmädchen den Kopf durch die Tür mit den atemlosen Worten:

„Der Herr Regierungsrat läßt sagen, das gnädige Fräulein möchte schleunigst hereinkommen."

Es waren bereits fünf Gäste anwesend. Charlotte machte der Frau

Medizinalrat Behnecke, die sie Tante nannte, obwohl sie nur ganz entfernt mit ihr verwandt war, einen Knicks, ließ sich von Onkel Behnecke die Wange beklopfen, indem sie wegen des ihm entströmenden Zigarren-, Wein- und Jodoformgeruchs den Atem anhielt, preßte flüchtig die flach hingeschobene Rechte ihrer Cousine Fränze und begrüßte ebenfalls die beiden Assessoren Krug und von Schellhorn.

Ihre Cousine Franziska Behnecke war wohl einen Kopf kleiner als Charlotte, brünett, schmal und sehr delikat. Um ihren leicht geöffneten Mund lag ein beständiges Lächeln, ein zugleich schmeichelndes und spöttisches, unterwürfiges und selbstsicheres Lächeln, das zu sagen schien: Ihr Großen seid zu beneiden, aber die Welt gehört uns Kleinen.

Da gerade von dem im Salon hängenden Bild, das sie gemalt und vor einigen Tagen ihrer Tante zum Geburtstag geschenkt hatte, die Rede gewesen war, wandte sie sich an Charlotte:

„Wie nett, daß ihr ihm einen so prachtvollen Platz gegeben habt! Wie lieb! — Gefällt es dir denn?"

„Ach ja!" erwiderte diese zerstreut.

„Mein Professor war ganz überrascht über die Fortschritte, die ich in der kurzen Zeit gemacht habe."

„Wirklich! Es ist so gut . . . es könnte von ihm selbst sein."

Einen Augenblick kniff Franziska die Augen zusammen, sagte dann aber hastig:

„Ach nein, an seine Sachen reicht's nicht heran. Aber das Motiv — das ist wirklich originell. Darum hat mich der Professor direkt beneidet."

„Aber auch die künstlerische Behandlung, mein gnädiges Fräulein," mischte sich Assessor Krug ins Gespräch. „Man kann ja auch mit der Photographie hervorragende Wirkungen erzielen. Als ich in diesem Sommer in Norwegen war, habe ich an meinem Kodak große Freude gehabt."

Er machte eine erwartungsvolle Pause, um nach seiner letzten Reise gefragt zu werden, die für ihn den Gesprächsstoff dieses Winters bedeutete, doch tat ihm niemand den Gefallen, sondern Herr Damme, der immer ein bißchen kribbelig wurde, wenn von Bildern, Büchern, Konzerten oder dergleichen länger gesprochen wurde, sagte:

„Was meinen Sie denn zu Bismarcks letzter Rede, lieber Behnecke? Werden wir nun das Sozialistengesetz behalten?"

Doch dieser kam nicht dazu, seine Ansicht zu äußern, denn gerade erschienen Gäste, denen bald andre folgten, und eine Zeitlang war es ein fortwährendes Strömen, so daß Frau Damme und Charlotte vollauf zu tun hatten, alle zu begrüßen, die älteren Damen geschickt auf Stühle zu lanzieren, die Schüchternen von der Tür loszueisen und für eine Verteilung in die hinteren Zimmer zu sorgen.

Fast alle waren untereinander bekannt, und so verschieden an Charakter und Alter sie sein mochten, das behördliche Denken, das sie mehr oder weniger alle umrahmte, gab ihnen etwas Gemeinsames. Die nervöse Spannung, die sich bildet, wo heterogene Elemente zusammenkommen, fehlte gänzlich, aber ebenso auch die festliche Erwartung irgendeiner besonderen Anregung.

Unter den zuerst gekommenen Gästen befand sich auch der junge Brielitz. An seinem Anzug gab es einige Kleinigkeiten, durch die er sich von der diskreten und etwas nüchternen Eleganz der andern Herren unterschied. Sein dem lang aufgeschossenen Körper gegenüber allzu kleiner Kopf lief hinten in einen spitzen Winkel zu, sein glattrasiertes Gesicht zeigte einen gequälten aber aufmerksamen Ausdruck, und es brannten darin wie Lichter hinter geborstenen Scheiben zwei trübe und doch grelle Augen. Ziemlich unglücklich und abseits stand er an einen Schrank gelehnt und wußte nicht, wo er seine leere Teetasse lassen sollte.

Das erste Gewoge war vorüber, man hatte sich in den drei Zimmern zu kleinen Gruppen konsolidiert, die Diener reichten Tee und Gebäck, als endlich die Exzellenz von Loringhoven erschien: ein Hüne von zwei Zentnern in einem zu kurzen, schlecht sitzenden Frack, ging er verlegenen Schrittes auf die Frau des Hauses zu, vergrub deren Hand in seine rote Tatze und mühte seinem Bulldoggengesicht, das durch den permanenten Kampf eines eisernen Geistes gegen diese ungeheure Fleischeslast einen zugleich grimmigen und gequälten Ausdruck bekommen hatte, etwas wie ein verbindliches Lächeln ab. Sofort nach seinem Erscheinen wurden am Flügel die Lichter angesteckt und der Deckel aufgeschlagen, und kaum hatte er das bemerkt, als er auch mit kurzen Elefantenschritten in das allerletzte Zimmer flüchtete.

Zu den wenigen Dingen auf der Welt, auf die man sich ganz sicher verlassen konnte, gehörte, daß das älteste Fräulein Ehrenberg sich zuerst am Klavier produzieren und daß sie den Gnomenreigen von Liszt spielen würde. Trotzdem aber mußte sich der Bitte Frau Dammes noch das Flehen einiger Assessoren hinzugesellen, bis sie sich entschloß, ihre Notenmappe vom Korridor zu holen.

Danach gab es sogleich eine kleine Spannung. Würde die alte Lohmann singen oder nicht? Denn ihr Gesang stellte an den Ernst aller Zuhörer fast unmögliche Ansprüche. Ganz vorsichtig fragte Frau Damme sie, die gnädige Frau sei von ihrer Erkältung wohl noch nicht hinreichend wieder hergestellt, als daß sie sie bitten dürfte ... Aber nein, Frau Oberregierungsrat fühlte sich gar nicht mehr heiser und schritt beherzt ans Klavier, und wie immer sang sie: „Lehn deine Wang' an meine Wang'" und „Verlassen bin i".

Danach aber gab es etwas wirklich Schönes und Entzückendes, wenigstens nach der Ansicht der Damen. Es sang nämlich Assessor von Schellhorn, den Charlottens Vater Bratenbarde getauft hatte.

Im Musikzimmer saßen ziemlich weit voneinander und durch mehrere glattgescheitelte Köpfe und hohe Frisuren am gegenseitigen Sehen verhindert, Charlotte und Referendar Nortmoor. Trotzdem begegneten sich manchmal, von ungefähr und fast wider ihren Willen, ihre Blicke, und jedesmal, wenn das geschehen war, mußte Charlotte leise ihre Lippen öffnen, um einen tieferen Atemzug zu tun, und Nortmoor fühlte das Blut in sein Gesicht steigen, während er die Stirn noch etwas tiefer runzelte. Denn er saß da in wahrhaftig nicht leichten Gedanken! Er sagte sich, daß es ein Ende haben müsse. Er durfte sich nicht noch mehr in Charlotte verlieben. Denn eine Heirat war so gut wie ausgeschlossen. Für ihn, der auf den Zuschuß seines Onkels angewiesen war, war dies in großen Ansprüchen aufgewachsene Mädchen nicht bestimmt. Man munkelte, daß die Eltern über ihre Verhältnisse lebten, und jedenfalls brauchten sie ihr Vermögen selbst. Was aber konnte er Charlotte bieten? Wieder rechnete er nach, zum Gott weiß wievielten Mal, wie lange es dauerte, bis mit zweitausendvierhundert Mark sein erstes Gehalt begann. Und die andern Möglichkeiten? Aufgeregt irrten seine Gedanken hin und her nach irgendeinem Ausweg, wie ein Hund an einem Eisengitter auf und ab rennt, obwohl er ganz genau weiß, daß sich nirgendwo ein Loch befindet .... Schafskopf! fuhr ihm plötzlich durch den Sinn, gerade als der Bratenbarde in süßestem Schmelz die Verse sang:

„Fand die Blonde im dämmrigen Gange
Herzte sie, küßte sie, fragte nicht lange ..."

Jawohl, und dabei hatte Schellhorn ihn auf dem Hinweg gefragt, ob er es für unfair hielte, wenn man sich bei einer Auskunftei über die Eltern einer eventuellen Braut erkundigte.

‚Es muß sich ein Mittel finden, und wenn ich meine Karriere an den Nagel

hängen soll', dachte er. Und dieser Gedanke hatte eine Wirkung, als wäre plötzlich eine Schleuse in ihm geöffnet: mit solcher Gewalt stürzte ein heißer Freudenstrom über ihn herein.

Eben war das Lied beendet, und die Damen eilten herbei und flehten Herrn von Schellhorn an, er möchte doch nun endlich das reizende Lied aus dem „Bettelstudent" singen. Aber Herr von Schellhorn sträubte sich und erklärte, unmöglich könne er diesen Text vor deutschen Mädchen singen. Sein Patriotismus ließe es einfach nicht zu, einer Polin den Preis der Schönheit zuzusprechen. Aber die jungen Damen quälten und schmeichelten, und — ach, wie oft schon! — tat Herr von Schellhorn auch diesmal seinem deutschen Herzen Gewalt an.

Charlotte hatte im Nebenzimmer ein paar Worte mit ihrem Vater gewechselt, als im dritten Zimmer die Exzellenz sie bemerkte. So rasch seine Schwerfälligkeit es erlaubte, erhob der Riese sich und sagte halb verlegen, halb erfreut:

„Sehen Sie doch mal, gnädiges Fräulein, ein netter Platz da unter dem Bild! Sieht mir doch unglaublich ähnlich, der Moppel! Kommen Sie, schwatzen wir 'nen kleinen Strämel. O Gott, o Gott, die Musik! Ist doch was Scheußliches, wie?"

„Na, die finde ich auch nicht gerade schön, aber —"

„Was soll nun überhaupt Schönes an der Musik sein?"

„Haben Exzellenz denn keine Freude an schönen Melodien?"

„Weiß überhaupt nicht, was das sind, Melodien ... Nee, erzählen Sie mir lieber was. Schwärmen Sie immer noch für die Charlotte Corday?"

„Gewiß! Mehr als je!" versetzte Charlotte schnippisch.

„War doch aber 'ne Mörderin. Ich hätte sie hinrichten lassen."

„Aber Exzellenz!"

„Sie können's mir glauben. Ohne Gnade!" erwiderte er, während ein leises Lachen seinen schweren Körper erschütterte.

„Sagen Sie mal, wollen Sie denn auch noch Grog für die Barrikadenkämpfer kochen?"

„Wenn's mal so weit kommt —"

„Huhu, ich sehe Sie schon als Revolutionsmegäre auf schwarzem Roß mit 'ner blutigen Fahne in der Hand."

„Ach, es gibt ja keine Revolution."

„Nee, tut's auch nicht. Die Kerle haben viel zuviel Angst. Die laufen schon vor der Feuerspritze davon."

„Das glauben Sie nur nicht, Exzellenz! Das Volk kennt seine Macht bloß noch nicht. Das ist wie die Raubtiere im Zoologischen Garten. Wenn die sich aus ihren Käfigen befreien wollten, dann hielten die Eisenstangen vor ihren Pranken gewiß nicht stand."

„Und wenn sie nun draußen wären, was dann? Totgeschossen würden sie."

„Die Raubtiere — aber das Volk?"

„Das schösse sich selbst gegenseitig tot."

Einen Augenblick schwieg Charlotte verwirrt und sagte dann:

„Nun, ich ... ich weiß ja, es muß Unterschiede geben, Reiche und Arme. Aber das weiß ich auch, wenn ich 'ne arme Frau aus dem Volke wäre und hätte zu Haus hungrige Kinder und käme an so 'nem vornehmen Restaurant vorbei — ich glaube, ich schlüge auch die Scheiben entzwei, Exzellenz."

„I, sind Sie aber für energische Maßregeln! Uebrigens — wenn ich prophezeien darf: so werden Sie wohl kaum in die Lage kommen. Hängt er da nicht schon drin," — er blinzelte verschmitzt nach dem Medaillon an Charlottens Hals — „der Sie vorm Verhungern schützen soll?"

„Da hängt meine Großmutter drin," erwiderte Charlotte, indem sie das Medaillon öffnete.

„Aber daneben ist ja noch Platz."

„Da wollte ich gern ein Bild von Bismarck hineintun. Aber meine Mutter erlaubt's nicht. Sie sagt, am Hals trägt man nur Verwandte."

„So, so, Bismarck . . .“

Der Riese lächelte und erhob dann schnuppernd die Nase. Ein feines, aus der Küche sich stehlendes Gerüchlein verriet ihm, daß die Musiktortur nun bald ein Ende habe.

In der Tat, kaum hatte Herr von Schellhorn geendet, als auch schon die Flügeltüren zum Eßzimmer von einem Lohndiener geöffnet wurden. Einige Augenblicke entstand großes Gedränge. Sobald man sich gesetzt hatte, ergriff der zu Charlottens Rechten sitzende Assessor Krug die Tischkarte und sagte:

„Entzückende Zeichnung! Gewiß vom gnädigen Fräulein entworfen?“

Dieser Gesprächsanfang war Charlotten nicht ganz fremd. Immerhin erwiderte sie mit großem Ernst, daß sie weder male noch Klavier spiele. Aber gewiß ginge sie doch ins Theater? Das allerdings. Da es sich traf, daß sie beide zuletzt dasselbe Stück gesehen hatten, begann der Assessor sogleich seine Ansichten darüber zu äußern mit der fröhlichen Zuversicht eines Menschen, der sich im Besitz der Wahrheit weiß. ‚Aha‘, dachte Charlotte, ‚er liest dieselbe Zeitung wie wir‘ . . . Sie widersprach. So blieb das Gespräch im Gang, bis man auf das Thema der Konzerte übersprang.

Nachdem der Fisch serviert war, bemerkte Charlotte, wie ein Lohndiener ihrem Vater eine Depesche zusteckte, der sie, ohne seine Unterhaltung zu unterbrechen, ungeöffnet in der Brusttasche verschwinden ließ. ‚Ganz Papa!‘ dachte Charlotte lächelnd, ‚der elegante, liebenswürdige Papa.‘

Bis zu dem jungen Hähnchen hatte Gustav Brielitz überhaupt noch nicht den Mund geöffnet, außer zum Essen. Seine Miene wurde immer gequälter, und seine Hautfarbe immer röter. ‚Der Kürbis verwandelt sich in einen Ballon,‘ dachte Charlotte. Schließlich hatte sie doch Mitleid mit ihm.

„Mama hat mir soviel von Ihrem schönen Haus in Erla erzählt. In welchem Stil ist es eigentlich gebaut?“

Erschrocken richtete der Gefragte sich auf und konnte vor Husten nicht gleich antworten.

„Altdeutsch!“ sagte er schließlich. „Es ist ganz genau nach einem Nürnberger Patrizierhaus gebaut.“

„Das denk' ich mir hübsch.“

„Wem's gefällt . . . Alle Möbel sind nach Stücken im Germanischen Museum angefertigt. Sogar die Kücheneinrichtung. Auch die Bilder sind Kopien altdeutscher Meister. Im ganzen Haus soll nichts aus dem Rahmen fallen, alles stilgerecht von oben bis unten.“

„Was? Aber Sie haben doch Photographien in Ihren Zimmern?“

„Nun, die natürlich — die fallen heraus. Und wir selbst — meine Herren Eltern und Geschwister — die natürlich auch.“

„Das kann ich mir denken,“ erwiderte Charlotte. „Schon wegen der modernen Kleidung,“ fügte sie vorsichtig hinzu.

Auf der andern Seite des Tisches, wo Franziska Behnecke neben Nortmoor und Assessor Winter saß, unterhielt man sich über den Schlittschuhsport. Assessor Winter, großer Sportsmann und Dandy, tadelte sehr die Unsitte der deutschen Damen, mit dünnen, spitzen Stiefelchen zu laufen. Nur an derben Schuhen säßen die Schlittschuhe fest. Außerdem seien sie bedeutend schicker. Man sollte sich nur mal die Amerikanerinnen ansehen.

„Aber der schickste Anzug, mein gnädiges Fräulein,“ — sagte er in plötzlichem Uebergang — „ist und bleibt doch die Uniform. Nicht wahr? So 'n bißchen zweierlei Tuch, 'n paar goldene Knöpfe — wie fallen wir armen Zivilisten dagegen ab!“

„Ich schätze die Offiziere vor allem beim Tanzen,“ erwiderte Franziska kühl. „Was meinen Sie, Herr Referendar?“

„Ich finde, ein Offizier wirkt am besten auf der Straße. Zu Pferd oder an der Tete seiner Truppe. Aber

im Salon — ich weiß nicht. Die Uniform lenkt den Blick auf die Gestalt und läßt das Gesicht zurücktreten. Für unser modernes Empfinden aber ist das Gesicht die Hauptsache am Menschen. Darum finde ich den Frack das passendste Kleidungsstück: schwarz, schlank, ein bißchen schattenhaft . . ."

„Schlank . . . ja, wenn man schlank ist, wie Sie . . . Aber die Dicken, Herr Referendar?"

„Für die muß man noch was erfinden."

„Wahrhaftig, ja! Soll ich Ihnen was sagen?" Sie neigte sich noch ein wenig näher zu Nortmoor: „Ich hasse dicke Menschen. Auch die kleinen, zierlichen kann ich nicht ausstehen. Ich habe eine hoffnungslose Liebe: groß und schlank zu sein."

„Aber, gnädiges Fräulein, mit einer so graziösen Figur . . ."

„Ach — glauben Sie, ich spräche fishing for compliments? Es ist mein voller Ernst . . . Uebrigens sind ja die Geschmäcker verschieden. Ich kann mir denken: man schwärmt immer für sein Gegenteil."

Sie sah ihn an mit einem feuchten Aufleuchten ihrer dunkeln Augen.

Sie waren einander nur flüchtig bekannt, aber — Gott weiß, die kleine Hexe kam ihm doch offenbar entgegen, dachte Nortmoor. ‚Ich sollte wirklich den Alten meinen Besuch machen . . . Augen hat sie! — Und Geld auch, die schwere Menge . . . Pfui Teufel!' dachte er und leerte sogleich sein Glas auf seine Liebe zu Charlotte.

Am Tisch der älteren Herrschaften erörterte man häusliche Angelegenheiten, Politik, vor allem aber Avancementsverhältnisse. Da war in Ostpreußen ein großes Revirement vor sich gegangen, und die Folgen wurden erwogen. Da hatte man durch einen Wink von oben her einen Außenseiter in die Behörde bekommen, der nun recht liebreich empfangen worden war. Unter anderm hatte man ihm verschwiegen, daß in den gelben Mappen die Zitoakten lagen, und der Unglückliche ließ sie nun ahnungslos bei sich anhäufen . . . Hier und da wurde auch ganz kräftig gelästert und sich mokiert, namentlich über die, die sich nach oben schusterten und Gummischuhe apportierten. Dann wieder bewegte sich die Unterhaltung in hohen und höchsten Regionen, und in gedämpftem Ton ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit sprach man wiederholt von Majestät.

Würdig, heiter, mit gleichmäßigem und stets etwas hochmütigem Lächeln führte Frau Damme eine Unterhaltung, bei der die Exzellenz zu ihrer Linken sich ungestört dem Vergnügen des Essens hingeben konnte. Niemand hätte geahnt, daß sie unter dieser sorglosen Miene peinlich nachrechnete, ob sie auch alle, die „dran waren", in der richtigen Reihenfolge zum Musizieren aufgefordert hatte, daß sie die Lohndiener beim Servieren verfolgte und daß sich ihr Herz zusammenkrampfte, wenn irgendwo die Gesprächswogen ein wenig abebbten. „Wenn ein Engel durchs Zimmer schwebt, ist es mir jedesmal zumute, als sollte mich der Schlag rühren," pflegte sie zu sagen. Aber das kam in diesem Hause kaum je vor. Die Gesellschaften bei Dammes zeichneten sich stets durch brillante Stimmung aus. „Aber wir sorgen auch für die nötigen Unterlagen," schmunzelte der Herr Regierungsrat.

Als der Sekt geschenkt wurde und sich das junge Volk bei den Knallbonbons amüsierte, und auch die älteren Herrschaften hier und da es nicht verschmähten, sich eine blaue oder rote Mütze aufzustülpen, herrschte wirklich so viel ausgelassene Fröhlichkeit, wie sie bei einer behördlichen Pflichtgesellschaft nur irgendwie möglich ist.

Nach dem Essen traf es sich, daß Charlotte und Nortmoor sich zusammenfanden.

„Es war so wunderhübsch heute abend!" sagte er warm.

Aber Charlotte, gelangweilt von ihren beiden Nachbarn, dazu mehr als sie wußte eifersüchtig auf ihre Cousine, deren kleines Spiel sie wohl bemerkt hatte, erwiderte:

„Ist das Ihr Ernst? Oder sagen Sie es nur so?"

„Durchaus nicht. Ich fand es wirklich hübsch. Und Sie?"

„Wie immer und überall . . . Ich kenne all diese Menschen und habe mir den Irrtum, was Neues von ihnen zu erwarten, abgewöhnt."

Er lächelte ein ganz klein wenig.

„Sind Sie wirklich schon so blasiert?"

„Wenn Sie das blasiert nennen, wenn man etwas andres als Banalitäten und Höflichkeitsphrasen hören möchte."

„Ich fand den Abend wirklich hübsch . . . wenn auch vielleicht nur in der Hoffnung auf ein Gespräch mit Ihnen."

Nichts als der Hauch einer flüchtigen Röte verriet, daß ihre Stimmung plötzlich umschlug.

„Und doch machten Sie bei der Musik so ein furchtbar böses Gesicht."

„Machte ich?"

„Was haben Sie da wohl gedacht?"

„Ach, ich ärgerte mich ein bißchen über dies ewige Gesinge von Nachtigallen und Mondschein und Gekose und Blumenduft. Ich dachte, sänge doch mal einer von Dingen, die unsereinen wirklich beschäftigen: von Examen, Avancement, Gehalt . . . na, ich war in recht unpoetischer Stimmung."

„Denken Sie denn wirklich oft an Gehalt?"

„Längst nicht oft genug, denn das ist eine große Hauptsache, wie die Berliner sagen . . . Warum lächeln Sie?"

„Mir fiel ein, daß Mama mir vorhin auch einen langen Vortrag über dies Thema gehalten hat. Und nun müssen gerade Sie davon anfangen."

„Verzeihen Sie! Sprechen wir von was anderm!"

„Nein, nein, warum? Aber nicht wahr, Sie sind nicht der Ansicht, daß von Geld gar soviel abhängt?"

„Viel und wenig. Geld ist Dreck, Pardon! Aber Dreck ist kein Geld. Für einen vernünftigen Menschen ist Geld das Mittel zur Freiheit."

„Man muß auch frei sein können ohne das!"

„Man müßte . . . gewiß ja . . . kann's vielleicht auch, wenn man allein steht . . . aber . . . nun kurz und gut, meiner langen Gedanken kurzer Schluß war, daß, wenn ich meinen Assessor gemacht habe, ich meiner Mutter einen kleinen Speech halten werde: ‚Liebe Mama, Papa ist zwar Beamter gewesen und Großpapa und Urgroßpapa — aber ich, der Enkel, möchte mal die Reihe unterbrechen und mir ein etwas lukrativeres Fortkommen suchen.' Und ich denke, für einen Mann, der nicht gerade dumm ist und eine ganz gehörige Portion Energie im Leibe hat, muß sich das doch ermöglichen lassen."

„Komisch!" sagte Charlotte ahnungslos. „Wie sind Sie nur auf den Gedanken gekommen?"

Bis dahin hatte er im leichten Ton der gesellschaftlichen Unterhaltung gesprochen. Nun schoß ihm plötzlich das Blut ins Gesicht. Er stockte — wie man vor einem entscheidenden Sprung eine Sekunde innehält. Noch fester hielt er seine Augen auf ihre gerichtet, aber sein eben noch unbefangener Blick wurde im Augenblick so flehend und zwingend zugleich, daß Charlotte dem menschengefüllten Raum sich enthoben und mit ihm zusammen fortgerissen fühlte in einem sausenden, schwindelerregenden, wundervollen Flug.

„Weil — ich jemand kenne, den ich sehr verehre, und will, daß, wenn die Eltern mich vielleicht fragen: ‚Können Sie denn unsre Tochter auch ernähren?' . . . Dann will ich sagen können: ‚Jawohl, ich kann.'"

In diesem Augenblick trat Franziska mit Herrn von Schellhorn an die beiden heran und setzte ihrer Cousine



Hofgesellschaft

Nach einem Gemälde von Carl Seiler

eine phrygische Papiermütze auf die Locken:

„Die Göttin der Freiheit! Steht sie ihr nicht entzückend?"

„Charmant!" sagte Herr von Schellhorn. „Gnädiges Fräulein haben wirklich Künstlergeschmack."

„Nur nicht für mich selbst. Herr Referendar Nortmoor wenigstens findet meinen Helm abscheulich."

„Ich sagte nur, daß er dem gnädigen Fräulein nicht steht."

„Ah, c'est le ton qui fait la musique . . . Aber ich muß dich was fragen, Lola."

Während die Herren zurücktraten, schmiegte sie ihren Arm unter den Charlottens.

„Du sahst so schön aus, eben . . . so hinreißend schön . . . zum Verlieben . . . Aber wer ist der lange Mensch dort? Ist es wahr, daß er der Sohn von dem Stern-Brielitz ist?"

„Ja, von dem Dolofrac-Mann."

„Sein Vater muß ja bombenreich sein. Uebrigens sieht er trotz seiner Häßlichkeit ganz interessant aus. Warum steht er nur so unglücklich da in der Ecke?"

„Er kennt hier niemand."

„Stell ihn mir doch vor. Ich möchte wissen, was für 'n Wesen er ist."

Wenige Augenblicke später befanden die beiden sich schon in angeregter Unterhaltung, oder vielmehr die kleine Franziska umplätscherte diesen langen Menschen mit einem laulichen Strom liebenswürdiger, angenehmer Worte, während er hingerissen lauschte, und seine grellen Augen in dem schmutzigroten Gesicht bald auf ihren dunkelsprühenden Augen, bald auf ihren feinen rosigen Schultern ruhten, die das immer wieder verrutschende Achselband von Zeit zu Zeit mit einem nervösen Ruck an die rechte Stelle schoben.

Als gegen eins die letzten Gäste das Haus verlassen hatten, zogen die Damen sich einen Augenblick zurück, um es sich bequemer zu machen. Herr Regierungsrat aber bestellte bei der alten Luscha Baldriantee.

„Na, Lochen," sagte er strahlend, sich die Hände reibend, zu seiner Tochter, die mit aufgelöstem Haar in einer kurzen Matinee wieder eintrat, während Frau Damme sich damit begnügt hatte, einige Knöpfe ihrer Taille zu öffnen, „war's nicht wieder brillant heut abend? . . . Soll mir mal einer ein Haus zeigen, wo die Gäste sich so famos amüsieren . . . Nu sage mal bloß, was hat denn der alte Loringhoven mit dir für 'n Garn gewickelt?"

„Ja, wenn du das wüßtest, Papa!"

„Er hat sich ganz entzückt über dich geäußert!" sagte Frau Damme, die ihre steife Würde abgelegt hatte und kräftig in ein Schinkenbrötchen biß.

„Kinder, und eine Klinge hat er geschlagen! Der alte Ehrenberg hat ja auch geschlungen wie 'ne Prozessionsraupe. Bloß, daß bei dem nichts anschlägt."

„Hast du gesehen, Lochen, daß sie ihre Spitzen von dem gelben Atlaskleid wieder anhatte? Wie fandest du überhaupt ihre Toilette?"

„Aeh, deren Toiletten sind ja immer verrückt," brummte Herr Regierungsrat, der in seinen heißen Tee bließ.

„War sie nicht meergrün?"

„Aber Lochen — fraisefarben!"

„So . . ." murmelte diese, ohne sich in ihrem lächelnden Traum stören zu lassen.

„Recht hast du! Laß die andern anhaben, was sie wollen. Du warst doch die Schönste!"

„Ach, Papa, du schmeichelst immer. Ich fand Franziska viel hübscher."

„Aber ihr Benehmen!" sagte Frau Damme. „Ich würde meiner Tochter das gehörig verbieten. Das grenzt hart an Koketterie."

„Eitle Kröte! Soll sich 'ne Pfauenfeder hinten ins Kleid stecken und damit herumschwänzeln."

„Aber Papa!" schrie Charlotte entsetzt und lachend.

„Ach was! Und das Getue mit dem albernen Bild! Zu drei Vierteln hat's doch ihr Professor gemalt."

Durch die offenen Türen fielen Charlottens Blicke gerade auf das Bild. Dort im Salon schlich auf Zeugschuhen der alte Haase umher und schwenkte ein silbernes Tablett. Und jedesmal, wenn er es niederschwenkte, erloschen einige der auf den Schränken stehenden Kerzen.

„Reich mir doch mal den andern Teller, Lochen," sagte Frau Damme. „Ich bin mal wieder nicht zu meinem Recht gekommen."

Noch einmal durchlebte Charlotte diesen einen Augenblick, vor dem, nach dem alles in Nebel verschwamm: zwingend und flehend senkten seine Augen sich in ihre und in sausendem Flug wurden sie fortgetragen beide ... Da, ein Schwenken — der Salon lag plötzlich im Dunkel, und aus dem Dunkel trat merkwürdigerweise ihr das ganze Gedränge der Gäste entgegen, mit all den gleichgültigen Gesichtern.

Frau Damme gähnte.

„Eigentlich sind Gesellschaften etwas Unglaubliches!"

„Findest du das jetzt erst?" fragte Charlotte spöttisch.

Nun schlich der alte Haase im Eßzimmer umher und um die Tische. Große Schatten wankten die Wände hinauf, hinab beim Schwenken seines Tabletts. Ein Licht nach dem andern erlosch und mit ihnen all die Herrlichkeiten, die sie bestrahlt hatten.

„Nanu!" entfuhr es dem ganz erschrockenen Regierungsrat, als sie plötzlich im Dämmerlicht der einzigen Gasflamme saßen. „Also denn los!"

Er erhob sich.

„Nacht Lochen! Schlaf dich nur aus. Wollte, ich könnt's auch."

III

In ihrem Schlafzimmer legten die beiden sich keinen Zwang mehr auf, sondern gähnten herzhaft in allen Tonarten, Herr Damme mehr wie ein Löwe, seine Frau mehr nach Katzenart miauend.

Plötzlich, während er sich gerade den Lackschuh auszwängte, mußte er niesen.

„Ach, Anna, sei so gut! Es muß noch im Frack stecken."

Als seine Frau das Taschentuch aus der Brusttasche hervorholte, ergriff sie zugleich das Telegramm.

„Herrjeh, zeig doch mal her! Das bekam ich schon beim Essen."

Sie blickte über seine Schulter mit hinein, als er es las, und beider übernächtige Gesichter wurden ganz fahl; gelblich erschien die regungslose Wachsmaske der Frau, von einem erdigen Grau voll feiner Striche und tieferer Schattenlöcher das seine, in dem zuerst leise, dann immer hörbarer und schneller die Zähne zu schnattern begannen.

„Ich muß hin — rasch — der arme Walter!" murmelte er, während er auf dem einen Schuh an den Kleiderschrank humpelte und verschiedene Anzüge wahllos auf das Bett warf, dann sie im Stich ließ und seinen ausgezogenen Lackschuh hervorsuchte.

„Hilf mir doch ein bißchen . . hilf mir doch . . . es ist doch allerhöchste Eile . . . ."

Seine Frau, die bis dahin regungslos hinter dem Stuhl gestanden hatte, erhob nun ihr Gesicht und sagte langsam:

„Wenn Walter sich erschossen hat, so heißt das: seine Bank ist verkracht!"

„Was — hä —? Bank verkracht? — Ist es nicht genug, daß ich meinen Bruder verloren habe?"

„Ich sage dir, daß seine Bank verkracht ist. — Wo ist die Zeitung?"

„Unsinn! Unsinn! — Die Abendzeitung habe ich ja schon gelesen."

Aber ohne ein Wort zu erwidern, verließ Frau Damme das Zimmer und kam erst nach einer geraumen Weile, während ihr Mann sich vergeblich mit seinem Stehkragen abquälte, zurück.

„Da!"

„Wahrhaftig!" murmelte er, und der Arm, der das Blatt hielt, klappte herunter.

„Noch schneller als ich prophezeit habe! — Und wie habe ich gefleht:

Laß die Hände davon! — Aber es ist ja, als hättest du unser Unglück gewollt."

Auf diese Worte, die mit großer Bitterkeit herausgestoßen waren, hob ihr Mann den auf die Brust gesunkenen Kopf ein wenig und flüsterte:

„Anna, sei mir nicht böse — es war ja dein Geld."

„Ach, meins oder deins, was kommt auf uns an? Aber sie — sie!"

„Lochen!"

Tränen rannen dem Regierungsrat über die runzligen Backen in die beiden ausgeschweiften Bartenden hinein.

„Man muß den Kopf oben behalten. — Du tust mir ja auch leid, du Armer!" sagte seine Frau herzlich. Dann reichte sie ihm Weste und Jackett eines Winteranzugs. „Im Frack kannst du nicht gehen. Zieh dich nur warm an. Auch die dicken Stiefel. — Es ist gar nicht eilig. Am Leben triffst du ihn doch nicht mehr. Ein so guter Schütze wie Walter wird schon gewußt haben, wohin er zielen muß."

Sie half ihrem gänzlich fassungslosen Mann beim Ankleiden, gab ihm gute Ratschläge, wo er die nächste Droschke fände, daß er den Wagen gleich warten lassen und sich nicht unnötig lange in dem Sterbehause aufhalten solle. Sie machte ihm sogar das Anerbieten, ihn zu begleiten. Einen Augenblick schien er darüber froh, raffte sich dann aber doch zusammen und lehnte es ab.

Frau Damme wollte in ihr Schlafzimmer zurückkehren, gewahrte aber bei Charlotte noch Licht. Als sie eintrat, saß diese im offenen Frisiermantel vor dem Spiegel. Die beiden Haarwellen fielen wie zum Kämmen über ihre Brust, aber der Kamm ruhte untätig in ihrem Schoß, während die Rechte das Buch mit dem grauen Einband fest umpreßte. Sie hatte nicht darin gelesen, nur daran gerochen, ob nicht doch noch ein wenig von dem ehemaligen Zigarrenrauch zu spüren sei, und es dann unwillkürlich an sich gedrückt. So blickte sie ihr wie im Traum lächelndes Spiegelbild an.

Als sie jetzt hinter sich ihre Mutter gewahrte, drehte sie sich um, ohne doch ihren Gesichtsausdruck zu verändern.

„Papa hatte noch eine Depesche bekommen," sagte Frau Damme zur Erklärung seines Fortgehens.

Aber Charlotte hatte das ganz überhört.

„Ach ja, die Depesche beim Essen. Was stand denn drin?"

„Nichts Besonderes," erwiderte Frau Damme gewohnheitsmäßig.

„Aber wie siehst du denn aus, Mama?!"

Erschrocken hatte Charlotte sich erhoben, da zog ihre Mutter sie an sich und sagte hastig:

„Erschrick nicht, sei tapfer! Onkel Walter hat sich das Leben genommen."

Charlotte stieß einen leisen Schrei aus, während ihre Mutter sie noch enger umschlang.

„Er hat sich erschossen. Seine Bank, die Elbinger Bank, ist verkracht. — Da hat er sein Vermögen verloren und — wir auch."

„Deshalb erschießt man sich doch nicht!" murmelte Charlotte nach einer kleinen Weile.

„Du siehst ja —"

Endlich setzten die beiden sich, Frau Damme auf das kleine englische Sofa, Charlotte an ihren Schreibtisch. Als sie Näheres über das Ende ihres Onkels zu wissen verlangte, wies ihre Mutter sie schonend auf die bedeutenden Einschränkungen hin, die ihr Leben nun erfahren müsse. Denn es handelte sich möglicherweise nicht nur um den Vermögensverlust, sondern auch noch um bedeutende Bürgschaften. Aber nach ihrer langen Schilderung, die sich mehr und mehr verdüsterte, gab Charlotte nur zaghaft zur Antwort:

„Für Papa und dich ist es ja schrecklich. Aber für mich — wirklich für mich ist es nicht so schlimm. Denn ich habe dir doch schon gesagt, daß ich mir

aus diesen Aeußerlichkeiten nichts mache."

Diese vollkommene Arglosigkeit ihres Kindes traf Frau Damme bitterer, als es noch so laute Klagen gekonnt hätten. Ein kurzer Seufzer entfuhr ihr, und hinter der gewölbten Hand, die die Augen bedeckte, stürzten unaufhaltsame Tränen hervor. Noch nie hatte Charlotte ihre Mutter weinen sehen, und nun machte das leise Schluchzen dieser sonst so beherrschten Frau einen unbeschreiblichen Eindruck auf sie. Sie hatte sich neben sie gesetzt, strich ihr sanft übers Haar und fühlte sich mit unaussprechlicher Liebe ihr nah, mit einer neuen Kindesliebe, wie sie bis dahin nie empfunden hatte. Sie erwog, ob dieser Verlust denn wirklich ein solches Unglück bedeutete? An alles dachte sie, auch an Nortmoor, und sagte sich, daß, wenn er sie etwa wegen ihrer Armut aufgebe, er ihrer nicht wert wäre. Aber nicht einen Augenblick zweifelte sie an seiner Treue.

Sie ahnte, was in ihrer Mutter vorging, aber ihren Schmerz vermochte sie nicht zu teilen, sondern fühlte sich im Gegenteil von einem neuen Selbstvertrauen, von größerer Sicherheit durchströmt, während sie die Weinende, die allen Trost ablehnte, sanft an sich schmiegte.

Noch in der Nacht machte Charlotte weitgehende ernste Pläne, die sich mit dem veränderten Leben befaßten. Als sie aber an einem der nächsten Tage mit ihrer Mutter darüber sprach, erwiderte diese, sie hätten den Verlust wohl überschätzt, einstweilen bliebe alles beim Alten.

Eine große Veränderung gab es allerdings: Herr Regierungsrat erkrankte und reichte sein Abschiedsgesuch ein. Anfangs hatte freilich Medizinalrat Behnecke den kleinen Anfall von Leberleiden — es war ohnehin nicht der erste — für unbedenklich erklärt, im Laufe einer nochmaligen Untersuchung aber entdeckte er doch etliche neue Symptome, und das Resultat war, daß er dem Wunsch des Regierungsrats, sich pensionieren zu lassen, nicht mehr widersprach.

Das Abschiedsgesuch wurde, als von ärztlicher Seite befürwortet, ohne Anstand bewilligt, und beinahe von diesem Tage an begann Herr Damme zu genesen. Von seinen pessimistischen Berechnungen, wonach seit Generationen schon alle männlichen Mitglieder der Dammeschen Familie zwischen vierzig und fünfzig einem heimtückischen Leiden erlegen waren (selbst sein Bruder Walter mußte als Exempel dienen), verlautete nun nichts mehr. Das mit pedantischer Genauigkeit geführte Krankenjournal wurde zugeklappt, und die Krankendiät dem frisch erwachten Appetit entsprechend umgewandelt. Kurz und gut, der Herr Regierungsrat a. D. war in wenigen Tagen wie neugeboren. Und nun — so verkündete er der aufhorchenden Charlotte — würde es sich zeigen, was er seit Jahren schon bis zur Erschlaffung wiederholt hatte, daß er einzig und allein für eine leitende Stellung geschaffen sei. Und der Bankkrach sei bei Licht besehen eigentlich ein Glück. Denn sein Gehalt als Direktor einer Versicherungs- oder Aktiengesellschaft würde die paar verlorenen Kröten zwiefach, dreifach wettmachen.

Charlotte, die Enthusiastische, strahlte, und auch die sonst so pessimistische Mama lächelte diesmal hoffnungsfroh. Es konnte ihrem Mann ja nicht fehlen, da man bereits früher schon mit allerhand verlockenden Anerbietungen an ihn herangetreten war.

Aber wie es zu gehen pflegt, gerade jetzt schienen die Zeiten nicht günstig. Jeden Morgen verließ Herr Regierungsrat munter mit blitzblanken Schuhen das Haus, kehrte jeden Abend müde mit bestaubten heim. Aber nach etlichen Wochen waren nicht nur die Schuhe bestaubt, sondern auch die Beinkleider ein wenig abgescheuert; und wenn er anfangs viel von seinen guten Aussichten zu erzählen hatte,

und daß es in den allernächsten Tagen „gemacht" würde, so wurde er mit der Zeit immer einsilbiger und sagte, man müsse Geduld haben, so was könne doch nicht über Nacht kommen.

Eines Mittags aber kam er strahlend nach Haus und sagte zu seiner Tochter:

„Kannst deinem alten Vater 'nen Kuß geben, Lochen!"

„Auf den nassen Schnurrbart?"

„Mitten drauf! Heute hab' ich's verdient."

„Bist du Direktor geworden?"

„Viel was Besseres! Wenn du wüßtest, wo ich war? Das rätst du nicht. Sollen wir wetten um 'nen Taler?"

„Um einen Taler? O Papa, was du für Ideen hast! Erst mußt du mir wieder mal Taschengeld geben."

„Soll geschehen! Soll geschehen! Sag mir nur, was ich dir schuldig bin."

„Nein, erst mußt du mir sagen, wo du gewesen bist und was du mitbringst!"

„Ist es wirklich was Gutes?" fragte Frau Damme, die eben aus dem Schlafzimmer kam.

„Eine großartige Sache! Aber zuallererst, Kinderchen, müßt ihr mir was Heißes bringen. Meine Gebrüder Beinekens sind schon gänzlich zu Eisklumpen geworden."

„Du armer Papa, es ist aber auch ein Wetter draußen!"

„I, heißa in Regen und Wind! Wenn für die liebe Familie nur was rausspringt."

Nach wenigen Augenblicken erschien Charlotte wieder mit einer Tasse der gerade fertigen Mittagsbouillon und sah, wie ihr Vater zwei mit Seidenpapier umhüllte Paketchen hervorzog.

„Ah!" sagte sie strahlend, „ganz wie früher! Aber nun erzähl auch, lieber, guter Papa."

„Tja, Kinder," versetzte der alte Herr, steckte die Hände in die Jackettaschen, legte den Kopf auf die Seite und spitzte den Mund wie zum Pfeifen. „Wie ihr mich hier seht, bin ich im Begriff — gelinde gesagt — ein hübsches Vermögen zu machen, um nicht zu sagen, Millionär zu werden."

„Nicht möglich!"

„Nicht möglich? Nee, sehr wahrscheinlich, sogar so gut wie sicher, du naseweise Kröte."

„Ja, wie denn? Wie denn?"

„Glück muß der Mensch haben, und die Gelegenheit beim Schopf fassen. Das ist das Geheimnis aller Erfolge. Also ich bin heute morgen auf dem Weg zu Krollmann und Hauer. Na, unter uns gesagt, die Hoffnung auf die Versicherungsgesellschaft habe ich schon ziemlich aufgegeben. Mit den Eseln kommt man ja nicht weiter. Da begegne ich unterwegs dem Kommerzienrat Friedländer. ‚Wie geht's, Herr Regierungsrat?' fragt er. ‚I, glänzend,' sage ich. ‚Die Schinderei pour le roi de Prusse bin ich glücklich los und arbeite nun für die eigne Tasche. ‚So?' sagt er und will sich verabschieden; aber ich lasse ihn nicht locker und versuche ihn gleich mal für die Brandschadensache zu interessieren. Na, davon wollte er nicht viel wissen. Aber ich hatte mich nun wenigstens bis in sein Kontor hineingeredet. Und da sage ich ihm kurzerhand: ‚Ist mit Ihnen denn kein Geschäft zu machen, Herr Kommerzienrat?' Er besinnt sich 'ne Weile und schließlich sagt er: ‚Im Vertrauen, unter uns, ich hätte da wohl was. Bloß müßte einer die Sache richtig anfangen. Und Sie scheinen mir wohl die geeignete Persönlichkeit.' ‚Ganz bestimmt bin ich die!' sage ich. ‚Schießen Sie nur los!' Und das Resultat war — aber, Kinder, daß ihr mit niemand über die Sache sprecht . . ."

„Aber, Papa, mit wem sollten wir wohl darüber sprechen?"

„Gott, man weiß doch nicht —"

„Also Ehrenwort, Papa."

„Na, schön, schön! Hört nur weiter."

Und mit dem ganz frischen Enthusiasmus, der ihn durchfieberte, erzählte

Herr Damme nun, daß der Kommerzienrat ihm draußen in Lichtenberg, aber ganz nahe bei Berlin, Terrains „angestellt“, das heißt, ihm das alleinige Verkaufsrecht dafür übertragen habe, Terrains, die der Kommerzienrat, da er gerade Geld für ein andres Unternehmen brauchte, für dreimalhunderttausend Mark losschlagen wollte, die aber mindestens fünfmalhunderttausend, und wenn sie parzelliert wurden, noch viel mehr wert waren. Herr Damme war sogleich hinausgefahren mit einem Auszug aus der Katasterrolle und hatte sich über alles Notwendige informiert. Die Lage war einfach brillant! Wie geschaffen zur Anlage einer Fabrik feuergefährlicher Gegenstände, für die ein Bekannter von ihm Terrains suchte.

Er rieb sich die Hände, schmunzelte, strahlte. Da war der Verkäufer, dort der Käufer — und er der tertius gaudens! Die Zweimalhundert waren so gut wie sicher.

„Was werden wir mit all dem vielen Geld bloß anfangen?“ bemerkte Frau Damme ein wenig spöttisch.

„Das weiß ich gleich,“ erwiderte Charlotte. „Mir müßte Papa mal erst ein neues Jackett kaufen.“

„Brauchst du denn eins?“

„Aber sehr!“

„Ja, das ist wahr, ein Jackett hat Lochen dringend nötig. Ihr altes ist wirklich unmöglich.“

„Kinder, warum habt ihr das denn nicht längst gesagt? Da fahrt ihr heute nachmittag gleich zu Gerson und besorgt eins, verstanden?“

„Wollen wir nicht lieber warten, bis das Geld eingekommen ist?“

„Das wird schon einkommen. Aber es geht wirklich nicht, daß meine Tochter in einem unmöglichen Jackett herumläuft. Das ist eine ganz übel angebrachte Sparsamkeit. Und nun, Kinder, zu Tisch!“

Gut, daß dies Glück eintraf; die letzten Wochen waren sehr unerfreulich gewesen. Charlottens Aufopferungsstimmung, dies fast ekstatische Glühen in Schmerz und Glück, war längst in frostige Enttäuschung erloschen. Denn ihre Mutter, die ihr in der einen Nacht so nahegekommen war, sich jetzt aber verschlossener als je zeigte, verlangte von ihr weder Opfer noch irgendeine Betätigung, sondern nur Geduld, nichts als stumme Geduld.

Vom Tage der Gesellschaft angefangen, hatte man jeden Verkehr aufgegeben und alle Besucher abgewiesen, Frau Dammes Losung entsprechend: Wenn man niemand sieht, kann einen niemand bedauern.

So verbrachte Charlotte die Tage allein über ihren Büchern, machte in der Dämmerung mit ihrer Mutter die gewohnten Spaziergänge und horchte sehnsüchtig auf das Leben. Und gerade damals rumorte allerhand Neues in Berlin, wovon die Zeitung ihr wenigstens schwache Kunde brachte. Laut erhob sich der Maler Ruf nach Licht und Luft, und sie veranstalteten (so schrieb die Zeitung) skandalerregende Ausstellungen; stürmisch verlangten die Dichter nach Wahrheit und neuer Schönheit und gründeten die Freie Bühne, auf der (so schrieb die Zeitung) ganz haarsträubende Dinge gegeben wurden; und auch der vierte Stand, die Arbeiter, erhoben laut ihre Stimmen und wollten (so schrieb wenigstens die Zeitung) alles umstürzen, Thron, Altar, Ehe, Eigentum — sämtliche Errungenschaften der Kultur. Aber gerade was das anbetraf, so wurde Charlotte (auch wieder durch die Zeitung) auf ein Buch neugierig gemacht, das sie sich schließlich eigenmächtig für ein paar Groschen erstand: des Amerikaners Bellamy „Rückblick aus dem Jahre Zweitausend“.

Dieses Buch erregte sie bis in alle Tiefen, um so nachhaltiger, als sie mit niemand darüber sprechen konnte. Und so unerträglich erschien ihr damals ihre Lage, daß sie bei der Schilderung des Loses der Bedrückten sich selbst getroffen und getröstet fühlte.

Aus dem Terrainverkauf wurde nichts. Dafür aber hatte Herr Regierungsrat eine sehr gute Stellung bei einer neuen Gesellschaft zur Hebung der Moorkultur in Aussicht. Er trug jetzt in der Tasche immer einige Stücke steinkohlenharten Preßtorfs, nicht zum Vorteil seines Anzugs. Und seine Beinkleider waren geradezu etwas schäbig geworden. Auch ließ er jetzt, durch den tagtäglichen Verkehr mit allerhand Unternehmern, Agenten und Vermittlern, in seine Unterhaltung manchmal Schnäcke und Redensarten einfließen, die Charlotte belustigten, Frau Damme aber recht chokierten.

Weihnachtsstimmung ist eine köstliche Stimmung: überall tauchen Geheimnisse auf, festverschnürte Pakete und so weiter. Das Gegenteil davon durchlebte Charlotte jetzt, indem sie fortwährend Dinge auf eine geheimnisvolle Weise verschwinden sah. Sie wurden repariert, hieß es. Das ärgerte Charlotte ein bißchen, daß man dazu Geld hatte und ihr konstant das Taschengeld vorenthielt. Auch wunderte sie sich, warum man ihr so streng verboten hatte, die Flurtür zu öffnen. Lieber ließ man es zwei-, dreimal schellen, denn die alte Luscha, die, seitdem man das Hausmädchen wegen Ungebühr entlassen hatte, allein das Regiment führte, die nahm sich Zeit.

Ueberhaupt Luscha — ach, das war ein Thema, bei dem Charlotte das Blut in den Fingerspitzen kribbelte. Es ist ja ganz schön und gut, wenn alte Dienstmädchen sich als zur Familie gehörig betrachten und sich auch einige Freiheiten gestatten. Aber was die sich herausnahm! Erstens kochte sie ganz miserabel: Kartoffelpampe und Steckrüben und Gott weiß noch welche von ihren Lieblingsgerichten. Und wenn man ihr Vorwürfe machte, grinste sie nur auf die allerdümmste Art. Uebrigens war die sonst so strenge Frau Damme ihr gegenüber von unglaublicher Nachsicht.

Zweitens aber vernachlässigte sie ihre Hausarbeiten. So heizte sie zum Beispiel niemals mehr recht ein. Das wurde Charlotte schließlich zu bunt. Eines Abends ging sie in die Küche und verlangte sehr energisch für morgen mindestens fünfzehn Briketts in ihren Ofen. Sie hätte keine Lust, sich Frostbeulen zu holen.

„Cha, knädiges Fräulein, sollen Sie haben!" erwiderte Luscha mit ihrem treuherzigsten Augenaufschlag.

Und am nächsten Morgen zeigte sie dem „knädigen Fräulein" selbst die schwarze Kohlenwand im Ofen.

Aber es wurde trotzdem nicht warm.

Als nun Charlotte schließlich den Ofen öffnete, um zu „steamen", wie sie es nannte, da purzelte beim ersten Stoß des Stecheisens der ganze noch schwarze Berg zusammen. Was war er gewesen? Nichts als eine dünne Atrappe zerstückelter Briketts.

Charlotte stand der Atem still. Ueber einen solchen Grad von Bosheit war sie noch mehr erschrocken als empört.

Niemand befand sich zu Haus. Luscha war „Einholen" gegangen, die Eltern auf einem ihrer rätselhaften Gänge. Von ihrem Zorn allein konnte Charlotte auf die Dauer nicht warm werden. So blieb ihr nichts weiter übrig, als selbst in den Keller zu gehen und Kohlen zu holen.

Aber was machte sie da für eine Entdeckung!

Der ganze Keller war leer. Ein Tanzplatz für Mäuse. Leer die Stelle, wo sonst die Brikettürme geragt, leer die Stelle, wo die Kartoffelberge sich getürmt hatten, leer die Stange für Schinken und Würste, leer die Apfelstellage. Nein doch! Dort ruhte noch ein einziger verlorener Apfel und verbreitete einen ganz seltsamen Duft.

Da endlich begriff sie.

Als nun ihre Aufregung sie ruhelos durch alle Zimmer jagte, wo so mancher verdächtig leere Fleck ihr entgegenstarrte, verstand sie auch, zu welchem saumseligen Reparateur all die verschwundenen Gegenstände gewandert

waren. Sie wußte nicht, sollte sie weinen oder lachen. Aber ein Gedanke bemächtigte sich ihrer mit furchtbarer Bitterkeit, daß die Eltern ihr alles verschwiegen hatten. Sie war zu ihrer Mutter gekommen und hatte gebeten: laß mich das Schwere mittragen, laß mich dir helfen! . . . Aber die Mutter hatte über ihre Kindischkeit nur gelächelt und sie zurückgestoßen, hatte sich lieber in Ausflüchte, Heimlichkeiten und Lügen gehüllt, als Vertrauen zu haben.

Aufschluchzend ballte sie die Hände, und in wildem Sturz brachen die Tränen aus ihren Augen.

Aber als abends die Eltern heimkehrten, verriet auf ihrem Gesicht keine Spur mehr, daß sie geheult hatte. Doch noch in der Nacht erneuerte sie den Entschluß, den sie bereits damals gefaßt hatte. Nur wollte sie ihn jetzt heimlich ausführen. Gingen die Eltern ihre Wege für sich, so ging auch sie, ohne zu fragen, den ihren.

Doch von ihrem ersten Ausflug in die Selbständigkeit kehrte sie enttäuscht heim. Weder im Letteverein, noch in dem Tapisseriegeschäft, für das, wie man ihr erzählt hatte, Geheimratstöchter Stickereien lieferten, hatte man ihr mehr geben können als vage Versprechen für die Zukunft.

Einige Tage später machte sie sich wieder auf den Weg. In der rosig klaren Luft lag noch ein eisiger Ton, aber schon hatte da und dort der Frühling die Flaggen gehißt, und am Potsdamer Platz standen seine großstädtischen Bannerträger und schwenkten gelbe, blaue und rote Fahnen.

Als Charlotte die Leipziger Straße hinunterging, gewahrte sie auf dem andern Bürgersteig Nortmoor. Er kam ihr entgegen, war aber noch so weit entfernt, daß sie sich nicht gesehen glaubte. Und rasch bog sie in die erste Seitenstraße ein.

Den andern Bekannten wich sie aus, aber ihn floh sie. Zweimal war er in der Zwischenzeit bei ihnen gewesen, aber beide Male abgewiesen worden. Das zweitemal, als sie allein zu Haus war, auf ihren eignen Befehl.

In ihren Ohren dröhnte und sauste, in ihrer Brust klopfte und stach es wie von Hämmern und Nägeln. Nur ihn nicht wiedersehen! flehte sie.

In schmerzlichem Nachdenken hatte sie sich gesagt, daß zwischen ihnen beiden alles zu Ende sein müsse. Denn wie die Verhältnisse jetzt lagen, war ihre Liebe einfach aussichtslos. So weit war sie immerhin Beamtentochter und wußte die realen Verhältnisse zu schätzen. Und mit der tapferen Rücksichtslosigkeit, die ihr eigen war, hatte sie sich jede Hoffnung aus dem Herzen gerissen. Sie wollte von ihm kein Opfer, für sich aber nicht den Schmerz der Enttäuschung — darum dröhnte ihr Herz mit Sturmglocken der Verzweiflung, darum rannten ihre Füße wie die eines fliehenden Verbrechers.

Aber merkwürdig, gerade dadurch, daß sie wie ein Wirbelwind um die Ecke flog, hatte sie den Blick des Ahnungslosen auf sich gelenkt. Und vielleicht hätte er sie gar nicht erkannt, aber dieser Geschwindschritt, dieser hüpfende Bachstelzenlauf, dieses Fliegen mehr als Schreiten war allzu charakteristisch für sie.

Er eilte ihr nach, statt aber ihrem Weg an den Häusern entlang zu folgen, durchquerte er den Wilhelmsplatz, so daß sie nun, als sie umbog, ihm gerade in die Arme laufen mußte. Und als sie da, vor Schreck wie angewurzelt, eine Sekunde lang stehenblieb, lag zugleich mit der großen Freude auch ein kleiner Jägertriumph auf seinem Gesicht.

Er fragte nicht lange, ob er sie begleiten dürfte, sondern sprach sogleich von dem Abschied und der Krankheit ihres Vaters, fragte nach dem Befinden ihrer Eltern, erzählte von der Eisbahn, von seiner augenblicklichen Beschäftigung beim Kammergericht, von seinem längeren Aufenthalt bei seiner Mutter und schwatzte im ganzen genommen ein wenig blindlings darauf

los, in der nervösen Aufregung eines Menschen, dem es vor allem darauf ankommt, Boden zu gewinnen. Und wie es geht, Charlotte mußte Rede stehen, gab zuerst einsilbige, dann aber längere Antworten, und ehe sie sich's versahen, merkten die beiden, daß sie sich mit dem größten Eifer über gänzlich gleichgültige Dinge unterhielten, während doch ganz andre Worte über ihnen in der Luft hingen, lautlos zwischen ihnen hin und her schwangen — Worte, die er nicht auszusprechen wagte, und die sie zu hören fürchtete.

Aber als wenn er plötzlich aufwachte, fragte er:

„Warum rennen wir eigentlich wie die Bürstenbinder? Wohin gehen wir überhaupt? Ich meinesteils habe nichts vor. Bin glücklich, wenn ich Sie ein Stückchen begleiten darf. Aber wohin wollen Sie eigentlich?"

„Wohin ich will? — Genau weiß ich es selbst nicht. Ich will nämlich — lachen Sie mich, bitte, nicht aus!" — dabei schnitt ein etwas krampfhaftes Lächeln sich um ihren eignen Mund, „ich habe nämlich vor, mir eine Beschäftigung zu suchen."

„Was?"

„Eine Stellung kann ich natürlich nicht annehmen," fuhr sie hastiger fort. „Meine Eltern würden mich ja nicht fortlassen. Aber irgendeine Tätigkeit für den Vormittag. . . . Vielleicht können Sie mir einen Rat geben?" sagte sie in leichtsinnigem Ton.

„Wie kommen Sie auf diese kuriose Idee?" fragte er stirnrunzelnd.

„Ich langweile mich zu Hause. Wir leben jetzt ziemlich zurückgezogen."

„Und da wollten Sie aus Sport —?"

„Es kann doch ein sehr netter Sport sein. Uebrigens ist ja heute die allgemeine Losung der Frauen, sich nützlich zu machen."

„Ach, warum bleiben Sie nicht bei Ihrer früheren, sich angenehm zu machen?"

„Das genügt mir nicht mehr."

„Bravo! Also auch Sie sind dahin gekommen: alle Blumen ausraufen und Korn dafür säen. Korn gibt Brot und Stroh, besonders das letztere . . . Ach, wenn Sie die ungeheure Glückseligkeit erst mal empfänden: ein — nützlicher Mensch zu sein. Zum Beispiel, ich als Aktenschmierer . . . Entschuldigen Sie, aber ich möchte wetten, das ist irgend so ein emanzipiertes Frauenbuch, das Ihnen diese Idee in den Kopf gesetzt hat."

„Die habe ich mir selbst in den Kopf gesetzt. Und wenn Sie nett sind, so geben Sie mir einen Rat!"

„Nein! Da kann ich Ihnen keinen Rat geben. Wenn Sie nicht zu irgendeiner Sache inneren Beruf fühlen, oder wenn das verdammte Muß Sie nicht treibt —"

„Aber vielleicht treibt mich das."

Kaum hatte sie das gesagt, als sie den Kopf in den Nacken warf und mit abgewandtem Kopf in die Luft starrte. Tränen flimmerten vor ihren Augen, und kaum ließ sich das Zucken ihrer Lippen verbergen. Trotz der feuchten Hitze, die ihren Körper bedeckte, beschleunigte sie noch ihre Schritte, während schmerzvoller Zorn in ihr wogte bei dem Gedanken, die Tür zu ihrem verborgenen Leben aufgerissen zu haben ... Aber sie mag offen bleiben, dachte sie, wenn er jetzt nur keine Fragen stellt.

Schweigend eilte er neben ihr her, aufs tiefste erschrocken über die unerwartete Enthüllung. Und mit einemmal wurde ein unbestimmter Eindruck von vorhin ihm zu deutlichem Bewußtsein: er fühlte förmlich unter ihrem blassen und weniger straffen Gesicht die Sorgen, die sie durchgemacht hatte.

Ein langes Stück hatten beide die Straße verfolgt, bis er endlich sagte:

„Eine Bekannte von mir unterrichtet Ausländer im Deutschen. Uebrigens, da Sie Englisch sprechen, könnten Sie auch englische Stunden geben. Aber — nein, ich weiß noch was Besseres: Schreibmaschine. Das ist ein neuer Beruf, und verschiedene

Kollegen haben mir erzählt, wie gesucht gebildete Schreiberinnen sind. Was meinen Sie dazu?"

„Ja, wenn sich das ermöglichen ließe —"

„Das läßt sich ermöglichen! Ich weiß sogar ein Geschäft, muß bloß mal im Adreßbuch nachsehen. Wollen Sie die Güte haben, einen Augenblick zu warten."

Er trat in einen Zigarrenladen und begleitete sie dann zu dem Schreibmaschinengeschäft. Rascher als er erwartet hatte, kam sie wieder heraus, mit ihrem alten strahlenden, und beinahe übermütigen Lächeln auf dem Gesicht.

„Es hat sich gerade günstig getroffen. Nächste Woche kann ich schon anfangen."

„Wie gut!"

„Ich bin Ihnen wirklich riesig dankbar. Und nun — seien Sie nicht böse, aber ich muß schnell da in den Omnibus."

„Was — so plötzlich!"

„Es ist höchste Zeit wegen des Essens."

Sie winkte mit der einen Hand und streckte ihm die andre Hand hin.

„Gnädiges Fräulein, kann ich in nächster Zeit nicht mal Ihren Eltern meine Aufwartung —"

„Seien Sie nicht böse, aber Papa ist noch etwas leidend, wir sehen momentan niemand —"

Aber noch immer hielt er ihre Hand fest:

„Darf ich Ihnen dann vielleicht schreiben?"

Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Das würden meine Eltern nie erlauben. — Leben Sie wohl, Herr Referendar!" sagte sie mit einem letzten zerblätternden Lächeln. „Vielen, vielen Dank noch."

Und schon war sie in das niedrige, dumpfe Wageninnere untergetaucht.

Als Charlotte nach Haus kam und auf dem Flur ablegte, hörte sie die Stimmen ihrer Eltern im Schlafzimmer. Eheliche Zwiste kamen zwischen ihnen eigentlich selten vor und wurden stets im Schlafgemach ausgefochten. Meist war es dabei ihr Vater, der seinen Kehlkopf anstrengte und in jedem Satz seine Frau „liebes · Kind" titulierte, während Frau Damme mit ruhiger, nur etwas ironischer Stimme zu antworten pflegte, aus der herausklang, daß nicht sie sich, sondern ihren Gatten für das liebe Kind hielt. Heute aber klangen ihre Worte laut und zornig, und weil sie dabei Charlottens erwähnte, so blieb diese lauschend stehen. Es handelte sich darum, daß sie über irgend etwas aufgeklärt werden sollte, daß aber keiner der beiden das tun wollte."

„Deine Pflicht ist es, denn du bist doch an dem ganzen Jammer schuld," sagte ihre Mutter.

„Ich kann's nicht. Und wie du überhaupt von Schuld sprechen kannst, Anna —"

„Allerdings, ich spreche von Schuld. Ich mache auch mir Vorwürfe, weil ich nicht längst mit der ganzen Wirtschaft aufgeräumt habe. Aber die Hauptschuld trägst du. Denn wer hatte immer die großen Rosinen im Kopf?"

Die Antwort ihres Vaters konnte Charlotte nicht verstehen.

„Wohin hat dein blindes Vertrauen uns gebracht?" hörte sie jetzt die Mutter. „Auf die Straße! Nun geh hin und sag's ihr, daß morgen der Gerichtsvollzieher kommt und wir auf die Straße müssen."

„Ich kann's nicht, Anna! Ich kann dem Kind nicht —"

„Aber ich soll ihr den Schlag versetzen?"

Angstvolle, gespannte Stille folgte auf diesen Aufschrei. Charlotte aber floh in ihr Zimmer, riegelte hinter sich zu, preßte ihr Taschentuch vors Gesicht, biß hinein. „Nur nicht heulen!" stammelte sie, am ganzen Leib zitternd. Dann aber quollen und stürzten doch ihre Tränen hervor. Das löste ihre Aufregung. Nachdem sie tüchtig

ihr Gesicht abgewaschen hatte, ging sie, mit sanftem Knall ihre Tür zufallen lassend, trällernd ins Eßzimmer.

„Tag, Papa! Tag, Mama!"

Ihre Mutter, die am Fenster saß, wandte sich bei ihrem Eintreten ab, ihr Vater aber, dessen Bart und Haar aus der Dämmerung fast weiß hervorleuchteten, ging zögernd auf sie zu.

„'n Tag, Lochen! Wo hast du gesteckt?"

„Sag mir lieber, wo ihr gesteckt habt. Ich hatte scheußlichen Hunger. Aber wer nicht kam, waret ihr."

„Wir hatten wichtige Besorgungen. — Ja, Lochen — mein Häsechen —" fuhr er mühsam nach jedem Wort Atem holend fort, „nun setz' dich mal. Wir . . . ich habe dir nämlich etwas zu sagen . . ."

„Kann ich mir nicht erst 'ne Stulle holen?" unterbrach Charlotte ihn. Ihr Vater seufzte nur mit einer hoffnungslosen Handbewegung. Als Charlotte dann gleich mit einer besonders großen Brotschnitte zurückkam, sagte sie:

„Nun bin ich auf alles gefaßt."

„Iß nur erst in Frieden dein Butterbrot, Kind."

„Nee, nee, schieß nur los! Ich möchte wetten, daß ich weiß, worum es sich handelt. Hat's was mit dem Gerichtsvollzieher zu tun?"

„Kind, woher weißt du —?"

„Na, also! Nun werden wir gepfändet und müssen die Wohnung räumen."

„Kindchen, wer hat dir das alles gesagt?" fragte mit entsetztem Staunen ihre Mutter.

„Ihr nicht! Ihr leider nicht! Aber ich hab' schließlich doch selbst Augen und Ohren und habe mir Gedanken gemacht, wo das Silber bleibt und warum der Keller leer ist? Aber ihr denkt immer, ich bin 'ne dumme Göhre und muß geschont werden. So 'n Unsinn! Ich hab' mehr Courage als ihr. Ach Gott, nun wein doch nicht, Papa!"

Sie umschlang ihres Vaters Hals und drückte ihr Gesicht an seine Wange.

„Hör doch auf, sonst fang' ich auch an! Was ist denn da so Schlimmes, Papa? Ich hab's doch hundertmal gesagt: für mich sind das alles nur Aeußerlichkeiten: Wohnung, Möbel, Kleider und all der Kram! — Ja, ja, ja," fuhr sie gegen ihre Mutter gewandt fort. „Hundertmal hab' ich's gesagt, und nicht zum Spaß. Ich bin froh, daß dieses blöde Leben einer Regierungsratstochter vorbei ist. Froh bin ich! Glücklich! Ich hab' andre Wünsche! Interessantere! Arbeiten möchte ich. Und ich hab' auch schon angefangen. Ich war heute beim Schreibmaschinenmann und lerne Tippen. Das bringt viel Geld ein, sage ich euch, das Tippen."

Nach diesem stürmischen und unaufhaltsamen Ausbruch herrschte eine Weile tiefes Schweigen der Verwunderung, bis endlich ihr Vater, der eben in sich versunken und wie gebrochen dagesessen hatte, sich erhob und mit gerunzelter Stirn sagte:

„Tippen willste, Lochen? Biste verrückt?"

„Wieso?"

„Meinst du, ich würde erlauben, daß meine Tochter in 'nem Laden an der Schreibmaschine sitzt?"

„Nun laß das doch für später! Im Augenblick handelt es sich wirklich um wichtigere Sachen," ergriff Frau Damme das Wort. „Setzt euch, bitte, mal beide an den Tisch!"

So wurde denn Charlotte als vollwertiges Mitglied in den Familienrat aufgenommen und bekam gleich ein kleines Kolleg über Buch 11 § 241 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu hören, das von den Schuldverhältnissen handelt. Denn der Vermögensverlust war noch das Geringste, das schlimme waren jetzt Bürgschafts-, Wucher- und eine Menge laufender Schulden bei Geschäftsleuten.

Es stellte sich heraus, daß der Herr Regierungsrat vor dem ihn ereilenden Verderben wie ein Vogel Strauß den

Kopf in den Sand gesteckt hatte. So war es möglich gewesen, daß morgen zur Exmission geschritten werden sollte, ohne daß man eine Wohnung und vor allem, ohne daß man etwas Bargeld hatte. Die alte Luscha war nach Halensee auf Wohnungssuche geschickt worden, aber wie sollte man Geld auftreiben? Als Charlotte diese und jene Verwandte und Freunde vorschlug, hörte sie, daß man deren Hilfe bereits in Anspruch genommen hatte. Endlich fiel ihr ihr altes Kindermädchen ein, deren Mann ihre Eltern vor einigen Jahren zur Etablierung seines Geschäfts ein paar hundert Mark geliehen hatten. Vielleicht konnte er wenigstens einen Teil der Summe zurückzahlen. Sie erbot sich, gleich hinzufahren, und nach einigem Sträuben gaben die Eltern ihre Einwilligung. Schließlich blieb ihnen nichts andres übrig, sie wußten nicht aus noch ein.

So kam es, daß Charlotte Damme, die wohlbehütete Regierungsratstochter, allein in Nacht und Nebel nach Berlin NO hinausfuhr. Schon auf dem Hinweg sah sie gewaltige Menschenmassen wogen, hatte darauf aber nicht weiter acht.

Glücklicherweise traf sie den Schreibwarenhändler und seine Frau zu Haus. Aber das dünnstimmige, sanfte Männchen, so flach und spitz wie eine leere Papierdüte, gestand traurig, daß er ihr im Augenblick nicht mehr als höchstens dreißig Mark geben könne, erklärte sich dann aber nach einer Aussprache mit seiner Frau bereit, Charlotte zu einem Uhrmacher zu begleiten, der ihm schon öfter Geld geborgt hatte.

Unterwegs erfuhr sie, daß die vielen Menschen vom Kirchhof herkämen, wo sie die Gräber der Märzgefallenen besucht hatten. Das Papierhändlerchen hatte große Angst, es könnte zu Krawallen kommen, und machte lange Umwege, um den schwarzen Fluten, aus denen hier und da blitzende Schutzmannshelme herausragten, zu entgehen.

Der alte Uhrmacher saß im Hintergrund seines Lädchens zwischen dreißig tickenden Uhren. Nach kurzen Verhandlungen willigte er ein, zweihundert Mark gegen Schuldschein zu geben.

Als die Sache erledigt war und er die beiden hinausgeführt hatte, ließ er sogleich seine Rolläden herunter, denn auf der Straße herrschte solches Gedränge und Gewoge, daß der Ausdruck des Papierhändlers dafür ganz angebracht war:

„Ach Gott, die Menschheit! Die Menschheit!"

Aber trotz seiner Furcht bestand er darauf, Charlotte zu begleiten, bis sie aus dem Gewühl wären.

Rolläden rasselten. Johlen. Gellendes Pfeifen. Plötzlich ein Stoß in der stockenden Masse. Ein Schieben. Ein allgemeines Rennen und Stürzen. . . . Charlotte klopfte das Herz bis zum Hals, während das Papierhändlerchen sie vor Schreck in den Arm kniff. Hoch reckte sie den Kopf, öffnete groß die Augen, um alles zu sehen. Klirr ging's über ihr ... rundum Dunkel ... Eine Gischt aufschrillender Pfiffe! Freudengeheul, das im nächsten Augenblick in Wut- und Wehschreie umsprang. Da ... vor ihnen eine Reihe Schutzleute auf schäumenden, widerstrebend vorwärtsgespornten Pferden.

Mit furchtbarer Gewalt schlug die Menschenwoge zurück ... Zwischen zwei Pferdeleibern halb baumelnd, halb strauchelnd ein gefangener Bursche ... Jetzt hinter ihr im Gewühl eine Prügelei. Zerlumpte Kerle hieben wütend mit Gummischläuchen drein. Es sauste und klatschte, daß sie sich unwillkürlich duckte. Das Männchen an ihrem Arm kreischte wie eine Frau in Kindesnöten, obwohl es gar nichts abbekam ... Der Arm eines Schutzmanns fährt durch die Luft, blutüberströmt seine Backe, im Nu blitzen Säbel ... Revolution! Das ist Revolution! denkt Charlotte und weiß nicht, für wen ihr Herz schlägt: für die Schutz-

leute oder für die schwarze, heulende Masse, die sie verschlingt, die sich auftürmt wie eine Mauer, sie erdrückt... Und dann ist auf einmal nur ein dünnes Rinnsal von Menschen in ihrer Nähe, und weit vor ihr schäumt der brüllende, tosende Strom.

Atemlos kam Charlotte nach Haus, hatte Geld, Exmission, Pfändung beinahe vergessen, ganz berauscht von dem Bewußtsein, eine Revolution oder doch das Vorspiel dazu mitgemacht zu haben.

„O Gott! O Gott! O Gott!" entsetzten sich ihre Eltern.

„Furchtbar war's! Grausig!... Aber großartig auch. Und man hat's doch mal gesehen!... Franziska kriegt so was nie zu sehen. Das ist doch Leben! Revolution... Märzgefallene... Ach, eigentlich — auch wir sind jetzt Märzgefallene..."

IV

So zogen Dammes denn nach Halensee hinaus, als Kulturpioniere, wie Charlotte sagte. Uebrigens verlief der schlimme Tag besser als sie gehofft hatten, dank Charlottens Courage und Frau Dammes Hoheit. Im Verkehr mit all den Leuten, die sich einstellten, den Gerichtsvollziehern, den Ziehmännern, dem Hauswirt, bewahrte sie stets denselben gleichmütigen Ton einer etwas hochmütigen Herablassung. Ihr Lächeln schien zu sagen: gewiß, wir haben Unglück gehabt und sind arm geworden, aber nicht wahr, darum sind wir doch dieselben geblieben, und ihr, lieben Leute, seid auch dieselben geblieben und werdet nicht weniger tief den Hut abziehen und nicht weniger respektvoll als sonst auf den Fußspitzen meine Zimmer betreten.

Sie bewiesen sogar noch mehr Respekt, und als Dammes endlich im Stadtbahnzug saßen, mußten sie mit erstaunter Rührung anerkennen, wieviel Takt und Zartheit doch in diesen gewöhnlichen Leute steckte.

Herr Regierungsrat schloß mit seinen Gläubigern einen ganz annehmbaren Vergleich, nach welchem er bei normalem Verlauf der Dinge etwa in seinem hundertzehnten Lebensjahr seine Schulden abbezahlt haben würde. Von seiner Pension blieb nach dem Wegfall dieser Raten gerade so viel übrig, um sie vor dem Verhungern zu schützen. Was fehlte, beschloß Charlotte hinzuzuverdienen.

Glänzendere Stunden werden kommen!... Das war die Losung, unter der die drei dies neuartige Leben begannen. Denn natürlich konnte es nur ein Uebergang sein, eines Tages mußte Herr Damme ja eine passende Stellung finden. Dann würden sie sich an diese Elendszeit wie an eine lustige, nur etwas ausgedehnte Maskerade erinnern.

Immerhin gab es Wochen, wo die Maskerade echter ausfiel, als ihnen lieb war, wo ihnen vor Hunger die Ohren sausten, und sie lange Beratungen abhielten, was vorzuziehen sei, ein Mittagessen von Kaffee und Brot oder zerrissene' Schuhe... Herr Damme vertrat meistens die Rechte seines Magens, die Damen aber erklärten, lieber hungern als in ihrem Aeußern auf ein ärmliches Niveau heruntersteigen zu wollen. Und ihre Meinung drang durch. Uebrigens, wenn es mal ganz schlimm kam, eröffnete die alte Luscha stets noch geheime Hilfsquellen, und Frau Damme meinte gerührt, alles, was die treue Seele im Lauf der Jahre Schmuh gemacht habe, ließe sie ihnen jetzt wieder zugute kommen.

Allmählich fing auch Charlotte an zu verdienen. Nach Verlauf von einigen Monaten erstand sie sich sogar auf Abzahlung eine eigne Maschine. Durch einen Anschlag am schwarzen Brett der Universität bekam sie einen größeren Auftrag bei einem Privatdozenten der Medizin, der ihr täglich einige Stunden lang diktierte.

Seitdem war ihr Tagewerk genau geregelt. Den Morgen über schrieb sie gegen feste Bezahlung bei ihrem

früheren Lehrer, nahm in dessen Geschäftslokal ihr mitgebrachtes Frühstück ein und pilgerte dann die lange Chausseestraße hinunter zur Wohnung des Privatdozenten, um erst abends von dort heimzufahren. Sie hatte einen ganz stattlichen Verdienst, aber gerade damals begann die Schwungkraft ihrer Seele zu erlahmen.

Einer einzigen langen, langen, abwechslungslosen Straße glich jetzt ihr Leben: ein Stückchen war sie noch nett und frisch in der Morgenkühle, dann aber lastete auf ihr der sengende Mittagsbrand, und abends kam der schwere müde Heimweg durch die staubige Dämmerung. Und stets dieselben Menschen, eilende, schleichende Menschen mit vergrämten Gesichtern, die alle auf der Flucht vor dem Hunger zu sein schienen. Und in langen Stunden hörte sie Tag für Tag vom qualvoll langsamen Sterben der Menschen, denn die Krankheiten, über die der junge Gelehrte epochemachende Beobachtungen zu veröffentlichen gedachte, endeten alle mit dem Tode.

Jetzt hatte sie die Freiheit, aber nicht den Mut mehr, sie zu gebrauchen. Statt Sonntags einmal ein Theater zu besuchen, wie sie sich so oft vorgenommen, träumte sie lieber still in ihrem Zimmer, dachte an Nortmoor, und immer leiser klang in ihrem Innern die hoffende Stimme: Glänzendere Stunden werden kommen . . .

Da machte sie eines Tages eine merkwürdige Bekanntschaft.

Auf ihrem Weg zum Bahnhof oder im Eisenbahnwagen selbst hatte sie schon öfter ein behendes, niedliches Mädchen getroffen, halb Kind noch, in dessen zartwangigem Gesicht die dunkeln Augen bald geruhsam in samtener Tiefe schimmerten, bald mit kecker Neugier hin und her flitzten, dessen billiges, aber nach Art der kleinen Berliner Konfektioneusen graziös garniertes Hütchen auf einer Ueberfülle von schwarzen Haaren schwebten und das zu einer einfachen Bluse und einem abgenutzten Rock auffallend elegantes Schuhzeug trug. Eines Morgens rannte dieses Mädchen ihr nach und rief sie an:

„Fräulein, Sie haben was verloren."

Damit reichte sie ihre eine Postkarte.

„Danke sehr, Fräulein," sagte Charlotte, während sie die Karte, die ihr als Lesezeichen diente, wieder ins Buch legte.

Stillschweigend eilten die beiden weiter, Charlotte mit großen Schritten, die Kleine im flinken Hundetrab. Nachdem sie dann in dasselbe Coupé gestiegen waren, sagte das Mädchen:

„Sie kennen mich wohl gar nich, Fräulein? Ich wohnte nämlich eine Zeitlang bei Ihnen im Haus. Mein Bruder hat unten die Schusterwerkstatt. Da bin ich die Schwester von."

„Gesehen habe ich Sie schon öfter. Sie fahren auch wohl jeden Morgen in die Stadt?"

„Da hab' ich zu tun. Morgens in de Lützowstraße und nachmittags am Belleallianceplatz. Bei mir lernen die Damen frisieren."

„Oh, Frisierunterricht geben Sie?"

„Nee, ich nich. Das tut die Friseuse. Ich muß bloß dasitzen, und an meine langen Haare üben sich die Damen in diverse Frisuren. Ich bin das Frisierlernmädchen."

„Ah, das Frisierlernmädchen sind Sie. Nun versteh' ich."

„Das sieht so leicht aus, is aber ziemlich anstrengend. Manche von den Fräuleins, die lassen die Brennscheren zu heiß werden und sengen einem die Haare ab. Und manche, die ziepen einem mit dem Kamm, die sind direkt ausverschämt. Aber dann schreie ich jedesmal mächtig."

„Ich kann mir denken, daß das nicht leicht ist."

„Nee, es strengt den Kopf mächtig an. Na, bald wird das allens ja nu anders. Uebers Jahr macht mein Bruder fort. Da geh' ich vielleicht mit."

„So? Wohin denn?"

„Nach Afrika."

„Was? Gleich so weit?"

„An den Kenia. Das is 'n großer Berg in Afrika. Sie haben wohl noch nie was von Elitanien gehört?"

„Von Elitanien — nein. Was ist das?"

„Das is 'n Verein. Wo aber nich bloß Arbeiter bei sind, sondern auch bessere Herren. Sogar 'n Fürst soll mang sein. Der hat versprochen, im Fall, daß sie losgehen, will er 'n mächtiges Kapital stiften. Na, auf die Fürsten is nich viel Verlaß, sagt mein Bruder. Das müssen die Elitanier von alleine machen. Mein Bruder geht ja bestimmt mit. Der will sich extra von seiner Frau scheiden lassen. Denn zuerst wollen sie nur Unverheiratete haben. Die Damens kommen dann später nach ... Na, mein Bräutigam sagt ja, das is allens Mumpitz. ‚Was soll ich in Afrika,' sagt er. ‚Ich kann hier 'n menschenwürdiges Dasein verlangen.'"

„Sind Sie schon verlobt?"

„Nich grade richtig verlobt. Ringe tragen wir noch nich. 's hat noch keinen Zweck, sage ich immer. Manche Herren sehen einen dann so komisch an. Die Hauptsache is doch, daß man sich treu is, nich wahr? Und wenn eine Geschichten machen will, da kann der Ring noch so dick sein . . ."

Das unhörbare und fast unsichtbare Lächeln, das bei diesen Worten, wie durch einen inneren Kitzel verursacht, das feine Gesichtchen kräuselte, das flüchtige Zwinkern der Augen, die Charlotte forschend mit halber Pupille durchdrangen, erregten in dieser einen Augenblick lang eine Empfindung hilflosen Erstaunens, als säße sie wie eine ahnungslose Unschuld gegenüber diesem viel wissenden, viel verbergenden Kind.

„Mein Georg is mir ja treu..." sagte das Mädchen, indem ihr Blick zum Fenster hinausglitt.

„Und nun wollen Sie alle nach Afrika? Gefällt's Ihnen denn hier nicht?"

„Mir wohl. Aber meinem Bruder nich. Und 's is ja auch wahr, er is schlimm dran. Wie er jung verheiratet war, da haben sie in der Falkoniergasse gewohnt. Da is ihm das erste Kleine gestorben. 's kam nicht genügend an die Luft, sagte der Doktor. Wie nu wieder was unterwegens war, da sind sie in die Greifswalder Straße gezogen, wo früher die Laubenkolonie war. Aber später haben sie die abgebrochen und Häuser hingebaut. Was sollte meine Schwägerin machen, sie is selbst ja man ziemlich schwach und kann doch nich mit 'n Kinderwagen ne halbe Stunde weit fahren. Da is ihnen der Junge auch gestorben. Und weil nu das Hannchen, was sein drittes is, auch die englische Krankheit hatte, sind sie nach Halensee 'rausgezogen. Da is es ja ganz schön, wenn sie bloß möchten keine Häuser hinbauen."

„Also das Hannchen ist Ihre Nichte? Die habe ich schon auf der Straße spielen sehen. Ein reizendes Kind, ein bißchen zart kommt sie mir allerdings vor."

„Ich bin neugierig, ob sie sie werden groß kriegen. Zart is sie ja, aber auch mächtig zäh ... Aber daß Sie von Elitanien noch nich gehört haben?"

„Nein. Zum erstenmal hör' ich das Wort. Was ist es denn überhaupt? Eine Kolonie?"

„I nee! Eine Arbeiterkolonie is das nich. Da würde mein Bruder überhaupt nich mitmachen. Es is 'n neuer Staat. Die Hauptsache is: jeder kriegt da soviel wie er verdient. Bei uns is das doch heutzutage so, daß einer die Arbeit macht und der andre steckt das Geld in die Tasche. Wenigstens das meiste. Das is doch so, nicht wahr?"

„Halb und halb schon," bestätigte Charlotte, die sich erinnerte, wie wenig von dem, was die Besteller für eine

Abschrift bezahlten, in ihre eigne Tasche floß.

„Und in Elitanien is das ebent anders. Da gibt's überhaupt nur Bons, kein Geld. Und jeder, der arbeitet, verdient so viel, wie er zum Leben braucht."

„Also wohl eine Art von Kommunismus?"

„Nee, Kommunismus nich. Da is mein Bruder gar nich für. Privateigentum muß sein, sagt er. Wo kein Privateigentum is, is auch keine Familie. Alles is auf —" sie stockte, besann sich und sagte dann leichthin, „ach, das sind so 'ne ausländische Ausdrücke, die lesen sie in ihren Fachblättern, unsereiner kann die nich behalten. Es is was mit Echo — Echo ... Wie nennt man das noch, wenn einer denkt, selbstessen macht fett?"

„Den nennt man Egoisten," sagte Charlotte lächelnd.

„Ja, Egoistmus is es auch. Alles is auf Egoistmus gegründet, darum hat's auch Bestand, sagt mein Bruder. Er hat da so 'n dickes Buch, wo das alles drin steht. Die Männer haben ebent so ihre Ideen. Möchten Sie's vielleicht mal geliehn haben?"

„Gern, ja! Vielleicht bringen Sie's mal mit."

„Na, gewiß doch. Es wird Ihnen schon interessieren."

Der Zug war in die Bahnhofshalle eingelaufen. Die beiden stiegen aus und verabschiedeten sich. Charlotte eilte geradeaus, das junge Mädchen nach links.

Am nächsten Tage wurde bei Dammes ein eingeschlagenes Buch und folgendes Briefchen abgegeben:

> „Geehrtes Fräulein! Indem ich mir die Freiheit erlaube Ihnen das Buch zu bringen da ist alles drin was ich Ihnen gesagt habe und mein Bruder sagt es wird Ihnen sicher sehr interessieren. Es hat keine Eile mit bestem Gruß
>
> Ihre ergebene
>
> Frieda Wendeborn."

Charlotte zeigte den Brief, auf dessen Bogen ein ganzer Zug Schwalben durch die Lüfte flog, ihren Eltern.

„Nun bloß nicht noch Intimitäten mit den Kellerleuten unten. Das könnte uns gerade noch fehlen!" bemerkte verdrießlich ihr Vater.

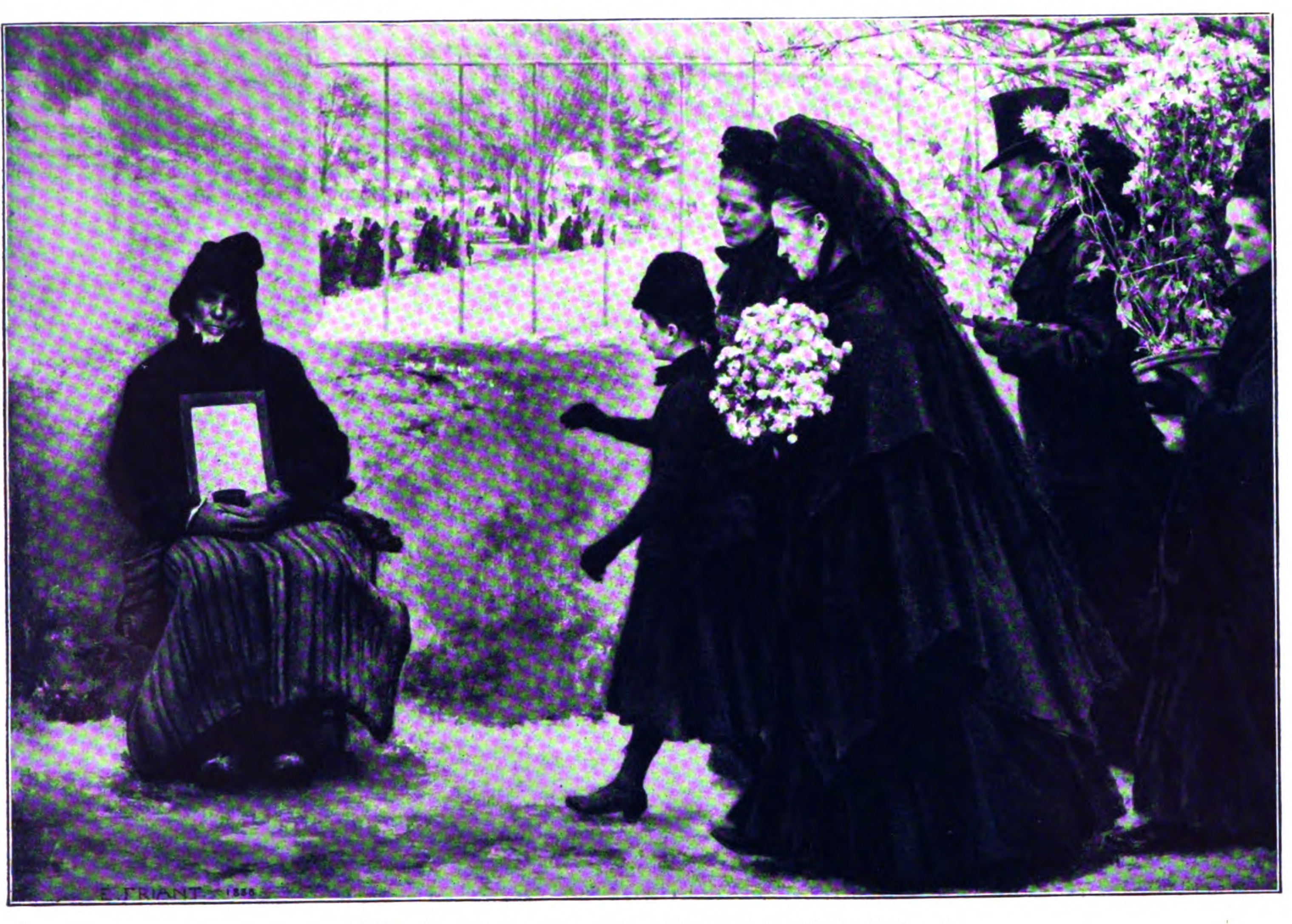
„Es wird wohl ein zartes Manöver sein, um unsre Kundschaft zu bekommen," sagte ihre Mutter.

„Aber nein!" erwiderte Charlotte lächelnd. „Ihr wißt doch, was mir das kleine Ding erzählt hat. Die Leute denken natürlich, jeder müßte von ihren Projekten so begeistert sein, wie sie's selbst sind."

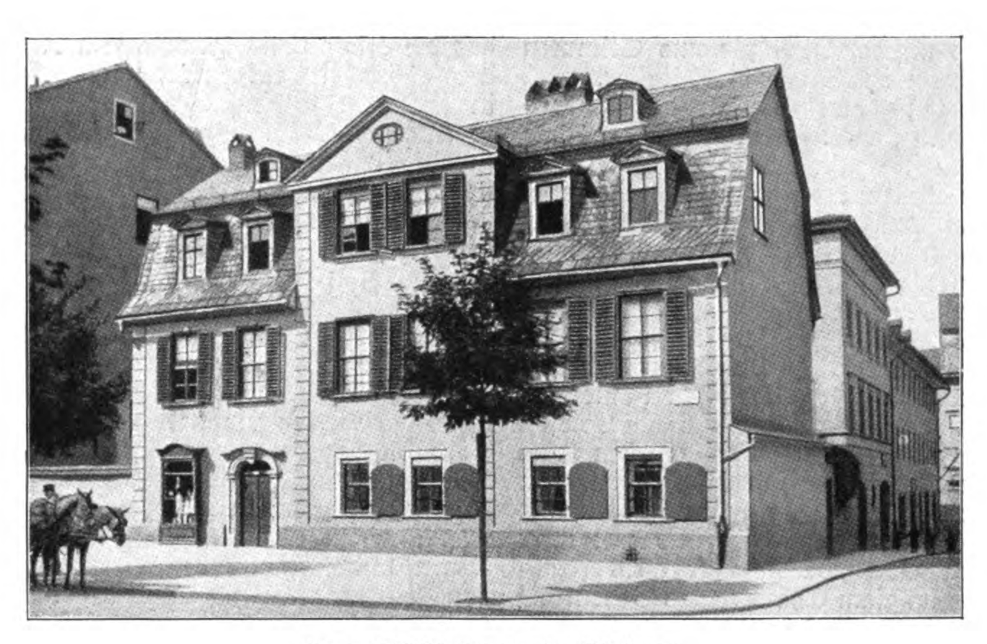
Das Buch aber, das den Titel führte: „Elitanien. Ein soziales Zukunftsbild von Johannes Schlosser", las sie am nächsten Sonntag.

(Fortsetzung folgt)





Allerseelen. Nach einem Gemälde von Emil Friant



Das Schillerhaus in Weimar

Intime Erinnerungen

Ein Gedenkblatt zu Schillers hundertfünfzigstem Geburtstag

Von

Alexander von Gleichen-Rußwurm

Alles, was uns der Dichter geben kann, ist seine Individualität," sagt Schiller in dem Aufsatz über G. A. Bürger. „Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden." Wo sieht man aber diese Individualität deutlicher und plastischer als in Briefen, in denen „der Genius unbefangen in die nächste Berührung mit Zuständen und Verhältnissen der Wirklichkeit tritt, um sie zu bewältigen und für seinen höheren Zweck fügsam zu machen"? Das deutsche Publikum gewöhnt sich nur langsam, beinahe mit Widerwillen daran, die Briefe eines großen Schriftstellers dem Kreise seiner Werke anzugliedern. So sind auch Schillers Briefe, vielleicht mit Ausnahme derer, die er mit Goethe tauschte, nur wenig bekannt. In Erinnerung jener reichen Stunden, die ihm der nahe Verkehr des Freundes geboten, sagte Goethe als alter Mann: „Alle acht Tage war Schiller ein andrer und ein Vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben." Von rührender Sorge für alle diejenigen erfüllt, die ihm herzlich nahegestanden, ließ Goethe sich nach Schillers Tod seine Briefe zurückgeben, ordnete sie mit denen des Freundes und bestimmte, daß der Ertrag ihrer Veröffentlichung ein „eisernes Kapital bilden solle, das beiden Familien zu gleichen Teilen gehöre".

Durch die Ueberfülle praktischer Fragen, die sich den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts aufdrängten, sind wir dazu erzogen, den Wert guter Gespräche zu unterschätzen, wie wir auch im Zeitalter des Telephons und der illustrierten Postkarte den Wert ausführlicher, sensitiver Briefe kaum verstehen. Die intimen Dialoge, in denen sich ästhetische Glaubensbekenntnisse mit Fragen des häuslichen

Lebens mischen, sind für uns Stimmen aus einem verklungenen Zeitalter. Vor den Augen des Lesers entsteht ein Kulturbild, und die kleinen, intimen Züge schließen sich zusammen wie die feinen, zarten Linien einer Silberstiftzeichnung. Es gibt Leute, die aus den Veröffentlichungen gern alles strichen, was nicht „bedeutend" ist, sie vergessen, daß durch solches Verfahren der feine Blütenstaub des Lebens von der Vergangenheit abgestreift wird. Aus den Stimmungen der einzelnen Tage erblühen fast immer die bleibenden Werke. Nur aus den Briefen und Erinnerungen der Großen von Weimar erklärt sich zum Beispiel, wie die barocke Welt mit ihren Zöpfen und zierlichen Komplimenten und mit ihrer blinden Bewunderung für alles Französische langsam Shakespeares Bedeutung erkannte. Nach der ersten Lektüre des Aristoteles schrieb Schiller: „Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten versetzt hat; auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet wie die Jungen vor dem Stecken. Shakespeare, soviel er gegen ihn wirklich sündigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein als die ganze französische Tragödie." Einige Jahre später heißt es über eine Aufführung von „Julius Cäsar": „Für meinen Tell ist mir das Stück von unschätzbarem Wert, mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Er hat mich gestern in die tätigste Stimmung gesetzt." Stimmen wir auch nicht mehr mit allen Urteilen überein, die von den Klassikern gefällt wurden, so können wir doch lernen, wie sie urteilten und wie ernst sie das geistige Leben erfaßten: „Es ist freilich leichter, tadeln als hervorbringen," meinte Schiller, nachdem er ein schlechtes Stück besprochen hatte, und stellte sich damit auf jenen hohen, kritischen Standpunkt, der in den Worten liegt: „Er vertieft sich in die Schriften der andern, als wären es die eignen, und sucht zu erforschen, was denn eigentlich der Autor ausdrücken wollte. So beurteilt er alles sehr milde und ausführlich." Den Papieren Karoline von Wolzogens entstammend, zeigt diese Schilderung den Dichter jener Jahre, die philosophischen Spekulationen und kritischen Studien gewidmet waren. Das tiefe, im besten Sinne religiöse Interesse, das die Klassiker in Jena einem Kultus der Schönheit entgegenbrachten, stand in strengem Gegensatz zu der nahezu verletzenden Kühle, die das Publikum für die ästhetischen Arbeiten zur Schau trug. Weil sie ihren Zauber noch nicht verstanden, kam die abstrakte Weisheit den Menschen langweilig vor. Einer der feinsinnigsten Männer jener Zeit, der Koadjutor von Dalberg, schrieb darüber: „Schiller und Goethe scheinen sich abzuschließen und zu hoffen, daß die Welt die Türen einrennt, um sich Eingang in ihren ästhetischen Himmel zu verschaffen. Aber die Welt verlangt eben von ihren Dichtern, daß sie zu ihr hinuntersteigen." In ihren ästhetischen Ideen, die den Menschen zu einem schönen Leben erziehen sollten, wurden die Dichter nur von einem kleinen, aber begeisterten Kreise begleitet. Eine solche Gemeinschaft von „Freunden der Schönheit" hatte sich um den hochsinnigen Prinzen von Holstein-Augustenburg gebildet und feierte anmutige ländliche Feste bei Hellebäk an der dänischen Küste, „wo man von ferne Skandinaviens Felsen erblickt".

Der Dichter Baggesen, ein Freund Lotte Schillers, erzählte in seinen Briefen viel von diesen Vereinigungen poetischer Seelen: Gerade als eine Nachricht von Schillers Tod in Hellebäk eintraf, hatten sich die schönheitsfrohen jungen Männer mit Rosen bekränzt und zum Preise ihres Lieblingsdichters das „Lied an die Freude" angestimmt. Die festliche Begeisterung verwandelte sich in Trauer, und die Freunde rüsteten eine Totenfeier im antiken Sinn, bei der den Manen des Verstorbenen Strophen aus dem „Lied an die Freude" geweiht wurden, die Baggesen zu diesem Zweck veränderte. Einige Wochen später erfuhr der Prinz, daß Schiller noch lebe, aber nach gefährlicher Krankheit der Erholung bedürfe. Da sandte er, „nicht als Prinz und Gönner, sondern als Freund und begeisterter Anhänger", jenes reiche Geldgeschenk, an das sich der denkwürdige Briefwechsel über die ästhetische Erziehung des Menschen knüpfte. Schiller war dankbar für die Gaben der Freundschaft und Bewunderung, er nahm sie ohne Ziererei mit Würde entgegen. Von ihm stammt auch das schöne Wort: „Die Poeten sollen

Schiller

Nach einem Gemälde von J. Fr. Tischbein d. J.

immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glücks, beide fallen vom Himmel."

Eine der seltsamsten Gaben, die, von außen kommend, die stille Welt des Dichters berührte, war der Brief, mit dem die französische Republik den Verfasser der „Räuber" zum Ehrenbürger ernannte. Das Dokument hat eine eigentümliche Geschichte. Mit ungenügender Adresse versehen, ging es im Oktober des Jahres 1793 von Paris ab und kam erst fünf Jahre später in Schillers Hände. Der bekannte Pädagog und Rousseauübersetzer Campe aus Hamburg, dem ebenfalls ein Ehrenbürgerbrief ausgestellt war, fand es auf einer Reise in Straßburg bei einem Beamten und übermittelte es dem „citoyen Gillé". Schiller schrieb darüber an Körner: „Es ist ganz aus dem Reich der Toten an mich gelangt, denn die ‚loi' haben Danton und Clavière unterschrieben, und den Brief an mich Roland. Die Besorgung ging durch Custine, auf seinem deutschen Feldzuge; und diese alle sind nicht mehr." Daß Schiller den Ehrenbürgerbrief nicht nur als flüchtige Laune einer flüchtigen Gewaltherrschaft betrachtete, geht aus den Zeilen hervor, die er an Goethe darüber richtete. Man wünschte das interessante Aktenstück im weimarischen Staatsarchiv unterzubringen, aber der Dichter wollte es nicht aus der Hand geben, da es vielleicht seinen Kindern bei „einem gelegentlichen Etablissement" in Frankreich nutzen könne. Jetzt liegt es im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, wohin mein Vater und ich es mit dem schriftlichen Nachlaß Schillers geschenkt haben. Dieser Ehrenbürgerbrief der ersten Republik gehört zu jenen seltenen internationalen Dokumenten, die beweisen, daß Kunst und Kultur, auch wenn sie auf nationalem Boden entsprossen sind, der gesamten zivilisierten Menschheit angehören. In diesem Sinn ist es auch zu verstehen, wenn Schiller sagte: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich." Das Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunderts verlangte Kultur und Freiheit für die ganze Menschheit und ahnte nichts von jener Feindschaft, die wenige Jahrzehnte später begann, die Völker zu trennen.

Aus Württemberg vertrieben, dachte Schiller daran, Schutz und Muße am Hofe der Kaiserin von Rußland zu suchen, in höchster Not kam ihm praktische Hilfe aus Dänemark, in Paris ehrte man seine Dichtung auf Anregung der feinsinnigen Madame Roland. Aber so weit sich die Grenzen seiner Gedankenwelt ausdehnten, so eng blieb der Schauplatz des äußeren Lebens. Er dachte frei über den Verkehr und die Zusammengehörigkeit der Kulturvölker, er selbst liebte es aber nicht, die gewohnten Kreise zu verlassen. Darin bildete er seinen Zeitgenossen gegenüber eine Ausnahme, die es für das wichtigste Bildungsmittel hielten, die Welt zu sehen. An seine Schwägerin Karoline von Wolzogen schrieb er darüber: „Ob es gleich in der Welt überall schlecht zu leben ist, so ist doch der Ennuy der beste, den man schon im Besitz hat und nicht erst mühselig aufzusuchen und teuer zu erkaufen braucht. Wir wollen uns diesen Winter angenehm zu machen suchen, Du wirst uns von Deiner Reise erzählen, und wir wollen uns dafür freuen, daß wir zu Hause geblieben sind." Aus mündlichen Berichten schöpfte der Dichter die Kenntnis von Land und Leuten, die seine Werke auszeichnen. Frau von Wolzogen hatte im Reisewagen die Wege zurückgelegt, die einst das Mädchen von Orleans gegangen, Lotte kannte die Schweiz, und Goethe führte den Freund durch die klassische Landschaft. Darüber hat Richard Wagner in den Briefen an Mathilde Wesendonck geschrieben: „Was Goethe in Rom ausbeutete, kam allen zugute, und Schillern ersparte er dadurch entschieden das Selbstsehen; dieser konnte sich nun vortrefflich behelfen und seine edelsten Werke schaffen." Daß einer dem andern so viel sein konnte, lag in den materialen Verhältnissen und dem physischen Befinden der beiden Dichter. Goethe, gesund, bemittelt und ausdauernd, ließ die Außenwelt auf sich wirken. Die Außenwelt bewirkte ihm die Innenwelt. Schiller, der, leidend an sein Zimmer gefesselt, für sein Auge wenig Abwechslung fand, schuf eine Innenwelt, die auf die Außenwelt wirkte.

Die „Göttinnen der Zeit“, die Horen, sollten die beiden Großen dauernd zusammenführen und den Wunsch Lottens, Karolinens und der Frau von Stein erfüllen helfen. Die Besprechung eines naturwissenschaftlichen Vortrags in Jena läßt den einen im andern erkennen, was ihm fehle, wodurch ihn der andre ergänze. Schon am 4. Juli 1794 berichtet Schiller dem Freunde Körner: „Für die Horen eröffnen sich sehr gute Aspekten. Goethe ist nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitbeurteiler und als Mitglied des Ausschusses dazugetreten.“ Und anderthalb Jahre später schrieb er an Körner am 18. Januar und 1. Februar 1796: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den neuen ‚Almanach‘, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat... Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Wir haben beschlossen, unsre Eigentumsrechte an die einzelnen Teile niemals auseinanderzusetzen (welches auch bei der Mutwilligkeit der Satire nicht wohl anzuraten wäre), und sammeln wir unsre Gedichte, so läßt ein jeder diese Epigramme ganz abdrucken.“ — Der kleine Kreis, der sich zur Jahrhundertwende in Thüringen geformt hatte, war geistig angeregt und anregend, er bildete einen deutschen Kulturmittelpunkt, wie er einzig dasteht in der Geschichte. Harmlos wußten sich diese Menschen zu unterhalten, sie verstanden, das Unbedeutende zu ihrer eignen Höhe zu erheben und sich einer zierlichen Geselligkeit ohne Prätensionen zu erfreuen. Im Jahre 1801 erzählte Schiller: „Wir suchen uns hier aufs beste durch den Winter hindurchzuhelfen. Goethe hat eine Anzahl harmonierender Freunde zu einem Klub oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage zusammenkommt und soupiert. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Teil sehr heterogen sind, denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören, es wird fleißig gesungen und pokuliert. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größeren Arbeiten niemals kommen würde.“ Angesichts dieser Mittwochsgesellschaften sagte Goethe von ihm: „Er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken.“

J'AI l'honneur de vous adresser ci-joint, Monsieur, un imprimé revêtu du sceau de l'Etat, de la Loi du 26 Août dernier, qui confère le titre de Citoyens François à plusieurs Etrangers. Vous y lirez, que la Nation vous a placé au nombre des amis de l'humanité & de la société, auxquels Elle a déféré ce titre.

L'Assemblée Nationale, par un Décret du 9 Septembre, a chargé le Pouvoir exécutif de vous adresser cette Loi; j'y obéis, en vous priant d'être convaincu de la satisfaction que j'éprouve d'être, dans cette circonstance, le Ministre de la Nation, & de pouvoir joindre mes sentimens particuliers à ceux que vous témoigne un grand Peuple dans l'enthousiasme des premiers jours de sa liberté.

Je vous prie de m'accuser la réception de ma Lettre, afin que la Nation soit assurée que la Loi vous est parvenue, & que vous comptez également les François parmi vos Freres.

LE MINISTRE DE L'INTÉRIEUR
de la République Françoise.

M. Gille publiciste allemand

Faksimile des Begleitschreibens des Ehrenbürgerbriefes, den die französische Republik an Schiller übersandte

Daß der Dichterkreis einen Kulturmittelpunkt für Deutschland bildete, wie er vorher niemals existiert hatte, erkannte zuerst Madame de Staël bei ihrem Aufenthalt in Weimar: „Schiller était un homme d'un génie rare et d'une bonne foi parfaite," schrieb sie, „jamais il n'entrait en négociation avec les mauvais sentiments. Il vivait, il parlait, il agissait comme si les méchants n'existaient pas; et quand il les peignait dans ses ouvrages, c'était avec plus d'exagération et moins de profondeur que s'il les avait vraiment connus." Er verstand es, sein Leben rein zu halten von jenen gemeinen Intrigen und Verhältnissen, die dem Menschen so selten erspart bleiben, und er verdankte dies von Anfang an den edeln Frauen, die Einfluß auf ihn nahmen und sein Leben bereicherten. In den Briefen an Lotte von Lengenfeld steht eines der schönsten Worte, das je ein Dichter über die Frauen ausgesprochen:

„Ueberhaupt kommt mir vor — und das mag freilich ein eigennütziger Wunsch unsers Geschlechts sein —, mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitere Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eignes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind, Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen. Sie wissen, was für große Dinge ich von der Sonne halte, das Gleichnis ist also das Schönste, was ich von Ihrem Geschlechte nur habe sagen können, und ich habe es auf Unkosten des meinigen getan.".

Man hat vielfach behauptet, daß die Klassiker durch das Leben der Kleinstadt in ihrer Entwicklung gehemmt worden seien. In Wahrheit zeigte sich jedoch der geschätzte Winkel in Thüringen als Gärtlein, in dem sich ihre Blüten geschützt entfalten konnten. Der kleine Kreis hielt sie in seiner idealen Abgeschlossenheit davon ab, tätigen Anteil an den Fragen der Tagespolitik nehmen und sich einzumischen in die aufreibenden, vergänglichen Kämpfe. So konnten sie sich zu jenem Grundsatz aufraffen, den Schiller in die Worte faßte: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unsrer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes Zeitgenosse aller Zeiten zu sein."

Splitter und Balken von Moritz Goldschmidt

Einmal inkorrekt — unmöglich; immer inkorrekt — genial!

Der weiteste Horizont ist nicht der des Kopfes, sondern der des Herzens.

Der Friedenspfeife gegenüber erweisen sich die meisten Leute als passionierte Nichtraucher.

Abenteuer sind das, was man immer sucht, ohne es zu finden, und immer findet, ohne es zu suchen.

Je weniger die Menschen einzusetzen haben, um so mehr haben sie auszusetzen.



Eingang einer Pagode in Birma

Götter zu Hause

Von

Karl Figdor

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Es ist mit Göttern oftmals wie mit Menschen. Aus dem ihnen eignen Milieu und Lebenskreis gerissen, scheinen sie wie verloren, und ihr sonst so leuchtender Glanz wird fadenscheinig und arm. Ihre geschrumpfte Bedeutung vermag nicht mehr das auszulösen an Gefühlen, Stimmungen und Gedanken wie vordem, als sie noch in eignem Boden wurzelten und aus der runden Glorie ihres Vermögens wuchsen. Alles, was aus dieser Erde wächst, muß wurzeln, und da die Götter dieser Menschenwelt nur Geschöpfe von unsern eignen Gnaden sind, durch die Schwäche und Angst sich einen Fixpunkt schaffen wollen in dem ewig flutenden, unfaßbaren und schrecklichen Meer der Geschehnisse, einen Rettungsring gleichsam auf den strömenden Gewässern des Seins und des Vergehens, darum gilt auch für sie das gleiche Wort.

Man muß die Götter also besuchen, sie, wenn auch nur teilweise, zu verstehen. Muß zu ihnen pilgern und sie dort aufsuchen, wo sie zu Hause sind. Muß für einen Augenblick sich Gläubigkeit erziehen und in den Kreis tauchen derer, die sie geschaffen und denen sie nun Inbegriff der Macht und Rettung sind.

Einer der heiligsten Orte auf Erden ist Benares. Rom dient einem Glauben und einer Seligkeit, Benares vermittelt Dutzende. Fast jedes Bekenntnis findet dort ein Zentrum, fast jede Sünde Ablaß. Nicht ein Gott herrscht dort, sondern ihrer eine ganze Flut. Ihre Machtbefugnisse sind eng begrenzt, umschrieben und von den klugen Priestern klargelegt. Der Hinduismus allein betet an Hunderten Altären. In den dunkelsten Winkeln, unter Schmutz und Verfall, beraten und sinnen Denker, Philosophen ewiger Weis-



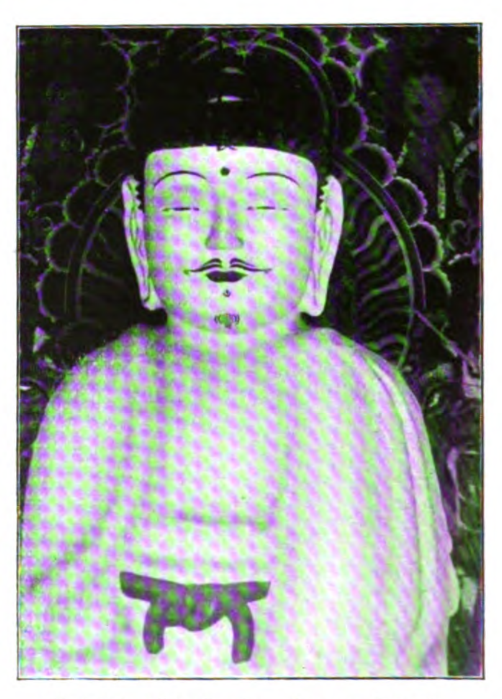
Buddhistischer böser Geist
(Aus einem Tempel in Söul)

gekrümmten Fingernägel so lange gegen das Fleisch, bis dieselben durchwachsen. Andre wieder strecken die Arme so lange in die Luft, bis sie abgestorben sind ...

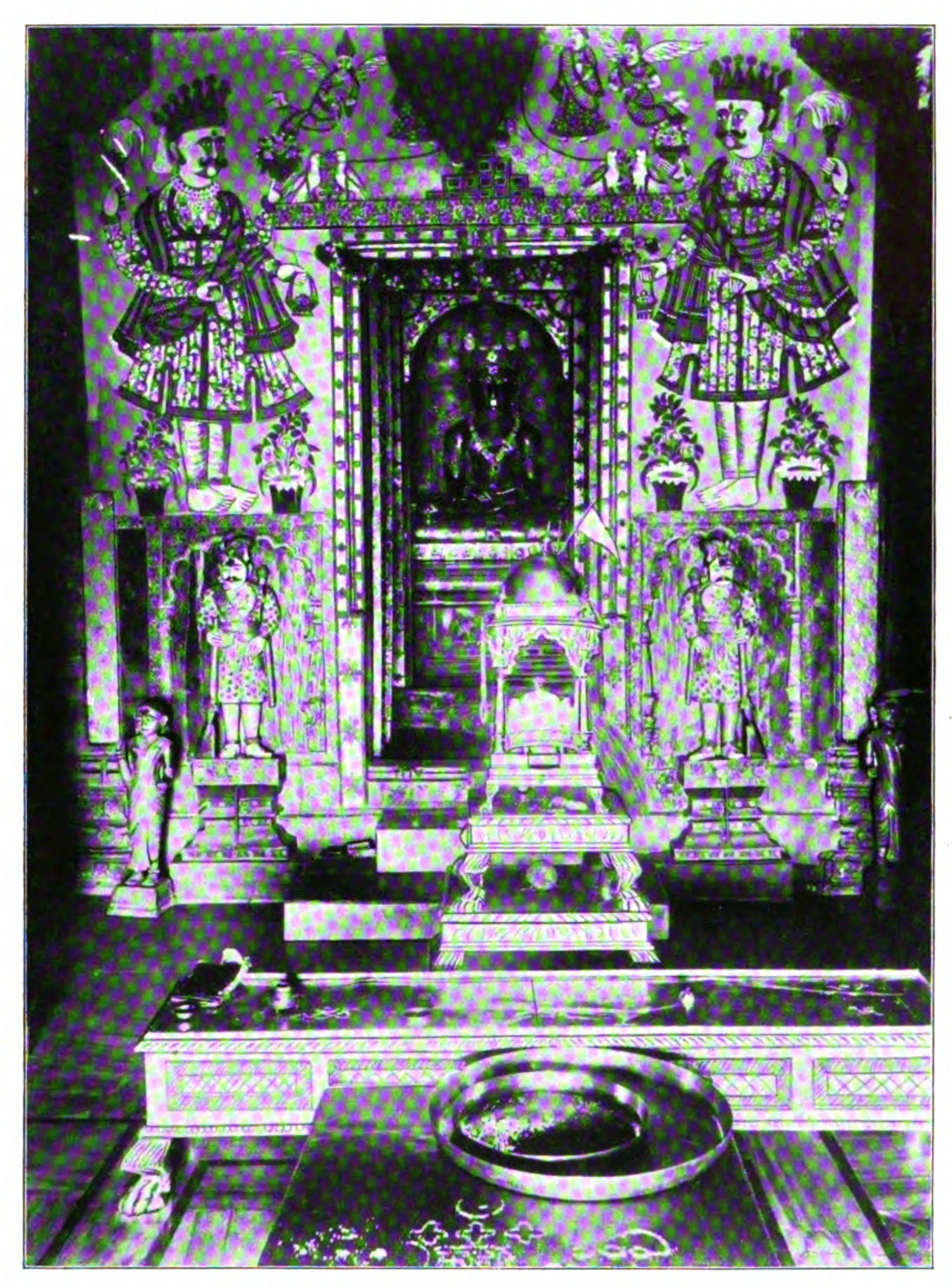
Daß in diesem Kreise von Erkenntnis Raum für ein Lachen nicht ist, scheint klar. Auch das gute Licht ist feindlich. Und so ist Benares wie ein Pfuhl voll ärgstem Schlamm und wie die Hölle. Die Götter haben ihr Zuhause in einem Wust von engsten Gäßchen, in die kein Licht kommt. Die weiten, ernsten oder frohen Tempelhallen andrer Bekenntnisse sind hier nicht. Alles verkriecht sich gleichsam und taucht in Schauer. Brunnen voll Jauche geben Wissen, die Exkremente der überall selbstherrlich herumstrolchenden heiligen Kühe innere Reinigung. Furchtbar sehen die Tempel aus. Wie Ställe, in denen heilige Affen ihr Wesen treiben, oder Kühe und Ochsen stehen und angebetet werden. Schreckliche Mysterien spielen sich zur Nacht ab, die man kaum wagen darf, selbst nur anzudeuten. Und die schlauen Priester sind bei allem dabei, sammeln die Scherflein und fühlen sich höchst wohl.

Einer von den wenigen sympathischen Göttern dieser Gemeinde ist Ganescha, der Elefantengott. Er ist der „Zeugnis-

heit nach. Aus der bindenden Form streben sie nach dem Bleibenden, und sie haben manchmal mehr erkannt als alle Spitzen westlicher Kultur. Das Phantastische, Unglaubliche und Schreckliche sagt diesen östlichen Völkern unendlich zu. Durch Träumen und durch Qualen geht ihr Weg. Und es macht ihnen wenig, wenn der Tod an sie tritt, denn ihre jetzige Körperform ist nur ein Uebergang, die Seele stirbt nicht, sondern lebt sogleich in einer andern Gestaltung und Hülle fort. Abtötung alles Leiblichen und an der Erde Haftenden ist darum Verdienst, weil es die Seele von Hemmungen befreit. Die hochverehrten Sadhus und Fakire trachten darum durch übermenschliche Martern nach diesem Verdienst. Der eine liegt auf einem Rost von langen, spitzen Nägeln, der andre lebt seit Jahren in einem Kasten von kaum mehr als einem Kubikmeter Luftraum, sitzt mit untergeschlagenen Beinen tagaus, tagein ohne Bewegung und nimmt nur die notwendigste Nahrung. Andre halten die

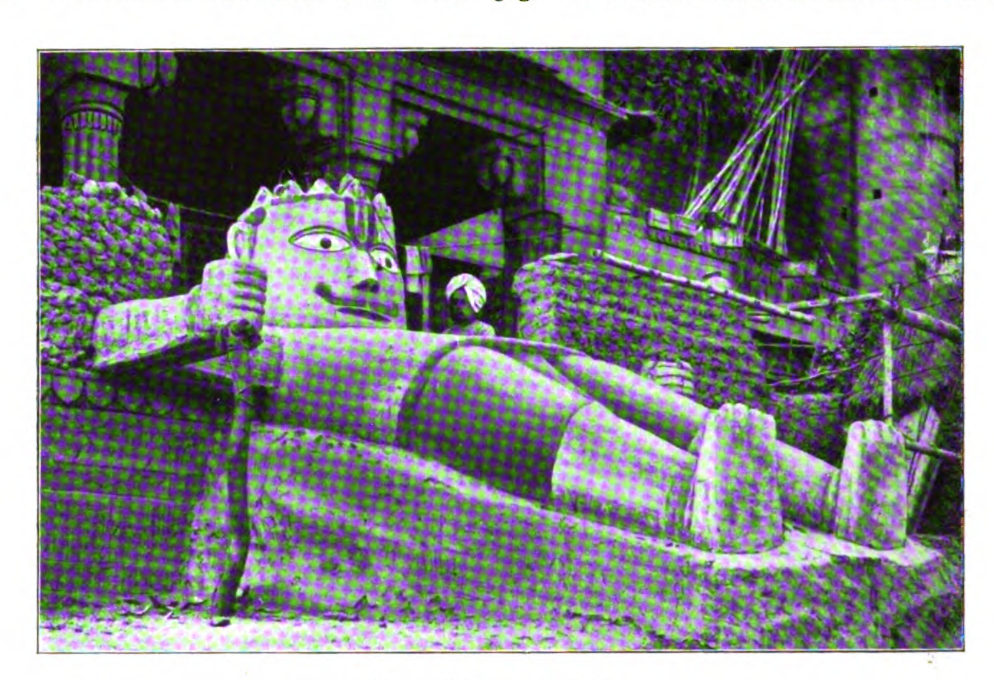


Buddhabildnis in einem Söuler Tempel



Blick in den Tempel von Mount Abu

tragende", er sieht die Opfer, Heiligungen und Taten der Pilger und Frommen an und teilt sie den andern Göttern mit. Er ist ein kleiner Mann mit einem riesenhaften Elefantenkopf, hat einen großen Bauch, ein oder zwei Zähne und vier Arme. Heilig ist ihm vor allen Tieren die Ratte, oft stellt man ihn auf ihr reitend dar. Ihm vor allem bringt man Blumen dar, und er lächelt gutmütig und ein wenig leer dazu. Seine Herkunft ist nicht ganz klar. Als Sohn der Parvathi soll er nach den einen Schiwa, den Furchtbaren, zum Vater haben, nach den andern soll er sich während eines Bades der Parvathi selbsttätig aus ihrem dabei abgehenden Schmutze gebildet haben.



Der Hindugott Bim

Ein weniger freundlicher Herr ist der Gott Bim, ebenfalls ein Geschöpf der Hindu und sehr verehrt, der mit sehr kriegerischem Blick, nach Mode „Es ist erreicht" aufgekämmtem Schnurrbart und riesenhaftem Schwert aus Kalk aufgemauert der Länge nach am Gangesufer liegt. Als ich in seine Nähe zu kommen das Glück hatte, war er eben in Renovierung begriffen und noch ein wenig defekt.

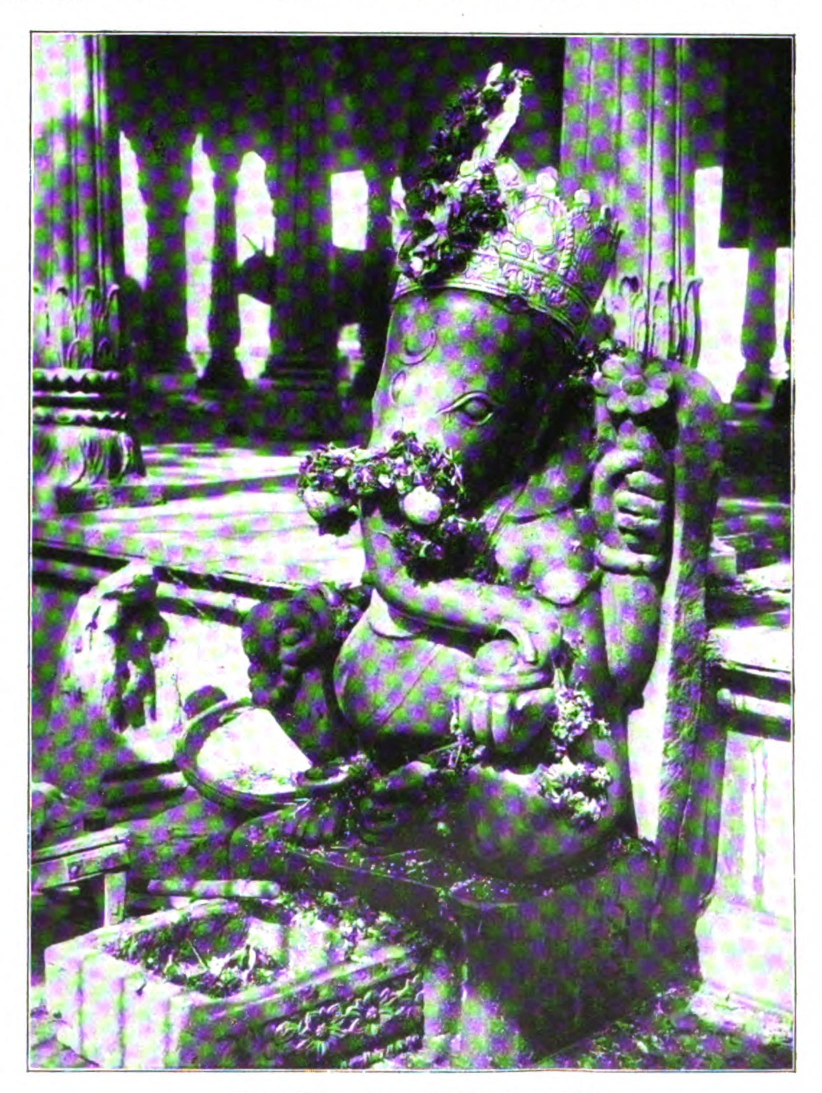
Ein altes Bild zeigt den Gott Krischna, die achte Inkarnation Wischnus, in zärtlichem Verkehr mit Radhka, deren Liebe in alten Schriften und Konterfeis gar oft besungen worden ist. Krischna ist von Legenden umwoben. Auf wunderbare Weise soll er den Nachstellungen seines Oheims Kamsa entgangen, von Hirten aufgezogen worden sein und mit einer ganzen Reihe Hirtenmädchen mehr oder minder heftige Liebesabenteuer gehabt haben.

Ein weit wunderbareres Zuhause als diese Götter haben die unendlich zahlreichen Himmelsbewohner der Jains, einer Sekte, die vornehmlich im südlichen Indien zur Blüte gelangt ist. Einer ihrer prachtvollsten Tempel ist der in den vulkanischen Bergen von Mount Abu, mehrere tausend Fuß über der Ebene. Diese Tempel kann man fast zu den Wundern der Menschenwelt zählen. Freilich sind sie nicht für jeden Geschmack einwandfrei. Wie ein Meer sinnverwirrender Details bieten sie sich, doch sie geben kein in sich organisch aufgebautes Bild, geben keine Einheit, stets ein Nebeneinander, nie ein Unter und Ueber. Sie sind uralt, und es ist wunderbar, daß die Jahrhunderte so gut wie nichts an ihnen zerstört. In den unendlichen Hallen mit ihrem Wald von Zehntausenden weißer Säulen, mit ihren Spitzendecken, gemeißelten Kandelabern und unzähligen Schreinen von Göttern und Gottesgestalten, mit ihren Ecken aus Filigran und dem unglaublichen Kleinwerk figuralen Details, das an jedem verfügbaren Platze angebracht ist, mit ihren Hunderttausenden von Genien, Menschen, Mythologien und Menschenpaaren, ist alles noch genau so wie vor undenkbar langer und verschollener Zeit. In den Höfen badet sich die Sonne, macht Fliesen, Erker, Terrassen, Türmchen und Schreine erglänzen und flutet froh auch durch die weiten Hallen aus Marmor und Sandstein, tropft von den weißen, so zerbrechlich scheinenden Kuppeln und macht alles heiter, wie voll pulsenden Lebens. Der Jainismus, dem Buddhismus nicht unähnlich, besitzt auch ein Nirwana wie dieser. Doch ist ihm das ein Eingehen der Seele in den Himmel,

das Wiederfinden der ursprünglichen, rein geistigen Natur der Jainseele. Alles ist dem Jain auf Erden belebt, alles voll eines Stückleins Geist. Daher steht hinter der Form stets eine Fee, ein guter oder böser Geist. Daher auch die unzähligen Verkörperungen jedes Tiers, jeder Pflanze, jeder Aeußerung des Lebens oder Todes. In diesen Tempeln sind nicht nur in allen Ecken, Mauerwinkeln und Vertiefungen Skulpturen, sondern auch alle Wände sind bedeckt mit zierlich ausgemalten und ausgemeißelten Wesen, deren Zahl unermeßlich ist und die eine fast unheimlich blühende Phantasie so verblüffend verschieden und mit immer neuen Charakterzügen und Attributen ausgestattet geschaffen hat.

Gläubigen ist es, die Geschichte ihrer Ahnen und Heiligen in einer Reihe von Holzskulpturen zu erzählen, die in allen möglichen Gesten und Betonungen höchst naturalistisch in der Gegend stehen. Die wilde Bewegung, in der diese Persönlichkeiten oft dargestellt sind, wirkt höchst ulkig. Einer schwingt sein Schwert in die Luft, der andre lacht fröhlich und zufrieden wie bei einer genußreichen Verdauung, ein dritter doziert mit allen vieren, ein vierter bändigt sein Pferd. Ein fünfter fällt von einem Elefanten. Zwei haben Streit oder Diskurs miteinander, andre wiederum kommen von der Jagd oder lassen sich mit Schmunzeln verführen. Die dabei aufgewandte Holzschneidekunst ist beträchtlich und die ganze

Geisterglaube hat auch in Birma, dem heute britischen Hinterindien, den Weg bis tief in die Volksseele gefunden. Obwohl hier der noch verhältnismäßig reinste Buddhismus der Jetztzeit erhalten ist, denkt sich das Volk wie überall dem rein Geistigen abhold, die Natur und ihre Einzelerscheinungen belebt. Vor allem böse Geister herrschen überall. Sie heißen Nats und sind ihren guten und schützenden Genossen höchst unfreundlich gestimmt. Der Mensch steht dazwischen und hat schwer zu tun, sich mit allen zu verhalten, es mit keinem zu verderben. Eines unsrer Bilder zeigt ein solches zweifelhaftes Wesen, diesmal freundlicher Sorte, das den Eingang eines Tempels, einer Pagode, bewacht. Ein seltsamer Brauch der



Ganescha, der Elefantengott

Art der Charakterisierung mehr als beachtenswert.

Von dem stillen, unsagbar reinen und wunderbaren Zauber der Pagoden und Häuser des Buddha zu reden, ist nicht mehr der Raum. Vielleicht ein andermal. Es scheint wie Entheiligung, im Vorüberstreifen an diese Persönlichkeit, an dieses Sein und an diesen Kreis zu rühren, der so abseits steht und der nicht mehr sein will und nicht weniger als nur gut.

Buddha, allerdings in stark verwaschener Gestalt, thront auch heute noch im ganzen östlichen Asien. Weit selbst von den Palmen Indiens, in Korea, stehen seine Tempel. Söul, die Hauptstadt, birgt vor ihren Toren, innerhalb deren kein einziger rechter Tempel liegt, ein Buddhabild. Wenn es auch nicht kunstvoll ist, so ist es doch gut gemeint und die Ruhe des Platzes läßt dem Heiligen Rast zur Versenkung in sich selbst. In demselben Tempel waltet noch ein andrer, minder abgeklärter Geist: ein verzerrtes und mißgestaltetes Phantom aus Gips und Farben, das sich über irgend etwas grimmig zu ärgern scheint, die Augen fletscht und die Faust ballt. An ihn zu glauben, wird nicht angenehmes Geschäft sein, und seine Gläubigen werden wohl meist die scheuen und ewig gegen Schrecken der Natur und des Himmels kämpfenden Bewohner der Gebirge sein.

Götter zu Hause! Eine seltsame Gesellschaft von Verehrten und eine seltsame Reihe Häuslichkeit. Und, seltsam auch, wie Angst und Schwäche den Menschen aller Zonen an nur allzu oft Kindisches und Eignes hängt. Aber lächeln wird man wohl über keine dieser Aeußerungen dürfen, denn auch wir, die uns hoch Dünkenden, sind noch immer nicht so ganz über all dies hinaus.



Ein indisches Götteridyll: Krischna und Radhka

Ein Besuch auf Skibo Castle

Von

Bertha von Suttner

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

„— — und Sie werden ein echtes Hochlandswillkommen finden.“ Mit diesen Worten schloß der Einladungsbrief, den im vorigen Sommer Andrew Carnegie an mich nach London richtete, und worin er mich aufforderte, Mrs. Carnegie und ihn in ihrem schottischen Heim zu besuchen, „falls mein Weg mich so weit nordwärts führte“.

Nun führte mich mein Weg allerdings nicht dahin. Der Londoner Friedenskongreß war absolviert, und mein Plan war, ohne weiteren Aufenthalt nach Oesterreich zurückzureisen. Aber die Aussicht, den berühmten Stahlkönig persönlich kennen zu lernen und dem Manne die Hand drücken zu können, der dem Haager Tribunal einen Palast erbaut, war mir zu interessant, als daß ich nicht freudig seiner Einladung gefolgt wäre.

Die Domäne Skibo liegt im äußersten Norden des Reichs. Eine sechzehnstündige Eisenbahnfahrt führt direkt von London über Inverneß nach Durnoch, von wo noch eine Stunde — per Automobil — Entfernung vom Schlosse liegt. Auf der Station erwarteten uns zwei Motorcars — ein offenes und ein geschlossenes — zur Wahl; mein Reisegefährte, Mr. Felix Moscheles, dessen Gast ich während der Londoner Kongreßtage gewesen und der gleichfalls eine Einladung Andrew Carnegies erhalten hatte — mein Reisegefährte und ich bestiegen den geschlossenen Wagen, und meine Jungfer fuhr in dem offenen nach. Die Straße führte durchwegs durch gepflegte Anlagen. Und überall die großen Blütenflächen von intensivstem Lila, die ich schon vom Coupéfenster aus auf Wiesen und Hügeln ausgebreitet sah: üppigstes Heidekraut. Nirgends gibt es so viel und nirgends so tieflila leuchtende Erikablüten wie in Schottland.

Nachdem wir eine Stunde durch die einem Park gleichende Landschaft gefahren — es war ungefähr zwölf Uhr mittags —, erblickte ich von weitem einen turmflankierten, aber ziemlich kleinen Bau.

„Da hätte ich mir das Milliardärschloß größer vorgestellt!“ rief ich.

„Ich auch,“ gab Mr. Moscheles zu. Doch als wir näher kamen, stellte sich heraus, daß dies nicht das Schloß, sondern nur die sogenannte „lodge“ war, durch deren Tor man erst in den eigentlichen Park gelangte, und bald bot sich unsern Blicken der majestätische Umriß der wirklichen Carnegieresidenz — ein Klein-Windsor.

Unter der Einfahrt harrten vier Diener, die uns beim Aussteigen und Ausschälen aus den Reisemänteln behilflich waren. Sie geleiteten uns durch eine prächtige Halle in einen ebenerdigen Salon, wo uns der Hausherr mit einem lauten „welcome“ ent-



Der Schloßherr von Skibo Castle

gegenkam. Eine nicht große, geschmeidige Gestalt, sportsmäßig in graukariertes Homespun gekleidet; kurzgestutzter weißer Bart, lachende Augen, breite Nase, freundlicher Mund, joviale Stimme — so stand der Herr von Skibo Castle vor uns und begann gleich zu plaudern und zu scherzen, als ob wir alte Freunde wären.

Mrs. Carnegie war über Land gefahren, einer früheren Verabredung gemäß, und sollte erst um fünf Uhr zum Tee heimkommen. Unterdessen wurden uns unsre Zimmer angewiesen, und eine Stunde später war die Schloßgesellschaft beim Lunch versammelt. Nicht sehr zahlreich. Erst am folgenden Tage — dem Eröffnungstage des „grouse shooting" — wurden viele Gäste erwartet.

Während und nach dem Luncheon — das eigentlich ein vollausgewachsenes Diner war — nahm das lebhafte und heitere Gespräch, bei dem der Hausherr stets der Führer blieb, seinen Fortgang. Mich frug er über den Londoner Friedenskongreß aus, und ich erzählte von dem großen Bankett, das die Regierung — aus dem neugeschaffenen internationalen Gastfreundschaftsfonds dem Kongresse unter dem Vorsitz des Premiers gegeben, und von der Audienz beim Königspaar im Buckinghampalast. Und erzählte auch von dem Vortragsabend in Queens-Hall, wo die Rede des Finanzministers Lloyd-George alle drei Minuten von im Saale verstreuten Suffragettes mit dem schrillen Ruf: „Votes for women! Votes for women!" unterbrochen wurde.

Ich befrug Carnegie um seine Erlebnisse in Kiel, wo er, wie ich wußte, im verflossenen Sommer mit Kaiser Wilhelm II. zusammengetroffen. Er erzählte, daß der Verkehr mit dem Monarchen ein außerordentlich ungezwungener sei, daß der Kaiser selbst voll guter Laune und Witz sei und bei andern gern Spaß verstehe.

„Sie, als amerikanischer Demokrat," hätte er bemerkt, „müssen eigentlich auf Kaiser und Könige nicht gut zu sprechen sein?"

„Das hängt ganz von dem persönlichen Wesen der betreffenden Funktionäre ab, Majestät," antwortete Carnegie. „Uebrigens," fügte er hinzu, „Majestät sollten einmal nach Amerika hinüberkommen, der Empfang wäre sicherlich ein jubelnder."

Der Kaiser erwiderte, daß ihn eine solche Reise sehr interessieren würde; aber er könne nicht so weit und so lang sich entfernen — man brauche ihn.

Darauf bat Carnegie um die Erlaubnis, eine Anekdote erzählen zu dürfen, Seine Majestät dürfe aber nicht böse werden.

„Nur zu!"

„Bei uns zulande war ein großer Fabrikbesitzer, der sich mit der Leitung der Geschäfte furchtbar plagte, alles bewachte, alles selbst anordnete und sich gar keine Ruhe gönnte. Sein Direktor redete ihm so lange zu, eine Erholungsreise übers Meer zu machen, bis er nachgab. Als er, erfrischt, wieder heimkehrte, rief er dem Direktor freudig zu: ‚Sie machen sich gar keinen Begriff, wie erlöst ich aufatmete, als ich die Fabrik hinter mir hatte. — ‚Ach, und wir erst, Herr!'"

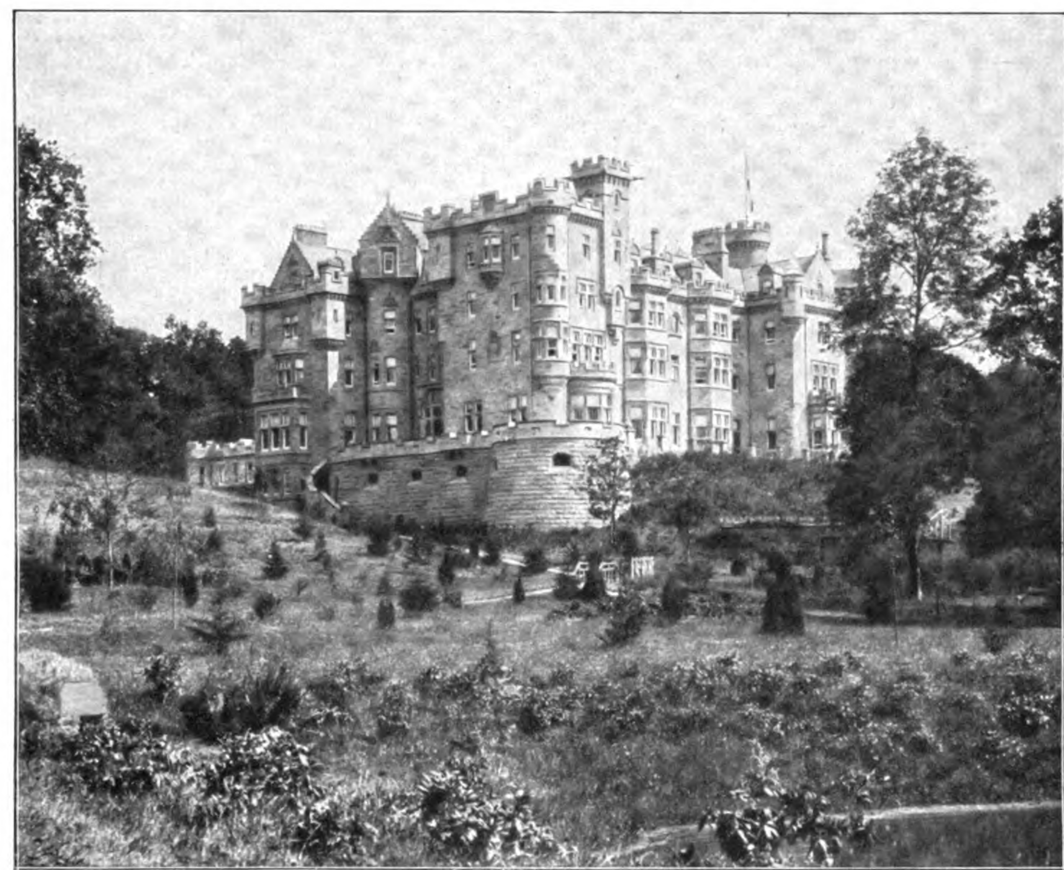
Der Kaiser lachte.

Und noch eine zweite Anekdote. Carnegie ist ein großer Anhänger der Weltfriedensidee. Und seine Meinung ist, daß es in der Hand des Deutschen Kaisers läge, die Verwirklichung dieser Idee zu beschleunigen. Er benutzte die Gelegenheit der Zusammenkunft in Kiel, um das Gespräch auf dieses Thema zu bringen. Der Kaiser erwiderte, daß er ja ohnehin nach Kräften ein Beschützer des Friedens sei — nur nach etwas andrer Methode . . . „Auf die Methode kommt es aber an, Majestät — da möchte ich mit gütiger Erlaubnis noch ein Geschichtchen erzählen. Auf einer Straße fuhr ein zweispänniger Landauer; — vorbei sauste, Staub aufwirbelnd, in rasendem Tempo ein Tandem. Als der Lenker des Zweigespanns später dem Tandemfahrer vorwarf, auf solche Weise die Leute zu erschrecken, sagte dieser: ‚Ich habe ja auch, wie du, zwei Pferde angespannt, nur nach etwas andrer Methode.' — ‚Auf die Methode kommt aber viel an,' entgegnete der andre, ‚zum Beispiel ist es doch ein großer Unterschied, ob ich meine Hände so halte (Geste des Betens) oder so (Geste der langen Nase).'"

Der Kaiser lachte wieder.

Andrew Carnegie ist durchaus Optimist. Schon in der ersten Stunde sagte er uns seinen Wahlspruch, der da lautet: „Alles wird gut werden auf dieser Welt — denn es wird ja alles besser."

Manche Leute werden finden, daß man leicht Optimist sein könne, wenn man es vom „bobbinboy" zum Potentaten im Milliardenland gebracht hat. Verschiedene



Copyright Valentine

Blick auf Skibo Castle

Melancholiker würden kreuzfidel werden, wenn man sie in den Besitz von Skibo Castle und der dazugehörigen Stahltrustaktien setzte.

Nachmittags gegen fünf kam die Hausfrau von ihrem Ausflug heim, begrüßte ihre inzwischen angekommenen Gäste und machte sich gleich an die so graziös-frauliche Pflicht des Teebereitens und -einschenkens. Mrs. Louise Whilfield Carnegie ist nicht Amerikanerin; sie entstammt einer vornehmen englischen Familie. Auch sie ist lebhaft und heiter und von großer Natürlichkeit. Elegante Gestalt, scharfgemeißelte intelligente Züge, deren Strenge durch ein feines, stets freundliches Lächeln gemildert wird. Andrew Carnegie ist, obgleich man es ihm nicht ansieht, über siebzig Jahre alt, und er hat erst spät im Leben — etwa vor zwanzig Jahren — geheiratet. Das Paar hat eine einzige, spätgeborene, jetzt zwölfjährige Tochter.

Nach dem Tee führte mich Mrs. Carnegie in den Park, um ihre Blumen zu zeigen. Der Park ist meilenweit; unser Spaziergang war nur auf die Terrassen, die „pleasure grounds“, die Glas- und Treibhäuser beschränkt. Skibo liegt nicht unmittelbar am Meere — aber Carnegie hat sich künstliche Fjords geschaffen: Einbuchtungen, von welchen aus er mit seiner Jacht direkt vom Park in den Ozean segeln kann. Meerwasser wird auch in ein marmornes großes Badebassin geleitet, das im Park liegt, mit Glas gedeckt und von einem mit elegant eingerichteten Badekabinen gefüllten Bau umgeben ist.

Wenn die zweite Dinerglocke ertönt — um halb acht —, versammelt sich die Schloßgesellschaft — natürlich in full dress — im Salon. Bald wird das Diner gemeldet, die Paare bilden sich und — nun gibt es eine Ueberraschung. Zwei Dudelsackpfeifer im Hochlandkostüm warteten im Nebenraum und gehen jetzt, ihre alten Weisen spielend, den Gästen in den Speisesaal, der an einem andern Ende des Flügels liegt, voran; auch im Speise-

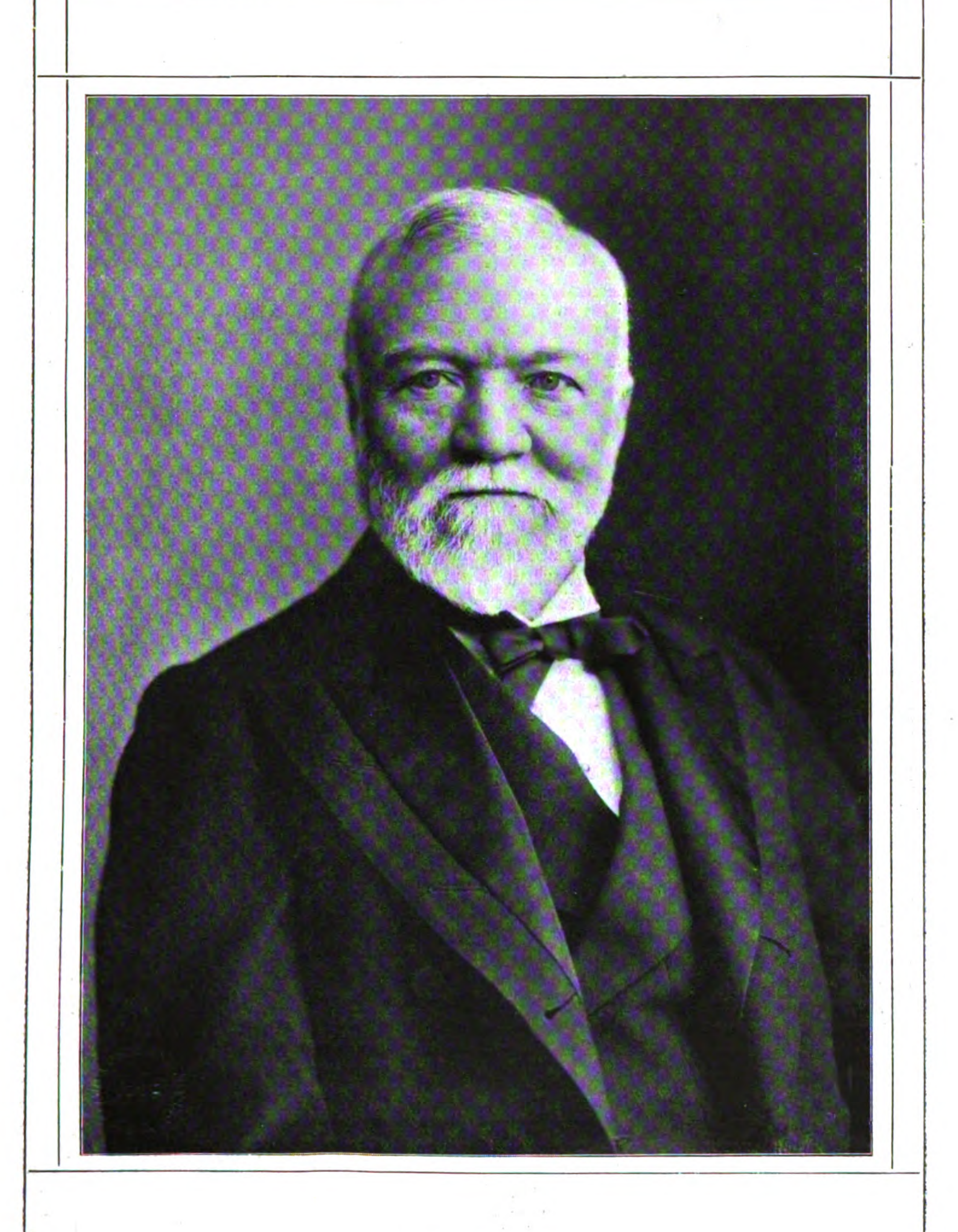
saal gehen sie einmal um die Tafel herum — die Tischgesellschaft ihnen nach, dann entfernen sie sich durch eine andre Türe und jetzt setzt man sich erst zur Suppe nieder.

Nach der Mahlzeit entfernen sich — wie das englische Sitte ist — zuerst die Damen und begeben sich in den Salon zurück, wo ihnen ein angestellter Hauspianist, der ein vortrefflicher Künstler ist, klassische und moderne Stücke vorspielt, während die Herren noch „over their wine" im Speisesaal eine Stunde zurückbleiben. Dann aber schließen sie sich den Damen an, deren etwas schläfrig gewordene Stimmung sich in eine angeregte verwandelt.

Ich habe eine Woche in Skibo zugebracht; während der Zeit kamen und gingen verschiedene Gäste — wir waren gewöhnlich zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Personen bei Tisch. Nicht alle Namen und Physiognomien haben sich mir eingeprägt. Ich nenne nur: Whitelaw-Read, der amerikanische Botschafter in London, und Mrs. Whitelaw-Read; der „Lord Advocate of Scotland" (dieser Titel bezeichnet, wie man mir sagte, ein sehr großes Tier) und Frau, und Lord John Morley, der berühmte liberale Politiker.

Um halb acht Uhr früh wird Reveille geblasen. Um diese Stunde gehen nämlich die Dudelsackpfeifer um das Schloß herum und dudeln die Gäste aus dem Schlaf. Um acht Uhr braust eine fromme Weise von der in der Halle aufgestellten großen Orgel durch die Räume. Andrew Carnegie ist zwar gar nicht kirchlich fromm und bekennt sich offen zu seinem Freidenkertum — auch vor seinen geistlichen Freunden —, aber die Weise, die in der Musik, besonders in den Orgelklängen liegt, hält er für eine seelenerhebende Kraft. Um halb neun sind im Frühstückszimmer der Tisch und die „side boards" mit allerlei Frühstückskost besetzt, darunter auch Schüsseln mit warmen Fischen und Braten, mit ganzen kalten Schinken und Kalbskeulen. Zum Frühstück kommen die Gäste zwanglos, und jeder bedient sich selbst. Nach dem Mahle stellt der Hausherr die Frage, wer zur Jagd, wer zum Lachsfischen, wer in der Jacht, wer im Automobil, wer zu Wagen oder zu Pferd Ausflüge machen wolle, um danach die nötigen Orders zu geben. Er selbst macht jeden Morgen mit einem Jugendfreund — Mr. Miller — eine Golfpartie. Vielleicht ist es diese Gepflogenheit, die ihm die Elastizität seiner Glieder bewahrt. An den andern Belustigungen seiner Gäste nimmt er nur selten teil, denn ihn fesselt die Arbeit an seinen Schreibtisch. Von den Geschäften zwar hat er sich zurückgezogen, aber die Administration eines so großen Vermögens, die Dispositionen über die Spenden, die Führung der Korrespondenz — alles das gibt Arbeit in Fülle. Aber damit ist's nicht genug: Carnegie ist ein fleißiger Schriftsteller. Für zahlreiche vornehme Revuen und „Magazines" schreibt er Essays über wirtschaftliche, politische und soziale Fragen; diese Tätigkeit setzt auch fortgesetzte Lektüren und Studien voraus, und es vergeht daher kein Tag, an dem er nicht ein paar Stunden in seiner Bibliothek verbrächte. Was nun die Korrespondenz betrifft, so beschäftigt sich damit ein Stab von Sekretären. Es laufen täglich bis zu zweihundert Briefe ein. Darunter neunzig Prozent Bettelbriefe. Der eine verlangt einen Ersatz für seine gebrochene Ofenröhre, der andre eine Million Dollars zur Gründung eines Weltblatts. Projekte, Pläne, Erfindungen, Zeichnungen, Ratschläge für Verwendung der Gelder; Anträge zum Ankauf von Bildern, Sammlungen, Schlössern; flehentliche Bitten zur augenblicklichen Rettung vor Hunger oder Pfändung, zur Ermöglichung, ein Buch zu veröffentlichen, eine Badekur zu machen, eine Tochter auszustatten, eine Flugmaschine zu konstruieren, ein Klavier zu kaufen oder einen geliebten Großvater vom Star operieren zu lassen.

Von früh bis abends und von abends bis früh könnte der Empfänger einer solchen Posttasche nichts andres tun, wenn er dies alles bewältigen wollte, als lesen, lesen, lesen — und da bliebe erst noch zum Beantworten keine Zeit. Zum Glück sind die Sekretäre da, deren nützlichster Apparat der Papierkorb ist. Nur sorgfältig Gesichtetes wird dem Adressaten zur Durchsicht unterbreitet. Die Schreiber von Bettelbriefen pflegen einen großen Rechenfehler zu begehen. Sie subtrahieren nur: „Was bedeutet der von mir verlangte Betrag angesichts des Vermögens, von dem er abgezogen werden soll? — Ein Nichts!" Wenn sie aber multiplizieren würden: Was sie verlangen, das verlangen Hunderttausende von andern auch



Andrew Carnegie

— dazu reicht kein Vermögen aus! Namentlich bliebe nichts für die Spenden eigner Wahl. Wenn man eine Summe zu allgemein wohlfahrtsfördernden Zwekken bestimmt (im ganzen hat Andrew Carnegie bis jetzt ungefähr 139 Millionen Dollars zu solchen Zwecken hergegeben), da bildet sich ein Verantwortlichkeitsgefühl, ein Gefühl der Gewissenspflicht heraus, diese Summe so nutzbringend als möglich zu verwerten, sie nicht an vielleicht Unwürdige, an vielleicht verrückte Projektenmacher ziellos zu vergeuden, ohne jeden andern Grund, als weil man darum gebeten worden ist. Die bequemste Art des Wohltuns ist es freilich, auf jedes Almosengesuch „Ja" zu sagen und die bereits bestehenden Wohltätigkeitsanstalten: Spitäler, Waisenhäuser und dergleichen mit Spenden zu versehen. Doch so leicht macht sich Carnegie seine Aufgabe nicht. Seine Freigebigkeit ist eine schöpferische. Er arbeitet für die Zukunft, indem er solche Dinge fördert, die, nach seiner Ansicht, die Menschheit auf ein höheres Niveau heben sollen. Er gleicht darin einigermaßen jenem andern Philanthropen, Alfred Nobel, der auch darauf bedacht war, die Hilfsquellen menschlicher Veredlung und Beglückung — Wissenschaft und Frieden — durch seine Legate zu fördern. Andrew Carnegie tut ein gleiches schon bei Lebzeiten, und so kann er seine Intentionen auch viel sicherer zur Ausführung bringen, kann sie seinen neuen Erfahrungen anpassen — was alles bei den festgefrorenen und oft von den Exekutoren ungenau verstandenen Testamentsverfügungen nicht möglich ist. Kenntnisse, Bildung zu verbreiten, den Geist zu entwickeln: darin sah Carnegie vor allem das Mittel, menschliches Wohl zu fördern, weil er aus eigner Erfahrung wußte, wieviel er seiner Passion zu lesen und zu lernen, zu danken hatte. Daher kommt es, daß er so viele öffentliche Bibliotheken gegründet hat. Doch die Bibliotheken bergen in sich nur die Schätze des schon errungenen Wissens: unserm Menschenfreund handelt es sich darum, diese Schätze zu mehren, und daher gibt er Gelehrten und Forschern die Mittel an die Hand, ihre Studien ersprießlich zu betreiben. Man hat von dem Amerikaner Luther Burbank gehört, dem es gelingt, die merkwürdigsten Pflanzenveredlungen zu erlangen und an der Schaffung einer Kakteenart zu arbeiten, deren Anbau eine ungemein reiche und billige Nahrungsfrucht ergäbe. Kaum hat Carnegie davon erfahren, so beeilt er sich, diesem Manne, der kein Fachmann und der nicht reich ist, einige studierte Botaniker an die Hand zu geben und ihn nebstbei mit genügendem Kapital zu versehen. Gegenwärtig wird an der Herstellung eines Teleskops gebaut, das an Größe und Schärfe alle bisher existierenden Fernrohre übertreffen und uns den Mond in beinahe greifbare Nähe bringen soll: der Erbauer heißt Andrew Carnegie. Die Freude leuchtet ihm aus den Augen, wenn er von diesen und ähnlichen Unternehmungen spricht. Die Freude an den Eroberungszügen des menschlichen Wissens und Fleißes ins Wunderland der künftigen Möglichkeiten. „Alles muß gut werden, weil ja alles besser wird."

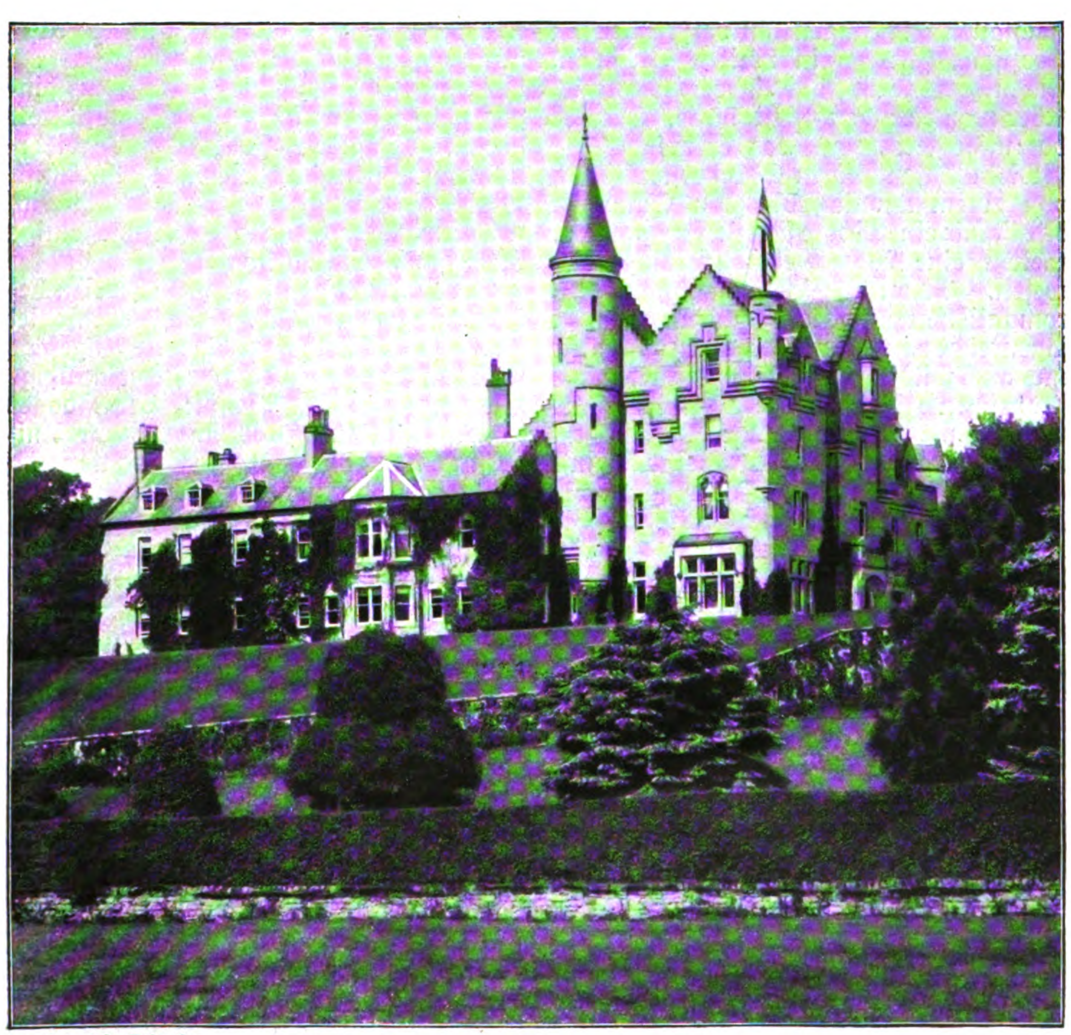
Doch was hilft der Menschheit das Schöner- und Reicherwerden ihres Planeten, was die Bezwingung der Naturkräfte, die Hebung der Naturschätze, wenn sie selber in ewiger Feindschaft sich bedroht und zerfleischt, wenn die herrlichsten Errungenschaften des Erfindergeistes in den Dienst der gegenseitigen Schädigung und Vernichtung statt der gegenseitigen Hilfe und Beglückung gestellt werden? Diese Frage hat sich Carnegie offenbar vorgelegt und sie hat seine Tätigkeit auf jenes Gebiet gelenkt, auf welches er seit einigen Jahren mit Wort, Schrift und Millionenspenden befruchtend arbeitet. In diesem Sinn hat er für den Bau eines Palastes für das internationale Tribunal im Haag gesorgt, ebenso für das „Bureau der amerikanischen Republiken" in Washington, eine Institution, die als das entscheidende Forum für alle zwischen den Staaten des Kontinents etwa ausbrechenden Streitigkeiten eingesetzt ist. In diesem Sinne auch stiftete er, um den Staatsminister Elihu Root*) für seine Friedensarbeit zu ehren, am Hamilton College eine Summe von 200 000 Dollars als „The Elihu Root Peace Fund". In diesem Sinne endlich sorgt er dafür, ohne sich zu nennen, daß die Interparlamentarische

*) Dieser Staatsmann war es, der die Rundreise in den Republiken Südamerikas unternommen, um die panamerikanische Einigung zu bilden, die ihren Ausdruck in dem erwähnten „Bureau der panamerikanischen Republiken" gefunden hat.

Union über ein ansehnliches Budget verfüge, ansehnlich genug, um einen Generalsekretär mit einem Jahresgehalt von 25 000 Franken anzustellen; und sorgt weiter dafür, daß die „Conciliation Internationale“, ein Verein, der von Baron d'Estournelles in Paris gegründet, eine Filiale in Neuyork besitzt (unter der Leitung des Harwardprofessors Butler), eine andre Filiale in London (unter der Leitung Lord Weardales); er sorgt dafür, daß diese Vereinigung reich dotiert sei und ihre Publikationen in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiten könne. Als eine Friedensstiftung kann auch der Heldenfonds (5 Millionen Dollars) betrachtet werden, denn im Stiftungsbrief sagt Carnegie ausdrücklich:

„Wir leben in einem heroischen Zeitalter. Nicht selten geschieht es, daß wir von edeln Heldentaten hören, bei welchen Männer und Frauen verletzt oder getötet werden, indem sie versuchen, ihre Mitmenschen zu schützen oder zu retten: dies sind die Helden der Zivilisation. Die Helden der Barbarei hingegen haben ihre Mitmenschen getötet.“ Diesen Fonds, aus dessen Interessen die „Helden der Zivilisation“ belohnt oder ihre Hinterbliebenen unterstützt werden sollen, hat Carnegie vor fünf Jahren in Amerika gegründet. Einen zweiten hat er im Mai dieses Jahres zu Händen des Präsidenten Fallières für Frankreich überreicht.

Wer von alledem Kunde hat, könnte leicht glauben, daß ein so entschiedener Friedensprotektor keinem Friedensverein,



Carnegies Schloß und Park in Schottland

der sich von ihm eine Spende erbittet, etwas abschlagen könne, und in der Tat haben auch die mehr als zweihundert Friedensgesellschaften der Welt solche Gesuche nach Neuyork und nach Skibo gerichtet. Ich gestehe, daß ich vor mehreren Jahren selber auf die gleiche glänzende Idee gekommen war und im Namen des österreichischen Friedensvereins auch um einen beliebigen Beitrag — den meine Phantasie entsprechend hoch ausmalte — für dessen Propagandakasse bat. Aber da hatten wir alle nicht mit dem Sekretariatswall und mit dem Papierkorbabgrund gerechnet. Und nicht damit, daß, wenn die Gesuche auch zu des Adressaten Gesicht kämen — derselbe sich nichts suggerieren läßt; daß er nur nach eignem Impulse, nach eignem Ermessen seine Freigebigkeit walten läßt — und da nicht in geringen, nach allen Richtungen hin versprühenden Tropfen, sondern in breiten Strömen. Einen harten Kopf hat Andrew Carnegie. Aber wenn er den nicht hätte, wäre er das nicht geworden, was er ist!

Mein Aufenthalt in Skibo erstreckte sich von einem Montag bis zum Samstag. Nie ist mir eine Woche schneller vergangen. Selten eine Woche eindrucksreicher gewesen. Schon das Bewußtsein, in dem romantischen Schottland zu weilen, in den sagenreichen, von wilder Naturschönheit und auch wilden historischen Erinnerungen strotzenden Highlands! Und dieser grelle Gegensatz, den gerade hier der Rückblick in die Vergangenheit, der Vergleich mit der Gegenwart und der Ausblick in die Zukunft bieten. Hier die Stätte, wo die kriegerischen Clans einer dem andern Fehde bot, wo Adelsstolz und strengster Glaubenseifer herrschten, da waltet nun der plebejisch geborene, freisinnige Demokrat, dessen Ideal das friedliche Nebeneinanderleben — nicht nur der heimatlichen Clans, sondern aller Nationen der Erde ist. In der Halle von Skibo Castle gibt es eine kuppelförmige Ausbuchtung, deren Fenster mit Glasmalereien verziert sind. Diese Malereien stellen vor: den Earl Sigurd, der vor dem Schloß — im zehnten Jahrhundert — im Kampfe fiel; dann den Bischof Gilbert, dessen Wohnsitz Skibo war — im dreizehnten Jahrhundert; endlich den Marquis of Montrote, der im Jahre 1650 hier geweilt. Eine vierte Glasscheibe zeigt das kleine Segelschiff, auf dem — im neunzehnten Jahrhundert — die arme Weberfamilie aus Dunfirmline nach Amerika ausgewandert war, ihr Brot zu suchen . . .

Carnegie erzählt gern von seinen demütigen Anfängen im Leben; von der unvergleichlichen Freude, die er genoß, als er, zwölf Jahre alt, seinen ersten Wochenverdienst, einen Dollar und zwanzig Cents, zum elterlichen Haushalt beitragen konnte: „Ich habe mit großen Summen zu tun gehabt, viele Millionen von Dollars sind mir seither durch die Hände gegangen. Aber die echte Befriedigung, die mich über jenen einen Dollar und zwanzig Cents erfüllte, überwog jede spätere Freude an Gelderwerb. Es war der unmittelbare Lohn für ehrliche Händearbeit; es stellte eine Woche sehr harter Arbeit vor — so hart, daß, abgesehen von dem Zwecke, der sie heiligte, die Bezeichnung ‚Sklavenarbeit‘ kein zu starker Ausdruck dafür gewesen wäre.“

Von den Taten seiner Munifizenz hingegen erzählt er nichts und gibt auf direkt darauf bezügliche Fragen nur widerstrebende und ausweichende Auskunft. Da ich aber neugierig war, erkundigte ich mich im Sekretariat und erfuhr einige interessante Einzelheiten:

Die Zahl der gestifteten Büchereien beträgt ungefähr 1900. Fast ebensoviel städtische Bibliotheksgebäude. Ungefähr sechshundert Spenden für gemeinnützige Bauten (wie zum Beispiel der Haager Palast) und für Dotierungen von Universitäten in den Vereinigten Staaten und Kanada; viertausend Stück Kirchenorgeln. Wie man sieht: alles zum Zwecke, die Geister zu bilden, die Seelen zu erheben. Ganz derselbe Gedankengang wie bei Alfred Nobel, der mir einmal schrieb: „Wissen Sie, was nötig ist, damit die heute noch als utopisch geltenden Fortschrittsideale erreicht werden —: daß ein neues Geschlecht heranwächst mit verfeinerten Gehirnen.“

Carnegie wird vom König Eduard ganz besonders geschätzt. Als dieser, im Krönungsjahr, nach seiner Genesung, das Reich bereiste, besuchte er den Schloßherrn von Skibo und hielt sich einen Tag da auf. Auch in dem Briefe, den der König kürzlich an Carnegie gerichtet hat, drückt sich diese Schätzung deutlich aus. Vermutlich sind es dessen pazifistische Bestrebungen, die dem König vor allem sympathisch sind. Dabei muß ich an eine

Episode denken, die der in Skibo anwesende Lord-Advocate von Schottland uns damals erzählte. Kurz zuvor war der Prinz von Wales, der eben von seinem Besuch in Quebec zurückgekehrt war, nach Edinburgh gekommen. Bei einem Empfange führte der englische Thronfolger mit dem Lord-Advocate ein längeres Gespräch. Die Rede war auch auf die Reise des Königs nach Reval und die mit Rußland getroffenen Abmachungen gekommen, die ja im Reiche selber auf mancherlei Bedenken stießen. „Eines können Sie überzeugt sein," sagte der Prinz von Wales, „was immer mein Vater unternehmen mag, geschieht nur im Interesse des Weltfriedens."

Als ich mich von meinen Gastgebern und den Hausgenossen verabschiedet hatte — schon stand das Automobil zur Abfahrt bereit —, bat mich Mrs. Carnegie noch, mit ihr in einen Nebensalon zu kommen und dort meinen Namen in das „visitors book" einzutragen. — Ich folgte ihr und setzte mich vor den Schreibtisch, wo das Buch schon aufgeschlagen war. Mrs. Carnegie legte ein Päckchen vor mich hin: „Das soll ein Andenken an Ihren Aufenthalt in unserm Hochland sein..." Es war ein Löffel aus schwarzem Horn. „Sehen Sie," fügte sie hinzu, „mit solchen Löffeln ißt hier jedermann seinen Hirsenbrei — die schottische Nationalspeise." Auf dem Stiel steht in silberner Reliefschrift der Name Skibo; jedem scheidenden Gast wird ein solcher Löffel zur Erinnerung mitgegeben.

Nachdem ich mit meiner Eintragung fertig war, plauderte ich noch ein Weilchen mit der Hausfrau und erzählte ihr, wie ich — aus allem, was und wie Mr. Carnegie über sie gesprochen, schließen konnte, wie hoch er sie halte, welcher Teil ihr an seinem Wirken und Tun zukomme — wie sie seine Egeria sei.

Lebhaft ist mir im Gedächtnis geblieben, was die Frau darauf antwortete. Ich sehe sie noch vor mir; vorhin hatte sie, um in das Buch zu schauen, sich auf einem neben dem Schreibtisch stehenden Schemel gekniet.

„Ich?" rief sie jetzt, „oh, das alles bin ich nicht — nur eine demütige Helferin... Nicht ihn lenken — nur dienen kann ich ihm. Die großen Dinge, die er ersinnt und vollbringt" — dabei hob sie die Arme wie in einer Andachtsgeste, und ihr Blick verklärte sich — „die entspringen seinem eigensten Geist... ich bin nur da, ihm das Leben zu erleichtern und zu glätten, ihn mit meiner Zustimmung und meiner Liebe in seinem Wirken zu bestärken: his humble helpmate, that is all!"

Um viele, nachhaltige Eindrücke bereichert, verließ ich den schönen Ort, und wenn ich seither von neuen Errungenschaften des menschlichen Genius höre, von neuen Bemühungen und Erfolgen auf dem Gebiete der Völkerannäherung, so tönt mir Andrew Carnegies zuversichtliches Wort nach: Es wird noch alles gut, denn es wird ja alles immer besser.

Grausamkeit

Eine Fabel

Ein großer Lehrer schnitt einem noch lebenden Sperber den Magen auf und sagte zu seinen Schülern: „Meine Herren, die Dicke und Härte der Magenwände dieses furchtbaren Raubvogels und — wie wir finden werden — die Schärfe seines Magensaftes gestatten einen Schluß auf seine fast beispiellose Gefräßigkeit und Roheit und auf die Grausamkeit, mit der er das wehrlose Opfer vertilgt. Wohl kein kleineres Tier ist vor ihm sicher. Was er erblickt, entflieht ihm selten. Meist muß es das Leben lassen..."

„Ach, Menschenkind," schrie der zuckende Vogel, „ich töte sie schnell und tue es nur, weil mich der Hunger treibt. Aber weshalb marterst du mich?!"

Robert Walter-Freyr



I

Ich hatt' ein still Begräbnis heut.
Mein Liebstes ward begraben.
Begraben ohne Grabgeläut
Und Chorgesang der Knaben.

Es war ein Wesen schmal und zart
Mit blauverträumten Blicken
Und hatte nach der Psychen Art
Zwei Flügel auf dem Rücken.

Es starb und ließ mir nichts zurück
Als wie den Trost auf drüben.
„Mein Hoffen auf ein bißchen Glück",
Steht auf dem Stein geschrieben ...

II

Mein Gott, ich hab' es tot geglaubt,
Nun naht es mir mit Singen!
Nur blasser scheint sein schönes Haupt,
Und dunkler seine Schwingen.

Es singt: „Wer von den Himmeln ist,
Dem bleibt das Grab auch offen.
Drei Tage schlief Herr Jesu Christ,
Drei Tage schlief dein Hoffen.

Wohin ich zeige und dich zieh',
Das wechselt wohl beständig,
Doch ganz erstorben bin ich nie,
Solang du selbst lebendig.

Noch wenn's ins letzte Dunkel geht,
Begleit' ich dich und weise
Den Stern dir, der dahintersteht,
Und wünsch' dir gute Reise!" ...

Georg Busse-Palma

Zwei Schauspielpremieren vor zwanzig Jahren

Von

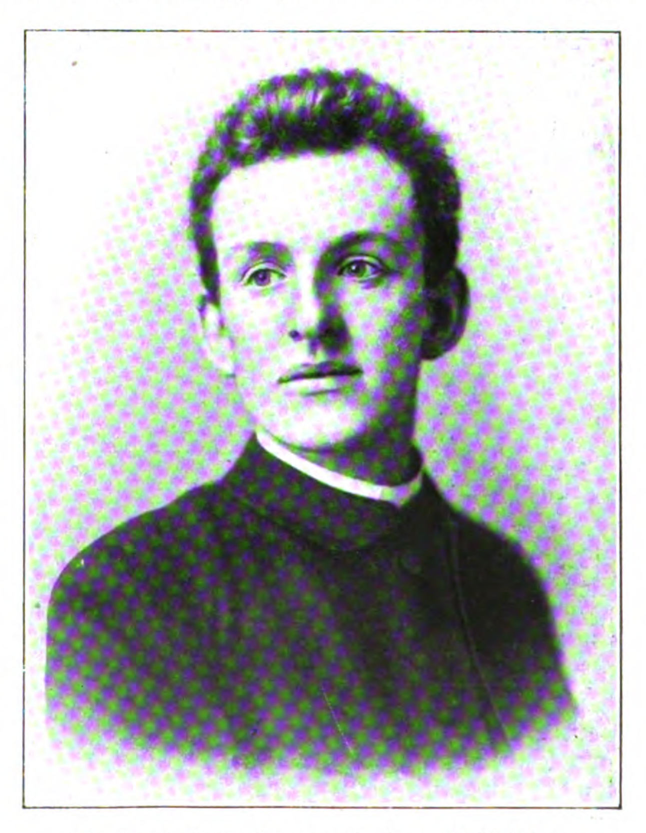
Hermann Kienzl

(Hierzu sieben Abbildungen)

Am 20. Oktober und am 27. November werden zwanzig Jahre verflossen sein seit den Berliner Uraufführungen der Schauspiele „Vor Sonnenaufgang" und „Die Ehre" — der dramatischen Erstlinge von Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann. Zwanzig Jahre: — sie können ein Stäubchen auf der Wage sein; sie können aber auch, wenn sie gerade den Prozeß tiefgreifender Umwertungen umspannen, schwerer wiegen als siebzig oder mehr des Stillstands, des behaglichen Genießens von ererbtem Gut. Im Herbst 1889 erlebte man die beiden Theateraufführungen nur als starke Sensationen. Heute muß der Rückschauende bekennen, daß der 20. Oktober und der 27. November zwei Torflügel waren, die weit aufsprangen, während rostige ästhetische Ketten klirrend zu Boden fielen.

Ueber die geöffnete Schwelle zieht seit zwei Jahrzehnten die neue dramatische Kunst. Sie hat Wesen und Gestalt seit dem Befreiungsjahre vielfach verändert; sie hat die Fahne der Partei (der „naturalistischen") längst eingerollt, und ihre Hauptleute folgen mannigfachen bunten Feldzeichen. Trotzdem stammt jeder von ihnen, ob er es wahr wissen will oder nicht, stammt die gesamte jüngste Dramatik ebenso sicher wie die deutsche Sturm- und Drangperiode des Jahres 1889, von dem Schöpfer unsers künstlerischen Zeitalters, dem romantischen Realisten Henrik Ibsen. Die Naturalisten waren die ersten, die den mächtigen Einschlag von Ibsens Wahrheitsschau und der naturgesetzlichen Dynamik seiner gesellschaftsrevolutionären Wandlungs- und Vererbungsdramen empfingen. Doch aus dem Gefäß mit dem doppelten Boden nahmen sie nur einen Teil des Inhalts. Sie wandten sich aus dem Nebel verlogener Phantasien der Erde zu, suchten den wirklichen Menschen, die wirklichen Zustände. Vom dritten Reich, das auf Erden liegt, dem in Ibsens Dichtung die verborgenen Ströme entgegenwallen, das nur gesucht, nie gefunden wird, hatte der deutsche Naturalismus in seinen Flegeljahren bloß eine matte Ahnung.

Von der Tribüne ist der Naturalismus gewichen. Aber wer ihn genau kennt, scheut sich, ihn mit einem hochmütigen



Gerhart Hauptmann in der Zeit seines jungen Ruhms

Schlagwort für „erledigt“ zu erklären. Der Naturalismus war nicht bloß Zerstörer und Ueberwinder. Er hat die Wehleidigkeit verjagt und an ihrer Statt das Mitleid eingesetzt. Er hat das soziale Schauspiel geschaffen, und die Natur, seine eigentliche Patin, sinkt nicht mehr hinab in die Botmäßigkeit der konventionellen Täuschungen. Bis zu den dunkeln Quellen des Ahnenblutes dringt auch der romantische „Oedipus“ des Hofmannsthal. Das psychologische Problem regiert in unserm Drama; doch ist es heute mehr das persönliche als das Massenproblem.

Die Torflügel zu unsrer neuen Zeit des Dramas, so sagte ich, wurden am 20. Oktober und am 27. November 1889 geöffnet. Zwei einander sehr unähnliche Torflügel! Man hätte Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ und Sudermanns „Die Ehre“ niemals für literarische Nachbarn gehalten, würde nicht die Duplizität der Ereignisse den beiden Stücken eine Art von gemeinsamer geschichtlicher Vergangenheit verliehen haben. Das Hauptmannsche Säuferdorf und das Sudermannsche Hinterhaus verblüfften ein von den Härten der niedrigen Wirklichkeit bisher unverletztes Publikum fast gleichzeitig — mit dem rücksichtslosen Duft ihrer lebensechten Atmosphären.

Verein Freie Bühne.

Sonntag, den 20. October 1889.

Vor Sonnenaufgang

Soziales Drama in fünf Aufzügen von **Gerhart Hauptmann.**

Rolle	Darsteller
Krause, Bauerngutsbesitzer	Hans Pagay.
Frau Krause, seine zweite Frau	Louise von Pöllnitz
Helene, Krause's Tochter erster Ehe	Elsa Lehmann.
Hoffmann, Ingenieur, verheirathet mit Krause's anderer Tochter erster Ehe	Gustav Kadelburg.
Wilhelm Kahl, Neffe der Frau Krause	Carl Stallmann.
Frau Spiller, Gesellschafterin bei Frau Krause	Ida Stagemann.
Alfred Loth	Theodor Brandt.
Dr. Schimmelpfennig	Franz Guthery.
Beibst, Arbeitsmann auf Krause's Gut	Paul Pauly.
Guste, Mägde auf Krause's Gut	Sophie Berg.
Liese, Mägde auf Krause's Gut	Clara Hahn.
Marie, Mägde auf Krause's Gut	Antonie Ziegler.
Baer, genannt Hopslabaer	Ferdinand Meyer.
Eduard, Hoffmann's Diener	Edmund Schmasow.
Miele, Hausmädchen bei Frau Krause	Helene Schule.
Die Kutschenfrau	Marie Gundra.
Golisch, genannt Gosch, Kuhjunge	Georg Baselt.

Ort der Handlung: ein Dorf in Schlesien.

Regie: Hans Meery.

Nach dem ersten Akt findet eine Pause statt.

Ein Dokument der Literaturgeschichte: Der Premierenzettel von Gerhart Hauptmanns naturalistischem Programmdrama „Vor Sonnenaufgang“

Will man verstehen, daß Sudermann lange Jahre hindurch allgemein in unmittelbarer Nähe von Hauptmann genannt wurde; will man begreifen, daß auch die Premiere der „Ehre“ ein geschichtliches Datum für die junge dramatische Literatur geworden ist: dann muß man an den späteren Gesellschaftsdramen des Dichters vorbeisehen; dann kommt nicht einmal dessen beste Kraft, die Satire, wesentlich in Betracht; dann hat man sich in die Zeit einzufühlen, in der eine unverblümte Schilderung der großstädtischen Sumpftypen noch nicht einmal den Romanen Emile Zolas verziehen wurde; da stand man vor der bühnenmäßigen und schlagkräftigen Wirklichkeit der Sudermannschen Familie Heinicke wie vor einer — Offenbarung. Nur die historische Betrachtung ist in diesem Falle gerecht. Sie protestiert gegen die spätere einseitige Unterschätzung eines Dramatikers, der mit seinem siegreichen Bühnentalent und dem Wagnis seines ersten Hinterhauses in einem entscheidend wichtigen Zeitpunkt dazu beigetragen hat, die Bahn von Vorurteilen zu säubern und dem Goethe-Wort Geltung zu verschaffen: „Unsre deutschen Aesthetiker reden zwar viel von poetischen und unpoetischen

Gegenständen, und sie mögen in gewisser Hinsicht nicht ganz unrecht haben. Allein im großen und ganzen bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß."

Verwandt in der einen Linie, waren und blieben im übrigen die beiden Dichter einander so wesensfremd, wie sich die Bühnenschicksale ihrer ersten Dramen grundverschieden gestalteten. An dieser Stelle ist es nicht meine Aufgabe, spezifische Werte zu messen, die ja gar nicht recht kommensurabel sind. Meine Betrachtungen gelten den theatergeschichtlichen Tatsachen und nicht den tieferen Quellen.

Dem Jahre 1889, diesem Berliner Revolutionsjahre der Theaterkunst, wurde von der Hauptmann- und von der Sudermann-Premiere der äußere Stempel aufgedrückt. Natürlich waren diese Theaterereignisse nicht wie erratische Blöcke vom Himmel gefallen, vielmehr durch Stimmungen und Umstimmungen vorbereitet. In Berlin schloß sich ein kleiner Kreis von Zukunftsgeistern, dem auch der jugendliche Gerhart Hauptmann neben Bölsche, Wille, Schlaf, Holz und den Brüdern Hart angehörte, eng zusammen, ein Kreis, dem die Revolutionierung des geistigen Lebens Aufgabe und Bedürfnis war. Auf dem Boden dieser Gemeinschaft wuchs das erste Programmstück des deutschen Naturalismus: „Die Familie Selicke" von Arno Holz und Johannes Schlaf, hier auch der Pentateuch der Moderne, das Buch von Arno Holz: „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze".

Von einer andern literarischen Ecke kamen dann die Gründer der „Freien Bühne", an ihrer Spitze Dr. Otto Brahm. Diesem Institut, das mit Ibsens „Gespenstern" am 30. September 1889 eingeweiht wurde, aber erst am Abend der Hauptmann-Premiere (20. Oktober) die kämpferische Feuertaufe erhielt, fiel in jenen Jahren der Löwenanteil an der Modernisierung des literarischen Theaters zu. Es kämpfte so lange in seinem vom Vereinsgesetz begrenzten Gebiete, bis es genug öffentlichen Boden erobert hatte und Dr. Brahm an der Spitze des Deutschen Theaters (später des Lessingtheaters) die Führung der dramatischen Kunst übernehmen konnte. Wer war der Vermittler gewesen zwischen der Freien Bühne und dem homo novus und ignotus, Gerhart Hauptmann? Kein Geringerer als der alte Theodor Fontane, der große Dichter der Mark. Fontane hatte bereits ein Apostolikum für Ibsen bekannt und war mit seinen eignen Schöpfungen „Irrungen Wirrungen" und „Adultera" den Moralinästheten in die Perücken gefahren. Doch er genoß eines nicht zu erschütternden Ansehens. Mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit trat er denn — fast allein unter den Kritikern Berlins — schützend vor Gerhart Hauptmann hin, an den er glaubte und den nach der tollwütigen Premierenschlacht die Pfeile so hageldicht umschwirrten, daß sie wirklich fast „die Sonne verdeckten".

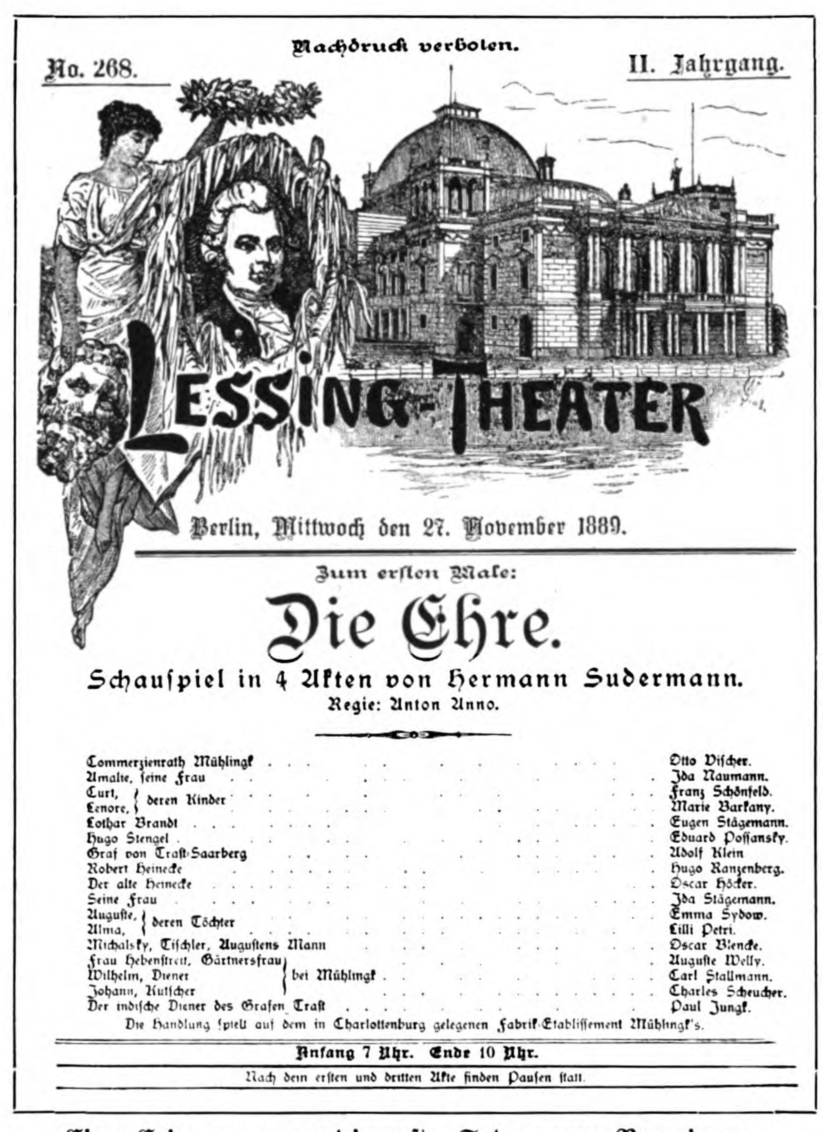
Denn, wie schon erwähnt: die Aufnahme, die Publikum und Kritik am



Else Lehmann als Helene Krause
in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang"

20. Oktober dem Drama „Vor Sonnenaufgang“ und am 27. November dem Schauspiel „Die Ehre“ bereiteten, ließ eine prinzipielle Gemeinschaft zwischen den beiden Bühnenwerken nicht gelten. Beide Dichter waren an ihren Feuertaufabenden für die große Menge Neulinge. Sudermann wurde im Lessingtheater mit donnernden Ehren aufgenommen, als ein Triumphator. Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ entfesselte bei der Aufführung der Freien Bühne Katarakte der Wut. Die Creme des literarischen Publikums von Berlin benahm sich wie betrunken. Man johlte, trampelte, schrie und pfiff und störte durch schnoddrige Zurufe und Lachen das Spiel. Nach Schluß der Vorstellung schienen einzelne Gruppen der Zuschauer handgemein werden zu wollen. Denn auch eine große Schar von Enthusiasten war zur Stelle, die den Dichter immer wieder an die Rampe rief. „Ueber Hauptmanns Drama“, schrieb am Tage darauf Fontane, „wird noch viel gestritten und manche vieljährige Freundschaft ernster oder leichter gefährdet werden.“

Das Ungewohnte an dem Drama waren für die meisten nicht die Ideen der Zeit, die man großenteils schon in sich aufgenommen hatte, war auch nicht etwa ein „wildes, kraftgeniales Gären“; war vielmehr die frühreife, unerbittlich grausame Ruhe und Gelassenheit eines Menschenbeobachters und die Konsequenz des realistischen Stils. „Noch nie zuvor“ — schreibt Paul Schlenther in seiner Monographie über Gerhart Hauptmann — „ist auf natürlichere Art ein in sich geschlossener Vorgang auf die Bühne gebracht worden, ohne daß die Gesetze des Lebens irgendwie verletzt wären.“ Schon im „Promethidenlos“, seinem Jugendgedicht, hatte sich Hauptmann zu dem „unmenschlichen Mitleid“ bekannt, das den, der es mit den Elenden leide, bei den Genießenden als Friedensstörer verhaßt mache; und fast alle seine frühen Gedichte



Nachdruck verboten.

No. 268. II. Jahrgang.

LESSING-THEATER

Berlin, Mittwoch den 27. November 1889.

Zum ersten Male:

Die Ehre.

Schauspiel in 4 Akten von Hermann Sudermann.

Regie: Anton Anno.

Rolle	Darsteller
Commerzienrath Mühlingk	Otto Vischer.
Amalie, seine Frau	Ida Naumann.
Curt, deren Kinder	Franz Schönfeld.
Lenore, deren Kinder	Marie Barkany.
Lothar Brandt	Eugen Stägemann.
Hugo Stengel	Eduard Possansky.
Graf von Trast-Saarberg	Adolf Klein
Robert Heinecke	Hugo Ranzenberg.
Der alte Heinecke	Oscar Höcker.
Seine Frau	Ida Stägemann.
Auguste, deren Töchter	Emma Sydow.
Alma, deren Töchter	Lilli Petri.
Michalsky, Tischler, Augustens Mann	Oscar Blencke.
Frau Hebenstreit, Gärtnersfrau, bei Mühlingk	Auguste Welly.
Wilhelm, Diener, bei Mühlingk	Carl Stallmann.
Johann, Kutscher, bei Mühlingk	Charles Scheucher.
Der indische Diener des Grafen Trast	Paul Jungk.

Die Handlung spielt auf dem in Charlottenburg gelegenen Fabrik-Etablissement Mühlingk's.

Anfang 7 Uhr. Ende 10 Uhr.

Nach dem ersten und dritten Akte finden Pausen statt.

Eine Erinnerung an die erste Sudermann-Premiere: Theaterzettel von der Erstaufführung der „Ehre“

haben den Grundakkord vom Erdenweh. Diesem mitleidigsten Dichter versagten bei seinem ersten Elendsdrama die vielen Entrüsteten ihren Herzschlag einfach deshalb, weil sie — es klingt paradox — noch nicht genug ästhetisch geschult waren, das Elend ihrer Mitmenschen mitzuempfinden ...

Wie sogar wir, die wir damals jung waren, es nicht leicht hatten, die Macht der ästhetischen Gewohnheit ganz zu verleugnen, bestätigt mir mein eignes document humain. Unter dem Eindruck der Vorstellung waren diese Sätze geschrieben: „Hauptmann verkettet eine solche Fülle von Schändlichem, Ekelhaftem und jammervollem Elend, wie sich in Wirklichkeit auf einem kleinen Fleckchen Erde selten beisammen finden mag. Das Publikum, um im Brodem nicht zu ersticken, machte sich Luft und schrie auf voll Entsetzen. Aber es waren auch viele, und nicht die Schlechtesten, die fühlten die Kraft eines ungewöhnlichen Ingeniums, das durch die Not zur Schönheit der Natur ringt. Mitten in einem Meer von Schmutz liegt eine wundersame Insel: die reine Tochter Helene der verkommenen Säuferfamilie. Und da ist eine namenlos ergreifende Szene, die Szene unter dem Fliederbaum. Es ist nicht zu sagen, welche Wonne jetzt aus der Welt des Elends quillt! Ahnen wir die Bedeutung der Elendsdichtung, in die ein Strahl des Himmelslichtes fällt?“



Hermann Sudermann zur Zeit der „Ehre“

Die Liebesszene machte auch auf die Widerstrebenden, auf die, die nach der Lektüre des Buches mit gebundener Marschroute ins Haus gekommen waren, einen bezwingenden Eindruck. Die wilden Wogen glätteten sich. In dem Gestammel, den unartikulierten Seligkeiten, dem kindischen Lachen voll Schöpferweisheit der Natur, ahnte, fühlte man eine neue Ausdrucksmacht, einen Naturalismus, der weit über die Fähigkeiten „schöner Worte“ hinausdrang. Dieser Kunst war damals zum ersten Male die Adeptin gegeben, die ihre hohe Meisterin auf der deutschen Bühne werden sollte: Else Lehmann, bishin als muntere Lustspielliebhaberin geschätzt, wurde in Hauptmanns erster Premiere als Musagetin des neuen Schauspielstils entdeckt. — Auch Emanuel Reicher begann bei den wiederholten Aufführungen dieses Dramas die Reihe jener Schöpfungen, mit denen er die Produktion Hauptmanns bis zum heutigen Tag begleitete. — Sudermanns „Ehre“ zeigte nur zum Teile ungewohnte Lebenshärten; und sie wurden durch den „guten Schluß“ des Schauspiels abgeschliffen. Die Aufführung im Lessingtheater wurde den Ansprüchen an das intime realistische Detail und zugleich den gewohnten theatralischen Außendingen gerecht. Ihr Kompromiß war der rechte Stil für dieses Schauspiel. Adolf Klein, ein Künstler der älteren Sonnenthalschen Art, exzellierte als geistreicher Räsonneur Graf Trast, und in Lilli Petris erschreckend lieblicher Lasterknospe wurde der Typus der Alma geprägt. Ein wenig kam dem Erfolg möglicherweise zu statten, daß das naturalistische Hinterhaus zwei Monate später als das naturalistische Bauerndorf enthüllt wurde. Im übrigen waren gewiß die spezifischen Eigenheiten der beiden Dramen für ihr Bühnenschicksal maßgebend. „Die Ehre“ ist bis zum heutigen Tage an vielen Orten ein beliebtes Repertoirestück geblieben; „Vor Sonnenaufgang“ aufzuführen, das war einst ein literarisches und ist heute ein literarhistorisches Experiment.

Von Reiz ist es, die Niederschläge jener für die Entwicklung der deutschen Bühne



Adolf Klein, der erste „Graf Trast“ in dieser Rolle

bedeutsamen Ereignisse in vergilbten Zeitungsblättern aufzustöbern.

So schlimm wie bei Ibsen haben sich die Propheten im Herbst 1889 nicht ins Fleisch geschnitten, aber manche mögen doch wünschen, daß das Holzstoffpapier rascher zerfalle. Sudermanns „Ehre“ zwar wurde von der Kritik mit enthusiastischem Beifallsrausch aufgenommen. Im „Berliner Tageblatt“ schrieb Arthur Levisohn: „Seit gestern abend besitzt das deutsche Volk einen großen und wahrhaft dramatischen Dichter mehr ... Er erinnert in der Gedrungenheit an Anzengruber, in der Herbigkeit an Hebbel, in der Wahrhaftigkeit an Augier.“ Isidor Landau meinte im „Börsen-Courier“, die „Ehre“ sei „das Werk, das man einfach kennen müsse, wenn man von dem heutigen Stand der Bühnenliteratur spreche“. Reserviert — aus Gründen, die an die Politik streifen — sprachen sich nur die konservativen Blätter aus; und ein wenig gleichmütiger als die zuerst Genannten urteilte Paul Schlenther. Aber auch er, der Pionier Hauptmanns, läßt sein Gutachten nach manchem Wenn und Aber in dem Satze gipfeln: „Daß der Dichter über seinen Stoff erhaben genug war, um für die Form der Darstellung den Humor zu finden, erhöht den Eindruck und die Hoffnung, daß er zur höchsten dichterischen Mission befähigt und berufen ist.“

Am Tage nach „Vor Sonnenaufgang“ waren die meisten Berliner Zeitungen naß und rot vom Blute des geschlachteten Dichters. Die große Mehrheit der Rezensionen hielt sich genau an das Klischee, das Jahre hindurch in der großstädtischen Kritik gegen den Naturalismus Verwendung fand und sodann, endlich in Berlin abgelegt, noch geraume Zeit in der Provinzpresse wacker benutzt wurde. Alle beliebten Wendungen stellten sich ein — von den „Ausschreitungen, gegen die eingeschritten werden muß“, bis zum Terminus „Schmutz und Gemeinheit“; von dem Appell an die, „die es mit der Kunst ernst meinen“, bis zur rhetorischen Frage: „Ist nur das Häßliche wahr?!“ — Die eifrigsten Metzger waren Karl Frenzel, Fedor von Zobeltitz und Paul Lindau. Ihnen schloß sich bald darauf Heinrich Bulthaupt an.

Gegen diese alle erhob sich die ehrwürdige Gestalt Theodor Fontanes. Er sprach in der „Vossischen Zeitung“ von einer „Erfüllung Ibsens“ und richtete den Blick in die Ferne: „Gerhart Hauptmann darf aushalten auf dem Felde, das er gewählt, und er wird aushalten, denn er hat nicht bloß den rechten Ton, er hat auch den rechten Mut und die rechte Kunst. Es ist töricht, in naturalistischen Derbheiten immer Kunstlosigkeit zu erblicken. Im Gegenteil, richtig angewandt, sind sie ein Beweis höchster Kunst.“ —

So war's Anno 1889. Unser Jubiläum will keine Jubilare. Es genügt, daß sie einmal gewesen ist, die schöne Zeit des jungen Fanatismus. Hört ihr nichts von fernher brausen? Kommt er nicht bald, der neue Sturm ...?



Gerhart Hauptmann und Dr. Otto Brahm



Benno Henna

Von

M. Roda Roda

Er hob ihr ein Päckchen auf, das ihr zu Boden gefallen war. Sie dankte flüchtig und errötete. Er sah einen blauen Blitz zwischen den Lidspalten und blonde Locken darüber.

Am andern Tage begegnete er ihr wieder. Sie errötete noch mehr als Tags zuvor und erwiderte seinen Gruß.

Da führte sie der eigensinnige Zufall, der sie zueinander zwingen wollte, noch einmal zusammen — in der Straßenbahn. Er machte ihr Platz.

Als sie ausstieg, stieg auch er aus und sprach sie an. Sie tat ein wenig erstaunt und vielleicht auch unwillig. Aber nur ein wenig.

Ja, es ließ sich alles so an, wie in den zwanzig früheren Fällen. Um das bißchen Unwillen zu besiegen, griff er zu seinem bewährten Mittel. Er zog tief und feierlich den Hut und sagte respektvoll — das war eben der Kniff: „Gestatten Sie — Benno Henna!"

In allen zwanzig Fällen hatte er's getan — mit und ohne Erfolg. Aber noch nie mit solchem Erfolg.

Diesmal blieb ein junges Menschenkind stehen. Einfach stehen — als hätten die Füße Wurzeln geschlagen.

„Benno Henna?" sagte sie. „Wirklich Benno Henna?" Eine Hand, die plötzlich fieberheiß geworden war, streckte sich ihm entgegen.

„Sie kennen mich?" fragte er süß erschrocken und hatte ein Gefühl im Herzen wie ein Mädel beim ersten Kuß — und Angst, daß sie ihn mit irgend, irgendwem verwechselte.

„Oh, ich kenne Sie. Ich habe in der Jugend viele Ihrer Gedichte gelesen. Immer steht darüber: Aus meinem künftigen Band ‚Vergehendes, Entstehendes'. Wann, wann wird der Band erscheinen?"

Es ließ sich harmlos an und wurde ganz anders.

Sie gingen miteinander spazieren — in den grünen Anlagen der Stadt und weiter hinaus. Benno kam in Stimmung und erzählte — sanft ausgeholt von Klaris Augen, die blau, fragend, frühlingjung an ihm hingen. Eben geborene Pläne reiften in seinem Innern — reiften zauberhaft schnell wie die Bäumchen der indischen Fakire.

Ja, es wurde ganz anders, als sich's Benno Henna damals, vor vier Monaten, gedacht hatte. Es konnte kein Liebesabenteuer werden. Klari ließ in ihm niemals den Wunsch danach aufkommen. Sie lullte ihn in eine süße, behagliche Biedermeierstimmung. Er suchte ruhig nach Veilchen mit ihr und später Butterblumen und vierblätterigen Klee. Er fand die Luft im Café und in der Bar stickig und dachte gern an ein Zimmer mit weißen Gardinen und an eine Lampe mit mildem, gelbem Schein.

Sie kauften Tisch und Stuhl und Bett und Kasten, auch die weißen Gardinen und eine Teemaschine. Dann gingen sie zum Standesamt und zum Pfarrer. Klari war eine wahrhaftige Erbin — irgendeine Tante hatte ihr was hinterlassen. Eine Erbin, die bescheiden lebte, Klavierstunden gab und Unterricht im Englischen. Als sie sich eingerichtet hatten, behielten sie noch einen Rest von zweitausend Mark.

Benno Henna wurde es feierlich warm ums Herz, wenn sie nun bei Tisch saßen

und die Lampenflamme in Klaris Blondhaar Flinsen stickte. Er kam sich dann sehr reich vor, und sie sprachen von ihrem Glück, von den tausendachthundert Mark, die sie noch hatten — und von dem Stück.

Damals, auf der Suche nach Wiesenblümchen, hatte es ihn durchblitzt. Es war nur ein Bild gewesen: Echter Rasen auf der Bühne mit lebenden Blumen. Er und sie kommen von links — er im blauen Frack, sie mit dem rosafarbenen Reifrock und trägt den Schäferhut am Band überm Arm.

Damals war das Fakirbäumchen wunderbar gewachsen — unter Klaris sonnigem Blick.

Von dem Stück sprachen sie schon im Honigmond ihrer Ehe. Da waren kleine Szenen im ersten und dritten Akt, die sah Benno wirklich vor sich, wurde warm und malte sich's aus und genoß die Schönheit und die Schaffenslust. Eine Erregung wie von dunkelm Wein klopfte in seinen Schläfen.

„Wie wär's, wenn ich's in Versen schriebe, Klari? Denk nur — graziöse Verse, die dem Zuhörer ins Ohr klingen, als umschmeichelten ihn Kinderhände."

„Ach," sagte Klari, „ach, Benno — ja, in Versen."

Sie umarmten einander und küßten einander vor Freude, daß es in Versen geschrieben werden sollte, ihr Stück. Sie liebten es mit erwartungsvoller Freude, wie verliebte Eltern ihr noch ungeborenes Kind.

Im Herbst meldeten sich Klaris Schülerinnen wieder. Sie hatten alle gratuliert, und einige brachten ihrem lieben „Fräulein" nun Hochzeitsgeschenke. Die Geschenke waren geschmacklos — Klari mußte sie gleich wegräumen. Benno wollte auch die Schülerinnen nicht sehen. Klari sollte nicht mehr unterrichten, die Häuser der Reichen ablaufen. Sie sollte bei ihm bleiben, und sie spannen weiter unter dem Schein der gelben Lampenflamme.

Klari aber sagte, sie wollte vorläufig die sechs besten Klavierschülerinnen und die englischen Stunden beim Konsul und beim Geheimrat behalten. Nur bis dahin — bis das Stück ... Fünfzehnhundert Mark sind ja da — aber es wäre doch besser, wenn sie das Stundengeld für den Alltag hätten. Sie täte es auch zu gern — um auch etwas für das Stück getan zu haben; damit dann nicht alles käme wie ein Goldregen vom Himmel.

„Wenn du allein bist, hast du es erst recht still und feierlich um dich, Benno, und du kannst dich ganz vertiefen. Wenn ich heimkomme, dann liest du mir vor, was du gedichtet hast."

Sie bat und bettelte — da gab er nach. Aber auch dann erlaubte er nur die Lektionen beim Geheimrat und dem Konsul; und ließ sich auch noch versprechen, daß sie den albernen Dingern, die da jüngst so dumm und verlegen mit den scheußlichen Hochzeitsgeschenken angerückt waren, beibringen würde, „Frau Henna" zu ihr zu sagen. Sie hatten sie „süßestes, goldiges Fräuleinchen" genannt.

Am Abend gingen sie aus, kauften gerührten Herzens Manuskriptpapier, Federn, einen Block und vier gebundene Hefte. Jedes in andrer Farbe — für jeden Akt eins, als Notizbücher.

Am andern Nachmittag saß er allein. Er besah sich liebevoll das Handwerkzeug und brachte alles in Ordnung.

Und versank in Träume. Er sah den Herrn im blauen Frack und die Dame im rosa Reifrock und dachte sich, wie lieblich Fräulein Ewald vom Schauspielhaus in dem Kostüm aussehen würde. Auf dem Programm stand: „Die Ausstattung ist von Meister Hans Schwegerle entworfen." Der Mann mit dem grauen Ziegenbart, der den Ecksitz in der zweiten Reihe hatte, der nickte nach jedem Akt befriedigter und schrieb dann in die Zeitung: „Benno Henna hat uns eine Ueberraschung bereitet. Wo hat er diese zarten Töne her, die Pastellfarben, mit denen er uns ein Stückchen Leben von Anno dazumal auf die Bühne zaubert?"

Da kam Klari heim und fand ihn mit verträumten Augen und küßte ihn leise. Er ließ sie teilnehmen an seinen stolzen Träumen.

Nach zwei Monaten war das Personenverzeichnis fertig und die Skizze aus dem dritten Akt, die mit dem echten Grasboden. Klari vergoß Tränen der Rührung. Bennos Stimme klang wie Osterglocken tief, als er vorlas.

Er hatte Lust, das Manuskript zu typen.

„Natürlich," sagte Klari, „eine Schreibmaschine werden wir nun brauchen," und

lief auf die Sparkasse. Klari ließ sich in einen Kurs einschreiben, der recht bequem in den Abendstunden seine Unterrichtszeit hatte. Da konnte sie doch wieder etwas für das Stück tun.

Benno holte sie ab. Er verbrachte die zwei Stunden, die als Arbeitszeit ungünstig waren, im Café. Klari hatte ihn gebeten, seinen Freundeskreis nicht zu vernachlässigen. Er brachte so viel Anregung mit aus seinem Kreis und hie und da auch ein oder zwei Freunde.

Dann hörte Klari dem Disput zu und guckte verklärt zu den Höhen empor, auf denen diese Künstler standen. Und hustete, weil sie erkältet war und die Herren eifrig rauchten.

Auf Bennos Schreibtisch stand vom ersten Tag an eine kleine Vase. Er starrte sie an. Da stak ein Zweig, über und über bedeckt mit lila angehauchten Blüten. Morgen wieder eine rote Rose oder ein grünes, federiges Grasbüschel. Klari brachte ihm das mit — für „es“, für das Ungeborene.

Benno schloß die Augen und horchte in sich hinein. Er hörte einen neuen, wiegend weichen Rhythmus, „als glitten glitzernd glänzende Glaskugeln über schwarzen Samt“. Ihm schien, das Hirn müßte ganz von selbst arbeiten, ohne daß er bewußt dachte. Wie man einer Melodie nachhört, um den vergessenen, halb verwischten Text zu finden, den man in der Kindheit gut gekannt, den die Schwestern wohl tausendmal gesungen haben, wenn sie an Sommerabenden vor der Haustür saßen mit ihren Gefährtinnen.

Benno nahm die kleine Vase, stand auf und stellte sie auf Klaris Nähtisch. Diese Stimmungsmacherei war ihm wirklich zu kindisch. Klari stellte sich das überhaupt leicht vor.

Er hatte ja nun einen Teil des ersten Aktes fertig. Manche Stelle schien ihm gelungen. Er las es noch einmal und war zufrieden. „Es“ spielte im Frühling. Man roch die frisch gebrochene Erde und die ersten sprießenden Halme. Gewiß eine Leistung für einen Dichter, der im Zimmer saß, wo der Nebel sich an die Scheiben legte und erkältend unfreundlich durch die Fensterritzen drängte.

Ah, man müßte es im Frühsommer weiter arbeiten und im Erntemonat beendigen können, auf dem Land, im Wald. Müßte auf einem Tuch liegen — der Himmel oben, Vogelsang in den Ohren. Die Erdbeerstauden blühen. Klari sitzt irgendwo auf einem moosigen Baumstumpf . . .

Das alles soll ein kleinblütiger, lilaschimmernder Zweig ersetzen, Klari? Was weiß Klari von den Schmerzen, die solch ein Werk kostet? Wie vieles, was in begeisterter Stunde fest und greifbar vor einem stand, zerflattert, zerstiebt, zerreißt.

Als Klari heimkam, fing Benno einen Blick auf, der über ihn und die Schreiberei auf der Tischplatte ging.

„Was denkst du denn?“ sagte er unwillig, „man macht doch so was nicht nach der Elle.“

„Aber Benno!“ Klari war erschrocken. Sie liebte „es“ doch. Was machte es ihr aus, von Tür zu Tür zu laufen? Aus den durchwärmten Zimmern der Reichen in den feuchten Schnee der Straße? Sie tat's freudig, stolz und zuversichtlich.

Geheimrats Gretchen bearbeitete rothändig und verdrossen das Klavier — Klari zählte mechanisch. „Eins, zwei, drei — eins, zwei, drei — Fis, Grete, Fis!“ Klaris Gedanken flogen nach Haus. Gott, was war das für ein Unterschied! Sie schuftete, Benno schuf!

Benno nahm aus der untersten Schreibtischlade eine Pappschachtel und stöberte darin. Lose Zettel waren's, alte Gedichte. Er las und lächelte. Herrgott, da war doch eigentlich Kraft drin, Schwung, Urwüchsigkeit. Und das hatte der „Simplicissimus“ verschmäht, und das die „Jugend“. Warum wohl? Hatte der Herr Redakteur gerade Sodbrennen gehabt?

Wie das Ding aussah, zerknittert und verschmiert! Benno setzte sich an die Maschine, klapperte drei Gedichte ab und legte sie auf den Tisch. Er dachte sich dabei nichts Sonderliches.

Als Klari heimkam, durchfroren und müd, da sah sie die Blättchen auf dem Schreibtisch liegen, sah sie mit dem scharfen Blick der Erwartung. Sie fragte aber nicht — wie sie seit Wochen nicht fragte, um Stimmungen nicht zu verscheuchen und Werdendes nicht im Wachsen zu stören.

Da konnte Benno Henna nicht widerstehen. Die Reime summten noch in ihm nach. Er las Klari die alten Reimereien vor.

Er hatte keine Absicht dabei. Er widersprach nur nicht, als Klari die Lieder für das Werk des Tages nahm. Klari konnte so naiv bewundern, mit großen, verstehenden Augen.

Benno Henna las die eine Szene wieder, die er fertig hatte. Mit ein paar Federstrichen konnte sie zu einem runden Ganzen werden. Er führte die Striche und schickte die Szene dem „Erdgeist".

Er war gespannt, nein, kindisch neugierig auf den Ausgang. Die Erledigung ließ auf sich warten. Ueber Benno Henna kam eine merkwürdige Aufregung, die in keinem Verhältnis zu der Unwichtigkeit der Sache stand. Die Aufregung machte ihn für Wochen unfähig zur Arbeit.

Endlich kam ein Brief. Dünn, zierlich — es mußte ein angenehmer Brief sein. Er betastete ihn mit prüfenden Fingern, ehe er ihn öffnete: der „Erdgeist" hatte die Szene angenommen.

Benno Henna in seiner großen Freude wollte allerlei unternehmen. Er kaufte dann aber nur eine Flasche Rheinwein, trank zwei Gläschen davon und sprach Klari vom Waldschatten, vom Vogelsang, vom blauen Himmel, wilden Glockenblumen und blühenden Erdbeerstauden. Ja, im Wald mußte sein Stück entstehen, in ländlich frommer Stille. Einstweilen wollte er ein paar kurze Sachen schreiben, die leicht Absatz fanden.

Klari begriff das wohl. Und es schadete wirklich nichts. Sie hatte ja noch achthundert Mark auf der Sparkasse. Die reichten schon, bis das Stück kam und sie mit goldenem Regen überschüttete.

Benno Henna war nun nachmittags im Café mit den Freunden. Indessen typte Klari. Der Konsul hatte ihr Schreibarbeit gegeben — irgendeine langweilige handelspolitische Denkschrift, die er aus Vorsicht der Nachwelt hinterlassen wollte.

Im Frühjahr mieteten sie ein kleines nettes Häuschen am Wald. Benno Henna lag im Gras, hörte die Grillen zirpen und blickte in die Baumkronen. Ja, da hatten die Maikäfer grausam gehaust. Es gab Blätter, von denen nur die Rippen stehen geblieben waren.

Ein paar Schritte weit saß Klari und stickte ein Tischtuch für die Geheimrätin. Klari war mit dem Sommer sehr zufrieden. Ihr Benno hatte so viel Notizen gemacht, ein dickes Büchlein voll.

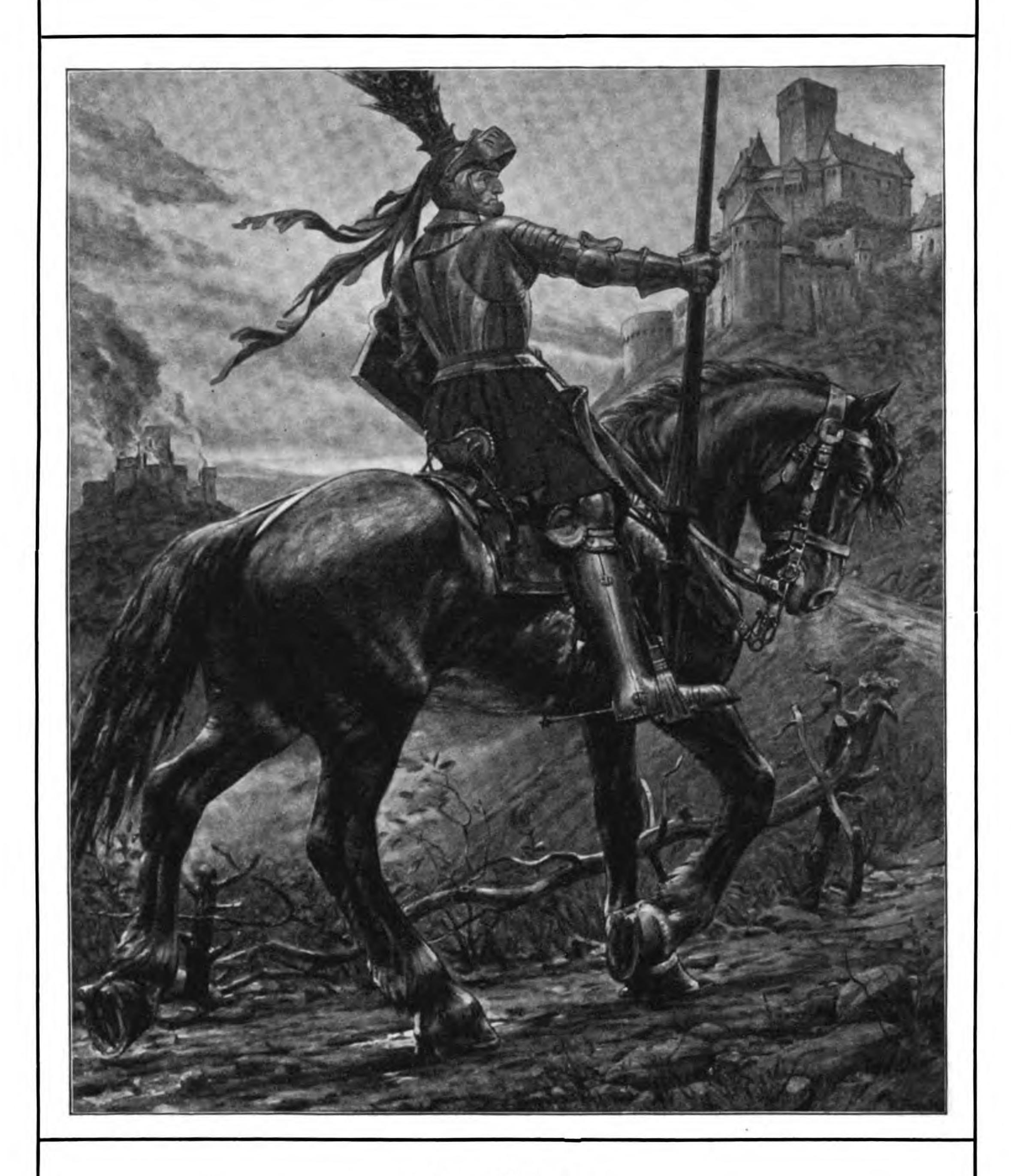
Oh, Klari konnte Benno nicht verstehen, so sehr sie ihn liebte. Sie ahnte nicht einmal, wie weit er von der Biedermeierstimmung ihrer ersten Zeit entfernt war; ahnte nicht, daß ein andrer Benno Henna sich selbst und seine Liebe in dem Plan vom Großvaterstück bespiegelt hatte — daß Benno Henna, der sich selbst suchte, alte Gedichte mit einem Feuer las, als wären's neue; daß ein verträumter, unlustiger Benno Henna dürftige Gedankensplitterchen ins Notizbuch eintrug über Dinge, die hinter ihm lagen. Klari ahnte es nicht. Für sie war das werdende Stück der goldene Schlüssel zum goldenen Tor des Lebensgartens.

Als sie heimkehrten, dünkte sich Klari reich.

„Man muß die Stimmung wiederfinden," sagte Benno Henna und ging Arm in Arm mit Klari spazieren — weit draußen in den Vorstädten, wo's schiefe Häuschen gab und kränkliche Blumentöpfe hinter den Fensterscheiben und Vorhängchen mit gehäkelten Spitzen dran. Benno Henna guckte in jedes Fenster. Gelber Lichtschein flutete daraus hervor, breitete sich gefällig über die Straße, die der Frühschnee deckte, und mutete traut und bürgerlich an. Benno Henna suchte Stimmungen zu erwecken, die längst verweht waren. — Und gab's endlich auf.

Er strich ziellos umher oder saß im Kreise der Freunde, sprach von neuen Richtungen, neuen Zielen und suchte sich selbst.

Klari kopierte geschwollene Akten, die der Konsul ihr gab, weil er ihr, dem „armen Fräulein", Geld geradeaus nicht geben konnte, und hatte noch immer ein süßes Klopfen der Ungeduld im Herzen: Wann? Wann wird Benno den goldenen Schlüssel schmieden? Reichtum und Genuß suchte die kleine, blasse Klari nicht — wenn sie auch nun keinen Pfennig mehr auf der Bank hatten. Sie wollte nur das Stück auf der Bühne sehen, die Verse hören, gesprochen von einer reifröckigen Dame. Bim — bam, bim — bam — die Abendglocken läuteten — von der Dorfschmiede klang verspäteter Hammerschlag, der Postillon fuhr am Garten vorbei und blies: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus..." Spinnwebschleier sanken vom Schnürboden und wischten über die Farben des rosenfarbenen Seidenkleides und des



Der Sieger

Nach einem Gemälde von Robert Forell

blauen Fracks und dämpften das Blitzen der Goldknöpfe. Gerührte, feine, atemlose Stille im Theater. Bim — bam — das Glöckchen sang schüchtern, verwehend in der Abendluft. Der Vorhang fiel. Die Lichter flammten auf, und rasender Applaus zerriß wie ein Donner den Bann, in den Benno Henna zweitausend Menschen gezwungen hatte ...

Klari träumte es, und die Maschine klapperte. Benno sollte die heimliche Arbeit nicht sehen.

Er sah sie auch nicht. Er blieb immer länger aus. Im Café, auf dem klebrigen Marmortisch, schrieb er nette Sächelchen, die er Klari nicht vorlas, in den Vormittagsstunden abschrieb und verschickte. Zufrieden war er damit nicht. Wie ein Alp lag auf ihm das Stück, das er Klari versprochen hatte, an das sie glaubte, das er ihr schuldig war und geben mußte. Ein Versprechen, gegeben in flüchtiger Stunde, als das Blut ihm leicht und fröhlich durch die Adern floß.

Eines Abends fand er Klari ohnmächtig auf dem Boden liegen, vor der Schreibmaschine. Das Fenster stand offen. Der Schnee stob leise herein, taute und zeichnete einen breiten, dunkeln Streifen auf die Diele.

Als der Arzt gegangen war, sagte Klari: ihr wäre heiß geworden, sie hätte ein wenig Luft haben wollen. Was dann geschehen war, wußte sie nicht.

Am Morgen darauf lief Benno umher und sagte die Stunden ab, in jedem Haus von teilnehmenden Fragen aufgehalten, manchmal mit zweifelnden Blicken gemessen. Man hatte hier und da die Vorstellung — besonders dort, wo Klari vertraulicher war — daß Herr Henna ein kurioser Kauz wäre.

Man schickte Kompott, Wein und ein paar Blumen. Benno Henna saß an Klaris Bett, und als er in einer stillen Stunde, wo Klari schlummerte, Umschau in seinem Innern hielt, da war er wie neu gewandelt. Er fühlte nichts mehr als unendliche Opferfähigkeit für das arme kleine Wesen, das vor ihm in den Kissen lag und sterben sollte. Und ihn liebte, wie ihn nie vorher jemand geliebt hatte. Die andern, die Freunde? Du lieber Gott, gut Freund blieben sie, solang man ein Kämpfer war wie sie, ein Verkannter. Kam das Glück, dann wurden sie Neider. Aus den Lobspendern wurden Geiferer, aus Ermutigern Hämische. Die kleine Frau, deren dürftiges Körperchen sich kaum unter der Decke abzeichnete, die hatte ihn geliebt, hatte unerschütterlich an ihn geglaubt.

Am dritten Tag ihrer Krankheit, in der Dämmerstunde, umklammerte Klari flehend Bennos Hände und gestand, daß sie des Konsuls Akten getypt, erst zur Hälfte getypt hatte. Sie verlangte aufzustehen, um die Aufgabe zu beenden. In dieser Stunde erfuhr Benno, daß von dem unerschöpflichen Schatz der Erbtante nichts mehr da war. Er küßte seine kleine Frau, tröstete sie und ging ins Nebenzimmer. Klari hörte das Tak-tak, tik-tak-tak der Maschine.

Gott allein weiß, welche Ueberwindung es Benno Henna kostete, dem graubärtigen Konsul die Arbeit abzuliefern. Mit heißem Dank steckte er das Honorar ein, das in seiner Höhe verzweifelt einem Almosen gleichsah. Die Frau Konsul bot ihren Arzt an. Benno nahm auch das dankend an.

Am andern Tag, um die Mittagsstunde, fuhr ein Wagen vor. Die Pferde dampften. Der Kutscher warf ihnen mit oft geübtem Schwung die Kotzen über. Der Doktor tastete, klopfte und horchte an Klaris Lunge herum, sagte einigemal ein aufmunterndes „Sehr gut, vorzüglich" — sagte es in jenem heiteren Ton, den er für absolut verlorene Fälle hatte. Im dunkeln Flur offenbarte er dann Benno die ganze, niederschmetternde Wahrheit.

„Wenn Sie es durchaus wissen wollen, Herr Henna: ein akut verlaufender Fall von Tuberkulose. Die arme, kleine Frau! Es ist nur eine Frage von Wochen."

Benno Henna zergrübelte sein Hirn, um Geld zu beschaffen. Er pumpte seine Freunde an, lief in die Redaktionen. Er ersann immer neue Quellen, war glücklich, wenn er ein paar Mark ergattern konnte — war so heiter vor Klari, wie schon lang vorher nicht. Scherzend und leichthin sprach er ihr von der Influenza, die sie befallen hätte.

Die Zahl der Freunde war rasch erschöpft. Da entschloß sich Benno Henna und suchte fernstehende Kollegen auf, solche, die schon einen Namen hatten. Und bettelte sich hundert Mark zusammen. Er brachte Klari das Essen in kleinen Schüsselchen ans Bett und schmeichelte ihr für jeden Bissen. Er? Er würde

draußen essen, die Hausmeisterin brächte ihm das Mittagsmahl aus dem Gasthaus. Klari durfte nicht sehen, daß es nur Brot und Käse war.

Dann waren auch die hundert Mark alle. Benno Henna ging zu einem Herrn, von dem die Welt jährlich mit einem Theaterstück beschenkt wird. Sie kannten einander nur von der Schulbank her. Dem berühmten Herrn schilderte Benno Henna seine Lage. Da er es in den letzten Wochen sehr oft getan hatte, ging es ganz geläufig.

Der Herr fühlte sofort, daß er ein Uebriges tun müsse: einen blauen Schein mit zwei Nullen mußte er opfern. Ja, das mußte er. Der Fall war außergewöhnlich traurig, und es handelte sich um einen Schulkameraden und überdies einen vom Bau. Wer weiß? Henna kam doch vielleicht einmal zu Wort und konnte ein unangenehmer Zeuge kollegialer Sparsamkeit werden. — Aber der Berühmte rettete, was zu retten war — er gab Benno Henna sein neues Stück zum Abschreiben mit. Und ließ zweierlei durchblicken: daß er noch eine Abschrift besäße — das sollte ein Schutz gegen geistigen Diebstahl sein — und daß er die Arbeit nur hergäbe, um Benno Henna das drückende Gefühl des Almosenempfanges zu ersparen.

Benno Henna erfaßte die Zartheit des Schulbankfreundes nicht einmal nach ihrem vollen Wert. Er nahm fünfzig Mark Anzahlung und wußte nur, daß er ebensoviel bekommen würde, wenn er die Abschrift brachte.

Benno Henna typte mit leidenschaftlichem Eifer. Bevor die fünfzig Mark verausgabt waren, mußte er fertig sein. „Tik-tak, tik-tak-tak," klang es in Klaris Zimmer. Ein Feuerchen brannte im Ofen, der Schein tanzte durch die durchbrochene Eisentür über die Diele. Klari dämmerte vor sich hin. Schwere Müdigkeit drückte ihr die Glieder.

„Tik-tak," klang es vom Nebenzimmer. Bennos Finger hantierten immer flinker. Aus den Blättern vor ihm stieg es auf, elektrisierte ihm die Fingerspitzen, Hirn und Herz. „Herrgott im Himmel — das möchte ich geschrieben haben! Und das könnte ich auch." Er ließ das Schreiben sein, las die letzte Szene noch einmal und trank die Worte. Eine fieberheisere, ungeduldige Krankenstimme rief: „Benno, was machst du denn immerzu im Nebenzimmer?"

„Ich schreibe."

„Du schreibst? Du schreibst? Benno, schreibst du an dem Stück?"

Er kam an ihr Lager. Heiße, magere Händchen umklammerten die seinen. Benno starrte Klari an. Ein stechendes Gefühl der Reue durchfuhr ihn. Reue um verlorene Zeit. „Ja," sagte er zögernd, „ich schreibe an dem Stück. An einem andern, als wir geplant haben — einem andern, einem bessern."

„Oh, ach mein Gott!" flüsterte Klari. „Und ist es schon weit gediehen?"

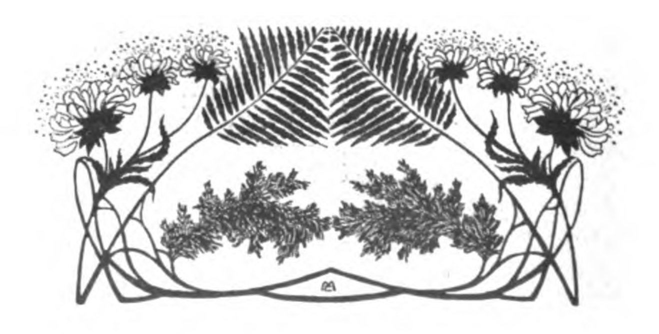
„Ja, es ... ist fast fertig."

„Und du sagst mir nichts davon?"

„Ich ... ich wollte dich nicht aufregen. ..."

„Ich will es hören, hol es rasch, Benno, und lies es mir vor! Ich habe lang genug gewartet und ich habe nie gedrängt, Benno! Aber jetzt. Bring es!"

Er sah das Sterben vor sich. Die arme Seele soll nicht durstig in die Wüste gehen. Klari hörte von den Lippen des Mannes, an den sie geglaubt, den sie geliebt hatte, weiche, gleitende Verse, die da schmeichelten wie Kinderhände.



5.



Germania auf dem Reichswagen, der von Preußen und Oesterreich nach verschiedenen Richtungen gelenkt wird: „Halt, halt! Sonst geht die ganze Geschichte auseinander!“

Das deutsche Nationalparlament 1848—1849 in der Karikatur

Von

Anton Schlossar

(Hierzu zwölf Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen)

Große, bedeutende Menschen, die in gewaltigen Ereignissen der Zeit und zumal im politischen Leben bemerkenswert aufgetreten sind, haben seit hundert und mehr Jahren dem künstlerischen Stift Gelegenheit gegeben, ihre Persönlichkeit und ihr Tun und Treiben in der Karikatur festzuhalten und der Mitwelt vorzuführen; der Mitwelt, denn der Karikaturenzeichner denkt wohl selten an die Nachwelt, er spottet über Personen, die er seinen Zeitgenossen im Zerrbilde zeigt, und will durch dasselbe eben diese Zeitgenossen für die in der Zeichnung ausgedrückten Gedanken gewinnen. Sein Bild hat stets einen satirischen Beigeschmack, jedenfalls aber dient es zur scharfen, wenn auch übertriebenen Charakterisierung des Dargestellten. Daß nicht nur bestimmte Personen als Vorwürfe von Karikaturen erscheinen, sondern auch fingierte, irgendein auffallendes Ereignis, eine übertriebene Modetorheit oder Ausschreitungen auf einem andern Gebiete des Kulturlebens charakterisierende Gestalten hierfür gewählt werden, welche diese Tatsachen oder Erscheinungen des öffentlichen Lebens lächerlich machen, ist bekannt. Solche karikierte Darstellungen kennen wir schon seit Jahrhunderten, und große Meister der Kunst haben sich in denselben versucht. Seit nicht so langer Zeit aber ist die politische Karikatur zutage getreten. Zunächst war dies in England und Frankreich etwa seit der Zeit der Französischen Revolution der Fall, auch wohl später auf deutschem Boden, aber hier stellten sich, wenn politische Persönlichkeiten, Zustände oder Ereignisse in Betracht gezogen wurden, bald strenge Zensurvorschriften entgegen. In eignen diesem Zweige gewidmeten periodischen Blättern konnten und durften solche Karikaturen schon gar nicht geboten werden, und Zeichnungen, wie sie

heutzutage die Schwächen, das Gebaren, die Eigenart der höchsten und berühmtesten Personen im Bilde geißeln, erschienen zu jener Zeit bis zum Jahre 1848 auf den meisten Gebieten Deutschlands ganz unmöglich. Aber die alte Zeit stürzte mit einem Schlage zusammen. Seit dem Falle des Julikönigtums in Paris waren infolge der Märztage des Jahres 1848 auf deutschem Gebiete, in Preußen und Oesterreich, jene großen, gewaltigen Ereignisse eingetreten, die einen Umschwung in allen Verhältnissen hervorbrachten und die namentlich mit der errungenen Preßfreiheit auch der Verbreitung von Bildern durch die Presse keine Schranke mehr setzten, man brauchte sich nicht mehr zu scheuen, Personen, welche Stellung sie immer bekleideten, im Bilde dem öffentlichen Spotte und damit der öffentlichen Beurteilung auszusetzen. Nach den Märztagen des Jahres 1848 wurden Tausende von Blättern verbreitet, die mit beißender Satire die bemerkenswertesten Staatsmänner, hochgestellte Beamte und selbst fürstliche Persönlichkeiten im Bilde vor die Oeffentlichkeit brachten und reißenden Absatz fanden bei Freunden und Gegnern. Eigentliche periodische Blätter, die sich ausschließlich diesem Genre gewidmet hätten, waren allerdings nur ganz vereinzelt vorhanden und verschwanden wieder nach kurzem Bestande, die Karikatur als Einzelblatt erhielt sich aber die ganzen Jahre 1848 und 1849 hindurch, und die heute schon zu den großen Seltenheiten zählenden dieser Abbildungen spiegeln in interessanter Weise viele merkwürdige Menschen und Ereignisse jener so unendlich bewegten Zeit.



Die politischen Parteien nach dem Charakter der Bärte. Von Friedrich Pecht



Turnvater Jahn in der Hampelmännersammlung („Michels Märzerrungenschaften“)

Es soll hier zunächst einer Reihe bemerkenswerter Darstellungen gedacht werden, die besonders in den Vordergrund tretende Politiker und Redner, ausgezeichnete andre Persönlichkeiten des Parlaments, wichtige Vorfälle und dergleichen in satirischer, meist recht scharfer Weise behandeln. Unter den damals vielgenannten Persönlichkeiten sind es insbesondere Präsident von Gagern und Soiron, Robert Blum, Dahlmann, Schmerling, K. Vogt, Robert von Mohl, Jahn, Radowitz und Peucker, namentlich auch der als Damenverehrer vielgenannte, später so gräßlich ermordete Fürst Lichnowsky, die häufig und in mannigfaltigster Weise karikiert erscheinen. Von den Blättern zeichnen sich in künstlerischer Beziehung diejenigen aus, die der damals in Frankfurt weilende Maler Fr. Pecht in Aetzbildern entworfen hat. Hierher gehören zum Beispiel „die politischen Parteien nach dem Charakter der Bärte“, „das Ministerium der Zukunft“ und „der Gegenwart“, „das Gespräch eines Frankfurters mit dem Gipsfigurenhändler“ (Gagern), welcher drei Büsten der zur Kaiserwahl in Betracht kommenden Fürsten darreicht. Alle Blätter Pechts sind fein und vortrefflich ausgeführt, und es ist sehr zu beklagen, daß dieser Künstler seine damals gehegte Absicht, ein großes Gemälde des ganzen Reichsparlaments auszuführen, aufgegeben hat.

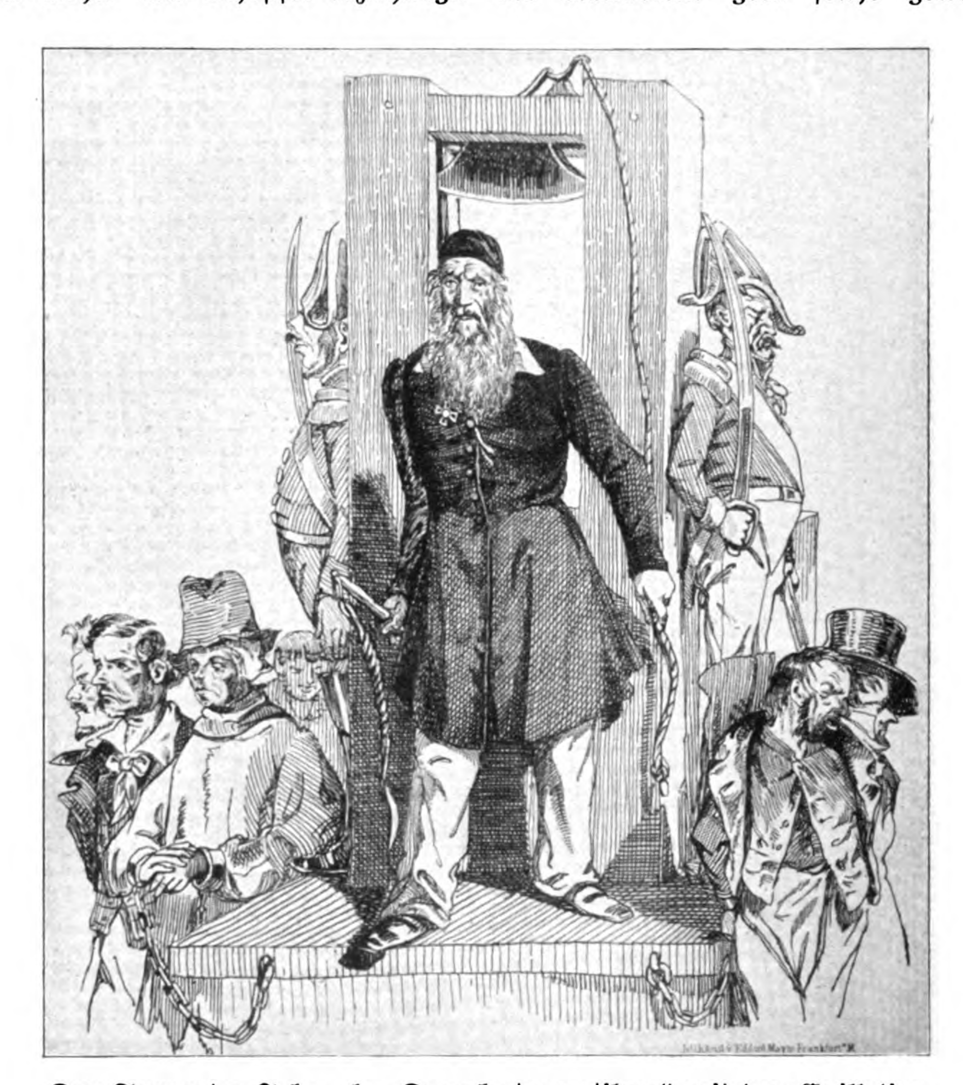
Die meisten der übrigen zahlreichen Blätter machen zwar keinen Anspruch auf besonderen künstlerischen Wert, erscheinen aber in politisch-historischer Beziehung überaus beachtenswert. Viele



Abgeordneter J. W. von Radowitz als Mönch in der Hampelmännersammlung

derselben sind bei Ed. Gust. May in Frankfurt erschienen, eine Zahl in J. Riecks Karikaturenverlag daselbst oder bei C. Knatz, J. B. Simon, J. A. Wagner, J. H. Bayer. Sehr charakteristische Karikaturenblätter lieferten S. Stern in Offenbach, R. Baist in Rödelheim und andre mehr. Als Schöpfer beziehungsweise Zeichner einer Reihe dieser merkwürdigen Darstellungen seien besonders auch genannt die Parlamentsmitglieder Boddien und J. H. Detmold, der letztere, schon von früher her als vorzüglicher Zeichner bekannt, nahm oft Gelegenheit, seiner übermütigen Laune im Bilde die Zügel schießen zu lassen, er war auch der Erfinder des „Piepmeier in Frankfurt", einer typisch gewordenen Figur. Bemerkenswerte Blätter haben den Maler L. von Elliot, den Bildhauer Scholl und andre, später zu Bedeutung gelangte Künstler zu Verfassern.

Von den parlamentarischen Persönlichkeiten wurden natürlich zum Zwecke des Karikierens gern solche gewählt,



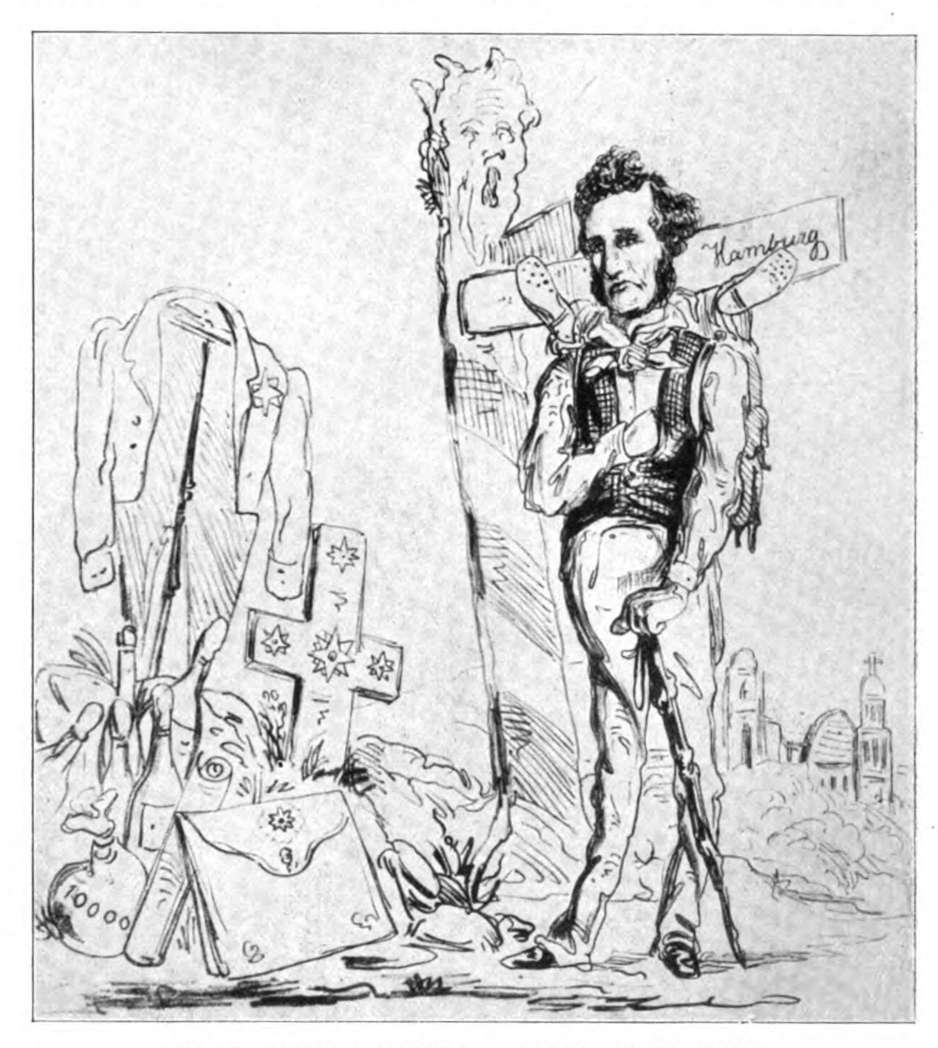
Der Turnvater Jahn als „Demokratenvertilger" mit der Guillotine

die durch ihre äußere Erscheinung hervorstachen. Zu diesen gehörte der greise Turnvater Jahn, der auf einem Blatte als „Demokratenvertilger" bei der Guillotine dargestellt ist oder dessen voller Bart nebst seinem Käppchen und dem breiten weißen Ueberschlagskragen mit Hinweglassung des Gesichtes als „vorsintflutliche Ueberreste eines Urdeutschen"



Dahlmann als Erlkönig (nach seinem Antrage, dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzubieten)

bezeichnet wurden. Auf einem derben Blatte erscheint er sogar als Esel mit der Ueberschrift: „Y'Aan: Hohe Versammlung! Wer so lange gelebt wie ich — — — Eine Stimme: Wird grau und ist nicht immer, was Sie vorstellen." Der elegante Damenverehrer Fürst Lichnowsky bildete ebenfalls häufig die Zielscheibe der Satire; „wie Fürst Schnatteratowsky seine politische Toilette macht", wie er als Volksvertreter das Volk niedertritt, wie er als Bisser (Hund) unter den Damen auf der Galerie weilt und vom Aufseher fortgeschafft wird, oder als Hahn — oft wird er nach Heine als Schnapphansky bezeichnet — von einer Gänsedame neugierig als „Schrecken der Ehemänner" betrachtet wird, ist ebenso ergötzlich (vielfach von Boddien) gezeichnet als die Szenen, da er sich beim Händler erkundigt: „Keine neue Karikatur auf mich nach der gestrigen Katzenmusik?" oder jene, in der er dem Maler, der ihn bittet, seinen „Kopf abzeichnen" zu dürfen, eine derbe Antwort gibt über dessen „jroßartige Frechheit". — Robert Blums charakteristische Figur und sein Auftreten im Parlament geben natürlich ebenfalls Gelegenheit zum Karikieren. Er wird als „Feuerschürer der Parlamentsdampfmaschine", als Warner vor der „Reaktion" mit der von ihm herausgegebenen Reichstagszeitung, als von Gagern gezüchtigter kleiner Junge, als Ausrufer der verloren gegangenen Volks-



Reichsminister Heckscher nach seinem Rücktritt
(„Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe . . .")

souveränität, später auch als Jünger des Jellachich in Wien dargestellt. Selbst anläßlich seines unglücklichen Besuches Wiens zeigen ihn einige Blätter in der Uniform der Studentenlegion daselbst, als „Redner der Aula", und in der „Wiener Rattenfalle" vor seinem schrecklichen Ende, das ja natürlich damals niemand geglaubt hätte. Ein Blatt weist in sehr grotesker Weise den gelehrten Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen F. von Raumer auf, der erklärt: „Ich habe selbst geRaumer e Zeit in Italien gelebt, eine Trennung Süd- von Nordtirol ist unmöglich" im Sinne der von ihm gehaltenen Rede, während auf einem andern Blatte: „Einst und Jetzt", Arndt als Leierkastenmann, umgeben von Ministern und hervorragenden Parlamentariern, „Was ist des Deutschen Vaterland" spielt, und die Unterschrift besagt: „Das g a n z e Deutschland soll es sein." — Der Gegensatz zwischen den Ansichten Vogts und Heckschers ist auf einem Blatte: „Er wankt, aber weicht nicht" dargestellt, worauf beide als Hunde sich ankläffen. Den Abzug Heckschers als Minister stellt die Zeichnung mit der Unterschrift: „Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe sendet noch der Mensch zurück" dar, der Abziehende blickt, den Knotenstock in der Hand, wehmütig auf den zurückgebliebenen Ministerfrack, das Portefeuille, die Orden und so weiter. — Auch der Anhänger des preußischen Königs, von

Vincke, ist häufig zum Gegenstande der Karikatur gewählt, auf einem Blatte erscheint er (wie öfter) als Fink (Vogel) dargestellt, dem der König Friedrich Wilhelm IV. einen Orden verlockend vorhält. Von den darunter befindlichen Versen sei die erste Strophe genannt:

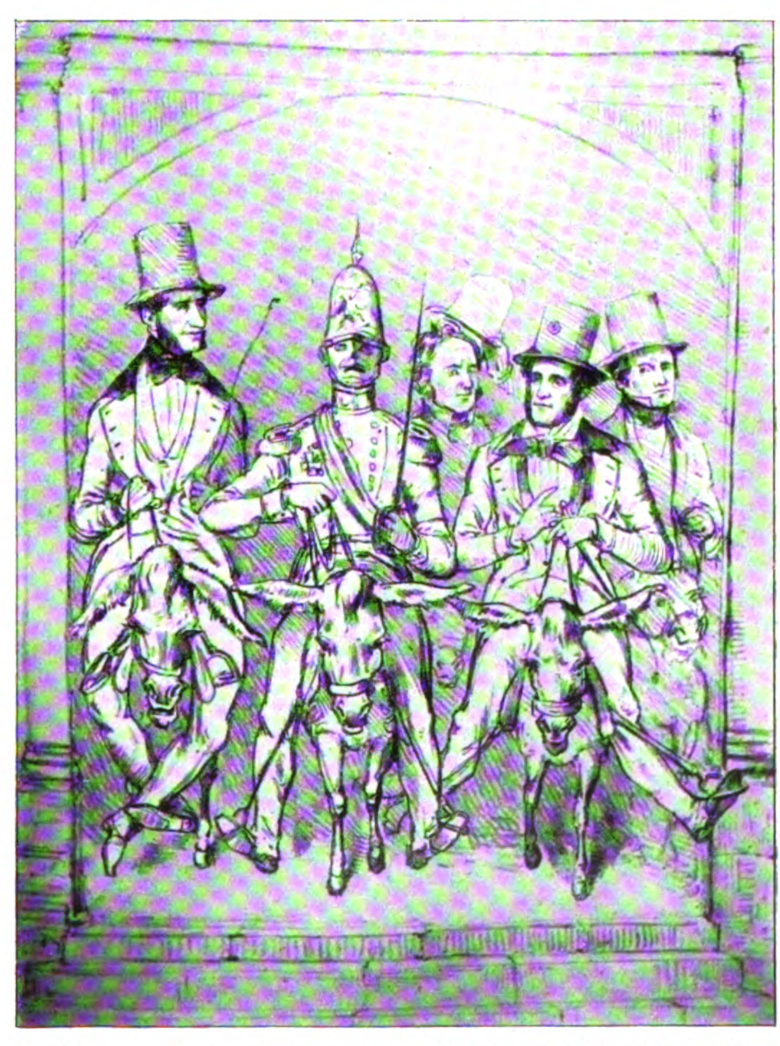
Pfeif, Vögelchen, pfeif,
Und halt das Köpfchen steif,
Du bist und bleibst mein Lieblingsfink,
Pfeifst, wenn ich dir von fern schon wink.
Pfeif, Vögelchen, pfeif,
Und halt dein Köpfchen steif.

Auch Professor Dahlmann, ein Gegner von Gagerns „kühnem Griff" und Vertreter des Gedankens, daß Preußen die führende Rolle übernehme mit dem Könige als Deutschem Kaiser an der Spitze, mußte sich häufig die Verspottung in mancher Weise gefallen lassen. Ein Blatt, „Der Erlkönig", zeigt ihn (auf einem Esel) mit dem Könige im Arm, umgeben von Nachtgespenstern nebst dem Erlkönig (Vertreter der gegnerischen Linken) nach Berlin reitend. Aus dem längeren parodierten Texte in Versen unter dem Bilde seien nur einige hier angeführt:

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Zu Esel der Dahlmann mit seinem Kind!
Er hat den Kaiser wohl in dem Arm,
Er glaubt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Kaiser, was birgst du so bang dein Gesicht?"
„Siehst, Dahlmann, du dort die Linke nicht,
Gestalten so greulich mit rotem Schweif?"
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." — —

Die Persönlichkeiten der Präsidenten Gagern und Simson, namentlich die vornehme Gestalt des ersteren, geben allerdings wenig Anhaltspunkte zur karikierenden Darstellung, dessenungeachtet wurden sie wie auch der Vizepräsident Soiron anläßlich verschiedener Vorgänge in manchem Bilde mit einbezogen. Als am 14. August 1848 die 600jährige Dombaufestlichkeit in Köln stattfand, bei der auch Erzherzog Johann und der König von Preußen erschienen waren und sich herzlich begrüßten, wurde ein Blatt herausgegeben, das Gagern vor dem Eingang zum Dom darstellt; ein Wächter, dem er auf dessen Frage keine Karte vorweisen kann, bemerkt auf Gagerns Worte: „Aber ich bin der Präsident der Nationalversammlung in Frankfurt" — „Tut nix,



Karikatur auf den Rücktritt der Reichsminister Schmerling, Peucker, Beckerath, Heckscher und Duckwitz



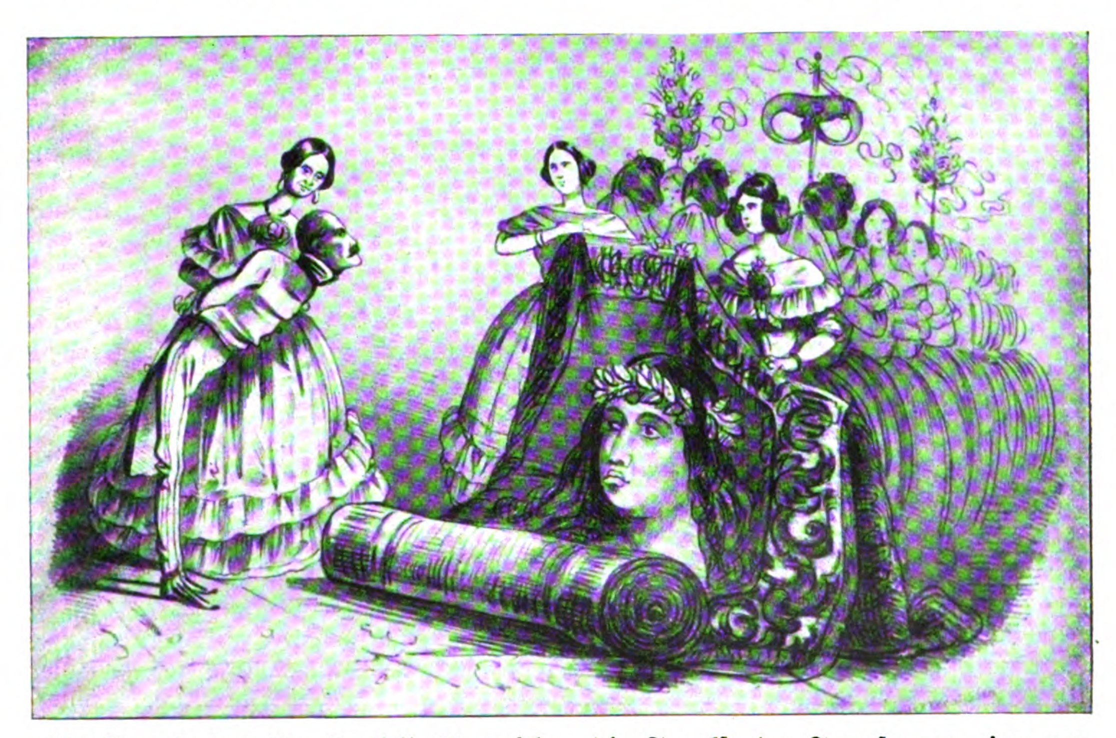
„Die deutsche Einheit"

ab!" — Uebrigens hat dieses Fest verschiedene satirische Blätter gezeitigt, eines derselben, das die abziehenden Gäste nach Köln darstellt, zeigt nur eine große Zahl von Damen, die sich zu dem abgehenden Dampfboote drängen, und spielt damit auf die Neugierde der weiblichen Besucher an. Natürlich war auch die hervorragende und einflußreiche Persönlichkeit Schmerlings ein geeigneter Vorwurf für die Karikaturisten. Dies erwies sich besonders, als nach dem 18. September auf Schmerlings Rat der Ausnahmezustand nebst allgemeinem Waffenverbot über Frankfurt verhängt worden. Eine Zeichnung zeigt ihn und den Kriegsminister einem Proletarier gegenüber mit der Frage: „Was haben Sie hier Hartes und Langes stecken?" und auf die Antwort: „Das ist ja mein Zahnstocher" folgt die Aufforderung: „Her damit, alles, was spitzig ist, muß abgeliefert werden." Auf die österreichische Gesinnung Schmerlings und die preußische Gagerns bezieht sich die satirische Vereinigung der beiden als Doppeladler mit der Unterschrift: „Orest und Pylades", die auf eine Bemerkung der Reichstagszeitung hindeutet. Allgemeiner gehalten ist ein Blatt, das dem Rücktritte Schmerlings, Peuckers, Heckschers und andrer Minister gewidmet und überschrieben ist: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus. Ade! Ade! Ade!" Die drei Minister erscheinen auf Eseln reitend dargestellt. — Auf diese Weise folgte die Karikatur jeder hervortretenden Persönlichkeit und jeder politischen Wendung. R. von Mohl gab wegen der von ihm getragenen Perücke zu mancher auf dieselbe hindeutenden Zeichnung („Die Reichsperücke") Anlaß, der Vizepräsident Soiron wurde als Laubfrosch auf der Tribüne dargestellt mit der Unterschrift: „Wenn der heraufklettert, gibt's Unwetter", der meist im gelben Nankinganzug gekleidete Abgeordnete Rösler erschien als „Reichskanarienvogel" und dergleichen.

Viele dieser Blätter behandelten die politischen Zustände im allgemeinen oder die Ansichten einzelner Parteien über die herrschenden Verhältnisse. So stellt eine Zeichnung den Reichsverweser als Orgelspieler und neben ihm den König von Preußen als Bälgetreter vor. Die Orgelpfeifen tragen die Köpfe wichtiger Parlamentarier und Reichsminister. Die Ueberschrift lautet: „Ministerielle Reichsorgel" und auf die Bemerkung des Orgelspielers: „I kann halt ka Harmonie rausbringen,"

meint der Bälgetreter: „Halten Sie sich man nur an die Noten." Diese zeigen aber den Text: „Wir lassen halt alles beim alten." — Drastisch behandelt die Zustände jenes Blatt, welches die erschreckte Germania auf dem Reichswagen zeigt, der auf zwei Seiten mit Pferden bespannt ist, die einerseits ein Preuße, andererseits ein Oesterreicher antreibt, mit der Unterschrift: „Halt, halt! Sonst geht die ganze Geschichte auseinander." Aehnlich läßt das Blatt: „Deutsche Einheit" die Parteien und das Militär in heftigem Kampf und Streit ersehen, dessen Charakter noch in der Ecke Hund und Katze, aufeinander losgehend, auf die ersten Tage der Bewegung im Jahre 1848 hinweisend, die damals so populär gewordenen Figuren Dr. Eiseles und Baron Beiseles zeigt, die der Flucht Metternichs in einem Hofwäschewagen aus Wien zusehen, wobei auch König Louis Philipp und andre Potentaten und die berüchtigte Lola Montez mit Reisegepäck zur Abfahrt bereit sind. Die Unterschrift des Blattes lautet: „Bonjour, Fürst Mitternacht, seid Ihr a hie?" — Ein Gegenstück dazu bildet eine „Die wandernden Komödianten" überschriebene Zeichnung, die den König von Bayern, den Kaiser von Oesterreich, den König von Preußen, den Herzog von Nassau in größerer Begleitung auf dem Einzug in London zeigt, wo sie von Louis Philipp und Metternich begrüßt werden. Eine Gruppe von Blättern, überschrieben „Aus der Reichskuriositätensammlung", wendet sich verschiedenen parlamentarischen Persönlichkeiten zu, deren Eigentümlichkeiten zum Gegenstande der Satire gemacht werden, auch die vielgenannten „Bassermannschen Gestalten" geben öfter Gelegenheit zur karikaturistischen Darstellung. Daß je nach der Parteistellung der Zentralgewalt gegenüber auch der Träger derselben persönlich nicht verschont bleibt, ist erklärlich und liegt in dieser Beziehung besonders ein Bild, das die Ueberreichung des Teppichs mit dem Bilde der Germania (um es mit Füßen zu treten) darstellt, als charakteristische Aeußerung vor.

Zweier Veröffentlichungen, die zwar nicht zu den Einblattkarikaturen gehören, aber sehr scharfe Karikierungen bieten und deren Seltenheit schon ihre Erwähnung hier rechtfertigt, soll noch be-



„Als Beweis der Dankbarkeit überreichen die Frankfurter Jungfrauen eine von ihnen verfertigte Germania einem hohen Reichsverweserpaar, um sie von denselben mit Füßen treten zu lassen."

sonders gedacht werden. Eine derselben, betitelt: „Der politische Struwwelpeter ... für deutsche Kinder unter und über sechs Jahren. Dem deutschen Michel gewidmet von Herzog Ritter" (Düsseldorf, J. Buddeus, 1849), bildet ein Heft von zwölf lithographierten und kolorierten Blättern, auf denen der Text und die



Fürst Lichnowsky (Schnatteratowsky) vor einem „rechten" und einem „linken" Spiegel, Toilette machend

Zeichnungsweise des bekannten Kinderbuches vom Struwwelpeter nachgeahmt erscheint. Hier erscheinen die kräftigsten Satiren auf die Vorgänge des Jahres 1848 in Wort und Bild geboten. Wir finden darin „Die Geschichte von Friedrich dem Terroristen" (Hecker) und andre Einzelerzählungen in gelungenen Struwwelpeterversen bis zur „Schrecklichen Geschichte vom Schlächter Alfred" (mit dem Fürst Alfred Windisch-Grätz gemeint ist). Namentlich die Wiener Vorgänge aus den Oktobertagen des Jahres 1848 sind hier mit grauenhaft wirkender Satire dargestellt.

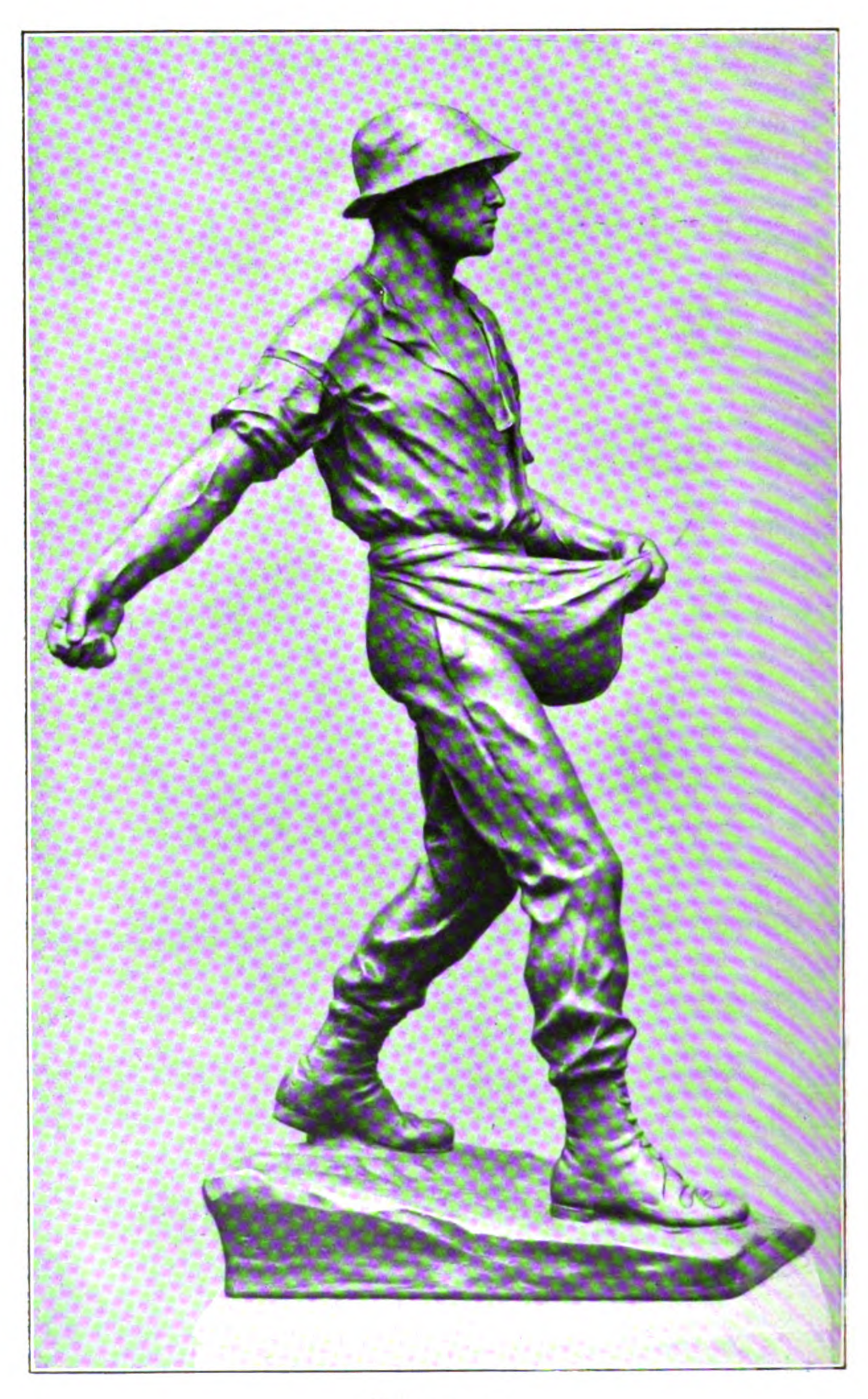
Die zweite dieser Veröffentlichungen bildet eigentlich eine Art Spielzeug, aber mit politisch-satirischem Anstrich. Es ist in Frankfurt zur Weihnachtszeit (1848 bei dem Kunstverleger May) eine Sammlung von Hampelmannfiguren erschienen, die sich in einer Schachtel befinden, deren Deckel die Aufschrift hat: „Michels Märzerrungenschaften. Spielzeug von rechts und links." Alle diese Figuren zeigen karikiert die hervorragendsten Mitglieder der Nationalversammlung vom Präsidenten Gagern an und die Reichsminister in den drolligsten Kostümen. Die Gesichter sind vorzüglich getroffen, und jede Figur bewegt als richtiger Hampelmann durch den Zug am Bindfaden Hände und Füße, was bei der Erinnerung daran, daß es sich hier um ernste Staatsmänner handelt, einen ganz eigenartigen grotesken Eindruck hervorbringt. Präsident von Gagern als Hanswurst schwingt hier Glocke und Rute, Schmerling, schwarzgelb gekleidet, einen abgeschlagenen Kopf, Radowitz, dem der Name des „kriegerischen Mönchs" beigelegt wurde, erscheint im Mönchsgewande dargestellt, der Turn-

vater Jahn mit dem wallenden weißen Barte hebt in turnerischer Weise schwere Gewichte, und so ist jeder dieser Hampelmännerkarikaturen irgendeine das Original treffend bezeichnende Eigentümlichkeit beigelegt.

So bieten alle diese Karikaturen, deren in der vorstehenden Darstellung Erwähnung geschieht, sehr merkwürdige Zeichen und Bilder der politisch so außerordentlich bewegten Zeit vor 60 Jahren, sie bieten in ihrem Zusammenhange als Sammlung eine seltsame, aber historisch-politisch höchst beachtenswerte Illustration jenes hochflutenden Lebens in den verschiedenartigsten Phasen des deutschen Nationalparlamentes, das trotz seines erfolglosen Endes doch von hoher politisch-historischer Bedeutung erscheint und auf die Gestaltung der Dinge in späteren Jahren von Einfluß geworden ist.



Der Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen Fr. von Raumer
(„La garde meurt, mais elle ne se rend pas")



Sämann

Nach einem Bildwerk von Ferdinand Frick

Peters Augen

Von

Käthe Schirmacher

Der Arbeiterzug aus der Stadt hielt an; aus den Wagen sprangen junge Mädchen, junge Burschen und Männer. Alte und Frauen waren nicht mit dabei, die blieben ja hier auf dem Dorf und bestellten das Feld.

Rasch zerschlug sich der Trupp durch die Dorfgasse, in die Felder, jeder strebte nach Hause, denn diese ländlichen Fabrikler hingen an ihrer Scholle. „Bauern“ nannte man sie zum Spott, nun ja, Bauern. Es wohlte sie, des Abends aus dem Rauch der Stadt zu fliehen, es wohlte sie, ein Stückchen Land zu eignen, wohlte sie, ihr Kraut, ihre Kartoffeln selbst zu bauen. Bauern, nun ja, das kam eben von bauer...

Peter Arndt schritt seinem Häuschen zu. Den steilen grünen Abhang kamen ihm die drei Kinder entgegengelaufen, mit roten Backen und bloßen Füßen: „Vater, Vater... die Aehni ist da... heut zu Vesper ist die Aehni gekommen, die Aehni ist gut...“

Er strich ihnen väterlich rauh über die blonden Köpfe: „So, die Aehni ist da...“

Es war die verwitwete Mutter seiner Frau, eine noch rüstige Alte, die hatte er aus dem Schwäbischen kommen lassen, die Frau konnte bei Land- und Hauswirtschaft nicht mehr geraten.

„Seht ja gar sauber aus,“ rief er den Kindern zu, das Lisettle an den braunen wohlgeflochtenen Zöpfen ziehend.

„Die Aehni hat's gemacht,“ sagte das Mädel.

Da schmunzelte Peter Arndt. So hatte er's gewollt.

Oben an der rebenumwachsenen Haustür empfing ihn die Aehni. Sie trug, trotzdem sie jetzt seit Jahren in der Stadt gelebt, doch ihre Bauerntracht und war wie aus Eichenholz geschnitzt.

Der lange Holztisch in der Küche war zum Nachtmahl gerichtet, es roch nach geschmortem Kraut, und man wartete nur auf die Mutter.

„Die Kathrin ist noch aufs Feld gefahren, sie könnt' noch ein Heu hereinbringen, hat sie gemeint...“

Peter Arndt, der sich die Hände an dem Hofbrunnen wusch, brummte etwas Gutmütiges vor sich hin, als auch schon die Heufuhre in das Hoftor bog und die Kathrin, die stetig daneben ging, die Peitsche knallen ließ.

„Nun aber ans Essen!“ rief Peter, als er der Kathrin das Pferd ausspannen geholfen.

Mit ihrer wetterharten, sonnengebräunten Hand legte die Kathrin vor. Da war wenig auf dem Tisch, das sie nicht gebaut, auch die Milch kam von der Kuh, die sie wartete. Die Kathrin war wirklich eine unentbehrliche Person im ländlichen Haushalt. Immer auf den Beinen, früh und spät, bald mit Fahren und Pflügen, bald mit Düngen und Säen, bald mit Mähen und Heuen beschäftigt.

Der Peter schaffte derweilen in der Patronenfabrik, das warf vier Mark täglich ab. So viel hätte die Kathrin nicht bekommen, wenn sie in der Stadt auf Arbeit gegangen wäre und der Peter statt ihrer das Feld bewirtschaftet hätte. Da machte die Kathrin bald mit, bald ohne fremde Hilfe all die Feldarbeit, die früher nur von Männern getan wurde. Und wie die Kathrin, trieben es alle andern Frauen im Dorf: Galt es, das kleine Gütchen, zwei bis drei Hektar, zu bestellen, sie waren nicht nur Bäuerin, sondern Bauer. Und... die Aehni hatte das noch nie erlebt, sie redeten bei allen Dingen selbstverständlich mit.

Gleich am ersten Abend hatte die Aehni sich nicht wenig verwundert, daß der Peter die Kathrin wegen Ankaufs einer neuen Hose zu Rat gezogen. Später waren andre Fragen beim Nachtmahl verhandelt: der Bau eines Schweinehocks, die Aufnahme einer Hypothek, der Beitritt des Peter zum Gewerkverein der Metall-

arbeiter, die Anlage neuer Gartenbeete und ähnliches.

Immer hatte die Kathrin nicht nur mitgeredet, sondern auch mitbestimmt. Am Samstag sah die Aehni gar, daß Peter seinen Lohn der Frau abgab. Die Kathrin regierte mindest so wie Peter.

Sie schaffte sich freilich auch ebenso ab. So früh wie der Peter zur Stadt fuhr, so früh, ja noch früher, war die Kathrin auf dem Felde. Solange sie allein, ohne die Aehni, gewesen, da hatte im Haushalt dann manchmal fünf gerade sein müssen. Wenn die Sä- oder Erntearbeit auf den Fingern brannte, wenn es wild herging, so mochte der Staub daheim auf den Möbeln liegenbleiben, die Betten erst kurz vor Schlafengehen gemacht werden, die Röckchen und Söckchen der Kinder auch mal den lieben Tag durchscheinen lassen.

„Ich kann's nicht schaffen," hatte die Kathrin gesagt.

„Du kannst's nicht schaffen," hatte der Peter wiederholt.

Und so war die Aehni ins Haus gekommen.

Die Aehni war eine tüchtige Hausfrau; nicht lang, und unter ihrem Zepter waren Haus und Kinder bildsauber, die Mahlzeiten regelmäßig und gut bereitet, und die überarbeitete Kathrin, die sonst vom Felde kommend, erst noch zu brotzeln und zu sieden hatte, ließ sich mit einem Seufzer des Behagens vor der dampfenden Schüssel auf den Holzstuhl fallen. So war es gut.

Die Aehni mit ihren alten Gliedern wie aus Eichenholz schaffte sich auch ganz tüchtig ab. Sie hatte es nie anders gekannt, stets war sie der nimmermüde Hausgeist gewesen, aber ein Hausgeist, der den Mund hielt, ein Hausgeist, der sich zu fügen gelernt, ein Hausgeist, der die zweite Rolle, und zwar oft mit Furcht und Zittern, gespielt hatte. Ihres Eheherrn Hand war schwer gewesen, um so schwerer, als er allein das Geld ins Haus gebracht hatte. Wirklich ganz allein?

In der alten Aehni bohrte jetzt etwas, wenn sie abends vor der Haustür den Peter und die Kathrin wie zwei Kameraden alle Dinge gemeinschaftlich bereden hörte. — Sie hatte doch auch gearbeitet, ehrlich geschafft, ihr ganzes Leben lang, sie schaffte auch jetzt unentwegt, sie machte das Behagen, die Ordnung dieses Hauses, sie aß hier kein Gnadenbrot, ja, und doch nie hätte sie mitzusprechen gewagt wie die Kathrin . . .

Wahrlich, es bohrte etwas in der alten Aehni.

„Kathrin," fragte sie eines Tages ihre Tochter, „ist der Peter immer so zu dir gewesen?"

„Wie denn?" entgegnete Kathrin.

„Na, so, so brav, so dich immer mitreden lassen, so gar nicht übermännisch."

„Was meinst du, Mutter?"

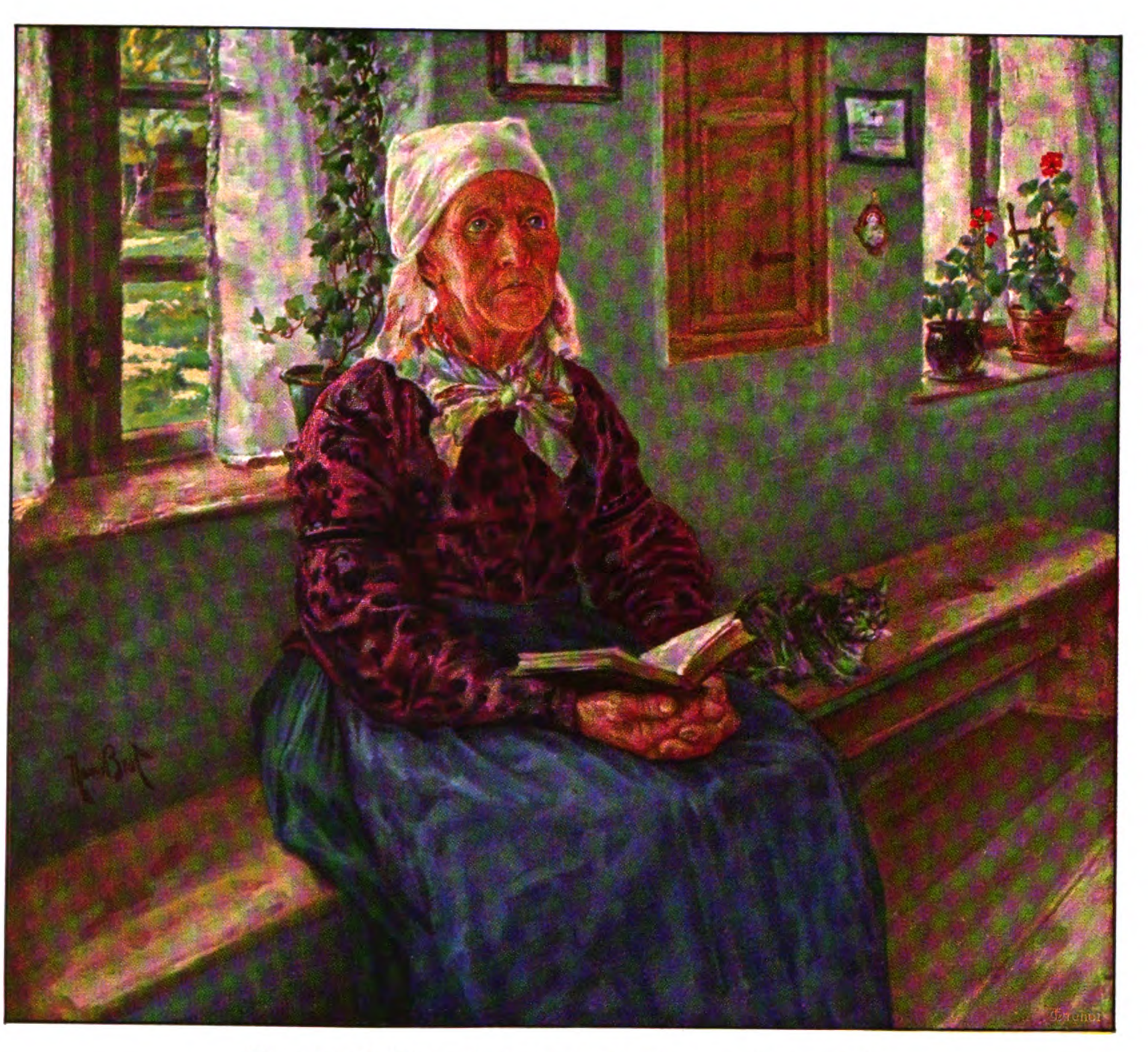
„Na, daß er dir auftrumpft; dumme Gans, sei still . . ."

Die Kathrin lachte: „Ei da käm' er eklig an, wer baut ihm denn sein Brot, wer mäht ihm sein Gras? Nee, der Peter ist nicht auf den Kopf gefallen."

Es bohrte aber weiter bei der Aehni. — Ja, freilich, was die Kathrin tat, das ließ sich mit Händen greifen, das ließ sich auf Heller und Pfennig berechnen, das konnte die Kathrin mit Fingern weisen: so viel Stroh, so viel Heu, so viel Brot, so viel Kohl, ja, daran konnte niemand mäkeln . . . Wenn die Kathrin nun aber, statt den Pflug zu führen, den Besen geschwungen, wenn sie die Hausarbeit der Aehni gemacht hätte? Wie dann? Hätte der Peter sie dann auch als seinesgleichen behandelt? Hätte der Peter sie dann auch bei allem befragt? Bittere Erinnerungen stiegen in der Aehni auf. Nein, die Hausarbeit der Frau verschlug dem Manne nichts, bei der Hausarbeit ließ sich nicht bei Heller und Pfennig berechnen, was man im Jahreslauf erhalten und erworben. Hausarbeit war ein ewig wiederholter Zirkeltanz, war der immer gleiche Kampf gegen Staub und Schmutz, die immer gleiche Befriedigung der stets gleichen Bedürfnisse. Was man in drei Stunden gekocht, in zehn Minuten war's verschlungen; wo eben Staub gewischt, nach einer halben Stunde lag er wieder. Hausarbeit ließ sich nicht in Garben binden, nicht in Schober stellen, Hausarbeit war dem Uneingeweihten nicht sichtbar, Hausarbeit war ein Faß ohne Boden . . .

Die Männer hatten nie Hausarbeit gemacht . . . auf die Mühsal der Feldarbeit entsannen sie sich noch . . .

Es bohrte ganz fürchterlich in der Aehni altem Kopf, die Wahrheit wollte heraus und ans Licht geboren werden.



Sonntagsfriede. Nach einem Gemälde von Hans Best

Ein Zufall brachte ihr die Erleuchtung. Eines Abends hatten sich Kathrin und die Aehni gleichzeitig, die eine mit einem Pack Heu, die andre um ein schweres Gurkenfaß gemüht. Der Peter, der gerade dazugekommen, hatte sich schnurstracks helfend zur Kathrin gewendet.

Da war der Aehni klar geworden: nicht die Arbeit macht den Unterschied zwischen der Kathrin und ihr. Der liegt einzig in den Augen des Peter. Für das, was die Kathrin tut, hat er Blick, das liegt gleich wie auf einem Brett vor ihn hingezahlt. Für die Arbeit der Aehni ist er blind. — Ihr Eheherr war auch so blind gewesen ...

Der Wert der Frauenarbeit liegt in der Schätzung des Mannes. —

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Was bietet mancher nicht alles auf, um sich mit seinen Gegnern nicht zu verfeinden!

*

So berechnete schon mancher: „Schlimmstenfalls trifft der beste Fall ein!"

*

Wer hätte wohl größere Verluste zu befürchten als der, der wenig zu verlieren hat!

*

Seines Herzens sicher ist nur der, der keines hat.

*

Ein einziger Zufall kann unsre klügsten Berechnungen in dumme verwandeln.

*

Nur unter einer Bedingung ist mancher bereit, sein Unrecht gutzumachen — wenn man ihm zugesteht, daß er keines beging.

*

Ich glaube, für den Menschen gibt's keine größere Ueberraschung als die — alt geworden zu sein.

*

Jemand klagte: „Wer sich eine eigne innere Welt geschaffen, der wird oft aus ihr hinausgeworfen!"

*

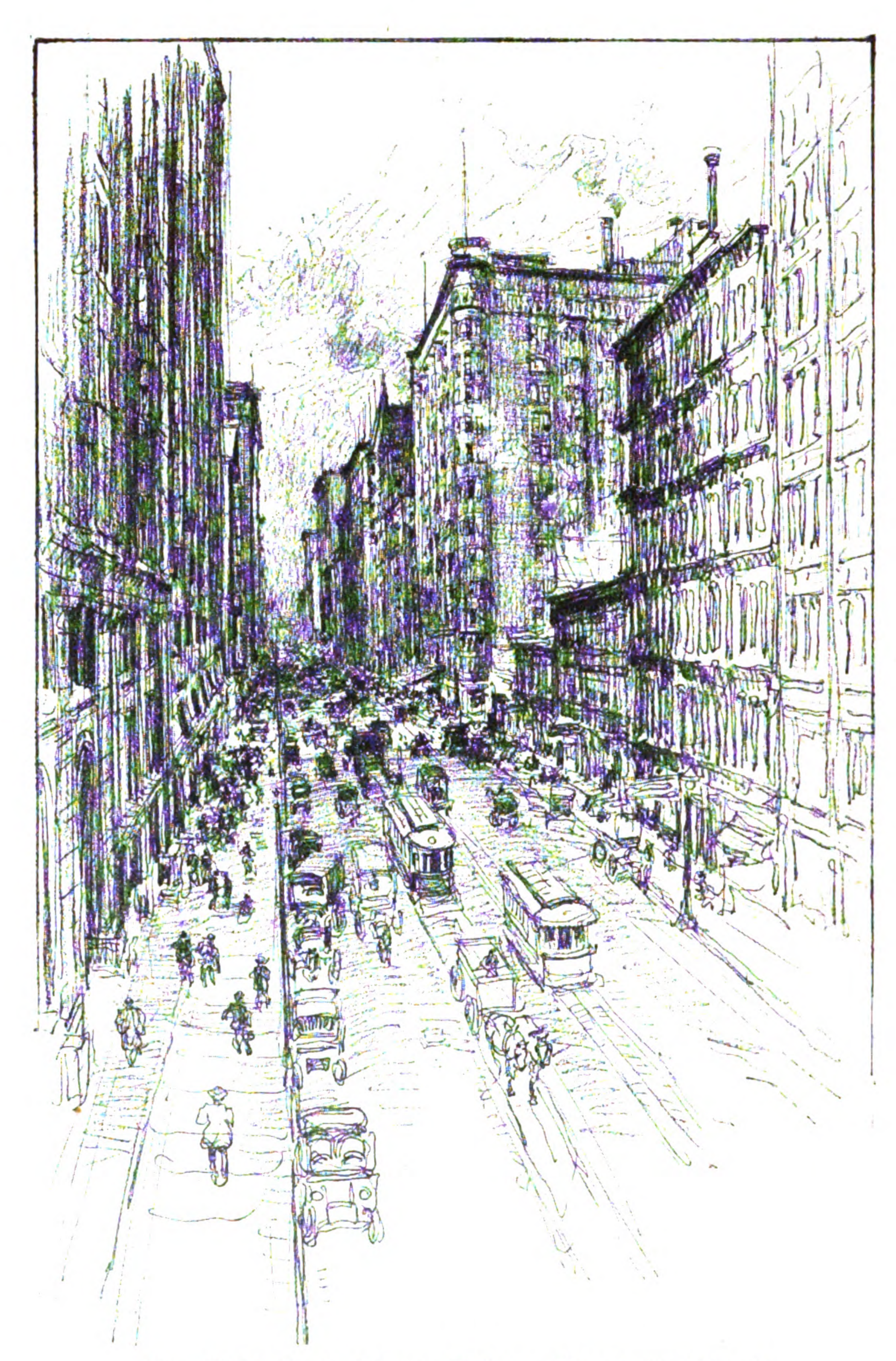
Was den Weltfrieden betrifft, so meinte ein Philosoph: „Ich halte ihn einesteils für möglich: denn jeder Mensch will Ruhe haben; andernteils aber für unmöglich: denn kein Mensch will Ruhe geben."

*

Ich finde, die meisten sind an Wochentagen minder weltlich gesinnt als an Feiertagen.

*

Manchen Vorgang darf man nur entstellt erzählen — sonst glauben die Leute, man hätte ihn erfunden.



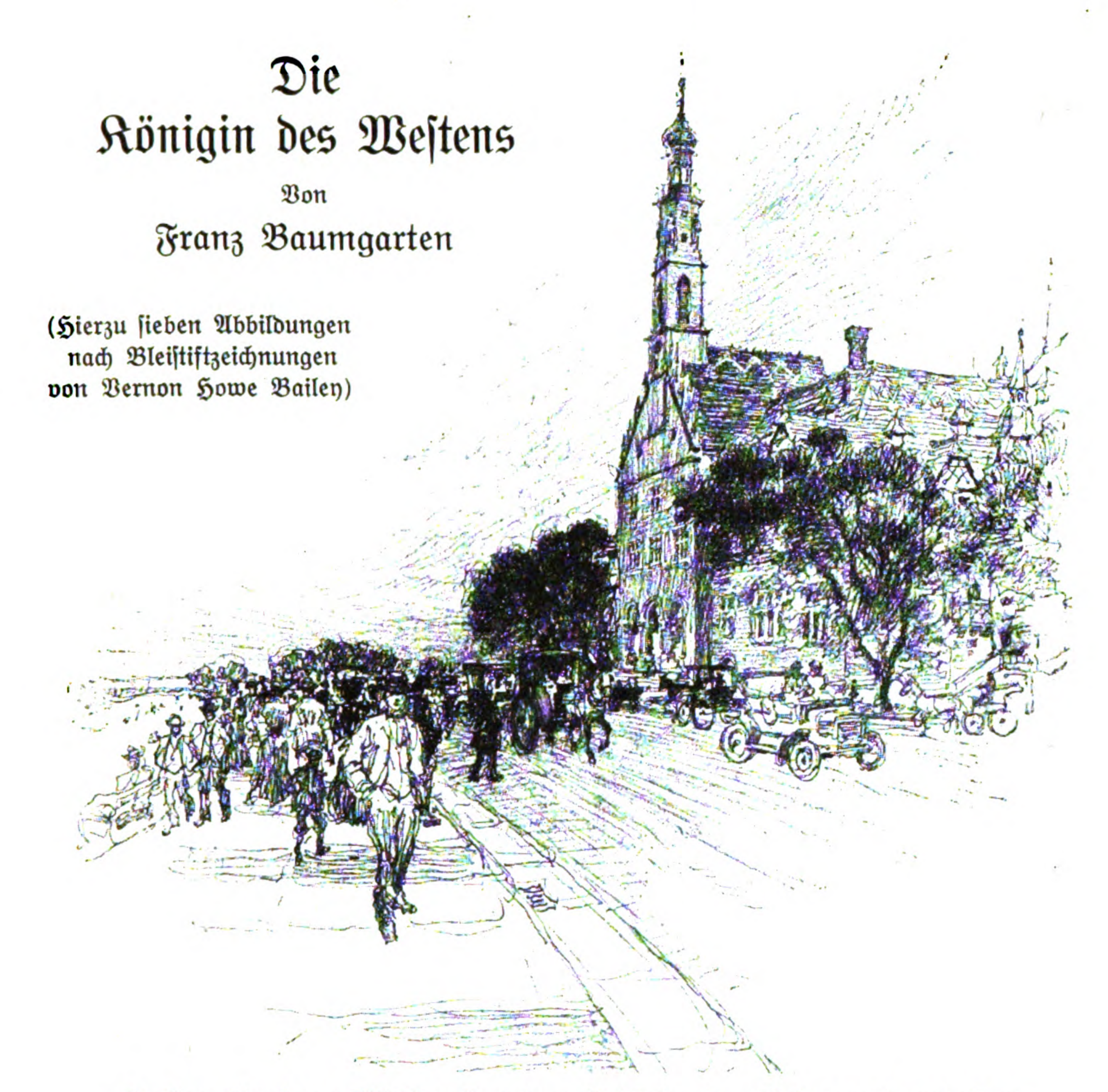
Im Geschäftsviertel von Chicago (Dearborn Street)

Die Königin des Westens

Von

Franz Baumgarten

(Hierzu sieben Abbildungen nach Bleistiftzeichnungen von Vernon Howe Bailey)



Jackson Park am Michigansee; das Gebäude im Hintergrund war das Deutsche Haus der Chicagoer Weltausstellung, jetzt ein Restaurant

Königin des Westens hat man nicht mit Unrecht die Riesenstadt an den Ufern des Michiganflusses genannt; wir denken zwar, sobald der Name Chicago fällt, in Deutschland unwillkürlich zuerst an die großen Schlachthäuser und die Getreidebörse, an den Fleischtrust, dessen Praktiken Upton Sinclair in seinem sensationellen Werke „The Jungle" schonungslos enthüllte und die Präsident Roosevelt in einer fulminanten Botschaft an den Kongreß geißelte, und an die Getreidespekulanten, die durch ihre „Weizenschwänzen" der ganzen Welt das Brot verteuern. Chicago scheint auf den ersten Blick der Prototyp einer nur dem Dollar zu Füßen liegenden Stadt. Man wird der Bevölkerung indessen nicht gerecht, wenn man behauptet, ihr einziges Vergnügen und Streben sei der Tanz ums goldene Kalb. Chicago kann vollauf den Vergleich mit andern amerikanischen Städten aufnehmen in den Bestrebungen, die Stadt durch immer neue und immer schönere Anlagen, durch Parks und Boulevards, deren herrliche alte Bäume kühlen Schatten spenden, zu verschönern. Kunst und Wissenschaft haben hier eine Stätte gefunden, die ihnen fast ausschließlich von Privathand bereitet wurde. Herrliche Kunstschätze haben den Weg von der Alten in die Neue Welt gefunden, und in Privat-



Michigan Avenue am Seepark; rechts das Kunstinstitut

besitz befinden sich Sammlungen von unberechenbarem Werte.

Die beiden Leihbibliotheken der Stadt, denen sich in Bälde eine dritte hinzugesellen wird, sind nicht nur mit Büchern förmlich vollgepfropft, sondern sie sind auch mit gediegener Pracht ausgestattet. Das Treppenhaus der „Chicago Library" besteht ganz aus weißem Marmor, der mit wundervoller Tiffanyglasmosaik geziert ist. Sie enthält heute schon 225 000 Bände, doch ist gleich von vornherein Raum für eine Million geschaffen worden. Hierher flüchten sich täglich unzählige Lern- und Wißbegierige, die beim Verzehren ihres mitgebrachten Lunches in ihrer halbstündigen Mittagspause das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Berühmt ist die „University of Chicago" hauptsächlich durch die Freigebigkeit ihres Protektors John D. Rockefeller, der ihr alljährlich einige Millionen Dollar seines Rieseneinkommens zuwendet. Eröffnet im Jahre 1892 mit 600 Hörern, zählt sie jetzt annähernd 5000 männliche und weibliche Studenten, die nach der in England und in Amerika bestehenden Sitte in der Universität selbst hausen, wofür zwanzig sogenannte „dormitories", das heißt Wohnhäuser, zur Verfügung stehen. In Evanston, einer Vorstadt Chicagos, befindet sich eine zweite, die Northwestern-

Universität der Methodisten, deren Abteilungen für Medizin und Rechte in West-Chicago in einem besonderen Gebäude untergebracht sind. Interessant ist das sogenannte „Medizinische Viertel", das ebenfalls in West-Chicago liegt. Hier befinden sich das große städtische Hospital und mindestens ein halbes Dutzend medizinischer „Colleges", darunter das Rush-College, das zur Universität gehört und von etwa 700 Hörern besucht wird, und die medizinische Schule für Frauen.

In mancher Beziehung sind die abfälligen Urteile, die sich Chicago von jeher gefallen lassen mußte, nicht ungerechtfertigt, doch darf man nicht vergessen, daß Chicago eine der jüngsten unter den Großstädten der Welt ist, daß das jetzige Chicago erst nach dem großen Brande, der fast die ganze Stadt im Jahre 1871 in Schutt und Asche legte, entstanden ist und daß das Stadtgebiet die Größe eines deutschen Fürstentums besitzt. Wir alle wissen, wie schwer es unsern deutschen Großstädten wird, mit der rapid anwachsenden Bevölkerung Schritt zu halten, für neue Schulen, Krankenhäuser, Straßen zu sorgen. Welches Kopfzerbrechen macht dies alljährlich den Herren, die im Roten Hause zu Berlin die Geschicke der Reichshauptstadt lenken! Dabei ist diese, mit Chicago verglichen, eine uralte Stadt, die auf längst Vorhandenem weiterbauen kann, sie bedeckt nur eine Fläche von 65 Quadratkilometern, während Chicago deren 341 umfaßt. Berlins Bevölkerung ist in der Dekade 1890 bis 1900 nur um 12 Prozent gewachsen, die Chicagos hingegen im gleichen Zeitraum um 54.

Das heutige Chicago hat mit dem alten, „vor dem großen Feuer", nichts gemein. Das frühere bestand zu weitaus größtem Teile aus Holzhäusern, und das erklärt auch die Riesenfeuersbrunst, die drei Tage wütete, ihr Rasen erst einstellte, als nichts mehr zu vernichten da war und 17 500 Gebäude so gut wie vom Erdboden verschwunden waren. Das neue Chicago ist



Chicagofluß, dessen Laufrichtung von der Stadt nach der Gegenseite gewendet wurde, vom Michigansee zum Mississippi

wie die meisten amerikanischen Großstädte aus Stein und Eisen und darf sich rühmen, der Welt die ersten Wolkenkratzer beschert zu haben. Chicago hat es stets verstanden, Kalamitäten zu Piedestalen zu wandeln, auf denen es zu größerer Höhe emporstieg. Wir schreiben keine Märchen mehr, denn unsre Welt ist voller Wunder; der Welt größtes ist Chicago. Es war ein Glück für die Stadt, daß am 8. Oktober 1871 die Kuh der Mrs. Mc Leary beim Melken unruhig wurde, die Laterne umstieß und die Feuersbrunst dadurch entfachte. Tausende fleißiger Hände regten sich, wieder aufzubauen, was in Asche versunken war, und trotzdem sich alle Versicherungsgesellschaften bankrott erklärten, fehlte es nicht an Geld. Die Lage am unteren Ende des Michigansees war allzu günstig, um nicht die Augen spekulativ veranlagter Geldleute darauf zu lenken. Hier mußten alle Eisenbahnlinien münden, die den Verkehr zwischen dem Osten und dem rasch aufblühenden Nordwesten, der Getreidekammer des Landes, zu vermitteln hatten. Neuyorker, Bostoner und Philadelphier Kapitalisten, in deren Besitz sich die Aktien der nach Chicago führenden Bahnen befanden, öffneten weit ihre Börsen, und mit der Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit, die dem amerikanischen Volke innewohnt, machten sich die Abgebrannten ans Werk.

In wenigen Jahren war das Wunder vollendet, ein Phönix aus der Asche entstanden, und Raum war geschaffen für das Riesenhäusermeer, das heute das Staunen, neben Mißfallen aber auch die Bewunderung jedes mit offenen Augen und Sinnen begabten Reisenden erregt, der ohne Voreingenommenheit den Boden der über Nacht hervorgezauberten Weltstadt am Michigansee betritt.

Mit berechtigtem Stolze kann der Chicagoer auf seine Stadt und deren Leistungen auf allen Gebieten blicken, und es ist erklärlich, daß er beständig in Superlativen schwelgt, wenn er ihre Vorzüge hervorhebt. Chicago ist in sich selbst ein kleines Universum. Es nimmt den dritten Platz in der Reihe der Weltstädte aller zivilisierten Länder ein und wird an Bevölkerungszahl und Reichtum wohl nur von London und Neuyork übertroffen. Paris und Berlin hat es bereits überflügelt, letzteres allerdings nur dann, wenn man seine Vororte mit ihrer Million Einwohner nicht mit hinzuzählt. Es ist, so gut es ging, statistisch festgestellt worden, daß in Chicago nicht weniger als 48 verschiedene Sprachen, nicht Dialekte, gesprochen werden. Es ist die kosmopolitischste Stadt der Welt, höchstens daß London ihm diesen Ruhm streitig machen könnte. Dabei ist Chicago auch eine der größten deutschen Städte mit mehr als einer halben Million Deutschen und die zweitgrößte böhmische Stadt. Bei der letzten Volkszählung im Jahre 1900 belief sich die Zahl der eigentlichen Amerikaner auf nur 380 000 Seelen, daneben gab es 254 000 Irländer, 167 000 Polen, 144 000 Schweden, 59 000 Norweger, 110 000 Engländer und Schotten und so weiter. Jeder frisch Eingewanderte, woher er auch kommen mag, kann also so ziemlich sicher sein, in Chicago ein Stück Heimat zu finden.

Wie Rom, so hat auch Chicago zwei Väter, seine Romulus und Remus hießen John Kinzie und Nathanael Pope. Kinzie war der erste weiße Ansiedler am Chicago-River und Pope der Verfasser des Bundesgesetzes, welches das Entstehen Chicagos ermöglichte. Als im Jahre 1818 das Territorium Illinois in die Reihe der Unionsstaaten aufgenommen werden sollte, war die Nordgrenze des Staates 61 englische Meilen südlich vom Michigansee gezogen, ohne ihn zu berühren. Pope beantragte nun im Kongresse, die Grenze bis an den See vorzuschieben, er drang mit seinem Antrage durch, und der Streifen des Seeufers, auf dem sich heute das Häusermeer Chicagos erhebt, fiel dem Staate Illinois und nicht Wisconsin zu, dem erst im Jahre 1836 Staatsrechte verliehen murden. Von fast ebenso großer Wichtigkeit war, daß die Union zehn Jahre später dem Staate Illinois einen Landstreifen zum Bau des Illinois- und Michigan-Kanals schenkte, der den Illinois-River, der seine Wasser in den Mississippi ergießt, mit dem dem Michigansee zufließenden Chicago-River verbinden sollte. Jahrhundertelang hatten die Wyandottes, die Shawnees, die Iroquois und andre Indianer ihre Birkenkanoes über den Landrücken getragen, der diese beiden Flüsse trennt, und nach ihnen hatten Jolliet, Marquet, Hennepin, Lassalle und andre Franzosen auf der Fahrt von Kanada nach den französischen Besitzungen



Postgebäude in Chicago, nimmt allein ein ganzes Stadtviertel ein



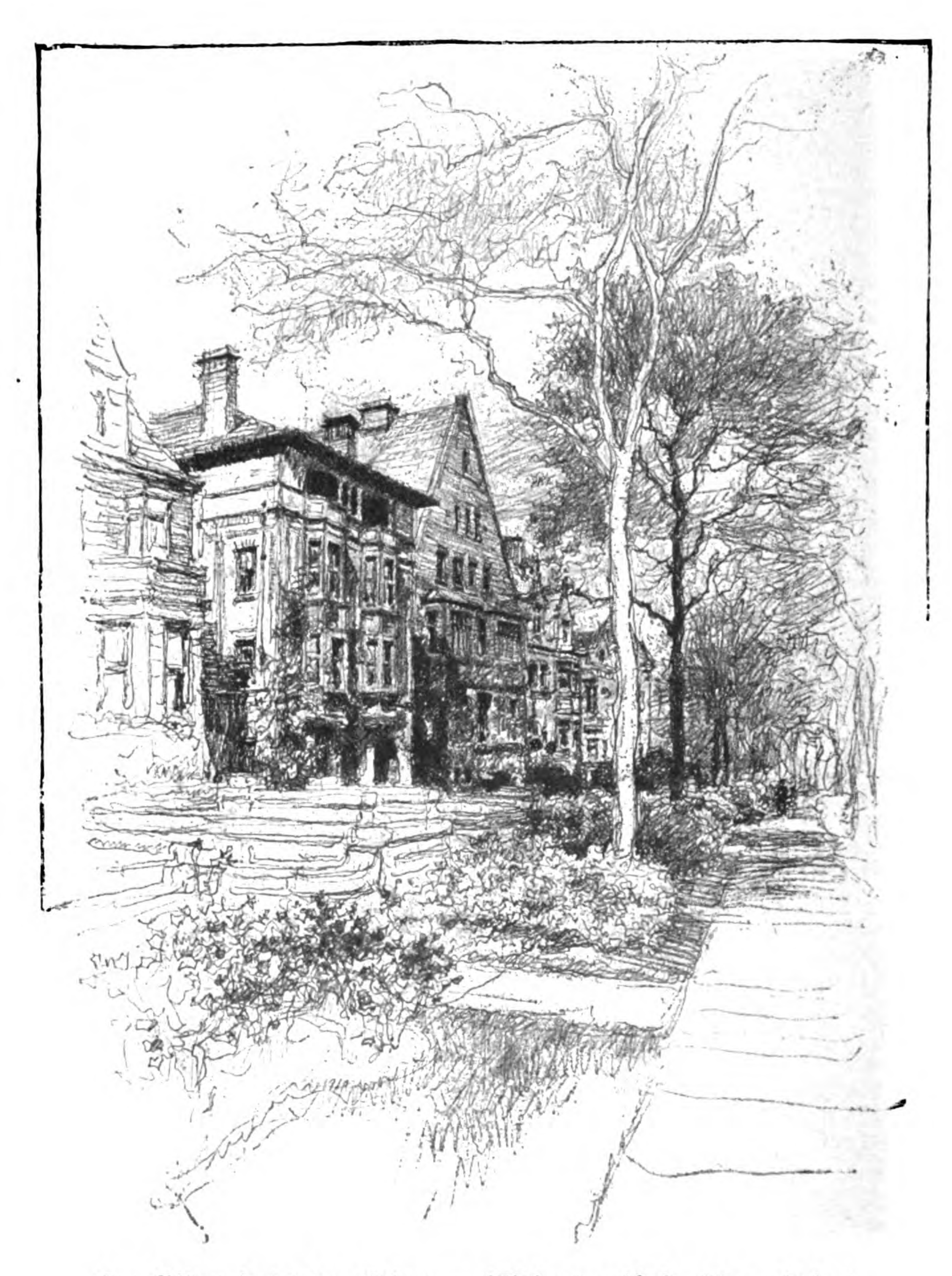
Chicagoer Straßenbild; links im Vordergrund die öffentliche Bibliothek, hinten rechts der Freimaurertempel, Chicagos höchster Wolkenkratzer

am Mississippi das gleiche getan. Im Jahre 1803 wehten zum ersten Male die Sterne und Streifen über dem Stück Land, welches das heutige Chicago bedeutet, denn eine Kompagnie des amerikanischen Militärs erschien plötzlich, um hier das Fort Dearborn zu errichten. Aber erst beinahe 30 Jahre später, nachdem der Kanal fertiggestellt war, wurde mit 500 Einwohnern das eigentliche Chicago gegründet. Der Kanal brachte die Stadt schnell zum Aufblühen. Er brachte die großen Seen in Verbindung mit dem riesigen Stromnetze des Mississippi, vom Westen und Osten strömten in den neuentstandenen Hafen die Menschen und die Waren, und aus dem kleinen Handelsposten wurde in wenigen Jahren die Weltstadt Chicago.

Eine schöne Stadt ist Chicago nicht. Bei der Hast, mit der bisher gearbeitet worden ist, sah man nur auf das Praktische und Nützliche und überließ die Sorge für das Schöne der späteren Zeit. Dazu kommt die Lage. Der Streifen am Michigansee, auf dem sich Chicago erhebt, war zum Teil Sumpf, zum Teil Prärie, durchströmt von dem Chicago-River und dem Calumet, und flach wie eine Tenne. Wäre der See nicht, an dessen blitzender Wasserfläche sich die Stadt 41,5 Kilometer hinzieht, so würde sie jedes landschaftlichen Reizes entbehren. Die Straßen sind meilenlang und gerade, wie mit dem Lineal gezogen, bis sie sich draußen zwischen Kraut- und Kartoffeläckern verlieren. Brutale Prosa ist es, die im Innern der Stadt herrscht, aber es steckt eine Kraft darin, die Staunen erregt. Das Stadtbild erhält sein charakteristisches Gepräge durch die Wolkenkratzer, die in den Hauptstraßen der City, State, Clark, Madison, Michigan, Dearborn, Lassalle und Wabash, ihre Türme und Türmchen in das eintönige Grau der Rauchwolken hüllen, die in diesem Teile der Stadt stete Dämmerung erzeugen, wenn nicht ein kräftiger Seewind sie verscheucht. Dazu kommt noch etwas, um das Straßenbild zu verschandeln: die marktschreierischen, kolossalen Geschäftsschilder und die übrigen Reklamemittel, mit denen die Häuser von oben bis unten bedeckt sind, ja die sich sogar auch an Bürgersteigen breitmachen.

Durch den Chicago-River wird die Stadt in drei Teile geteilt: Nord-, West- und Süd-Chicago, und jeder dieser Stadtteile hat sein charakteristisches Gepräge. Nord-Chicago ist das elegante Residenzviertel, in West-Chicago lebt der Mittelstand, und Süd-Chicago ist das Fabrikviertel und das Quartier der kleinen Leute. Aber auch des Gesindels, das in den dunkeln Nebengassen, in die sich bei Nacht ein einzelner Schutzmann nicht hineingetrauen darf, geschweige denn ein gut gekleideter Bürgersmann, nach jeder übeln Tat spurlos verschwinden kann. Wenn man vom Norden kommt, die Clark Street durchwandert — eine Wanderung, die gut zwei Stunden dauert — macht sich nach dem Verlassen der City ein großer Unterschied bemerkbar. Die Häuser werden kleiner und unansehnlicher, wo noch ein Wolkenkratzer sich erhebt, ist er kahl und nüchtern, und bald stellen sich die typischen amerikanischen Holzhäuser ein, denen langgestreckte Fabriken und Lagerschuppen folgen. Das Pflaster wird immer schlechter und holperiger, bis es schließlich ganz aufhört, das Trottoir besteht aus Bretterplanken, einen Fuß etwa hoch, und wer in der Dunkelheit vorbeitritt, landet in dem Graben am Rande der Straße.

Ein ganz andres Bild zeigt das Nordviertel. Hier sind die Straßen einwandfrei, die Trottoirs aus Granit und Mosaik, an beiden Seiten von Rasenstreifen umschlossen, der Fahrdamm asphaltiert und von einem mit schönen, großen, schattenspendenden Bäumen bepflanzten Promenadenweg durchschnitten. Hier herrscht tadellose Sauberkeit, selbst nach europäischen Begriffen. Vom Trottoir führen durch kleine Vorgärten breite, mit Steinplatten belegte Wege zu den schneeweißen Marmorstufen, über die man in das Innere der malerischen und geschmackvollen Villen gelangt. Jedes Haus ist von einer breiten, bequem Platz für viele bietenden Veranda umgeben, auf der zahllose reizende Möbel stehen, die komfortabelsten Sitzgelegenheiten der Welt. Die Villen sind nicht nur sehr kostbar, sondern mit feinstem Geschmack ausgestattet und eingerichtet und bieten trotz ihrer scheinbaren Kleinheit bedeutend mehr Raum als die englischen Cottages. Die schönsten dieser Villen findet man am „Lake Shore Drive", einem herrlichen Fahrwege für Luxusfahrzeuge, der sich am Ufer des Sees bis zum Lincoln-Park hinzieht, der eine Fläche von 300 Acres



Im Villenviertel der Chicagoer Millionäre (Lake Shore Drive)

bedeckt. Auf der Südseite liegt am Seeufer der umfangreiche Jackson-Park, der 1893 die Weltausstellung beherbergte. Fast alle Gebäude sind damals wieder abgerissen worden, nur das Deutsche Haus, eine der Zierden der Ausstellung, und das Kloster La Rabida, Kaliforniens Ausstellungsgebäude, sind erhalten geblieben. Ebenso die künstlichen kleinen Seen und Lagunen mit ihren zierlichen Brücken und schmucken Gondeln, die allerdings jetzt immer mehr von elektrischen Motorbooten verdrängt werden. Wenn man die mit herrlichem Grün bepflanzten Plätze der Stadt hinzuzählt, besitzt Chicago 78 Parks mit einer Gesamtfläche von 2230 Acres. Sie schließen von allen Seiten die Stadt ein und haben mit den sie verbindenden Boulevards eine Fahrstraße von mehr als 100 Kilometern Länge.

Man kann von Chicago nicht sprechen, ohne des Chicago-Rivers Erwähnung zu tun. Wer den Fluß, der früher der Stadt nicht nur als Hafen, sondern auch als Kloake diente und ohne Gefälle sich gegen den See zu öffnet, gesehen und — gerochen hat, vergißt den gehabten Genuß sein lebelang nicht. Man faßte schließlich den Plan, den Fluß „umzukehren", das heißt seinen Oberlauf zu vertiefen, so daß, statt umgekehrt, das Seewasser in ihn hineinströmen konnte, ihn durch einen Kanal mit dem Desplaines und auf diese Weise mit dem Illinois und schließlich mit dem Mississippi zu verbinden. Trotz allen Widerstandes der davon betroffenen andern Städte setzte Chicago seinen Willen durch, da sich herausstellte, daß die Befürchtungen, die Flüsse möchten verunreinigt werden, unbegründet waren. Heute ist der Michigansee mit dem Mississippi verbunden, und schon fahren kleinere Dampfer durch den Kanal bis New Orleans. Wenn der Illinois und der Mississippi durch Ausbaggerung und Anlegung von Deichen eine genügende Tiefe auch für größere Dampfer erhalten, wird die jetzt arg daniederliegende Dampfschiffahrt auf dem Mississippi zu neuer Blüte gelangen. Ohne den Michigansee aber kein Chicago. Wie die Stadt ihm ihre Größe verdankt, so würde sie ohne ihn ein trostlos ödes Häusermeer sein. Er ist das trostverheißende und trostspendende Element an den erdrückend heißen Sommertagen, und der Ausblick vom Turme der Wasserwerke über die weite, von unzähligen weißen Segeln und zahlreichen Dampfern durchfurchte grünblaue Fläche bleibt jedem unvergeßlich im Gedächtnis.

Kreislauf des Glücks

Von

Max Bittrich

War mein Tag nicht ohne Seele
und die Sonne ausgebrannt?
Und nun drückt mir jeder Morgen
eine Rose in die Hand.
Einen Gruß, den ich am Wege
fröhlich weitergeben soll,
Wo mir helle Augen strahlen
ihres Dankes lieben Zoll.

Frisch zum Tagewerk geleitet
mich des Blickes warmer Schein;
Ach, wie köstlich nach dem Ringen
wird die Abendfeier sein,
Denn ich weiß, daß in mein Träumen
noch die Spur des Dankes dringt,
Bis der junge Tag mir wieder
Rosen in die Hände zwingt.



Brennender Töpferofen

Westerwälder Steinzeug

Von

L. Bürkner

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wer kennt sie nicht, die Westerwälder Steingutware! Vom einfachen grauen Topf bis zum kunstvoll dekorierten Humpen und bizarr geformten Dekorationsgefäß, das auf dem Bordbrett der vornehmsten Wohnung prangt. In jedem Haushalt ist wohl irgendein Stück dieser fast unzerbrechlichen und mit gutem Geschmack verzierten Steingutware im Gebrauch. Freilich meist, ohne daß der Besitzer weiß, woher sie stammt und wie sie gefertigt wird. Das Westerwälder Steinzeug hat sich auch den neuesten Geschmackswandlungen prächtig angepaßt. Außer den erwähnten, meist alten Formen und Motiven nachgebildeten Gefäßen fertigt man jetzt auf dem Westerwald wundervolle majolikaartige, glatte Stücke in herrlichen Farben, die von unsern modernsten Künstlern entworfen sind.

Interessant ist auch der Bezirk, in dem diese Industrie heimisch ist, das sogenannte Krug- oder Kannenbäckerländchen, das im ganzen aus kaum einem Dutzend kleiner Orte besteht, die sich zwischen Rhein und Lahn in der südwestlichen Ecke des Westerwaldes zusammendrängen. Von Koblenz aus erreicht man nach kurzer Fahrt das entzückend gelegene Vallendar am Rhein, das den Ausläufer des Kannenbäckerländchens nach dem Rhein zu darstellt, während es nach der Lahn zu nicht ganz bis Ems herunter reicht. Hier befinden sich die gewaltigen Tonlager, in denen der zur Steinzeugfabrikation notwendige, ganz eigenartige Ton gegraben wird. Dieses Kannenbäckerländchen ist eine merkwürdige Enklave. In der sonst ziemlich



Feierabend

Nach einem Gemälde von Carl Feiertag

industriearmen Gegend beherrscht die Steinzeugindustrie alles. Von Haus zu Haus arbeitet man für sie, lebt man von ihr. Wer nicht selbständig eine Fabrik oder Töpferei unterhält, hängt doch irgendwie mit der Fabrikation zusammen. Die Teilung der Arbeit ist hier natürlich ganz streng durchgeführt und besteht in den meisten Familien schon seit Hunderten von Jahren. Hier werden nur die bauchigen runden Krüge gefertigt, dort nur einfache graue Töpfe; andre Töpferfamilien fabrizieren graue Töpfe mit etwas blauem Dekor, einzelne nur die langstieligen Tonpfeifen. Fabrikmäßig wird das dekorierte Steinzeug hergestellt, und nur in einzelnen Betrieben wiederum das ganz moderne majolikaartige, glasierte.

Uralt ist die Töpferei im Kannenbäckerland. Schon Anno 1220 ist sie urkundlich festgestellt.

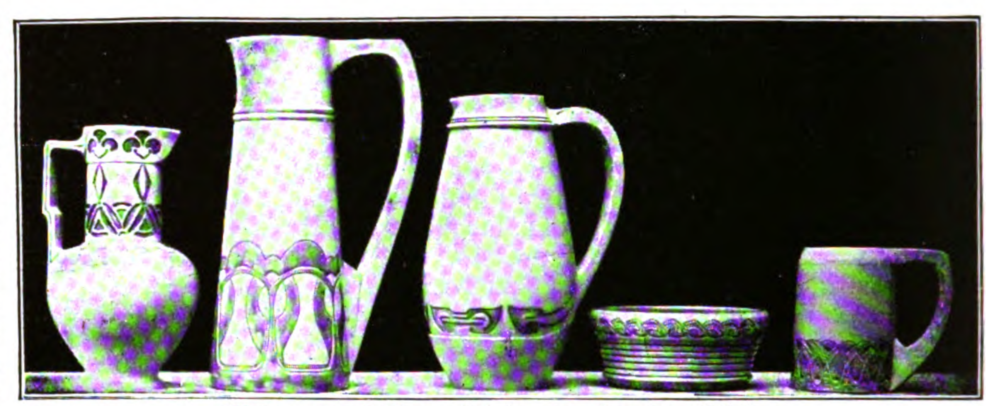
Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts steht die Steinzeugindustrie im Kannenbäckerland in der höchsten Blüte. Sie war damals eng verbunden mit den berühmten Raerener Töpfereien, die sich ihrerseits wieder auf römischen Ursprung zurückführen lassen. Die Euler des Kannenbäckerlandes können also mit Stolz auf ihr uraltes Gewerbe blicken.

Die Fabrikation der glatten Krüge und Töpfe wird heute noch in ziemlich primitiver Weise betrieben. Unsre Abbildung zeigt einen Töpferofen, einen sogenannten Kammofen in Brand, der lediglich zur Herstellung der einfachen grauen, nebenan aufgeschichteten Geschirre dient. Aber auch in den größeren Fabriken werden die Gefäße zunächst auf der Töpferscheibe mit der Hand geformt, ehe sie die feinere Bearbeitung erhalten.

Der zum Westerwälder Steinzeug verwandte Ton hat die Eigentümlichkeit, in der Hitze ein steinhartes Gefüge anzunehmen, das durch Kochsalzdämpfe glasiert wird, indem das Natrium sich mit der im Ton



Im Atelier



Modernes Höhrer Steinzeug für die Küche

enthaltenen Kieselsäure zu dem Natronglas verbindet, das den glänzenden Ueberzug bewirkt. Diese Manipulation an sich ist ziemlich einfach. Komplizierter ist schon die Erzielung der majolikaartigen Geschirre, die vor dem Brennen ihre Farben erhalten. Auch die Aufbringung der blauen, braunen und roten Verzierungen auf den grauen Steingutgefäßen geschieht vor dem Brennen. Die Abbildung zeigt, wie die Arbeiter diese Unterglasurmalerei aufbringen.

Sehr interessant ist es, bei den in Höhr aufgefundenen Scherben alten Steinzeugs die allmähliche Entwicklung der Fabrikation zu konstatieren. Die ältesten gefundenen Gefäße sind natürlich sehr roh und unvollkommen in der Form und haben die natürliche Farbe des Tons. Glasur ist an ihnen nicht zu entdecken. Die ersten Verzierungen bestehen aus durch Fingerdruck entstandenen Vertiefungen in Reihenform, spätere Becher und Krüge, die auch schon aus feinerer weißer Masse gebildet sind, haben siegelartigen Aufdruck, wie er noch heute im Kannenbäckerlande für bestimmte Originalgefäße für Schnäpse sehr viel angebracht wird. Später kommt dann ein sehr hübsches Renaissanceornament zur Verwendung, das aber noch immer eine große Unbeholfenheit in der Technik zeigt. Langsam entwickelt sich dann die Technik, und im siebzehnten Jahrhundert steht sie auf einer so hohen Stufe der Vollkommenheit, daß das rheinische Steinzeug jener Zeit, das als einziges zu dieser Entwicklungshöhe gelangt war, heute von Liebhabern mit geradezu märchenhaften Preisen bezahlt wird. Von 1516 stammen die ersten Zunftbriefe, die man kennt, und die Zünfte hielten



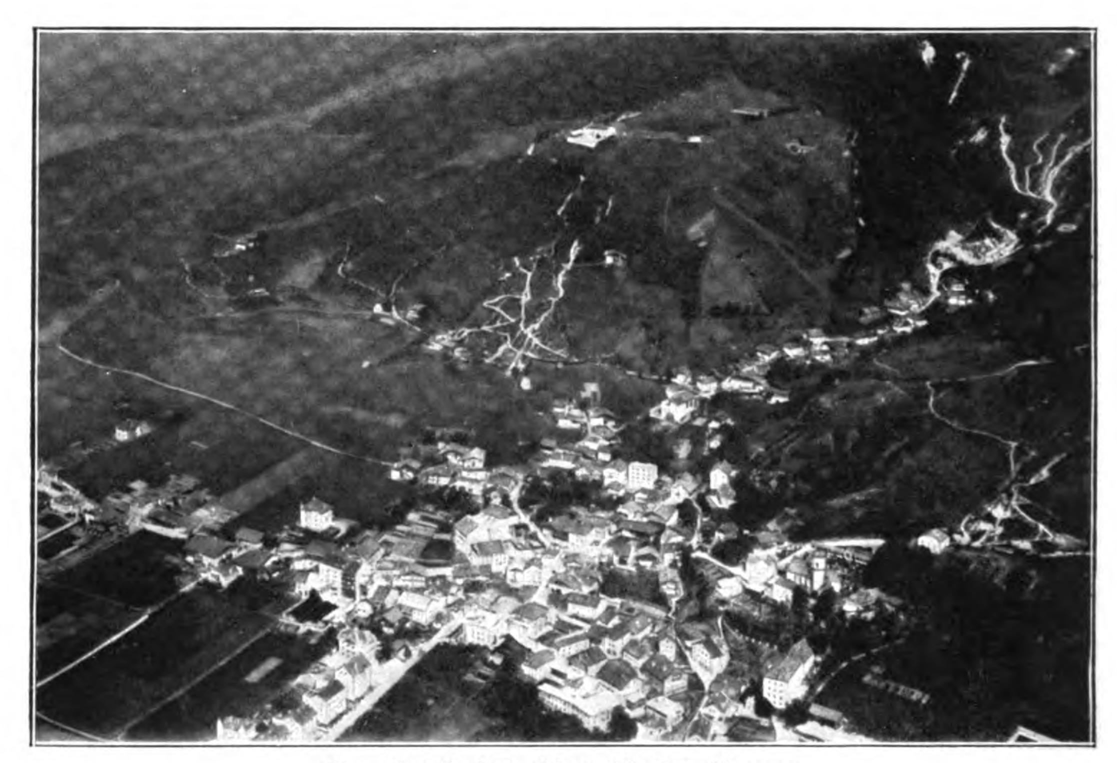
Modernes Höhrer Steinzeug für die Küche

treulich bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zusammen, als schon andernorts längst alles Zunftwesen in die Brüche gegangen war. Ja, als zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fast das ganze Kannenbäckerland an Nassau-Weilburg fiel und die Behörden die Zünfte infolge von Streitigkeiten aufgelöst hatten, schlossen sich doch die Euler des Kannenbäckerlandes wieder zu einer gemeinsamen Gesellschaft zusammen, die jedoch von der Regierung zu Weilburg wegen ihrer Eigenmächtigkeit aufgelöst wurde. Das hinderte die Euler indes durchaus nicht, wenigstens ihren gemeinsamen Besitz gemeinsam zu verwalten, und so bestehen noch heute die Krug- und Kannenbäckergesellschaften, die eigne Tongruben haben und infolgedessen sehr wohlhabend sind. Nachdem die ganze Kannenbäckerei im Anfang des vorigen Jahrhunderts sehr niedergelegen hatte, entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten eine neue Blüte. Fortbildungs- und Zeichenschulen entstanden, und eine keramische Fachschule, die 1879 errichtet wurde, konnte auf dem alten befestigten Grunde weiter bauen und der ganzen Kannenbäckerei eine der Neuzeit entsprechende Richtung geben, die sich allerdings zunächst auf die Nachahmung des sogenannten altdeutschen Steinzeugs beschränkte, in den letzten Jahren aber sich teilweise der modernen Richtung zugewendet hat. Einerseits werden die altdeutschen Formen mit erhabenen, reich ornamentierten Verzierungen gefertigt, anderseits haben die modernen Formen sich das Feld erobert, und es werden in dieser Art entzückende Gefäße nach Entwürfen erster Künstler hergestellt, Krüge, Vasen, Schalen und Kannen, teils in der ursprünglichen grauen Färbung, teils in einer neueren Art, die nach ihrem reizenden Aussehen Elfenbeinsteingut genannt wird. Immer mehr Ausdehnung erreicht auch die Fabrikation der Majolikaware, deren köstlicher Farbenschmelz in Vereinigung mit einer Reihe höchst origineller Techniken die neuen Steingutsachen zu würdiger Ausschmückung modern eingerichteter Räume geeignet macht.

Das Kannenbäckerländchen mit seinen hügeligen Wiesen, Tälern und Waldbergen und den sauberen Dörfern, die einen wohltuenden Gegensatz zu den gewöhnlichen Industriebezirken bilden, und seinem schönen Menschenschlag ist eines Besuches wert, besonders im Herbst, wenn die wundervolle Färbung der Bergwälder der Gegend besonderen Reiz verleiht.



Ein Höhrer Maler bei der Arbeit



Im Lenkballon über Tiroler Bergen

An Bord des lenkbaren Parseval 3

Von

Robert Saudek

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Andauernde Regenschauer und böse, heftige Winde hatten das junge, wanderlustige Luftschiff, den Parseval 3, in der Halle gefangengehalten. Aber das neue Luftschiff hatte noch nicht warten gelernt, und so machte es sich so bald als möglich auf und davon, obgleich noch violette, Feuchtigkeit enthaltende Nebelschleier in der Luft lagerten, gegen die die Sonne vergeblich anzukämpfen versuchte. Zehn Personen konnte die Gondel aufnehmen, und zwei Amerikaner, die ja überall dabei sind, wenn es etwas mitzumachen gilt, was up to date ist, mußten abgewiesen werden, da sich bei den Wiegeversuchen des Luftschiffes die Tatsache ergab, daß man ihretwegen zu viel Wasserballast hätte opfern müssen.

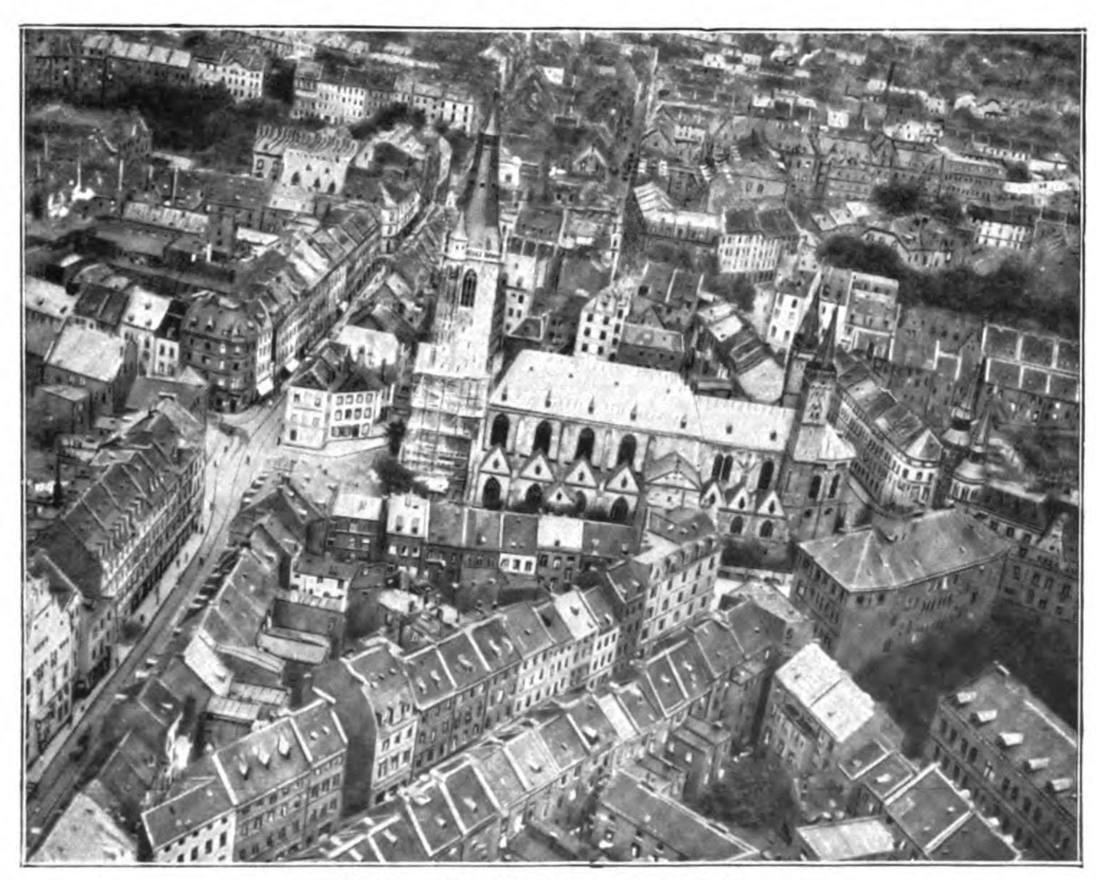
Kurz nach fünf Uhr erhob sich der Parseval über das Terrain des Fluggeländes. Eine dumpfe und schwüle Atmosphäre umgab uns, die aber unbegreiflicherweise einige Uebervorsichtige doch nicht verhinderte, die Mäntel anzuziehen und zum Ueberfluß noch die Kragen hochzuklappen. — Ein schriller Pfiff ertönte, und sofort begannen die beiden Segeltuchflügel, dis bis dahin schlapp und faul an der Welle gehangen hatten, mit großer Geschwindigkeit um sich zu schlagen und die Luft aufzuwirbeln. Das bekannte Kommandowort „Anlüften!“ und der Befehl „Los!“ ertönten, und schon schwebte der Parseval über dem Manövergelände. In einem erst ganz spitzen und dann immer stumpfer werdenden Winkel ging es gegen eine frische Brise rasch empor. Dann begann das Schiff sich zu wenden, kreuzte ein-, zweimal das Terrain der Ila-Ausstellung, kehrte noch einmal

wieder, um seine leichte Beweglichkeit zu zeigen, und stieg bei diesen Kreuz- und Querzügen in immer höhere Luftschichten empor.

Für den Neuling hat so ein allererster Aufstieg mit dem Luftschiff unbedingt etwas Enttäuschendes. Die erwartete Sensation bleibt aus, sanft und ruhig wird er in die Höhe gehoben, und ein Gefühl völliger Sicherheit läßt den Gedanken an einen Ausnahmezustand überhaupt nicht aufkommen. Es enttäuscht, wie alle großen Dinge, die man zum erstenmal erlebt. Ausblicke aus der Vogelperspektive haben wir alle schon einmal vom Gipfel eines hohen Berges aus genossen, und der sanfte, bewegungslose Aufstieg ließ nicht einmal eine Gefahr vermuten. Die erwarteten Ueberraschungen stellten sich ein, sobald wir uns noch weiter in die Höhe begeben hatten und die Häuser von Frankfurt hinter uns ließen.

Die Distanz bleibt doch auf allen Gebieten die echteste Dichterin, und sie wird wohl nie in ihren Wirkungen versagen. Ein Stadtviertel gleichmäßiger Arbeiterhäuser wird, aus den Lüften gesehen, zum reizenden Spielzeug, hohe alte Wälder, von denen natürlich nur die Baumkronen von oben aus sichtbar sind, gleichen einem dichten, seltsam krausen Teppich, auf dem hier und dort verstreute rote Häuserdächer ein allerliebstes Muster zeichnen.

Eine Menge weißer Wäsche, die am Ufer des Mains zum Trocknen ausgelegt ist, erweckt in uns die Vorstellung eines blühenden Beetes voll kleiner Gänseblümchen, und die langen Reihen der eintönigen grauen Leichensteine auf einem Friedhof sehen sonderbarerweise wie bunte Glasperlen aus. Die vielfarbig und sommerlich gekleideten Menschenmassen aber, unter denen wir uns noch vor kurzer Zeit unten auf der Erde bewegten, machen den Eindruck von kurzen schwarzen Strichen, auf die ein weißer Punkt gesetzt ist. Es ist uns so unmöglich, unter ihnen Unterschiede in Form und Farbe herauszufinden, wie bei einem Ameisenhaufen,



Köln, vom Parseval aus gesehen

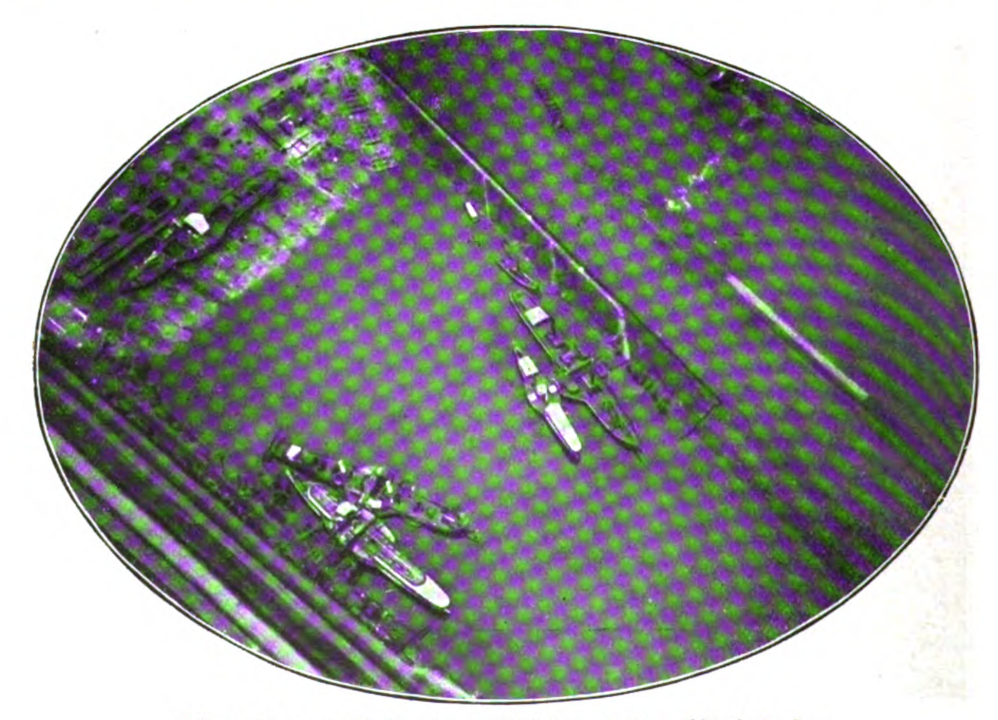
und genau auch wie bei einem Ameisenhaufen kribbelt und krabbelt da alles scheinbar ziellos durcheinander.

Nun haben wir die Höhe erreicht, die unser Führer, der bekannte und tüchtige Luftschiffer Oberleutnant Stelling, erreichen wollte. In gerader Fahrt geht es schnell weiter, und nur der Steuermann sorgt dafür, dem Luftschiff in der Höhe die rechte Richtung zu geben.

In einem eleganten Bogen kehren wir um, und mit Hilfe des Steuermanns und des Führers wird der Parseval mit völliger Sicherheit etappenweise den tieferen Luftschichten wieder zugeführt.

Erstaunt bemerken wir, daß wir erst jetzt in der Höhe des Fesselballons der Ila-Ausstellung sind, der vordem einige hundert Meter unter uns lag, und können nun erst begreifen, wie hoch wir eigentlich gewesen sind. Unsern ungeübten Augen fehlt in der Höhe jeder optische Maßstab für die Distanz, da wir gewöhnt sind, den Blick nur auf Flächen einzustellen.

Das Ziel unsrer Fahrt ist nun erreicht worden, und ohne Schwierigkeit könnte der Parseval wieder an seinem Ausgangspunkt landen. Doch so leichten Kaufes kommt er nicht davon, denn in der Ila sind Tausende von Neugierigen, die sich alle mit eignen Augen überzeugen wollen, ob es wirklich mit der Lenkbarkeit des Luftschiffes seine Richtigkeit hat. Und so muß unser Ballon noch einmal kreuz und quer und in schönem Bogen über den Köpfen der schaulustigen Menge vorbeigleiten, ehe er sich Ruhe gönnen darf. Unterdessen hat Oberleutnant Stelling seinen Platz an den Leinen verlassen und steht mit einem großen Küchenmesser kampfbereit da. Unsre verwunderten Fragen, was es denn mit diesem kriegerischen Instrument in so friedfertiger Gesellschaft für eine Bewandtnis hätte, sollen bald eine Antwort finden: Kommandoworte ertönen, die beiden seitlichen Flügel hängen für kurze Zeit so müde und schlaff wie vorher herab und beginnen dann bald darauf wieder aufs neue um sich zu schlagen. Da springt unser Führer hervor und durchschneidet mit seinem großen Messer den Bindfaden, mit dem das Landungsseil am Ballon festgehalten war, ab. Mit rasender Geschwindigkeit fliegen wir nach unten, und die Mannschaften der Luftschiffstudiengesellschaft stehen schon bereit, um uns an dem herabfallenden Seil auf die Erde niederzuziehen.



Eine bizarre Aufnahme: Blick auf den Rheinhafen



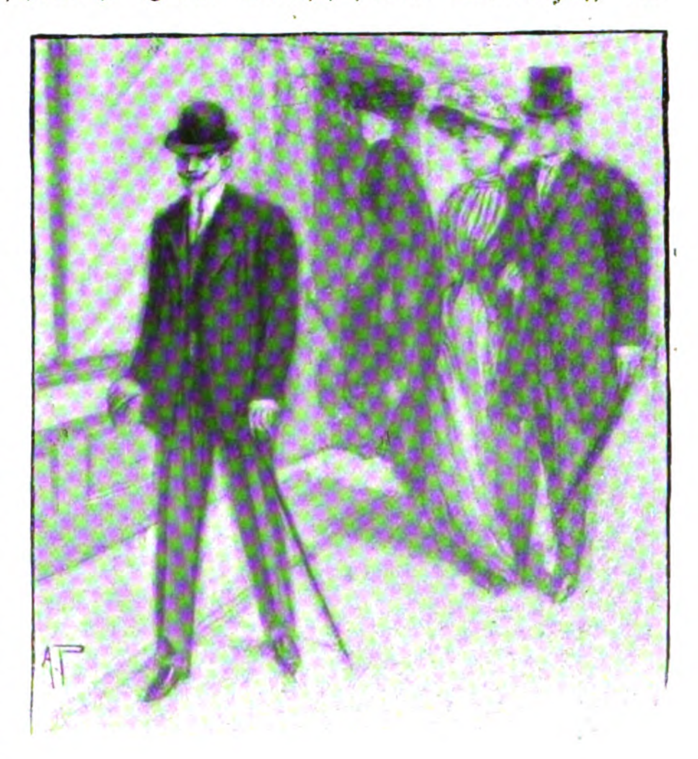


Ein Kopf, mit gesundem und mit kurzsichtigem Auge gesehen

Die Welt des Kurzsichtigen

Sie ist im Grunde gar nicht so unangenehm, die Kurzsichtigkeit. Wer kurzsichtig ist, sieht die Konturen der Dinge nicht so hart. Für ihn verliert diese Welt an Kraft, an Unterschiedlichkeit und Farbe, aber sie gewinnt an Harmonie. Der Blinde starrt in ewiges Dunkel, der Normalsichtige schaut Häßliches und Schönes, Kleines und Großes, so wie es ist (was allerdings die Philosophen wieder bestreiten), dem Weitsichtigen ist die Nähe getrübt, die Ferne lebhaft, der Kurzsichtige aber sieht alles verblaßt, verwischt, unscharf und darum milder, versöhnlicher.

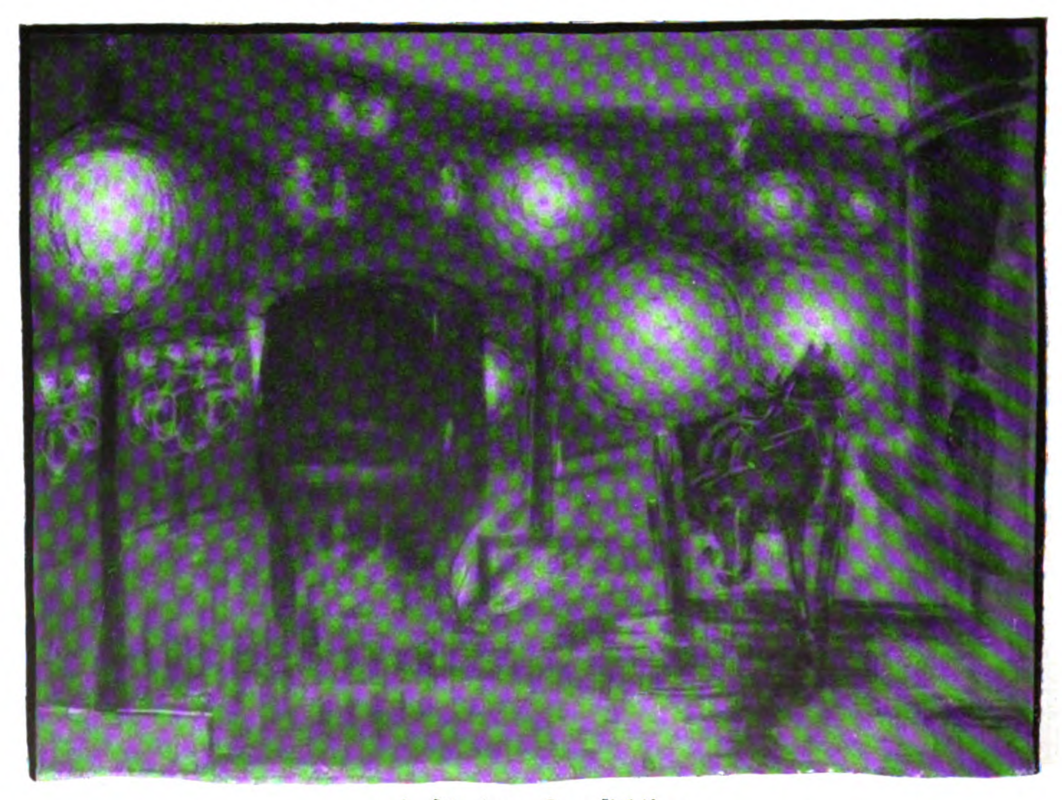
Alles Unschöne reizt den Kurzsichtigen nicht so aufdringlich wie den Normalen; das Schöne leuchtet auch ihm oder büßt höchstens an Intensität, nicht aber an seinem Wesen ein; das Mittelmäßige aber, das ja hier auf Erden die erdrückende Masse bildet, umkleidet sich mit dem hüllenden Mäntelchen der Unbestimmtheit, des Verschwimmenden. Für ihn liegt immer ein feiner Nebel über den Dingen. Menschen und Sachen haben etwas Schattenhaftes. Die Sterne leuchten gleich mattgelben kleinen Scheiben, das Durcheinander der Großstadtstraße gleitet ineinander, verwischt sich und wirkt nicht mehr so schreckhaft, so quälend in der nie endenden Unruhe seiner Erscheinungen. Jedes Landschaftsbild rundet sich, die



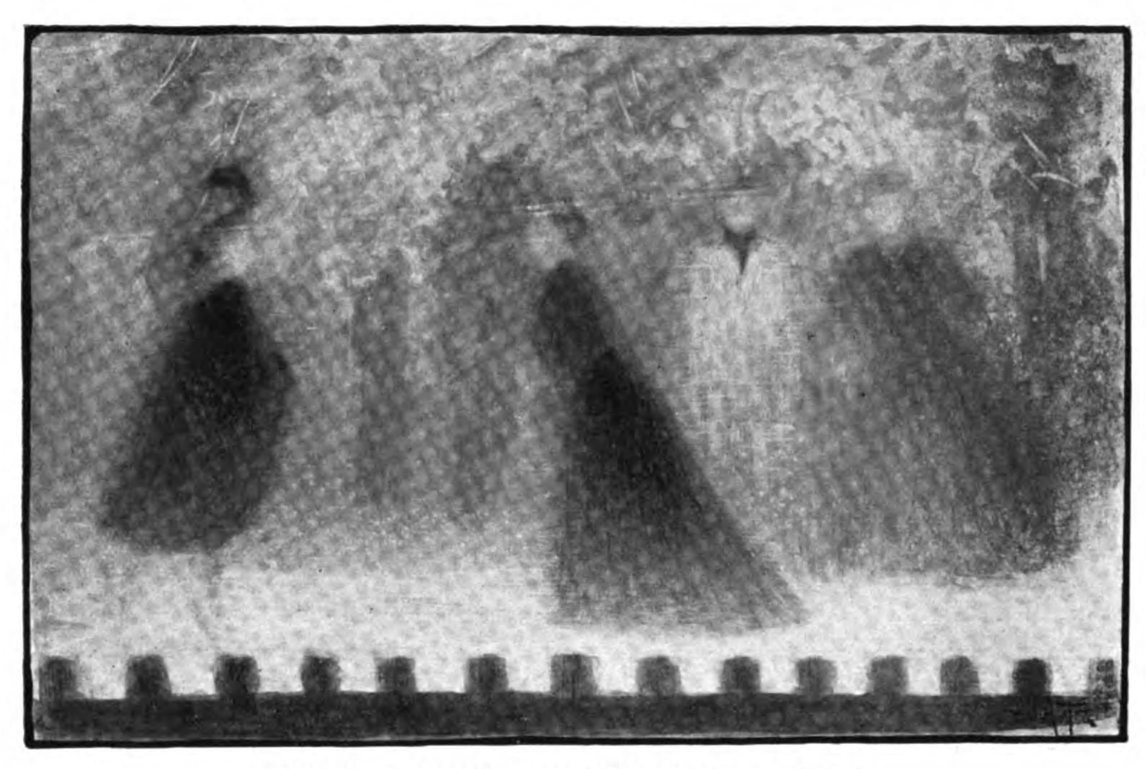
Wie der Kurzsichtige die ihm auf der Straße Begegnenden sieht



Das Bild der Straße für den Normalsichtigen —



und für den Kurzsichtigen



Wie ihm eine Szene auf der Bühne erscheint

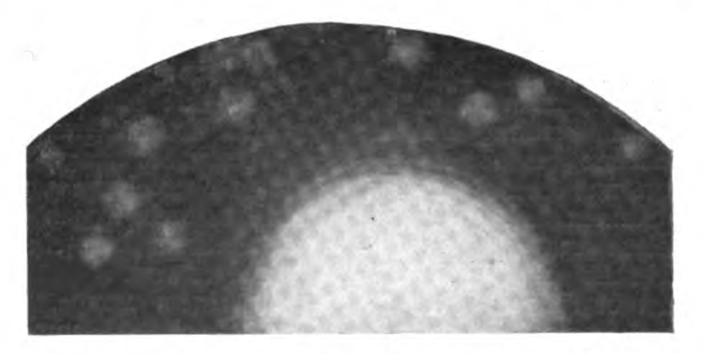
Ferne verliert sich in dämmerndem Glast, die Nähe rückt aneinander, und die Farbe der Wiese wird sanfter, das Laub der Bäume formloser, und selbst der Himmel scheint körperlicher zu werden und gleich einer mattblauen Hohlkugel über der Natur zu lasten. Gibt es nicht Maler, die so die Natur schauen und so auch malen?

Für die Fälle, wo es darauf ankommt, scharf zu sehen, bleiben dem Kurzsichtigen ja die konkav geschliffenen Gläser!

Fast ist es schön, ein wenig kurzsichtig zu sein. Denn es gibt Stunden, da es uns quält, der nackten Deutlichkeit der Dinge ins Gesicht zu blicken.

Doch, wir wollen ehrlich sein: sie ist oft auch peinlich, die zu groß geratene Wölbung der Augenlinse. Wer normale Augen hat, ist immer noch am besten daran. Und wer die Welt in milde Schatten aufgelöst sehen will, bediene sich der Phantasie.

Aber ein ganz klein wenig taub sein, das könnte nicht schaden in dem Lärm, den die moderne Zeit jetzt macht. K. E. K.



Mond und Sterne für das Auge des Kurzsichtigen

Die Landwirtschaft bei den afrikanischen Eingeborenen

Von

Franz Otto Koch

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)



Der Medizinmann beschwört das Wetter

Hinter Suez", sagt Kipling, „hat die göttliche Vorsehung keine Macht mehr." Der Europäer wird auf Schritt und Tritt von Dingen überrascht, die er schlechthin mit seinen Anschauungen von Gott und Welt, Vernunft und Unsinn nicht mehr in Einklang bringen kann. Seine Eindrücke sind abwechselnd die eines Paradieses und eines Zustandes, den man mit Namen wie Sintflut, Ausdörrung, Cholera und sonstigen Gebresten dieses Erdballs und seiner Bewohner am besten bezeichnen würde.

Der afrikanische Neger ist wie sein Land träge und unberechenbar, und da sich uns die Absichten und Ziele in seinem Wesen verhüllen, möchte man ihn bisweilen als ein Scheusal ansprechen, das er in Wirklichkeit in seiner Tropenwelt nicht mehr ist als der Durchschnittsmensch der europäischen Großstädte. Die Männer sind von einer entzückenden Trägheit, die bisweilen die Formen einer königlichen Grandezza annimmt. Der fruchtbare Boden und seine Frauen nehmen ihm die Arbeit willig ab, und er wäre ein Berliner Grundstückspekulant, wenn er an dieser Arbeitsteilung das geringste ändern würde.

Die Negerfrau bestellt den Acker, erntet die Früchte, trägt sie auf den Markt, bietet sie zum Verkauf und händigt ihrem liebenswürdigen Gatten den Erlös ein, während er ihrer Saumseligkeit im besten Falle durch ein paar wohlgezielte Flüche und Hiebe nachhilft. Nur die Lieblingsfrau hat Anteil an der segensreichen Faulheit ihres Gatten. Wie eine Warenhausvorsteherin beaufsichtigt sie die schreiende Rührigkeit der Nebenfrauen und Kinder und sorgt dafür, daß das Interesse des Hauses nachdrücklich vertreten wird. Ihre Fähigkeit, zu feilschen und den Preis in die Höhe zu treiben, macht sie ihrem Gatten unentbehrlich.

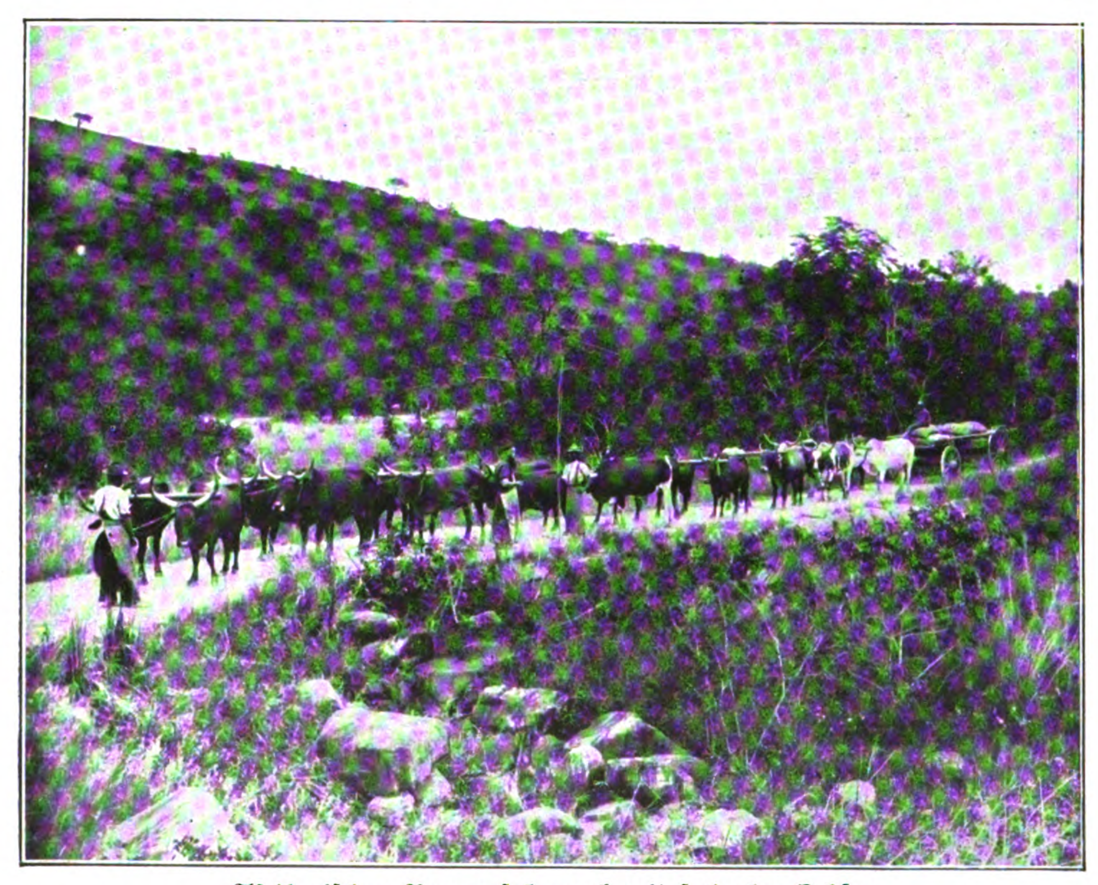
Ein solcher Negermarkt unterscheidet sich kaum von einem deutschen Krammarkt. Die ganze Familie zieht bepackt und beladen in der Frühe in das Marktdorf, und in gemessener Entfernung folgt ihr der Herr des Hauses, die Pfeife in einer Ecke des Mundes, und einige wertvolle Kostbarkeiten, an denen sein Sinn besonders hängt, in einem Henkelkörbchen oder einem ganz leichten Säckchen hinterdrein tragend, mit der Würde eines Sultans, der seine Truppe zu inspizieren kommt.

Von einem Lande, in dem es noch Gegenden gibt, die nur zum hundertsten Teile unter Kultur genommen sind,

wird niemand verlangen, daß der Ackerbau auf der Höhe eines westfälischen Bauernhofes steht. Die einzigen Geräte, deren sich die Neger bei der Bestellung des Ackers bedienen, sind Hacke, Messer und Beil. Die erstere schmiedet er aus primitiv gewonnenem Eisen und treibt ihre zugespitzte Fortsetzung durch das dicke Ende eines etwa einen halben Meter langen keulenartigen Stockes. Das Buschmesser und Beil wird gewöhnlich im Tauschhandel gegen die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft von den Europäern oder Küstennegern erworben.

Gilt es, den Busch, dieses Chaos von Bäumen und Sträuchern, urbar zu machen, so wird entweder alles, was grünt und blüht, niedergeschlagen und ein paar Tage der Tropensonne zum Trocknen überlassen. Ein Feuer übernimmt dann die letzte Arbeit, Baumstämme, Gras und Buschwerk notdürftig bis zum Boden abzurasieren. Oft wendet der Neger auch das umgekehrte Verfahren an, indem er zuerst Feuer durch den Busch gehen läßt und dann mit dem Niederschlagen des Gestrüpps beginnt. Große Bäume werden bisweilen schon Jahre vorher eingekerbt. Sie sind dann, wenn die Kultur an das Feld kommt, vollständig abgestorben und ausgetrocknet und geben dem Feuer reichliche Nahrung. Es gibt nichts Trostloseres als den Anblick einer solchen Rodung. Ueberall Kohle und Asche zwischen halbverkohlten Baumstämmen, die auszugraben niemand einfällt.

Sobald der erste Regen das Land aufgelockert hat, macht sich jung und alt an das Umpflügen, das darin besteht, daß der Erdboden auf 3 bis 4 Zentimeter in der Tiefe mit der Hacke aufgeschaufelt wird. Bei dem Widerstande, den die harte Erdkruste selbst diesem Pflügen entgegensetzt, immerhin eine schwere Arbeit, bei der es sogar Schweißtropfen gibt, und was das bei einem Neger heißt, kann nur der verstehen, der ihn einmal bei seiner Arbeit beobachtet hat. Kauernd hockt er über dem Boden, ganz



Afrikanisches Bauernfuhrwerk mit sechzehn Ochsen



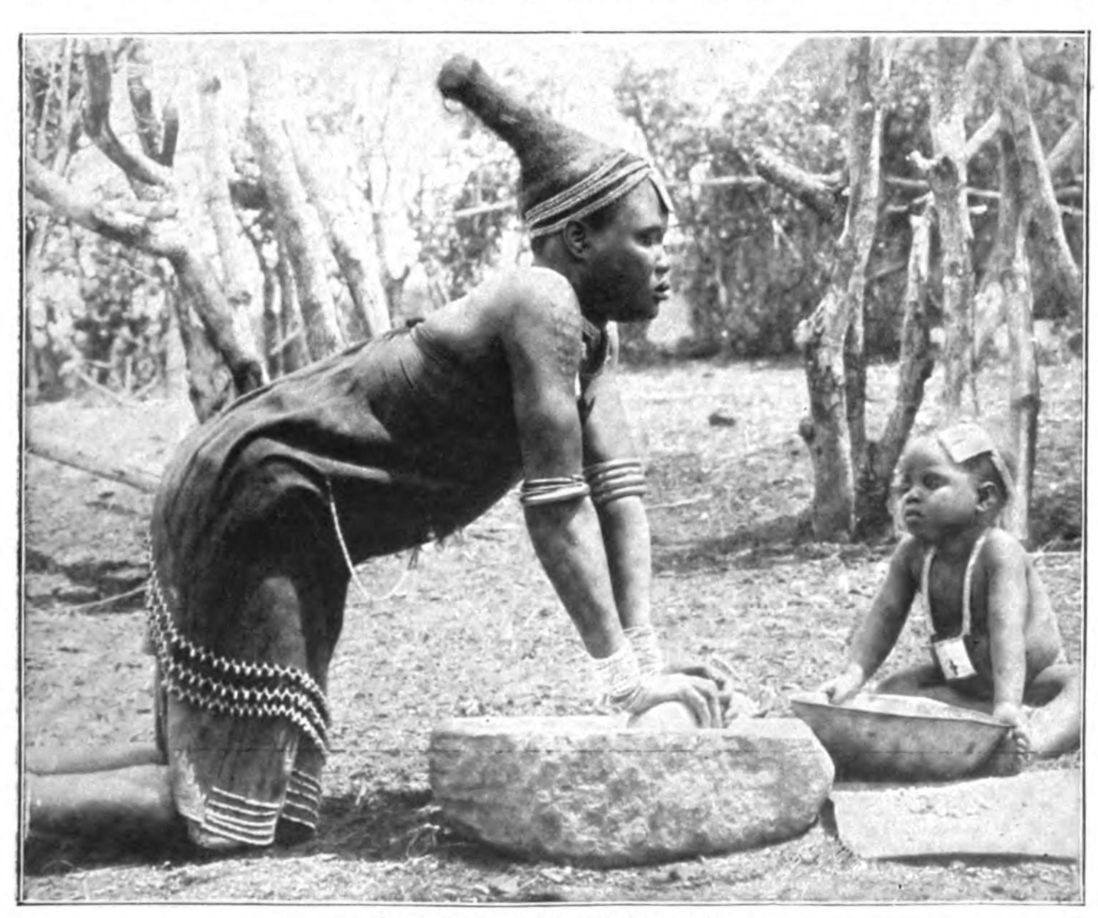
Getreidespeicher der Neger

in sich zusammengekrümmt, in der Rechten die Hacke, während die Linke nach den schädlichen Pflanzen greift, um sie oberflächlich zu entfernen. Jetzt beginnt die Arbeit des Sämanns. Mit leichtem Hackenschlage werden in einem Abstand von 3, 4 Metern kleine Löcher ausgehoben, in die der Sämann die Saatkörner wirft und mit dem Fuße festtritt. Aber niemals verfehlt der Neger den richtigen Zeitpunkt für diese Aussaat abzupassen, der vor der großen Regenperiode liegt. Häufige Gewitterschauer sorgen dann für die nötige Feuchtigkeit. Zu frühe Aussaat würde die jungen Keime in der nachfolgenden trockenen Zeit ausdörren. Aber auch der Regen darf nicht zu früh einsetzen, da die meisten jungen Pflanzen in der ununterbrochenen Wasserflut verfaulen würden.

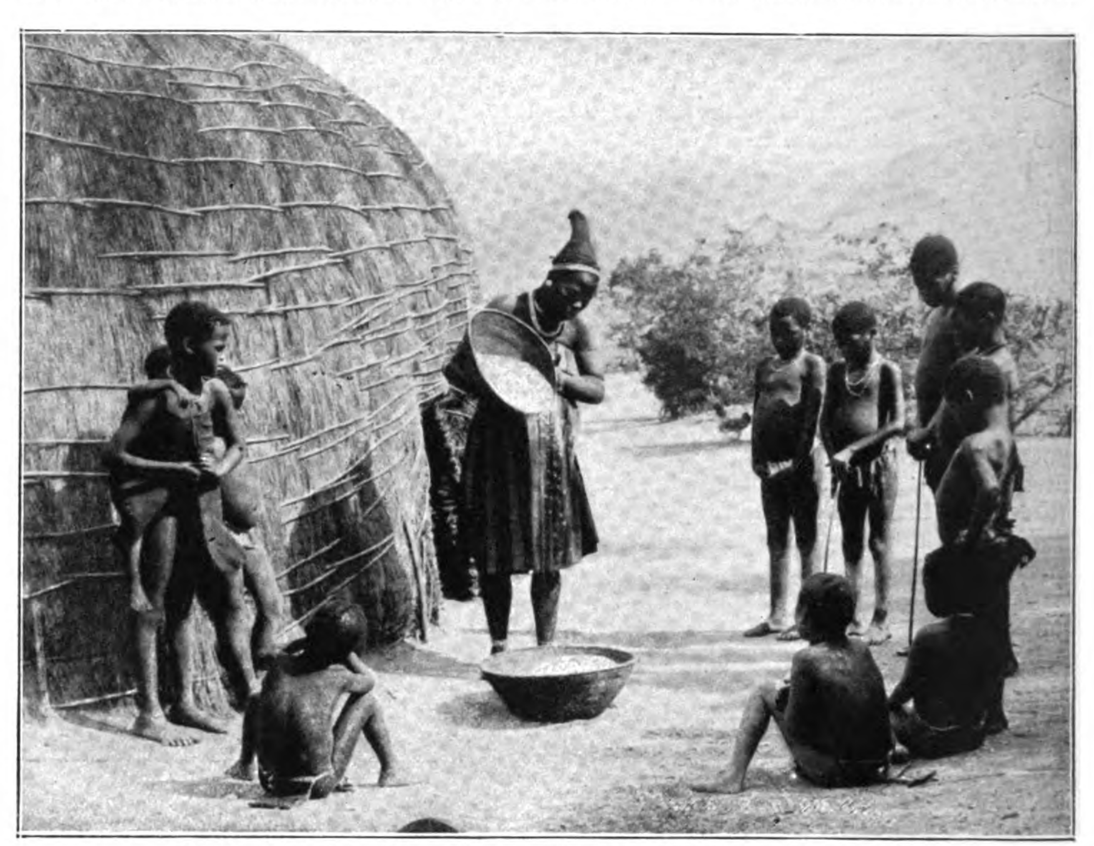
Doch der schlaue Neger weiß sich auch noch gegen eine Mißernte zu schützen, indem er sein Feld mit zwei verschiedenartigen Früchten, zum Beispiel Hirse und Kürbissen, bestellt. Mißrät die Hirseernte, so kann er immer noch auf eine erträgliche Kürbisernte rechnen. Der Kürbis ist eine dankbare Frucht und spielt bei vielen afrikanischen Stämmen eine große Rolle im täglichen Leben. Er liefert ihnen Trink- und Oelgefäße, Schöpflöffel und dergleichen mehr. Zu diesem Zweck läßt er die Kürbisse (sogenannte Flaschenkürbisse) vollständig trocken werden, wodurch ein Eintrocknen der im Fleisch enthaltenen Samen bewirkt wird. Wenn das Innere gehörig ausgetrocknet ist, wird der obere Teil des Kürbishalses abgeschnitten und die vertrockneten Bestandteile herausgeschüttet: eine nicht zu unterschätzende und sehr leichte Flasche von 1 bis 30 Liter Inhalt ist fertig.

Sobald die Saat aufgegangen ist, beginnt der Kampf gegen das Unkraut, das in dem fruchtbaren Tropenklima natürlich ebenso gut gedeiht wie die Feldfrüchte. Ist auch nur die Wurzel beim Ausroden im Boden geblieben, wächst bei dem üppigen Wachstum in dem feuchtwarmen Klima das Gras sehr schnell nach. Eine Pflanzung gar, die auf einem Grasboden angelegt wurde, ist unmöglich reinzuhalten. Ist dieser Kampf nun glücklich beendet und sind

die Früchte der Reife nahe, stellen sich Wildschweine, Affen und Vögel in großen Herden ein. Besonders die Wildschweine und Vögel machen dem armen schwarzen Bauern recht viel zu schaffen. Um sich einigermaßen gegen dieses Urwaldgesindel zu schützen, geht die schwarze Frau mit langen, aus Lianen geflochtenen Stangen durch das Feld, an denen Scherben, Rindenstücke, Knochen und andres befestigt wird. Oder sie hockt in der Mitte des Feldes wie die Spinne in ihrem Netz, raucht gemütlich eine Pfeife und setzt bei gebotener Gelegenheit die ganze Maschinerie in Tätigkeit. Kleine Steine und kräftige herausgebrüllte Flüche tun meistens das übrige, um dem Ganzen den nötigen Nachdruck zu verleihen und die Feinde des Feldes in die Flucht zu jagen. Nachts stellen sich dann meistens die Wildschweine ein, so daß der Neger wohl oder übel seine Frau ablösen und seine Nachtruhe opfern muß. Der Schellenbaum allein genügt nicht mehr. Er zieht mit leeren Blechgefäßen auf, in denen ehemals Petroleum seinen Weg nach Afrika machte, um den Lärm zu verstärken. Diese europäische Errungenschaft hat vorher schon die verschiedensten Dienste geleistet. Aus der Petroleumkanne wurde ein Trinkgefäß und, wenn der Rost es zerfressen hat, die Festpauke bei den Lustbarkeiten unsrer schwarzen Brüder, bis schließlich ihre elementare Stimme den Schlachtruf gegen die Wildschweine hergibt. Bei dieser Gelegenheit entsinne ich mich noch gern einer originellen Einrichtung, die ein findiger weißer Ansiedler in Afrika getroffen hatte. Inzwischen scheint sie sich allgemein eingebürgert zu haben. Um die schwarzen Nachtwächter, die seine umfangreiche Besitzung gegen zwei- und vierbeiniges Gesindel schützen sollten, munter zu halten, mußten sie sich jede Viertelstunde melden. Der erste hatte eine alte Kuhglocke zu schlagen, während der zweite,



Negerfrau beim Maismahlen



Sonderung der Spreu vom Getreide durch — den Wind

dritte und vierte Nachtwächter auf einem großen Faß, der Petroleumbüchse, mit einem großen Stück Blech echoten. Wie oft habe ich diese Kerle mit ihrem eintönigen Radau verwünscht, als ich einst die Gastfreundschaft dieses findigen Europäers genoß!

Aber auch ohnedies ist es ratsam, die Wächter nicht einschlafen zu lassen, denn so manchen von diesen Burschen, die nach reichlich genossenen Quantitäten Negerbieres auf ihren Posten sanft entschlummert sind, hat ein über die erfolglose Wildschweinjagd ergrimmter Löwe fortgeschleppt.

Zahlreich sind die Arten der Feldfrüchte, die für den Neger in Betracht kommen. In feuchteren Gegenden überwiegt allerdings die überaus geschätzte Banane alle andern, denn es gibt für den Neger keine Mahlzeit ohne Bananen. Der Anbau der Banane ist für den Neger sehr bequem, da sie sich durch Wurzelschößlinge immer wieder erneuert.

Das Erntegeschäft bei den Körnerfrüchten vollzieht sich ebenfalls in höchst einfacher Weise. Die Aehren oder Maiskolben werden abgeschnitten. Das Stroh läßt er auf dem Felde verfaulen. Ausgedroschen wird das Korn bei vielen Stämmen je nach Bedarf. Die Aehren werden mit einem Knüppel bearbeitet oder von den Kühen ausgetreten und schließlich gereinigt, indem man die Körner in große flache Körbe oder Mollen tut und sie bei mäßigem Wind in die Höhe wirft, der die Spreu mit fortnimmt. Ist noch genügend Vorrat an Korn vom vergangenen Jahre vorhanden, so werden die Aehren gleich auf dem Felde zusammengebunden und nach dem Dorf transportiert, wo sie dann (siehe Bild) in Korntöpfen oder Kornkörben (riesige Tongefäße oder auf großen Gestellen ruhende Körbe) zum Schutze gegen die Termiten aufbewahrt werden.

Sehr wichtig ist in unsern westafrikanischen Kolonien der Yams, die Kartoffel der in Afrika lebenden Europäer. Es ist eine eigenartige Knollenfrucht, „Riesengeorginenknollen" nicht unähnlich. Wer die nötige Phantasie besitzt, findet im

Geschmack eine entfernte Verwandtschaft mit der europäischen Kartoffel heraus, nur mit dem Unterschied, daß die Yamswurzel bedeutend trockener ist. Sie entwickelt sich wie unsre Kartoffel in der Erde. Die Ernte ist sehr reichlich und macht dem Yamsbauer gehörig zu schaffen, daß er jeden Morgen mit seiner Familie zu seiner Plantage wandern muß. Liegt sie weitab von seinem Haus, so baut er sich hier eine Hütte und bleibt auf dem Felde. Etwa sechs Monate nach der Aussaat ist der Yams reif, und ein fröhliches Fest, das zugleich für die westafrikanischen Neger Neujahrsfest ist, leitet die Ernte ein. Lautes Freudengeschrei ertönt überall auf den Feldern und in den Dörfern. Am Morgen opfern die Priester den Fetischen Yams mit Palmöl gemischt. Man beschenkt sich gegenseitig mit Yams, und das Lieblingsgericht der Neger, der „Fufu“, wird in großen Mengen aus der Frucht hergestellt und verzehrt. Die Yamsknolle wird geschält, zerkleinert und gesotten und dann in einem ausgehöhlten Holzblock zu Brei gestampft. Dieser Brei wird in Form eines Brotes auf den Tisch gebracht. Palmöl und Pfeffersuppe stehen daneben. Der Hausherr bekommt mit seinen Söhnen eine besondere Schüssel, die Hausfrau mit ihren Töchtern desgleichen. Beim Essen trennt jeder mit dem Finger ein Stück des Breibrotes ab, drückt mit dem Daumen eine Vertiefung hinein und fährt mit dem Stück durch die danebenstehende Sauce, um bei dieser Prozedur möglichst viel in der eingedrückten Vertiefung aufzufangen. Schnell wird der Bissen zum Munde geführt und, ohne lang gekaut zu werden, heruntergeschluckt.

Was der Neger täglich an Yams gebraucht, holt er sich vom Felde. Später, wenn die Ranken dürr geworden sind, wird der Yams ausgegraben und in das auf der Plantage aus dünnen Pfählen errichtete Yamshaus gebracht.

Ist die Yamsernte gut ausgefallen, so verkauft der Yamsbauer von den Früchten an andre Neger oder auch an Europäer, denn der Handel mit dem Yams ist recht einträglich.



Der Götze der Landwirtschaft



E. Delacroix — Der Kampf der Bestien: Löwe und Kaiman

Die Riesen des Tierreichs im Kampfe miteinander

Von

Dr. Th. Zell

Obwohl die Literatur, die uns Jagderlebnisse in tropischen Ländern schildert, von Tag zu Tag wächst, wissen wir eigentlich von dem Verhältnis der großen Bestien zueinander herzlich wenig. Und doch wäre es sehr erwünscht, wenn deutsche Jäger, denen sich jetzt beispielsweise in unsern Kolonien reichlich Gelegenheit dazu bietet, gerade diesem Punkte etwas größere Aufmerksamkeit schenken würden. Denn da die Ausrottung der großen Bestien nur eine Frage der Zeit sein dürfte, so würde später gar keine Möglichkeit mehr bestehen, hierüber etwas Näheres festzustellen.

Von den wenigen glaubwürdigen Berichten über dieses Thema kam mir kürzlich einer in die Hände, der einen deutschen Offizier, nämlich Hauptmann Heinrich Fonck, zum Verfasser hat. Er schildert den Kampf einer Elefantenmutter mit einem Krokodil. Nur nebenbei sei erwähnt, daß Hauptmann Fonck zwölf Jahre in Afrika geweilt und allein an Krokodilen etwa dreihundert geschossen hat. Leider hat er den fraglichen Vorfall nicht mit eignen Augen gesehen, sondern schildert ihn auf Grund des Berichtes seines Gewährsmannes, mit dem er in der Gegend zusammen jagte.

„Ich war," erzählt dieser, „vor acht Tagen hier auf der Jagd, und hielt mich im Busch nahe diesem Tümpel versteckt, um einen Elefanten zu schießen. Gegen Abend kam ein weiblicher Elefant mit einem Jungen, das noch nicht alt war. Es war vielleicht so groß wie ein starkes

Kalb. Der kleine Elefant trottete hurtig zum Wasser voraus und wollte sich wälzen, als sofort das Krokodil nach ihm schnappte und ihn in den hüfttiefen Teich ziehen wollte. Aber schon war seine Mutter voller Wut herangestürzt, packte das sich gewaltig wehrende und mit dem Schwanz schlagende Krokodil mit dem Rüssel um den Leib, hob es hoch in die Luft und schleuderte es mit solcher Gewalt zu Boden, daß es gleich liegen blieb. Dann zertrampelte sie das Krokodil in ihrem Zorn!"

Hauptmann Fonck hält seinen Gewährsmann für vollkommen glaubwürdig, und doch hätte man gewünscht, daß er gewisse Bedenken, die den Leser bei der Lektüre dieses Berichts ergreifen, beseitigt hätte.

Da Elefanten fast regelmäßig in Herden leben, da ferner in Afrika in Tümpeln sehr häufig Krokodile hausen, so muß man sich darüber wundern, daß die sorgsame Elefantenmutter ihr Kleines voranlaufen ließ und daß von andern Elefanten keine Rede ist.

Auf dem Lande ist die große Echse sehr feig, im Wasser jedoch sehr angriffslustig. Nach andern deutschen Jägern sollen selbst die großen Dickhäuter, wie Nashörner und Elefanten, Bedenken tragen, in ein Wasser zu gehen, in dem sich Krokodile aufhalten. Eine besorgte Mutter kennt bekanntlich keine Furcht, greift doch eine Glucke mit Küchlein den größten Hund an. Die Möglichkeit, daß ein etwa 80 Zentner schwerer Elefant ein immerhin wohl 20 bis 30 Zentner wiegendes Krokodil hebt, ist gewiß nicht von der Hand zu weisen. Anderseits muß man sich wundern, daß die Echse mit ihrem zähnestarrenden Rachen nicht den Rüssel des Dickhäuters gepackt hat. Alle Tiere kennen ja sofort die Schwäche ihres Feindes. Der Wolf wird sich beispielsweise hüten, ein Pferd von hinten anzugreifen. Daß der Rüssel der empfindlichste Teil des Elefanten ist, merkten die alten Römer sehr bald in ihrem Kampfe mit Hannibal und seinen Kriegselefanten. Ein einziger Hieb mit dem Schwerte, der gegen den Rüssel geführt wurde, tötete den Riesen. Aus diesem Grunde hätte man gern nähere Einzelheiten dieses furchtbaren Kampfes erfahren.

Im übrigen stimmt die Schilderung mit den bisherigen Erfahrungen überein. Daß das Krokodil mit dem Schwanze schlägt, genau wie der Alligator, ist eine bekannte Tatsache. Ebenso ist bekannt, daß der Elefant, genau wie der Büffel, sein Opfer zertrampelt.

Daß ein Krokodil einen jungen Elefanten angreift, wird man ohne weiteres glauben können. Hauptmann Fonck nimmt auf Grund seiner eignen Beobachtungen an, daß sogar der Löwe ins Wasser gezogen würde. Damit würde in Uebereinstimmung stehen, daß die Alligatoren den trinkenden Jaguar packen. Anderseits kann ein solcher Vorfall sich nur ausnahmsweise ereignen, denn bei der geringen Vermehrung der großen Raubtiere wären sie sonst längst ausgerottet.

Auf dem Lande soll dagegen die große Echse manchmal von Löwen und Tigern angegriffen werden, der Alligator vom Jaguar sogar gefressen werden. Nach Hamilton sind die beiden letztgenannten Bestien Todfeinde und leben in beständigem Kriege miteinander. Wenn der Jaguar den Alligator auf den heißen Sandbänken schlafend antrifft, packt er ihn unterhalb des Schwanzes, wo er weiche und verwundbare Teile hat. Die Bestürzung des Alligators ist dann so groß, daß er nicht leicht an Flucht oder Gegenwehr denkt. Gelingt es dagegen dem Alligator, den Feind zu Wasser, seinem eigentlichen Elemente, zu überfallen, so ist er im Vorteile; gewöhnlich glückt es ihm dann, den Jaguar zu ersäufen, worauf er ihn frißt.

Brehm erklärt diese Angabe für eine Fabel, aber er muß doch zugeben, daß etwas Wahres daran ist. So sah der glaubwürdige Bates bei einem Jagdausfluge eine frische Jaguarfährte an einem Tümpel mit sehr schlammigem, frisch aufgerührtem Wasser, hörte bald darauf das Rauschen der Gebüsche, in denen das gestörte Raubtier verschwand, und fand einige Schritte weiterhin die Ueberreste eines bis auf den Kopf, das Vorderteil und die Panzerhaut aufgefressenen Alligators. Das Fleisch war noch ganz frisch und um den Leichnam herum die Fährte des Jaguars deutlich erkennbar; es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß der Alligator der Unze (Jaguar) zum Frühstück gedient hatte.

Brehm verweist überhaupt eine Menge Angaben in das Reich der Fabel, deren Richtigkeit glaubwürdige Männer der Gegenwart bestätigen. So sollen die

Kämpfe zwischen Löwen und Flußpferd nach dem Altmeister nur in der Phantasie vorkommen. Bronsart von Schellendorf hat jedoch ein Flußpferd gesehen, das Wunden von Leoparden aufwies, also einem bedeutend kleineren Raubtiere.

Die Verschiedenheit der Angaben ist in gewissem Sinne leichtverständlich. Einmal sind die einzelnen Tiere verschieden stark, sodann sind sie in verschiedener Stimmung. Wenn wir zum Beispiel sagen, daß ein großer Hund eine starke Katze würgt, so ist das im allgemeinen richtig. Es gibt aber Kater, namentlich verwilderte, die dem größten Hunde Respekt einflößen. Umgekehrt habe ich scharfe Terriers und Pinscher kennen gelernt, die mit Katzen fertig wurden, vor denen große Jagdhunde die Flucht ergriffen hatten.

Wenn wir also schon bei den uns ganz genau bekannten Tieren Angaben über ihre Stärkeverhältnisse nur mit Vorbehalt machen können, so ist es einleuchtend, daß wir bei fremden Tieren die verschiedenartigsten Urteile hören werden, obwohl jeder Berichterstatter nach bestem Wissen seine Angaben gemacht hat. Folgendes Beispiel dürfte das näher beleuchten.

Unser leider so früh verstorbener Gouverneur von Wissmann sah mit eignen Augen, daß ein Kafferbüffel, das Haupt der Herde, einen ausgewachsenen Löwen, der von einer getöteten Antilope fraß, in die Flucht jagte. Um diesen Vorfall recht zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß jedes Tier grimmig wird, wenn man es bei der Mahlzeit stört. Selbst der sonst so lammfromme Hund knurrt nicht selten, wenn ihm sein Herr einen Knochen fortnehmen will.

Man sollte nach dieser Schilderung Wissmanns als selbstverständlich annehmen, daß der Kafferbüffel viel stärker als der Löwe ist. Das wäre aber falsch geurteilt. So schreibt Livingstone, daß die gewaltige Katze zuweilen auch den riesigen Pflanzenfresser angreift und ihn zwar nicht immer tötet, aber doch oft entsetzlich zurichtet.

Genau wie bei dem Löwen liegt die Sache bei dem Tiger, der manchmal einen Büffel überwältigt, manchmal aber an den unrichtigen kommt. Recht deutlich ersehen wir das aus einer Schilderung von Haßkarl. Im Jahre 1841 wurde in Bandongs Umgegend ein Tiger gefangen und getötet, der viele Räubereien verübt hatte. Man wußte, daß er auch einen Büffel angegriffen habe, indem er ihm wie gewöhnlich, den Hörnern ausweichend, auf den Rücken gesprungen war, um ihm so das Gesicht zu zerreißen, ihn zu blenden und seiner leichter Herr zu werden. Der Büffel aber rannte gesenkten Hauptes mit seiner Bürde so gewaltig gegen einen Baum an, daß der Tiger betäubt loslassen mußte und zu Boden stürzte. Alsbald fing ihn der mutige Wiederkäuer mit den Hörnern auf und schleuderte ihn, ehe er zur Besinnung kommen konnte, wiederholt in die Luft, versetzte ihm auch jedesmal einige Stöße und brachte ihm unter andern eine wenigstens acht Zentimeter lange und drei Zentimeter tiefe Wunde am Kopfe bei. Trotz dieser schmählichen Niederlage hatte sich das Raubtier, als es einige Wochen später gefangen wurde, gut erholt und sah sehr kräftig aus.

Daß gefangene Löwen von spanischen Kampfstieren getötet wurden, beweist nicht das mindeste. Ein gefangenes Tier, das seine Glieder nicht bewegen kann, ist wie ein Mensch, der längere Zeit im Bett gelegen hat und deshalb nicht im Vollbesitz seiner Kräfte ist. Außerdem ist jede Katze Terrainkünstlerin, das heißt, sie benutzt das Terrain, um ihre Beute von hinten zu überfallen. Der Unterschied von einem freilebenden und gefangenen Raubtiere ist also außerordentlich bedeutend.

Ausgewachsene Elefanten und Nashörner werden von Löwen und Tigern nicht angegriffen. Hierüber herrscht wohl Uebereinstimmung.

Ueber Kämpfe zwischen den beiden erstgenannten Dickhäutern wurde im Altertum viel gefaselt. So sollte das Nashorn seinem Feind mit dem Horn den Bauch von unten aufreißen. Damit das Horn recht scharf würde, soll es sein Träger am Felsen wetzen. In Wirklichkeit scheinen beide Dickhäuter sich aus dem Wege zu gehen. Vom Nashorn und Flußpferden, die nächtlich auf der Weide zusammentrafen, las ich folgendes. Die Flußpferde brüllten das Nashorn an, das diese Wasserschweine gar nicht beachtete, nur einmal einen Lufthieb gegen sie ausführte, worauf sie flohen.

Von dem Nilpferd fabelten die Alten, daß es ein unversöhnlicher Feind des Krokodils sei. Aeltere Abbildungen zeigen uns den Dickhäuter, wie er gerade eine Echse verzehrt. In Wirklichkeit wäre das junge Nilpferd ohne den Schutz seiner Mutter verloren. Hauptmann Fonck fand sogar im Magen eines von ihm erlegten Krokodils die Reste eines jungen Flußpferdes.

Ein Körnlein Wahrheit pflegt jedoch den meisten Fabeln der Alten zugrunde zu liegen, und das ist auch hier der Fall. Die Flußpferde zertrampeln nämlich, wie uns Professor Koch von seinem Aufenthalte in Ostafrika berichtet, bei ihren Gängen sehr häufig Krokodilseier und vermindern so, ohne es zu wollen, ihre bösartigen Nachbarn.

Daß die Giraffe trotz ihrer riesigen Größe von dem Löwen nicht selten überfallen und getötet wird, muß nach den Angaben von Professor Schillings als sicher gelten. Er konnte nämlich wiederholt aus den Resten getöteter Giraffen feststellen, daß sich hier ein solches Drama abgespielt hatte.

Den Bären scheint der Löwe ausgerottet zu haben. Es ist wenigstens auffallend, daß überall, wo der Löwe herrscht, kein Bär vorkommt, höchstens in solchen Höhen, in denen die große Katze nicht weilt. Umgekehrt soll der Tiger nicht immer Sieger im Kampfe mit dem Bären bleiben. Nach Angabe der Birar-Tungusen sollen nämlich auch Tiger und Bär zuweilen in Streit geraten, und es soll dann der Tiger, trotz seiner größeren Behendigkeit und Heftigkeit beim Angriffe, den kürzeren ziehen.

Diese Angabe ist um so wunderbarer, als der Tiger an den Stellen, wo er mit dem Löwen zusammentrifft, nämlich in Vorderindien, unzweifelhaft der Stärkere ist. Allerdings ist die Sorte Löwen, die dort haust, viel schwächer als beispielsweise der Kaplöwe.

Aber auch sonst ist der Löwe keineswegs immer stärker als der Tiger, wie die herrschende Meinung annimmt. Darwin berichtet von einem Kampfe zwischen den beiden riesigen Katzen. Beide waren in einer Menagerie aneinander geraten, und nach langem Ringen wurde der Löwe vom Tiger zerrissen. Erst kürzlich kam in Neapel ein gleicher Kampf vor. Hier blieb der Streit allerdings unentschieden, aber längere Zeit hindurch befürchteten die Zuschauer das Unterliegen des Löwen, so daß auch in diesem Falle die allgemein angenommene Ueberlegenheit an Stärke sich als irrig erwies.

Im alten Rom ließ man Bären mit dem Nashorn kämpfen, die in der Freiheit kaum jemals zusammentreffen. Petz zog hierbei, wie vorauszusehen war, den kürzeren. Er flog in die Luft oder, wie der Dichter Martial singt,

> . . . es erhebt mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären,
> Leicht, wie die Doggen der Stier wirft zu den Sternen empor.

Der Grislybär soll den gewaltigen Bison mit einem Schlage seiner mächtigen Pranke zu Boden strecken. Ebenso soll der Eisbär das Walroß überfallen, was andre bezweifeln. Demgegenüber erzählt Scammon ziemlich ausführlich, wie sich der Eisbär raublustig unter eine auf dem Eise gelagerte Herde stürzt, ein junges schwächliches Walroß aussucht und dasselbe, noch bevor es das Wasser zu erreichen vermag, durch einige rasche wiederholte Tatzenschläge betäubt und tötet, es hierauf mit den scharfen Krallen enthäutet, zerreißt und das saftige Fleisch gierig verschlingt.

Ueber die Kämpfe der menschenähnlichen Affen mit den großen Raubtieren wissen wir leider nur wenig. In der Heimat des Gorillas kommen Löwen nicht vor, wenigstens in dem südlich vom Aequator gelegenen Teil. Nach Du Chaillu hätte der riesige Affe den Löwen vertrieben, was höchst unwahrscheinlich ist. Sicher dürfte sein, daß der ausgewachsene männliche Gorilla den Hauptfeind der Affen, den blutdürstigen Leoparden, überwindet und tötet.

Ob der Orang-Utan vom Tiger angegriffen wird, läßt sich schon deswegen schwer beantworten, weil der große Affe auf Sumatra nur selten vorkommt und nur hier mit der großen Katze zusammentreffen kann. Ein deutscher Pflanzer, der dort jahrelang hauste und verschiedene Orangs erlegt hat, behauptet, daß bereits ein starker Schweinsaffe einem Tiger Respekt einflöße. Hier haben wir denselben Unterschied, den wir auch in den Angaben über das Verhältnis zwischen Pavianen und Löwen finden. Manche Naturforscher behaupten nämlich, daß zwei Paviane

einen Löwen bewältigen. Zu dieser Angabe muß man wohl ein großes Fragezeichen machen, da ja schon der Leopard mit Vorliebe Paviane frißt.

Von den Orangs auf Borneo hat uns Wallace Ausführliches berichtet. Die Eingeborenen nennen ihn Meias und sagen, daß er niemals von Tieren im Walde angefallen wird, mit zwei seltenen Ausnahmen. Alle Dajakshäuptlinge, die ihr ganzes Leben an Orten zugebracht haben, wo das Tier häufig vorkommt, versicherten: Kein Tier ist stark genug, um den Meias zu verletzen, und das einzige Geschöpf, mit dem er überhaupt kämpft, ist das Krokodil. Wenn er kein Obst im Dschungel findet, geht er an die Flußufer, um hier junge Schößlinge und Früchte, die dicht am Wasser wachsen, zu fressen. Dann versucht es das Krokodil, ihn zu packen; der Meias aber springt auf dasselbe, schlägt es mit Händen und Füßen, zerfleischt und tötet es. Der Mann fügte hinzu, daß er einmal einem solchen Kampfe zugeschaut habe, und versicherte, daß der Meias stets Sieger bleibe. Ein andrer Häuptling sagte unserm Gewährsmann folgendes: Der Meias hat keine Feinde; denn kein Tier wagt es, ihn anzugreifen, bis auf das Krokodil und die Tigerschlange. Er tötet aber das Krokodil stets durch seine gewaltige Kraft, indem er sich auf dasselbe stellt, seine Kiefer aufreißt und ihm die Kehle aufschlitzt. Greift eine Tigerschlange den Meias an, so packt er sie mit seinen Händen, beißt sie und tötet sie bald. Der Meias ist sehr stark: kein Tier im Dschungel ist so kräftig wie er.

Ueber Kämpfe großer Schlangen mit Säugetieren hat namentlich das Altertum viel gefabelt, wonach selbst Elefanten von ihnen getötet wurden. Ich entsinne mich, als Knabe ein Gedicht gehört zu haben, wonach eine Riesenschlange es mit einem Löwen aufnahm. In Wirklichkeit soll nur die riesige Anakonda Badenden gefährlich werden, sonst aber nur Tiere von Ziegengröße verschlingen.

Sind die landbewohnenden Bestien einigermaßen der Beobachtung zugänglich, so wissen wir von dem Verhältnis der Meeresungeheuer untereinander so gut wie nichts. Fest dürfte nur stehen, daß die blutgierigen Schwertwale alle Walarten angreifen und zerreißen. Drei oder vier solche Ungeheuer werfen sich ohne Bedenken selbst auf den größten Bartenwal, der bei Wahrnehmung seiner furchtbarsten Feinde geradezu von Furcht gelähmt zu sein scheint und zuweilen kaum sich anstrengt, ihnen zu entgehen. Der Angriff dieser Wölfe des Weltmeeres, sagt Scammon, auf eine so riesenhafte Beute erinnert an den von einer Meute gehetzten und niedergerissenen Hirsch. Einige hängen sich an das Haupt des Wales, andre fallen von unten über ihn her, während mehrere ihn bei den Lippen packen und unter Wasser halten oder ihm, wenn er den gewaltigen Rachen aufreißt, die Zunge zerfetzen.

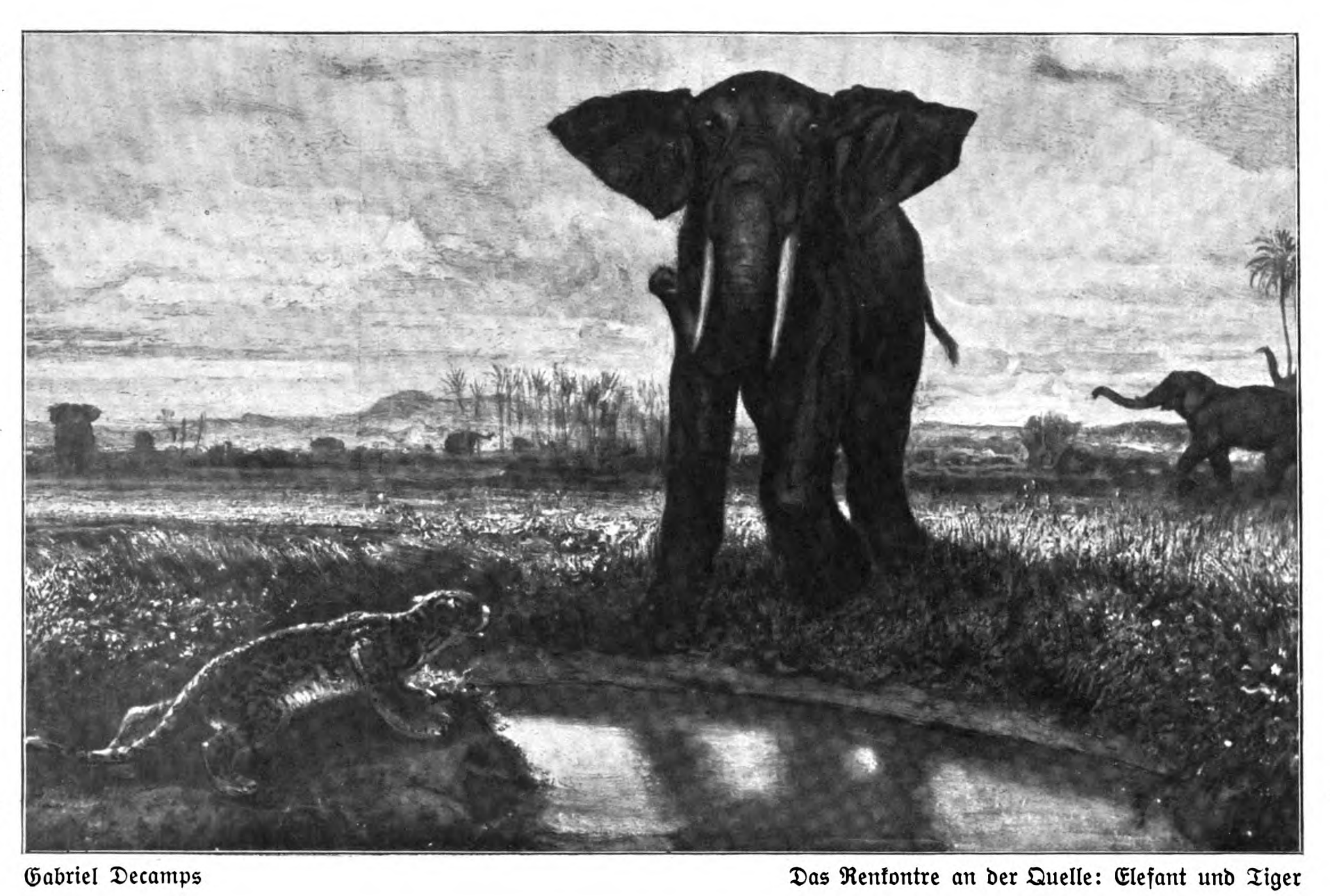
Den Narwal schützt sein Horn nicht vor dem Schwertwal, und selbst die größten Seelöwen bleiben auf dem sicheren Felsen, sobald der Schwertwal erscheint. Da dieser im Altertum im Mittelmeer häufig war, so scheint die Schlacht zwischen Krokodilen und Delphinen, von der uns Seneka berichtet, in Wirklichkeit mit den Schwertwalen stattgefunden zu haben, da hiermit die näheren Umstände übereinstimmen.

Als sicher dürfen wir wohl annehmen, daß der Pottwal die riesigen Tintenfische frißt und daß diese wiederum die größten Fische, zum Beispiel Tunfische, überfallen.

Aber wie vieles ist hier noch dunkel! Greift der Drescherhai den Walfisch an, wie berichtet wird? Wie ist das Verhältnis zwischen Haifisch und Schwertwal? Fürchtet sich das Krokodil vor dem Haifisch und geht deshalb nicht in die Flußmündungen?

Ob es jemals gelingen wird, hierüber Näheres mit Sicherheit zu ergründen?





Gabriel Decamps

Das Renkontre an der Quelle: Elefant und Tiger



Die Fischerzeile in Vilshofen

Sankt Peterle

Ein Kapitel aus der Chronik Niederbayerns
von
Heinrich Lautensack

Zu Vilshofen.

Die Fischervorstadt ...

Sind ihrer zwölf Fischermeister. Sechs „Voran“-Fischer, denen als Fischwasser die Donau von Sandbach bis Pleinting, die Vils und die Wolfach zusteht; und sechs „Zu“- (das ist wohl: einmal hinzugekommene) Fischer, denen als Fischwasser nur das Stück Donau von Sandbach bis zur Vilshofener Mariahilfskirche und gar nichts von der Vils oder Wolfach gehört. Dazu sechs bis acht Fischerknechte ... das macht zusammen eine Zunft, die von der Gewerbefreiheit nicht zerstört wurde und so durch Jahrhunderte besteht bis auf den heutigen Tag. Wo die Vils in die Donau mündet — von der Stadt Vilshofen am linken Ufer der Vils heute noch merklich durch die Stadtmauer getrennt — liegen an den beiden Ufern der Vils nicht viel mehr als die zwölf Fischerhäuser: die „Fischerzeile“. Und links und rechts an den ebenen Ufern der Vils siehst du mächtige Netze zum Trocknen aufgehängt, Kähne und auch Fischbehälter halb ans Land gezogen und auf dem dunkeln, schwarzen, meist trägen, fischreichen und heilkräftigen Wasser der Vils einige Badehäuschen: das einzige Nebengewerbe der Fischer andeutend. Auf jedem dieser zwölf Fischerhäuser ruht ein Fischerrecht, unveräußerlich mit dem Haus verbunden — und so können ihrer nicht mehr und nicht weniger denn zwölf Fischermeister sein ... an Zahl gar fromm der Zahl der Apostel gleich ... und Sankt Peter — das „Peterle“ — ist ihr Patron ...

Alles Schriftliche — alles „Schreibats“ — über Entstehung der Zunft und Entwicklung durch Jahrhunderte ist so ziemlich durch Brand oder durch nachlässige Hände verloren gegangen. Der einzige, beinahe lebendige Zeuge in Viertelsmenschengröße ist der Patron Sankt Peter. Ein hölzern Männlein mit einem äußerst einnehmenden — erst letzthin durch einen wackeren Malermeister aufgefrischten Gesicht. Auffallende Spitznase. Blecherner Heiligenschein. In der Rechten — hart an den Leib gedrückt — ein Buch; in der Linken — in riesiger Ausdehnung — das Zeichen der Pförtnergewalt. Zu seinen Füßen ein einziger Fisch ... ohne Leben, wie tot ans Land geschwemmt. Der Patron muß früher einmal — in einer Kirche oder Kapelle — ein Nischenheiliger gewesen sein; ein Eckendrücker. Denn seine ganze Rückseite ist unausgearbeitet und also wurmstichig,

dermaßen angefressen — — — — nein, nein, guts Peterle, betrachten wir dich lieber wieder von vorn! ... Das Gesicht ein wenig eingefallen. Beinahe allzu rote Bäcklein. Und dabei von fast jugendlichem Aussehen. Wohlgepflegter Greisenbart. Charakter: inhaltslos, gutmütig, freundlich. Nur die Augen sprechend gemalt. Eine blaue Seele. Wasserblau.

Im ganzen kunstlos.

Er trug ursprünglich — als Nischenheiliger — nur ein gemaltes Gewand. Darüber aber trägt er nun seit Jahrhunderten ein Hemdlein aus Goldstoff. Und dieses ist heute über und über mit Geldstücken behängt. Ich zählte deren vierundneunzig. Von ältesten viereckigen Münzen angefangen bis zum heutigen Taler und Fünfmarkstück. Und das klingt und klirrt an ihm — und seine blauen Augen sehen hilflos — und seine Händchen umkrampfen Buch und Schlüssel — und die Nase scheint zusehend spitzer zu werden — — und der blecherne Heiligenschein wackelt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein merkwürdiger Veteran — mit seinen vielen Talerorden.

Wie er die Orden erhielt —? Sankt Peter durchwandert jedesmal im Zeitraum von sechsunddreißig Jahren in bestimmter Reihenfolge die zwölf Fischerhäuser. Alle drei Jahre in ein andres Haus — bis zum zwölften —, um dann beim ersten von vorn anzufangen. Und der Fischermeister, von dem Peterle scheidet, muß ihm ein schweres Silberstück anhängen. Als Andenken — als Wegzehrung — als Steuer — oder Kontrolle ... man weiß es nicht zu sagen. Diese Sitte besteht — nach den vierundneunzig Geldstücken grob gerechnet — seit vierundneunzig mal drei Jahren. Kann aber auch länger oder kürzer sein. Vielleicht sind Geldstücke verloren gegangen — vielleicht aber auch hat ihm schon manches Mal ein großmütiger Herbergsvater oder eine überzärtliche Kellnerin „so nebenbei einen angehängt“, dem Peterle. Soll schon vorgekommen sein — das letztere vor einigen Jahren sogar ganz gewiß.

— — — — — — — — — — — — — —

Alljährlich im September feiert das Fischervolk seinen Fischerjahrtag. Vormittags Hochamt und Festzug; abends Ball ... Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß die Fischermeister in Vilshofen angesehene Leute sind. Und so kommt's, daß ihr Ballfest eine der „vornehmsten“ Ballfestlichkeiten eines jeden Winters ist ... Ihr Gewerbe bringt es mit sich, daß die Fischer auch ausnahmslos kräftige, gesunde Gestalten scheinen. Nicht so rosig, so fleischüberfüttert wie



Sankt Peterle, der Fischerheilige von Vilshofen

die Metzgerleute — aber auch nicht so gelb wie die Schneider oder so fett wie die Schuster, so speckig wie die meisten dieser „Pechhengste“ — nicht so dick wie die Brauer und nicht so blaß wie die Bürstenbinder. Diese Charakteristiken treffen für Vilshofen wenigstens fast allgemein zu. Ich möchte damit aber nicht behaupten, daß es irgendwo anders — anders darum bestellt wäre ... Also: diese Fischer zeigen ausnahmslos etwas wie Naturburschentum im Vergleich zu den eigentlichen „Städtern“. Schweigsam bei der Arbeit — lärmend beim

Fest. Lustig, überlustig, wie Rekruten, tun diese Fischer, wenn sie ihren Jahrtag begehen. Und — recht wie bei den Rekruten — kommt dabei allemal etwas wie Galgenhumor im wahrsten Sinn des Wortes auf. Denn: Schlimmes, gar Schlimmes ist da — tiefinnen — Bedrückendes, Nagendes!... Und Peterle mag ein noch so unschuldiges Gesicht aufsetzen — Sankt Peterle ist eigentlich an allem schuld!

Zwar — die Fischerhäuser liegen hart am Wasser, sie sind häufigem Hochwasser ausgesetzt, und das Grundwasser ist wohl immer in ihren Kellern. Vielleicht, daß diese ewige Feuchtigkeit den Keim zum Tod ihrer Bewohner legt, daß es darum ist, daß die Fischer all — wenn gemeinhin auch nicht allzu früh — so doch immer noch früh genug hinsterben müssen — — — — aber es geht nun einmal die törichte Sage:

Das Haus, das nach drei Jahren Sankt Peter verläßt, ist ein Haus des Todes. Zum mindesten noch im selben Halbjahr „stirbt eines heraus aus dem Haus". Und das wurzelt — leider — tief in diesen Leuten und scheint unausrottbar. Das macht sie zur rechten Zeit immer wohl noch schweigsamer bei der Arbeit — und bei ihren Festen noch lärmender. Sie reden zu andern nie davon. Aber die ganze Stadt beredet's, wenn der Peterle ein Haus verläßt. Und es ist, als warte die Stadt jedesmal auf den Tod, der nicht ausbleiben darf...

Autosuggestion?

Und der Tod — bleibt nicht aus — — —

*

Der Fischerjahrtag, der jährlich gefeiert wird, fällt natürlich stets auf einen Sonntag. Alle drei Jahre aber — wenn Sankt Peter „umzieht" — ist ein zweitägiges Fest. Erster Festtag — Sonntags: Fischerjahrtag wie alle Jahre, Hochamt, Festzug, abends Ball. Am zweiten Tag — Montags — wird Sankt Peter mit Musik und unter Pistolendonner aus dem bisherigen — „alten" Hause abgeholt und feierlich und fröhlich nach der Herberge getragen. Dort findet alsdann ein festlich Mahl statt, dem die zwölf Fischermeister, die Meisterinnen und die Knechte beiwohnen. Die Kosten des Mahles hat stets derjenige Meister zu tragen, dessen Haus Sankt Peter aufzunehmen bestimmt ist. „Hundert Mark und mehr kost's," erzählt der freundliche Fischermeister, der diese Kosten vor drei Jahren zu bestreiten hatte, und den Sankt Peter nächstens verläßt. (Er hat auch schon das Fünfmarkstück, das Sankt Peter von ihm heischt, dem Goldarbeiter zum „Aussieden" gegeben; denn das Geldstück muß blitzblank, „neu" sein — und ein Häkchen muß angelötet werden.) Nach dem Mahle, das bis gegen Abend währt, wird Sankt Peter mit Musik und unter erneutem Pistolendonner in seine neue Wohnung getragen. Die Feier des Tages beschließt eine intime Unterhaltung in diesem Hause. Nicht selten mit Tanz.

— — — — — — — — — — — —

Ich erinnere mich des Tages noch genau (es mag vor zwölf oder fünfzehn Jahren gewesen sein), da ich Gelegenheit hatte, an dem Feste teilzunehmen. Die Mutter des Fischermeisters lag krank im ersten Stock; vor dem Hause Musik und Jubel. Die Kinder bedrückt — halb weinend im Flur: Großmutter muß sterben. Im Hause das laute Weinen der Schwiegertochter. Der Fischermeister — vollgetrunken vor Fest und Schmerz — stolpert durch die Haustür heraus mit dem klingenden, klirrenden Petrus, dessen Augen so hilflos schauen, dessen Händchen Buch und Schlüssel umkrampfen, und dessen Nase erschreckend spitz geworden scheint. Ein Taler löst sich und fällt klirrend zur Erde — der blecherne Heiligenschein ist verbogen — Musik und Jubel hier draußen — Weinen von drinnen — der wankende Fischermeister übergibt soeben feierlich Sankt Peter — da läuft ein Kind aus dem Hause — schreiend: „Vater — Großmutter ist tot —"

*

Da ist weder mit Vernunft, noch mit Religion, noch mit Statistik etwa beizukommen: so ein „altes Leut" redet sich's ein und läßt es sich nimmer ausreden: Es muß sterben und — stirbt... Und der ausgelassene, allzu ausgelassene Festzug schwankt unter Musikklängen weiter — nach der Herberge — zum Mahl... und der, der soeben seine Mutter verlor, stolpert mit... man bemüht sich, in lautem Jubel zu vergessen, daß das Festmahl ein Leichenmahl ist... Und da sitzen

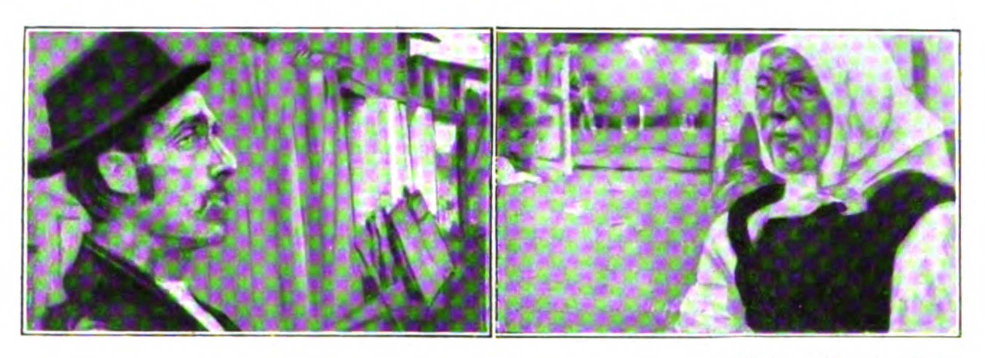
sie beim Mahl ... auf dem Tisch unter Blumen Sankt Peter ... und der Festgeber denkt unwillkürlich daran, daß heute abend in sein Haus mit Sankt Peter der Tod einzieht ... und möchte es fortjubeln und — stößt an ein Glas.

Es zerbricht.

Einen Augenblick — Stille.

Da läutet — o unbarmherziger Zufall! — gegenüber die Sterbeglocke vom Turm.

Ein Musiker gibt seinem Kollegen ein Zeichen ... die Musik setzt ebenso plötzlich wie laut ein ... ein wenig unbeholfen ... falsch ... aber sie übertönt das Sterbegeläute!



Artur Gratz pinx.

Der Gruß

Von

Wilhelm Schussen

Oft, wenn die Welt verhängt und schwer
Und Bitternis die Seele drückt,
Fließt still ein Trost vom Himmel her
Im Sonnengold, das Wolken schmückt.

Und oft, wenn wir im Trüben gehn,
Von Kümmernissen ganz gebückt
Verlassen an der Straße stehn,
Wird uns von Gott ein Gruß geschickt.

Ein Gruß geschickt durch Menschenmund;
Durch Menschenaug' ein goldner Strahl,
Der uns auf eine Wegestund'
Vergessen läßt die Herzensqual.

Neue Bücher

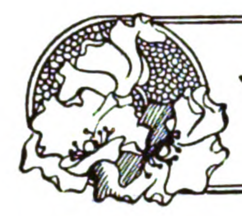
Briefe Napoleons des Ersten in drei Bänden. Auswahl aus der gesamten Korrespondenz des Kaisers, herausgegeben von F. M. **Kircheisen**, Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. Der erste Band, der uns vorliegt, führt bis zum Jahre 1801, enthält also die wichtigsten und besonders interessanten Briefe des Brienner Kriegsschülers, des jungen Offiziers Napoleon Bonaparte, des Brigadegenerals der Artillerie, des Oberbefehlshabers der italienischen Armee, des Konsuls und des Ersten Konsuls. Welch ein immenser Geist war dieser kleine Korse! Ueber die Eigenschaften seines Charakters läßt sich streiten, vor seinem Intellekt jedoch stehe jeder mit Ehrfurcht. Worin aber findet man am letzten Ende den Schlüssel zu dieser unerhörten Karriere eines Advokatensohnes? Nicht so sehr in der messerscharfen Logik seiner Ueberlegungen, in der Knappheit und Kraft seines Handelns, sondern in der Unerschöpflichkeit seiner Arbeitskraft und vor allem in der nie auch nur einen Moment rastenden, schnurgeraden Beharrlichkeit seines Wollens. Man beobachte einmal aus dem Coupéfenster eines Schnellzuges, wodurch eigentlich in uns das Gefühl unablässigen zielsicheren Fortrasens hervorgebracht wird. Man wird finden: nicht durch die Schnelligkeit, mit der der Zug etwa an einem Rübenfeld, an einer großen Wiese vorüberfliegt. Denn die dünkt uns, wenn unser Blick vom Anfang des einen zum Anfang des andern Feldes gleitet, gar nicht so bedeutend. Daß aber der Zug gleichmäßig oder — um ein Paradox zu gebrauchen — ruhig nach der Wiese den Wald anschneidet und, nachdem der durchquert ist, ebenso gleichmäßig an der nächsten Wasserfläche vorbeischießt — das eben, dieses Lückenlose, nicht Pausierende ist für uns das Moment der Schnelligkeit, der unaufhaltsamen „Zielstrebigkeit". Es ist etwas Aehnliches um die Laufbahn des ersten Napoleon. Ich habe in dem ersten Band, der mit einem Schreiben des Schülers Buonaparte an seinen Onkel beginnt und mit einem diplomatischen Erlaß des Ersten Konsuls der Republik an seinen Minister des Auswärtigen, Tallenrand, schließt, kein Wort finden können, in dem sich der Held dieses kolossalen Entwicklungsganges etwa über sein eignes schwindelerregendes Glück, über die rasende Laufbahn seines Lebens wunderte oder freute. Der Maschine gleich durcheilt dieser Gigant seine Bahn, rastlos, nie versagend, nie aber auch der durchlaufenen Strecke sich freuend. Das Große wie das Kleine sehen die stahlharten Augen mit derselben Ruhe, mit derselben bohrenden Genauigkeit. Nichts wird übersehen, kein Vorsprung, auf den man sich stützen, kein Aestchen, an dem man sich vielleicht halten kann. Jede Stunde wird so ausgefüllt, wie gerade sie und nur sie es verlangt, jeder Ort („Milieu") so ausgenützt, wie es seiner Natur entspricht. Mit immer steigender Anteilnahme vertieft man sich in diese Briefe, die privaten sowohl wie die „geschäftlichen", möchte man sagen. Denn die Politik war für Napoleon das „Geschäft", das Geschäft im größten Stil. Man ist dem Herausgeber auch dankbar, daß er uns etwas davon erzählt, wie diese Schriftstücke entstanden. Man liest darüber in der Einleitung: „Napoleon begann im Zimmer auf und ab zu gehen und seinem Sekretär zu diktieren. Erst langsam, dann immer schneller und schneller entschlüpften die Worte seinem Munde, bis seine Rede schließlich einem nie endenwollenden Strom glich und er dabei immer rascher auf und ab schritt und immer heftiger mit den Armen gestikulierte. Mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit entsprangen seinem Gehirn die Gedanken, die der Sekretär mit fieberhafter Schnelligkeit zu Papier bringen mußte. Napoleons Diktat glich einer aufgeregten Unterhaltung, denn er wandte sich im Geiste an die Person, mit der er korrespondierte, genau, als wenn er mit ihr spräche." Kn.

Marie von Ebner-Eschenbach schickt ein neues Buch in die Welt: „**Altweibersommer**" (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin). „Im Spätherbst, wenn die Blumen welk und entblättert von den dünnen Stengeln fallen, sieht man auf den Wiesen und den Ackerschollen ein schleierhaftes Gewebe aus dünnen Fäden liegen. — Sie sind die Arbeit einer kleinen Werkmeisterin und bilden für sie einen Weg, einen Uebergang, geleiten sie zu einem Ziele, kommen und vergehen mit ihr." Also Schnitzel von der Hobelbank einer klugen Schriftstellerin. Aber was das Wesentliche ist, ein reifer Mensch spricht zu uns. Das Herbe einer Richterin ist in dem Buch, das, was uns bei dem Namen Marie von Ebner-Eschenbach an die große Nonne Roswitha denken läßt, oder an Sappho, an eine weise Frau, wie sie in der Kindheit unsers Volkes aufstanden, das Richtschwert und das Königszepter in ihre Rechte zu nehmen. Zuletzt an die gescheiten Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, denn die Gescheitheit ist ein Wort, das in Marie von Ebner-Eschenbachs Wörterbuch nicht vorkommt. Da ist alles Temperament, gebändigt durch eine reiche Erfahrung, glitzernd in der Milde eines Frauenherzens, die sich hinter strengen Blicken verbirgt. Vom Traum, vom Grübler ist da die Rede, den Gottesleugnern, kurz von den Aengsten vor Tod und Teufel. Und immer sind es die klarsten Worte, die sie gebraucht, Sätze, die ein hochsinnig geführtes Leben zu Kristallen geschliffen hat. M.



Phot. Heinrich Sanden, Wien

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner zur Herzogin von Hohenberg erhobenen Gemahlin



Von Nah und Fern



General d'Amade

Die Aeußerungen des französischen Generals d'Amade, des früheren Befehlshabers der französischen Truppen in Casablanca, über das spanische Vorgehen in Marokko und die Schädigungen der französischen Interessen haben großes Aufsehen erregt. Wenn man in Frankreich die zunehmende Verstimmung über die spanische Aktion auch nicht verbergen konnte, so war der französischen Regierung die Offenherzigkeit des Generals äußerst fatal. Kriegsminister General Brun zog General d'Amade zur Verantwortung und mußte den verdienstvollen General im Interesse der Disziplin zur Disposition stellen. Die Maßregelung wird von der französischen Presse gebilligt und beklagt.

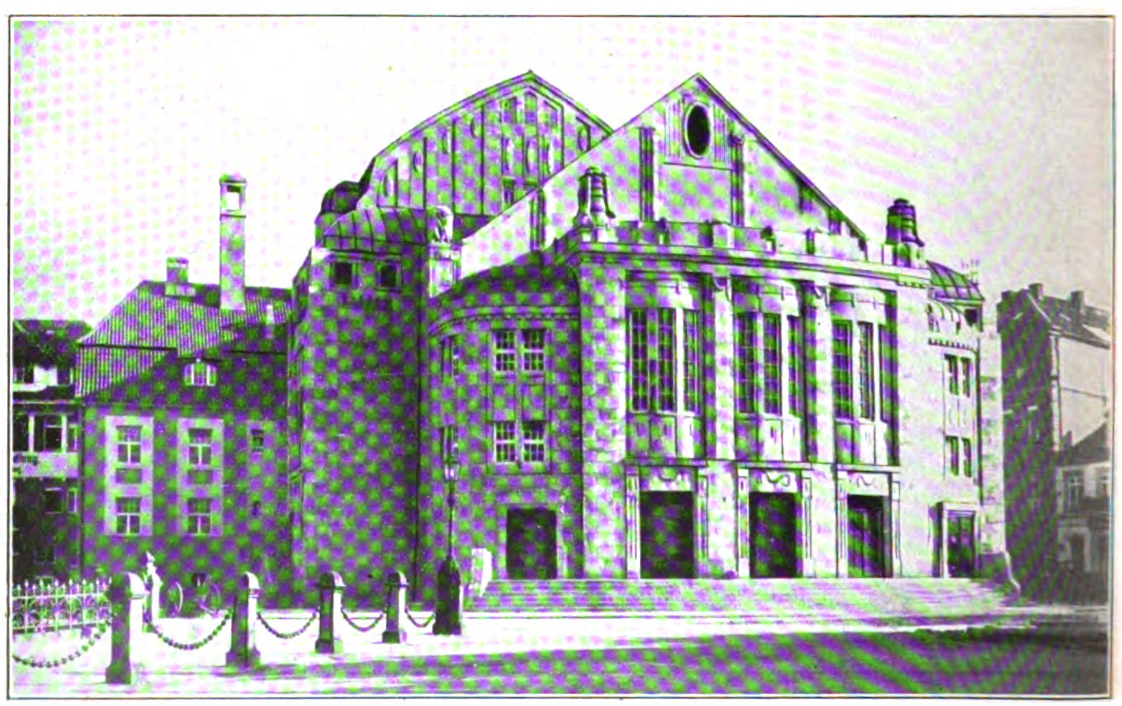


Phot. Chusseau-Flaviens, Paris

Der französische General d'Amade

Das neue Stadttheater in Osnabrück

Das neuerbaute Stadttheater in Osnabrück wurde am 29. September eingeweiht. Es erhebt sich in unmittelbarer Nähe des altehrwürdigen, aus der Zeit Karls des Großen stammenden Domes mitten im Verkehrszentrum der Stadt und ist in ausgesprochen modernen Formen gehalten. Das Bauwerk zeigt außen in scharf ausgeprägten Umrissen die innere Raumeinteilung. Ueber den langgestreckten Zuschauerraum erhebt sich in kühn geschwungenen Linien mit steilem Giebel das mächtige Bühnenhaus. Der Zuschauerraum ist von intimer Wirkung, namentlich stimmt bei Beleuchtung der violette Grundton der Wände, der Decke und des



Phot. P. Lolgen, Düsseldorf

Das neue Stadttheater in Osnabrück

Phot. Bolak

Das Segeldenkmal in Mexiko

Vorhangs mit den lichtgrauen Rangbrüstungen und dem leuchtenden Gelb der Stühle außerordentlich harmonisch zusammen. Die Gesamtkosten des Baues betragen 700 000 Mark, von denen 175 000 Mark durch Spenden aufgebracht wurden. Mit berechtigtem Stolz blickt die Stadt Osnabrück auf ihr neues Theater, das einzig und allein dem Kunst- und Gemeinsinn der Bürger sein Entstehen verdankt.

Das Denkmal der glücklichen Fahrt

Auf einer Höhe nicht weit von Mexiko steht es, dieses seltsame Denkmal. Drei riesige Steinplatten in Form vom Wind gebauschter Segel kunstlos übereinander getürmt. Ein Seefahrer, den aus dem toddrohenden Drang der Wogen ein günstiges Geschick an die mexikanische Küste rettete, soll es errichtet haben. Er wählte das Segel, das heilbringende, zum steinernen Symbol seiner Dankbarkeit.

Die Ahnin der Modezeitung

Im achtzehnten Jahrhundert gab es für das „Volk" die „Tracht", die Mode aber nur für „bessere Kreise". Die Modezeitung war noch nicht erfunden, ihre Stelle vertrat damals die „Modepuppe". Sie wanderte, feierlich behütet, bei den Honoratioren der Stadt von Familie zu Familie, stand ein paar Tage im Salon wurde bewundert und von der Weiblichkeit kopiert. Kopiert bis auf die Schönheitspflästerchen. Nur den Affen als Draperie, den die Schöne auf unserm Bild so steif und posierend auf dem Arm trägt, werden sich wohl manche geschenkt haben.

Der Elefant vor dem Pflug

In England ist ein bekannter Tierhalter auf den genialen Gedanken gekommen, seine Elefanten in Zeiten geringen Bedarfs für die Manege vor den Pflug zu spannen. Die Dickhäuter müssen, um nicht faul und untüchtig zu werden, stetig in einem gewissen Training bleiben. Der praktische Engländer pflügt mit seinen Elefanten seine Farm. Ja, wenn in Indien Jumbos Brüder beim Häuserbau, beim Holzfällen und in der Reismühle Dienste leisten, weshalb soll er in England nicht das Feld bestellen?

Das Fahrrad als Waffe gegen die Milchpantscher

Für die Antimilchpantscher dürfte der umstehend abgebildete originelle, aber äußerst praktische, mit dem Deutschen Reichsgebrauchsmusterschutz ausgezeichnete Apparat zur Fettgehaltbestimmung der Milch von Interesse sein.



Phot. Bolak

Die plastische „Modezeitung" des achtzehnten Jahrhunderts

Die Untersuchung der Milch auf ihren Fettgehalt macht jetzt so gut wie gar keine Kosten mehr, da man bei dem neuen Verfahren ein Fahrrad benutzen kann. Die gefüllten Butyrometer werden hierbei in Fahrradbüchsen geschoben und diese an dem Hinterrade befestigt. Durch Drehen an den Pedalen wird das Fett ausgeschleudert. Nach drei Minuten kräftigen Drehens liest man den Fettgehalt in der üblichen Weise ab. — Das Radeln ist kaum noch modern. Die Räder verstauben auf dem Boden. Herunter mit ihnen! Es lebe die Bicyclebuttermaschine!



Copyright by Franz Otto Koch

Das Fahrrad als Butyrometer

Das Pferd als Motor

Ein Pariser Ingenieur hat den in unserm Bilde gezeigten Wagen erfunden, dessen Karosserie ähnlich wie beim Automobil gebaut ist. Die Steuerung ist die gleiche wie beim Auto, doch ist der Motor ersetzt durch die Kraft eines lebendigen Pferdes, das hinter den Wagen gespannt ist und ihn schiebt. Der Erfinder behauptet, daß die Leistungsfähigkeit des Pferdes sich auf diese Weise verdopple. Mag sein. Ob aber diese Erfindung den stürmischen Siegeslauf der „HP" um ein weniges aufhalten wird? Wir bezweifeln's.

Pommes!

Die Aepfelernte hat begonnen; auf der Seine kommen große Schiffe geschwommen, über und über beladen mit den grünen, goldgelben und rotbackigen Früchten, und da der Pariser Bourgeois, le petit rentier, ein leidenschaftlicher Obstesser ist, so bedeutet das für Frankreichs Hauptstadt ein Ereignis. Madame geht „probieren". Die Händlerin, die Madame seit Jahren bevorzugt, hat auch diesmal wieder gute Sorten. Das muß man ihr lassen. Aber einen halben Zentner wird man dieses Jahr doch weniger nehmen müssen, denn die Vermögenssteuer droht doch noch immer. „Monsieur", der edle Gatte, schimpft täglich auf die dritte Republik und die Kammer. „Ce n'est que l'anarchie, notre temple-là!" Und Briand, ce rusé profond — wer weiß, was mit dem der kleine Rentier noch alles erleben soll!...



Phot. Phil. Kester Berlin

Der Elefant vor dem Pflug

Der erste Lenkballon in Oesterreich

Die steirische Landeshauptstadt Graz hatte auf ihrer Herbstmesse eine große Sensation



Phot. Charles Delius Paris

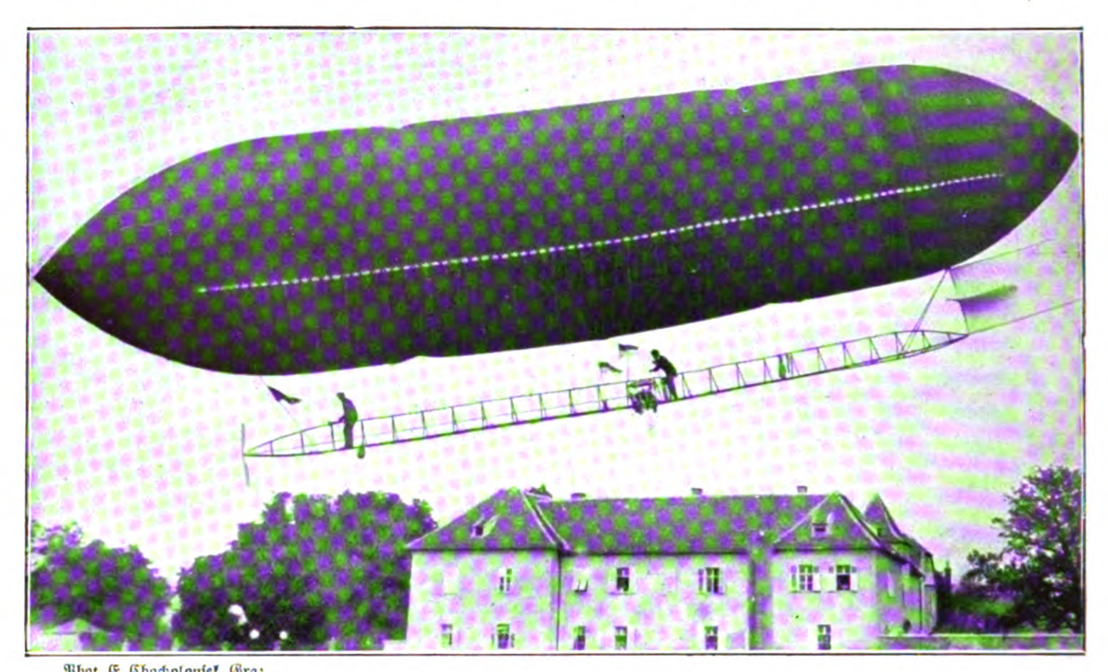
Das Pferd als „Schieber"

zu verzeichnen: das erste österreichische lenkbare Luftschiff, der von Franz Renner erbaute „Estaric", flog dort unter Begeisterung einer vieltausendköpfigen Menge auf. Der zigarrenförmige Ballon gehört dem halbstarren System an und hat eine Länge von dreißig Metern und einen Durchmesser von zehn Metern. Die Hülle wird durch zwei Querwände in drei Abschnitte geteilt, deren jeder einen abgeschlossenen Gasbehälter darstellt und auch für sich gefüllt werden muß. Eine Gondel im eigentlichen Sinne ist nicht vorhanden, an ihre Stelle tritt ein Rahmenwerk, in das ein fünfundzwanzigpferdiger Motor eingebaut ist und das den Führern zum Sitz dient. Ein System von zahlreichen Schnüren und Drähten vermittelt die Verbindung des Ballons mit dem Rahmenwerk. Der Antrieb erfolgt durch einen vorn angebrachten Propeller; das Seitensteuer ist am rückwärtigen Ende angebracht. Die Höhensteuerung bewirkt der Lenker durch Vor- und Rückwärtsgehen, wodurch der Schwerpunkt des Ballons so verlegt wird, daß sich die Ballonspitze senkt oder hebt. Der letztere Umstand dürfte der wunde Punkt des Ballons sein, und der Erbauer wird ohne Zweifel hier eine andre Einrichtung treffen müssen, wenn sein Ballon mit den andern Systemen konkurrieren soll. — Der erste Aufstieg des Ballons erfolgte am 26. September; er ging nicht ganz glatt vor sich, da eine Seitensteuerung versagte, aber er zeigte doch, und die weiteren Aufstiege bestätigten es, daß der Ballon in bezug auf die Lenkbarkeit allen Anforderungen genügt. Ob er zu einem Militärluftschiff geeignet ist, muß sich allerdings erst zeigen, denn dieses muß vor allen Dingen imstande sein.



Phot. P. Géniaux, Paris

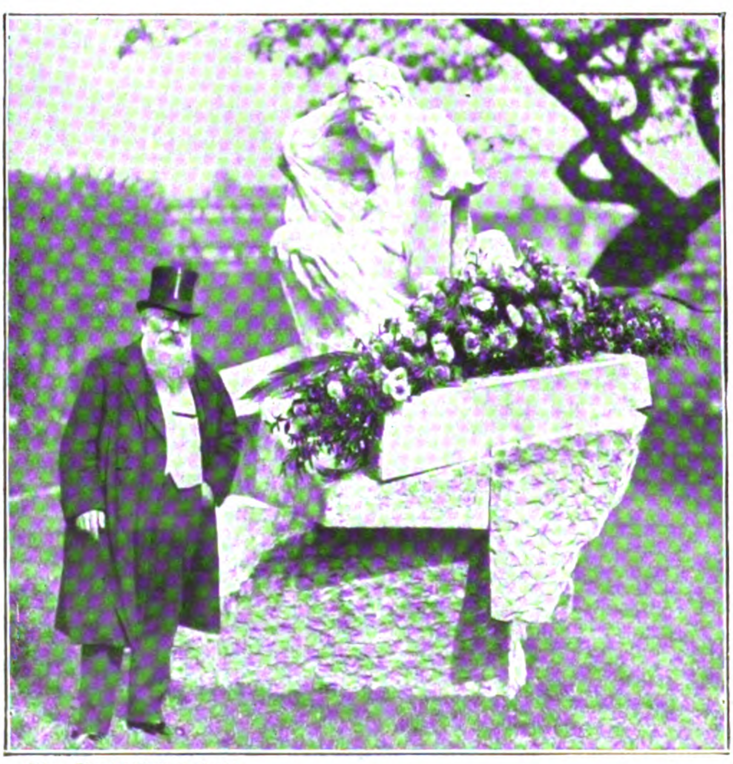
„Madame" probiert!



Phot. E. Chocholousek, Graz

Das von Franz Renner erbaute erste österreichische lenkbare Luftschiff „Estaric"

größere Höhen zu erreichen, um den gefährlichen Wirkungen der Feuerwaffen zu entgehen. Renner hofft, die Leistungsfähigkeit seines Ballons auch in dieser Beziehung zu zeigen, er wird demnächst einen Höhenflug zum Schöckl ausführen und auf dem Plateau oberhalb des Stubenberges landen. Der Ballon müßte bei dieser Fahrt einen Höhenunterschied von 1100 Metern überwinden, da die Stadt Graz gegen 300 Meter über dem Meeresspiegel liegt und der Schöckl eine absolute Höhe von 1400 Metern hat.



Phot. Charles Delius, Paris

Das neuenthüllte Victor-Hugo-Standbild in Paris von Rodin

Rodins Victor-Hugo-Standbild

Am 30. September wurde im Garten des Palais Royal in Paris Rodins Standbild Victor Hugos enthüllt. Das Standbild hat bei seiner Ausstellung im Salon vor einigen Jahren Anlaß zu vielen Debatten gegeben; die nackte Gestalt ist alles andre eher als Victor Hugo. Als Kunstwerk an sich steht das Standbild auf hoher Stufe, und der beim ersten Blick befremdende Eindruck wird in der grünen Umgebung und auf dem abgeschlossenen Platz harmonisch aufgelöst. Unsre Abbildung zeigt den

Schöpfer des Denkmals neben dem Kunstwerk.

Messenger Girls in Berlin

Nun haben die Frauen sich wiederum einen neuen Beruf erschlossen. In den Straßen Berlins begegnet man neuerdings schmuck uniformierten Mädchen zu Fuß und auf dem Zweirad — das sind die Messenger Girls, die Botenwege besorgen, aber auch im Hausstande einspringen, wenn etwa das Dienstmädchen erkrankt ist oder außergewöhnliche Ereignisse eine Hilfskraft nötig machen. Die Mädchen sind in allen häuslichen Arbeiten erfahren und können auch kochen.



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

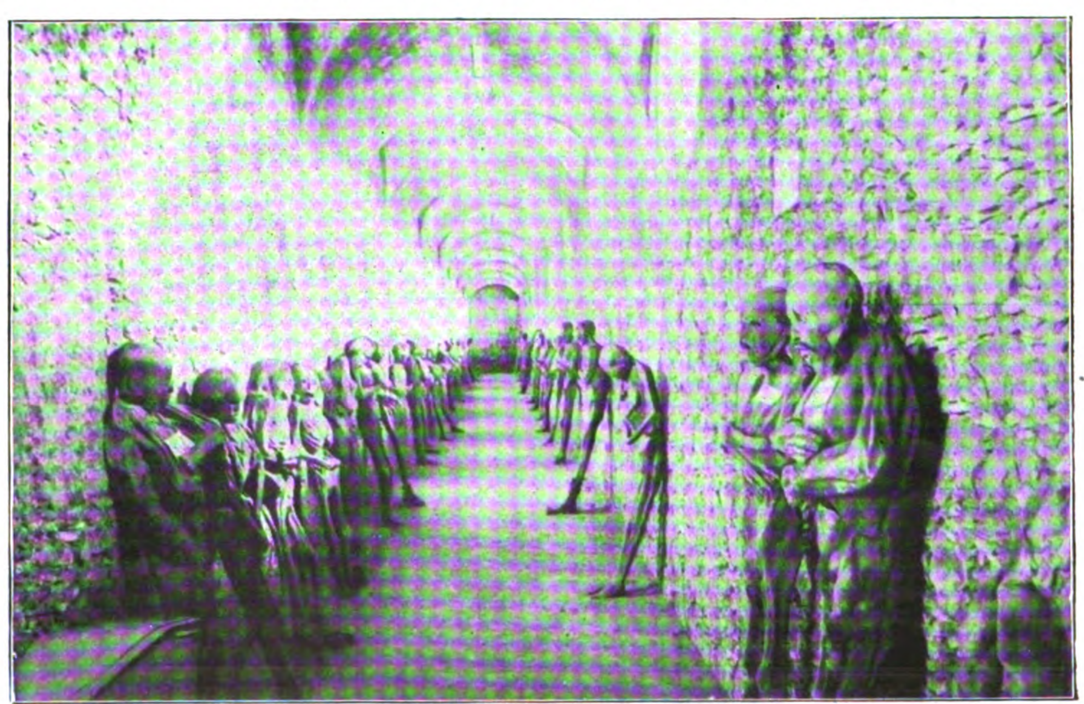
Radfahrende Messenger Girls in Berlin

Das Totengewölbe Alt-Mexikos

Tief im Innern eines Kalkberges der Hauptstadt Alt-Mexikos. Die chemische Zusammensetzung der Luft in dieser Höhle verhindert die Verwesung. An den Wänden lehnen die Mumien der Toten, den Schädel, den die pergamentene Haut faltig umschließt, vorgeneigt, wie in aufmerksamer Unterhaltung. Lebende kommen, die jüngst Gestorbenen zu besuchen. Die stummen Mumienlippen scheinen zu flüstern. Ein schauerliches Vorzimmer. Die Antichambre des Todes.

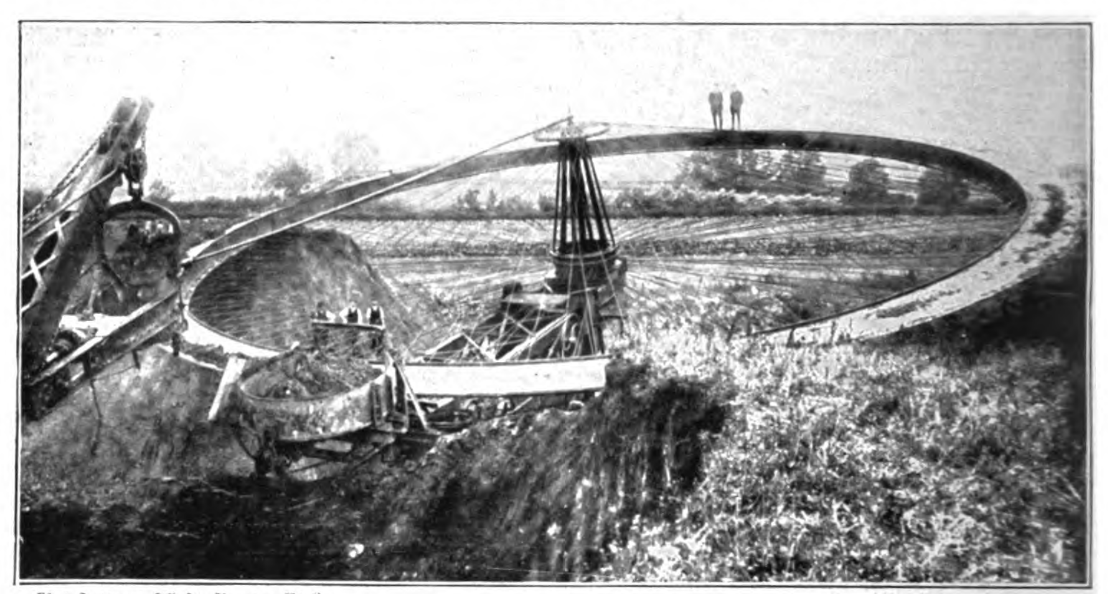
Eine eigenartige Maschine zum Wegschaffen von Erdmassen

In der Nähe der englischen Industriestadt Darleston befinden sich Kohlengruben und Eisenbergwerke. Das Eisenerz wird in zwanzig bis vierzig Fuß Tiefe gefunden; die darüberliegende Erdschicht ist wertlos und muß weggeschafft werden. Um dies auf die billigste Weise zu bewerkstelligen, hat man, anlehnend an die Konstruktion eines Fahrrades, das ja bekanntlich eine außerordentlich große Tragfähigkeit besitzt, ein großes Rad gebaut, das



Phot. C. C. Pierle & Co., Los Angeles

Eine Mumiengruft in Alt-Mexiko



Phot. Internat. Illustr.-Agentur, Berlin
Ein Riesenrad zum Fortschaffen von Erdmassen

auf einer Plattform ruht und durch Umdrehung um die Achse erhebliche Erdmassen befördern kann. Die Maschine ist sehr einfach und leistet nach den bisherigen Erfahrungen beim Bergbau gute Dienste.

Die Eröffnung der verbreiterten Blackfriars-Brücke in London

Von dem Riesenverkehr, der die Straßen der inneren Stadt London durchpulst, vermag sich der Fernerstehende keine Vorstellung zu machen, und es ist wohl zu begreifen, daß die Behörden nur nach langem Zögern die Zustimmung dazu erteilten, daß eine Straßenbahnlinie über eine der verkehrsreichsten Brücken der Stadt geführt wurde. Die Brücke ist verbreitert worden und vor kurzem dem Verkehr übergeben; sie ist jetzt die breiteste und auch die verkehrsreichste Brücke Englands.

Phot. Intern. Illustr.-Agentur, Berlin
Die Einweihung der Blackfriars-Brücke in London: Der Lordmayor führt den ersten elektrischen Wagen über die Brücke

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Adolf Bothe in Berlin-Friedenau. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.





Ständchen

Germania:
„O Theobald, o Theobald,
Du bist nicht warm, du bist nicht kalt."
(Lustige Blätter)



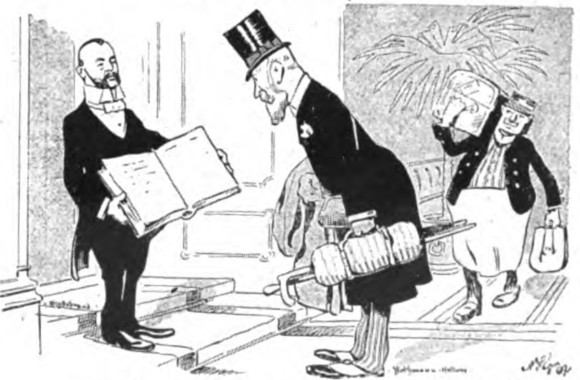
Der neue Herr

Die Versuchung des heiligen Theobald oder Bethmann — bet man. (Ulk)



Der neue Plutarch

„Den Kant kenne ich," sagte sich der neue Reichskanzler. „Aber ich glaube, bei dieser Reichstags-zusammensetzung werde ich auch den Liguori ein bißchen studieren müssen!" (Jugend)



Im Hotel „Zum Reichskanzler"

Der „Ober" aus Ostelbien mit dem Fremdenbuch: „Wenn Sie länger hier verweilen wollen, möchte ich Ihnen unbedingt raten, sich als ‚Agrarier' einzu-tragen." (Kladderadatsch)



Dienstmann Nr. 5

(Der wahre Jakob)



Ein Mittel gegen den Tod

Frisch auf, wer noch nicht sterben mag,
Um Bülows Amt geworben!...
Als Kanzler bis zum heut'gen Tag
Ist noch — kein Mensch gestorben!

(Jugend)



Bethmann=Faust:

„Habe nun, ach, Philosophie,
Juristerei durchaus studiert,
Doch, leider nicht — Diplomatie — —"

(Kladderadatsch)



Glück im Hause Bethmann=Hollweg

„Ach, Papa, zu herzig siehst du aus! Beinahe wie ein Leutnant!"

(Ulk)



Die Neugierige

Nach einem Gemälde von Gotthard Kuehl

Die frohe Botschaft

Roman

von

Wilhelm Hegeler

(Fortsetzung)

Gegen das Werk Bellamys, das früher einen so mächtigen Eindruck auf sie gemacht hatte, waren später allerhand Zweifel in ihr erwacht. Daher trat sie auch an dies neue einigermaßen zweifelsüchtig heran. Aber dies Buch ging von ganz andern Gesichtspunkten aus und war in einer ganz andern Tonart geschrieben.

Es schilderte den Zug einer kleinen Schar in das Innere Afrikas und die Gründung einer Kolonie in dem damals noch herrenlosen Gebiet des Kenia. Statt des mechanischen Kommunismus herrschte genossenschaftliches Arbeiten auf der Grundlage, daß jeder seinen Leistungen entsprechend Anteil am Gewinn hatte.

Wie einleuchtend die wirtschaftlichen Grundsätze Charlotten auch erschienen, so waren doch nicht sie es, die ihr Interesse erregten, einfach aus dem Grunde, weil sie wußte, daß sie von Fragen der Nationalökonomie nichts verstand.

Was sie fesselte, war die anschauliche und eindringliche Schilderung der Tatsachen, die, jede Schönfärberei vermeidend, von innerer Wahrhaftigkeit erfüllt schien. Schon auf der Expedition drohten der Schar erhebliche Schwierigkeiten, und die junge Kolonie war mehrmals dem Untergang nahe. Aber an ihrer Spitze stand — nicht der übliche Held, der alle Gefahren und Hindernisse wie Federn in die Luft bläst, sondern ein von Glaubensglut entflammter, von stählernem Willen aufrecht gehaltener Mensch. Vermöge solcher Eigenschaften wußte er, während seine Gefährten kleinmütig verzagten, der Widrigkeiten Herr zu werden, als ein wahrhafter Mann.

Still, in mannigfachen Mühsalen durchlebte die Kolonie ihr Kinderdasein, tat dann aber einen gewaltigen Trieb, und voll Staunen richteten sich die Augen des müden, an Altersgebrechen krankenden Europa auf dies zu aller Kraft und Schönheit entwickelte Gebilde, das vom dunkeln Erdteil aus das Licht einer neuen, höheren Kultur über die Erde verbreitete.

Denn herangewachsen war ein Adelsgeschlecht, wie die Geschichte noch nie eins gesehen hatte, eine Elitemenschheit, die nicht mehr vorwärtshetzte unter der Fronde des Hungers, die nicht in sich vergiftet war vom gehässigen Neid der Vielen und der gehässigen Furcht der Wenigen, ein freies Brudervolk, das, wenn es Hunger, Haß, Furcht, Neid schon kannte, sie doch nur kannte in den verklärten Regungen eines Wettbewerbs um die höchsten Ziele.

Als Charlotte sich endlich von dem Buch losriß, war es beinahe Abend. Ihr war ein wenig taumelig und wirr von dem langen Lesen zumute, und sie empfand das Bedürfnis nach frischer Luft.

Der Straße, die am Schienengleis der Stadtbahn entlang führte, folgend,

gelangte sie schließlich auf freies Feld. Nun ja — sagte während des Gehens eine Stimme zu ihr, nicht eigentlich eine Stimme ihres eignen Innern, sondern eine fremde, vielleicht die ihres Vaters oder Nortmoors oder gar die der alten Exzellenz von Lorringhoven — dergleichen liest sich gedruckt recht schön, aber in der Wirklichkeit macht es sich doch eben anders. Glaube ich denn etwa an eine Verwirklichung? fragte sie sich erstaunt. Nein, sondern ... ach, jedenfalls lag so ein goldener Ton in der Luft, so ein ganz besonders klares und doch warmes Licht, auch hatte sich ein erquickendes Lüftchen aufgemacht. Und ihr Herz pochte so leicht und sang ... es waren eigentlich gar keine Gedanken, sondern wortlose Melodien ... das Singen eines Vogels, der nach langer Nacht sich des erwachten Tages freut.

So schritt sie dahin und dachte kaum noch bewußt an das Buch, hatte aber zugleich das seltsame, frohe Gefühl, als wenn sie nicht mehr allein, als wenn ein unsichtbarer Begleiter an ihrer Seite ginge. Ein Sehnsüchtiger und Mutiger wie sie. Und schon erfüllte das Ahnen seiner Existenz sie mit neuem Glauben, neuer Hoffnung.

Kennen lernen möchte ich ihn wirklich ... sprach plötzlich ein Wunsch. Wen sie aber kennen zu lernen wünschte, war der Verfasser des Buchs und der Begründer Elitaniens in einer Person. Denn diese beiden, der wirkliche und der nur fiktive Mensch, waren in ihr schon zu einem und demselben verschmolzen.

Ohne auf den Weg zu achten, ging sie über die leicht welligen und mit kurzem Gras bewachsenen Felder dem schnurgeraden Kiefernwaldsaum entgegen.

Die Sonne!

Auf einmal wurde sie ihrer gewahr. Sie strahlte nicht mehr, sondern stand als rotglühende Scheibe nur wenig über dem Horizont. Und zugleich waren in der Ferne der Stadt die unzähligen Fenster eines der entsetzlich nüchternen Häuserblocks in lauter goldblitzende Spiegel verwandelt. Und die ganze lichtdurchdrängte Weite war jetzt von einem feierlichen Geheimnis erfüllt, das auf den Schwingen des großen Schweigens ringsum lautlos sich über sie senkte, das die plumpen Gaskessel, den schwarzen Staketenzaun umwitterte und ihr entgegenzitterte im Leben des kleinsten Grashalms.

Sonnenaufgang ... ein neuer Tag bricht an ... irgendwo standen diese Worte in dem Buch, hatten jetzt aber eine körperlichere Wesenheit als nur Worte es haben, einen tief sie durchdringenden Zauber, die Macht eines wirklichen Vorgangs, den sie durchlebte.

Und warum zweifeln, warum nicht glauben? Warum sich absichtlich wehtun, warum dem Glück nicht nachgeben? — sprach wieder eine Stimme, und keine fremde mehr — sondern eine lang daniederliegende Sehnsucht ihrer Seele.

Es war, als sei ein Wehr aufgezogen, und lang aufgestaute Wasser schäumten hervor, rissen sie mit.

Sonnenaufgang ... ein neuer Tag ...

Als sie sich endlich erhob, war es gänzlich finster geworden. Hüben und drüben leuchteten viele Lichter, am Himmel funkelten Sterne, denn es war eine schöne, klare Herbstnacht.

Aber eine ganze Weile stand Charlotte doch tief erschrocken und verzagt, bis ihr klar wurde, daß alles seine Richtigkeit hatte.

Da trat sie resolut den Rückweg an.

V

In seiner Kellerwerkstatt saß Meister Wendeborn, hatte den Klopfstein auf seinen mageren Oberschenkeln und bearbeitete mit dem kurzen Eisenhammer einen Lederfleck, den er soeben aus dem unter dem Schustertisch stehenden Wasserbottich gezogen hatte. Sein knochiges, unter der fettigen Schwärze im Lampenlicht blaß schim-

merndes Gesicht mit dem gesträubten Haar, der aus einem Bündel querlaufender Striemen und Rillen bestehenden Stirn, dem unter dem borstigen Schnurrbart eingekniffenen Mund drückte eine Art zur Gewohnheit gewordener Wut aus. In verbissener Wut schien die schwarze, langkrallige Hand das Holz des Hammers zu umklammern, in wütender Hast ließ sie ihn niedersausen, blitzschnell, fast im Tempo einer Nähmaschinennadel und so krachend, als wollte sie gleich Eisen, Stein und Leder zerschlagen. Aber nun ein Griff, und statt des Klopfsteins hatte der Meister den Ständer zwischen den Knien, ein langschaftiger Arbeiterstiefel wurde darüber gezwängt; ein bißchen tiefer beugte der Schuster den krummen Rücken, indem er in genauen Abständen die Löcher in den Fleck bohrte; darauf begann die wütende Klopferei von neuem, nicht so gleichmäßig wie vorhin, sondern immer abwechselnd zwei sanftere und zwei derbere Schläge. Die Linke griff in eine alte Spargelbüchse, langte einen Stift heraus, und während die Rechte zuhaute, holte sie schon wieder einen neuen hervor: so flogen die Stifte hinein. Dann krick-krack ein Glasscherben abgebrochen und geschrabbt, mit der Raspel nachgerieben, mit einem Finger voll Fett schließlich noch poliert — beiseite flog der Stiefel, drei Groschen waren verdient, und auf geheilten Schustersrappen konnte der Arbeiter seine Straße ziehen, in die Fabrik, auf den Bau, in den Tod, wohin der Weg ihn führte ... Meister Wendeborns Arbeitswut aber hatte sich schon wieder auf einen Schnürschuh gestürzt, von dem er den schief gelaufenen Absatz herunterriß.

Merkwürdig schauten aus seinem hageren, noch gar nicht alten, aber vom tagtäglichen Arbeitskampf wie mit Schmarren und Narben gezeichneten Gesicht die treuherzigen Augen hervor, wenn er einmal den Kopf erhob und einen raschen Blick in die linke, von der Hängelampe über seinem Kopf eben noch erhellte Ecke seiner Werkstatt warf, und noch merkwürdiger wirkte es, wenn ein kleines Lächeln seine Nase krauste und zwischen seinen lückenhaften Zähnen ein kurzes, glückliches Gebrumm hervorkam, über das, was da in der Ecke zu sehen war.

Dort hockte nämlich auf einem eisernen Feldbett zwischen dem Kanonenofen und dem Mauervorsprung des Meisters Kind, das dreijährige Hannchen. Je nachdem mit was für Augen man es ansah, konnte man es ein niedliches kleines Engelchen nennen, oder ein armseliges, rachitisches Proletarierwurm.

Die unter dem schmutzigen Kleid hervorstehenden Beinchen bildeten eine runde Kringel, die Aermchen waren so dünn wie die Querhölzer einer Vogelscheuche, viel zu schwer war der blasse Kopf für die eingefallene Brust und den verbogenen Rücken. Aber unter dem seidenweichen, blonden Haargelock leuchteten zwei prachtvolle dunkelblaue Augen, wie Kornblumen in einem Weizenfeld, die Nase schien von einem in sein Werk verliebten Bildhauer gemeißelt, und schlechthin entzückend war der Mund: das schmallippige, suffisante, eigensinnige Mäulchen eines selbstbewußten Jüngferleins. So sah die kleine Hanna aus, ein Kind, das auf seiner kurzen, aber gefahrvollen Lebensreise bereits die Diagnose von mehr als einem halben Dutzend Aerzte zuschanden gemacht hatte, das geschnitten und geschient, punktiert und mit Höllenstein gebeizt worden war und aus Kliniken und Krankenhäusern heraus, durch manchen Liter scheußlicher Medizin und viele Schachteln bitterer Pillen hindurch mit erstaunlicher Zähigkeit immer wieder den Weg ins Leben zurückgefunden hatte, das, wenn es nicht vor Schmerzen wimmerte, vor Munterkeit lachte und im ganzen ein so vergnügtes Kind wie nur irgendein andres war.

Augenblicklich führte es eine sehr

lebhafte Unterhaltung mit seiner Puppe, einem ramponierten, gliederlosen Gebilde aus Zeug und Porzellan, das, vor Schmutz und Lumpen starrend, eher einem afrikanischen Fetisch als einem Kinderspielzeug glich. Ihr erzählte Hannchen gerade eine Geschichte, die sie von ihrer Mutter gehört hatte, und nach Art der Kanarienvögel erhob sie ihr Stimmchen desto kräftiger, je lauter ihr Vater hämmerte.

Als dieser bei einer stilleren Hantierung angelangt war, horchte er unwillkürlich auf die Worte:

„Un da sind sie uff 'n Baum jeflogen, un haben ihr 'n joldnes Kleichen jeschenkt un ... un 'n joldnes Hemde, un 'n silbernes Kolsett un ... un silberne Handschuh un 'n Hut un ..."

„Und 'n Paar joldne Schuh," warf der Vater dazwischen.

„Un Schuhe ooch," wiederholte das Kind gehorsam, aber etwas verächtlich.

Der Meister lachte stoßweise vor sich hin, während seine Nase sich vor Vergnügen in tausend Fältchen kräuselte.

„Nee, 's is! ... 's is!" brummte er. „Für Schuhe hat se rein jar nichts übrig."

Dann hämmerte er wieder mit frischer Wildheit auf den seinen los.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür im Hintergrund der Werkstatt und, in einen Brodem von Waschdampf eingehüllt, trat die Frau Meisterin aus der Küche mit einem flachen Korb unterm Arm: eine von Natur aus zart und zierlich gebaute, aber durch übermäßige Arbeit und häufige Schwangerschaften schon etwas verunstaltete Brünette.

„Itze wär'ch emal die Hemden wegtragen, Vater," sagte sie in leichtem Thüringisch. „Und denn auch gleich bei den Herrn Doktor vorgehn. Des is doch nich in der Ordnung von den Menschen, daß er nichts nich bezahlen tut."

„Wenn er wenigstens das Geld für das Leder rausrückte. Vor de Arbeit verlange ich ja schon jar nischt mehr von dem Lausebengel," erwiderte der Meister gleichmütig.

„Nune komm, Hannchen, laß dich anziehn. Kannst mit die Mama mitgehn."

„So 'n Mensch läßt sich Doktor schimpfen un is doch 'n janz jewöhnlicher Betrüger," fuhr der Meister fort. „Vor so was kann eener doch nich Respekt haben."

„Ich wär ihm meine Meinung schon sagen. Der soll sich man bloß sehen lassen."

„Nur keene Beleidigungen, Mutter. So eener is imstand un verklagt dir. Denn kriegste nischt, denn mußte noch druffzahlen."

„Nee nee, laß man! Mit Ruhe kommt man am weitsten."

Nachdem die Frau das Kind angezogen hatte, nahm sie es auf den linken und den Wäschekorb unter den rechten Arm und stieg die kurze Holzstiege hinauf. Oben öffnete Hannchen die Tür, die ein lautes Klingeln ertönen ließ.

Bald darauf wurde sie wieder mit schrillem Gebimmel hastig geöffnet, und der kurze Aufblick Wendeborns gewahrte im Dämmerlicht der Treppe seinen zukünftigen Schwager, den Schreinergesellen Georg Neuner.

„'n Abend. Laß dir nich stören. Ich setz' mich janz still aufs Bette. Is Frida noch nich da?"

„Sie kommt heut 'n bißchen später, hat se jesagt. Sie will noch 'ne Freundin besuchen. Jibt's was Neues?"

„Jar nischt."

Der Schreinergeselle — ein lang aufgeschossener, aber durch die Arbeit an der Hobelbank etwas bucklig gewordener Mensch zu Ende der Zwanzig, mit einem kühnen und beinahe schönen Gesicht: unter dem wie Nußbaumhobelspäne braunen und leicht gekräuselten Haar sprang eine energische Stirn vor, die großen braunen Augen rollten unruhig unter den leicht geröteten Lidern, die roten, sinnlichen, aber zugleich kraftvoll geformten Lip-

pen wurden von dem krausen Schnurrbart fast verdeckt, der sich in den eingefallenen Wangenhöhlen umbog — hatte sich auf den Rand des Bettes niedergelassen und bewegte erst langsam, dann rascher und rascher seinen breitrandigen Schlapphut zwischen den Händen, während er der Arbeit versunken zuschaute.

Plötzlich aber, wie von Ungeduld übermannt, unterbrach er die Hämmerei:

„Mensch, hör bloß mal uff! Det is ja der reene Mord, deine Arbeit. Det du nich verrückt wirst!"

„Is bloß Jewohnheit," brummte der Meister und klopfte unverdrossen einen neuen Absatz unter einen Filzpantoffel. Nachdem er diesen dann zu dem Haufen der bereits fertigen Ware geworfen hatte, nahm er einen andern Schuh hervor, steckte gleichmütig den Finger durch das Loch der Sohle und sagte:

„Det is ooch so ener. Bis uffs Fleisch durchgelaufen. Da muß ick nu alle Nahtenden rauspolken. Det is det langweiligste von de janze Besohlerei. Aber wenigstens kann man sich bei unterhalten .. Wie jeht's denn?"

„Ach Jott, Mensch, fang bloß nicht von mir an!" sagte Neuner und preßte, sich reckend, seine von der Beize dunkelgebräunten Hände gegen die Augen. „Bei mir rappelt's wieder. Mir kann keen Mensch helfen. — Hier — da haste wat für eure Kasse! Is so ehrlich verdient wie andres Geld auch."

Dabei fuhr er in die Hosentasche und warf ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch.

Wendeborn riß die Augen groß auf und schüttelte, ohne das Geld zu berühren, bloß den Kopf.

„Menschenskind, mach dir bloß nich unglücklich! Wat haste nu davon? Selber behälste nischt. Eines Tages werden sie dir noch erwischen."

„Wenn sie mir nu erwischen! Denn fliege ich uff'n paar Jahre rin! Schlimmer kann's nich kommen. Denn habe ick wenigstens vor mir selber Ruhe ... Un — sie erwischen mir ja ooch nich. Is ja nich menschenmöglich. Sieh dir die beeden mal an, welcher is da nu von der richtige?"

Wendeborn nahm die ihm dargereichten beiden Fünfmarkstücke, die der Schreinergeselle aus seiner hinteren Tasche gezogen hatte, erhob sich halb, indem er das Geld im hellen Licht der Lampe prüfte, schüttelte den Kopf und murmelte:

„Nee, 's is ... 's is ... Der reene Kinstler biste doch!"

Nachdem er dann die Stücke befühlt, angehaucht und auf ihren Klang untersucht hatte, sagte er schließlich:

„Det is der falsche. Ich weeß nich warum, aber ..."

„Na ja, wenn de erst dran herumfingerst und sie bekloppst. Aber ick — ick mache det janz anders. Ick jeh abends vor Ladenschluß, wenn recht viel zu tun is, in die Geschäfte, da koofe ick vor 'n paar Groschen wat und lege die fünf Mark hin. Un eh de dir versiehst, is det Jeld schon in die Ladenkasse jeflogen."

„Du bist eener!" sagte der Schuster ernsthaft. „Da machste falsches Jeld und setzt deine Freiheit uffs Spiel un hast nischt davon. Wenn du det Jeld wenigstens uff die Sparkasse tragen dätst."

„Ach, wat nutzen mir zwanzig Mark!" erwiderte Neuner in versunkenem Schmerz. „Wat nutzen mir zweihundert oder zweitausend Mark? ... Die könnten mir ooch nich jlücklich machen. Ick weeß ja alleene nich, wat mit mir los is. Warum ick det due? — Aergern will ick die Aester. Ick seh det fuchsige Jesicht von dem Ladeninhaber, wenn sie dem am andern Morgen det Jeld bringen, un denn freue ick mir. Weiter hat's keenen Zweck ... Wat hat unser janzes Leben für 'n Zweck? Du mit deine Schusterei! Von morgens um sieben bis uff'n Abend um elfe — da kloppste un kloppste un kannst dir nich mal recht satt

essen, un deine Kinder jehn im Elend zujrunde. Zertreten, zerschunden, anjespien und ausjestoßen sind wir. Det is unser Leben!"

Der Schuster, der diese Stimmungen seines Freundes nie recht zu begreifen vermochte, sah ihn einen Augenblick mit ruhigem Erstaunen an und fragte dann:

„Wer speit dir denn an? Wer stößt dir denn aus? Un ick — siehste — satt essen hab' ick mir immer noch können, wenn ooch manchmal bloß Kartoffelsuppe."

„Ja, Jott, ick wer wohl an meinem Elend selbst schuld sein. Ick weeß ja alleene nich, wat mir fehlt. Die andern fühlen sich ja ganz wohl in ihre Haut. Meine Kollegen — da kloppt der eene abends seinen Skat, der andre is froh, wenn er 'ne Bockwurst mehr essen kann, der hat sein Stück Kartoffelland — nur ick —"

„Du hast ebent 'n neid'sches Jemiete!" bemerkte der Schuster nachdenklich.

Aber Neuner hörte nicht darauf, sondern saß, die Hand vor die Augen pressend, in sich versunken da und sah wieder die elegante, wogende Menschenmenge, der er auf seinem Wege von der Greifswalderstraße zum Bahnhof begegnet war. Der Anblick all der hübschen, wohlgepflegten Frauen, der geradegewachsenen, gutgenährten und gutgekleideten Männer hatte zuerst neidische Sehnsucht und dann dumpfe Verzweiflung in ihm ausgelöst. Er konnte sich abschinden, wie er wollte, konnte sogar Glück haben und es zu bescheidenem Wohlstand bringen, aber nie würde er so werden wie einer von diesen: ein Herr!... Und doch fühlte er sich als Herrn geboren, begabt mit den verfeinerten und reizbaren Sinnen eines aus dem Wohlleben kommenden Menschen, so daß er unaufhörlich unter seiner Umgebung litt. Anders zu sein als die andern, herausgerissen zu sein aus einem ihm unbekannten Heimatland, der dumpfe Druck dieses Gefühls hatte ihn, den unehelich Geborenen, nie verlassen und ihn zu einem unglückselig schwankenden Menschen gemacht, fähig ebenso zu Verbrechen wie zu Taten der Hochherzigkeit.

„Laß man! Det kommt und jeht wieder!" sagte er, sich schließlich aufraffend. „Bloß eene hunderttausend Mark möchte ick haben. Hunderttausend Mark!"

„Denn wär det ooch noch so," erwiderte der Schuster ruhig. „Kannst mir jlauben, George. Hier wirste nie jlücklich, hier nich un ... mit de Frida ooch nich. Det is vielleicht nich schön von mir als Bruder, det zu sagen, aber et is doch mal so. — Du solltest mitmachen in unsern Bund."

„Ach Jott, wat du ick in Afrika?" erwiderte Neuner unwirsch.

„Da jibt's keene reiche Leute, un keen Mensch dut dir da verachten. Da biste dein eigner Freiherr so jut wie die andern ooch."

Er hatte sich umgewandt und wies nach einem uneingerahmten, schon vergilbten Blatt an der Wand, auf dem in matten Farben ein Meeresstrand mit einem Palmenhain abgebildet war und einem kegelförmigen Berg im Hintergrund.

„Det Bild, siehste, det trage ick ordentlich im Koppe mit mir 'rum, un wenn ick mal so recht unjlücklich bin, so recht, weeßte, Galle und Blut, denn sage ick mir: biste stille, Herz, bald ziehn wir nach Elitanien."

„Da wirste wohl noch manchen Schuh besohlen müssen, eh ihr euch uffn Marsch macht. Habt ja keenen Zaster! — Nanu, wer is denn da?"

Die Tür war mit lautem Gebimmel geöffnet worden, oben auf der Treppe stand in der Dunkelheit eine Erscheinung, deren breitkrempiger enormer Schlapphut auf einem ziemlich dürftigen Untergestell sie einem dickstieligen Pilz ähnlich machte.

„Na natierlich, Kubaschin!" antwortete von oben eine quietschende Stimme, die, plötzlich in Baßlage fallend, fort-

fuhr: „Ihre Treppe is noch immer jeradezu scheißlich. Ich habe keine Lust, mir Hals und Beine zu brechen. Jehn Sie, bitte, voran!" wandte er sich an einen jungen Menschen, der mit theatralisch um die Schultern geworfenem Havelock, die Tür noch in der Hand haltend, hinter ihm stand.

„Ich bin so frei," erwiderte dieser mit sonorer Stimme, verbesserte sich aber sofort: „Lächerlich ... ich bin so frei ... Daß man von diesem konventionellen Phrasenschwall doch nicht loskommt! — Ich heiße Quantmeyer."

Er war mit festen, abgemessenen Schritten die Treppe hinuntergestiegen und sah nun, seinen enormen Kalabreser mit steifem Arm von sich abhaltend, zuerst Wendeborn und dann Neuner an, ohne sich übrigens zu verbeugen. Die beiden erhoben sich und schüttelten dem Fremden die Hand.

„Ja, das is mein Freund Quantmeyer!" sagte der kleine Herr Kubaschin, der ihm vorsichtig gefolgt war. „Ich habe Ihnen ja schon von ihm erzählt. Ein janz Jefährlicher. Aber sonst 'n Jemietsmensch. Ich hoffe, er wird sich auch noch zu Elitanien bekehren."

„Dafür möchte ich mich nicht verbürgen. Es widerstrebt meiner Individualität, mich irgendeiner Organisation zu unterwerfen. Ich bin ein Einsamer."

„I, was heißt Einsamer, wenn Sie immer jemand brauchen, der Ihnen zuhört?" bemerkte Kubaschin feixend.

Der Buchhandlungsgehilfe Max Kubaschin war ein kleines Männchen mit roten Pausbäckchen und gebogener Nase. Seine hervorquellenden Augen waren von einer bläulichen Brille bedeckt; allerhand Glanzlichter spielten auf seiner klugen, beweglichen Stirn, die von einem hohen, schon ins Grauliche übergehenden Haarschopf begrenzt war, während es dahinter bereits ziemlich kahl aussah. Er hatte sich auf einen Schusterbock gesetzt, der für seine kurzen Beinchen just von der rechten Höhe war.

„Ich mechte Ihre kostbare Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen, Herr Wendeborn. Ich hab' Ihnen nur ein Paar Schuhe von meiner Schwester mitjebracht. Was eijentlich dran fehlt, weiß ich nicht, aber da sie sie mir jejeben hat, werden sie wohl kaput sein."

„Es scheint beinah so," bemerkte Neuner mit einem Blick auf die gänzlich durchgelaufenen Sohlen.

„Das is aber wirklich aufmerksam von Ihnen, daß Sie den weiten Weg nich jescheut haben," sagte der Schuster. „Er wohnt nämlich in de Rosentalerstraße," fügte er zu Neuner gewandt hinzu.

„Was heißt aufmerksam? Man muß doch seine Jesinnungsjenossen unterstitzen. Das is doch das wenigste, was man tun kann. Heut morjen hab ich mich scheußlich über meinen Chef jeärjert. Kommt da irjendein Philister zu uns und verlangt die Romane von der Marlitt für seine Tochter. Sie interessiert sich so für Literatur, sagt er. Wenn sie sich für Literatur interessiert, soll sie doch lieber Keller oder Storm lesen, sage ich, und zeige ihm die Stormausjabe. Na ja, es is nich jerade ein Moderner. Vom sozialen Pulsschlag der Zeit spiert man verteifelt wenig in seinen Werken. Aber immerhin is er doch ein Poet. Mein Philister war auch schon janz einverstanden, bis mein Chef kam und ihm die Marlitt aufschwatzte. Warum? Weil er 'n paar Jroschen mehr dran verdient. So 'ne elende Krämerseele! So ein Banause! Keine Ahnung hat der Mensch, daß er ein Volkserzieher sein könnte. Nee, nur Rebbach machen! Aber ich räche mich dafier. Wo ich sie kriegen kann, nehme ich seine elenden Buchprospekte heraus und schmuggle elitanische Programme dafür ein. Der Kerl würde sich ja schlagrihrend ärgern, wenn er das merkte."

„Bravo!" rief Quantmeyer. „Ich bin zwar ein Feind jedes Doktrinarismus, aber ich ehre den Heroismus in jeder Form."

„Bitte, keine Bejeisterungsraketen!" versetzte Kubaschin grinsend, ohne die ihm gebotene Hand zu ergreifen. „Sehn Sie, so ist er nun: immer in Aufruhr, immer in Bejeisterung —"

„Sie sind also jetzt doch überzeugter Elitanier geworden, Herr Kubaschin?" fragte Neuner.

„I, was heißt ieberzeugt? Jeberzeugen können mich nur Vernunftschlüsse oder Tatsachen. Ich halte Elitanien fier ein Experiment in der Retorte. Ja — ich will mitkommen!" sagte er mit possierlicher Herablassung, als wenn von seiner Teilnahme das Gelingen des Ganzen abhinge. „Aber nur unter jewissen Voraussetzungen. Ich muß janz bestimmte Jarantien haben."

„Welche zum Beispiel?"

„Vor allem, daß fier die soziale Rangordnung rein jeistige Rücksichten entscheiden."

„O Himmel: Rangordnung!" warf Quantmeyer ein. „Sobald Sie Rangordnung haben, haben Sie Gesetze —"

„Also die Philosophen sollen obenan stehen?" fragte Neuner ironisch.

„Na, jewiß doch. Wie sich das auch jehört."

„Und wenn Sie Gesetze haben, dann werden sie nie und nimmer reüssieren," fuhr Quantmeyer fort. „Das garantiere ich Ihnen, meine Herren."

Gerade wollte eine heftige Debatte entbrennen, als die Tür wieder bimmelte und Frau Wendeborn erschien, mit dem kleinen Hannchen auf dem Arm. Nachdem die Anwesenden sie begrüßt und Neuner, der ein großer Kinderfreund war, sich Hannchens bemächtigt hatte, erzählte Frau Wendeborn, daß sie von dem Herrn Doktor statt Geld nur Vertröstungen und, als sie dringender geworden war, noch Grobheiten eingeheimst hatte.

„Da sieht man's," sagte Quantmeyer wütend, „wohin Gesetze, Rangordnung, Staat und solche fossile Ueberreste führen. Wenn's keine Gesetze gäbe, dann ginge unser Freund hin und verabreichte dem saubern Herrn Doktor eine derartige Portion ungebrannter Asche —"

„Vorausjesetzt, daß der Herr Doktor nicht der körperlich Jeberlegene ist —" bemerkte Kubaschin kichernd.

„Das vorausgesetzt natürlich. Aber wenn auch — in dem Falle würde ich mit Vergnügen Herrn Wendeborn meine Arme zur Verfügung stellen. Und ich glaube doch, wir würden zu zweien den Kerl derartig in die Pfanne hauen —"

„Jewiß. Das jebe ich zu. Aber den Tag darauf wirde er sich wieder zwei oder drei von seinen Freinden mitnehmen und euch verwamsen. Darauf wirdet ihr euch dann mit entsprechenden Hilfskräften versehn und die verhauen. Und so würde 'ne Keilerei ohne Ende entstehen . . . Nee, für Jesetzlosigkeit und Anarchie bin ich nicht zu haben. Da jibt's zu viel Priegel für meinen Jeschmack."

„Oh, immer noch lieber ein ewiger Krieg, als dieser verrottete Frieden! Welche Zustände der verbirgt, das habe ich gestern gesehn. Da war ich in einer Kellnerinnenversammlung. Nach Mitternacht bei Buggenhagen. Riesig stimmungsvoll. Aber ich kann Ihnen sagen, ich war nahe daran, bittere Tränen zu vergießen, meine Herren," sprudelte Quantmeyer hervor, dessen eben noch verlegenes Kindergesicht von neuem Zorn und Unwillen gerötet war. „Edelweiber befanden sich unter diesen Kellnerinnen, kann ich Ihnen sagen. Eine stand auf und hat ihre Geschichte erzählt. Erschütternd! Ich war begeistert von ihr. Ich habe auch gesprochen. Gegen das Gift, das in Form von Bayrisch Bier, Pilsener, Erlanger und so weiter . . ."

„Und so weiter is sehr jut! Soll wohl heißen: Parajraph elf?"

„Bitte, lassen Sie Ihre Scherze, Herr Kubaschin! In der Tat, ich habe eine fulminante Rede gegen die heutige Gesellschaftsordnung gehalten. Als ich abtrat, dachte ich, vom Fleck weg verhaftet zu werden —"

„Ach nee! Ich halte die Berliner Polizei nicht für die kliegste, aber so dumm, Sie zu verhaften, ist sie doch nicht. Damit täte sie Ihnen ja den jrößten Jefallen."

„Jedenfalls bin ich auf alles gefaßt," fuhr Quantmeyer in düsterem Tone fort. „Ich ging damit um, mir einen Revolver zu kaufen. Aber ich werde mich auf rein passiven Widerstand beschränken."

Da auf diese Bemerkung niemand etwas erwiderte, so herrschte eine geraume Weile Schweigen. Schon wollten Kubaschin und Quantmeyer aufbrechen, als ein neuer Besucher auftauchte, der bei allen Anwesenden großes Erstaunen hervorrief.

VI

Nun ist der erste Schritt getan, sagte Charlotte zu sich, als das schrille Bimmeln der Glocke betäubend an ihr Ohr dröhnte. Während ihr Herz ein wenig ängstlich klopfte, um ihren Mund aber ein vertrauensvolles Lächeln schwebte, stieg sie mit neugierig spähenden Augen die Kellerstufen hinunter. Heiße, dunstige Luft, die aber vom Geruch frischen Leders nicht unangenehm gewürzt war, umfing sie.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme.

„Guten Abend!" erwiderte sie und musterte die verschiedenen, von der Gaslampe grell beleuchteten Gesichter, die jetzt, als alle sich erhoben, in Dunkelheit verschwanden. „Ich möchte Herrn Wendeborn sprechen."

„Da ist er," antwortete die Frau, an die sie sich gewandt hatte.

„Ich kenne Ihre Fräulein Schwester, Herr Wendeborn. Wir wohnen oben im Haus — Dammes. Ihre Fräulein Schwester hat mir von Elitanien erzählt. Da möchte ich mich gern erkundigen —"

„Aber, bitte, nehmen Sie doch Platz!" sagte der Schuster auf hochdeutsch, indem er mit seiner Schürze einen Schemel blank rieb. Als dieser ihm etwas wacklig vorkam, stellte er ihn hastig beiseite und griff nach einem andern, den Quantmeyer mit seinem Schlapphut abstäubte.

Alle blickten Charlotte mit naiver Bewunderung an, nur Kubaschin rückte kritischen Blickes an seiner Brille.

„So, so, nach Elitanien wollen Sie sich erkundigen. Da kommen Sie gerade recht. Wir haben eben noch davon gesprochen. Wir beide sind nämlich Elitanier."

Als er dabei auf Kubaschin deutete, machte dieser eine kurze Verbeugung und sagte:

„Ich heiße Kubaschin."

Nun nannten auch die andern ihre Namen, Quantmeyer aber fügte mit Betonung hinzu:

„Uebrigens kein Elitanier."

„Kann man denn ohne weiteres Mitglied werden?" fragte Charlotte.

„Das macht weiter keine Schwierigkeiten. Wenn Sie vielleicht Lust haben: heute abend findet eine Sitzung statt in Brauls Bierhallen, Kommandantenstraße."

„Ja, gern!" erwiderte Charlotte. „Wieviel Mitglieder hat denn der Bund?"

„Wieviel werden's denn sein?" fragte nachrechnend sich der Schuster.

„Vergessen Sie mich nur nicht!" sagte Kubaschin.

„Mit Ihnen . . . so Stücker zwanzig."

„Tausend," fügte Charlotte hinzu.

„Wieso tausend?"

„Zwanzigtausend, meine ich."

Alle gaben mit Lachen und Rufen ihrem Erstaunen den unverhohlensten Ausdruck, während Charlotte förmlich ein bißchen in sich zusammensank und ganz kleinlaut sagte:

„Zwanzig — mehr nicht?"

„Sie scheien sich wohl, Frailein, einer Sache beizutreten, die noch so wenig den Beifall der breiten Masse jefunden hat?" sagte Kubaschin, zwischen dessen roten Bäckchen ein vergnügtes Grinsen spielte.

„Nicht im geringsten. Aber nach dem, was Fräulein Wendeborn mir

erzählte, mußte ich annehmen, daß der Bund bereits mehrere tausend Mitglieder zählt und daß Sie mit einem nahen Aufbruch der Expedition rechnen."

„Das hoffen wir ja auch," erklärte der Schuster seufzend. „Wir hoffen von Monat zu Monat. Aber es geht eben langsam."

„Ibrigens steht die Jiete einer Sache doch keineswegs im Verhältnis zur Anzahl ihrer Teilnehmer," sagte Kubaschin. „Eher mechte ich behaupten, es waltet da ein proportionales Mißverhältnis."

„Ja, aber wie kann denn eine Handvoll Menschen nach Afrika gehen, dort ein großes Land erobern wollen und —"

„Na, das is doch gar nich so schwierig!" erwiderte Kubaschin kreischend. „Wir werden das Land erobern! Darauf verlassen Sie sich," fuhr er im tiefsten Baß fort. „Natierlich wird diese Eroberung in erster Linie eine moralische sein."

Der Eifer, mit dem das kleine Männchen vom Stuhl gehüpft war, die Großartigkeit, mit der es sich in Positur gesetzt hatte, hatte den andern ein leises Lächeln entlockt. Charlottens Zaghaftigkeit aber wurde dadurch noch bestärkt, und mit enttäuschtem Gesicht hörte sie Wendeborn zu, der ihr erklärte, daß der Bund bereits bedeutend mehr Mitglieder gehabt habe, aber durch die Abwesenheit des ersten Vorsitzenden, Johannes Schlosser, der seit einigen Monaten verhindert gewesen war, sich ihm zu widmen, sehr zurückgegangen sei. Auf dessen Rückkehr aber, die in diesen Wochen erfolgen würde, setzten alle die größten Hoffnungen.

Als er erklärte, daß sie ja immerhin als Gast eine Sitzung mitmachen könne, ohne sich zu binden, versprach sie, diesen Abend zu erscheinen. Der Einfachheit halber wollte sie Herrn Wendeborn und seine Freunde abholen und mit ihnen gemeinsam in das Lokal fahren.

Als Charlotte im Eßzimmer ihre Eltern traf, fragte ihr Vater sie etwas höhnisch:

„Bist ja so schnell wieder da? Da hast du den Kellergestank doch wohl nicht aushalten können?"

„Deswegen nicht. Sondern es findet heute abend eine Sitzung des Elitanierbundes statt. In die will Herr Wendeborn mich mitnehmen."

„Lochen! Mit dem Schusterpack willst du heute bei Nacht und Nebel noch ausgehen?"

„Warum denn nicht? Meint ihr, da könnte mir was passieren?"

„Nee, nee, Herzchen, das schlage dir nur aus dem Sinn. Das können Mama und ich wirklich nicht zugeben."

Einen Augenblick sah Charlotte ihren Vater groß an, erwiderte dann aber:

„Natürlich, wenn du es direkt verbietest —"

„Nun, das hat Papa wohl nicht gerade gemeint. Aber ich denke, es müßte dir doch einfach gegen den Geschmack gehen, mit solchen Leuten zu fraternisieren."

„Ich will nichts weiter, als einen Diskussionsabend mitmachen, weil diese Dinge mich interessieren. Die Menschen gehen mich nichts an. Im übrigen kann ich euch sagen, es waren da noch einige Bekannte von Herrn Wendeborn bei ihm — nun ja, nach eurem Maßstab sind es ungebildete, pöbelhafte Menschen, aber gegen mich waren sie sehr manierlich und nett. Und wenigstens haben sie von Dingen gesprochen und nicht bloß Höflichkeitsphrasen gemacht. Meinetwegen kann einer ein Knote sein — darüber komme ich weg —, wenn er nur was zu sagen hat."

„Ja, ja — wirst ja sehen. Ich habe seinerzeit im konservativen Verein auch neben manchem Knoten gesessen und mir seine Sachen angehört und seine Flöhe anspringen lassen — aber ich bin auch ein Mann."

Frau Damme nickte.

„Morgen wirst du selbst abgekühlt sein."

„Möglich! Aber ansehen will ich mir die Geschichte jedenfalls.“

Als Charlotte wieder im Keller erschien, war auch Frida gekommen. Sie und Neuner blieben zurück, während die andern sich sogleich auf den Weg machten. In der Stadtbahn erklärte Quantmeyer mit etwas zerstreutem Blick, des Interesses halber könnte er ja immerhin eine Sitzung als Gast mitmachen. Das sei noch kein Verstoß gegen seine Prinzipien.

In dem geschlossenen Hinterzimmer waren etwa zwanzig Personen versammelt. Charlotte war die einzige Dame. Der stellvertretende Vorsitzende, Sekretär Schneidereith, begrüßte sie sehr artig und stellte ihr die Mitglieder vor.

Außer den gewöhnlichen Vereinsmeiern und professionellen Weltverbesserern waren zwei Typen besonders vertreten: die Deklassierten, zu denen Schneidereith selbst, auch ein junger Landwirt namens Märker gehörte, dessen Vorfahren in Livland Großgrundbesitzer gewesen, später aber verarmt waren. Ihn trieb ererbte Landsehnsucht in die Ferne ... Der andre Typus waren die Aufstrebenden, wie der kleine Adolf Deutschmann, der es vom Feldarbeiter bis zum Buchhalter eines Exportgeschäftes gebracht hatte.

Was die Berufe anging, so gab es ihrer alle möglichen, sämtlich natürlich der Spezies „Sowas“ angehörig. Aber das hatte Charlotte nicht anders erwartet. In einem jungen Bankbeamten, Herrn Lammsfeld, entdeckte sie zu ihrer Freude sogar einen Bekannten. Bei einer Gesellschaft war er einmal ihr Tischherr gewesen und traf auch jetzt noch ihren Vater hin und wieder im Kontor seines Onkels.

Als ein winziger Pikkolo sie ankrähte: „Hell oder Dunkel?“ bestellte sie mutig ein Helles und hatte bald darauf auch ihr Seidelglas vor sich.

Nachdem noch einige Nachzügler erschienen waren, begann Lammsfeld seinen Vortrag: Ueber das Scheckwesen in Elitanien, der sehr wissenschaftlich und reichlich mit banktechnischen Ausdrücken gespickt war.

Charlotte gab sich alle Mühe, ihm zu folgen, aber immer wurde ihre Aufmerksamkeit abgelenkt durch die Betrachtung der verschiedenen Gesichter und die verschnörkelten Inschriften auf den Plakaten, die an den Wänden hingen und besagten, daß zu andern Zeiten ein Rauch-, ein Zitherklub und der Verein „Humor“ hier tagten.

Die männlichen Zuhörer schienen sich ihr Verständnis durch eifriges Qualmen zu erleichtern, denn binnen kurzer Zeit waren reichlich ein Dutzend Zigarren in Rauch umgesetzt, und es herrschte ein dicker Nebel.

Gerade hatte Charlotte sich wieder einen Ruck gegeben, um aufzupassen, als plötzlich die Tür aufgerissen und ein mittelgroßer Mann von auffallender Erscheinung sichtbar wurde. Auf seinem zartgebauten Körper saß ein mächtiger Kopf; ein runder, der Schere bedürftiger rostbrauner Vollbart, dunkleres, mähnenhaftes Haupthaar umrahmten ein blasses Gesicht voll nervöser Energie und Lebendigkeit, mit blitzenden hellblauen Augen und auffallend spitzer Nase, deren Flügel sich blähten. Der Mann mochte gelaufen sein, nach der Art, wie er die Tür aufriß, aber auch in seiner ganzen Erscheinung war etwas wie Sturmwind.

Und ein Sturm brach los, der alle von ihren Plätzen trieb. Ueber umgeworfene Stühle hinweg wurde der Eintretende umringt und mit durcheinander wogenden, jubelnden Zurufen begrüßt:

„Schlosser! Mensch! Wo kommst du her? — Sind Sie schon 'raus? — Wie geht's? — Menschenskind, siehst du mitgenommen aus! — Haben sie dich denn früher 'rausgelassen? — Hurra, famos, daß Sie wieder da sind!“

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Ruhe wiederhergestellt war. In-

zwischen hatte Charlotte von ihrem Nachbarn, Deutschmann, einem stämmigen, kugelrunden Kerlchen, der aber die Nase höchst forsch in die Luft streckte, erfahren, was es mit der längeren Abhaltung Schlossers für eine Bewandtnis hatte.

Wegen eines Zeitungsartikels waren ihm einige Monate Plötzensee zudiktiert worden.

Auf Charlottens Frage, ob Schlosser denn Sozialdemokrat sei, erklärte der Kleine: keine Idee! Aber es könnte doch dem sanftesten Staatsbürger einmal passieren, mit dem Strafgesetz in Konflikt zu kommen.

„Wenn ich mich mit Zeitungsschreiben befaßte, Fräulein, ich flöge nach jedem Artikel ins Loch. Ich habe schon mancherlei Unannehmlichkeiten im Leben durchgemacht und alle wegen dem da."

Dabei klopfte er sich auf den Mund.

Doktor Schneidereith stellte Schlosser Charlotten vor. Als dieser hörte, daß sie durch Wendeborn auf sein Buch aufmerksam geworden sei, äußerte er seine Freude darüber, denn der Schuster gehörte zu seinen treuesten Anhängern.

Nachdem sie noch einige Worte gewechselt, wurde die Sitzung wieder aufgenommen. An Stelle Schneidereiths übernahm Schlosser das Präsidium, dankte für die Begrüßung und fuhr dann fort:

„Noch ein paar Worte! Als ich vor drei Monaten schied, war ich nicht darüber bekümmert, daß ich ins Gefängnis mußte — denn das ist für einen, der noch über mancherlei nachzudenken hat und dies mit Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit tun möchte, durchaus nicht der schlechteste Ort —, sondern darüber, daß ich auf so lange Zeit nicht für unsre gemeinsame Sache arbeiten konnte. Ich suchte mich zu trösten und sagte mir: eine Idee von dieser Notwendigkeit und Richtigkeit wie Elitanien mußte doch wie eine Lawine, einmal in Bewegung, immer größere Massen an sich ziehen. Aber sogleich kamen mir Zweifel. Nein, wir wollen ja nicht hinunter, wir wollen hinauf! Den steilsten Berg, den der menschlichen Entwicklung!... Ich hoffe, Sie werden mir folgen, denn ich gehe unter allen Umständen voran. Ich habe keinen andern Zweck mehr im Leben, die Zeit der Gefangenschaft hat mich das gelehrt, als den: Elitanien zu verwirklichen."

Aus seiner Versunkenheit schien er erwacht, wie er sich nun höher aufrichtete und, ohne jemand Bestimmten anzusehen, mit seinen blitzenden Augen alle umfing.

„Mein Kummer war umsonst. Ich wurde mit einem andern Gefangenen bekannt. Der Unglückliche hatte seinen Vater, einen schweren Alkoholiker, erschlagen, weil er seine Mutter bedrohte... Was hätte ich mit ihm anderes besprechen können als Elitanien, immer wieder Elitanien! Ich habe ihn gewonnen. In wenigen Monaten wird er frei und der Unsrige sein. Für seine Ehrenhaftigkeit lege ich meine Hand ins Feuer. Er hat nur den einen Wunsch, fortzukommen aus Europa. Um mir seine Dankbarkeit zu zeigen und seine Zugehörigkeit zu Elitanien, hat er mir einen Scheck auf tausend Mark überwiesen, die ich erhoben habe und hiermit dem Kassierer übergebe."

Unbekümmert um den Jubel, der auf diese letzten Worte losbrach, blickte er mit finster gerunzelter Stirn wie suchend um sich.

„Ja, unser Herr Kassierer!" fuhr er mit seiner höhnischen Stimme den Lärm durchdringend fort. „Man hat mir gesagt, er hätte bereits bei den letzten drei Sitzungen gefehlt. Solche Pflichtvergessene sind unsre größten Feinde. Darum fort mit diesem Kassierer! Wir müssen einen andern wählen. Und ich schlage Ihnen vor, wählen Sie —"

Dabei drehte er sich plötzlich um und wies, als wollte er sie ergreifen, auf Charlotte.

„Fräulein Damme!“

So verdutzt von diesem unerwarteten Vorschlag alle waren, noch viel erschrockener war sie selbst.

„Mich?“ fragte sie ganz entsetzt.

„Ja. Und ich bitte Sie, nehmen Sie die Wahl an.“

„Aber ich bin ja nicht einmal Mitglied!“

„Sie werden es damit von selbst.“

„Aber Sie kennen mich doch gar nicht!“

„Ich glaube Sie zu kennen. Und mein Instinkt sagt mir: wir könnten keine bessere Wahl treffen.“

Welche Absicht ihn auch immer bei diesem unerwarteten Vorschlag geleitet haben mochte, jedenfalls schien er für die Mehrzahl der Anwesenden das Richtige getroffen zu haben. Schüchtern bat der Schuster, sie möchte doch so gut sein. Schüchtern teils, teils mit naiver Aufdringlichkeit schlossen sich die andern an. Aber bei aller Verwirrung besaß Charlotte doch noch so viel Selbstbeherrschung, daß sie erklärte, wenigstens müßte sie sich Bedenkzeit ausbitten.

Während die andern noch stürmten und drängten, machte Schlosser ein Ende:

„Der Wunsch Fräulein Dammes, sich zu bedenken, ist vollständig begreiflich und um so richtiger, da sie ja unsern Ideen erst seit kurzer Zeit näher getreten ist. Ich wäre Ihnen nur sehr dankbar, wenn Sie die Güte hätten, mir zu erklären, daß Sie die Wahl nicht prinzipiell ablehnen.“

„Nein, prinzipiell nicht.“

„Ich danke Ihnen.“

Darauf wurde die Sitzung geschlossen.

Beim Nachhauseweg ging Charlotte zwischen Wendeborn und Kubaschin voran, als Schlosser an ihre Seite trat.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten wegen meines rücksichtslosen Ueberfalls vorhin ... Hören Sie, Herr Kubaschin, Doktor Schneidereith erwähnt da philosophische Dinge — Sie müssen ihm mal ein Licht aufstecken.“

Als er diesen abgeschoben und auch Wendeborn taktvoll zurückgeblieben war, fuhr er zu Charlotte fort:

„Aber nachdem ich nun monatelang brach gelegen habe, hat sich eine solche Ungeduld in mir angesammelt, daß mir der Gedanke an Rücksichten gar nicht gekommen ist. Verzeihen Sie! Ich habe Sie vorgeschlagen, weil unser Sieg davon abhängt, daß wir Intelligenzen bekommen! Intelligenzen! Menschen von freiem, überlegenem Verstand. Die Handvoll Genossen, die wir haben — ja, fast ohne Ausnahme sind sie durch irgendeine heimliche Not zu uns gedrängt. Sie aber hat die freie Logik zur Unsrigen gemacht. Wenigstens schien mir vorhin, daß allein die Lektüre des Buchs —“

„Ja, die vor allem,“ erwiderte Charlotte stockend, „aber auch — nicht allein Mitleid, sondern ... mein eignes Leben selbst erschien mir so schal und nichtig —“

Mit heftiger Freude unterbrach er sie:

„Das ist es! So muß man Elitanier werden. Die nüchterne Einsicht allein ist untätig, hinzukommen muß die Triebkraft einer starken Empfindung. Ein großes Ziel, für das zu leben sich lohnt — wie wenige verlangen danach! ... O sehen Sie, mein Kummer, daß so viele, so viele Genossen während meiner Abwesenheit untreu geworden sind, wird wettgemacht durch den Zuwachs eines einzigen Menschen wie Sie. Die Zahl tut's nicht, die Qualität tut alles. Das ist meine feste Ueberzeugung. — Und Sie werden mir nicht den Kummer bereiten, daß Sie uns fallen lassen. Vom heutigen Abend müssen Sie enttäuscht sein. Aber warten Sie ab, vier Wochen — dann werden wir anders dastehen! — Ich habe noch so viel auf dem Herzen, worüber ich mit Ihnen sprechen möchte — Dinge, die unsre

Agitation betreffen und bei denen man unbedingt die taktische Hilfe einer Frau braucht — können wir nicht noch in Ruhe irgendwo eine Stunde plaudern?"

„Wollen Sie uns nicht zum Bahnhof begleiten?"

„Zum Bahnhof? Aber da sind wir ja in einer Viertelstunde. Nein, in ein Café sollten wir gehen. Ins Café Bauer. Aber —" ein unwillkürliches Zurückschrecken Charlottens bei diesem Vorschlag bemerkend, fuhr er in demselben Atemzug fort: „Ach, du lieber Himmel, das ist ja unmöglich! So ein ruppiger Sträfling verlernt die allereinfachsten Dinge!... Das heißt: warum eigentlich unmöglich? In dem Café sitzen Sie zwischen tausend Menschen so sicher wie zu Haus. Ich weiß nicht, wie weit Sie sich von konventionellen Rücksichten freigemacht haben?"

Der Gedanke, mit diesem eben aus dem Gefängnis entlassenen, seltsamen und ein wenig unheimlichen Menschen nachts ein Café zu besuchen, das einstmals nicht einmal ihre Eltern mit ihr betreten wollten, hatte sie erschreckt, aber im nächsten Augenblick auch angelockt. Und seine letzte Frage gab den Ausschlag.

„Ich sehe keinen Grund ein, warum ich nicht mit ins Café kommen sollte."

„Schön. Dann drehen wir um."

„Nur möchte ich Herrn Wendeborn nicht verletzen."

„Das brauchen Sie nicht zu fürchten."

Er blieb stehen, wartete, bis die andern sich genähert hatten und sagte mit unbefangener Fröhlichkeit:

„Ich will Ihnen Fräulein Damme entführen. Wir wollen noch ein Stündchen im Café plaudern. Dann bringe ich sie nach Haus. Sie brauchen nichts zu fürchten, Herr Wendeborn. — Ich habe eine wahre Agitationswut in mir. Ehe der letzte Zug pfeift, muß Fräulein Damme für Elitanien gewonnen sein."

Als sie dann in dem Café saßen, Charlotte auf dem roten Plüsch des schmalen Sofas, er ihr gegenüber, und der Kellner den Kaffee gebracht hatte, blähte er, die rauchige Luft einatmend, mit einem Ausdruck übermütigen Wohlbehagens die Nüstern:

„Höchst angenehm! Auf diesen Moment habe ich mich lange gefreut. Davon hab' ich geträumt, wenn ich müde vom Nachdenken war. Aber die Wirklichkeit ist doch besser als der Traum. Ach, wie wird erst das Gefühl sein, wenn man zum erstenmal elitanischen Boden betritt — die Schneefelder des Kenia sieht?! — Nun, auch der Traum wird in Erfüllung gehen. — Aber jetzt werde ich mir eine Zigarre anstecken."

Er holte aus seiner Brusttasche eine Papiertüte, zog eine Zigarre heraus und schnitt mit einer gewissen Feierlichkeit die Spitze ab.

„Meine erste Zigarre!" murmelte er. „Die Freiheit hat doch mancherlei Gutes. — Aber wissen Sie, daß ich von dem Gedanken nicht loskomme, jetzt zu träumen? Ich habe das Gefühl: gleich muß das Licht ausgehen, ich liege auf der harten Pritsche und rieche die scheußliche, grabähnliche Gefängnisluft."

„Das kann ich mir gut vorstellen," erwiderte Charlotte, die eben mit großem Appetit in einen frischen Krapfen gebissen hatte. „Gewiß werden Sie noch oft davon träumen. Besonders nachts."

„Diese Nacht jedenfalls nicht! Denn diese Nacht gehe ich überhaupt nicht zu Bette. Ich begleite Sie nach Haus und mache dann einen tüchtigen Spaziergang. Geschlafen habe ich, auf Vorrat. — Ist er gut, der Kuchen?"

„Sehr gut. Ganz frisch."

„Er sieht ausgezeichnet aus," murmelte er, während seine Augen den Kuchenkorb förmlich verschlangen.

„Nehmen Sie doch einen!"

„Nein, nein!" erwiderte er, hastig den Kopf abwendend.

„Warum nicht?"

„Weil ... Nun gerade weil er so verlockend ist. Man muß seinen Adam kurz halten," sagte er mit freimütigem Lächeln. „Sich dann und wann eine Kleinigkeit versagen. Das ist ein vorzügliches Training ... Uebrigens — ich schwelge ja schon wie ein König, trinke Kaffee, rauche eine Zigarre und" — dabei machte er fröhlich auflachend eine kleine Verneigung — „unterhalte mich mit Ihnen. — Aber nun genug Dummheiten! — Sagen Sie mir, bitte, welchen Eindruck hatten Sie von den Menschen heute abend?"

Indem sie begann, ihm diesen auseinanderzusetzen, gelangte das Gespräch an sie selbst. Ohne ihre eignen Verhältnisse weiter zu erwähnen, schilderte Charlotte doch, welche Ueberwindung es sie gekostet hatte, zum erstenmal den Laden in der Friedrichstraße zu betreten und einen fremden Menschen um Arbeit anzugehen.

Er hatte eifrig zugehört, die Hände zwischen den Knien, in sich zusammengekauert, die hellen, durchdringenden Augen unbeweglich auf sie gerichtet, während es nur manchmal auf seiner Stirn, besonders um die beweglichen Brauen, nervös zuckte.

„Ich habe das auch durchgemacht. Und noch manches andre," sagte er.

Darauf erzählte er ihr seine Geschichte: vom Vater wider seinen Willen zum Juristen bestimmt, war er in seiner Jugend Sozialdemokrat gewesen, hatte dann ein Mädchen ohne Vermögen geheiratet und mit dieser die Reise nach drüben angetreten.

„Und dort habe ich, ins Moderne übertragen, alle Leiden des verlorenen Sohnes durchmachen müssen. Unsre paar Kröten waren bald alle, unsre Hoffnungen hielten länger vor. Bis die blanke Not kam. Da fing ein Leben an — nein, kein Leben mehr, sondern ein wildes Jagen, bei dem der Hunger die Hetzpeitsche schwang. Wir gaben unser Kind in Pflege. — Pflege? Im stillen fürchteten wir, man würde es langsam verhungern lassen. Aber wenn wir es behielten, gingen wir alle drei drauf. Meine Frau vermietete sich in einer Wäscherei. Ich habe jede Hantierung getrieben, vom Ritzenschieber bis zum Barbier. In alle möglichen und unmöglichen Berufe habe ich hineingepfuscht, aber von Grund aus habe ich nur das eine kennen gelernt: die Kraft des Willens. — Ich wollte nach Deutschland zurück und meinem Vater sagen können: du hast mich fortgejagt wie einen überspannten Narren, hast geglaubt, ich werde schließlich zu Kreuze kriechen. Aber ich bin nicht zu Kreuze gekrochen und habe mich doch durchgesetzt, trotz meiner Ideen."

„Und Sie sind wirklich hingegangen und haben ihm das gesagt?"

„Als ich mir ein paar tausend Dollar erspart hatte, schrieb ich zum erstenmal nach Hause. Da bekam ich die Nachricht, daß mein Vater gestorben sei. — Da bin ich mit meinem Jungen — meine Frau hatte ich ein Jahr vorher verloren — sie hat nicht die Widerstandskraft gehabt wie ich — was hielt mich da noch fest? — Das bloße Gelderdienen war mir verhaßt — also habe ich meinen Jungen geholt und bin mit ihm nach Deutschland zurückgekehrt."

„Und wann haben Sie Ihr Buch geschrieben?"

„In Amerika. Zur Zeit meines größten Elends. — Da habe ich erfahren, was es heißt: ein Ziel haben. Ein hohes Ziel! Ohne das wäre ich erlegen. — Nun will ich Ihnen sagen, was ich von dem Buch denke. Ohne falsche Bescheidenheit. — Es enthält Irrtümer. Die Wirklichkeit wird sie korrigieren. Aber in seinen Grundzügen ist es die Lösung. Die Lösung schlechthin, von unantastbarer Logik. In allen Dingen haben wir Fortschritte gemacht, nur unsre Wirtschaftsordnung ist die alte geblieben. Sie ist unhaltbar geworden. Die Neuordnung wird heißen: Elitanien! Das Wunder ist des Glaubens liebstes

Kind — aber anders als Goethe es meint. Nur der Glaube vermag das Wunderbare! — Haben Sie je von den Mormonen gehört? Von aller Welt vertrieben und bedrängt, kamen ihrer dreißig an die Wüsten des Salzsees. Dreißig! Und nach drei Jahrzehnten waren es dreimalhunderttausend, und die ehemalige Wüstenei war ein Paradies. So sehen die Resultate des Glaubens aus. — Aber wer hat das vermocht? Waren etwa alle dreißig Helden? Nein, ein einziger — ein einziger hat sie mit seiner Kraft durchdrungen. Wenn Sie wüßten, was für ein Gefühl das ist, die Zukunft der Menschheit in sich zu tragen! Eine Seligkeit! Ein Stolz! Kein Schmerz kann daran rühren, alle Not liegt hinter einem, man ist der Menschlichkeit entrückt . . ."

Er brach ab, zu einem langen Atemzug ausholend, und sank dann unmerklich in sich zusammen.

Großäugig, mit heißen Backen, hatte Charlotte ihn angeschaut, während sie seiner Erzählung lauschte. Nun starrte sie blicklos in den Raum, von Schauern des Mitgefühls bewegt, von grenzenlosen Hoffnungen geweitet, vom Wunsch der Aufopferung durchglüht... Aber unter all dem lag ein ganz besonders köstliches Gefühl: das Bewußtsein, daß jener Mann aus dem Buch, der Führer und Gründer Elitaniens, hier in leibhaftiger Gestalt vor ihr saß. Er war nicht nur ein Gebilde der Phantasie, er lebte, es gab einen solchen Menschen in der Wirklichkeit... In diesem Augenblick dankte sie ihrem Schicksal, ihrer Armut, dankte sie dem Leben selbst, das so reich war, und fühlte, wie sie es liebte . . .

Erst als Schlosser wieder zu sprechen begann, wurde sie sich ihrer Umgebung bewußt und blickte befremdet durch die aufsteigenden und jäh verwehenden Rauchwolken auf all die Menschen, die kamen, gingen, sich unterhielten, gestikulierten, Zeitungen lasen, mit den Löffeln klirrten — auf dies ganze wirre Getriebe.

Er erzählte ihr von der furchtbaren Einsamkeit des Gefängnislebens.

„Nun, jedenfalls hatten Sie doch —"

„Keinen Menschen hatte ich. Höchstens den Geistlichen."

„Aber den Schmiedegesellen, der —"

„Der — ja, der —" ein Hauch von Röte fuhr eilig über sein blasses Gesicht, um gleich wieder zu verschwinden — „der Schmiedegeselle — nun, um die Wahrheit zu sagen — den habe ich erfunden — erlogen, wenn Sie wollen."

„Was?!"

Er lachte über ihr entsetztes Gesicht.

„Sie finden, man muß immer die Wahrheit sagen?"

„Selbstverständlich."

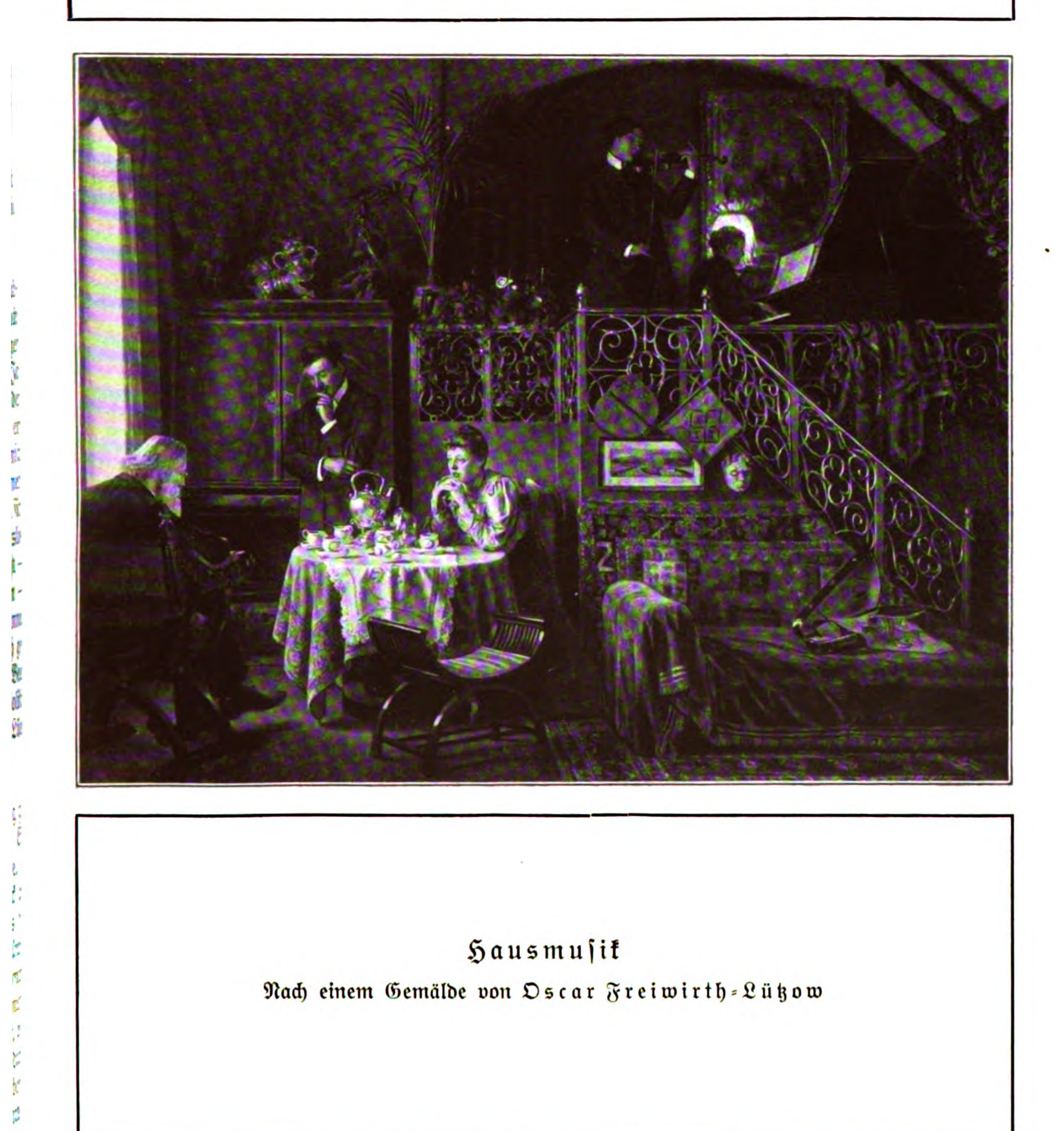
„Ich nicht. Ich lüge manchmal absichtlich. — Ich habe darüber nachgedacht. Man muß manchmal lügen — um der Lüge zu entgehen. Jawohl! Ich hatte einen Bekannten, der nie ein falsches Wort sagte, aber ein durch und durch verlogener Mensch war. Er belog sich selbst, im Kämmerlein — da inwendig. Aber gegen sich muß man ehrlich sein. Rücksichtslos ehrlich! Dann hat man das Recht — um eines höheren Zweckes willen — zur Lüge. Und alle großen Männer haben von diesem Recht Gebrauch gemacht: Cäsar, Napoleon, Lord Beaconsfield, Bismarck. In der Politik geht's nicht anders, und meine Lüge war ebenfalls eine politische."

„Wieso?"

„Wenn ich in der Versammlung gesagt hätte: hier, ich gebe für Elitanien meine letzten Ersparnisse, so hätte das keinen großen Eindruck gemacht. Denn schließlich ist das für mich kein Opfer. Aber dieser Unbekannte — dieser unheimliche, romantische Totschläger —, der imponiert, der setzt sich in die Phantasie fest, von dem werden sie sprechen und durch den werden sie für Elitanien werben."

„Wenn aber nun die Wahrheit herauskommt?"

„Wie soll sie herauskommen? —



Hausmusik

Nach einem Gemälde von Oscar Freiwirth-Lützow

Schlimmstenfalls läßt man den Mann sterben."

Er lachte herzlich, fragte dann aber in ernstem Ton:

„Sagen Sie mir, bitte, Ihre Meinung. Billigen Sie solche Mittel? Mir liegt an Ihrem offenen Urteil."

Charlotte dachte nach.

„Es mag nötig sein, solche Mittel zu gebrauchen. Nur —"

„Nur, meinen Sie: jetzt, wo Sie wissen, daß ich aus taktischen Gründen manchmal lüge, wird es Ihnen schwer, mir überhaupt zu glauben."

„Nicht nur mir!"

„So ist es nicht. Menschen, die ich ernst nehme, als mir gleichstehend, habe ich noch nie belogen. — Nein! Ich schätze die Wahrheit so hoch wie Sie. Ich bin der Ueberzeugung, sie muß das Fundament unsers Wirkens sein. Aber dieses Fundament wird nicht berührt durch solche Aeußerlichkeiten ... Die Wahrheit ist etwas andres, als wofür die Philister sie erklären. Für mich ist sie der blanke Spiegel meines Innern und Treue gegen meine Sache."

Da es Zeit zum Aufbruch war, bezahlten sie.

Trotz Charlottens Vorstellungen bestand Schlosser darauf, sie nach Halensee zu begleiten.

Während der Fahrt besprachen sie noch, was in der nächsten Zeit zu tun sei. Vor allem müßten möglichst bald öffentliche Versammlungen einberufen werden, um Anhänger zu werben und um Geld zu schaffen.

Schon waren sie vor Charlottens Wohnung angelangt, als ihr einfiel, nach seinem Sohn zu fragen.

„Er ist in einem Alumnat untergebracht. Ich kann mich ihm jetzt nicht widmen. Denn, wenn ich mich jetzt nicht ganz für Elitanien einsetze, wer soll es sonst? ... Ach," fuhr er fort, von diesem Strom der Erregung wieder ergriffen, während sie den Weg auf der dunkeln Straße fortsetzten, durch deren blätterschwere Ahornbäume der feuchte Herbstwind rauschte: „Das ist der einzige Schmerz, der mich verzehrt: die Ungeduld. Ein Jahr noch warte ich, dann breche ich auf, und wenn wir nur dreißig sind. — Schwierigkeiten! Die meisten Schwierigkeiten bestehen in der Einbildung. Die schlimmsten Schwierigkeiten sind Lauheit und Feigheit ... Nun was — die andern sind eben alles mögliche und nebenbei noch Elitanier. Ich aber bin nichts als Wille zu Elitanien. Was übrigbleibt, ist eine Maschine, die gehorchen muß."

„Und Sie haben keinen andern Wunsch?"

„Wünsche? Wer hätte nicht Wünsche? Aber wissen Sie, worauf es ankommt? Man muß Opfer bringen. Jede Idee will Opfer. Das Schwerste muß man sich abringen. Das Bitterste zu seiner Gewohnheit machen. Erst dann kommt die stahlharte Kraft."

„Und was nennen Sie das Schwerste?"

„Mein Schwerstes —" er blickte sie versunken an und sagte dann leise, im plötzlichen Einfall eines Mannes, der Ueberzeugter und Blender in einem ist: „Ich bin ein leidenschaftlicher Mensch. Für meine Frau habe ich damals alles geopfert. Und sie war nicht die einzige. Nun aber —"

Er hatte sich abgewandt und, gegen das Feld hinstarrend, als wenn er dort ein sich näherndes Wesen gewahrte, machte er mit der Hand eine abwehrende Bewegung, mehrmals hintereinander.

„Nie mehr — bis ich in Elitanien bin," flüsterte er. „Das ist mein Schwerstes."

VII

So war Charlotte denn Elitanierin geworden. Während der nächsten Tage durchglühte den Kern ihrer Seele ein Glück, das, ob sie sich seiner nun bewußt war oder nicht, doch all ihre Lebensäußerungen mit seiner Wärme und seinem Schein durchdrang.

Enthusiastisch, wie sie war, trat sie

sogleich in die Agitation ein. Zuerst natürlich bei ihren Eltern, aber da kam sie schön an.

Ihr Vater ließ sie überhaupt nicht ausreden, sondern erzählte sofort: zur Zeit, als er noch Domänendepartementsrat gewesen war, hätte er auch mal „so 'nen kleenen Dreckbüdler" getroffen, der den Leuten das tausendjährige Reich predigte.

„Und was war die Folge? Die Kerls, die Kossäten, wollten nicht mehr arbeiten, sondern fingen an zu saufen, und das Getreide verdarb auf den Feldern. Das größte Malheur wäre passiert, wenn ich nicht dazwischen gefahren wäre. Ich ließ mir den Kreisarzt kommen, und wir haben den Mann auf Nummer Sicher gebracht. Nämlich in unser westpreußisches Dalldorf. Und das würde ich dir raten, mit deinem Herrn Schmidt oder Schuster oder wie er heißt, auch zu tun."

„Schlosser heißt er. So gut hast du zugehört, Papa! Da wirst du vom übrigen auch wohl das Gegenteil verstanden haben."

Und sie verwickelte den alten Herrn in eine ganz ernstliche Debatte, bis er nach Mitternacht schachmatt und mit hochrotem Kopf erklärte, nun könnte er nicht mehr, nun müßte er schlafengehen. Am nächsten Morgen beschwor er sie, das Wort Elitanien ihm gegenüber nie mehr zu erwähnen, er hätte nachts kaum ein Auge zugetan und die gräßlichsten Träume gehabt.

Ihre Mutter ließ sich wenigstens herbei, das Buch zu lesen. Aber ihr ganzer Eindruck war: es sei so recht was für arme Leute.

Arme Leute! Dies eine Wort gab ihrem ganzen Denken und Fühlen einen bitteren Beigeschmack. Solange sie im Wohlstand gelebt, hatte sie eine prächtige Art gehabt, mit Leuten aus niederen Ständen umzugehen. Die im Verkehr mit Gleichgestellten stets eine etwas hochmütige Herablassung bewies, zeigte sich ihnen gegenüber freundlich, besorgt und voller Verständnis für ihre Sorgen und Nöte. In ihrem Bekanntenkreise war ihr Glück mit Dienstboten sprichwörtlich gewesen. Aber dies Glück war nichts als die Folge ihrer geschickten und guten Behandlung. Auch ihre Wohltätigkeit war nicht von der Art gewesen, die sich das Elend nur vom Hals schaffen will, sondern getragen von patriarchalischem Verantwortlichkeitsgefühl. Zu ihr kamen alle lahmen Hunde aus der Nachbarschaft, pflegte ihr Mann zu sagen, und in der Tat hatte sie für jeden alten Rock, jedes Paar abgetragener Stiefel, für alles Ueberflüssige und Entbehrliche „ihren guten Freund" oder „'ne brave alte Frau", die sie damit beschenkte.

Seitdem sie aber mit der Armut Tür an Tür wohnte, zog sie eine unsichtbare Scheidewand zwischen sich und „dem Pöbel", verkapselte sich in einen unnahbaren Stolz, ärgerte sich, wenn ein Hausbewohner sie ansprach, und war empört über Charlottens Umgang mit den Schusterleuten im Keller. Einzig von diesem Gesichtspunkt aus betrachtete sie auch deren Interesse für die elitanische Bewegung. Es ging ihr wider den guten Geschmack.

Die Eltern machten in dem Gefühl, nicht mehr das Recht zu der früheren Bevormundung zu haben, Charlotte keine Vorwürfe, aber das innige Verhältnis hatte seitdem einen Riß.

Als eines Tages Charlotte nach Hause kam, sagte Luscha ganz aufgeregt zu ihr:

„Es is 'n Herr da fürs knädige Fräulein."

„Was, für mich? Wer denn?"

„Hu, richtig 'n schwarzer Mann mit in Vollbart bis hier." Dabei machte Luscha einen Halbkreis von einer Hüfte zur andern.

Es konnte niemand anders als Schlosser sein.

„Hast du ihn in den Salon geführt?"

„Nee, ins Familienheiligtum."

In Dammes neuer Wohnung gab es nämlich außer dem Salon, der durch Charlottens Möbel, welche die Gerichtsvollzieher ihr gelassen hatten und durch einige mit Decken oder Fellen belegte Triumphstühle einen ganz wohnlichen Eindruck machte, noch das Familienheiligtum. Dessen Mobiliar aber hatte, einige Wiener Stühle ausgenommen, Luschas Sohn, ein Tischlergeselle, aus alten Kisten hergestellt. Da am Fenster ein großer Efeu hinaufrankte, hatte Charlotte vorgeschlagen, das Zimmer die „Dorflaube" zu nennen. Aber Familienheiligtum hatte sich mehr eingebürgert, denn es war strengste Verabredung, kein fremdes Auge hineinsehen zu lassen. Aber natürlich Luscha, das alte Schaf, hatte mal wieder Konfusion gemacht.

Schlosser bat Charlotte, einen von ihm verfaßten Aufruf abzuschreiben und zu hektographieren. Auch fragte er sie, ob sie Lust hätte, morgen mit in eine antisemitische Versammlung zu kommen, wo er in der Diskussion für Elitanien sprechen wollte.

Sie sagte beides zu.

Beim Abschied sagte er ihr noch, daß vorhin ein älterer Herr ins Zimmer gekommen sei, beim Hören seines Namens aber sofort umgedreht sei und die Tür zugeschlagen habe.

„Das war mein Vater!"

„Schade, daß er so schnell verschwand, ich würde ihn gern kennen lernen."

„Ach, lieber nicht! Er will von Elitanien nichts wissen."

„Man muß ihm eine bessere Meinung beibringen."

„So wie er mal ist," erwiderte Charlotte kopfschüttelnd, „ist das unmöglich."

Schlosser ließ die Klinke los und setzte sich noch einmal auf die Kiste an der Wand.

„Das Wort ‚unmöglich' sollten wir Elitanier nur ironisch gebrauchen. Wenn wir es ernsthaft anerkennen, so ist doch unsre ganze Bewegung unmöglich. Was sind wir? Zwanzig arme Teufel. Zwölfhundert Mark sind unser ganzes Vermögen. Damit wollen wir ein Reich gründen und die Welt umkrempeln. Und wir werden es, wenn wir das Wort unmöglich über Bord werfen! — Ich habe heut einen Bankier besucht, bei dem ich vor Jahren Hauslehrer war. Ich bin in Feindschaft von ihm geschieden. Aber Feindschaft ist wenigstens eine Beziehung. Er hat mich nicht empfangen. Aber wenn ich immer wieder komme, tut er es schließlich doch und, wer weiß? — vielleicht wird er noch unser Mitglied. Unmöglich ist nichts. — Ich bin überzeugt, wenn ich mich mit Ihrem Herrn Vater nur eine Stunde lang unterhalte, habe ich seine Antipathie zur Hälfte besiegt. Und wir brauchen Leute wie ihn, Leute mit Verbindungen, mit Namen, durch die wir den Weg zu den Reichen finden. — So, wie die Dinge liegen, hängt die Realisierung unsrer Pläne einzig vom Geld ab. Sobald wir die nötigen hunderttausend Mark zur Entsendung der ersten Expedition besitzen, haben wir gewonnen. Beherzte und tüchtige Leute, die uns folgen, finden sich von selbst. Alle Agitation bei der Masse wird uns nur im Schneckengang vorwärts bringen. Aber ein einziger Reicher kann unsre Hoffnungen über Nacht verwirklichen. Sie sehen, ich mache nicht schöne Worte, ich spreche verdammt realistisch, aber — die Wahrheit."

Dann verabschiedete er sich rasch, da er noch zu seinem Freund Wendeborn wollte.

Auch Charlotte pflog manchmal einen kleinen Speech mit den Schusterleuten unten. Wenn Hannchen sie auf der Straße sah, trippelte sie auf ihren kleinen Posthörnern wie ein flinkes Wiesel ihr entgegen und zog sie die steile Treppe mit hinunter.

So war sie denn auch mit Frau Wendeborn ein wenig bekannt ge-

worden und hatte sich deren volles Herz ausschütten lassen.

Die Eheleute lebten in der herzlichsten und innigsten Eintracht, und daß sie nur ein karges Auskommen hatten, focht die bescheidene Frau wenig an, aber die Ideen, die ihr Mann „in 'n Koppe" hatte, die bereiteten ihr manche Sorgen und Nöte.

Von dem, was in dieser Großstadtwelt jetzt vorging, hatte ihr bäuerliches Gemüt wenig begriffen, und sie faßte ihre Meinung darüber in den einen Satz zusammen: „'s is itze äben alles in 'n Umschwung begriffen und 's will nune was Neues kummen, mit 'n Maschinen und mit 'n Ideen. 's is 'n Leuten nischt mehr recht."

Für ihre eigne Person hielt sie, so gut sie nur konnte, am Alten fest. In ihrer Küche, in der, wenn sie nicht gerade wusch oder bügelte, der Luxus des armen Mannes, die Sauberkeit, zu finden war, standen auf der Anrichte noch die bunten Topfwaren ihrer Heimat, grünten am Fenster Rosmarin und Myrte, und in der Kammer hing zwischen den Kaiserbildern der Haussegen. Auch die dicke, messingbeschlagene Bibel lag auf der Kommode und lag nicht bloß dort, sondern wurde Abend für Abend geöffnet.

Es war fast der einzige Schmerz gewesen, den ihr Mann ihr während der Ehe freiwillig bereitet hatte, daß er seine Kinder nicht hatte taufen lassen. Nach ihrer festen Ueberzeugung war das der Grund gewesen, warum sie sie nicht hatte behalten dürfen. Bei Hannchen hatte sie die Taufe durchgesetzt.

Nun aber bereitete ihr etwas andres im stillen Kummer: die Expedition nach Elitanien. Sie hatte ihrem Mann versprochen, sich scheiden zu lassen, da nur Unverheiratete mitgenommen werden sollten. Als Charlotte davon erfuhr und sie zu trösten suchte, noch sei es ja nicht so weit, und ihr Mann würde sich bis dahin gewiß besinnen, erwiderte sie sofort, sie würde ihm doch kein Stein im Wege sein und ihn von seinem Glück zurückhalten wollen! Das sollte das Fräulein nur nicht denken. Und da ihr Mann sie ja nicht wegen einer andern verließe und sie und ihr Kind später nachholen würde, so würde der liebe Gott ihnen die Sünde wohl gnädig durchgehen lassen ... Aber die Furcht vor dieser Trennung zehrte doch an ihr, wie Charlotte merkte, denn sie kam immer wieder darauf zurück.

Noch häufiger als Charlottens Besuche im Keller waren die Fridas bei ihr. Alle paar Tage fand das kleine Ding einen Grund, um mal eben heraufzukommen, strich und schlich mit neugieriger Zutraulichkeit in allen Zimmern umher, hatte sich sogar den Zutritt ins Familienheiligtum erobert und durch ihre demütige Bescheidenheit selbst den Widerwillen Frau Dammes gegen Kellerleute, wenigstens für ihre Person, beseitigt.

Was sie eigentlich herauftrieb, blieb Charlotte lange verborgen, bis sie dahinter kam, daß es eine Art von Bildungshunger war. Nicht der tiefe freilich des nach Erkenntnis ringenden Proletariers, sondern der oberflächliche des kleinen Mädchens, das eine Dame werden möchte. Ihr großer Wunsch war, Klavier spielen zu lernen, und eines Tages verlangte sie ein Buch, wo drin stände, wie sich die vornehmen Herrschaften benehmen und was die verschiedenen Fremdwörter bedeuten. Sehr glücklich war sie auch über den kleinen Plötz, den Charlotte ihr schenkte, und ihr Berliner Französisch klang zum Totlachen.

Erstaunlich war die naive Unbildung dieses Kindes, noch erstaunlicher aber waren die Kenntnisse, die sie entwickelte, und Charlotte kam manchmal ganz aufgeregt zu ihrer Mutter:

„Du glaubst nicht, Mama, was dies kleine Ding alles erlebt hat und was sie alles weiß. Davon haben wir beide keine Ahnung."

Wenn Frida auf einem der Triumph-

stühle saß mit durchgedrücktem Rücken und doch in kokett nachlässiger Haltung, während ihre Finger mit den Enden der Marabuboa spielten und das übergeschlagene Bein, über dessen zierlichem Schuh ein Stückchen des bunten Strumpfes zu sehen war, eifrig wippte, begann sie ihre Erzählung meist mit der Versicherung, daß sie ein hochanständiges Mädchen sei.

Anfangs fand Charlotte diese selbstverständliche Versicherung etwas überflüssig, als sie aber hörte, wie Fridas Freundinnen es trieben und welchen unverschämten und raffinierten Nachstellungen von seiten der Herren ihre eigne Tugend ausgesetzt war, bekam sie doch Respekt vor ihr und fand das Rühmen einer Tugend, die solchen Anfechtungen ausgesetzt war, nicht mehr so überflüssig.

Uebrigens, trotz aller Sittenstrenge hatte Frida doch ihre Ehrgeize. Frisierlernmädchen sei sie am längsten gewesen. Sie hatte zur Bühne gehen wollen, aber „Sie wissen doch, Fräulein, was da von einem verlangt wird". Jetzt war ihr Ziel, Maschinenschreiberin zu werden, und sie erkundigte sich, wie lange man zum Lernen brauchte, was eine Maschine kostete und wieviel man den Tag verdienen könnte.

Rätselhaft erschien Charlotte ihr Verhältnis zu ihrem Bräutigam. Sie sprach von ihm im Tone scheuer Hochachtung, als wenn er ihr mehr Furcht als Liebe einflößte. Er sei ja mächtig klug, aber doch eben nur ein Arbeiter. Und dann — dabei nahm ihre Stimme einen eigentümlich schamlos diskreten Flüsterton an: „Er möchte eben immer aufs Ganze gehen — Sie verstehen mich doch, Fräulein?"

Nach längeren Besuchen hinterließ sie bei Charlotte meist einen leichten Widerwillen und Verdacht von etwas Unreinem, das ihr anhaftete. Wenn sie dann aber nach einigen Tagen wieder erschien, vergnügt, harmlos und zutraulich, so schämte Charlotte sich dieses Gefühls und schob alles auf die Erziehung, die bei den Kindern der Straße eben anders ist als bei den streng behüteten der Reichen.

In diese Zeit fiel des Herrn Regierungsrats Wiegenfest. Er hatte zwar einige Tage vorher geäußert, Gott sei Dank würde er diesmal von Gratulationsvisiten, Telegrammen, Diner und lästigen Geschenken verschont bleiben, aber Charlotte hatte ihm doch eine Ueberraschung zugedacht: einen zwar alten, aber noch so gut wie neuen Diplomatenschreibtisch. Sie war sehr billig dazugekommen: ein paar Extraarbeiten, einige Stunden weniger Nachtschlaf, ein bißchen Rückenschmerzen und entzündete Augen, mehr hatte er nicht gekostet.

Und damit zur Feierlichkeit sich auch der Spaß gesellte — denn das war bei Dammes so Sitte —, hatte sie dem alten Herrn sein „Museum", nämlich all jene Patente, um deren Finanzierung und Verwertung, da es mit der festen Stellung noch immer haperte, er sich seit einiger Zeit bemühte, zu einem imposanten Bau aufgekramt: den Patentlampenkocher, den man nur auf den Zylinder aufzuschrauben brauchte, um Grog oder Eier darin zu kochen, wenn vorher nicht der Zylinder zersprang, den Patentflaschenzieher, auf dessen Druck die festesten Pfropfen hervorschnellten oder die Flasche zerbrachen, den Patentstahlbesen, der den hartnäckigsten Schmutz, aber auch alle Farbe vom Fußboden herunterkehrte, Patentöffner und Patentverschlüsse, Patentheizkörper und Patentkühlvorrichtungen und Gott weiß was noch für Patente.

Diese Veranstaltung erfüllte in jeder Beziehung Charlottens frohe Erwartung. Ueber den Schreibtisch war ihr guter Vater tief gerührt, fand ihn zehnmal schöner als seinen früheren, öffnete gleich alle Schubkästen und erklärte, wenn er noch einige kleine Verbesserungen daran angebracht hätte, wäre er einfach ideal.

Und die Museumsausstellung be-

trachtete er mit schmunzelndem Behagen und schien ganz vergessen zu haben, wieviel vergebliche Mühe, wieviel Wege, Briefe, Besprechungen, Hoffnungen und Enttäuschungen an jedem dieser Dinge hingen.

„Na ja," sagte er gleichmütig, „das meiste ist ja unpraktischer Dreck. Aber sieh mal, Lochen, das da — " dabei zog er ein Stück Torftapete hervor (Torf war jetzt überhaupt sein besonderes Steckenpferd) — „das ist 'ne feine Sache. Darüber solltest du keine Witze machen. Die bringt mir noch mal Tausende. Und übermorgen wird sie gemacht, Baumann sagt's auch."

‚Uebermorgen wird's gemacht, Baumann', oder wie Herrn Dammes unzählige Geschäftsfreunde alle hießen, ‚sagt's auch', das war in der Familie schon zur stehenden Redensart geworden. Anfangs, wenn der Herr Regierungsrat freudestrahlend mit dieser Nachricht nach Hause kam, waren Frau und Tochter wohl darauf hereingefallen, jetzt aber nahmen sie sie so wenig ernst, als wenn er ihnen angekündigt hätte, daß übermorgen die Welt unterginge.

Für ihn selbst aber bedeutete dies: ‚Uebermorgen wird's gemacht' ein immer neues Lebensstimulans, einen fast unaufhörlichen leichten Hoffnungstaumel, greifbar nahe Tausende oder Zehntausende, die mit ihrem goldenen Schimmer die Armut von heute und morgen verklärten.

Was wollte das besagen, daß er manchmal abends mit Leichenbittermiene nach Hause kam und erzählte:

„Es war mal wieder nischt. Dieser Dingsda —" er nannte den Namen irgendeines Bankiers, der eine Finanzierung hatte übernehmen sollen — „ist ja das größte Rindvieh, das auf den Berliner Asphalttriften herumäst. Der Kerl will nicht."

Was wollte das besagen? Denn während er seiner Entrüstung noch Luft machte, hellte sich sein Gesicht schon wieder auf, und er kam auf etwas Neues zu sprechen, das „übermorgen" gemacht würde.

Aber dies Uebermorgen lag eben sechs Meilen hinter Weihnachten. Es kam nie oder wenigstens fast nie. Denn einige seltene Male traf es sich, bei Kleinigkeiten und stets ganz unverhofft, daß statt des Goldstroms der Einbildung wenigstens ein Silberbächlein in seine Tasche glitt.

Ein seltsamer Mann, dieser Herr Regierungsrat! Während seiner staatlichen Laufbahn — solange er jemand über sich und einen festumgrenzten Wirkungskreis gehabt — war er ein vorzüglicher, ja geradezu genialer Beamter gewesen, voll Rührigkeit, praktischem Sinn und Gewissenhaftigkeit. Aber seitdem dieser Zwang fehlte, hatte er den Blick für das Mögliche verloren und jagte leeren Projekten nach.

Er selbst aber hatte davon gerade die entgegengesetzte Empfindung, pries alle Tage sein Schicksal, daß er sich nicht mehr pour le roi de Prusse abzuschinden brauchte, und war durch die Katastrophe förmlich verjüngt. Sein Gang hatte stets etwas Elastisches gehabt, jetzt aber „bürschtete" er geradezu über die Straßen, um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen. Mit seiner gesteigerten Redseligkeit fiel er Frau und Tochter manchmal ein wenig auf die Nerven. Sonst aber war er ganz der liebe, herzensgute und ritterliche Papa von früher geblieben, der, wenn es der Metallbestand in seiner Hosentasche nur irgendwie erlaubte, keinen größeren Genuß kannte, als seine Leute durch eine mitgebrachte Gabe zu erfreuen. Nur waren es jetzt nicht mehr kleine Schmucksachen und Blumen, sondern entsprechend dem Geschmack eines Mannes, der ‚endlich den festen Boden des realen Lebens unter seinen Füßen fühlt', auch reellere Dinge, wie einige delikate Frankfurter, ein paar Eisbeine oder ein gutes Stück Roquefort.

Da also Charlotte sah, daß ihr Vater so guter Laune war, benutzte sie die

Gelegenheit und fragte, ob sie nicht zum Abendbrot Herrn Schlosser einladen dürfe. Der alte Herr zog verdutzt die Brauen hoch, wechselte einen Blick mit seiner Frau und murmelte dann:

„Na ja — einmal wird's ja doch sein müssen."

Wie erstaunte Charlotte, als sie abends nach Hause kam und hörte, daß außer Schlosser noch ein zweiter Besucher anwesend sei: Gustavchen Brielitz! Den hatte sie am wenigsten erwartet. Er leistete bereits seit einigen Stunden Frau Regierungsrat Gesellschaft und hatte ihr von glänzenden Tracheotomien, idealen Oberschenkelamputationen und dergleichen schönen Dingen erzählt. In einer nicht ganz heilen Vase stand ein prachtvoller Chrysanthemenstrauß, den er mitgebracht hatte.

Charlotte fand ihn übrigens unverändert, langweilig und steif, aber es rührte sie doch, als er erzählte, mit welcher Mühe er ihre neue Adresse ausfindig gemacht hatte.

Ihre ganze Neugierde richtete sich natürlich darauf, wie Schlosser ihren Vater für Elitanien kaptivieren würde. Aber einstweilen machte er nicht die geringsten Anstalten dazu, sondern hielt sich bescheiden zurück, so daß der alte Herr während des Abendessens die Kosten der Unterhaltung selbst — und wie gern! — bestreiten mußte.

Er erzählte von der großen Zeit seiner Amtstätigkeit in Danzig, als er Vorstand der konservativen Partei gewesen war und Rickert beinahe ‚geschmissen' hätte. Nach Tisch aber kam die Rede auf seine gegenwärtigen Projekte. Augenblicklich trat er für ein Riesenunternehmen ein: die Austrocknung des Jadebusens! Eine Sache von gleich eminenter Bedeutung für die Schiffahrt wie für die Landwirtschaft. Aber leider wollte die Regierung in ihrem Unverstand nicht 'ran.

„Ja, hier stoßen solche noch so vernünftige Unternehmungen auf Widerspruch, weil das Verständnis für das Gemeinwohl noch nicht genügend entwickelt ist," sagte Schlosser. „In Elitanien würden Sie damit sogleich Anklang finden."

Einen Augenblick sah der Herr Regierungsrat unwirsch in die Luft und murmelte dann:

„Da könnte ich lange warten."

Immerhin, das ominöse Wort war gefallen. Eine Bresche war gelegt, und als geschickter Kämpfer schlüpfte Schlosser gleich durch. Er ließ sich auch von den andern Projekten und großen und kleinen Patenten erzählen, war sogar ein bißchen unhöflich gegen die Damen, indem er sich nur mit dem Herrn des des Hauses unterhielt. Und nicht nur Interesse verriet er, sondern auch Verständnis. Hatte er sich doch in Amerika selbst in allerhand Berufen umgetan und vielfache praktische Kenntnisse erworben. Für die Torfverwertung war er geradezu begeistert, sah ein neues Zeitalter hereinbrechen durch die Verwendung von Torftapeten, Torfkleidern, Torfkrawatten. Aber freilich hier in Europa, bei den rückständigen sozialen Einrichtungen . . .

Ehe die Gesellschaft sich's versah, steckte er mitten in einem kleinen Vortrag über die Beziehungen der Sozialverhältnisse zur Anwendung technischer Errungenschaften. Je tiefer der Allgemeinzustand, desto zäher die Tradition, desto schwieriger die Einführung maschineller Einrichtungen und andrer Fortschritte des erfinderischen Menschengeistes. Man sollte nur China mit England vergleichen . . . Aber der rechte Boden für eine wirklich moderne Zivilisation würde erst Elitanien sein.

Der Herr Regierungsrat machte zuerst große Augen, nickte dann bei diesem und jenem Satz und sagte schließlich, ja, ja, das ließe sich hören.

„Sie sollten uns wirklich einmal die Ehre geben und eine Sitzung mitmachen, Herr Regierungsrat. Gerade ein Mann mit so freiem und zugleich so eminent praktischem Blick täte uns

not ... Sie müssen nämlich nicht denken, daß wir Phantasten sind, im Gegenteil nüchterne Wirklichkeitsfanatiker. Gewiß, wir haben ein Programm, aber wir lassen es gern Punkt für Punkt durch das Leben korrigieren."

„Hm — ja — ja — man könnte ja mal sehen — gewiß — warum nicht? Für soziale Reformen habe ich mich ja immer ins Zeug gelegt."

Charlotte hätte ihrem Papa für diese Worte um den Hals fallen mögen. Am nächsten Tage, als von Schlosser die Rede war, erklärte er diesen für einen sehr gescheiten und dabei netten, bescheidenen Menschen. Was aber den Besuch einer Versammlung anging, so wollte er doch lieber davon absehen.

„An sich ist mir die Sache ja gar nicht unsympathisch. Aber wenn ich dahin komme — was wird die Folge sein? Die Kerls werden mich zum Präsidenten wählen. Und dazu habe ich wirklich keine Zeit."

Immerhin, das Wort Elitanien durfte von nun an ausgesprochen werden, und Frau Damme verharrte jetzt allein in einer stillen Opposition.

An Stelle des Regierungsrats aber hatte Schlosser Gustavchen Brielitz für den Bund gewonnen. Da Charlotte den hohen Wert dieser Persönlichkeit nicht gleich einsah, erklärte er ihr ganz aufgeregt:

„Der Sohn — der Sohn mag noch so minderwertig sein. Aber der Vater! Dieser Kommerzienrat, der muß uns mit seinen Millionen die Expedition ermöglichen. Und zum Vater — das wissen alle Christen — gelangt man nur durch den Sohn."

Das leuchtete Charlotte ein, und es war gewiß nicht das schlechteste Zeichen ihrer Begeisterung für Elitanien, daß sie beschloß, von nun ab ein bißchen netter gegen Gustavchen zu sein.

VIII

Mit der öffentlichen Agitation hatte Schlosser einstweilen weniger Glück. In allen möglichen Lokalen, wo Arbeiter, Kleinbürger, Studenten, Handlungsgehilfen, Hausdiener und wer weiß was noch alles für Branchen sich zur Besprechung irgendeiner Frage von öffentlichem Interesse versammelten, war er aufgetreten, um für seine Ideen Propaganda zu machen. Aber stumpfsinnig und verständnislos hatten die Leute ihn angehört, höchstens daß die Antisemiten fragten, ob seine Niederlassung auch judenrein sei, daß die Vegetarier sich nach den Nahrungsbedingungen erkundigten, während die Sozialdemokraten den ganzen Plan von vornherein verwarfen.

Häufig hatte Charlotte Schlosser begleitet, der wieder und wieder in sie drang, daß auch sie als Rednerin auftreten solle. Sie würde viel mehr Erfolg bei der Menge erzielen als er, dessen Ausführungen leicht zu theoretisch ausfielen. Lange hatte sie sich gesträubt, als er ihr aber dann Mangel an Opfermut vorwarf, gab sie endlich nach.

Es war ein bitterkalter Morgen, kurz nach Neujahr, als sie zum Besuch einer Arbeitslosenversammlung aufbrachen. Die Nüstern und Ohren der Gäule waren grau bereift, im Innern des Pferdebahnwagens trommelten die vermummten Fahrgäste vor Frost mit den Füßen auf das ausgebreitete Stroh.

Am Alexanderplatz stiegen die beiden aus und steuerten gen Osten.

Unnatürlich vergrößert schimmerten die noch brennenden Laternen durch den Nebel. Schmutzige Schneemauern erstreckten sich zu beiden Seiten des Trottoirs. Als sie in eine schnurgerade, von einförmigen Mietskasernen überragte Straße einbogen, sahen sie am Ende, genau in der Mitte dieser beiden Gefängnismauern, die Sonne in fahlem Phosphorlicht.

Spärliche Gestalten rannten, vor Kälte die Köpfe zwischen die Schultern ziehend, vor ihnen her, an ihnen vorüber. Aber je weiter sie den Weg fortsetzten, desto mehr wurden dieser Gestalten, die alle einem großen, dunkeln Torbogen zustrebten, vor dem, auf der

Mitte der Straße, ein Trupp berittener Schutzleute postiert war. Ueber einen lindenbestandenen Hof gelangten die beiden in den Saal der Brauerei, vom Strom förmlich mit fortgerissen.

Gerade damals herrschte in Berlin große Not. Das Baugewerbe feierte gänzlich, in der Maschinen- und Metallindustrie hatten bedeutende Arbeiterentlassungen stattgefunden, und dadurch lagen auch andre Branchen danieder.

Versammlung der Arbeitslosen ... Charlotte hatte sich darunter eine Schar verdächtiger Gestalten vorgestellt, wie sie gerade jetzt häufig an der Tür klingelten, um eine alte Hose oder einen Teller Suppe bettelnd, Leute in Lumpen, mit durchlöcherten Schuhen, die aber über den Luxus einer roten Nase verfügten.

Aber was sie gewahrte, war etwas ganz andres: eine weitere, düstere Todesstille und -starrheit. Außer dem Keil in der Mitte, der sich schwerfällig und schwarz immer noch hereinschob, war kaum Bewegung zu spüren. Versunken saßen alle diese Menschen da, blickten schweigsam geradeaus oder in den Schoß.

Es waren fast lauter anständig gekleidete, auch gegen die Kälte durch dicke Loden- oder gestrickte Wolljacken oder Ueberzieher geschützte Männer. Die meisten hatten die Dreißig überschritten, trugen Vollbärte und struppige Schauzbärte. Nur ganz wenige junge Burschen mit blassen Backen, rotangelaufenen Nasen und Augen voll verwogener Jugendtorheit, mit bunten Tüchern um den nackten Hals, die das schmutzige Hemd verbergen halfen, gewahrte sie. Auch die Frauen waren in der Minderzahl. Die meisten trugen Tücher um den Kopf, selten erhob sich hier und da ein Hut mit Federn oder Bändern. Was aber Charlotte am wenigsten erwartet hatte, nicht der Rauch einer einzigen Zigarette wirbelte aus dieser dunkeln Menge in die eisige Luft, noch war auf irgendeinem der Tische ein Bierglas zu entdecken. Irgendwo verloren, an eine Säule gelehnt, stand ein verdrießlich aussehender Kellner, ein Arbeitsloser auch er.

Winterstarrheit — Wintertod.

Aber bis vor kurzem hatten die Tausend Mörtel gerührt, an steilen Leitern Steine hinaufgeschleppt, auf luftigem Gebälk die Zimmermannsaxt geschwungen, an hohen Dachfirsten Schiefer gelegt, hatten mit ihren nackten Armen in flammenden Oefen die Glut geschürt und in mächtigen Pfannen das brodelnde Eisen zu den Formen geschleppt, hatten den Schmiedehammer niedersausen lassen in rhythmisch klingendem Spiel zum Fauchen des unter dem Blasebalg aufflackernden Feuers, hatten gestampft und gesägt, gefeilt, geraspelt, gebohrt und gedampft im Schweiße der Arbeit. Und in der kurzen Mittagspause hatten sie vor dem Neubau auf einem umgestülpten Zementfaß oder einem Prellstein im hohen Torbogen der Fabrik aus der Gemüsesuppe, die ihr Weib ihnen in einer Blechkasserolle brachte, die spärlichen Fleischstücke herausgefischt und dabei den Kopf des Jüngsten, der an Mutters Hand mitgelaufen war, gestreichelt, ihn zum Abschied auch mal herzhaft an die Brust gedrückt ...

Nun feierten sie ... Ein unfrohes Fest, mit dem Hunger als Wirt und der Sorge als Gast!

Charlotte erschauerte und fühlte in der fröstelnden Brust den Glauben an ihre schönen Worte erlöschen. Ein einziges Wort konnte diese Tausend beleben, ihre steifen Körper in Bewegung bringen, ihre wie erfroren im Schoß ruhenden Hände erwärmen, ihre Muskeln straffen und ihre Züge aufhellen: Arbeit! Wer die ihnen nicht bieten konnte, sollte lieber schweigen, dachte sie.

Angstvoll preßte sie die Arme fester gegen ihre Brust und erhob hoffnungsuchend ihr Auge. Aber als ihr Blick

nun auf die Saaldecke fiel, erschrak sie noch heftiger; eine üppige Abundantia schwebte dort unter blauem Himmel, Früchte und Blumen quollen aus ihrem goldenen Füllhorn; ein Gewimmel kraftstrotzender Jünglinge und Mädchen mit rosigen Brüsten folgte ihr. An den Seiten ging die Malerei in Plastik über. Schwerbusige Weiber bliesen aus goldenen Posaunen Freudengeschmetter; vor Sattheit stöhnende Männer falteten die Hände über ihren gequollenen Bäuchen.

Was für ein Hohn für diese Menge! Und wieder gedachte Charlotte ihrer Worte, der schönen, begeisterten Rede, die sie sich ausgedacht, und erschauerte wieder.

Unterdessen war es auf der Bühne, die bis dahin nur ein paar leere Tische aufgewiesen hatte, einigermaßen lebendig geworden.

Zuerst erschien, die Stufen elegant hinauftänzelnd, ein Polizeileutnant, eine sehr schneidig wirkende Persönlichkeit, die vor lauter Distinktion die Lippen einzog unter dem prächtig emporgesträubten und durch Klebstoff zusammengehaltenen Schnurrbart. Ihm folgte ein ungeheuer dicker und bei aller Wichtigkeit doch verlegen wie ein Kind dreinschauender Wachtmeister, der seinem Vorgesetzten sogleich Tisch und Stuhl heranschob. Nachdem dieser sich niedergelassen hatte, holte er aus seiner Brusttasche einige Bogen Kanzleipapier und einen neuen Bleistift, dessen Ende an Spitzigkeit beinahe den aufgesträubten Schnurrbartenden gleichkam. Gleich darauf stolperte mit schweren Schritten seiner klobigen Schuhe der Einberufer auf die Bühne, näherte sich mit möglichst ruppiger Gleichgültigkeit dem Polizeileutnant, wobei dieser zuvorkommend sich von seinem Stuhl erhob, sagte etwas, was der Polizeileutnant mit einer kurzen Verbeugung beantwortete, und trat hinter den großen Tisch, um den jetzt mehrere ihm ähnliche Herren saßen.

Darauf wurde das Bureau gewählt, und nach einigen Einleitungsworten des Einberufers erhielt der Redner das Wort.

Er war ein dicker Mann von dem Aeußern eines Bankiers. Sein Gesicht war fett, gelb und schwammig, zu beiden Seiten des ausrasierten Kinns hingen zwei zugespitzte, schwarze Bartschwänze herunter. Kalte, braune, von dicken Tränensäcken umlagerte Augen blickten hinter der goldenen Brille hervor. Am Mittelfinger der rechten Hand, die unbehilflich geballt war, trug er einen schweren Siegelring. Damit schlug er manchmal auf den Tisch. Das war fast die einzige Geste, die er machte. Seine Stimme klang verschleimt. Hin und wieder nahm er einen Schluck Wasser.

Er sprach von der Not der Arbeiter — von dem, was da unten vor ihm ausgebreitet war. Aber in seinem Mund nahm das Elend die Gestalt von Zahlen an. Der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat wurde immer erbitterter. Die Zahl der Proletarier stieg, das Kapital zog sich zu immer größeren Mengen zusammen in die Taschen einiger weniger. Immer größer wurde die Reservearmee der Arbeitslosen, immer schärfer die Tendenz, zur Saisonarbeit möglichst alle Kräfte anzuspannen bis zur Erschöpfung und dann die Todmüden auf die Straße zu werfen wie ausgepreßte Zitronen ... All diese Behauptungen bewies er ziffernmäßig. Jeden Augenblick ergriff er eins von den auf dem Tisch ausgebreiteten Papieren und las lange Zahlenreihen ab. Dann schöpfte er Atem, trank wieder einen Schluck Wasser und gab neue Beispiele von dem herrschenden Elend. Die Löhne stiegen nicht im Verhältnis zu den Lebensmitteln, die Mieten für Arbeiter waren in größeren Städten beinahe unerschwinglich, die Wohnungen dabei zum Teil menschenunwürdig. In Berlin wohnten über hunderttausend Menschen in unheizbaren Räumen. Der Konsum an Pferdefleisch stieg in erschreckendem Maß.

Die Menge hörte das schweigend an. Sie mochte das Pferdefleisch nicht so schrecklich finden. Manche Hausfrau wäre ganz zufrieden gewesen, hätte sie einen solchen Braten heute auf dem Tisch gehabt.

Aber — fuhr der Redner fort — mit dem Elend wuchs auch die Sozialdemokratie. Sie besaß von allen Parteien die meisten Stimmen. Wer Sinn hatte für die Symptome der Zeit, hörte das Pochen des Totenwurms in den morschen Stützen des kapitalistischen Wirtschaftsgebäudes. Die alte Gesellschaft hatte sich überlebt. Er wollte nicht so kühn sein, eine bestimmte Jahreszahl zu nennen, wann der große Kladderadatsch und damit die Befreiung des Proletariats erfolgte. Das mochte noch zehn, noch zwanzig Jahre dauern, vielleicht ein Menschenalter, dann aber ...

Lang wurden die Gesichter. Dreißig Jahre! Da saßen die Frierenden mit knurrenden Mägen, das Herz voller Sorgen, hatten auf Trost und Ermutigung gehofft und wurden mit Zahlen satt gemacht.

Gegen Ende erhöhte dann der Redner seine Stimme wieder, schilderte noch einmal das grelle Elend und darauf die Herrlichkeiten, die sich nach dem endgültigen Siege der Sozialdemokratie über die Menschheit ergießen würden.

Der Beifall, der seinen Abgang begleitete, war geräuschvoll genug, aber mochten sich auch die Hände erwärmt haben, die Herzen waren kalt geblieben.

„Nun müssen Sie sprechen!" flüsterte Schlosser Charlotte zu.

Gehorsam erhob sie sich, aber ehe sie die Bühne erreichte, hatten sich schon andre vorgedrängt, und sie mußte lange warten, ehe die Reihe an sie kam.

„Ihr Name, Stand und Wohnung?" fragte der Vorsitzende.

Sie mußte sich einen Augenblick besinnen, ehe sie die Antwort fand. Dann trat sie vorn an die Rampe. Unter ihr, ganz nahe ihr plötzlich auf den Leib gerückt saßen die Tausende: wie tausend unerbittliche Richter.

Das winzige Taschentuch in der handschuhlosen Rechten zusammenknüllend, begann sie zu sprechen, mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme.

Sie wollte nicht gegen die Sozialdemokratie auftreten. Nur auf eins müßte sie näher eingehen.

„Wann wird der Zukunftsstaat kommen? Wenn mir jemand verspricht, morgen darfst du dich satthessen, dann will ich heute gern hungern. Wenn es aber heißt: hungere, darbe, leide nur, wenn nicht du, wenn nicht deine Kinder, so werden doch deine Kindeskinder die Früchte ernten — verliere ich dann nicht die Geduld? Und das ist ja gerade die Lehre der Sozialdemokratie, daß die Verelendung ihren höchsten Grad erreicht haben müsse, bis das siegreiche Proletariat seine Fahne entrollt. Auf einem Boden, der mit unser aller Leichen gedüngt ist, wird der erste Genosse den Anbruch der neuen Menschheit feiern!"

So weit war sie gekommen, indem sie sich zugleich ängstlich an die vorher überlegten Worte klammerte, obwohl ihr diese jetzt schal und geradezu verächtlich vorkamen, als aus dem Hintergrund des Saales mehrere Stimmen: „Lauter! Lauter!" riefen. Sie stutzte, zuckte zusammen und fühlte, daß das Schifflein ihrer Rede vollständig unter ihr zerbrochen war. Angst ergriff sie, wahrhafte Todesangst, die ihrem Gesicht alle Farbe entzog bis zu tiefer Krankenblässe. ‚Verloren!' dachte sie. ‚Warum hat er mich hierher geschickt?' Aber im selben Augenblick wandelte der Groll sich schon in Opferfreudigkeit. ‚Ja so, ich sollte wohl verlieren,' begriff sie. ‚Ich muß hindurch durch das Feuer der Schande, muß sie erleiden. Denn wenn ich das nicht lernte, wie sollte ich siegen können?'

Und kaum hatte sie sich damit abgefunden, als sie auch schon wieder zu sprechen begann, aber ganz etwas andres, als sie sich vorgenommen

hatte, etwas, das sich mit ihren ursprünglichen Gedanken nur flüchtig berührte.

„Es waren das Schiffer in großer Seenot," fuhr sie mit lauterer Stimme fort, denn auch der Rufe erinnerte sie sich jetzt, „an der südamerikanischen Küste. Der Sturm hatte sie mehrere Tage umhergeworfen. Als der Wind sich legte, waren das Steuer und der Hauptmast zerschellt. Was aber das schlimmste war, die über Bord gespülten Wellen hatten sämtliches Trinkwasser verdorben, so daß sie mehrere Tage unerträglichen Durst litten. Diese Qualen waren schließlich so furchtbar, daß ein Matrose wahnsinnig wurde und ins Wasser springen wollte. Da gewahrten sie endlich einen Dampfer, gaben Notsignale und baten um Trinkwasser. Aber der Dampfer fuhr vorüber, indem er ihnen durch Flaggensignale nur antwortete: ‚Werft die Eimer aus.' Und die Not wurde immer größer, bis sie schließlich wieder ein Schiff in der Ferne sichteten. Und wieder gaben sie Notsignale, und wieder wurde ihnen geantwortet: ‚Werft die Eimer aus!' Da ließ der wahnsinnige Matrose sich nicht mehr halten, sondern schöpfte wirklich einen Eimer voll Meerwasser. Aber als er nun unter dem Hohngelächter der andern trank: da — o Wunder! — schmeckte das Wasser süß ... Durch den Sturm waren die Schiffer nämlich in die Mündung eines der Riesenströme getrieben worden, die so breit sind, daß man in ihrer Mitte nicht die Ufer gewahrt.

Wenn ich Ihnen nun Wasser reichen wollte, das Ihnen am süßesten mundet, so müßte ich Ihnen Arbeit verschaffen. Aber wäre ich auch der reichste Mensch in Deutschland, Ihnen allen könnte ich dennoch nicht helfen. Denn wenn ihrer hier viele Hunderte sind ohne Arbeit, da draußen gibt es noch viel mehr Tausende. Und doch rufe auch ich Ihnen zu: ‚Werft die Eimer aus!'

Deutschland ist ja nicht die Welt! Noch ist nicht überall wie in unserm alten Erdteil das Elend fünf Stockwerke hoch aufgeschichtet und in sonnenlose Hinterhäuser gezwängt. Noch liegen ja herrenlos große Länder voll natürlicher Schätze. Aber wie dort hingelangen? fragen Sie. So hören Sie meine Antwort! Sie heißt Elitanien. Als Elitanierin spreche ich zu Ihnen."

Sie schöpfte Atem. An dem Vorstandstisch hörte sie Männer höhnisch auflachen. Aber im Saal selbst war es lautlos still ... Ihr Blick fiel auf einen jungen Menschen. Aufrecht gegen eine Säule gelehnt, ragte er aus der Menge hervor. Unter dem tief eingedrückten Hut ein blasses, hohlwangiges Gesicht mit trotzig verbissenen, üppigen Lippen, mit wie in Glut versunkenen Augen. ‚Irgendwo habe ich ihn gesehen ...' dachte sie leicht verwirrt, wurde dann aber weitergedrängt von unaufhaltsamen Kräften. Doch sprach sie von nun an, ohne es zu merken, eigentlich nur zu dem einen, der für sie Auge und Ohr der Menge geworden war.

Mit kurzen Worten setzte sie auseinander, daß in Elitanien der Zustand wirtschaftlicher Gerechtigkeit verwirklicht werden sollte. Also eine Utopie? Nein! Denn das Wesen der Utopie bestand darin, daß sie mit Menschen rechnete, wie es deren nicht gab. Elitanien aber nahm die menschliche Natur als gegebenen Faktor. Der Egoismus des einzelnen war geradezu die Basis der neuen Wirtschaftsweise. Nur daß dieser Egoismus dank den Einrichtungen der Allgemeinheit zugute kam.

Knapp wie die Formeln des Katechismus gab sie die Grundzüge der elitanischen Wirtschaftsweise: Fortfall der Grundrente, denn der Boden war frei. Fortfall des Kapitalzinses, denn die Kapitalien wurden von der Allgemeinheit den Arbeitenden zinslos vorgestreckt. Fortfall des Unternehmergewinns, denn die Arbeitenden, zu

Genossenschaften zusammengeschlossen, waren ihre eignen Unternehmer. So war, was in der heutigen kapitalistischen Welt der Quadratur des Zirkels glich, dort mit einem Schlage erreicht: daß jeder den vollen Ertrag seiner Arbeit erhielt.

Sie schienen zu verstehen, dort unten. Zugleich aber drückten die Gesichter Ungeduld aus. Zeig uns die neue Welt! schienen die Tausende zu rufen.

Und sie nahm sie mit sich ins Sonnenland, in die Heimat des Frühlings unter blauem Azur an den Hängen des Kenia, wo niemals die Erde einfriert wie bei uns in diesen Tagen, wo das dunkle Rauschen der tiefen Wälder den Müden einwiegt und der brausende Sturz der Wasserfälle bereit ist, Maschinen zu treiben, wo in den Bergen schlummernde Erze und Edelmetalle des Weckrufs harren und die im wogenden Grasmeer beinahe ertrinkenden Herden mit ihrem sorglosen Spiel den Menschen gemahnen, daß er frei sein darf ... Was sie empfunden hatte auf ihren mühseligen Fronwegen durch die im Sommer übelriechenden, schwülen Straßen des Nordens und im sonnenlosen Grau der Wintertage, wenn ihr verlorener Blick vergeblich die Häuserwände nach einem Stückchen Himmel hinaufirrte, alle Sehnsucht, die dann an ihr gezehrt, alle Träume, die dann in ihr geträumt: alles das vereinigte sich, um ihren Worten emporreißende Kraft zu geben und den Duft süßen Rosenöls.

Sie war wie entrückt, sah, was sie sprach. Und als wenn sie das Paradies vom Himmel herunterholen wollte, streckte sie die Arme empor und wies auf die krassen Malereien an der Decke. Tausend Blicke folgten der Bewegung ihrer Augen. Und wie in alten Zeiten das ausgehungerte, ausgedörrte Volk Israel im Wüstenbrand sich am Anblick der Gaben berauschte, die die Kundschafter aus dem ersehnten Land heimbrachten, so erhob aus dem Eisesgrau des dunkeln Saales die Sehnsucht dieser tausendköpfigen Menge ihre breiten Schwingen. Die Darbenden, die seit dem frühen Morgen nichts genossen hatten als einen Schluck wässerigen Kaffees, trockenes Brot oder Schnaps, in denen der Hunger und die Kälte wühlten, ergriff eine schmerzvolle, tantalische Lust. Hier und dort wurde ein Mann oder ein Weib wirklich von traumhaftem Taumel ergriffen. Vergaß, wo er war. So nah schien ihm das Land am Kenia! So weit das Haus mit seinem Elend, seinen Sorgen! Abenteuerlicher Mut schwellte die Segel seiner Seele. Daß die Abreise erst in einem Jahr vor sich gehen, daß kaum der hundertste auserwählt sein würde, kam nicht in Betracht. Wenn sie den Saal verließen, meinten sie, müßte statt der im Winterfrost erstorbenen Straße sich das glühende, blühende Sonnenland auftun.

Tausend Blicke waren ihr gefolgt. Nur der des einen nicht. Der eine hatte das Band plötzlich zerrissen. Irgendeiner inneren Stimme schien er durch Kopfnicken beizupflichten. Dabei drückte sein Gesicht Hohn aus. Er lachte förmlich auf in schmerzvollem Hohn und spie seine haßvoll höhnische Genugtuung ihr entgegen. Auf einmal aber, während sein Blick sich nach innen kehrte, versank dieser Ausdruck unter einer dumpfen Verzweiflung.

Die unnatürliche Spannung, in der Charlotte sich befand, hatte diesem nur wenige Sekunden währenden Vorgang die Gewalt eines rätselhaften, furchtbaren Erlebnisses gegeben. Ihrer selbst entäußert, klammerte sie sich an diesen Unbekannten, der sie zurückgestoßen hatte, und zu dem sie dunkel eine Verwandtschaft auf dem Grunde der Seelen empfand, suchte ihm sein Geheimnis zu entreißen, bis sie dann in plötzlichem Verstehen mit jagender Stimme fortfuhr:

„Nicht das! Nicht das sind die Schätze! Nicht die Sattheit des Ma-

gens! Ich singe nicht das Lied vom Schlaraffenland . . . sondern ist es nicht so, daß, wenn wir ganz still uns selbst überlassen sind — in der Redlichkeit unsrer einsamen Stunden —, daß dann eine Sehnsucht uns überfällt, die sich durch alle materiellen Güter der Welt nicht stillen läßt? Wie soll ich sie nennen? Freiheit? Friede? Einklang mit uns selbst? — Wer kann sie sich ganz erklären? Wer kann sie hier befriedigen? Denn wie verläuft hier unser aller Leben? Vom Hunger der Not werden die einen vorwärtsgetrieben, vom Durst der Unersättlichkeit die andern. Das Gedeihen der wenigen ist erkauft mit dem Elend der vielen. Nicht ich sage das — es ist die Meinung der Gelehrten selbst, daß Tausende sich in Niedrigkeit abquälen müssen, damit einige wenige ein Dasein führen können, wie es des Menschen würdig ist. Genußlos Arbeitende, arbeitslos Genießende — diesen Abgrund kann in der Welt des Kapitalismus keine noch so gütige Hand zuschütten."

Bei diesem letzten Wort, diesem oft gehörten Schlagwort, das sie blind zugreifend ausgesprochen hatte, wurde in ihr plötzlich die Erinnerung an alte Kämpfe ihrer Mädchenzeit wach. An die ersten dunkeln Regungen eines Gewissens, das sich mit der Menschheit eins fühlte. An das Gefühl von Oede und Leere ihres Daseins, an das nächtliche Nagen irgendeiner rätselhaften Schuld. Wach wurde auch die Erinnerung an die Menschen von damals. Und wie sie schemenhaft verzerrt, aber mit halluzinatorischer Deutlichkeit vor sie traten, sah sie hinter ihrer abgemessenen Steifheit, ihrer Unfreiheit und Reserviertheit die innere Armut, die Unsicherheit, die heimliche Furcht, das in der Tiefe nagende Schuldgefühl ... Nein, nein, auch die waren nicht glücklich: die auf den Höhen des Lebens. Niemand war zufrieden, niemand im Einklang mit sich, so wie er zu sein wünschte.

„Wer kennte nicht das Gefühl, wenn man mitten in der Nacht aufwacht, und rätselhafte Schmerzen wühlen sich herauf, erheben die lauernden Augen — und eine Scham, eine Unruhe, eine Hitze überfallen einen, man stößt die Decke von sich und möchte auf die Straße stürzen, laut aufschreien und sich wieder tief, tief in die Kissen vergraben . . . Wer kennt nicht dieses Gefühl? Denn mit Haß, mit Neid, mit Furcht, mit allen Giften ist hier ja die Luft geschwängert. Ein jeder trägt und leidet am Unrecht, das irgendwo und -wann verübt ist. Denn eine Tat geschieht ja nicht für sich, sie wirkt fort in immer weiteren Ringen, wie die Wellen im Wasser. Die fernste Tat — einmal gelangt sie zu dir und mir! An allen Brüdern hast du Mitschuldner deiner Schuld — aber mitsühnen mußt du auch der andern Unrecht."

Seltsam dieser ganze Vorgang! Diese Aussprache geheimster Dinge in der tausendköpfigen Menge. War sie dazu hergekommen, um zu beichten, was sie bis dahin nicht einmal ihrem eignen Bewußtsein deutlich gemacht hatte? War dazu die Menge herbeigeströmt? Aber was wußte sie von den Tausend? Nur für den einen war sie vorhanden. Und nur diesen einen gab es für sie, dessen haßvolle Wildheit ihr trotzte, mit dem sie rang bis zum Erliegen.

Regungsloses Lauschen lag über dem weiten Saal. Nur hier und da der aufwirbelnde graue Dampf eines hervorgestoßenen Atems. Der scheue Aufblick eines Mannes, der zuckende Gram um den Mund eines Weibes . . . Und doch war in dieser Totenstille die Luft von einer Bangigkeit belastet, als starrten emporgereckte Arme, blutunterlaufene Augen, als erhöben Seufzer der Klage gehässige Worte, Aufschreie der Wut ihre gespenstischen Stimmen.

Aber da klang befreiend auch schon wieder die Stimme dort oben:

„Nie kann, was einmal geschehen

ist, ungeschehen gemacht werden. Aber Welle kann überflutet werden von der neuen Welle. Und Unrecht kann erlöst werden von der neuen Güte. Und das ist die Verheißung des neuen Landes: vom Zwang der Schuld bist du erlöst. Denn was den Grund abgegeben hat zum schlimmsten Haß, seit Menschen gegeneinander den Kampf ums Dasein führen, dort wird es nicht mehr sein. Die alte Formel: Hammer oder Amboß! hat dort ihre Kraft verloren. Das Kainszeichen vom Leid und Tod des Bruders, das hier auf aller Stirnen gedrückt ist, kann dort gelöscht werden. Denn dein Wohlergehen steht nicht mehr im Widerspruch mit dem deiner Brüder. Reinen Herzens und ohne Raub darfst du die Güter des Lebens genießen. Und darum, wenn du nur willst, ist es dort möglich, daß du zur Harmonie kommst, zur Freiheit, zum Frieden."

Ganz plötzlich brach sie ab, besann sich einen Augenblick und sagte dann, als wenn sie jetzt wieder mit Bewußtsein zu der Menge spräche:

„Vielleicht halten Sie mich für wahnsinnig. Aber wenn ich es bin, so gleicht mein Wahnsinn dem des Matrosen, der seinen Eimer auswarf ins Meer und süßes Wasser schöpfte. Noch einmal rufe ich Ihnen zu: Werft die Eimer aus! Elitanien ist nah!"

Dann verließ sie das Podium. Während die an der Treppe Stehenden ihre Hände ergriffen, hatte sie die Empfindung, willenlos gezogen und geleitet zu werden. Ein furchtbares Geprassel schlug wehtuend an ihr Ohr. Die Leute, die auf sie einsprachen, blickte sie an aus todblassem Gesicht mit fieberhaften großen Augen. Endlich hörte sie Schlossers Stimme, der sie auf ihren Platz brachte. Während in die Wolke von Hitze, die sie umhüllte, ein feiner Kältestrom wehte, hatte sie das entsetzte und verwunderte Gefühl eines Menschen, der soeben einer großen Gefahr entronnen ist. Einer furchtbaren, aber auch herrlichen Gefahr! ... Sie hatte mit den Wellen gekämpft, war durch die Luft geflogen, nun saß sie halbohnmächtig in Sicherheit, ohne recht zu wissen, was eigentlich vorgegangen war.

Derweil stand oben schon wieder der blasse, aufgedunsene Mann, schlug mit seinem Siegelring auf den Tisch und bat die Versammlung, sich von dem anmutigen, aber leider gänzlich unmöglichen Traum des Fräuleins nicht betören zu lassen. Nur wenn die Arbeiter in geschlossenen Massen sich um das Banner der Sozialdemokratie scharten, würde dem Proletariat der Sieg gewiß sein. Da kam er noch auf die Schneeabfuhrverhältnisse zu sprechen. Gerade mit Rücksicht auf die Arbeitslosen habe man in der Stadtverordnetenversammlung eine beschleunigte Beseitigung der Schneemassen beschlossen. Aber der Magistrat habe die Abfuhr an einige Großunternehmer vergeben, die natürlich den Hauptprofit in die Tasche steckten, während für die Arbeiter selbst nur ein paar Bettelgroschen blieben.

Damit war denn die Versammlung nach ihrem hohen Flug auf den realen Boden des Lebens zurückgeführt.

Nachdem Charlotte und Schlosser den Saal verlassen hatten, trafen sie auf der gegenüberliegenden Seite der Straße den Schuster Wendeborn. In seiner Nähe stand der blasse, hohlwangige Mensch, der, während sie sprach, Charlottens Aufmerksamkeit in so hohem Maße erregt hatte.

Wendeborn stellte ihn ihr vor, indem er hinzufügte, sie hätte ihn ja schon einmal flüchtig gesehen.

Es war der Tischlergeselle Georg Neuner.

Die beiden gingen voran, lange Zeit ohne ein Wort zu wechseln, und begannen dann ein Gespräch über gleichgültige Dinge. Aber beim Abschied bat Neuner, Charlotte einmal besuchen zu dürfen. (Fortsetzung folgt)



Heilige Nacht.

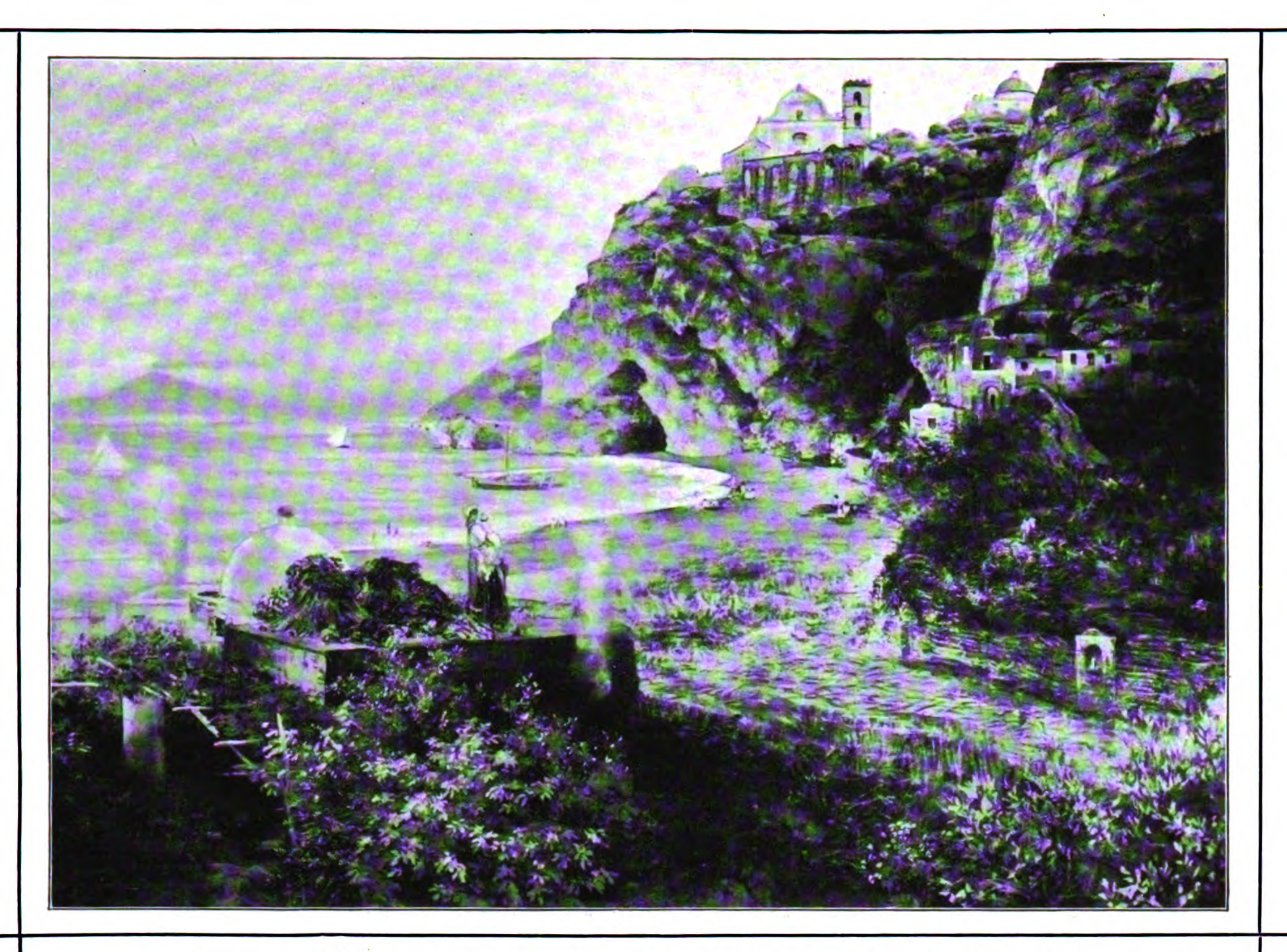
Einst nahm ich wahr, wie noch im Dunkel sacht
Die Mutter um zwei Gitterbettchen ging,
Ohne zu tasten ihren Sohn umfing,
Um ihn zu küssen in der heiligen Nacht.

Und wie sie bald beim Mägdlein leis gelacht
Und im Gebet so liebe Worte fand
Und heimlich, mildem Leuchten gleich, entschwand:
Ein glücklich Glück in stiller, heiliger Nacht.

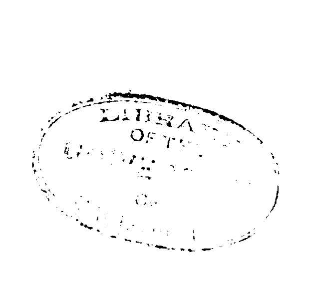
Und sahe, wie bei später Sternenpracht
Das Töchterchen die Lagerstatt verließ, —
Schlafwandelnd nach dem Puppenparadies
Den Schritt zu lenken, in der heiligen Nacht.

Husch! war das Püppchen mit zu Bett gebracht:
„Rasch her zu mir! Du frierst, mein liebes Kind!“
— — — — — — — — — — — —
Man weiß ja, wie so dumme Mägdlein sind —
Doch heilig blieb mir, heilig diese Nacht.

Max Bittrich.



An der Küste von Sorrent. Nach einem Gemälde von Oswald Achenbach





P. Lefèbvre   Maria Pauline Borgia

Frauenschmuck und Frauenbilder

Von

Felix Poppenberg

(Hierzu zehn Abbildungen nach Gemälden)

In schlechten Geschmackszeiten wird der Schmuck nach dem Materialwert gemessen, nach dem Kurs seiner Steinsammlung, in guten nach der Phantasie, dem künstlerischen Sinn seiner Komposition und dem fein betonten Zusammenhang mit der Trägerin. Und immer wird in guten Zeiten Erinnerung an vergangene Kulturen wach, eine zärtliche Liebe zum Echo du temps passé. Künstlerisch empfindende Menschen haben dann eine Abneigung dagegen, Schmuck zu tragen, der aus den Auslagen der Juweliere an den großen Heerstraßen stammt. Sie suchen das Aparte, sie suchen das, was nicht auf dem Markt zur Schau liegt, und sie bevorzugen die Stücke aus alten Schatullen und Vitrinen, und das Ererbte wird ihnen doppelt wert. Zum Kostbaren kommt so ein beziehungs- und bedeutungsvoller Sinn. Und wer nicht solchen Ahnenkultus treiben kann, der durchstöbert in den Städten fremder Länder, in römischen und venezianischen Gassen, in den Souks von Tunis, in den Basaren von Konstantinopel, in den Berggassen von Toledo die Kramlager der Antiquare nach Raritäten. Und ist's auch bloß eine Kopie im alten Geschmack, die er findet, es hängt doch durch das Erlebnis des Suchens, durch das Klima der Reise etwas Phantasievolleres, Seelischeres an dem Stück, als wenn es aus einem Juwelenmodemagazin stammte.

Die Vorgeschrittensten unter ihnen haben das selbst schon erkannt. In den Vitrinen der Rue de la Paix und des Vendômeplatzes sieht man besonders unter den Ringen und unter den Kettengliedern der Gehänge viele Motive nach den Objets d'art der Museen und nach alten Frauenporträten. Und einer der größten deutschen Juweliere, Koch in Frankfurt a. M., ist selbst ein eifriger Sammler, und er zeigte vor kurzem seine Kollektion edler Ringe aus vielen Jahrhunderten in einer Ausstellung bei Friedmann & Weber. Unsre Museen kommen dieser Geschmacksbewegung erziehlich entgegen. So veranstaltete die ägyptische Abteilung des Berliner Museums eine erlesene Schatzrevue antiker Pharaonenzierate. Ketten aus kunstreich verschlungenen Gliedern mit Anhängern von kleinen, in Halbedelstein geschnittenen Tierfiguren, eine Bric-a-Brac-Passion, die ja auch heut wieder als Portebonheur beliebt ist; schillernde Zellenschmelzgebilde, an Lalique erinnernd, und eine Fülle schöngefügter Ringe, die aus dem jetzt wieder neu erkannten Kompositionsgesetz stammen, daß große Reifen kleine Hände machen.

Der Ehrgeiz geschmacksverfeinerter Frauen nach kulturellem Schmuckwerk ist gegenwärtig denn auch größer als nach den konventionellen Juwelen. Und eine Tischnachbarin — femme de trente ans — zeigte mir auf der Meerfahrt von Genua nach Sizilien die Entwicklung einmal anschaulich an ihrer Hand mit den langen dünnen, leichtgebogenen Fingern. An dem vierten trug sie ein Diamantenprunkstück, nicht geschmacklos an sich, aber seelenlos, nur Feuerwerk; es war das Verlobungsgeschenk ihres ehemaligen Gatten, das sie aus historischem Interesse noch à la main gauche duldete; an dem Zeigefinger der rechten aber ließ sie als Zeichen einer neuen Zeit — gleich einer Herzogin von Urbino — einen gewundenen mattgoldenen Reif mit einem großgewölbten und mit geheimnisvollen Goldcharakteren geäderten Türkis leuchten, das Geschenk eines Dichters, das Pfand einer neuen Geschmacksperiode und der Kunst, geschieden und doch glücklich zu sein.

*



Nattier Maria Anna, Erzherzogin von Oesterreich

Die Damen auf alten Porträten tragen solche Ringe, und neben den Schätzen der Kunstgewerbemuseen sind die Bildergalerien außerordentlich produktiv darin, Geschmackserziehung und Neuanregung zu geben. Und wenn die Vitrinen durch die materielle Darbietung der Stücke vielleicht lebendig sinnlichere Materialvorstellungen vermitteln, so bringen die Porträte die nicht geringere lebendige Ergänzung des Körpers dazu, Schmuck wird doch erst im Tragen erkannt; der Platz, das Glied, das er ziert, gibt ihm ja eigentlich erst seine Bedeutung, seinen Existenzwert und erlöst ihn von der unfruchtbaren Schönheit. Ja, viel stärker fühlen wir Geschmeide, Ring, Kette, Ohrgehäng und Stirnreif, wenn eine Florentiner Gentildonna oder eine tizianische Venezianerin ihn an ihrem erlauchten Körper zur Erscheinung bringt, als wenn wir ihn nur als



Tizian La Bella, Herzogin Eleonore von Urbino (?), um 1527

einen Gefangenen, Verwunschenen in den Totenschreinen archäologischer Schatzhäuser bewundern.

*

In den Uffizien zu Florenz am Arno mit seinem Ponte Vecchio, wo die Buden der Goldschmiede den gepanzerten Reitern Ketten und Ringe für die Gattinnen und die Geliebten feilhielten, hängt das Bildnis der Duchessa d'Urbino von Tizian. Am offenen Fenster, mit dem Blick auf die weite Landschaft, sitzt die fürstliche Frau mit verhalten gemessenem Ausdruck und schmalem, schweigendem Mund. Beredt aber sprechen die adligen Hände, die weißer noch als die weißen Kräuselmanschetten aus den Brokatpuffen der Aermel weich und schmiegsam hervorschlüpfen, die linke in lässiger Grazie von der Armlehne herabhängend, die rechte im Schoße ruhend in unbeschreiblich zärtlicher Linie der biegsam beweglichen Finger.

Auf dieser Haut von bleichem Schmelz glühen farbige Edelsteine auf, sie krönen die schmalen Glieder der feinen Finger, und diese Finger sind wie ein rhythmischer Verstakt mit Hebung und Senkung, und der Ring gibt dabei den Tonakzent.

Der farbige Stein illuminiert den Teint; durch sein koloristisches Spiel hebt er erst recht die mondliche Blässe der Haut, und die Fassung, das energisch geschmiedete Bandwerk oder der ziselierte zugreifende Reifen, der nicht nur das Bijou, sondern auch den Finger fest umarmt und umschließt, bringt eindrucksvoll die Zierlichkeit der Gliederung, das zerbrechliche Elfenbeindrechselwerk dieser Frauenhand zum Ausdruck.

Und in der gleichen Stadt, im Palazzo Pitti, sieht uns das herbe Antlitz





Raffael Maddalena Doni

der Maddalena Doni Raffaels an. Ein großes Frauenbild mit voller Büste, auf der eine üppige, birnenförmige Perle ruht. Die Hände sind wohlgeformt, aber, wie auch der Hals, nicht so ätherisch und geistig wie bei den präraffaelitischen Damen, sondern fleischlicher. Eine feste Hand ist es, und zu ihr paßt der energische Siegelring auf dem Zeigefinger gut.

*

In den Ringen, die diese gemalten Frauen und viele ihrer Schwestern tragen, leuchtet phantastische Farbenmagie auf. Doch nicht nur Rubine und Smaragde, auch Halbedelsteine liegen in der Goldfassung. Die Edelschmiede der Vergangenheit erkannten den hohen koloristischen Reiz dieser Steine, die ja heute auch bei uns durch die künstlerische Tendenz der Geschmacksbewegung wieder Liebhaberwert genießen.

Statt des „Feuers" ihrer vornehmen Vettern zeigen sie abgetöntere Farbenspiele und phantastischere Nuancen. Der Opal erweckt Visionen des Meerleuchtens mit seiner irisierenden rotgrüngelben Phosphoreszenz. Den Wundern der luminösen Serpentintänze ist seine Schönheit verwandt. Im Changeant milchiger Wellen wogen seine Töne voll unendlicher Melodie ineinander.

Bleiche Harmonien schlummern im Mondschein; matter Schleierglanz ist um ihn; wie Claire de Lune, über Bergkristall schwebend, so ist sein Schein.

Geheimnisvoll wirken die Matrix-Türkisen, deren natürliche Sprünge und Risse zu Amulettzügen verschlungen und mit Gold ausgefüllt werden.

Wie Honig leuchtet tief und warm der Rauchtopas, ein Stein für südliche Frauen mit Morbidezzateint. Im Aquamarin ruht gebannt das flüssige Hellgrün der Bergseen. Und dazu klingt das Apfel- und Wiesengrün der Chrysoprase.

Himmelstöne eignen zwei andern Steinen, dem Rosenquarz und dem Chalzedon. Der Rosenquarz könnte der Stein der rosenfingrigen Eos sein, ein blasser Rosahauch überläuft ihn wie ein Erröten; Chalzedon aber stammt aus grauen Wolken, florig überweht.

*

Das sind alles Steine von lebendig spielender Haut, in ihrer Transparenz ist Atmen und Blutumlauf, und darum geben sie dem Peau de velours einer schönen Frauenhand eine so strahlende Erfüllung. Verschlossener, strenger und unbeweglicher aber sind die Siegelsteine, Karneole, tiefdunkelrot zumeist. Als Platten in wuchtigem Goldrand von klammernd umschließenden Reifen gehalten, sind sie wie lastende Grabsteine, die ein Geheimnis hüten.

*

Und nicht nur der artistische Reiz allein ist's, die alten Kulturen legten auch Sinn und Bedeutung in diese Steine. Sie bildeten aus ihnen einen symbolischen Kalender, ein jeder Monat bekam als Zeichen einen Stein und zugleich eine Eigenschaft. So gehört der Topas dem November an und stellt die Freundschaft dar; der Türkis dem Dezember, er be-

zeichnet den Mut; der Achat dem Juni, er verheißt langes Leben. Und weiter schließen sich Amethyste, Opale, Jaspis, Hyazinth, Sardonix mit den großen Juwelen der Rubine, Smaragde, Saphire und dem Diamant, dem Stein der Reinheit im April, zu einem funkelnden Jahresring.

*

Auch in der Fassung liebte man Symbolik. Die Ringe sind ja ursprünglich durchaus Würde- und Weihezeichen, das Petschaft des Gewaltigen, das Zeichen der regierenden Hand des Kirchenfürsten. Mit Petri Fischerring vermählte sich der Doge dem Meer, die Priesterringe erinnern in ihren Formen an Mitra und Tiara, die jüdischen Kultusringe bilden in grünem Email mit Steinen die Stiftshütte nach. Verlobungsreifen werden oft aus verschlungenen Händen gebildet oder mit dem flammenden Herz als Mittelstück, von zwei Händen gehalten.



Katharina von Portugal, Königin von England

Die Steinplatten bargen auch häufig Gift, das sind die Todesringe der Borgia. Und ihr Gegenstück sind die erotischen Ringe, deren Umarmungsfiguration alle Motive der Sonetti lussorioso nachbilden. Besonders bemühen sich mit Bedeutung gefällig zu sein die Ringe einer späteren Periode, die Ringe der Empfindsamkeitszeit. Sie spricht ihre schmachtenden Seelengefühle sehr redselig aus. Das Mittelstück wird zum verglasten Reliquienschrein, in dem auf dem Hintergrund geflochtener Haare Silhouetten und zierlich aus Elfenbein geschnitzte Urnen mit Genien und Amoretten geborgen wurden.

*

Doch wir kehren zu den Frauen von Florenz zurück, den Frauen des Quattrocento, mit dem hochgebauten schlanken Hals, an das Hoheliedgleichnis vom Turm, der gen Damaskus schaut, erinnernd, dem rechtwinklig ansetzenden Kinn, den nur ganz leicht gezeichneten Brauen, der Haubenfigur der Haare, die über die Ohren geht und das Gesicht wirkungsvoll entweder tiefdunkel oder golden umrahmt. Und immer ist die Schönheit reich geschmückt.

Ein Wahrzeichen der buona dote, der guten Mitgift, ist der Schmuck, darum betonen ihn die Künstler auf den Porträten der Gattinnen ihrer Auftraggeber. Darum haderte ja auch der finstere Bilderstürmer Savonarola gegen diese Kunst, die, religiöse Motive mit weltlicher Eitelkeit verknüpfend, mondäne Florentiner Damen juwelenbehangen, brokatstarrend als Wochenbesuch bei der Mutter Gottes eintreten läßt.

Domenico Ghirlandajo malt Giovanna Tornabuoni, aus dem Hause der Albizzi, mit Spitzentuch, Brevier, Ringen und Halsgeschmeide, und ein kostbares Schmuckstück, perlenbesetzt, liegt neben dem Andachtsbuch in einer Nische. Reizend, von porzellanener — quant' e bella giovinezza — Grazie ist die junge Bardi, deren Bild dem Domenico Veneziano zugeschrieben wird.

Ein kecknasiges Gesichtchen mit perldurchflochtenem Haar. Um den weißen Hals schlingt sich eine Perlenschnur, und daran hängt ein Rubin von der Farbe Sang du pigeon. Und der Schmelz des Teints mit dem roten Rubin und den mattglänzenden Perlen zusammen bildet

eine Harmonie aus Milch und Blut. Vielleicht ist es dieselbe Bardi, deren Liebesgeschichte ein unbekannter Florentiner erzählt und die Paul Ernst in der Insel-Ausgabe seiner Alt-Italienischen Novellen erneute.

Eine Variation des Romeo- und Julienstoffes, doch mit glücklichem Ausgang, ist diese Erzählung von Lionora de Bardi und Ippolito de Buondel Monte, die als Kinder feindlicher Eltern sich im geheimen liebten. Ippolito aber ward, als er nächtlich mit der Strickleiter zu ihr schlich, auf der Straße wegen Diebsverdacht verhaftet. Sein Schweigen belastet ihn, er wird zum Tode verurteilt, doch seine tapfere Geliebte rettet ihn durch ihr kühnes und freies Eingestehen: „Ippolito ist mein Gemahl, und wenn man den Galgen verdient, weil man bei seiner Gattin schlafen will, so hat er ihn verdient, wenn nicht, so bitte ich euch um Recht, nämlich, daß ihr meinen Gatten und Verlobten freigebt . . .“

*

Zwei Lionardo-Bilder von strenger stilisierter Schönheit gehören in diesen Umkreis, Monna Lucrezia Crivelli und Beatrice d'Este.

Sie zeigen charakteristisch den italienischen Schönheitstypus, der ja auch in den Florentiner Büsten seelisch ausdrucksvoll verkörpert ist. Und den Text dazu schrieb d'Annunzio in den Zeilen über die Madonna Dianora von Desiderio da Settignano, über diese Büste von so „feinem und goldigem Marmor, daß er fast wie versteinerter Honig erscheint“: „Ach, dies Gesicht, wenn Sie es sehen könnten. Es ist wie eine Mandel, in deren halbgeöffneter Schale die zarte Frucht sichtbar wird. Es ist ganz eingehüllt in glatte Haare, wie in einer Schale bis zum Kinn, und die Haare sind von einem Netz gehalten.“

Und Beatrice gleicht dem Antlitz. Auf schlankem Halse taucht aus dem umschließenden Mantel der Haare das zärtlich blasse Oval. Ein Flechtwerk aus Maschen, die den dunkeln Haargrund durchschimmern lassen, umspannt das Hinterhaupt.

Solche Netze, oft von Gold gewirkt, mit Perlen besetzt, sind ja heute von ästhetischen Frauen wieder angelegt worden und üben ihre alte Schönheitswirkung. Den Rand besetzt eine stärkere Perlenschnur, die abwärts läuft und um den Hals sich



Hans Holbein d. J. Bildnis der Jane Seymour



Domenico Ghirlandajo Giovanna Tornabuoni (1488)

schlingt, Perlen, bei denen man an die Salome-Perlen aus Oskar Wildes Reich denkt, die da sind wie „Monde, an silberne Strahlen gekettet"; wie „ein halbes Hundert Monde in goldenen Netzen gefangen sind sie, und auf der Elfenbeinbrust einer Königin haben sie geruht".

Perlgehänge kehren wieder am Miederansatz und bei den Schultern an der Stelle, wo der Arm durch den umstickten Ausschnitt des stolaähnlichen Ueberwurfes schlüpft.

Diese Schmuckkomposition ist vorbildlich in ihrer organischen Anordnung, diese Stücke sind durchaus als akzentuierende Ornamente der Kleider- und Frisurarchitektur verwendet. Sie sind nicht äußerlich angehefteter Putz, sie sind Glieder eines Gesamtgefüges, und sie betonen die Höhepunkte des rhythmischen Ensembles.

Die Dame Beatrice trägt dazu noch einen Schmuck, den die Stilfreude unsrer Zeit gleichfalls wieder aufgenommen, den Stirnreif. Sie trägt ihn in Form eines Goldbandes, von dem Perlen in Abständen herunterpendeln. Lucrezia Crivelli aber umschließt ihre Stirn mit einem goldenen Ring, und inmitten blitzt wie das Auge Gottes ein Edelstein auf, und auf einem Frauenbildnis der Uffizien sieht man einen goldenen Skorpion vom Stirnreif herabhängen.

Heute — der Höhepunkt der Botticelli- und der Salome-Moden ist freilich reichlich überschritten — legen unsre Aesthetinnen entweder das Goldband um, oder sie lassen von dünner Kette einen birnenförmigen Schilleropal, eine Barockperle, einen dunkellila glühenden Amethyst über die Stirn hängen.

Ist das Gesicht einem so anspruchsvollen Schmuck seinem Schnitt nach gewachsen, dann gibt es ihm eine Steigerung. Die Haarumrahmung — sie gehört unbedingt dazu — wirkt dann wie eine mystische Nische für ein rätselvolles Göttinnenantlitz, und vom gotischen Spitzbogen der Nische, den die Frisur bildet, schwebt mit stillem Leuchten die ewige Lampe.

*

Die Quattrocentomaler suchten gerade aus den Haarfrisuren raffinierte ästhetische Wirkungen herauszuholen, bis zum Künstlichen gehen sie. Botticellis Frauenköpfe sind mit aufgebundenen Zöpfen und dazwischen frei spielenden Flechten, mit durchzogenen Band- und Perlenschnüren, mit eingesteckten Reiherfedern ausgestattet — die Reiher an einem Perlendiadem sieht man auch auf einem Rembrandtbild der Liechtensteingalerie, und à la mode ward das in der Gegen-



Leonardo da Vinci Lucrezia Crivelli (?)

Solche Frisurhieroglyphen spielten eine große Rolle. Boccaccio erwähnt sie bei seiner Fiametta, und d'Annunzio, immer in Kulturassoziationen schwingend, läßt die Dienerin der dämonischen Kurtisane Pantea im Traum eines Herbstabends sagen: „Pantea hat einen Aufruf erlassen, um eine andre Haarkünstlerin zu finden, die ihr die Haare auf eine neue Art ordnen sollte, denn ihre eigne Erfindungskraft erlahmt, nachdem sie bisher mit ihrem Haar alle körperlichen Naturgegenstände, die anmutigsten wie die prächtigsten, nachgeahmt hat: die kleinen Zellen des Bienenkorbes, das Horn des Widders, die Blüten der Hyazinthen und die Wellen des Meeres."

Auch im achtzehnten Jahrhundert blühte die phantastische Frisur. Eine barocke Gartenkunst baute aus der Coiffüre ganze Landschaften und Stillleben auf.

*

Strengeres Maß kam wieder durch das Empire. Und Empiremodefigurine ist in unsrer Frauengalerie Pauline



Mlle. de Sens Alexandrine von Bourbon

wart als Theaterhaarschmuck zum Ersatz der Hüte.

Auf dem juwelierhaften Blatt des Bartolomeo da Venezia quellen dann unter der laubbekränzten Turbanhaube der allegorischen Gestalt die Haare wie Goldspiralen gedreht hervor, an die ornamentalen Ohrgewinde der Holländer Goldkappen erinnernd.

Und ganz unartifiziell ist der Hauptschmuck der Kleopatravision des Piero di Cosimo, die unter dem Namen Simonetta Vespucci geht.

Ein schwerhängendes, dabei locker geringeltes Flechtwerk aus dicken Zöpfen, farbenstarrend von Schmucknadeln und leuchtenden Steininkrustationen. Diese mächtigen, von Funkelaugen blitzenden Windungen erwecken den Eindruck einer Schlangenkönigin, und diese Wirkung wird ergänzt durch die züngelnde Viper, die sich um die Halskette dem nackten Busen nahe schlängelt.

Borghese. Wir kennen diese schöne Dame in allerlei Gestalten, wir kennen sie auch ohne Gewand, als Diwanvenus, wie sie Canova gemeißelt. Sie konnte sich sehen lassen, und mit gutem Gewissen erwiderte sie einer schockiert verwunderten peinlichen Frage: „Aber das Zimmer war doch gut geheizt."

Hier nun sieht man sie à la mode in der hochgegürteten Chemise — nudité gazeuse — mit Schulterüberwurf und in einer gleichfalls hochgegürteten Staatsrobe.

Der Kopf ist einmal von einem gräzisierenden Bandgeflecht umwunden, bandagiert könnte man beinahe sagen, wenn dieses sich nicht durch seine Medaillonrahmung von Stirn und Wangen so kleidsam wäre. Er faßt das Gesicht wie ein Geschmeide den Stein und setzt es in das richtige Licht.

Auf dem offiziellen Bild umschließt die Stirn ein Grecbortendiadem, und aus dem Puff des Haares wächst ein Kameenkranz als Kammbügel.

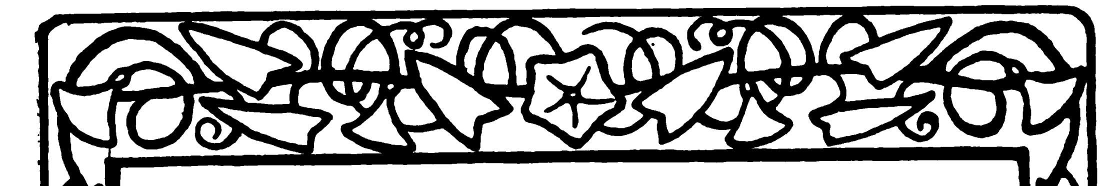
Die geschnittenen Steine, emblematisch, mythologisch, sind in dieser Epoche beliebt, gleiche Motive wie die Beschläge und die Bronzevignetten auf den Möbeln tragen sie, und ihre Hauptverwendung ist als Fibula, als Hefteln für die gewickelten und malerisch drapierten Gewandstoffe.

Kein Zufall ist's, daß in dieser Betrachtung Florenz und das Empire nebeneinander rückten; beide Geschmackswelten haben die Gegenwartsmode für Schmuck und Kleidung oft befruchtet.

Die Heimat der schönsten Hüte aber ist das Gainsborough- und Reynoldsland.



Leonardo da Vinci   Bildnis einer Prinzessin

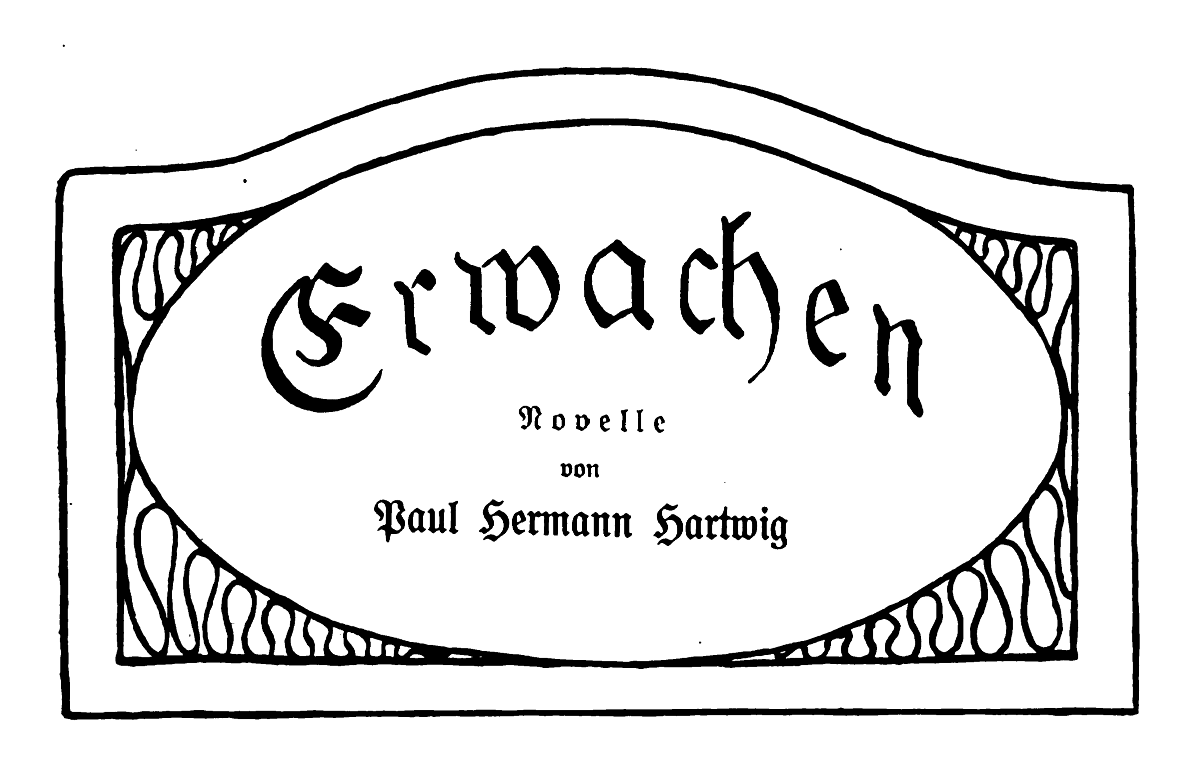


Knaben

Von

Hermann Hesse

Zwei Knaben, müd von Spiel und Lauf,
Schaun ruhend in die Zweige auf.
„O Lust!“ meint einer, „so zu ziehn
An hellen Sommerhimmeln hin
Und jedem Winde so zu folgen
Wie dort die weißen Lämmerwolken!“
Er sinnt und plaudert wieder fort:
„Ein Feldherr sein! Mit einem Wort
Zehntausende ins Feuer senden
Und ruhmbekränzt im Felde enden!“
Er träumt sich warm und ruft bewegt:
„O herrlich — denk dir — ringsum schlägt
Der Hagel — in den Feind zu reiten
— ein Held — und Tod und Ruhm zu seiten!“
Er spricht und reckt die junge Hand —
Der andre hat sich abgewandt,
Steht vor dem Stamm und müht mit beiden
Händen sich, drein ein Herz zu schneiden.



Der Pastor im langen schwarzen Talar war mit seiner Gedächtnisrede zu Ende — er hatte noch in das letzte Wort soviel Gefühl gelegt, als er irgend konnte — namentlich das A pflegte er nach seiner Gewohnheit voll und dunkel zu färben. Dabei hielt er den Kopf mit den dünnen graurötlichen Locken schräg gegen die breite tellerartige Halskrause. Der Pastor hatte den Toten in dem gelben, mit Blechornamenten gezierten Sarg kaum gekannt. Es war eine bestellte Rede, in der auf das Andenken des Verstorbenen fromme Lügen gehäuft werden und den Angehörigen Honig eingegeben wird, nachdem man an ihren Wunden gehörig gerührt hat.

Eine leise Bewegung ging durch die Trauerversammlung. Wie wundervoll ergreifend Pastor Brösemann doch wieder gesprochen hatte, man sah die würdige Gestalt des Geheimen Rechnungsrats Rockstroh, geschmückt mit allen bürgerlichen Tugenden, deutlich vor sich, diesen treusorgenden Gatten, diesen vortrefflichen Vater. Nun war er tot, ein Schlaganfall hatte seinen in den letzten Jahren oft lästigen Gesundheitsstörungen rasch ein Ende gemacht — der Herr hatte ihn eben noch im letzten Augenblick gesegnet.

Der Sohn, Staatsbeamter in einem kleinen Fürstentum, dankte dem geistlichen Redner durch einen Händedruck. Auch seine Gattin, die eine Art Hoftrauer trug, trat mit dem Aplomb einer Maria Stuart an den Sarg, um einen wohlberechneten, schmerzerfüllten Blick darüber hingleiten zu lassen. Die älteste Tochter, die mit ihrem Manne, dem Professor der Mathematik, Oberlehrer Doktor Vogel, erschienen war, nickte beifällig. Die jüngere, Felizitas von Mengeren, deren Gatte mit einem Automobil gerade irgendwo einen Rekord schlug, stand in ruhiger Haltung, ohne Anteil zu verraten, hinter dem Stuhl der Mutter. Sie empfand diese ganze Totenfeier unsäglich peinvoll, aber sie wußte, daß sie im Sinne des Verstorbenen war. Ihre Stimme galt auch nicht viel im Rate der Geschwister.

Die Witwe hatte den Ausführungen des Pastors kaum zugehört, wie das Geräusch langsam fallender Tropfen schlugen die Worte an ihr Ohr. Erschreckend bleich erschien ihr Gesicht in der Umrahmung von düsterem Krepp. Sie hatte nur ein billiges schwarzes Wollkleid angelegt, aber die kritische Schwiegertochter hielt es nicht für ausreichend und hatte noch aus ihrem Besitz von Kreppschleifen und Schleierwerk beigesteuert. Die noch immer schönen dunkelgrauen Augen der fast Fünfzigjährigen waren wie erloschen. Alles Leben schien aus ihr gewichen, seit sie den Tod im Haus hatte. Sie handelte wie im Traum. Das kleine tölpische Dienstmädchen hatte, wie es in ihrem

Heimatdorfe Brauch war, das Haus mit Wehgeschrei erfüllt und war ihr gar keine Stütze. Und die Kinder, die alle in andern Orten wohnten, mußten doch benachrichtigt werden. Dann waren Vorbereitungen zu ihrem Empfang zu treffen, denn sie wollten doch alle unter dem Dach des heimgegangenen Vaters weilen. Dann kamen sie. Die Schwiegertochter, die vor jedem Spiegel Frisur und Schleierwogen zurechtzupfte, war in diskretes Klagen ausgebrochen, wie es ihrer Stellung als Angehörige eines Hofstaats zukam; die älteste Tochter schluchzte längere Zeit und erkundigte sich dann nach des Seligen goldener Uhrkette, die ihrem Franziskus versprochen sei. Die Söhne sprachen ununterbrochen von des Verstorbenen bürgerlichen Tugenden. Nur die Jüngste sorgte sich um die Mutter, deren unnatürliches automatisches Wesen sie ängstigte. Doch die Mutter hatte auch den Trost ihres Lieblingskindes nach leiser Zärtlichkeit zurückgewiesen.

„Wenn du wenigstens Tränen hättest, Mutter" — da aber sah die ältere Frau die jüngere mit einem so fernen bangen Blicke an, daß sie das Walten eines Vorgangs fühlte, zu dem sie den Schlüssel nicht besaß. Sie fragte auch nicht weiter, sie, die von dem Vater in eine unglückliche Ehe getrieben war und durch die Schule seelischer Leiden ging, empfand zu fein, um mit Fragen und Blicken zu drängen.

Die Mutter war ja immer still und verschlossen gewesen und hatte nur in seltenen Feierstunden mehr von sich enthüllt, als die andern sahen.

Ihren übrigen Kindern fiel ihr Wesen nicht weiter auf, sie war ja meist ein bißchen merkwürdig, und nach der anstrengenden Pflege ein solcher Schicksalsschlag! Lieber Himmel, das konnte wohl eine Stärkere umwerfen! Die Mutter hatte so ganz unter dem Vater gelebt, hatte ihr Ich so völlig in ihn versenkt, daß die große Erschütterung nur verständlich war.

Die Schwiegertochter, die ihre Ahnenreihe auf irgendein gräfliches Geschlecht zurückführen konnte, protegierte gern. Sie hatte für die Mutter bereits einen ganzen neuen Lebensplan auf billiger Basis ausgerechnet. Die Pension fiel ja bis auf eine bescheidene Witwenrente weg, das Haus konnte sie keinesfalls halten, und statt des Mädchens tat es wohl auch eine Zugeherin. Zur Abnahme von Möbeln sei sie gern bereit, da sie ihre Wohnung durch einige Logierzimmer zu erweitern gedächte.

Der Oberlehrer stimmte seiner Schwägerin mit einigem Enthusiasmus zu und steuerte Berechnungen von Brot, Kohlen und Milch aus seinen eignen häuslichen Erfahrungen bei.

Das Ergebnis ihrer Kostenanschläge war ein außerordentlich günstiges — sie konnte in einfacher Weise für sich leben und vielleicht noch ein erkleckliches Sümmchen sparen.

Die älteste Tochter meinte, daß die Mutter sich auch bei ihnen in Pension geben könnte, sie hätten doch die netten Erkerstuben. Der Oberlehrer hielt diesen Vorschlag nicht für diskutabel, da weitere Familienvergrößerung wahrscheinlich sei. Diese Vermutung wurde von der Schwägerin als Witz belacht, dann aber besann sie sich, daß sie im Haus des Todes seien und hielt alle Erörterungen außer einer würdigen Totenklage für unstatthaft.

Die Mutter gab zu allen Gesprächen nur ein paar äußerlich freundliche unverbindliche Worte — sie war nicht imstande, sich in diesen Stunden mit fernliegenden Dingen, und wäre es die eigne Zukunft, zu beschäftigen. Es war nur gut, daß es unausgesetzt zu tun und zu sorgen gab, da gewann wenigstens die eine schreckliche Vorstellung nicht Macht über sie. —

Nun war es so weit. Die Träger hoben den Sarg und trugen ihn die Treppe herunter. Das kleine tölpische Dienstmädchen, das im Türrahmen zum Nebenzimmer stand, brach in ein wildes, undiszipliniertes Schluchzen aus. Die Angehörigen bewahrten ihre Fassung.

Das Gefolge ordnete sich, die Töchter wollten mit auf den nahegelegenen Friedhof fahren, Frau Marlene hatte es auch beabsichtigt, aber es ging über ihre Kräfte, ein Schwindel sank auf ihre Augen. Doch ihr Wille bezwang den Anfall, sie beruhigte die Kinder und drängte auch Felizitas zum Gehen. Die Schwiegertochter äußerte die Vermutung, daß der Mutter eine Stunde des Alleinseins und der Ruhe wahrscheinlich sehr gut täte. So gingen sie denn. Auch das von Neugier getriebene kleine Dienstmädchen ließ sich nicht zurückhalten.

Frau Marlene war zum erstenmal allein seit der furchtbaren Stunde, als sie den Mann, den sie jetzt zu seiner letzten Ruhe geleiteten, tot in seinem Bett gefunden hatten. Sie war gerade für ein paar Augenblicke auf dem Diwan im Nebenzimmer eingeschlafen, ermattet von der Pflege des unaufhörlich unzufriedenen Kranken.

Inzwischen mußte es geschehen sein.

Entsetzen drang jäh von diesem Totenlager zu ihr, aber sie schrie nicht auf. Es war ihr furchtbar, die gebrochenen Augen zu sehen, die Augen, vor denen sie ein halbes Leben in einer gewissen bangen Furcht gelebt. Unmöglich war es ihr, die Lider zuzudrücken — ihre Hand bebte zurück.

Da deckte sie ein leichtes seidenes Tuch über das erstarrte Gesicht. Und als sie es nicht mehr sah, verschwand das Entsetzen, und eine Empfindung wurde in ihr lebendig, wie sie ein aus langer dumpfer Haft Befreiter haben muß. Sie hätte vor sich selbst zurückschaudern mögen, aber der eine Gedanke ließ sich nicht verjagen: der Tote da ist für dich erledigt.

Es war ihr, als lösche dieser Gedanke all die Jahre treuer Pflichterfüllung aus, als stemple er das Leben neben diesem Manne zu einer Lüge. Er mußte, niedergedrückt, schon lange unter der Schwelle ihres Bewußtseins geschlummert haben. Und dieser Gedanke wälzte eine Last auf ihre Seele, schwerer, als der Alltag sie Jahre hindurch in kleinen Bausteinen angehäuft hatte.

Frau Marlene hatte es verlernt, über sich nachzudenken. Sie hielt ihr Frauenschicksal für erfüllt und hoffte nichts mehr. Nun forschte sie in den Untergründen ihrer Seele. Aber es war ihr unmöglich, über das innere Erlebnis am Bette hinwegzukommen. Der Schlaf wich von ihrem Lager, mit bangen wachen Augen lag sie da.

Was sollte werden — keinem ihrer Kinder konnte sie sich anvertrauen, auch Felizitas nicht, die von eignem Leid völlig erfüllt war. Die andern hatte ihre Lebensrichtung ganz auf die Seite des Vaters geführt, sie waren ihr fremd geworden, als sie das Haus verließen. Es mochte wohl auch an ihr gelegen haben, daß die Seelen ihr entglitten.

Nein, diese Schuld, die Sünde dieses Gedankens mußte sie allein tragen. Einmal mußte sich doch der Weg zur Befreiung zeigen.

Die drei Tage hatte sie fern von der Wirklichkeit dahingelebt — alle Forderungen des Tags, die sie wie mechanisch erfüllte, erschienen ihr so unwesentlich.

Sie konnte die Ruhe auf der Chaiselongue nicht ertragen, rastlos irrte sie durch die Wohnung, deren Enge sie bedrückte.

Was sollte nur werden. Die Kinder mußten noch in den Nachmittagsstunden abreisen, sie hätte auch niemand zurückhalten mögen, selbst Felizitas nicht. Von außen konnte die Hilfe nicht kommen. Sie mußte versuchen, mit sich selbst fertig zu werden.

Nach einer Stunde kamen die Trauernden zurück. Es galt nun, die Mutter auf die Ankunft des Notars vorzubereiten, der das Testament verlesen wollte. Ueberraschungen konnte es wohl keine bieten, es hatte jedoch allen besser geschienen, die Eröffnung gleich vorzunehmen. Vielleicht war die Mutter doch imstande, irgendwelche Entschlüsse zu treffen, bei deren Ausführung man ihr behilflich sein konnte.

Frau Marlene nahm die Mitteilung mit einer Fassung auf, die allen außerordentlich erschien.

„Wenn wir nicht alle wüßten, wie sehr Mama an Vater gehangen, man möchte an ihrem Gefühl zweifeln," bemerkte leise die Mathematikprofessorin zu der Hofrätin.

„Ihre Liebe steht doch über allem Zweifel, und dann hat Mama den außerordentlichen Takt der Selbstdisziplin — sie läßt sich nicht gehen. Wir bei Hofe wissen das zu schätzen, meine gute Doris. Wenn ich an das Verhalten von Prinzessin Adelheid denke, als ihr Vetter, Durchlaucht Emil von der Köckeritzer Linie, mit dem Auto verunglückte, sich das Bein brach und dabei noch Munga, den Lieblingsseidenspitz Ihrer Durchlaucht, überfuhr. Es war viel Unglück auf einmal — wie erhaben hat es Prinzessin Adelheid getragen — sie ist eben allen ein vielbewundertes Vorbild. Aber gute Doris, ich merke gerade, daß die Mama es übersieht, für einen kleinen Imbiß Sorge zu tragen, man müßte dem Notar doch ein Glas Wein vorsetzen —

du bist die Tochter des Hauses, willst du nicht vielleicht —"

Das Eintreffen des Notars verzögerte sich etwas. Der Hofrat wurde schon unruhig, da er um einen Anschluß in Nordhausen ängstlich Sorge trug. Sein allerhöchster Herr hätte ihn ungern länger vermißt, als unbedingt nötig war.

Endlich erschien er, ein älterer, zugeknöpfter Mann, der das Vertrauen seiner Klienten in hohem Maße verdiente — er war von einer absoluten Verschwiegenheit.

Die Familie versammelte sich in dem kleinen Wohnzimmer. Die Hofrätin legte in ihr Gesicht einen Zug von gerührter Zustimmung — was konnte der letzte Wille Besonderes bringen? Das kleine im Hause ruhende Vermögen stammte von der Mutter, wie alle wußten. Niemand würde daran denken, ihr einen Pfennig streitig zu machen.

Felizitas hatte sich neben die Mutter auf das Sofa gesetzt und hielt ihre Hand. Es ängstigte sie, daß sich der starre ferne Zug in den müden Augen nicht verändern wollte.

Die Verlesung nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Das Testament war ordnungsgemäß vor zwölf Jahren abgefaßt, als sich Frau Marlene nach einem heftigen typhösen Fieber sehr langsam erholte und der Arzt bei ihrer geringen Lebensenergie ernstlich für sie fürchtete. Der Rechnungsrat hatte, obwohl selbst ohne Vermögen, ein Testament auf Gegenseitigkeit gefordert, und sie erfüllte den nachdrücklich geäußerten Wunsch ohne viel Widerstreben.

Der Notar machte eine Pause, ehe er fortfuhr: „Wie Sie alle wissen, hat mich der Verstorbene mit seinem ganz besonderen Vertrauen beehrt. Es ist nicht meines Amts, an den Handlungen meiner Klienten Kritik zu üben. Immerhin möchte ich betonen, bevor ich die Höhe der Nachlaßsumme nenne, daß es die strikte Forderung des Verstorbenen war, in jedem Falle, auch den nächsten Angehörigen gegenüber, Geheimnis zu bewahren."

Die Söhne blickten interessiert, und in das Gesicht der Hofrätin trat ein gespannter Zug. Das klang ja ganz abenteuerlich, welche Wichtigkeit der alte Rechnungsrat seinen paar Groschen beigelegt hatte!

„Die Nachlaßsumme, deren alleinige Erbin nach vorliegendem Testament Frau Geheime Rechnungsrat Marlene Rockstroh, geborene van Rhyn ist, beträgt einschließlich der letzten Quartalszinsen zweihundertdreiundachtzigtausend Mark. Die Papiere —"

Der Notar hielt inne, so stark war die Bewegung, die durch den kleinen Kreis ging.

Zweihundertdreiundachtzigtausend Mark!

Die Geschwister sahen einander zweifelnd an. In das Gesicht der Hofrätin trat vor Staunen ein stupider Zug, und im Gehirn des Mathematikprofessors jagten Rechenexempel.

Frau Marlenes Antlitz rötete sich, ihre weitgeöffneten Augen wurden dunkel, und ihre Hände strafften sich.

„Herr Rechtsanwalt, zweihundertdreiundachtzigtausend Mark — das kann nicht sein. Sie müssen irren —"

„Meine verehrte Frau Geheimrat, ich begreife Ihr Staunen nicht — war es denn nicht Ihr Wunsch, daß die Zinsen immer wieder zum Kapital geschlagen wurden?"

„Verzeihen Sie — ich bin ja so weltfern und fremd allen Geschäften, solche Summen sind mir unerklärlich — was ist das für ein Geld?"

„Nun doch die beiden großen Gewinne, die auf die Lose aus dem Nachlaß Ihres Onkels Sebald van Rhyn fielen; darüber müssen Sie doch orientiert sein!"

„Ich — ich — o nein, darüber war ich nicht orientiert —" ihre Stimme klang hell und schneidend.

Die Kinder kamen allmählich von ihrem Staunen zu sich; nein, so ein Vater, dieser Geheimniskrämer, und diese Sparsamkeit — es war rührend. Und diese Gabe zu schweigen — für die Seinen hatte er gespart, es war ein so tiefer Zug seines Wesens. Oh, wie konnten sie stolz auf den lieben wunderlichen Herrn sein. Bei aller Sparsamkeit hatten sich die Alten am Ende nichts abgehen lassen, die Pension, von der sie gelebt, war doch recht nett gewesen, und zweimal hatten sie sogar eine Sommerfrische irgendwo auf dem Lande gehabt.

Zweihundertdreiundachtzigtausend Mark! Da war ja die gute Mama mit einem Male eine Kapitalistin geworden!

Der Notar gab das korrekt abgefaßte Testament dem Sohne zur Einsicht und verabschiedete sich dann. Er hatte scharfe kluge Augen und ahnte etwas von verborgenen Kämpfen der stillen ernsten Frau.

Als die Familie unter sich war, konnten die Hofrätin und der Mathematikprofessor nicht genug Worte des Lobes finden. Die Hofrätin empfahl der nun im Wert beträchtlich gestiegenen Schwiegermama die kleine waldumrauschte Residenz dringend als köstlichen Erholungsaufenthalt. Dem Professor fiel es ein, daß die freundlichen Giebelstuben vorläufig doch noch nicht so dringend gebraucht würden, auch wußte er viel von den Reizen seines Obstgärtchens zu erzählen. Der Hofrat, der sehr zum Aufbruch drängte, verhieß sein baldiges Wiederkommen zur Uebernahme der geschäftlichen Angelegenheiten, denn die arme Mama könne sich mit so fernliegenden Dingen doch nicht befassen. Die Hofrätin erklärte sich nach rascher Ueberlegung zu dem ungeheuern Opfer bereit, das Wiedersehen mit Prinzessin Adelheid noch einige Tage hinauszuschieben, aber die Mutter lehnte das Anerbieten mit ruhiger Bestimmtheit ab und bat, daß man auf sie keinerlei Rücksicht nehmen möge. Ihr war zumute wie einem Menschen, der aus langem, schwerem Traum jäh geweckt wurde und noch nicht ganz zum Bewußtsein der Wirklichkeit gelangte.

Beim Durcheinander des Abschieds hielt sie ihre Tochter Felizitas einen Augenblick zurück.

„Kind, du sollst nicht in fruchtlosen Kämpfen stehen und verbluten — geht es über deine Kraft, so kehrst du zu mir zurück.“

„Ich habe mich so geängstigt, Mutter, um dich — drückt dich die Trauer so zu Boden?“

„Ich kann selbst dir noch keine Antwort geben, Liebling — ich brauche Zeit, um mit den Dingen, die mich bedrängen, fertig zu werden — ich sehe aber jetzt einen Weg, fahr nur unbesorgt.“

Die Mathematikprofessorin borgte sich von der Hofrätin noch im Augenblick der Abfahrt ein frisches Taschentuch, da sie die ihren angeblich sämtlich zuunterst in ihren Koffer gelegt habe. Die Hofrätin verabfolgte das Gewünschte mit einer sehr spitzen Bemerkung, die auf die Ordnungsliebe der Mathematikprofessorin kein vorteilhaftes Licht goß. Daran hätte sich leicht ein erbittertes Wortgefecht knüpfen können, wenn nicht das Dienstmädchen die Wagen gemeldet hätte. Die Hofrätin riet der Schwiegermutter noch im letzten Augenblick zu „Puro“, in Rotwein zu nehmen, das ihr nach Nervenkrisen immer so sehr gut getan hätte. Beim Abschiednehmen fühlte Frau Marlene deutlich, daß das Wohlwollen der Ihren um mehrere Grade gestiegen war.

In den Stuben war noch ein fader, süßlicher Geruch von welkenden Blumen und schwelenden Kerzen zurückgeblieben, der sie unsäglich irritierte. Sie zog die Vorhänge zurück und öffnete die Fenster weit — da lachte ihr blau und golden der schönste Frühlingsnachmittag entgegen. Ganz nah ans Fenster, mitten in die leuchtende Sonne hinein rückte sie ihren Sessel.

Licht und Wärme belebten sie, und draußen war die Freiheit — Gott, die Freiheit! Sie hätte die Arme ausbreiten mögen und fand doch nicht den Mut vor sich selbst.

Was sollte ihr auch die Freiheit, da sie eine alte Frau war und alle Träume zu Ende geträumt sein mußten.

Ohne Schönheit, ohne Licht war ihr Leben an der Seite des Toten dahingeflossen. Was nur hatte sie veranlaßt, gerade diesen Mann zu wählen — sie wußte es selbst nicht — das Drängen der Eltern, vage Wünsche, Unkenntnis des Lebens und sein Wille, der sie so seltsam gezwungen hatte. Sie war bald still neben ihm geworden, eine wunschlose Pflichterfüllerin, die völlig in den Sorgen um den Haushalt aufzugehen schien. Er hatte eine kaum zu ertragende Art, wenn ihm etwas mißfiel. Nicht daß er Szenen gemacht hätte, aber tagelang ging er schweigend mit zusammengekniffenen Lippen im Hause umher.

Dieses Schweigen hatte sie namenlos gemartert, und sie tat alles, um ihn zufriedenzustellen.

Das Leben im Hause wurde ganz nach seinem Willen gestaltet, überall Beengung, unliebenswürdige Sparsamkeit — daneben natürlich Heimlichkeit und Vertuschen. Um den Ausgabeetat nicht zu belasten, hatte sie sich Jahre hindurch

ohne Dienstboten beholfen, Lektüre, selbst Spaziergänge hatte sie aufgegeben.

Als die Kinder in den ersten Entwicklungsjahren standen, war ihr Leben ja völlig ausgefüllt, aber die Heranwachsenden entfremdeten sich ihr — das kam alles so ruhig und still, kaum merkbar entglitten ihr Herzen, an denen sie das Besitzrecht niemals hätte aufgeben dürfen. Wenn sie jetzt darüber nachdachte — immer war es der Mann, der zwischen ihr und einer Freude, einer berechtigten Wunscherfüllung gestanden.

Felizitas, ja die — wenn sie die nicht gehabt hätte! Das zarte, feine Geschöpf war auch innerlich von ihrem Blute. Hier hatte der Mann vergebens sein aus unbewußter Gegnerschaft geborenes Entfremdungswerk versucht. Vielleicht hatte er darum seine Jüngste nie recht mögen.

Einmal, als die beiden älteren Kinder schon längst aus dem Hause waren und dem Wunsch und Willen des Vaters entsprechend geheiratet hatten, war ein Schimmer von fernem Glück in ihr Leben gefallen, als Frederik Thurau, der eigenartige, tief begabte Maler, von der zarten Schönheit der jüngsten Tochter angelockt, ins Haus kam.

Er hatte eine unendlich feine Natur, seine Anwesenheit genügte, um Farbe in die Nüchternheit dieses Heims zu bringen.

Es traf sich gut, daß sich der Geheime Rechnungsrat zu einer Karlsbader Kur entschlossen hatte.

Voll Staunen und Verwunderung blickte sie in Lande der Schönheit, deren Wunder sie niemals geahnt hatte. Quellen regten sich in nie geöffneten Herzenskammern. Sie war ja selbst von so feiner Art, daß sie von der leisesten Schwingung berührt wurde, sie kam ihm in Gesprächen oft auf halbem Wege entgegen. Eine Bemerkung von ihm hatte sie besonders tief berührt:

„In Ihnen ist eine gefangene Schönheit, deren weiße Schwingen an einem starken Drahtnetz gebrochen sind.“

Er schätzte die stille Frau außerordentlich, und Felizitas erfreute sich der Verehrung, die er der Mutter zollte.

Sie machten gemeinsame Spaziergänge — das Wesen der Landschaft enthüllte sich ihnen unter seiner Führung — die Reize der wechselnden Beleuchtung, die Flächenwirkungen der Felder, der Zusammenklang der Farbwerte offenbarten ihren Zauber. Es war, als ob sie zum zweiten Male sehen lernten. Sie war wohl keine gute Mutter im üblichen Sinne, nie berührte sie Fragen, die auf Gestaltung der Zukunft Bezug hatten — es war ihr, als müsse damit etwas von dem Schmetterlingsstaub verloren gehen.

Frederik Thurau schwieg, ihm waren die Wochen, die er den beiden weltfremden Frauen, der alten und der jungen, widmete, ein holdes Träumen.

Wieviel Bitterkeit brachte das Erwachen!

Der Rechnungsrat kehrte gesundet zurück. Ihm war der Mann unsympathisch, seine Stellung im Kunstmarkt nicht fest genug gegründet, und er zerstörte ohne viele Worte, aber sicher, die zarten Fäden, die sich angesponnen. Felizitas war noch zu jung, um zu widerstreben, ihre Empfindungen lagen auch noch in der Knospe. Das Schicksal hatte sich gegen sie gewandt. Bald nach einer Unterredung mit Frederik, die Frau Marlene der Zaghaften ein wenig Mut und Vertrauen gegeben, war der junge Künstler an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt, die den körperlich nicht allzu Kräftigen an den Rand des Grabes brachte. Seine geringen Mittel erschwerten ihm die Wiederherstellung. Freunde schafften ihn schließlich nach dem Süden, wo er noch weilte, von Lebenssorgen bedrängt. Sie selbst war so machtlos gewesen, wie wenig hatte sie dem Leidenden geben können. Und sie hätte die Mittel gehabt, den schönsten Wunsch ihres Lebens erfüllt zu sehen. Schändlich, schmählich war sie darum betrogen.

Frau Marlene sprang auf, ein starker Haß wogte in ihr empor, Haß gegen den Toten, der ihrem Leben Licht und Glanz genommen.

Nie hatte sie so empfunden, wie in diesem Augenblick. Und da ward es ihr klar, nie hatte sie den Mann geliebt, neben dem sie durch dreißig Jahre als Weib gelebt hatte.

Alle Opfer, deren sie sich so deutlich bewußt war, wären keine Opfer gewesen, hätte sie ihn geliebt.

Warum war sie so jämmerlich feig gewesen in den langen Jahren — an der eignen Feigheit war sie gescheitert, und was schmerzlicher war, auch das Lebensglück ihres liebsten Kindes. Sie hätte



Reigen. Nach einem Gemälde von Josef Weiser

sich widersetzen müssen, als die weich Geartete mit dem noch nicht in Blüte stehenden Gefühlsleben sich zur Ehe mit dem glänzenden Kavalier drängen ließ, dessen Leere sie, die Mutter, instinktiv ahnte.

Frau Marlene lächelte bitter, im letzten Sinne trug sie ja selbst die Schuld, daß sie nicht den Mut zu einem eignen Leben gefunden hatte. Die bange Scheu vor allen Leuten, vor offenem Widerstand war eine Schwäche, die sie jetzt mit allen Bitternissen büßen mußte.

Und sie hätte Anrecht und Möglichkeit gehabt, die Hände nach Schönheit und ein wenig Freude auszustrecken. Nun waren die Tore geöffnet, da es zu spät war. Aber mußte es denn zu spät sein! War sie denn wirklich so verbraucht und zermürbt, daß sie selbst jetzt nicht die Kraft zu einem Entschlusse finden konnte?

Der Gedanke, nach den Erkenntnissen dieser letzten Tage als kleine Familienmutter dahinzuleben, erschien ihr unausführbar. Wo aber lagen noch Möglichkeiten für sie, gealtert, verblüht, wie sie war. Hatte sie überhaupt noch die Kraft, nach neuen Wegen zu suchen?

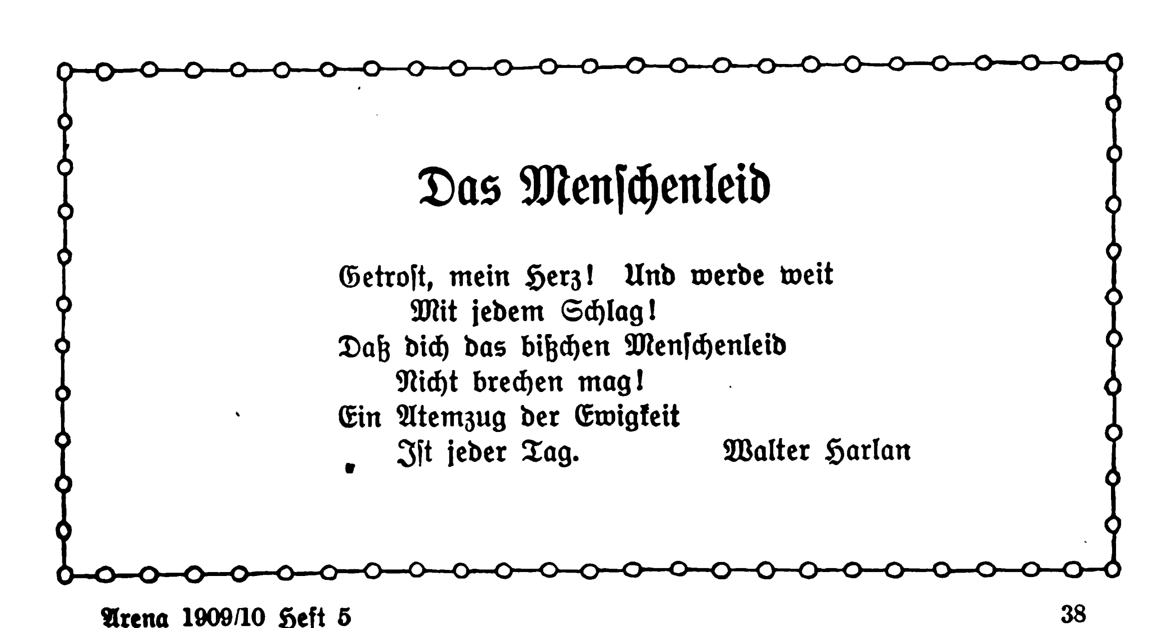
— — — Die Sonne war im Westen gesunken, roter Widerschein machte das stumpfe Grau der alten gotischen Kirche so ungemein lebensvoll, die Krone eines jung begrünten Baumes ragte über irgendeine Gartenmauer hinweg, und an dem weiten klaren Lichtblau schwammen zartrosige Wölkchen.

Es war der seeleneinsamen Frau, als fiele von der Rosenglut der scheidenden Sonne auch ein wenig in ihr Herz. Das gehörte ihr, die Schönheit da draußen, die Natur und die Kunst, all die unentdeckten Lande, all die Sehnsucht, die denn doch der graueste Alltag nicht ganz hatte ersticken können.

Es stand mit einem Male in ihr fest: fort wollte sie, in unbekannten Landen eine Heimat suchen oder zum wenigsten Schätze sammeln für die Jahre des Ausruhens. Auf das Urteil der Welt konnte sie keine Rücksicht nehmen — welcher Welt auch, sie hatte ihrer Umgebung innerlich niemals angehört. Die Kinder hatten ja alle ihr eignes Leben, sie würden sich darin finden müssen, und Felizitas sollte wieder die ihre werden. Und plötzlich in Gedanken an Frederik Thurau überkam sie die Seligkeit, die in der Macht zum Helfen liegt — er stand, wie sie wohl wußte, noch immer im Kampf mit widrigen Geschicken. Ihre mütterlichen Empfindungen waren von Anfang an um den Jüngling geschlossen — wie beglückend war nun der Gedanke, seiner Kunst die Bahn freizumachen.

Eine feine Röte trat in ihr Gesicht, und ihre Augen verloren die Mattigkeit.

Das Leben, wie es die Leute verstanden, war mit Erfüllung der gewöhnlichen Frauenschicksale so gut wie vorbei, in ihr aber tauchte schüchtern eine Ahnung auf, daß ihr wahres eignes Leben nun erst beginnen würde.



Das Menschenleid

Getrost, mein Herz! Und werde weit
Mit jedem Schlag!
Daß dich das bißchen Menschenleid
Nicht brechen mag!
Ein Atemzug der Ewigkeit
Ist jeder Tag.

Walter Harlan

Gedichte von Walther Unus

Imperium romanum

„Jagen, Baden, Spielen, Lachen —
Das ist Leben.“ — Diese Worte
hat ein Römerjunge einst,
müßig wartend eingegraben
in des Marktes Marmorfließen
einer Stadt in Tripolis.
Eines Fessanrosses Huf
scharrte jüngst sie ungeduldig
aus dem tiefen Sande vor.
Damals in den Wandelhallen
schritten Römer würdensicher,
Priester, Händler, Rechtsanwälte,
eifrig redend und behäbig,
Frauen, Kinder und des Marktes
wildes Toben — alle, alles
wie für ewig wohl geborgen
unterm immerscharfen Schwerte
und gerechtem Arme Romas
in der Wüste goldnem Ring.
Und der Junge, unbekümmert
um den Lärm, gräbt mit dem Messer,
bis die Freunde ihn zum Spiel
wieder holen, diese Worte
in den breiten Marmor ein:
„Jagen, Baden, Spielen, Lachen —
Das ist Leben.“

Die toten Tage

Die Tage sind wie Schwestern;
Mit stillgeduld'gem Sinn
Geht immer Heut zu Gestern
Und Ehegestern hin.

In Dämmerhallen sitzen
Sie stumm in langen Reihn,
In bleiche Tafeln ritzen
Sie ihre Taten ein.

Nun ward ihr Wort unhörbar,
Das einst so laut geklirrt,
Das ewig unzerstörbar
Und doch — vergessen wird.

Und immer wieder lesen
Sie leise lächend nach,
Wie herrlich sie gewesen,
Bis ihre Stunde sprach.

Und jeden Abend hellt sich
Das Tor zur ew'gen Ruh,
Und jedesmal gesellt sich
Die Jüngste ihnen zu.



Café-Genies. Karikatur der Lustigen Blätter

Die Phrase der Bohème

Von

Alfred Gold

(Hierzu sieben Abbildungen)

Wenn die Dinge für die Phrase reif werden, eignen sie sich füglich zu einem Stoff für die Bühne, zu dem man Musik macht. Was ist die Bohème heute? Eine Puccinische Oper. Mit geschichtlich koketten Dekorationen und Kleidern, mit orchestriertem Ausdruck im Sprechen und Denken, mit einem Duft, der aus der Kulisse kommt. Dieselbe Bohème, die doch einst die Welt eines Dichters, Henri Murgers, war! Man sieht ein Stück gemalten Prospekts, eine Art farbigen Abendhimmels, ein Schwelgen in des Unglücks Empfindsamkeiten, und man weiß, daß das Theaterwerk ist.

Forschende Neugier erwacht da in uns. Schärfer blickend denkt man an den wirklichen Murger und an seinen schönen Roman, welcher der Bohème erst den Namen gab, an seine Zeit, seine Modelle. Illusionslos fragt man sich: Was ist denn überhaupt jemals an diesen nach Dichterart idealisierten Figuren das Menschliche, Richtige, Reale gewesen? Wenn wir in ihrem opernhaften Nachruhm heute die Phrase verspüren, ist sie nicht vielleicht immer und notwendig schon in der Bohème von einst, und mehr allerdings noch in der von heute erkennbar?

Einer Kritik, die sich vor solcher Untersuchung einer psychologischen, psychologisch aber fragwürdigen Erscheinung nicht scheut, möchte ich Ausdruck geben. Mit dieser Kritik steht es wie mit allen Kritiken. Man kann sich zu ihr gedrängt fühlen aus Neigung, aus liebevollem Interesse am Gegenstand, den man sezieren möchte, aber man kann sie auch aus aufrichtigem Mißtrauen aufstellen, und ich für meine Person — ich traue dem langlockigen und fingernägligen Geniestruwwelpeter, der sich als Bohème gibt, nicht unbedingt mehr zu, als dem sonst üblichen mitteleuropäischen Vertreter der Gattung Mensch. Das Gegenteil vielmehr sei hier eingestanden. Durch irgend etwas verletzt — dahingestellt sei noch, was — stehe ich dem Bohème (der sich übrigens nur in Deutschland und unrichtig-französisch „Bohémien" nennt) vor allem dann ungläubig gegenüber, wenn er diesen Geusennamen bewußt und stolz für sich selber in Anspruch nimmt. Wo ich seine Spuren entdecke, finde ich stets die blütenlose Pflanze der Phrase. Ich wittere sie mindestens. Wenn sie aus der Romantik der Großväterzeit dem Scheine nach blumig und duftig, anmutig-witzig, schelmisch aufsteigt, so fehlt ihr für unsre Gegenwart auch dieser Hauch, dieser Schein, und wo mancher Schwärmer immer vielleicht noch Mimi, die poetische Näherin, zu finden vermeint, findet er in der nüchternen Wirklichkeit heut eine Mimi, die keineswegs nähen kann — das erkennt man genau — und die auch nicht poetisch geblieben ist.

Problematisch zumindest ist das ganze



Sidonie. Illustration von Fr. Bayros zu Murgers „Bohème“ (Insel-Verl., Leipzig)

Bohèmetum. Problematisch eben vor allem darin, daß es von der Vergangenheit her einen Schimmer annimmt, den es nicht hat. Theaterhaft kleidet es sich in eine malerische Art Tradition, in eine Romantik, in den Glanz eines Opernstoffs mit oder ohne Musik, und erst wenn man ganz nahe zusieht, entdeckt man in dieser Vergoldung den Kern, der so nüchtern ist. Und eben dann wird man von seiner Gegenwart aus argwöhnisch zugleich gegen die Vergangenheit der Bohème und ihre Geschichte.

Ihre Geschichte freilich hat sie ja nun schon, zumindest ist sie ihr von systemliebenden Schriftstellern gründlich, gewissenhaft, nach Epochen beglaubigt worden, und für Berlin etwa sollte danach das Bohèmetum mit den nächtlichen Wirtshausbesuchen E. T. A. Hoffmanns und seines Freundes Devrient anfangen. Seltsam. Mit dem Dichter und Kammergerichtsrat, der ein kurzes Leben voll gedrungenster Arbeit, voll ernstester Tätigkeit und Anteilnahme an den Fortschritten des Staates verbringt, und mit dem königlichen Schauspieler, der mit vollen Händen die Ernte ausstreut, die ihm aus höchsten künstlerischen Leistungen und Wirkungen aufwuchs. Die beiden liebten es, nächtens im Weinkeller zu sitzen, vielleicht weil sie abgespannt waren und ablenkungsbedürftig, vielleicht weil sie an Schlafmangel litten. Zechbrüder waren sie beide. Ist das nun wirklich Bohème? Ist jeder Trinker es, der aus der Kneipe den Weg nach Hause nicht findet? Ist der romantische Schwärmer, wie ihn zur Hoffmann- und Devrientzeit gerade das trockene Berlin in seltsamen Spielarten züchtete, ist der an sich schon Bohème? Ist ferner der politische Revolutionär immer Bohème? Ist es anderseits auch der verzweifelte Menschenfeind, der Libertin immer?

Fragen, die alle nach Antwort verlangen würden. Fragen, die allzu berechtigt sind, wenn man nun einmal dieses heikle Thema berührt, und die um so stärker sich aufdrängen, je weniger der Geschichtschreiber der Bohème sie beachtet. Der Schriftsteller J. Bab beispielsweise, der in seiner Broschüre über die Bohème in Berlin, auf die ich anspielte, gerecht und gewissenhaft sein möchte, geht gerade auf das Eigentliche der Erscheinung, auf ihre seelische Voraussetzung, ihre Begrenzung nicht ein. Dazu ist er zu vertrauensvoll-materialfreudig, zu gläubig, zu geschichtschreiberisch eben.

Ganz ohne Vorurteil aber müßte man, ehe man Geschichte schreibt, zumindest dem Begriffe nach fragen: Was ist denn Bohème?

Wörtlich im Sinne der französischen Sprache Zigeunertum. Zigeuner sein aber heißt Paria sein, heißt Heimatlosigkeit, Armut, Elend. Der Zigeuner ist ein Hungernder oder ein Bettler. Ein Geduldeter bestenfalls. Ein zur Erniedrigung oder zum Verbrechen Verdammter.

Der Zigeuner hat freilich auch seinen Stolz, seinen Trotz, ja sein Siegerbewußtsein diesem Leben gegenüber, dessen Knoten er durchhauen muß, da er ihn nicht zu lösen vermag. Er hat das Darben gelernt wie eine Kunst, deren Mittel man sich mit Meisterschaft aneignet. Der Zigeuner ist der Virtuose des Mangels.

Er ist der Held der Bedürfnislosigkeit, der Krösus an Entbehrungen, die er zu tragen gewöhnt ist. Der Zigeuner ist es, von dessen ganzer Sippe und dessen Brüdern das allgemein bekannte und berühmte Lied Nikolaus Lenaus sagt:

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Ein Bettler voll Bettlergleichmut, voll Trotz sogar, das ist der Zigeuner. Gerade das ist nun auch der Bohème, und das tragische Gewölk, in dessen Dunkel er lebt, kennt eben nur diesen einen zigeunerischen Glücksstrahl — die verächterische Gefaßtheit, den Stolz, der aus der Resignation kommt. So tritt das Bohèmetum uns ursprünglich entgegen. So taucht es in der Gesellschaftsgeschichte der Kulturländer auf. Noch liegt bei diesem ersten Auftreten die Phrase ihm fern, und seine Tragödie ist echt. Noch ist nichts Gewolltes, nichts Bewußtes, nichts Kokettes an ihm. Noch legt der Kunst- oder Literatur- oder auch bloße Bildungszigeuner sich nicht selbst seinen Spitznamen bei.

Seine erste Periode kann man das nennen. Auf sie folgt die zweite. Aus den von der Notdurft geborenen Lebensformen oder Formlosigkeiten macht eine folgende Zeit, die das schmerzlich Erquälte schon mit einer gewissen Routine überliefert bekommt, ein Programm. Der arme Teufel eines gebildeten Standes, der geistige Proletarier, der „Bohème wider Willen", hat sich in einen jüngeren entarteten Typus verwandelt, dem zu seinem Behagen schon vielleicht etwas fehlen würde, wenn ihm nicht die schnuppig-ruppige Weltanschauung des „Verbitterten", des „Ausgestoßenen" aufgedrängt würde. Aus einem natürlichen Schicksal ist eine Gesuchtheit geworden. An die Stelle des Zigeuners, der sein Kainszeichen am liebsten verbergen möchte, tritt eine Type, wenn nicht gar eine Maske. Der tragische Konflikt ist verraucht, und eine Tragikomödie bleibt bestenfalls übrig.

Das ist die natürliche Entwicklung, und das ist denn auch das geschichtliche Werden und der Verfall der Bohème, wenn man eine Erscheinung wie diese überhaupt in eine geschichtliche Tabelle einreihen kann. Aus dem Unglück erwächst



Bertha Czegka: Karikatur Peter Altenbergs. (Aus: „Schwarz und Weiß", Leipzig, Heinrich Blömer)

sie, in die Unwahrheit mündet sie ein. Philosophisch erträgt der kluge und gebildete Mensch, den die Gesellschaft nicht aufkommen läßt, seine Not, doch mit dieser Philosophie wird er in der nächsten Generation schon zum Gecken, wird er zum Dandy der Armut, zum Prahlhans der Abgerissenheit, und wenn er sich eben deshalb nun schon selbst und wohl auch gar selbstgefällig einen Bohème nennt, so hat er zum Ahnen jenen Schüler des Sokrates, zu dem der Meister gesagt haben soll: „Aus den Löchern deines Mantels, o Antisthenes, blickt deine — Eitelkeit!"

Zur Pose, so sieht man, neigt psychologisch und in die Pose verfällt schließlich die zigeunernde Menschenklasse. Ohne daß man das mit historischen Daten vielleicht einzeln belegen kann, kann man es feststellen; tut man es aber, dann ist

es allerdings fraglich, ob der Geschichtschreiber das Bohèmetum wirklich bedingungslos gleichsetzen wird dem mitternachtsulkigen Wirtshausspuk eines überarbeiteten Genies wie E. T. Hoffmann oder dem sozialistisch-arnachistischen, vormärzlichen Stammtisch eines L. Buhl und Max Stirner oder im weiteren Verlauf etwa den jüngstdeutschen Dichtern und Kritikern, die, wie man weiß, mit den Brüdern Hart in den achtziger Jahren in der Reichshauptstadt auftauchten und mit nachwachsenden Namen und weiteren Verwandlungen immer von neuem und immer wieder auftauchen. Nach üblicher Auffassung nennt man sie alle freilich, und gerade die Jüngsten der Jüngstdeutschen am ehesten, wirklich Bohème. Eine ganze Hierarchie eigner Weihen und Würden hat man über sie ausgebreitet. Strindberg und Przybyszewski zum Beispiel, die interessanten Ausländer, hat man zu Vertretern, ja zu Botschaftern einer Art Weltbürgerbohème bei ihren Gastspielen in Deutschland gemacht. Hartleben wurde als Gambrinus einer fidelen Unterabteilung der Richtung gerühmt. Vielleicht liegt in alledem etwas Berechtigtes. Auch daß die Gründer der einstmaligen „neuen Gemeinschaft", eben die beiden Hart, mit ihrer tändelnden Lebensphilosophie, die aller Erdenschwere entsagen wollte, und also mit richtigen Grundsätzen den Weg, der zur Bohème führt, gepflastert hatten, mag stimmen. Aber in Wirklichkeit sind sie alle, die hier Genannten und manch andrer, der mit ihnen berühmt wurde, doch nur Menschen, die mit dem Bohèmetum verkehrten. Sie grenzten an die Bohème. Letzten Endes aber trennten sie sich wieder von ihr, und so gewiß eben nur der Mitläufer aller Freizügigkeiten, der namenlose und dafür um so eitlere Mensch, der das Proletarierschicksal als ein Narrenkleid trägt, der „raté", so gewiß der allein im engeren und engsten Sinne zur Bohème gehört, so gewiß waren jene andern es nie.



Szene aus Murgers „Bohème"
Illustration von B. Gestwicki (Bücher des deutschen Hauses)

Spricht man von diesem Bohèmetum, das mit Recht seinen Namen trägt, dann fällt es freilich nicht schwer, zu erkennen, worin das Verstimmende liegt, das den Zeitgenossen solcher Erscheinungen abstößt. Zur Maskerade wird für den halbwegs Scharfblickenden das, was sich als Natürlichkeit und Gleichgültigkeit gibt. Zur Geckenhaftigkeit wird die Ungepflegtheit, die interessant werden möchte. Man denkt daran, wie einmal Goethe einen jungen Besucher, der durch die Barttracht auffallen wollte — denn die Geschichte ist launenhaft, und solche „modernen" Gesellen gab es schon damals —, wie Goethe den mit den Worten abtat: „Wer sich äußerlich nicht in die Sitte seiner Zeit fügt, der muß auch sonst etwas Schiefes im Kopfe haben." (Allerdings war Goethe für gewisse Herrschaften immer nur ein Philister.) Man denkt ferner daran, daß vom gutbürgerlichen Einklang unsrer heutigen westeuropäischen Tracht, wie man sie auch ästhetisch beurteilen mag, gerade der moderne Künstler, der ein Arbeiter voll konzentriertester Selbstzucht und nach außen ein Gentleman ist, sich am wenigsten ausschließen will, daß ein Edouard Manet zum Beispiel, der Gründer jener Impressionistenschule, die man ja auch einmal hätte für Bohème nehmen können, in Wirklichkeit noch korrekter als der korrekteste Mann der Gesellschaft gewesen ist, und zwar just um seines Künstlertums willen. Seelisch erscheint uns das völlig begreiflich, ja natürlich; denn es ist Keuschheit, und Keuschheit



Louis Corinth Bildnis Peter Hilles



„Mimi". Illustration von Fr. Bayros zu Murgers „Bohème" (Insel-Verl., Leipzig)

ist Künstlertum. Bohème aber verkündet mit lallender Zunge das Gegenteil solcher Regungen, und wenn das schon schlimm ist, so ist es doch das Schlimmste noch nicht: auch diese Verkündung ist bei ihr nicht ganz echt. Auch darin hat sie nur gerade ein Schlagwort. Ein Requisit bloß. Ein Stück Opernhaftigkeit mit oder ohne Musik von Puccini, das Zynismus und Empfindelei zu einer unklaren Mischung verbindet.

Die moderne Bohème fußt auf der Phrase, da eben ihr Dasein schon einen Anachronismus, ein Nachäffen gewesener Konflikte und ihrer Formen darstellt. Wo immer man sie anfaßt, läßt sie das merken. Sie hat sich zum Beispiel bei den Franzosen dadurch herausgebildet und fortgepflanzt, daß der arme oder der verbummelnde Student, in die tiefere Schichte herabsinkend, deren Kleidung und Sitten annimmt, halb sentimental, halb kokett, und daß er in späteren Zeiten, wenn er auch längst nicht mehr verbummelt und auch nicht einmal arm ist, eine leise Neigung dazu noch behält. In der Tat sieht man in Paris etwa die jungen Kunstschüler, die im Louvre kopieren, noch heute oft in den breiten Samthosen, mit den Joppen und den hellroten Halstüchern herumlaufen, die vielleicht früher einmal ein Stück trauriger Wirklichkeit darstellten. Heute handelt es sich um ein Kostüm, das man beim Schneider bestellt. Immerhin gibt es in Frankreich noch Fäden eines Zusammenhanges solch spielerischer Aeußerlichkeiten mit gewissen Seiten des Großstadtlebens. In Deutschland aber, und am meisten gerade in Norddeutschland, in Berlin, fehlt auch die bescheidenste Spur einer Beziehung zur Wirklichkeit; hier verbürgerlicht sich alles im Nu, was nur halbwegs zur literarischen oder künstlerischen Arbeit den Willen mitbringt, und die Bohème von Berlin, gerade die vor allem, ist nichts als ein scherzender, witzelnder Stammtisch, ein Dilettantenvergnügen, ein Amüsement für den Mitternachtskellner.

Man könnte solch eine Teilung nach Ländern, in denen die Bohème entstanden ist, auch noch weiter fortführen. In Frankreich hat die Bohème zweifellos ihre große Tradition noch am längsten gewahrt, da sind noch Verlaine und Artur Rimbaud Söhne des Elends gewesen und Opfer des Absinths und des Spittels geworden. Im Deutschland von heute hat die Bohème außer der tüchtigen Geschäftsgebarung angeblicher Kabaretts im Grunde nur noch Peter Hille zur Berühmtheit gebracht, und man verketzere uns, wenn man will, doch wir müssen bekennen: über Peter Hilles Bedeutung, so sehr man ihn selbst auch bemitleiden mochte, kann man verschiedener Ansicht sein. In Wien schließlich, um auch dieses zu nennen, hat die Bohème eine Art Scheinrenaissance im Kreise Peter Altenbergs kennen gelernt, der selbst aber um so vieles höher steht als das arme Getriebe um ihn, wie die feine nachdenkliche Grazie dessen, was seiner Feder entstammt, die Prosa der Schüttel- und Rüttelreimlyriker weit überragt, die in einer papierenen Wortwelt erstickt.

Man könnte am Ende, um dieses ganze zigeunernde Nachzüglertum zu kenn-

zeichnen, dem Phrasenschatz seiner Worte und Redensarten bis in das einzelne nachgehen. Hier sei es genug, auf ein Beispiel allein zu verweisen, und das ist das Schlagwort, das den Bohème zum Bohème ja erst macht, das Schlagwort vom Spießbürger. Von der Karikatur eines Spießbürgers, den er angeblich zu bekämpfen berufen ist, lebt der Bohème. Ohne die Lächerlichkeit des Philisters, dessen er zeitlebens spottet, wäre er berechtigungslos. Nun, gerade dieser Begriff, dieses Philistergespenst ist von allen Gespensterbegriffen, in die das Bohèmetum sich einspinnt, der unwahrste, künstlichste. An diesen Begriff knüpft sich ein Bild, das im Grunde nur ihn selbst, den Bohème, wirklich bloßstellt. Denn nur er allein sieht es immer noch nicht, was wir andern schon wissen, daß der „Spießbürger" von einst, von Anno Tobak, von dunnemals, daß der heute sich nur noch in der Posse und in der Possenerfindung herumtreibt. Wir andern, wir wissen, daß die Welt sich sozial längst geändert, gedreht hat. Der Philister in eben der Form, wie die Caféhausherrschaften ihn immer noch lästern, lebt heute im Zeitalter des Sports und der Technik, der Weltreisen und der Völkerwettstreite wirklich nicht in den großen und nicht einmal mehr in den kleinen Handels- und Industriestädten Deutschlands. Wir andern wissen das längst, bloß der Bohème weiß es nicht. Der Bohème sitzt an seinem Stammtisch und weiß überhaupt nichts vom Leben. Der Bohème lebt in einer Welt, die, sich zwischen den Polen der Phrase und der Pose bewegend, in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, darin grundverschieden vom Studenten, für den der Philister, so sehr die Zeit und mit ihr das Studententum ihren Entwicklungsgang genommen haben mag, immer noch ein faßbarer Begriff ist. Der Bohème ist das Geschöpf einer Vergangenheit, die mit keiner ihrer Voraussetzungen mehr in die Gegenwart hineinragt, weshalb es für ihn auch keine Zukunft gibt. Der Bohème fabelt und spöttelt noch immer von einem greulichen Erzspießer, den er vernichten will, und er ahnt nicht, daß es nur einen einzigen Typus noch gibt, der so veraltet ist, daß ihn das treffen könnte — ihn selbst.



Marcel und Murette. Illustration von B. Gestwicki zu Murgers „Aus dem Leben der Bohème" (Bücher des deutschen Hauses)

Dorfkirche im Regen. Von Hanns von Gumppenberg

In Bogensprüngen tanzt der Regen
Herab am steilen Kirchendach,
Und unter ihren leisen Schlägen
Wird ein verlornes Klingen wach:

Als sängen alle, die entschliefen,
Die einst sich mühten hier im Tal,
Versammelt in der Kirche Tiefen,
Andächtig den Choral!

Und schwerer fällt das Regenschauern,
Und deutlicher ertönt der Chor —
Und dichter hüllt die grauen Mauern
Des trüben Tages Trauerflor.



Murillo — Der Traum des Patriziers Johannes

Dem Schlafenden erschien die Jungfrau Maria mit dem Gebot, ihr zu Ehren an bestimmter Stelle eine Kirche zu bauen. Der ebenso fromme wie reiche Johannes berichtete diesen Traum dem Papst, worauf die Kirche Santa Maria ad nives in Rom erbaut wurde. Grundriß und Aufriß dieser Kirche sind in den Rahmen eingezeichnet

Ueber den Traum

Von

Dr. Carmers

(Hierzu sechs Abbildungen nach Gemälden)

Losgelöst von den Hemmungen, die der nüchterne Alltag dem Menschen auferlegt, gibt er sich im Schlafe ganz dem bunten Spiele seiner Träume hin. Das Traumland, das sich seinen Blicken erschließt, die Traumgestalten, unter denen er sich bewegt, erscheinen ihm als Gebilde der Wirklichkeit. Denn der Träumende weiß nicht, daß er träumt. Aus dem ruhenden Körper hat sich gleichsam ein zweites Ich freigemacht, in dem der Träumende sein Ebenbild erkennt. Längst Verstorbene, deren der Mensch sich kaum noch erinnerte, entsteigen ihren Grüften; Schatten kommen und gehen, der Träumende spricht mit ihnen und vernimmt ihre Stimmen, sieht sich mit ihnen in einen Strudel von Ereignissen hineingezogen, die sein Herz erheben oder ihn verzweifeln lassen.

Der moderne Mensch zeigt im großen ganzen wenig Interesse für das, was er im Traum erlebt. Meist wendet er sich nach dem Erwachen den reellen Dingen des Alltags zu. Er vergißt seine Träume, im Gegensatz zu den Urahnen des Menschengeschlechtes. Wenn der primitive Mensch aus seinen Träumen erwachte und sich die seltsamen Bilder vergegenwärtigte, die der Tag ihm genommen, mußte er nicht annehmen, daß die Wesen, welche ihn des Nachts umgaben, außerhalb des Lebens ständen? Mußten ihm die nächtlichen Schatten nicht der deutlichste Beweis für eine übersinnliche Welt sein? Religionen entstanden aus diesem Geisterglauben, der noch heute als einzige religiöse Aeußerung bei verschiedenen wilden Volksstämmen besteht.

Den Künstler ließen die Träume den Weg ahnen, den er wandeln müsse, um die Menschen zu seinen lichten Höhen zu führen. Er verlieh den Träumen seiner Seele Form und Inhalt als ein Träumender im Wachzustand. So wissen

wir von den Künstlern aller Zeiten, daß sie aus Träumen Inspirationen zu ihren Werken empfangen haben. Goethe hat die Ideen zu seinem „Prometheus" hauptsächlich aus Träumen geschöpft. Die Symbolisten unsrer Tage kehren sich ab von der grauen Nüchternheit des Alltags zu den seltsamen Rätseln des Traumes. Amerikas größter Romantiker, Edgar Allan Poe, widmete sein Buch „Heureka" „denen, die an Träume glauben, als das einzig Wirkliche".

In den Händen der Priester war der Traum eine mächtige Waffe, eine Mahnung zum Glauben an die Gottheit, die sich in den Träumen dem Menschen offenbarte. Weise Männer traten auf, die den Sinn der Träume auslegten. Sie standen im Altertum in hohem Ansehen. Man pilgerte zu ihnen bangen Herzens, um sein Schicksal zu erfahren. Daß dieser seltsame Beruf sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist bekannt. Zwar haben die Traumdeuter erheblich an Ansehen eingebüßt, dafür entschädigt sie vielfach der große Zulauf der Masse, die mit dem Gelde nicht kargt, wo es gilt, ihre abergläubische Neugierde zu befriedigen.

Die Forscher der Antike beschäftigten sich viel mit dem Problem des Traumes. Natürlich sind die Ergebnisse ihres Forschens stark von den religiösen Ansichten ihrer Zeit beeinflußt. Pythagoras meinte, daß die Träume von den Genien der Lüfte herrührten. Plato war der Ansicht, daß die Träume einen Ausblick in die Zukunft gestatteten. Die Neuplatoniker behaupteten, daß im Traum der Mensch gottähnlich sei und im Besitze überirdischer Kräfte. Das Mittelalter ist naturgemäß nicht frei von mystischen Anschauungen über den Traum. In unsern Tagen operieren die Okkultisten noch viel mit den Träumen und führen sie als schlagendsten Beweis für ihre Lehren an.

Die moderne Wissenschaft hat indes den Träumen jeden mystischen Beigeschmack genommen. Wenn wir ermüdet sind, tritt eine Herabsetzung der körperlichen wie seelischen Tätigkeiten ein. Die Muskulatur, die im Wachzustand ein steter Reiz, der vom Gehirn nach der Muskulatur geht, gespannt hält, entspannt sich. Der Stoffwechsel wird herabgesetzt. Die Körperwärme verringert sich; es tritt eine Verlangsamung des Pulses und der Atmung ein. Die Aufmerksamkeit erschlafft. Ein Ruhezustand überkommt uns, in dem unser Bewußtsein nur noch für gröbere Reize zugänglich ist. Hierher gehören jene Gedanken, die uns vor oder bei Beginn des Einschlafens besonders beschäftigt haben, oder Erinnerungen, die während des Einschlafens lebhaft in uns aufsteigen. Die Reize, die von außen kommen, bestehen zumeist in stärkeren Geräuschen. Im Anschluß an diese Reize assoziieren wir, doch fehlt diesen Assoziationen der Zielpunkt, der unser Denken im Wachsein in logischen Bahnen hält, die Assoziationen erscheinen zusammenhangslos. Einen Augenblick sind wir uns dessen noch bewußt, daß wir im Halbschlaf liegen — die Erschlaffung nimmt zu, die Aufmerksamkeit schwindet mehr und mehr. Wir beginnen die Kritik über unsern Zustand zu verlieren. Wir träumen, indem die Reize, die jetzt



Raffael — Jakobs Traum



Ed. Détaille — Der Traum des Napoleonischen Heeres

noch unser Bewußtsein treffen, meist eine Umdeutung erfahren.

Nehmen wir zum Beispiel an, es fällt im Zimmer ein Gegenstand zu Boden, so glauben wir unter Umständen einen Schuß fallen zu hören. Im Anschluß an diese Vorstellung tritt ein Bild auf, zum Beispiel ein Kampfplatz. Wir sehen das noch rauchende Geschütz, welches das Geschoß entsandte, feindliche Reiter tauchen auf. Wir sehen uns selbst unter den Kämpfenden und so weiter. Eine Reihe mehr oder weniger plastischer Bilder zieht an uns vorüber, die einer kinematographischen Aufnahme gleichen, denn wir träumen zumeist in Bildern. Verschiedene Versuche haben ergeben, daß der Reiz, der den Traum auslöst, zugleich das Ende eines ereignisreichen Traumes darstellen kann. Bleiben wir gleich bei dem oben angeführten Traume, so kann der fallende Gegenstand unter Umständen den Traum auslösen und zugleich beschließen, indem wir durch das Geräusch erwachen, nachdem zuvor innerhalb weniger Augenblicke Bild an Bild an uns vorübergeglitten, bis wir als letztes Traumereignis den Schuß fallen hören, der zugleich unsern Traum beendet.

Wir hätten somit einen vollständig logischen Traum vor uns, welcher der Wirklichkeit nahekommt, im Gegensatz zu jenen Träumen, die nur ein wirres Durcheinander von assoziativen Bildern und Geschehnissen darstellen. Je tiefer nun der Schlaf wird, um so mehr verblaßt der Traum. Die geistige und körperliche Erschlaffung nimmt immer mehr zu. Man nimmt an, daß wir nur bei Beginn des Einschlafens oder kurz vor dem Erwachen träumen, wenn unser Schlaf leicht ist, während der tiefe Schlaf traumlos verläuft.

Daß übrigens die physiologischen Veränderungen unsers Körpers im Schlaf als reizauslösend auf unsre Träume einwirken können, ist klar; so die Veränderung der Atmung, der Herztätigkeit, die chemische Veränderung des Blutes und so weiter.

So führt Lehmann in seinem Buche „Aberglaube und Zauberei“ den Traum des Fliegens auf eine freie Atmung zurück, während das Fallen oder Ausgleiten im

Traum durch Behinderung in der Blutzirkulation, zum Beispiel bei übereinandergeschlagenen Beinen, ausgelöst wird. Bei der Mannigfaltigkeit des Bewußtseinlebens des einzelnen ist es indes klar, daß gleiche Reize bei verschiedenen Menschen nicht gleiche Träume auszulösen brauchen, wenn dies auch vielfach zutrifft, während der gleiche Reiz beim einzelnen wohl meist denselben Traum bedingt.

Ich möchte hier den Traum eines fünfjährigen Jungen erwähnen, der eine Woche lang allnächtlich wiederkehrte. Der Kleine geriet dadurch in einen Zustand nervöser Angst und kämpfte schließlich mit aller Macht gegen das Einschlafen an, bis ihn die Müdigkeit übermannte und seinem häßlichen Traum von neuem Einlaß gewährte. Ihm träumte, ein sogenannter Orchestermann, wie sie sich seinerzeit vielfach auf Jahrmärkten produzierten, erschiene im Türrahmen, träte zu seinem Bettchen und stelle sich dann auf seinen Leib. Der Orchestermann verdrehte die Augen, schüttelte mit dem Kopf, daß die Glocken des Schellenbaumes auf seinem Helm erklangen, drehte, einer Gliederpuppe gleich, die Orgel, blies ab und zu in eine Trompete, die schauerlichen Weisen der Orgel begleitend. An seinem linken Ellbogen war ein Trommelschlegel befestigt, mit dem er die große Trommel auf seinem Rücken schlug. Die Tschinellen über der Trommel waren durch einen Draht mit dem rechten Fuße verbunden und wurden durch Heben und Senken des Absatzes dirigiert. Jedesmal, wenn der Orchestermann den Absatz senkte, traf er des Jungen Leib, der ängstlich jede Bewegung des sonderbaren Burschen verfolgte. Ein atembeklemmender Alp bedrückte ihn, bis er in Schweiß gebadet erwachte.

Kurz vor dem Auftreten dieser Träume hatte der Junge einen solchen Orchestermann auf dem Jahrmarkt gesehen. — Der wunderliche Musikant hatte auf den Kleinen einen großen Eindruck gemacht. Die kindliche Neugierde, die mit einem gruseligen Gefühl untermischt war, trieb den Jungen immer wieder nach dem Meßplatz zu dem Orchestermann. Er redete zu Hause viel von dem rätselhaften Mann. Zufälligerweise hatte er einige Tage später eine etwas schwerere Bettdecke bekommen. In derselben Nacht setzte der Traum ein. Er hatte vor dem Einschlafen an den Orchestermann gedacht und sich in kindlicher Furcht die Bettdecke über das Gesicht gezogen, so



Michelangelo (?) Der Traum des menschlichen Lebens



W. von Wodzinowski Künstlerträume

daß das untere schwerere Ende auf den Magen zu liegen kam, während das obere Ende der Decke die freie Atmung behinderte. So entstand der Traum, der sofort aussetzte, als man den Quell seines Entstehens erkannte, die Bettdecke vertauschte und nachsah, ob das Gesicht des Kleinen freilag.

Der rein physiologischen Erklärung der Träume ist in jüngster Zeit Freud entgegengetreten in seinen beiden Werken „Ueber den Traum" und „Die Traumdeutung". Es würde indes zu weit führen, hier auf die äußerst interessante Methode dieses Autors näher einzugehen, der den Zusammenhang der vielfach wirren Assoziationen unsrer Träume zu deuten versucht.

Es ist anzunehmen, daß alle Menschen träumen, wenn wir auch wiederholt Leute behaupten hören, daß sie stets traumlos schliefen. In diesen Fällen scheint das Interesse für den Traum zu fehlen, der nach dem Erwachen in Vergessenheit gerät, wenn wir unsre Aufmerksamkeit andern Dingen zuwenden. Oefters passiert es uns zwar, daß irgendein Ereignis, ein Wort uns während des Tages oder auch einige Zeit später an einen Traum erinnert, den wir sonst völlig vergessen hätten. Am häufigsten scheint der Mensch in den zwanziger Jahren zu träumen, während die Träume mit dem zunehmenden Alter abnehmen.

Der greise Mensch, bei dem die Erinnerungen mehr und mehr verblassen, träumt selten. Außerdem werden auftretende Träume bei der Gedächtnisschwäche meist völlig vergessen. Interessant sind die Beobachtungen Freuds über die Träume der Säuglinge, die alle den Charakter einer Wunscherfüllung tragen.

Verschiedene Beobachtungen haben ergeben, daß auch die Tiere träumen. Bekannt ist dies vor allem von den Hunden, die im Schlafe oft den Kopf wenden, laut bellen, die Beine bewegen, als verfolgten sie ein Wild und so weiter.

Der normale Mensch träumt meist von Dingen, die ihn im Alltagsleben beschäftigen und belanglos sind, wenn ihn

auch mitunter Träume unangenehmer Natur aus dem Schlafe schrecken.

Im Gegensatz dazu stehen die Träume der Nervösen. Der italienische Psychiater Sante de Sanctis gibt uns in seinem Werke „I Sogni“ darüber interessante Aufschlüsse. Wir treffen namentlich bei den Hysterischen, wie überhaupt bei den psychopathischen Persönlichkeiten zahlreiche von Grauen erfüllte bunte Träume, die in ihrer bizarren Tollheit den Träumen der Alkoholkranken nicht unähnlich sind. Dieselben dramatischen wilden Traumszenen wurden bei den Opiumisten, den Haschischrauchern, den Absinthtrinkern und Morphinisten festgestellt. Die Epileptiker haben im Traume vielfach schreckhafte Visionen von lodernden Flammen. Aus schwindelnder Höhe stürzen sie zu Tal, bis sie mit lautem Schrei aus dem Traum erwachen.

Der Wissenschaft, die dem Traumproblem zwar manche Unklarheit genommen, steht noch ein weites Arbeitsfeld auf diesem Gebiete offen, während die Mystik den Traum als eines ihrer Hauptrequisiten auch in Zukunft beibehalten wird.

Ueber die Ursachen aller dieser Erscheinungen wissen Aerzte soviel oder sowenig wie die Laien.

Sie wissen nur, daß es ein Selbstbetrug ist, wenn die passionierten Haschischesser behaupten, tückisches Klima und harte Arbeit vertrügen sich leichter nach dem Genuß des Traumgiftes. Wissen nur, daß die eine Rasse rascher den Wirkungen des Giftes unterliegt als die andre; daß der Rausch bei den Europäern schlimmere, gefährlichere Folgen hat als bei den Asiaten, die durch Generationen schon dem Laster frönen.

Alles, was Glück und Trost den Menschen bringt, ist eine kurze Steigerung ihrer Einbildungskraft, eine plötzliche Stärkung ihrer Phantasie. Der Weinrausch und das geniale Schaffen der Traum des Gesunden und die Haschischekstase, das Fieber und das Prophetentum haben der Berührungspunkte genug.



Raffael — Der Traum des Ritters



Feldmaus und Stadtmaus

Eine Weihnachtsgeschichte

von

Agnes Harder

Sie hatte es der Base fest versprochen, den heiligen Abend bei ihr zu verleben. Base Christine war Postfräulein auf einem kleinen Dorf in der Mark und konnte schwer ab, denn man muß bedenken, daß sie in Staatsdiensten war. Aber zur Beerdigung ihrer Tante war sie doch gekommen, so viel Familiengefühl hatte sie. Karoline hatte ihr dann das schwarze Kleid ein wenig ausgeputzt und etwas Flor um den Hut gesteckt, mit einem gewissen Schick, den sie daheim auf dem Dorf nicht kannten. Und die beiden alten Mädchen hatten alles besorgt, was zum Begräbnis nötig war, so gut es in ihren Kräften stand. Die zweite Tochter der Verstorbenen war in England verheiratet und kam doch nicht so weit her, nur Geld hatte sie geschickt. Das war vonnöten, denn in dem kleinen Haushalt, den Karoline mit ihrer Schneiderei vollständig erhielt, war es in der Zeit der Krankheit zuweilen knapp hergegangen.

Die Jüngste, die fünfundzwanzigjährige Lene, die fast noch wie ein Kind behandelt wurde, ließ man ruhig am Bett sitzen und weinen. Das Leben scheidet selbst die Maria- und die Marthanaturen. Und darin berührten sich die beiden Basen, die sonst wie die Stadtmaus und die Feldmaus nebeneinander hergelaufen waren, daß sie beide Marthanaturen waren von Grund ihres Herzens. Sie waren noch zusammen in den Konfirmandenunterricht gegangen. Und damals schon hatte Karoline auf die begeisterte Lobpreisung des stillen Pfarrers mit den himmelsichtigen Augen schüchtern die Hand erhoben und gesagt:

„Wenn nun aber alle Frauen wären wie Maria, müßte dann der Heiland nicht verhungern?“

Und das Leben hatte ihren Marthaberuf dann wirklich nötig gemacht. Sie schneiderte zwei Treppen hoch in dem anständigen Hinterhause des Ostens von Berlin, wo sie die feinere Kundschaft hatte, all die Frauen der Bäcker und Schlächter, die etwas draufgehen lassen konnten und an Putz nicht sparten, und die doch auf eine solide Naht hielten — und dazwischen auch die Fabrikmädchen, denen die solide Naht gleichgültiger war, und die Dienstmädchen, die ihre Sonntagausgehkleider geradeso haben wollten wie die Gnädigen.

Ja, es hatte immer zu tun gegeben in diesen Jahren. Und unzählige Füße, leichte und schwere, waren die Treppe zu ihr heraufgestiegen, um sich von der vorstädtischen Göttin Mode das Allerneueste liefern zu lassen. Ihre flinken Finger waren ihnen noch immer gerecht geworden. Nicht daß Lene, das Kind, nicht tüchtig geholfen hätte. Einen so eignen Saum nähte niemand wieder, und die schwierigsten Kräuselungen gingen unter den flinken Fingern hervor. Aber über der Arbeit hatten immer ein paar sehnsüchtige Augen geschwebt, Mariaaugen, die wollten sich am Totenbett der alten Mutter blind weinen.

Als Karoline dann die Base Christine auf die Bahn gebracht hatte, hatte sie ihr versprochen, Weihnachten zu ihr zu



Ein Gedicht

Nach einem Gemälde von Paul W. Ehrhardt



kommen. Und nun hielt sie ihr Wort. Es war wirklich ein Wunder, daß sie freigekommen war und daß ihre Hände und Augen ausgehalten bis zuletzt. Denn es hatten sich wohl alle Mädchen verschworen, neue Weihnachtskleider zu haben, und einen Ball gab es am dritten Feiertag auch, sogar einen verfrühten Maskenball, zu dem sie Schellen und Schleifen auf flittrige Röckchen zu nähen hatte. Aber dann war wirklich alles fertig geworden. Nur noch die Taillengarnitur für die anspruchsvolle Frau des Fuhrhalters blieb für Lenens Fingerchen. Die kam nicht mit. Sie zog für die paar Tage zu einer Freundin. Das hatte sie sich schon lange gewünscht.

Und nun stand Karoline mit ihrer Tasche auf dem Schlesischen Bahnhof und wartete auf den Zug, der sie in das gelobte Land des Friedens bringen sollte.

Von dem Frieden, den die Engel verkündigen, war an diesem Tage auf dem Schlesischen Bahnhof nichts zu merken. Karoline mit ihrer großen gestickten Reisetasche, dem Erbstück von Mutter, mit dem Messingschloß und dem Lederbügel, wurde hin und her geschoben und wußte kaum, wie sie in den Abteil der dritten Klasse des überfüllten Zuges kam. Sie konnte nicht durch die Fenster sehen, denn es regnete und sie waren beschlagen. Und so schloß sie ergeben die Augen, so müde und abgearbeitet war sie.

Aber als sie nach einer Stunde ausstieg, um die Kleinbahn zu benutzen, da sah die Welt anders aus. Es fror hier, und es hatte sogar ein wenig geschneit, hübsch weiß und sauber hatte sich alles gemacht. Die Leute, mit denen sie nun in der Kleinbahn durch die stille, feierliche Landschaft fuhr, flößten ihr nicht mehr Furcht ein. Sie fing sogar an, sich mit ihnen zu unterhalten, und nannte ihr Ziel, das kleine Dorf weitab am Walde, das nur eine Haltestelle hatte und das einmal ihre Heimat gewesen, als sie noch ein Kind war. Eine dicke, behäbige Frau, deren Körbe und Taschen gar nicht zugingen, sondern mit aufgesperrten Mäulern wie überfressene Riesenschlangen auf den Bänken umherlagen, sagte, in dem Dorf sei sie zu Hause, und ihr Postfräulein kenne sie natürlich. Das sei ein braves Mädchen. Wie die ihre Sache im Zug hätte, das könne einen verwundern.

Karolinens Herz schwoll vor Stolz. Und sie nahm dankbar von den belegten Butterbroten, die die Bauersfrau auswickelte.

„Sie sind schon von gestern," sagte sie. „Ich habe bei meinen Leuten in der Stadt übernachtet. Aber sie sind allemal noch kräftiger als die Brötchen, die es auf dem Bahnhof gibt. Nicht wahr, der Schinken schmeckt?"

Karoline nickte und biß in das dicke Brot.

„Ordentlich etwas Farbe bekommen Sie nun," meinte die Frau, ihr freundlich zunickend.

Es war aber nur die Anstrengung des Kauens, die das Blut in ihr Gesicht trieb. Denn der Schinken war gewiß gesund, aber hart war er auch.

Die Bauersfrau zog sich dann in die Ecke zurück, um ein Schläfchen zu machen. Karolinens Augen aber gingen über die beschneiten Felder, und in die Marthaaugen trat die Sehnsucht der Maria. Ganz still wurden sie und träumerisch.

Wie hübsch die niedrigen Tannenhecken aussahen, die dicht am Zug entlangliefen und mit weißer Watte gegen den Frost verpackt waren. Und all der Kälberkropf im Graben, der seine bereiften Dolden so zierlich trug, und die weißen Felder, auf denen die Rebhühner einherliefen und sich duckten, daß sie wie schwarze Punkte in dem Schnee saßen. Und dann der Wald! War es zu glauben, daß sie, Karoline Drehmüller, am hellen Mittag in der besten Arbeitszeit durch einen wirklichen, richtigen Wald fuhr? Die Kiefernstämme sahen ganz rot aus. Ueber dem Moos zu ihren Füßen lag es nur wie ein feines weißes Schleierchen. Und Karoline hätte schwören mögen, daß sie ein Reh gesehen, ein richtiges Reh, das ihr seinen weißen Spiegel zeigte, als es blitzschnell in der jungen Schonung verschwand.

Sie sah jedes Bahnwärterhaus und grüßte die fernen Dörfer. Eine feierliche Erwartung, die sie seit ihrer Kindheit nicht mehr kannte, war in ihr Herz gezogen. Als die Bauersfrau aufstand und versuchte, die aufgesperrten Rachen ihrer Körbe und Taschen notdürftig mit Bindfaden zusammenzubinden, und Karoline ihr half, schlug ihr Herz.

„Dies," sagte die Bauersfrau herauszeigend, „ist das Dorf. Sehen Sie, wie es sich um die Kirche drängt? Da am Ende liegt das Haus des Postfräuleins. Nein, die Windmühle ist vor, Sie können es von hier nicht sehen. Und nun um die Ecke, hier hält der Zug. Hier haben wir die Chaussee überschritten. Es ist noch eine gute Viertelstunde hin. Aber ich denke, mein Mann wird mit dem Wagen dasein, da nehme ich Sie mit. Ihre Base kann jetzt nicht abkommen, es ist Dienstzeit."

Der Bauer war wirklich da. In einem dicken Schafspelz, den ein grüner Schal um die Hüften festhielt, hatte er einen so stattlichen Umfang, daß seine Ehehälfte, die ihm nichts nachgab, Mühe hatte, sich zu ihm auf den Vordersitz zu zwängen. Karoline setzte sich ins Stroh hinter beide, unter die unzähligen Pakete der Bäuerin. Es war noch nicht genügend Schnee gefallen, um Schlittenbahn zu geben. Aber zu morgen würde er kommen, versprach der Bauer, der auf die graue Wolkenwand im Westen wies, die jetzt von der untergehenden Sonne einen breiten silbernen Saum geschenkt bekam.

Ehe sie abfuhren, trat der Briefträger zu ihnen. Er war mit dem gelben Kastenwagen unten an der Station und gab die Pakete ab, leerte den Postkasten und brachte die geistige Nahrung für die Gegend zurück. Das Postfräulein hatte ihm die Cousine beschrieben. Eigentlich sollte er ihre Sachen mitnehmen und sie hinbringen. Da sie nun aber eine so schöne Gelegenheit gefunden, so begnügte er sich mit einem Gruß von der Base, die daheim auf sie warte.

Der Bauer fuhr sie wirklich vor, obgleich er einen kleinen Umweg zu machen hatte. Sie erkannte das Haus schon von weitem. Ein gemaltes Posthorn hing über der Tür, und der blaue Briefkasten lachte ordentlich und grüßte sie. Die Base stand in der Tür, stattlich, mit einer Würde, die sie in Berlin gar nicht gehabt hatte. Sie half ihr vom Wagen und grüßte den dicken Bauern ganz so, als wäre er ihresgleichen. Dann führte sie Karoline in das Haus.

„Hörst du, da klingelt das Telephon schon wieder. Ich werde heut wenig Zeit für dich haben. Das geht so den ganzen Tag. Dem einen fehlen seine Weihnachtskarpfen, und der andre fragt, ob seine Pakete mitgekommen sind. Aber warte nur auf die Feiertage, dann ist Ruhe. Denn Nachtverkehr haben wir zum Glück nicht, um acht Uhr ist Schluß. Nein, nicht hier herein. Hier kann man sich vor Paketen nicht rühren, und Petermann wird noch einen guten Teil mehr bringen. Geh nur nach hinten in das Zimmer links, ich komme gleich nach. Ja, wundere dich nur nicht. Du schläfst nicht mit mir zusammen. Du hast dein eignes Reich bei mir und sollst Ruhe haben."

Sie zog Karoline in ihr eignes Zimmer und wies nach der offen stehenden Tür. Dann ging sie mit einem halb ärgerlichen, halb begütigenden, geradezu mütterlichen „So warte doch, ich komme ja schon!" an den immer heftiger läutenden Apparat.

Karoline war wirklich ein wenig über die Pakete gestolpert, die im Flur umherlagen. Nun stand sie mit einem Aufseufzen in dem hübschen einfenstrigen Zimmer. Es war wohnlich und behaglich, und der große Kachelofen, der durch die Wand gebrochen war und beide Räume erheizte, hauchte sie fast zu freundschaftlich an. Sie legte ab, das dünne Jäckchen und den Hut mit der schwarzen Kreppgarnitur, vertrat sich ein wenig die Füße und ging dann nach dem Fenster.

Fast erschrak sie. Da war ja der Kirchhof. Ueber die niedrige Mauer sahen die schwarzen Kreuze, und dahinter stand in der sinkenden Dämmerung die kleine Dorfkirche mit dem verschnörkelten barocken Tor, das irgendein Patron an seine Kapelle gebaut hatte. Der Turm trug ein weißes Mützchen. In der Kirche war sie ja eingesegnet! Wie sonderbar, daß die Base sich ihr Haus dicht am Kirchhof gebaut hatte!

Doch ehe sie noch darüber ins reine kam, holte die sie. Einen ordentlichen Kaffee sollte sie haben. Er stand schon drin im Zimmer. Eine mächtige braune Kanne und Schneckenkuchen dazu, in der Röhre aufgewärmt, daß die buttrigen Strähnen nur so absprangen. Petermann konnte auch gleich eine Tasse bekommen, wenn er mit den Paketen von der Bahn kam.

„Ich habe drei Briefträger, mußt du wissen. Der eine ist verheiratet, der

wohnt über mir. Ein ordentlicher Mann, der das Seinige zusammenhält. Darum habe ich ihm auch die Wohnung gegeben, Der zweite ist noch ein junger Dachs, der sich erst eingewöhnen soll und den ich kurz halten muß. Petermann aber ist der älteste von ihnen, mein Freund, weißt du, und ich würde ihm gern dein Zimmer vermieten. Aber es geht nicht, wegen des Geredes."

„Willst du denn überhaupt vermieten, Christine?"

„Freilich will ich. Ich sitze ja doch den ganzen Tag in dem Vogelbauer vorne und sehe zum Schalterfenster hinaus. Da könnte es nichts schaden, wenn ich eine ordentliche Person in das Hinterzimmer bekäme. Aber erst einen möchte ich nicht, das kannst du dir denken. Und seit ich in Berlin gewesen bin, habe ich so meine Gedanken."

Sie sprach diese Gedanken aber nicht aus. Vorläufig hatte sie gar keine Zeit dazu. Und als sie am Abend endlich ihren Schalter schloß, gab es drin im Poststübchen noch so viel zu ordnen, daß die Base sie nur rasch ins Bett brachte.

Denn es war sonderbar, wie müde Karoline plötzlich wurde. Ob es von der Wärme des großen Kachelofens kam? Nicht daß sie Kopfschmerzen hatte wie daheim, wo der eiserne Kanonenofen ihr ganz den Verstand benahm, wenn sie in später Nacht stichelte und stichelte. Es war ein so wohliges Aufgelöstsein, das sich all ihrer Glieder bemächtigte. Sie ließ sich von Christine zu Bett bringen, als sei sie ein kleines Kind.

Als die das mächtige Federbett um sie zurechtstopfte — denn bei diesen plötzlichen Witterungsumschlägen konnte man nie wissen, was die Nacht brachte —, brach Karoline plötzlich in Weinen aus. Es war so lange her, daß sich niemand um sie gesorgt hatte. Und nun strich ihr Christine, die ein paar Monate älter war als sie und schon als Kind immer darauf getrotzt hatte, daß sie eine Märzkatze sei und Karoline nur eine Martinsgans, und daß sie daher ein zäheres Leben haben müsse, so sanft über die Haare, ehe sie das Licht auslöschte und in das Poststübchen zurückging.

Karoline aber weinte ihre überreizten Nerven richtig in Schlaf. Als die kaiserliche Angestellte ihrerseits nach einer guten Stunde zurückkam und noch einmal in das Zimmer lauschte, hörte sie regelmäßige, friedliche Atemzüge. —

Heiliger Abend im Dorf! Als die Sonne sank, die Fenster der kleinen Kirche hell wurden und die Glocken läuteten, war Karoline hier schon wie zu Hause. Wie hatte sie nur ihr Dorf vergessen können! Auch heute hatte sie sich tagsüber allein behelfen müssen. Zu dem kleinen Schalter streckten sich so viele Hände, daß die tüchtige Christine sich hätte vervielfachen mögen. Karoline hatte schüchtern ihre Dienste angeboten. Aber dafür waren doch die drei Briefträger da! Die hatten heute strammen Dienst.

Selbst der Windhund konnte seinen derben Wanderstock nicht schwingen! So beschwert war er mit Paketen; daß er ihn geduldig geschultert tragen mußte wie eine alte Musketierflinte. Sie verteilten sich am Vormittag und gingen nach allen Himmelsrichtungen, richtige Weihnachtsmänner, mit Reif in den Bärten und freundlichen, stillen Augen, überall sehnsüchtig erwartet. Auf den Landstraßen flogen die Goldammern vor ihnen von Baum zu Baum, die Haubenlerchen liefen eifrig hin und her und suchten noch ein Körnchen.

Karoline hatte das Mittagessen kochen dürfen, nichts Besonderes heute, Kohl und etwas gebratenen Speck. Und dann durfte sie zum Bäcker gehen und den Fladen holen, den die Cousine gestern abend angeteigt hatte und der nachtüber zum Gehen auf dem Kachelofen gestanden hatte. Beim Bäcker aber ging es hoch her. Noch das gut, als die Kuchen aus dem Ofen geholt wurden! Sie bekam einen schönen Gruß an das Postfräulein und ein „frohes Fest" mit auf den Weg.

Am liebsten wäre sie überall stehengeblieben, vor jedem Wagen, den die Pferde zogen, die einen guten Winterpelz hatten, und vor den offenen Tennen, von denen das Surren der Dreschmaschinen tönte und welche die Spatzen förmlich belagerten. Und dann die Tauben auf allen Dächern und die Hofhunde vor ihren strohgefüllten Hütten, und all die Kinder, die auf die neuen Stuhlschlitten warteten und vorläufig auf ihren Holzschuhen auf den Glitschbahnen heruntersausten, die sie angelegt hatten! Ob sie auch noch glitschen konnte?

Ach, was für eine kümmerliche Stadtmaus war doch Karoline geworden, seit ihr Vater, der Schmied im Dorf gewesen war, in die Fabrik nach Berlin gezogen, wo er denn eines schönen Tages auch richtig verunglückte, wie es ihm sein Bruder vorausgesagt hatte. Ach, wie elend hastet eine Stadtmaus über die steilen Treppen und durch die kahlen Stuben, ehe sie ein Krümchen findet: wie schwer muß sie arbeiten und wie lichtlos ist ihr Leben! Nein, nein, die Feldmaus hat es besser gehabt, die daheimgeblieben war auf der Scholle. War es nicht ein Glück, so ein kleines Häuschen zu haben, wenn es auch dicht am Friedhof lag? Und war es nicht ein Stolz, das Schild des Kaiserlichen Postamtes über der Tür zu tragen und so sicher hinter seinem Schalterfenster zu thronen? Wenn sie daran dachte, wie nahe ihr die Kunden auf den Leib rückten, wie sie knien mußte und die Röcke abstecken, und wie sie es doch nie traf und eine jede immer etwas zu tadeln hatte! Denn natürlich hatten sie sich vorher im Traum in dem betreffenden Kleide gesehen und waren nun mit der Wirklichkeit des Spiegels unzufrieden.

Nein. Schwere Gedanken stiegen in Karolinens Herzen auf. Es war wirklich gut, daß die Prophezeiung des Bauern in Erfüllung ging und es anfing zu schneien. Schnee! Denn nun konnte sie an nichts andres mehr denken als an Schnee.

Auf dem Lande ist alles anders. Was will denn der Schnee in der Großstadt, so ein armes Himmelskind, das auf die Erde kommt und gleich verdorben wird, beschmutzt und zertreten? Aber hier tanzten die Flocken einen wahren Engelsreigen. Und sie wußten, daß sie einen Beruf hatten, warm und weich wie eine Decke über der Saat zu liegen und sie zu schützen.

Dann aber kam zum Glück Christine, und sie zogen sich zur Kirche an. Das Stadtmäuschen bekam ein dickes Tuch umgeknotet, denn mit so einem Fähnchen konnte man hier nicht ins Gotteshaus. Das war schwer zu heizen, obgleich ein großer eiserner Ofen in der Nähe des Altars stand. Sie nahmen ihre Gesangbücher und das Licht und gingen herüber.

Wie die Glocken riefen! An alle Häuser hatten ihre Töne geklopft, von überall kamen die Leute. Die dicke Bäuerin und ihr Mann nickten Karoline ein wenig herablassend, aber doch freundlich zu. Sie saßen in der ersten Reihe. Aber auch das Postfräulein hatte ihren Platz an der Seite des Altars, wie es ihrer Stellung zukam.

Die Kirche war ganz voll. Ein grüner Tannenbaum mit Lichtern stand vor dem Altar. Auf der Orgel sangen die Schulkinder. So kräftig und überzeugend riefen sie es herunter, daß Gott die Ehre zu geben sei und der Erde der Friede! Wie lange hatte Karoline nicht mehr in dieser Kirche gesessen. Aber die schwarzen Tafeln hingen noch neben der Kanzel, auf denen mit gelben Buchstaben die Namen derjenigen standen, die in den Freiheitskriegen gefallen waren. Sie wußte, daß ein Drehmüller darunter war, ob sie auch auf ihren Familienstammbaum nicht achtgegeben hatte. Auf der andern Seite der Kanzel hingen die Namen derjenigen, die 1870 gefallen waren. Die hatte sie weniger beachtet, weil niemand aus der Verwandtschaft dabei war. Denn ihr Onkel, Christinens Vater, der den Krieg mitgemacht hatte, hatte sich nur einen Stelzfuß geholt und eine schöne Pension bekommen bis an sein Lebensende. Daher die Neigung für ein festes Gehalt, für die bescheidene Sicherheit der Angestellten bei der Base.

Der Pastor las den Text. Die Bibel lag auf dem Pult der Kanzel, das ein Pelikan trug, der seinen Schnabel in seine Brust vergraben hatte. Den Pelikan hatte sie nie vergessen. Manchmal, wenn sie an dem Bett der kleinen Schwester Lene gewacht hatte, die so leicht fieberte und es auf der Brust hatte, wenn sie erkältet war, hatte sie an ihn gedacht. Und nun sah sie ihn wieder. Ihr Lichtchen flackerte, während ihre dünne Stimme sich an den vollen Alt der Cousine Christine anschmiegte, und immer hatte sie mit den Tränen zu kämpfen. Ja, hier war sie daheim, obgleich sie einen modischen Rock mit sieben Bahnen trug, der um die Hüften herum nicht recht saß, weil sie niemals Zeit hatte, ihre volle Kunst an die eigne Person zu wenden. Sie fühlte sich ganz warm in dem dicken wollenen Tuch. Und

im Schlußgesang war ihre Stimme schon kräftiger und wagte sich in eine eigne Höhe, als Base Christine, bei der es nicht so weit reichte, in der Melodie ihre eignen Wege ging.

Als sie aus der Kirche traten, waren die Spuren schon ganz verschneit, und sie traten frische. Sie schüttelten die weißen Flocken ab wie Sternchen, ehe sie in das Haus gingen. Und nun kam die Ueberraschung. Da sollte man den alten Petermann nicht kennen, der so manche Tasse Kaffee und manche Schnecke bekam im Laufe des Jahres, und der die eigentliche Stütze des Postamtes war und feierlich zum Christabend eingeladen. Den Baum brachte er, das war ein altes Herkommen, und während des Gottesdienstes baute er ihn auf. Rote Aepfel hingen daran und Pfefferkuchen, tief versteckt in den Tannenzweigen sogar ein Herz mit einem bunten Bild und einem Spruch: Alte Liebe rostet nicht!

Als die beiden Mädchen nach Hause kamen, brannte der Baum. Es roch nach Wachs bis auf den Flur heraus. Und als sie die Tür öffneten und dastanden, die behäbige Feldmaus und die schmale Stadtmaus, tönte ihnen gar Kindergesang entgegen. Es waren die beiden Aeltesten vom Briefträger oben, die hatte sich Petermann ausgeliehen, und die empfingen das Postfräulein nun mit dem Gesang der Engel.

Aber Christine Drehmüller war keine von denen, die sich lange der Rührung hingeben können. Das hatte sich die fleißige Martha nie gönnen dürfen in ihrem Leben. Und Petermann bekam seine zwei Paar gestrickten wollenen Socken, und die Kinder ihren Honigkuchen und Aepfel und Nüsse. Dann wurde ein heißer Punsch aufgegossen, ein weißes Tuch über den Tisch gedeckt, und die drei Freunde setzten sich zusammen. Karoline träumte wohl wirklich, daß sie das alles miterlebte, diese Ruhe, diesen Frieden, daß nicht um acht noch ein hastiger Finger an die Tür pochte und um das fertige Kleid bat, oder gar ein verweintes Gesicht hereinsah, sie hätten eben Trauer bekommen, und Fräulein Drehmüller würde sie doch nicht verlassen und ihnen im Fest die schwarzen Kleider machen. Nein, nichts von alledem, ruhige, friedliche Weihnacht. Nicht einmal das Telephon durfte sie stören und mußte mit Zureden begütigt werden. Heute abend herrschte die Stille. Nur das Knistern der Wachslichtchen unterbrach sie. Bis dann dieser ungewohnte Friede die Zungen löste und das Postfräulein anfing, aus ihrem Leben zu erzählen.

„— denn damals in Berlin hatten wir ja keine Zeit dazu, Karoline, da kommt man nicht einmal zum Atemholen. Und eine Luft war in den Straßen, du liebe Zeit! Als ich zurückkam, hatten sie gerade die Johannisbrache umgepflügt und Mist gestreut. Da ist mir erst wieder wohl geworden. Und nun hast du mir heut gesagt, du wunderst dich, daß ich mein Häuschen hier dicht an den Kirchhof gesetzt habe, wo ich jeden Abend und Morgen auf die Kreuze heraussehe. Aber das ist mir gerade recht, und mit Vorbedacht habe ich mir das Plätzchen ausgesucht, denn für mein gutes Geld hätte ich es schließlich überall haben können. Aber du weißt ja noch, wie Vater war, wenn er mit seinem Stelzfuß abends vor der Tür saß und uns Geschichten aus dem großen Krieg erzählte. Man mußte ihm zuhören, ob man wollte oder nicht. Da habe ich mich so daran gewöhnt, nach Feierabend nach ihm auszuschauen, und es tat mir wohl, seinem Kreuze zuzunicken. Habe einmal nicht gedacht, daß ich ihm ein Kreuz würde setzen lassen können und den Brüdern dazu. Die hatten doch die Schwindsucht von der Mutter geerbt. Der eine kam von der Wanderschaft zurück und ist hier gerade noch gestorben. Und den andern, der hier im Dorfe Schneider war, haben sie vor ein paar Jahren begraben. Ich habe immerzu geredet, er solle heiraten. Ich hätte ja gerne für seine Kinder gesorgt. Aber er war ein Einspänner und blieb ein Einspänner. Und nun habe ich nichts als die Gräber. Damals, weißt du, gewann ich die fünftausend Mark auf den Losanteil, den mir der Jude aus der Stadt angeschwatzt hatte, als ich ihm die Sachen von dem Bruder verkaufte. Er hatte so lange geredet, bis mein Verstand ganz umnebelt war. Und als ich dann nach Hause ging und nur zehn Mark bekommen hatte für die Hosen und Röcke und für die Scheren und Maße — sogar die Kreide hatte er be-

halten, und nur die Flicken konnte ich retten und die Decke aus ihnen machen, die jetzt vor deinem Bett liegt —, da habe ich tüchtig mit mir selbst herumgezankt für solchen Leichtsinn. Als es dann hieß, mein Los hätte gewonnen, habe ich es nicht glauben wollen. Aber das Geld ist mir wirklich ausgezahlt worden bis auf den letzten Pfennig. Da habe ich mein Leben in die Hand genommen, als hätte es mir der liebe Herrgott neu geschenkt, habe meine Prüfung bestanden und mir das Häuschen hier gebaut. Wenn das so zehn Jahre früher gekommen wäre, wer weiß, was ich getan hätte? Hätte vielleicht einen dummen Streich gemacht, nicht, Petermann? Nun ist's auch gut so. Und nur das leere Stübchen, Karoline, macht mir noch Unruhe. Verstehst du mich?"

Karoline verstand. Eine heiße Blutwelle war in ihr Gesicht gestiegen. Das kam von dem Punsch, der so süß und so stark war.

„Die Lene," sagte sie leise, „die Lene kann nicht allein bleiben. Sie ist zu fein fürs Land. Am liebsten hätte sie etwas Schriftliches gelernt und könnte jetzt Buchhalterin sein. Aber Mutter wollte es nicht, daß sie aus dem Hause ginge, und ich hätte mir sonst eine Hilfe mehr nehmen müssen."

„Ach was, die Lene ist jung, der steht die Welt offen. Und im übrigen, schneidern kannst du hier auch, die Leute auf dem Lande tragen auch Kleider. Kannst sogar mehr nehmen als die bucklige Hanne. Hast du nicht gesehen, wie die Bauersfrauen heut auf deinen Rock geschaut haben? So einer ist noch nicht über die Dorfstraße gegangen."

Karoline wurde rot. Sie fühlte alle Unvollkommenheiten dieses siebenteiligen Wunders. Und sie trank noch ein Glas Punsch, mit dem der stumme Petermann sie versorgte, und wurde sehr redselig. Sie erzählte von dem Weihnachtsverkehr in Berlin, daß die Post fünfzehnhundert Wagen für die Pakete stelle, die doch nicht ausreichten, und daß Soldaten zu Hilfe genommen würden und die Briefträger Neujahr sich die halbe Lunge ausliefen. Aber es lohnte für sie, so viel Trinkgelder bekämen sie, einen blanken Taler in manchem Hause.

Der alte Petermann grunzte. Er sprach nicht viel. Er bewies sein Wohlbehagen nur durch fleißiges Leeren des Glases. Und dann stellte Christine Wurst und Butter und Brot auf den Tisch und holte ein Stück Schweinepökelfleisch herbei und schnitt auf.

Es war fast zehn Uhr, als sie sich trennten. Als Petermann die Haustür aufmachte, lag ein ordentlicher Wall von Schnee davor, und er versprach, morgen früh zu schaufeln. Karoline aber half der Base abräumen. Dann stand sie noch eine Weile an ihrem Fenster und sah nach dem Kirchhof hinüber. Der war nun ganz weiß zugedeckt, und immer fiel noch mehr Schnee. Sie hatte fast Furcht, so einzuschlafen, so still und friedlich war es. Es war ihr, als rieselten die weißen Flocken auch auf sie hernieder. Ihre Finger, die sich unwillkürlich immer krümmten, als umfaßten sie die Nadel, streckten sich und legten sich lang auf das Deckbett. Aber nur eine Weile, dann faltete sie die Hände und lächelte. Es war doch schön, das zu erleben. Und wie treu die Base war! Eigentlich verdiente sie das gar nicht. Das Leben hatte sie genommen und herumgewirbelt und getrieben und belastet. Das Dorf und die Kindheit waren versunken gewesen. Erst als der Tod der Mutter kam und der wuchtige Schritt des Schicksals durch all den Wust des Tages brach, dieses einen großen Schicksals, das auch die Aermsten erleben, erst da hatte sie sich wieder auf sich besonnen. Aber nun wollte sie die Heimat festhalten, ja, das wollte sie, wenn sie auch wieder nach Berlin zurückkehren mußte. Ganz reich hatte sie dieser Christabend gemacht. Und mit dankbarem Herzen schlief sie ein.

Ueber dem ganzen nächsten Feiertag lag schon die Wehmut des Scheidens. Dabei blitzte die Sonne auf all dem Weiß, die Strohschlitten waren hervorgesucht, die zottigen Bauernpferdchen bekamen große Glocken an die Sielen, die Jungen sausten mit ihren neuen Holzschlitten den kleinen Mühlenberg hinab, und die Windmühle, die sonst strafend ihre Arme bewegte, stand ernst und feierlich und sah ihnen zu.

Es gab zum Mittag einen Rippespeerbraten mit Pflaumen, und Christine tadelte den mangelnden Appetit der Stadtmaus, deren Magen dem Fetten und Süßen Widerstand zu leisten begann.

Am Nachmittag holte sich Karoline ein Kleid der Base, an dem sie etwas ändern wollte. Aber die nahm ihr das Nähzeug aus der Hand.

„Das gibt's nicht. Schlimm genug, daß du morgen nachmittag schon fort willst. Aber hier wird nicht genäht."

So saß sie am Fenster der aufgeräumten Stube, auf deren frischgescheuerten Dielen die weißen Sandhäufchen sich so lustig kräuselten, und ruhte zum erstenmal in ihrem Leben. Als die Base aber noch einmal anfing, ihr das Stübchen anzupreisen und die Kundschaft auszumalen, da schüttelte sie den Kopf.

„Es geht nicht, Christine, es ist nichts für Lene. Die ist nicht hier geboren wie ich. Führe mich nicht in Versuchung."

Am Morgen des zweiten Feiertags schreckte Karoline in die Höhe, als draußen die Postsachen abgeladen wurden. Das faule Leben mußte wirklich ein Ende nehmen. Sie schlief ja schon in den Tag hinein! Da hörte sie die Kommandostimme der Base, die ihrem Stabe von Briefträgern befehligte. Nach einer Weile kam sie und brachte ihr einen großen Topf Kaffee ans Bett und ein Stück Fladen.

„Ich wollte dich nicht wecken, schlaf dich nur aus. Und hier ist auch ein Brief aus Berlin, ‚Absender Lene Drehmüller' steht auf der Rückseite. Ich muß erst sehen, daß die Post fort ist, dann komme ich wieder."

Aber als sie nach einer Viertelstunde zurückkam, saß die arme Stadtmaus in den dicken Federbetten, und aus ihren Augen mit den immer ein wenig geröteten Lidern strömten die Tränen. Ganz still liefen sie über ihr Gesicht auf die gefalteten Hände hernieder. Base Christine sah gleich, daß kein Unglück geschehen war, denn dann weint man anders. Und sie griff nach dem Brief, der auf dem buntgewürfelten Bezug lag, stellte sich an das Fenster, das sich in der Nacht mit einem dicken Eispelz bezogen hatte, und las:

„Liebe Schwester Karoline!

Verzeih, wenn ich Dir schreibe, wo wir uns doch morgen abend wiedersehen. Aber ich glaube, es würde mir zu schwer sein, Dir alles zu sagen. Es ist mir leichter, Dir zu schreiben, denn Du weißt ja, daß ich die Feder lieber führe als die Nadel. Als Du weg warst, ist ein Paket angekommen aus England. Ich mußte erst auf das Steueramt, es holen. Kleiderstoffe für uns beide und auch ein Plumpudding in einer Serviette, an dem ich mir gleich den Magen verdorben habe. Und dann ein Brief, der ist an uns beide, Schwester Karoline. Aber Du kannst Dir denken, daß ich ihn gelesen habe, nicht wahr? Du wirst ihn ja auch lesen. Manche Stellen verstehe ich nicht ganz, weil fremde Worte darin vorkommen, aber den Inhalt verstehe ich doch. Schwester Anna möchte, daß ich herüberkomme nach London. Es geht ihnen sehr gut, sagt sie, und sie hat nur den einen Jungen. Da möchte sie mich bei sich haben, ganz, für immer. Mein Bild hat ihr so gefallen, das letzte in der weißen Bluse mit dem kleinen Matrosenhut, Du besinnst Dich, nicht? Und sie will ganz für mich sorgen. Sie sagt, es ist noch gar nicht zu spät, wenn ich etwas Ordentliches lernen will. Sie und ihr Mann geben mir alle Mittel. Aber nun muß ich mich entscheiden, denn ihr Junge muß aus dem Hause, und sie will jemand bei sich haben, am liebsten mich. Ich möchte auch, Schwester Karoline. Es tut mir nur so leid um Dich. Ich glaube, ich könnte es Dir nicht sagen. Ich möchte nicht immer nähen. Die Brust tut mir so weh, wenn ich am Abend aufhöre, und meine Gedanken gehen immer weit fort von meiner Nadel. Du hast mich ja so lieb. Wenn man jemand liebt, dann wünscht man sein Glück. Ich glaube, daß mein Glück drüben in London ist, da will ich es suchen. Aber ohne Deine Zustimmung gehe ich nicht, denn ich weiß wohl, was Du für mich getan hast. Du kannst es Dir noch überlegen. Den ganzen Weg nach Hause kannst Du es Dir überlegen, Schwester Karoline. Und ich verspreche Dir, daß ich nicht murren werde, wenn Du nein sagst. Aber ich will den lieben Gott bitten, daß Du ja sagst.

In treuer Dankbarkeit

Deine Schwester Lene."

Zuerst war Base Christine ganz still. Aber als die Tränen bei Karoline nicht zu strömen aufhörten, wurde sie fast ein wenig ärgerlich.

„Das ist ebensogut wie der Lotteriegewinn damals, Karoline; für die Lene vielleicht noch besser, denn da kommt es

beizeiten. Für mich und Petermann war es doch schon zu spät. Und was meinst du nun zu dieser Stube, und wer hat recht gehabt? Eine Unvernunft von deiner Schwester Anna, einen Plumpudding zu schicken, wo sich die Menschen den Magen dran verderben. Aber so war sie immer, immer unbedacht und obenraus. Die Bäuerin war vorhin da, einen Brief abgeben. Sie fragte so obenhin, ob du nicht den Rock von ihrem Schwarzen ein wenig ändern könntest, Karoline. Ich sagte, du führest ab. Aber ich denke, du gehst nachher 'rüber und empfiehlst dich ihnen zu Ostern. Man muß immer vorsorgen und nichts aus der Hand lassen."

Damit hatte sie sich über ihre Rührung hinweggesprochen und wollte aus der Stube herausgehen. Da rief es vom Bett her ihren Namen. Und als sie sich umdrehte, reckten sich ein Paar abgezehrte Arme aus den etwas zu kurzen Aermeln der Nachtjacke heraus, die schlangen sich um ihren Hals. Und dann küßte Karoline ihre Base. Das war ein seltener Gefühlsausbruch, über den beide sich dann schämten. Und es war gut, daß das Telephon in diesem Augenblick klingelte.

„Ich komme schon, warte," sagte die Feldmaus mütterlich, halb ärgerlich, halb zärtlich zu dem Apparat hin, nickte der Base noch einmal zu und schritt wuchtig nach dem Poststübchen.



Heilige Nacht. Nach einem Gemälde von Albin Egger-Linz



Berliner Weihnachtsmarkt vor hundert Jahren

Berliner Weihnachtsmarkt einst und jetzt

Von

Hans Ostwald

(Hierzu zehn Abbildungen)

Ein' Dreier das Schäfchen! Ein' Sechser der Bock!" Diese kleinen bescheidenen Worte, die allerdings oft unbescheiden laut und aufdringlich gerufen wurden, können als Symbol für den Weihnachtsmarkt früherer Zeiten gelten. Altväterische Genügsamkeit lag über den kleinen Holz- und Leinwandbuden, die in der Mitte der Stadt aufgebaut wurden: eine Stadt in der Stadt. Im alten Berlin war dem Weihnachtsmarkt sogar die vornehmste Stelle eingeräumt worden, die für solche Zwecke überhaupt vorhanden war: die Plätze um das Königliche Schloß herum. Wenige Wochen vor den Festtagen wurden auf dem Schloßplatz, im Lustgarten und in der Breiten Straße die Budengassen aufgeschlagen, aus Holzgerüsten und Leinenplänen. Die großen massigen Mauern des Königsschlosses schienen großmütig herabzublicken auf das zerbrechliche Gerümpel da unten. Wenn auch diese Budengassen zu manchen Zeiten recht kramig und dürftig ausgesehen haben mögen, so lockten sie doch ganz Berlin herbei. Die aristokratischen Damen fuhren wohl neugierig in ihren glänzenden Karossen vorüber an den Buden und ihrem leuchtenden bunten Kram. Ja, manche scheuten sich nicht, wenn sie nur gegen die winterliche Kälte durch ihr reiches Pelzwerk geschützt waren, sogar durch die Stadt der Spielwaren- und Geschenkhändler zu gehen und sich



Chodowiecki: Weihnachten im 18. Jahrhundert

hier und da selbst manche Ware zu erstehen und am Volkstreiben teilzunehmen.

Der Weihnachtsmarkt war eben früher eine Art Volksfest. Die Berliner, ob reich, ob arm, mußten wenigstens doch einmal durch seine Gassen hin und her spaziert sein. Und zwar am liebsten in den Abendstunden, wenn die Kerzen in den Laternen angezündet waren und ihren Schimmer über die Puppen mit den Wachsköpfen, über die Steckenpferde, über blinkende Messingtrompeten und all das bunte, glitzernde und lockende Zeug fallen ließen.

Weihnachtsbäume wurden damals noch nicht feilgeboten. Der harzige Waldduft der Tannen und Kiefern wurde noch nicht hereingetragen in die winterlichen kahlen Straßen. Die Kinder fanden ihre Geschenke: neue Kleider, Puppen, Soldaten und all das süße Leckerzeug unter hohen Kerzenstöcken — wie das ein Kupfer des berühmten Berliner Kupferstechers D. Chodowiecki so hübsch illustriert. Aber auch ohne das Immergrün unsers Weihnachtsbaumes war das Fest ein Feiertag der Kinder. Und all der Jubel und die freudige Erwartung der Kinder zog auch damals schon die Erwachsenen in den Bann des Festes. Tausende drängten sich auf dem Berliner Christmarkt, wo Bilderverkäufer, Fahnenhändler und allerlei andre fliegende Händler ihre Waren mit lauter Stimme anpriesen. Hier und da zeigten sich schon Ende des 18. Jahrhunderts Anfänge vom Handel mit Christbaumschmuck. Damals fingen einzelne wohlhabende Familien an, zum Heiligabend eine kleine Tanne aufzustellen. Aber das war noch eine Seltenheit. Und das Berliner Volk, dem noch keine Eisenbahnen die kleinen Festbäume aus dem Harz, aus Thüringen oder gar Oberbayern zuführen konnten, behalf sich mit einer „Pyramide". Das war ein Gestell aus Stöcken, die mit buntem Papier und Reisern bekleidet und mit Kerzen oder Wachsstockendchen besteckt waren.

Aepfel und Nüsse, Marzipan und Honigkuchen waren schon seit alter Zeit Hauptartikel des Weihnachtsmarktes. Und die Kinder, die mit allerlei Kram handelten, fehlten auch schon vor einem Jahrhundert nicht. Besonders gern aber mögen sich die Stutzer mit ihren losen Damen dem vielen Volk gezeigt haben, deren es damals, als die berlinische Pompadour, die Gräfin Lichtenau, ihre Rolle spielte, nicht



Aepfelfrau im Tiergarten um 1800



Chodowiecki 1800: Die Glückwunschverkäuferin

zu wenig in der preußischen Reichshauptstadt gab.

Noch bis vor wenigen Jahrzehnten war der Weihnachtsmarkt ein Zubehör des Christfestes und ein Tummelplatz für alle Gesellschaftsklassen. Die Rührigkeit des Berliner Volks hatte ihm ganz besondere Züge gegeben. Außer jenen schon vorerwähnten Pyramiden und sogenannten Kronen, die auch aus Holz und Buntpapier hergestellt waren, sorgten noch gewisse Instrumente für den Ausdruck des Berlinertums: die Walddeubels und die Knarren. Die Walddeubels, runde Papphülsen, die mit einer Schnur an einem Stock hängen, geben bei einer kreisenden Bewegung einen brummenden Ton von sich, der alles, aber nur nicht lieblich ist. Und die Knarren schnarren mit ihren Holzratschen so aufdringlich, daß sie nur als Scherzmittel auf einen Augenblick zu ertragen sind.

Geradeso wie diese Berlinischen Instrumente ihren Liebhaberkreis verloren, sank auch der Weihnachtsmarkt an Wert und Bedeutung. Er hatte ja mehrere kleine Filialen erhalten. Am Leipziger Platz, auf dem Belle-Alliance-Platz — überall erhob sich vor dem Fest eine Budenstadt. Aber die geänderten Verhältnisse, die Trennung der Stadt in die wohlhabende westliche Hälfte und in die ärmere östliche Hälfte, das Entstehen der Handelsmitte, brachten eine Scheidung im Volke hervor, unter der vor allem die volkstümlichen Veranstaltungen litten. Und so ist denn der Weihnachtsmarkt für die meisten nicht mehr vorhanden. Ihr Weihnachtsmarkt ist in den eleganteſten, lichtdurchfluteten Kaufstraßen und in den Warenhäusern aufgebaut.

Schon viele Wochen vor dem Fest locken die großen Puppenausstellungen, an denen sich oft die feinsten Damen und alle möglichen Künstler beteiligen. Und was in den Schaufenstern an Schaustellungen geboten wird, das stört geradezu den Verkehr. Hunderte stauen sich vor Schulstuben, Alpenlandschaften, Zeppelinaufstiegen, internationalen Flugwochen und ähnlichen Dekorationen an, die nur aus Puppen und Spielzeug zusammengesetzt sind und die gewöhnlich schon wieder nach einigen Tagen verschwinden, um allerlei Geschenkartikeln Platz zu machen. Im vormärzlichen Berlin, zur Zeit, als



Weihnachtsausstellung in einer Straße Berlins

Heinrich Heine seinen bösen Spottvers machte: „... Doch grüß mich nicht unter den Linden ...“, bauten die Konditoreien aus Marzipan und Zuckerzeug allerlei phantastische Weihnachtsausstellungen auf. Das Fest der Weißen Rose, das die ganze Hof- und Adelsgesellschaft Berlins in Potsdam zu Ehren des russischen Kaisers versammelt hatte, wurde von den Konditoren wiedergegeben in süßem Zuckerwerk. Und alle Welt drängte sich herbei, ganz wie heute zu den Puppenausstellungen.

In den Warenhäusern ist wohl zu Weihnachten oft eine festliche Stimmung zu finden. In den weitausgedehnten Spielwarenabteilungen, beim Christbaumschmuck, im Bücherlager flimmert diese fieberhafte Lust am Kaufen und Schauen und Verkaufen all der blinkenden und bunten Gegenstände gewiß genau so, wie einst zwischen den Buden. Und all das lockende freie Ausliegen der Waren, wie das jetzt in den Warenhäusern üblich ist, hat was vom Weihnachtsmarkt, von der Messe an sich. Die riesige Lichtverschwendung, die in den großen Kaufpalästen getrieben wird, die vielen tausend elektrischen Lampen, die in Girlanden und Kränzen die Lichthöfe der Warenhäuser erhellen, erhöhen das festliche Treiben. Unter der kauflustigen Menge aber, die sich zwischen Warenstapel und Kauftische hindurchschiebt, findet der Beobachter auch viele Menschen, die nur der Trubel und das Treiben herbeilockt, die nur sehen und gesehen werden wollen — junge Mädchen mit leuchtenden und sehnsüchtigen Augen, und junge Männer, die sich noch in jedes hübsche Gesicht hineinsehen können.

Außer den Warenhäusern aber sorgt auf den Straßen noch ein andrer weihnachtlicher Tumult für die rechte Stimmung. In den letzten Jahren hat sich dort, wo einst die Filialen des großen Weihnachtsmarktes ihr kurzes Leben führten, ein neuer, ambulanter Weihnachtsmarkt eingefunden. Die Fußsteige am Leipziger Platz waren zu beiden Seiten mit kleinen, improvisierten Verkaufsständen eingerahmt. Dort, wo einst die Pfefferkuchenbuden auf weißem Leinen leckeren Braunschweiger Honigkuchen und Nürnberger Lebkuchen feilhielten, werden jetzt die neuesten Zeppelins en mi-

niature, Autos, Flugmaschinen, starke Männer und tausend andre Erfindungen der Blechspielwarenindustrie angeboten.

„Ohne Gas fliegt Zeppelin
Von Friedrichshafen bis Berlin!"

Und hundert ähnliche, bald simple, bald witzige oder gar schnoddrige Verschen und Redensarten lassen sich hier leicht sammeln zum Beweis, wie regsam und lebendig das kleine Volk ist, das von der großen Weihnachtsernte der Geschäfte auch seine kleine Scheuer füllen will. Außer den wohlhabenderen Standinhabern mit mechanischem Spielzeug finden sich aber stets hier noch viele andre Händler ein, die nur bunte Ketten, Flimmer, Ruten und Christbaumbrenner ausrufen. Sie geben dem Straßenbild die bunte, volksfestliche, weihnachtliche Note mit all ihrem farbigen Kram, mit ihren pittoresken Gestalten und ihrem unaufhörlichen Anpreisen ihrer Kleinigkeiten.

Sie sollen ja jetzt nicht mehr geduldet werden — alle diese Männer, Frauen und Kinder, die Lametta, Hampelmänner, Knarren, laufende Mäuse und ähnliches in Zigarrenkästen herumschleppen. Aber wir würden es doch vermissen, wenn uns zu Weihnachten nicht ein zehnjähriger Junge nachlaufen würde: „E—en Sechser der Hampelmann! E—en Sechser! ... Koofen Se doch man blos eenen! Se können ihn ja jleich wieder verschenken!" Dabei hebt er die Hände hoch und sieht einen an wie ein verhungerter und verprügelter Hund. Wer bleibt da nicht stehen und kauft? ...

Nun soll das aufhören. Nicht, weil keine Eltern mehr Kinder auf die kalte winterliche Straße jagen, nicht, weil einzelne helle Großstadtkinder nicht mehr auf eigne Faust auf diesen jämmerlichen und schweren Erwerb ausgehen, sondern weil die Polizei das Großstadtbild der Reichshauptstadt ganz und gar vom Elend säubern will. Und doch wäre es ganz gut, wenn gerade zum Fest der Liebe auch jener, der im Ueberfluß lebt, noch ab und zu daran erinnert wird, daß vielen jenseits der eleganten, mit Automobilen und Equipagen gefüllten Kaufstraßen noch ein Festlicht fehlt ...

Seit einigen Jahren haben sich in das Bild des improvisierten Weihnachtsmarktes gewisse künstlerische Züge hineingedrängt. Italienische Gipsfigurenhändler, an denen ja die deutsche Zentralstadt nicht gerade arm ist, schleppen ihre mehr oder weniger gelungenen Nachbildungen von allerlei Plastiken herbei, hängen sie am Eisengitter eines Platzes auf, stellen sie auf Brückengeländern zur Schau oder bauen sie auf irgendeinen Mauervorsprung eines öffentlichen Gebäudes auf. Da gibt's schlafende Ariadnen, getönte Danteköpfe, allerlei Putten von Lucca della Robbia, Goethebüsten und Schillerbüsten, Abgüsse von antiken Reliefs mit der schönsten Patina — und das alles ist mit solchem geschäftlichen Geschick aufgebaut, daß es eine Freude ist. Diese Italiener machen denn auch nicht die schlechtesten Geschäfte, wenn sie mit ihren dunkeln Augen und großen Gebärden die Vorübergehenden hinzwingen zu sich, um irgendeinen Gipsguß so wichtig anzubieten, als sei es ein Michelangelo oder eine neuentdeckte Wachsbüste von Leonardo da Vinci ...

Die Bruchstücke, die vom eigentlichen einstigen Weihnachtsmarkt übriggeblieben sind, haben die Behörden über den östlichen Stadtteil verteilt. Dort haben sie denn auch einen großen Teil von ihrer romantischen Poesie eingebüßt. Sie sind jetzt umgeben von den charakterlosen, grauen und nüchternen Straßenfronten, wie sie dem ganzen Osten eigen sind. Kaum, daß sie abends, wenn die Petroleumlampen oder Gasflammen den bunten Kram beleuchten, noch ein wärmeres



Ein improvisierter Laden



Weihnachtshändler en miniature

Gefühl erzeugen. Die Kinder dieser Gegenden allerdings sind leicht zufriedenzustellen. Sie durchziehen noch mit dem nämlichen Interesse wie einst ihre Eltern die Budenstadt auf dem Schloßplatze, die Budengassen in Gruppen und Reihen. Hier und dort bleiben sie stehen und schauen den hämmernden und sägenden Männern zu, die Verkaufsstände zusammenzimmern. Um große offenstehende Kisten drängen sie sich morgens Kopf an Kopf und beobachten aufmerksam das Aufstellen der Herrlichkeiten. Schuhwaren, Wollsachen und sonstige nützliche Gegenstände reizen sie allerdings nicht. Die Kinderaugen blicken nun einmal lieber nach dem armseligsten bunten Spielzeug. Die Nützlichkeit findet noch keinen großen Raum in den romantischen Kinderköpfen. Wo die bunten Holzpferde in ganzen Reihen aufgestapelt sind, wo der kleine Apfelschimmel neben dem schwarzen Pony, der holsteinische Fuchs neben dem ostpreußischen schlanken Renner steht, da reißt immer eine ganze Schar von Schulknaben ihre verlangenden und lachenden Augen auf.

Aber die Händler kennen den Wert der Nützlichkeit. Die Entfernung von ihren alten Standplätzen hat so manchen von ihnen aufgerüttelt. Sie sind moderner geworden. Mit Kleinkram lassen sie sich nicht mehr ein. Und so findet man zwischen den Spielzeugbuden und den Magdeburger Honigkuchen und gebrannten Mandeln Standplätze, auf denen Emaillegeschirr in Massen aufgestapelt liegt. Daneben sind Tische mit Tassen, Gläsern und Porzellanspielzeug, alles von einer Sorte, aber in Massen. Auch in Süßigkeiten und andern Naschwerken macht sich der moderne Zug zur Masse und zur Spezialität bemerkbar. In einigen Buden gibt's nur eine Sorte von Honigkuchen: Steinpflaster, fünf Stück für zehn Pfennig, nebenan bekommt man Kokosnüsse, die Portion schon für fünf Pfennig. Und wenn das Geschäft auch sonst unter der Konjunktur leidet — das Naschwerk dürfte kaum alt werden. Dafür finden sich jetzt schon Liebhaber. So mancher der Kleinen geht allerdings fröstelnd vorüber und lugt vergebens nach den Süßigkeiten dieses Lebens. — —

Buden gibt's hier, da kann man alles für einen Groschen haben: einen Wagen, ein Pferd, eine Peitsche, Fahnen, Säbel, Soldaten aus Zinn und aus Holz, Schippe mit Besen, Kaffeetassen, Kücheneinrichtungen, Eisenbahnen, Autos, Luftschiffe, Puppen, Hanswurste und was alles ein Kinderherz erfreuen kann. Aus einer andern Bude schallt es heraus: „Eine Bürstengarnitur, Wichs-, Schmutz- und Blankbürste, nur fünf Jroschen!"

Da stehen nun die Knirpse von vier bis zwölf und vierzehn Jahren darum, dicht gedrängt in Rudeln und stieren die bunten, blanken Groschensachen an. Der Händler läßt sie stehen, weil sie die beste Reklame sind. Später, wenn erst die Käufer kommen, heißt es: „Geht weg da! Verfluchte Gören! Lassen ooch keenen Menschen 'ran!" — —

An einigen Hauptecken stehen große Buden, links eine mit Porzellan, vom zierlichsten bis zum gröbsten, rechts eine mit Aluminiumgeschirr. Das liegt alles auf einen Haufen geschüttet, und die Tonnen, in denen es transportiert wurde, liegen rings herum, während in der Porzellanbude eine Schar Kinder dem Besitzer beim Auspacken behilflich ist. Sie sind froh, daß sie die Sachen wenigstens anfassen dürfen — wer weiß, ob's was geschenkt gibt.

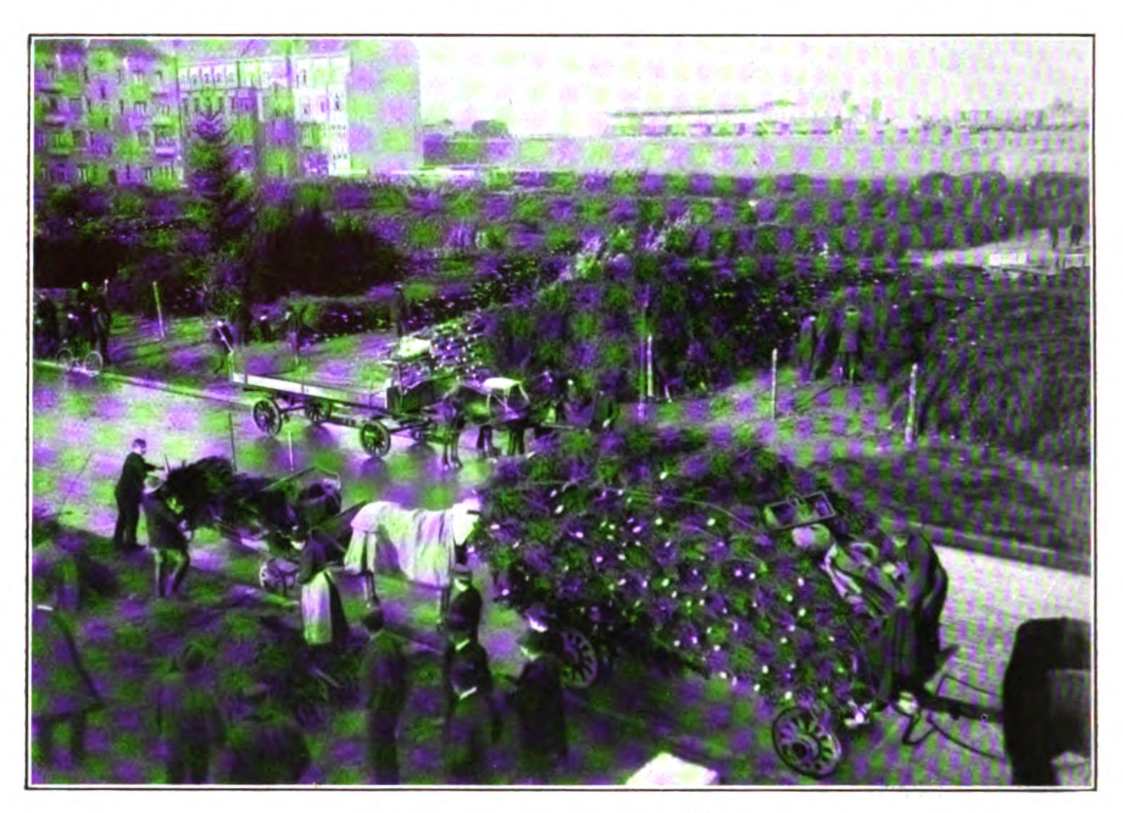
Das Ganze wird immer mehr amerikanisch. Einst, der Standort auf dem Schloßplatz, alles ein wenig aristokratisch. Jetzt ist es nur noch ein proletarisches Ueberbleibsel ...

Aber eins hat die ganze Stadt zu einem einzigen Weihnachtsmarkt gemacht: der Handel mit Weihnachtsbäumen. Wieviele Hunderttausende von Weihnachtsbäumen jetzt in Groß-Berlin auf Straßen und Plätzen aufgestapelt liegen und mit ihrem waldigen Grün die steingrauen Straßen schmücken, ist kaum genau zu sagen. Viel weniger als eine Million wird es wohl kaum sein. Denn nicht nur jede Familie schmückt ihren Baum, auch jeder Verein, jede Gastwirtschaft, jede öffentliche Anstalt, jede Eisbahn muß ihren Christbaum haben. Und wenn's irgend geht, sogar mehrere.

Am besten kann man sich ein Bild von den ungeheuern Mengen Tannenbäumen machen, die von der Reichshauptstadt



Die automatisch watschelnden Gänse



Ein Christbaum in Groß-Berlin

verkonsumiert werden, wenn man auf die Engrosplätze geht. Da liegen die grünen Kinder des deutschen Waldes zu Tausenden aufgeschichtet und bilden eine grüne Straße, aus der die weißen Schlagflächen der Stämme hervorleuchten. Manchmal ragen aus der grünen Straße einzelne Bäume hoch empor. Es gibt hier solche Riesen, die an zehn Meter hoch sind. Das sind Spezialitäten für Kirchen, Vereine und Gastwirte. Aber die Mehrzahl gehört nicht zu dieser alles überragenden Aristokratie, sondern zu jenem einfacheren und bescheideneren Mittelmaß, von der das Schock 30 bis 60 Mark beim Engroshändler kostet. Die Händler mustern alle Bäume, ohne zu kaufen. Sie wollen abwarten, was alles angefahren wird, ob die Bahn, deren Gleise am Platz entlang laufen, nicht noch frische Ware auf den roten Güterwagen herbeibringt. Sie meinen, wenn sie sich auf ihrem Stand die Bäume genau besähen, hätten sie den Schaden; die Hälfte der Bäume wäre Kroppzeug. Der eine von ihnen fragt einen der bäuerischen Engroshändler nach dem Preis.

„Von diesen hier sechzig Mark. Schöne, gute Ware!"

Der Händler lächelt: „Ja, alles eene Jröße! . . . Aber — sechzig Mark is 'n bißken ville. Wenn du nu noch de Rutsche und Standgeld dazu rechnest! Un denn werden se schließlich ebenso billig wie im vergangenen Jahr . . . Kommen denn nich noch welche von Bayern?"

„Nein, die sind im Schnee stecken geblieben."

„Na na — so früh schon Schnee?! Ick war doch lange genug da oben!"

„Ja, die verstehen eben das Geschäft noch nicht, die schlagen zu spät."

„Na, also — ick werde fufzig geben!" geht der Händler auf sein Ziel los.

„Aber sieh dir doch mal die Bäume an!"

„Ja — ja . . . Hat der da drüben nich ooch schöne Dinger?" fragt der Händler die andern, die still zugesehen haben. Dann wendet er sich wieder zum Bauern: „Vor'm Jahr, da warste billiger. Vierzig Mark hab ick da jejeben."

„Na — denn meinetwegen." Der Bauer wird rot. „Weil du wiedergekommen bist — gib funfzig Mark fürs Schock!"

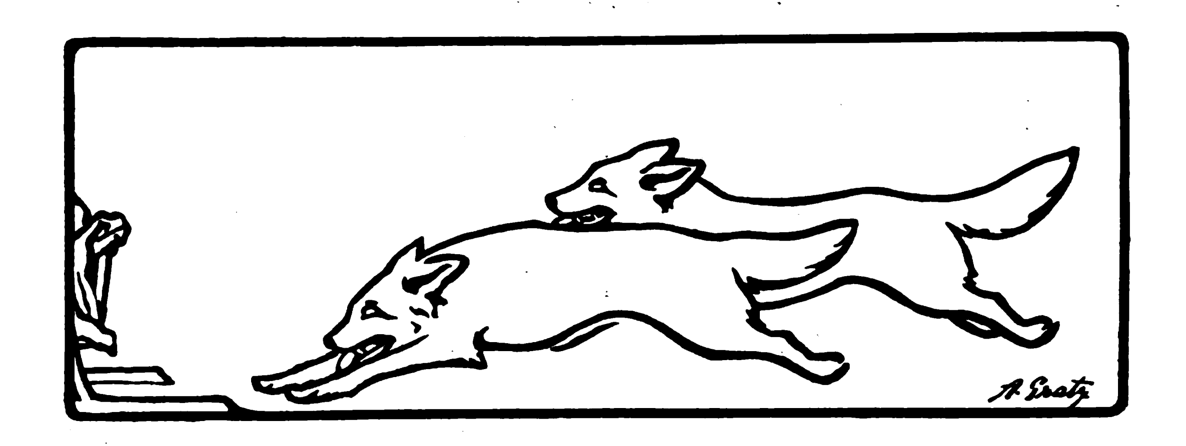
Wochenlang liegen die Bäume schon auf den Engrosplätzen, ehe sie abgefahren werden. Dann aber werden sie über die ganze Stadt zerstreut. Es gibt wohl keinen Platz, keine Promenade, keine Straßenecke, an der nicht ein Stand mit Tannenbäumen errichtet würde — und zwar vierzehn Tage vor Weihnachten. Und da die Geschäfte dann alle ihre Schaufenster geschmückt haben, da sie dann alle mehr Licht verschwenden als zu andern Zeiten und so eine eigne Sonnwendfeier veranstalten, wird aus der ganzen Stadt, soweit sie von Kaufstraßen durchzogen ist, ein großer Weihnachtsmarkt. Die Kaufstraßen leuchten aber nicht nur in der Mitte Berlins. Jedes Viertel hat seine Kaufgegend. Vom Zentrum aus ziehen sich die Ladenstraßen bis weit hinaus in die Vororte.

Als vorfestlicher Schmuck strahlt überall das Grün der Tannenbäume. Ihr Duft aber bringt eine Erinnerung von ihrer waldigen Heimat mit. Und alle, die an dem Grün der Bäume vorübergehen, bekommen ein Leuchten in die Augen — von stiller Sehnsucht — von gläubiger Zuversicht? Wer weiß . . . Keiner geht gleichgültig vorüber — die Mutter denkt an ihre Kinder, die Kleinen hoffen auf den Heiligabend mit seinem festlichen Schimmer, der Jüngling denkt an seine Geliebte — und selbst die aufgeputzte Dame, deren Augen sonst immer lockend den Männern ins Gesicht sahen, vergißt dies auf einen Augenblick und blickt in das Grün hinein — und kauft wohl dem frierenden Kind, das mit Weihnachtsruten daneben steht, ein buntes Büschchen ab. Vielleicht hat sie selbst einmal irgendwo an einer Wand gestanden und hat gefleht:

„E—en Dreier das Schäfken! E—en Sechser der Bock!"



Weihnachts-Puppenausstellung auf der Straße



Die Wölfe

Ein Erlebnis

von

H. Pahlmann

Es überkam uns ohne irgendwelche Warnung oder Vorahnung. Es war, als ob sie mit wohlüberlegter Schurkerei bei einer Biegung des Waldweges im Hinterhalt gelegen hätten. Ebenso plötzlich als geräuschlos erschienen sie, den Schlitten auf allen Seiten umgebend. Die grauen Waldwölfe oder die schwarzen Wölfe, wie die Holzfäller sie nennen, jagen nicht oft in Rudeln, obgleich es ihrer viele am Fuße des Felsengebirges gibt. Man trifft sie in der Regel einzeln oder zu zweien. Nach einem langen und harten Winter erscheinen sie aber doch zuweilen in Rudeln von fünfzehn oder zwanzig, und mancher alte Ansiedler kann Geschichten erzählen — wie er knapp selbst mit dem Leben davongekommen ist, oder wie ein Freund eines Wintertages fortfuhr, um von einer Ansiedlung zur andern zu reisen, und wie man seine und der Pferde abgenagte und gebleichte Knochen später am Waldesrand gefunden hat.

Es war im Februar, und Bully Jack und ich fuhren von Livingston in Montana nach Gulch City, fünfzig englische Meilen entfernt, mit einer kleinen Ladung von Provisionen, Kurzwaren, Pulver und so weiter für unsre Minenstation im Gebirge.

Unter andern Artikeln hatten wir auch etwas Dynamit eingekauft. Es war damals eine Neuigkeit, erst kürzlich in den westlichen Staaten eingeführt, um Sprengungen im gebirgigen Minendistrikt zu machen. Man nannte es derzeit „Riesenpulver“.

Mit Tagesanbruch waren wir fortgefahren, und um fünf Uhr nachmittags, mit ungefähr noch zehn Meilen vor uns, hatten wir den schlimmsten Teil der Waldstraße zurückgelegt. Es war während des Winters wenig Schnee gefallen, und obschon in den Schluchten und Niederungen eine leichte Decke lag, war doch von den Abhängen alles fortgeweht, und eine leichte Eiskruste auf dem holperigen Weg machte denselben für unsre Pferde unsicher und gefährlich.

Der Weg während der zurückgelegten vierzig Meilen lief zickzack bergauf, bergab durch den Urwald, doch endlich erreichten wir die Ebene. Anstatt der Riesen des Waldes lag auf beiden Seiten des Fahrweges leichtes Gehölz und dichtes Gestrüpp, im Abendlicht undeutlichen Umrisses. Unsre Pferde schienen ihre Beine auf ebenem Boden besser zu fühlen und trabten behaglich entlang.

Kaum waren sie indessen in den richtigen Schwung gekommen, als sie plötzlich auf die linke Seite des Weges scheuten, nur um sich sofort auf die andre Seite hinüberzubäumen, so daß sie mich fast aus dem Sitz geschleudert hätten.

Wie aus dem Boden und aus dem Dämmerungsnebel schienen graue, widerliche Formen sich von allen Seiten zu erheben.

Kein Laut, kein Schnappen, kein Knurren. Aber im Februarszwielicht sahen wir sie still über die leichte Schneedecke gleiten.

Im ungewissen Licht und bei unsern jetzt schnell dahinjagenden Pferden war es unmöglich, zu berechnen, wie viele es ihrer seien.

Man sah eine Bestie einen Augenblick klar an der Seite der Pferde laufen, um im nächsten Moment im Schatten des Strauchwerks zu verschwinden, und zwei andre nahmen ihren Platz ein.

So ging es auf beiden Seiten, auftauchend und verschwindend. In unserm Rücken drängte ein halbes Dutzend eins gegen das andre, um dem Schlitten näher zu kommen, eine schwarze Masse, die ganze Breite des Weges ausfüllend. Hinter diesen wieder andre, nicht so klar zu sehen, rannten von einer Seite des Weges zur andern. Es mochten in allem zwanzig sein, vielleicht dreißig oder vierzig. Unmöglich zu sagen. Bis dahin hatte mir von keiner Gefahr geträumt. Der Wolf an sich ist ein schleichender, feiger Geselle, und nur solche Erfahrung, wie wir sie an jenem Abend durchmachten, beweist dem Jäger, daß auch Wölfe gefährlich werden können.

Doch, als ich die Pferde, vor Schrecken schnaubend und an allen Gliedern zitternd, den Weg entlang rasen sah, fiel mir die Geschichte des alten Ansiedlers ein.

Bully Jack saß wie eine Salzsäule, hielt die Zügel und sah weder rechts noch links, obwohl die Bestien wie schattenartige Phantome am Fuhrwerk vorbeiglitten; auftauchend, verschwindend und wieder erscheinend.

Die geräuschlose Ausdauer, mit der sie anscheinend ohne jegliche Anstrengung mit den jagenden Pferden Schritt hielten, hatte etwas gräßlich Unheimliches. Selbst ein Geknurr oder ein kurzes Geheul wäre eine willkommene Unterbrechung gewesen. Aber nicht einmal das Geräusch ihrer Klauen auf dem Schnee war zu hören.

Beim ersten Anblick der Wölfe hatte ich meinen Revolver aus dem Lederfutteral meines Gürtels gezogen.

„Hast du dein Schießmaterial?" rief ich Jack zu.

Er schüttelte mit dem Kopf; so waren wir also auf die sechs Schüsse meines Revolvers angewiesen.

„Wieviel Bestien, glaubst du, sind hier?" rief ich abermals.

Jack schüttelte wieder mit dem Kopf; er war immer ein Mann von wenig Worten.

So flogen die Minuten vorbei, und wir jagten dahin, von einer Seite zur andern schwankend, über die Unebenheiten des Weges.

Die schwarze Masse, jeden Augenblick schwerer zu unterscheiden, folgte unermüdlich dem Schlitten.

Plötzlich sah ich, daß ein Wolf fast an meinem Ellbogen war; sein Kopf war in gleicher Höhe mit meinem Gürtel, als ich in dem niedrigen Fuhrwerk saß.

Ich brauchte mich nicht überzulehnen, um die Mündung meines Revolvers bis auf einen Fuß vor seinen Kopf zu bringen, ehe ich schoß. Ich sah die schwarze Form im Schnee zusammenstürzen, als wir vorbeijagten. Zu gleicher Zeit stürzten zwei Bestien, die an der Pferde Seite gelaufen hatten, sich auf ihren verwundeten Kumpan.

Wie die Seemöwen, die einem Schiff auf dem Meer folgen, von allen Seiten auf ein vom Koch geworfenes Fragment herunterschießen, so stürmte von beiden Seiten des Weges die schwarze Masse auf das gefallene Tier, und zum erstenmal hörten wir ihr Knurren und Fletschen, als sie das Opfer in Stücke rissen.

Unsre Pferde schienen einen schwachen Hoffnungsstrahl zu wittern; sie jagten noch, aber ohne zu scheuen, und bald lag eine gute Strecke zwischen Wölfen und uns.

Wie lange wird die Pause dauern?

Die Sekunden wurden zur halben Minute, diese zur ganzen. — Konnten sie uns aufgegeben haben? War das schreckliche Wettrennen vorüber?

Eben, als die Hoffnung in mir dämmerte, sah ich undeutlich ein graues Ding neben mir gleiten, ein andres erschien an der Seite der Pferde, und im Rücken drängte sich wieder das ganze Rudel der Untiere. Das Grauenhafte der Stille, mit der sie alle wieder ihre Plätze nahmen, überstieg alle Beschreibung.

Ich beobachtete einst in der Südsee vom Bord eines Dampfers einen Haifisch, der, einige Fuß unter der schimmernden

Meeresfläche liegend, nebelhaft, einem Wolkenschatten gleich, tagelang ohne merkbare Bewegung eine Kabellänge hinter dem Schiff blieb, wieviel Knoten auch dasselbe zurücklegte. Er war mir die Verkörperung unersättlicher Blutgier und erbarmungsloser Grausamkeit.

Hier im Zwielicht und im Schatten war dieselbe geisterhafte Stille, dasselbe Nebelartige, Phantomartige, derselbe mich mit Schauder erfüllende Anblick einer bewegungslosen Schnelle; dasselbe Grauen vor dem undenkbaren Unvermeidlichen in dieser Wolfsjagd!

Bald änderten sie ihre Taktik. Entweder waren sie mutiger geworden, oder der Kamerad, den sie verschlungen, hatte ihren Appetit geweckt.

Vier oder fünf liefen auf einer Seite der Pferde, auf der andern noch mehr. Plötzlich sprang eine Bestie an den Hals des Rappen, doch, ihr Ziel verfehlend, fiel sie unter die Hufe, die sie zerstampften.

Die wilde Rotte wartete kaum, bis der Schlitten das gefallene Tier hinter sich ließ, und warf sich auf dasselbe mit heiserem Geheul. Mich ergriff eine Art Wut; ich lehnte mich über die Rückseite und schoß zwei Kugeln in die dichte Masse, und zwar mit Erfolg, denn ein kurzes Totengeheul aus zwei Wolfskehlen ertönte in der Winternacht. In demselben Augenblick hörte ich Jacks Stimme:

„Achtung auf die Pferde.“

Ich drehte mich um und sah, wie zwei Wölfe Anstalten machten, unsre braven Gäule zu attackieren.

Ich zielte ruhig, gab Feuer, erst der eine, dann der zweite Wolf lagen heulend und sich krümmend im Schnee.

Fort durch die Nacht!

Die Pferde hatten alle Kontrolle verloren.

Weder Jacks Ruf noch sein eiserner Griff der Zügel hatten irgendwelche Wirkung, als sie wie wahnsinnig den engen Pfad zwischen dem Strauchwerk durchrasten, hin und wieder ein kurzes, heiseres Schreckenswiehern von sich gebend. Der Atem aus ihren Nüstern und der Dampf von ihren Flanken umhüllte uns in dieser Schreckensnacht wie ein weißer Nebel.

Plötzlich drehte Jack sich um.

„Wieviel Schüsse hast du noch?“

„Einen,“ erwiderte ich.

„Schade,“ sagte er lakonisch, „nicht mal eine Kugel für jeden von uns!“ und schüttelte die Zügel.

Ich wußte, daß er es ernstlich meinte und daß er recht hatte. Es war besser, mit einer Kugel im Schädel zu sterben, als von der hungrigen, zähnefletschenden Rotte in Stücke gerissen zu werden.

Wir hatten die zehn Meilen, die beim Erscheinen der Wölfe zwischen uns und Gulch City lagen, auf die Hälfte reduziert, und die letzten fünf konnten wir unter normalen Verhältnissen in zwanzig Minuten machen. Aber die verfolgende Meute schien instinktartig zu wissen, daß Zivilisation und Hilfe näherrückten. Die letzte scheußliche Mahlzeit hatte sie gestärkt, und der Andrang der heulenden Bestien um Schlitten und Pferde wurde satanisch.

Ich warf Jacks Büffelhaut, die über seinen Knien lag, hinaus, aber sie beschäftigten sich nur ein paar Sekunden damit. Im Schlitten waren bessere Bissen, und sie umringten wieder die Pferde.

Plötzlich drehte Jack sich um und rief, ich kann sagen, er brüllte:

„Will, das Riesenpulver!“

Im Augenblick verstand ich ihn nicht, und da er mein Zaudern sah, wiederholte er mit donnernder Stimme:

„Das Riesenpulver, Will!!“

Wie ein Blitzstrahl flog es mir durch den Kopf.

Auf dem Boden des Schlittens nach hinten kriechend, tastete ich in unserm kleinen Warenlager herum, bis ich den Sack mit dem Dynamit fand. Ich richtete mich halb in die Höhe, um im trüben Mondlicht zu sehen, daß es der richtige sei. Eine große Bestie sprang jählings offenen Rachens gegen mich. Ich schoß ihr die letzte Ladung meines Revolvers in die Wolfsfratze, und seine Brüder stürzten sich auf den Sterbenden.

„Drei Minuten Aufenthalt für Erfrischungen,“ lachte ich, „wie es auf den Stationen angeschlagen steht,“ und riß aus dem Sack drei bis vier Stangen Dynamit heraus, auch ein paar große Sprengkapseln; dann riß ich ein großes Stück aus meinem wollenen Jagdhemd, das ich nächst auf dem Leibe trug und das warm und trocken war. Dies riß ich in mehrere lange schmale Streifen, zu Lunten dienend, packte ein Ende in die Sprengkapseln und band die vier Dynamit-

stangen um die Lappen und Kapseln mit meinem Halstuch. Dann stopfte ich dieses Mordpaket in den Sack, der das übrige „Riesenpulver“ enthielt, band noch einen alten Sack und meinen Rock darüber, legte mich wieder auf den Boden des Schlittens, und setzte nach einigen mißlungenen Versuchen die heraushängenden Luntenenden in Brand.

Es war die höchste Zeit. Der höllische Trupp war wieder am Platz.

Ich dachte kaum mehr an die Untiere, ich beobachtete nur den glühenden Funken, als er langsam ins Innere des Bundes kroch. Mein ganzes Denken war darauf konzentriert, die Höllenmaschine fortzuschleudern, ehe sie in meiner Hand explodierte. Jetzt fing auch der Sack an zu schwelen, da er mit dem glühenden Ende einer Lunte in Berührung gekommen war. Die Funken waren jetzt zirka zwei Zoll vom Dynamit und krochen etwas schneller hinein. Ich stand auf, die Wölfe prallten einen Augenblick zurück, und ich schleuderte das Mordbündel mitten unter die Meute, die darüber herfiel und daran zu zerren anfing.

„Jack!“ rief ich, aus meinen Händen ein Sprachrohr machend, „fahre, als ob zehntausend Teufel hinter dir wären!“ Wir flogen dahin; ich lag am Boden und hielt mich fest, so gut ich konnte in dem hin und her schwankenden Fuhrwerk. In einigen Sekunden nahm der Weg bei einem ungefähr zwanzig Fuß hohen natürlichen Erdwall, der uns den Rücken deckte, eine Biegung an, und wir jagten genau nach Westen, der Gulch City zu.

Einen Augenblick später, und es war, als ob Himmel und Erde zusammenstürzten. Es klang nicht wie Artilleriefeuer oder Donner, sondern es war, als ob ein unterirdischer Vulkan, der langen Haft müde, seine Fesseln gesprengt habe und, die Erdkruste zerreißend, an die Oberfläche gesprungen sei. Ich glaubte auch von der Richtung her ein dumpfes brechendes Geheul gehört zu haben.

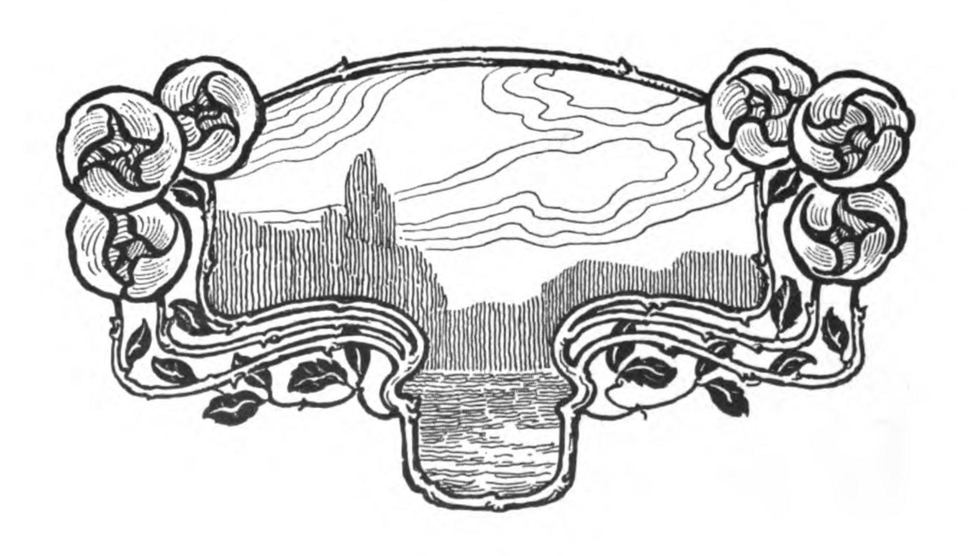
Was war die Wirkung gewesen?

Jack und ich lehnten uns nach vorwärts und ermutigten die Gäule mit Hand und Ruf. Eine Minute nach der andern verging, und die Scheusalsgestalten blieben noch fort. Die Hoffnung in mir fing an aufzuleben.

„Jack,“ sagte ich, „ich glaube nicht, daß sie wiederkommen.

Statt aller Antwort schüttelte er die Zügel und rief den Pferden zu. Plötzlich deutete er mit der Peitsche über die Schneebene vor uns, und da sahen wir die hellen Fenster von Gulch City. —

Der alte Waldweg von Livingston in Montana mußte zirka vier Meilen von Gulch City geändert werden und eine große Biegung seitwärts machen. Und als ich zwei Jahre später den Platz verließ, deuteten die Fuhrleute auf „Hin-und-Her“-Fahrt noch immer auf die „Riesengrube“, und mancher Fußstoß im Gestrüpp sandte Wolfsschädel oder Knochen vollends in die Kluft hinab.



Ludwig Anzengruber

(Vor siebzig Jahren geboren — vor zwanzig Jahren gestorben)

Von

Hermann Kienzl

10. Dezember 1889 ... Mühsam drang das Licht der Morgensonne durch den Winternebel. Ihr erster Strahl fiel in ein brechendes Auge. Den jetzt der Aberwitz eines frühen Todes hinabriß von der Kraft und Höhe seiner fünfzig Lebensjahre, der war der Königsadler Oesterreichs und ein gewaltiger Herrscher im geistigen Deutschland. Es hatte freilich nicht den Anschein gehabt. Denn er mußte bis zur großen Retraite ein Wiener Witzblatt redigieren, um des Tages Notdurft zu decken.

Das Vorwort Anton Bettelheims in der zwölfbändigen Cottaschen Ausgabe von Anzengrubers gesammelten Werken hält den letzten Eindruck fest: Wie dieser Dichter auf dem Totenbette lag — sein Charakterkopf mit der Hakennase und der steilen Stirn, vom mächtigen Rotbart umwallt —, da glich er einem der Helden der Bauernkriege. Einem gefallenen Helden. Und so einer war er ja! In seinen Knochen hatte dieser oberösterreichische Bauernenkel das Mark des Stephan Fadinger, der auch nur dem Zwange seiner ehrlichen Natur folgte, als er das Volk aufrief gegen die großen Herren auf Adelsschlössern und Bischofssitzen. Geradeso ging Anzengruber seinem inneren Rufe nach und war ein Kämpfer, ein Zertrümmerer, ein Winkelried für kommende Geschlechter. Mit ganz schlichten Worten sagt er es selbst („Briefe", Cotta): „Ein andrer wollte sich nicht finden, welcher der Zeit von der Bühne herab das Wort redete, und einer mußte es tun, also mußte ich es sein."

Einen „Enthusiasten seiner Sache" nennt er sich. Was war das für eine Sache? Die, für die sich die wenigen zu allen Zeiten kreuzigen und verbrennen lassen. Der Glaube an die Menschheit, an ihre ewige Emporentwicklung. Der Kampf gegen die Henkersknechte der Finsternis; gegen Kleinheit, bösen Willen und Vorurteil und gegen das weltliche und geistige Tyrannentum. „Die Legitimisten brauchen einen Herrn, um Diener haben zu können." Und überdies war seine Sache die göttliche des Dichters. Aus dem engen, dumpfen Oesterreich, das, als Anzengruber die jungen Arme reckte, noch in Banden des Konkordats lag, erhob sich dieser Volksdichter auf das Forum Deutschlands und der Menschheit. Seine Gestalten, ob ihre Hütten im verlorensten Gebirgswinkel standen und ihr Dasein unter einem schmalen Streifen Horizonts verglomm, wurden Weltbürger mit einem Freibrief der Dichtung, der den Stempel der Wahrheit trug. Anzengruber hat, wie Rosegger, den deutschen Norden für die Aelpler im Süden erobert; und er hat überdies aus den tiefsten Schächten des Volkstums heraus den Glauben an eine freie Weltanschauung gehoben, die er, in der Sonne seines Geistes geklärt, dem Volke verkündete. Er war ein realistischer Dichter — zeitlich der erste Realist der deutschen Bühne — und zugleich ein Erzieher, ein Prophet, ein Führer, ein Kriegsheld, ein Stephan Fadinger. Er war nicht teils dies, teils das. Vielmehr Eins und Einer. War ein Charaktergenie.

Ferne allen literarischen Einflüssen, ganz auf seine eignen, einsamen Wege angewiesen, fand er durch sich allein jene ethischen Ziele und Ziele der Dichtung, bei denen oben im Norden ein Größerer anlangte: Henrik Ibsen. Wie nahe er mit dem Dichter der „Nora" und der „Gespenster" in Ideen verwandt war, erfahren wir mit Verwunderung aus dem wenig bekannten Volksstück „Hand und Herz". An der Zwangsehe, die die Katharine Friedner mit ihrem verkommenen Gatten verkettet, geht ein hoher Liebesbund und ein Menschenleben zürnend zugrunde. In allen Dichtungen

Anzengrubers kämpft das Rousseausche Gefühl für die Heiligkeit der Natur gegen die Satzungen der Mächtigen. Das inappellable Recht des Herzens steht im Streit mit der Weltordnung, die sich seit Jahrtausenden die Unterdrücker mit den Hilfsmitteln des Staates und der Religion gezimmert haben. Als das sogenannte „soziale Drama“ noch kaum dem Namen nach bekannt war, war schon Anzengruber — gestaltend, nicht predigend — der Dichter der Enterbten. („Meineidbauer“, „Der ledige Hof“, Steinklopferhans in den „Kreuzelschreibern“.)

Anzengruber hat geschaffen, immer aufs neue geschaffen, nicht über das Schaffen disputiert. Aber einige wenige Aphorismen sprachen, der Zeit vorauseilend, seine Kunstphilosophie aus. „Echte Kunst hat immer Moral“, sagt er, „nur die Zuhörer und Beschauer haben oft keine.“ Und noch deutlicher verwirft er den alten Moralkodex der Aesthetik und Dramaturgie in ein paar Versen, die zum Inhalte haben, daß jedes Kunstwerk (wie jede ausgereifte Persönlichkeit) ein eignes, von den Katechismen unabhängiges ethisches Gesetz in sich trägt:

„Das Tragische im Leben, auf der Bühne,
Ihr stempelt es zu einer eignen Sorte,
Ihr sucht nach ‚Schuld‘, ihr fordert eine ‚Sühne‘ —
Und Schuld und Sühne sind nur Menschenworte;
Sind klein nur gegen des Geschickes Walten;
Und wollt ihr euch an selbe ängstlich halten,
So könnt ihr auch nur Kleinliches gestalten!“

Was Anzengruber für das Volksstück, für die Volksbühne gewesen ist, das messen die großen Worte nicht ab. Die Wiener, die österreichische Dialektkomödie hat eine lange historische Vergangenheit. Die reicht weiter zurück als die sogenannte Kunstbühne und deckt sich in prähistorischer Theaterzeit mit der Geschichte des Hanswurst auf dem Hohen Markt. Und trotzdem besitzt Anzengruber, der Meister des österreichischen Volksstücks, so gut wie keine Vorgänger. Nur die äußeren Formen der alten Volksposse mit ihren Liedeln, Tänzen und melodramatischen Rührungen hingen seinem neuen Schaffen noch wie halbzerbrochene Eierschalen an und fielen erst nach und nach ab. Aber der Inhalt des „Volksstücks“ war in



seinen Schöpfungen ein ganz andrer geworden. Ein halbes Jahrhundert vor ihm hatte zwar schon Ferdinand Raimund der Vorstadtposse einen dichterischen Kern, eine Symbolik des Lebens und ein Ethos gegeben. Doch Raimund, noch sehr abhängig von der Vorliebe der kindlichen Zeitgenossen für den Zauberspuk der Theatermaschinen, konnte den Schritt aus dem Märchen in die Wirklichkeit nicht wagen. Ob er auch am nächsten dem Ludwig Anzengruber verwandt war — es trennt die beiden Wiener weit voneinander, daß der Dichter der neuen Zeit auf der festen Erde stand und keines Zaubermantels bedurfte, um das weite Reich des Lebens zu durchwandern. Zwischen Raimund und Anzengruber liegt eine lange Strecke. Unter all den

Possenreißern, die sich auf ihr tummelten — darunter der glänzende Karikaturist Nestroy —, war keiner, der von dort ausgegangen wäre, wo Raimund stand, und dort angekommen wäre, wo Anzengruber sich erhob. Der Dichter des „Meineidbauers“, der „Kreuzelschreiber“ und des „Vierten Gebots“ schuf seine Welt sozusagen aus dem Nichts. Das heißt: er schuf sie aus der wirklichen Welt da draußen, nicht aus einer Literatur der Vorgänger. Er war, wie jeder große Dichter, ein Menschenentdecker. Er hat die Menschen aus dem unteren Volke entdeckt, die Bauern und die Kleinbürger; hat sie unverfälscht emporgehoben zur Höhe der tragischen Konflikte und Erschütterungen und zur Lichtzone der wahren Heiterkeit seines Gemüts. Dieses Volk der Kleinen, das die Dichter früher nur als eine klumpige Masse in den Tragödien hatten toben lassen oder als eine Reinkultur verlachter Spaßmacher in den Komödien mißhandelt hatten... Mit Anzengrubers Augen lernten wir die Gestalten des Volkes sehen, die erhabenen und die dämonischen, die weisen und die sonderbaren, die lieblichen und die verworrenen — und jeder für sich ein Meisterwerk der Natur: ein nicht mehr wiederholter, echter Mensch.

Der Anfang von Anzengrubers

Aus dem Material der alten Volksstücke — und in ihrem alten lodenjoppigen Gewand — hat Anzengruber das Drama seiner eignen Art gebaut. Ein Drama, das vollwertig in den Rang der großen dramatischen Dichtungen aller Zeiten trat. Indem er also das erfüllte, was das alte „Volksstück“, naiv tastend, vergebens gesucht hatte: das Trauer- und Lustspiel aus den Volksgestalten zu schaffen, indem er das Volksstück über seine Unvollkommenheit zur angehenden Vollkommenheit erhob — es ist jeder Erfüller ein Ueberwinder —, hat er das sogenannte Volksstück zugleich auch überwunden. Denn wenn nicht eine niedrigere Kunstgattung, was sonst berechtigt denn, ein Drama in den Bezirk des Volksstücks zu verweisen? Etwa das Milieu? Dann fordern die Schweizer Bauern in „Wilhelm Tell“ und die „Weber“ Hauptmanns die gleiche Determinierung. Anzengrubers Schauspiele aus dem Volke sind vornehme künstlerische Werke.

Es darf uns bei dem Erkennen ihres Wesens und Wertes nicht beirren, daß manche von ihnen, wie schon erwähnt, noch Ueberreste der alten Possenbühne tragen. Für ihren eignen höheren Stil ist es bezeichnend, daß wir diese

muſkript zum „Sternſteinhof“

Atavismen als ſtörende Fremdkörper empfinden. Ich meine die Soloeinlagen, Couplets und antirealiſtiſchen Theatralia. Ja, auch gewiſſe Tableaus und Gruppenwirkungen, gewiſſe ſentimentale Arrangements und Melodramen ſind Zugeſtändniſſe an den kindiſchen, ſchlechten Geſchmack, aus dem heraus, über den hinaus ſich der „Volksdichter“ ringen mußte. Auf einzelnen Dramen liegt die hereditäre Belaſtung vom alten Volksſtück her ſo gewichtig, daß ſie nicht völlig abgewälzt werden kann. Sogar der erſte Akt des vollreifen „Vierten Gebots“ iſt ein Exempel der brüchigen, veralteten Technik; und auch der geniale Realismus des „Meineidbauers“ wird in mancher Szene von einer falſchen Theatralik gekränkt. Das iſt der Tribut, den ein Großer an ſein Werden und Wachſen zahlte ... In vielen Fällen aber ſtand der Dichter unter einem bitteren Zwang. Er, ſo ſtark und ſtarr er war, mußte dem Genius loci, dem Komiker- und Soubrettengeiſte der Wiener Volksbühne, ſchweren Herzens Opfer bringen ... Ferdinand Raimund hatte in Thereſe Krones, der ſüßen „Jugend“, ſeine Muſe beſeſſen; und zwei geniale Künſtlerinnen, Joſephine Gallmeyer und Marie Geiſtinger, waren Anzengrubers Egerien und Siegesgenien. Ihnen — und dem Meiſter Martinelli, der dem Wurzelſepp, dem Steinklopfer, dem Hubmaier, dem Einſam im Gedächtnis der Mitwelt eine erzene Prägung gab, ihnen dankte der Dichter die glorreichſten Bühnenſiege. Aber die beiden Künſtlerinnen waren vom Geſchlecht der weiblichen Zaren. Sie gaben dem Dichter ſeine Dirndle, wie das Herz in kühnſten Träumen ſie geſchaut hatte, und forderten — ja, forderten von ihm die wohlerprobten Tricks und Schnicks der Poſſe und des Singſpiels. Eine Mehrzahl von Komödien („Die Trutzige“, „Brave Leut' vom Grund“, „Jungferngift“) hat Anzengruber, gleichſam mit dem Zentimeter in der Linken, nach dem Maß der Gallmeyer und der Geiſtinger geſchrieben; und in andre die erwünſchten altmodiſchen Effekte eingeſchoben. Aus ſeinen Briefen wiſſen wir, wie oft ſich ſein Inneres ſträubte. Faſt iſt es unbegreiflich, daß die Regiſſeure nicht ſchon längſt dieſes Widerſtreben dem Dichter nachempfanden; daß ſie im Schlendrian des Hergebrachten nicht zum Meſſer griffen, die fremden Pfropfe auszuſchneiden. Dieſe Reinigung der Anzengruber-Stücke (nicht alle verlangen und geſtatten ſie) hat endlich der Dramaturg des Wiener Deutſchen

Volkstheaters, Dr. Richard Fellner, vorgenommen.

Nicht alles, was Anzengruber schuf, wird sich in der ursprünglichen Form dauernd erhalten. Staatsformen sterben, Religionen sterben — und Kunstgebilde sollten vom allmenschlichen Gesetz der Wandlung unberührt bleiben? Nein — aber so wenig wie in der Natur kann in der Schöpfungswelt der Kunst das vom Leben Gezeugte und Lebenzeugende jemals verloren gehen. Stoffwechsel ist nicht Untergang. Anzengruber wird nach tausend Jahren seine Sendung noch immer nicht abgeschlossen haben; die unübertreffliche Menschlichkeit seiner Menschenkinder, der oft mit dem Shakespeareschen Element verglichene Feueratem seines dramatischen Temperaments, sein welterlösender Humor — sie werden in neuartigen Enkelschöpfungen Urständ halten. Symptome nehmen wir schon heute wahr. In dem Spännchen Zeit seit Anzengrubers Tod hat der dramatische Stil wesentliche Entwicklungen durchgemacht. Wir sehen Dramatiker, die man Schüler, Jünger oder Sprossen dieses Großen nennen mag, mit weit geringerem, mit oft sehr geringem Schöpfergeist Epigonenwerke runden, die ihrer späteren Geburt einen wesentlichen technischen Fortschritt verdanken.

In unsrer Gegenwart jedoch haben wir am Anzengruber-Drama, ob auch einzelne Blätter der Laubkrone welkten, noch unendlich viel Gewinn zu erwerben. Man darf es getrost der Schulästhetik zuschreiben, die so lange mit stiefmütterlichem Hochmut auf das Dialekt- und Volksstück herabblickte (und mit diesem Mantel auch den Dichterherzog fallen ließ), daß Anzengrubers Komödien „Die Kreuzelschreiber“ und „Der Doppelselbstmord“ nicht im allgemeinen Bewußtsein für das gelten, was sie sind: die glorreichsten und unübertroffenen Lustspiele deutscher Zunge ... Und wenn wir über einzelne Züge einer überlebten Dramatik lächeln, so sollte uns doch eine Wahrnehmung nicht entgehen: daß nämlich gerade einige der am meisten angegrauten Stücke immer wieder die Herzen der Zuschauer unmittelbar und unwiderstehlich überwältigen. Es müssen also in diesen Dramen innere Kräfte regsam sein, die viel stärker sind als unsre kritischen Bedenken. Die Mängel und naiven Schwächen im Schauspiel „Der Pfarrer von Kirchfeld“ sieht jeder dramaturgische Bakkalaureus, und das Stück mit seinen schwer erträglichen Sermonen, mit seinen hinterm Busch behorchten Gesprächen, dieses populärste Werk Anzengrubers reißt selbst die Kühlsten hin.

„Der Pfarrer von Kirchfeld“ war der Ausgangspunkt für Anzengrubers innere Entfaltung, der Wendepunkt seines äußeren Schicksals. Bis zu dieser Wende hatte er eine Elendskette von dreißig Jahren geschleppt.

Am 29. November 1839 wurde Ludwig Anzengruber zu Wien geboren. Vier Jahre später starb sein Vater. Der war ein Bauernsohn aus Oberösterreich, ein kleiner Beamter und — ein heimlicher Dichter gewesen. Hatte am Tage gefront und die Nächte durch gedichtet und starb an Erschöpfung. Eins von Vater Johanns ungedruckten Schauspielen ist in Ungarn einmal aufgeführt worden, ein „Berthold Schwarz“, erwähnenswert, weil es den „Kampf des vorwärtsdrängenden Freigeistes mit den Mächten des Herkommens“ behandelte. In des Dichtersohns spärlichen Fragmenten zu einer Selbstbiographie („Nachgeholte Tagebücherei“) steht zu lesen: „Es ist jetzt keine Zeit, der Welt die nachgelassenen Werke in die Hand zu geben ... Ich bitte als Beweis für meines Vaters Talent den nachgelassenen lebenden Kommentar zu nehmen, der ich bin.“

Anzengrubers Mutter! Sie hatte das feine künstlerische Gemüt der Wiener Bürgerstöchter im Zeitalter Schwinds und Schuberts. Und sie hatte das heilige Muttertum. Ihre Liebe war der einzige feste Ankergrund des Sohnes — auch dann noch, als sie ihn zur Waise gemacht hatte. In des Dichters Nachlaß fanden sich Zettel, auf denen in hingewühlten Sätzen und Versen ein Denkmal schimmert. Auch in seinen Dramen hat er ihr Weiheopfer gebracht. Es ist im „Pfarrer von Kirchfeld“ der erschütterndste dichterische Moment, wie der Wurzelsepp, der harte Menschenhasser, vom Tod seines Mütterchens getroffen wird, die Eisrinde um sein Herz schmilzt und der steinerne Mann bebt unter ersten Tränen. Die gütige Großmutter im „Vierten Gebot“, die einzige Seele, die dem verlorenen Jüngling bis zum Richtplatz in tapferer Liebe treu bleibt, trägt einen Namen, der ihr Urbild verrät.

Mit einer Pension von 166 Gulden im Jahre hatte die Witwe Anzengruber ihren Sohn zu erziehen. Die Not setzte seinem Studium in der Oberrealschule ein Ende. Er kam zu einem Buchhändler in die Lehre. Rastlos suchte sein durstiger Geist nach Nahrung. Mit neunzehn Jahren begann er zu schriftstellern. Dann trieb es ihn mit Leidenschaft zur bildenden Kunst. Dann erwachte die Theaterbrunst. Der einundzwanzigjährige Anzengruber wurde Schauspieler.

In fast sieben Jahren hat der unbegabte Komödiant das tiefe Elend der Wanderschmieren durchlitten. Ein Träumer, der den ganzen Schmutz nicht sah, zog er durch die Not — und treu ihm überall zur Seite seine standhafte Mutter. Sie hungerten gemeinsam in den Marktflecken Ungarns und Slawoniens, in den Landstädten Steiermarks. Eine Monatsgage von dreißig Gulden war die Zinne von Anzengrubers Schauspielerglück. Doch wurde zu Marburg an der Drau sein erster dramatischer Versuch aufgeführt.

In einem Tagebuchblatt, überschrieben „Eine Erholungsreise", schildert Anzengruber die Erinnerungen an das Vagantenleben. Jetzt erst, ein Geretteter, fühlt er das Unglück jener Jahre. All die Entbehrung und Enttäuschung, und der Passionsweg, auf dem er durch die Länder gewandert, war aber sicherlich die Dichterschule, die sein Genius brauchte. Wie Rosegger als Schneidergeselle von Bauernhaus zu Bauernhaus, zog Anzengruber als Winkelkomödiant von Scheune zu Scheune. Die beiden haben wandernd ihren Volks- und Dichterschatz gesammelt.

Dreißig Jahre alt, kehrte Anzengruber nach Wien zurück — arm wie er gegangen war. Mühsam fristete er von Zeilenkreuzern der Zeitungen das Dasein. Daneben schrieb er rastlos Volksstück auf Volksstück, die ihm die Wiener Theaterkanzleien ohne Federlesen zurückschickten. In einer Stunde der Verzagtheit verbrannte er seine Dichtungen und trat als hoffnungsloser Praktikant beim Polizeiamt in Dienst. Aber es ließ ihn nicht ... Wieder schrieb er und schrieb. Und endlich ... Ja, endlich kam der 5. November des Jahres 1870; da gab man im Theater an der Wien den „Pfarrer von Kirchfeld" von L. Gruber ...

Wie ein Märchen war's. Ein Blitz — ein Donnerschlag — und siehe, es strahlt das Glück!

Anzengruber war über Nacht ein berühmter Mann geworden. Ueber dieses Wunder seines Lebens spricht er selbst mit fast andächtiger Scheu im „Frühlingstraum eines Glücklichen" (1872); merkwürdigerweise scheint ihn aber nicht die Uraufführung in Wien, vielmehr erst ein Jahr später der Triumph in Graz von der Lebenswende und von seiner Mission überzeugt zu haben.

Seine Mission. Meister Ludwigs poetische Sendung! Nicht einmal volle zwanzig Jahre waren ihm gegeben vom Tag des „Pfarrers von Kirchfeld" bis zum letzten Federstrich. Ein kleiner Raum für ein großes Lebenswerk. Der Dichter aber, als hörte er mahnend dunkle Schwingen über seinem Haupte, hat die Frist wohl ausgenutzt — mit einem staunenerregenden Fleiße. Nach dem „Pfarrer" entstanden zunächst „Der Meineidbauer" und „Die Kreuzelschreiber". Die Erfolge dieser neuen Kunst aus dem Volke hallten durch die Welt. Es war die Zeit der Müdigkeit und Armut auf den deutschen Bühnen. Hebbel war tot, Ibsen noch nicht erkannt, schlechte Nachahmer der Franzosen beherrschten das Repertoire. Da kam im schlichten Gewande dieser Dörfler, dieser Eigne, dieser Starke ...

Indessen, die Verflachung des Theaters war so weit vorgeschritten, daß auch Anzengrubers Kraft und Erfolg nicht ausreichten, es emporzuziehen. Das bewegliche Wien zumal, das ihm rasch zujubelte, wandte sich ebenso rasch wieder der törichten Operette zu, die eben damals ihren Siegeszug hielt. Anzengrubers Fahne, unter der Martinelli, die Gallmeyer und die Geistinger eine neue realistische Schauspielkunst schufen, war lorbeerbekränzt, aber sie sammelte nicht das Volk. In Wien zumal trat der beschämende Zustand ein, daß der größte Wiener Dichter für seine neuen Werke „Der ledige Hof" und „Stahl und Stein" kein Theater fand. Jacques Offenbach hatte die Tore besetzt ... In Graz und in Berlin kamen diese Dramen zur Bühnentaufe. Von Berlin, wo Anzengruber in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre lebhaft zur Geltung kam, erfolgte später wieder der günstige Rückschlag auf Wien. In tiefer Verbitterung hatte sich der Dichter jahre-

lang der Bühne ferngehalten. In dieser Wartezeit entstanden die meisten seiner Novellen, Dorf- und Kalendergeschichten — und zwei Romane. Der eine von ihnen „Der Sternsteinhof", ist der bedeutendste Dorfroman aus Oesterreich geworden, ein Meisterwerk lebendiger Gestaltung, voll Kraft und Leidenschaft.

An äußeren Ehren gebrach es dem Dichter nicht. Auch der Schiller- und der Grillparzerpreis wurden ihm zugesprochen. Aber er mußte, um seinen im Jahre 1875 gegründeten Hausstand zu erhalten, wieder als Zeitungsschreiber fronen und übernahm die Leitung der Zeitschrift „Die Heimat" und später des Wiener Witzblattes „Figaro". Ein inneres Ermatten war seiner hoffnungsstarken Seele fremd. In die Enttäuschungen fiel das Losungswort seines hellen Glaubens: „Die Welt w u r d e nicht, sie w i r d" ...

Kurz vor dem Ende hoben Wogen der Begeisterung ihn noch einmal zum Siegesgefühl empor. Im September 1889 wurde das Wiener Deutsche Volkstheater in seinem Zeichen und mit seinem Werke eröffnet. (Mit Anzengrubers letztem Stück „Der Fleck auf der Ehr'".) In Ueberschwenglichkeit huldigte ihm Wien. Diesmal war es keine flüchtige Täuschung. Seine Muse hatte nun ein Heim gefunden. Mehr als fünfzehnhundert Abende in den zwanzig Jahren seines Bestandes hat bis heute das Deutsche Volkstheater den Anzengruberschen Stükken gewidmet.

Aber als dieser Stern ihm aufging, war das Gestirn seines Daseins dem Verlöschen nahe. Böse Schicksalsschläge hatten ihn ins Herz und Mark getroffen. Er, der Mann der Treue und der Liebe, erlebte in seinem Hause schweren Verrat. Bald nach der Scheidung seiner Ehe sank er aufs Krankenlager, und rasch führte ihn der Tod von hinnen.

Sein unerwartetes Sterben erfüllte Wien mit Entsetzen, die Welt mit Trauer. Der Reichsrat unterbrach seine Sitzung. Hunderttausende geleiteten den Dichter des Volkes zu Grabe. Einen Nachruf, der wert wäre, als Inschrift auf dem Wiener Denkmal Anzengrubers zu stehen, sprach ihm Professor Bolin in Helsingfors mit den kurzen, vielsagenden Worten: „Er ist nicht nur zu früh gestorben, sondern er hat, wie die Mehrzahl seinesgleichen, eigentlich zu früh gelebt."

Drei Gestalten ziehen, wandlungsreich, vom „Pfarrer von Kirchfeld" aus durch die Anzengrubersche Dichtung: das lebfrische Dirndl, die Alraune des Gebirgs und der ketzerische Vagabund und Dorfphilosoph.

Die Anzengruberdirndln blühen in frischen hellen Farben wie Blumen der Bergwiese. Sie sind von kräftiger Anmut, voll gesunder Sinnlichkeit, heiter und tapfer, wie die junge Natur. Die Horlacherlies im „G'wissenswurm" ist die kernigste und holdeste von diesen Alpenrosen. Man darf sie aber nicht von einer Theater-„Naiven" oder gar von einer „Soubrette" darstellen sehen. Nach der Geistinger hab' ich nur noch eine Horlacherlies echt gefunden: Josephine Glöckner.

Dann sind die brummigen alten Frauen. Charakterköpfe voll Eigensinn. Weibliche Einsiedler, ob sie nun wie die Burgerlies („Meineidbauer") fern von den Menschen — oder ob sie körperlich unter ihnen wohnen. Diese Frauen, nicht gebildet und verbildet, blicken tiefer, wissen mehr als die Weisen im Tale. Vor hundert und mehr Jahren hat man ihresgleichen als Hexen verbrannt, und ihr altes zähes Heidentum trotzt auch heute dem Weihrauch.

Ihnen verwandt sind die wundervollen Eigenbrödler, die Männer, die außerhalb der Gemeinde stehen, die Wurzelsepp und Steinklopferhans. Zum Teil sind sie vom Lebenssturm verwitterte Ruinen, zum Teil stehen sie im vollen Saft. Die einen nähren einen bitteren Menschenhaß, die andern lächeln und lachen der Torheiten der Welt. Keiner von ihnen gleicht einem andern, sie sind wie Rembrandts alte Männer in den Zügen verschieden und tragen wie diese den Stempel ihres einzigen Schöpfers und Meisters. Ausgestoßene sind unter ihnen (der Einsam in „Stahl und Stein") und Verlorene (der Verbrecher Hubmeyer im „Fleck auf der Ehr'"). Aber gerade in den Elenden und Verkommenen leuchtet, vom Dichter enthüllt, am ergreifendsten die Spur der Gottheit. Unchristen, Atheisten sind sie alle mehr oder minder; aber selbst der Unchristlichste unter ihnen, der Bauer Hauderer im „Doppelselbstmord", hat in sich die wahre Gottnatur, die friedliche und fröhliche. Im Volk der Aelpler, im Schatten des Krummstabs, hat es zu

allen Zeiten Bauernphilosophen gegeben. Ein Blutzeuge dieser deutschen Grübler war ein Konrad Deubler, der schlichte Bauer, der Freund Feuerbachs, den die fromme Justiz Oesterreichs als Gottesleugner in den Kerker warf.

Der Wurzelsepptypus hat eine wunderbare Verklärung gefunden im Steinklopferhans der „Kreuzelschreiber“, dieser unvergänglichsten Inkarnation des Anzengrubergeistes. Wie! Der sorgenlose Habenichts, der zu allem Schabernack bereite Nichtsnutz, der lachende Sozialist — er wäre wesensverwandt mit dem vergrämten, bitteren Gesellen? Doch wohl! Denn seht, auch dieser Steinklopfer, das Kind der Straße und der Armut, hat in Seelennot und Verzweiflung gelegen. Aber durchgerungen, emporgerungen hat er sich. So hoch über Tücke, Glück und Torheit der Menschen steht er nun, daß er die Menschen wieder lieben kann. Als er, dem Tode nahe, in schlimmer Krankheit lag, von allen gemieden, wie ein verendendes Tier des Waldes in seine Lehmhütte verkrochen — da, gerade da ist ihm der Segen der mütterlichen Natur aufgegangen. Das Auge, das schon hatte brechen wollen, blickte zum flimmernden Sternenhimmel, und wie eine Eingebung erwachte in ihm das allmächtige Gefühl: Du bist, was Tier und Strauch und Mensch ist, ein Genosse und ein Teil des Gottes. — Seither trifft ihn kein Leid. Seither lacht er.

Aus dem Erz des Volkstums geschlagen, empfunden, nicht ersonnen, hat Anzengruber in diesem Steinklopferhans die Religion der Freien. Und wenn einst der Marmor seines Denkmals zerfallen wäre, wird noch des Dichters Atem leben in dem schlichten Wort des Bettlers: „Es kann dir nix g'schehn. Du g'hörst zu dem allen, und dös all's g'hört zu dir — es kann dir nix g'schehn.“



Ludwig Anzengruber. Nach einem Medaillon

Moderne Nachtischplastik

Von

J. E. Whitby

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wo eine fröhliche Tischgesellschaft beisammen ist, entfalten sich gewöhnlich eigenartige Talente, und es machen sich unter diesen besonders die plastischen geltend. Es ist ja ein alter Brauch, aus weichen Brotkrumen nicht nur kleine Kügelchen zu formen, mit denen man über den Tisch herüber und hinüber allerlei neckische Kurzweil treibt, sondern auch kleine Figuren, Tier- und womöglich selbst Menschengestalten, und es gibt Künstler, die sogar aus Speiseabfällen wie Fischknochen und Krebsscheren und Krebsnasen die possierlichsten Gebilde dieser Art herzustellen vermögen. Für die Tischplastiker der letzteren Art eröffnen sich seit einiger Zeit ganz neue Bahnen. Der steigende Tafelluxus liefert ihnen ein Material, über das ihre Vorgänger nicht verfügten oder das diesen doch nicht in so großer Menge und Mannigfaltigkeit, wie es jetzt der Fall ist, zur Verfügung stand. Es ist das vor allem das moderne Dessert mit der Menge der neueingeführten Südfrüchte und der großen schönen Knallbonbons. Aber auch der sonstige Inhalt der Dessertschale spielt seine Rolle dabei, namentlich das Winterobst, Aepfel, Birnen, Nüsse, die altüberlieferten Orangen und so manches andre, das durch die neue Uebung zu neuer Bedeutung gelangt ist.



Die Nonne

Was die moderne Nachtischplastik zu leisten vermag, zeigen unsre Illustrationen, die samt und sonders auf photographischen Nachbildungen nach Originalwerken beruhen. Zur Herstellung derartiger Sachen und Sächelchen gehört nicht gerade ein besonders künstlerisches Geschick, immerhin aber ein gewisses Raffinement, das sich indes erlernen läßt. Der Dessertplastiker ist ja sowieso kein Improvisator, sondern hat sich in den meisten Fällen seine Rolle sorgsam einstudiert, weshalb er auch sein Hilfsmaterial vorsorglich in der Westentasche mit sich führt — will besagen Stecknadeln mit weißen und mit schwarzen Köpfen, einige Wachsstreichhölzchen und etwas Briefpapier für den Fall, daß das Papier

der Tischkarte zu seinen Zwecken nicht ausreichen sollte. Fast alles übrige findet er auf dem Tische, wie Zahnstocher, vor allem aber seine „plastische Masse“, die Brotkrume, von der er sich einen genügenden Vorrat sichern muß, bevor der Tisch von den Brotresten gesäubert wird; für einzelnes allerdings muß er sich auf den Zufall verlassen, der ihm indes fast immer das Nötige zur Verfügung stellen wird.

Wie man Vogel-, Fisch- und einzelne Menschengestalten herstellen kann, ergibt sich in vielen Fällen auf den ersten Blick; auch die Herstellung eines Hummers aus einer Apfelsinenschale bietet keine sonderliche Schwierigkeit dar. Für Schnecken bedarf man nur etwas Brotkrume sowie zweier Nußschalen und zweier Stecknadeln mit schwarzen Köpfen, und ein niedliches fettes Schweinchen läßt sich aus einer Zwetschge herstellen, der man ein abgeschnittenes Zigarrenende als Schnauze und vier Streichhölzchen als Beine gibt, während der Stiel in natürlicher Weise das Ringelschwänzchen veranschaulicht.

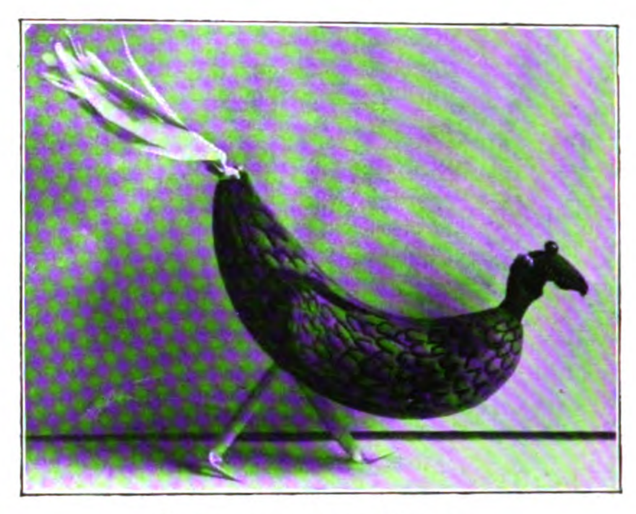
Die Banane liefert das Material zu einem prächtigen Vogel, zu dessen Füßen zwei Zahnstocher aus Federposen herhalten müssen; mit einer Gabel ritzt man die Oberfläche etwas rauh, damit sie das Federkleid besser darstellt, während man das hölzerne Stielende zu einem Schnabel zurechtschneidet und die Augen aus Stecknadelköpfen herstellt. Die „Nonne“ wird aus zwei Orangen aufgebaut, von denen die untere in einem Weinglase steht und ganz von dem Taschentuch verdeckt wird, welches das Ordensgewand vorstellt. Als Augen dienen zwei runde Brotkügelchen, in denen die schwarzen Köpfe der Stecknadeln, mit denen man sie anheftet, die Pupillen markieren.

Auch für den „Don Juan“ bedarf es fast nur derartiger Requisiten. Wie man sich des Blumenschmuckes der Tafel zu diesen Kunstwerken bedienen kann, zeigt uns die „Kaiserin von China“. Ihren Grundstock bilden zwei mit einem Zahn-



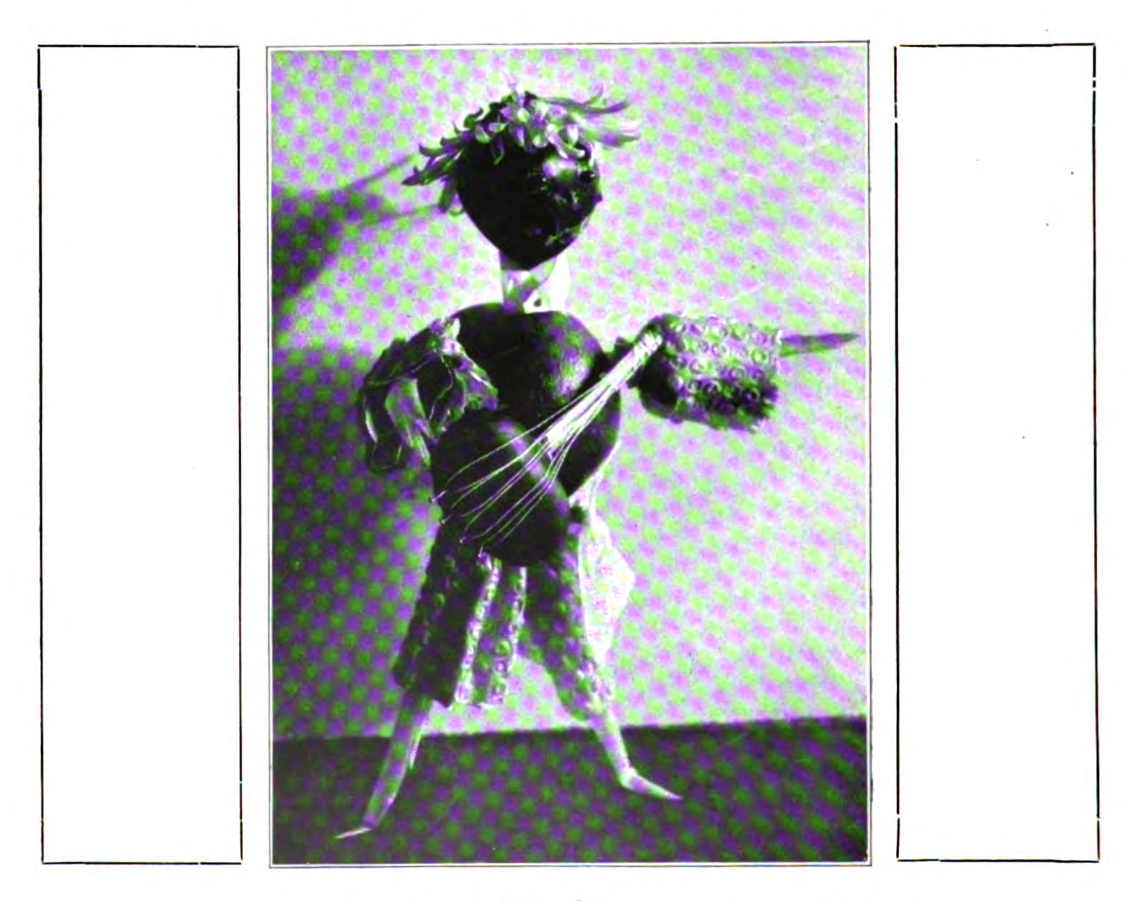
Die Kaiserin von China

stocher aufeinandergespießte Apfelsinen und ihr Kleid ein um diese geschlungenes buntes seidenes Taschentuch, den charakteristischen Kopfschmuck dagegen liefern Blumen, wie der Tischschmuck sie darbietet. Die Arme und Beine des „Don Juan" bestehen aus Knallbonbonshüllen, und als Mandoline dient eine große Kastanie.



Fasan aus einer Banane

Daß man allen diesen Figuren nicht nur einen bestimmten Gesichtsausdruck, sondern auch bis zu einem gewissen Grade Leben und Bewegung verleihen kann, zeigen unsre Abbildungen zur Genüge. Die Orangen leisten dabei ganz besonders gute Dienste, für das krause Lockenhaar sorgen die Blütenblätter des Chrysanthemums und sogar den keck aufgerichteten Schnurrbart „Es ist erreicht" kann man aus den trockenen Gräsern der Blumenvase herstellen.



Don Juan



Alarm. Nach einem Gemälde von W. B. Wollen



Wie das Fest des heiligen Nikolaus entstand*)

Eine Burleske

von

Willem Schürmann

Aus dem holländischen Manuskript übertragen von E. Otten

Das Leben besteht aus lauter Zufälligkeiten. Hätte mein Vater meine Mutter nie gesehen, so wäre ich nie der Sohn jener beiden hochherzigen Menschen gewesen, würde vielleicht jetzt über Millionen von Untertanen regieren, vielleicht Kaiser von China oder Tramwaykutscher in Beveroyk sein; also sprach Señor Guillelmo de los Contos, der größte Erzähler von Cordova. Caramba, Caballeros! Der Zufall regiert die Welt. Señorita, noch ein Glas Branntwein und einen Zwieback. Und setze dich her zu mir, an diesen Tisch, damit ich dir und den vielen Menschen, die hier in dieser Osteria sitzen, erzähle, wie mir durch einen Zufall das wichtigste Dokument unter die Augen gekommen ist, das es jemals auf dieser Welt gegeben hat.

Das Fest des heiligen Nikolaus steht nahe bevor. Und auch das habe ich einem Zufall zu verdanken, daß mir diese Geschichte jetzt durch den Kopf geht. Die schöne Wirtin schenkte am Büfett ein Glas Branntwein ein und setzte sich neben den berühmten Erzähler; und während die Gäste alle näher kamen, begann Señor de los Contos die Geschichte, die zu hören ich das Vorrecht hatte, und die ich jetzt, so gut es eben geht, nacherzählen will, um alle Zweifler von der Existenz des Nikolaus zu überzeugen.

Eines Abends — ich war müde vom Denken und vom Gehen — klopfte ich an die Pforte des Klosters San Diego zu Toledo.

Ein Mönch in einer braunen Kutte öffnete die Luke einer vier Fuß dicken Eichen-

*) In Holland wird der Weihnachtstag nicht, dafür aber der Nikolaustag festlich begangen, und ist ganz in der Art unsres Bescherabends ein rechtes Fest für die Kinder. Hinter St. Nikolaus reitet alter Sage nach, die G. schenke tragend, ein festlich gekleideter Mohr auf schön gezäumtem Pferde.

tür und hielt seine Laterne so, daß ihr Licht mein müdes Antlitz beschien.

„Schau, schau," sagte er, „da steht ja, per bacco! der Meistererzähler von Cordova! Tretet ein, edler Herr, und wärmet Euch an unserm behaglichen Feuer. Es ist kalt und Ihr seid müde. Heute ist Sankt Nikolaus, und an dem Geburtstage unsers frommen Bruders wehren wir keinem den Zutritt zu unserm Kloster." Ich trat ein, und wenige Augenblicke darauf saß ich in einem behaglich durchwärmten Raum des Jahrhunderte alten Gebäudes.

Dort sah es sehr festlich aus. Auf einem großen Tisch standen viele Kannen mit Milchschokolade, auf dem Feuer brodelten in einem großen Topf köstlich duftende Kastanien und die Stuhllehnen waren mit Vergißmeinnicht aus den Treibhäusern geschmückt.

Von der Decke herunter hingen vielerlei Lampions. Die Gerippe von Helden aus alten Zeiten trugen Galaanzüge mit Rosen im Knopfloch und federgeschmückte Dreistutzer auf ihren kahlen Schädeln. Zwischen den knochigen Kinnbacken hielten sie Colorado-Maduro-Havanna-Zigarren, mit farbigen Bändchen umwickelt.

„Per mojo, meine Herren," fragte ich „was sind das für verstorbene Größen?" Der Bruder Superior faßte mich beim Arm und stellte mich mehreren Skeletten vor.

„Dieser hier ist Vasco da Gama," sagte er, „der berühmte Entdecker, der im Jahre 1498 in Vorderindien landete. Der Auswuchs auf seinem Schädel ist bemerkenswert. All diese großen Männer haben irgendein besonderes Kennzeichen, darum haben wir sie hier zu Studienzwecken. Ihr braucht Euch aber nicht zu fürchten, denn sie sind leider schon alle tot. Diese Gebeine sind die Ueberbleibsel des frommen Bartholomäus Diaz, der das Kap der guten Hoffnung umsegelt hat. Die beiden Kleinen heißen Almeida und Albuquerque, die unsterblichen Tapferen, denen die weiße Rasse ihre Macht in Indien zu verdanken hat, und jenes gewaltige Skelett dort drüben gehört Don Pedro Gonzalez de Mendoza, der die Würde eines Großadmirals von Kastilien mit der des Erzbischofs von Toledo vereinte. Er starb im Jahre 1495. Gott sei seiner Seele gnädig! Habt Ihr seine großen Zähne wohl beachtet? Per bacco, der edle Don Gonzales war dazu geboren, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Früher hatten wir hier das Skelett des berühmten Italieners Colon, des berühmten Entdeckers von Amerika, der Euch unter dem Namen Christoph Kolumbus wohl besser bekannt sein dürfte. Aber die Familie hat das, was noch von seiner Größe übrig war, zurückverlangt, um ihn in einem Monumentalgrab beizusetzen, so daß er noch nach seinem Tode seinen einstigen Freunden untreu wurde. Möge er Ruhe finden in seiner Einsamkeit!"

Ich verneigte mich und sagte: „Buenas noches, meine toten Freunde."

Die Skelette nickten und antworteten: „Möge Gott dir die Gesundheit erhalten."

„Gracias, gracias," erwiderte ich.

Als ich wieder am behaglichen Feuer saß, fragte ich: „Was für ein Fest feiern die Herren denn eigentlich heute abend? Sankt Nikolaus ist doch kein Fest für die Toten."

„Für alle Toten nicht," antwortete der Superior, „aber wohl für diese hier. Haben sie doch durch Zufall das Entstehen des heiligen Nikolausfestes mit erlebt."

„Ist's möglich?"

„Jawohl, um Euch zu dienen, Caballero!"

„Hat denn Nikolaus jemals wirklich gelebt? Sagt es mir mal ehrlich, werter Bruder. Ich habe stets daran gezweifelt. Erzählt mir die Geschichte und ich schwöre Euch, daß ich sie in der ganzen Welt verkünden werde. Ich habe einen großen Namen und sehr viel ‚temperamentos'! Wenn Ihr mir meinen Zweifel benehmen könnt, so werde ich zu gelegener Zeit die Welt von dem ihren überzeugen ... das tut wirklich not, denn es gibt viele, die so ungläubig sind wie ich."

Der Bruder Superior strich sich mit seinen dünnen Fingern durch den langen, grauen Bart, runzelte die Brauen, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Señor de los Contos, Ihr verkörpert doch nicht die ganze Welt! Wartet mal einen Augenblick. Ich muß den Herrn der Vergangenheit erst mal etwas Feuer geben, denn ihre Zigarren gehen aus. Dann werde ich Euch die seltsamste Geschichte erzählen, die Ihr Euch jemals habt ausdenken können." Er stand auf, steckte die Colorado-Maduro-Havanas an einer brennenden Kerze in Brand und rief den festlich gekleideten Skeletten mit

lauter Stimme zu: „Raucht, Ihr Herren!" Die berühmten Toten nickten zum Dank und brummten mit ihren schwachen Stimmen: „Muchissima gracias."

Dann begannen sie zu rauchen.

Der fromme Bruder setzte sich wieder an den Kamin und befahl einem jungen Bruder: „Spiel uns etwas, Dirquio!" Darauf nahm ein schlanker, junger Mönch einen Banjo von der Wand, spielte eine wehmütige Weise, und die seltsame Erzählung begann.

Die Zuhörer waren jetzt so still, daß man deutlich das Klappern der Kinnbacken vernehmen konnte, wenn die Skelette ihre Zigarren aus der rechten in die linke Mundecke schoben.

Das Rascheln von fallenden Kastanienschalen machte einen fast unheimlichen Lärm.

„Es geschah am Abend des 4. Dezember im Jahre 1493, daß in der Osteria von Lilas Pastia, so wohl bekannt durch die schöne Musik des frommen und leider allzufrüh verstorbenen Tondichters Georges Bizet, drei edle Ritter nach der Puerta del Sol starrten. Es war schon spät, aber in den Gemüseläden der allzeit geschäftigen Straße gingen noch viele Menschen einher, bepackt und beladen, weil es Samstagabend war, und die Hausmütter von Sevilla daran gewöhnt sind, an diesem Abend alle ihre Einkäufe zu machen.

Düsteren Angesichts schauten die drei Ritter auf das lebhafte Treiben und nahmen hin und wieder einen Schluck Whisky, mit dem Wasser aus der berühmten Drachenquelle vermischt.

Der eine war ein magerer Mann mit glattrasiertem Gesicht; seine Augen waren von außergewöhnlichem Glanz, sein Haar, das nach der Art der seeländischen Bauern geschnitten war, stand fächerförmig über seinem blendend weißen, steif gestärkten Halskragen. Er trug einen einfachen Anzug aus schwarzem Samt. Ein Kind hätte erraten können, daß er ein Fremder sei, und dieses Kind hätte recht gehabt, denn es war der edle Christoph Kolumbus.

Ihm gegenüber saß ein kleines, sehr auffallend gekleidetes Männchen in einem grünen Samtwams, einer eng anliegenden, gelben Atlashose, und die Füße mit sehr spitzen Schuhen aus rotem Juchtenleder bekleidet. Er trug einen roten Bart und ein mit Opalen besetztes Schwert. Er hieß Albuquerque mit dem Beinamen „der Uebermütige".

Der dritte Ritter, Vasco da Gama, ein forscher Kerl mit großen Händen und großen Füßen, war in einen weiten, mit kostbaren Stickereien verzierten Samtmantel gehüllt. Die langen Enden seines Schnurrbarts bohrten Löcher in die Luft, und seine großen, grünen Augen leuchteten wie Smaragden.

Sie trugen alle drei einen Sombrero mit Pfauenfedern, den sie tief in die Stirn gezogen. Carmencita, die berüchtigte Schmugglerin, füllte ihnen beständig die Gläser.

Donnerwetter, war die Frau schön!

Famos gewachsen! Eng umspannte ihr Bolero den herrlichen Körper. Der Flitter auf ihrem Rock machte „kling kling", so oft sie sich rührte. Allerlei farbige Stoffe und Metalle trug sie; gelben Atlas, schwarzen Samt, roten Brokat, grellgrünes Trikot, braunlederne Schuhe und ein Kopftuch aus schwarzen Spitzen.

In der einen Hand hielt sie einen Fächer, in der andern eine brennende Zigarette und zwischen den Lippen eine enorme, tiefrote Rose, eine amerikanische Beauty-Rose, die der edle Kolumbus aus seinem soeben erst entdeckten Weltteil mit herübergebracht hatte.

Kein Wunder, daß der unglückliche Don José um ihretwillen die törichtesten Dinge tat! Caramba, konnte die singen! Mit der Rose zwischen den Lippen summte sie den ganzen Tag: „L'amour est enfant de Bohème . . ." oder: „Dicht bei dem Wall von Sevilla wohnet mein Freund Lilas Pastia." Dann konnte der unglückliche Soldat José vor Wut fast außer sich geraten!

An jenem Abend saß er dicht bei dem Schenktisch. Hin und wieder trank er einen Schluck Branntwein, stellte das Glas dann wütend auf den Tisch, daß es klirrte und rief: „Carmen, wird's jetzt bald?"

Sie antwortete: „Ich komme gleich," kam aber nicht, die abscheuliche Kokette!

Sie trat an den Tisch zu den drei Edlen und fragte mit schmeichelnder Stimme: „Darf ich mich zu Euch setzen, Ihr edlen Herren?"

Albuquerque, der Uebermütige, antwortete: „Gern, du Schatz meiner Seele."

Aber die wütende Stimme Don Josés, die aus der Ecke erklang, ließ ihn gleich wieder verstummen.

„Carmencita, geh hin, geh zu ihm," sagte Kolumbus wütend. „Ich will keine Streitigkeiten heute abend. Warum hast du es immer darauf abgesehen, den Burschen zu ärgern? Er wird dich eines Tages noch ermorden, du wirst es erleben!"

„Mir ganz gleich," sagte sie leichthin. Erblaßte aber trotzdem.

„Per mojo!" sagte Vasco da Gama plötzlich. „Was für ein Land ist das! Hier sitzen wir nun zu dritt und sind alle drei betrübt. Ganze Weltteile haben wir entdeckt und doch verhöhnt uns das Volk Spaniens. Caramba, Caramba!"

Der edle Christophorus antwortete seufzend: „Kommende Geschlechter werden die ehren, denen Ehre gebühret. Aber hart bleibt es dennoch, daß die Menschen unsrer Zeit uns nicht nach Verdienst zu schätzen wissen. Man braucht sich ja nur das Volk in den Straßen anzusehen. Das denkt an nichts andres als an Gemüse und an die Besorgungen des Samstagabends, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen, während ihre Enkel einst gerne einen Taler Entree bezahlen würden, könnten sie uns noch einmal in einem Theater oder bei Barnum Bailey sehen. Das ist das Schicksal aller großen Männer. Was tun wir eigentlich hier in der Kälte?"

Er war sichtlich verstimmt, und ganz mit Recht, denn am Nachmittag hatte man gerade seinen Knecht Pedro gefangen genommen, um ihn zu untersuchen.

Ein ganzes Leben hatte Kolumbus schon hinter sich. In seiner Jugend (er war schon als Kind sehr geschickt) hatte er einen Trick mit einem Ei erfunden und damit große Summen verdient.

Das verdiente Geld hatte er in jugendlicher Unbesonnenheit bald ausgegeben und dann lange auf Mittel und Wege gesonnen, wie er wohl von neuem Vermögen erwerben könnte. Das Publikum aber, mißtrauisch geworden durch seine Geschichte mit dem Ei, traute ihm nicht mehr, so daß niemand ihm helfen wollte, als er versuchte, Geld zu sammeln, um einen neuen Weltteil zu entdecken. Er wollte in Portugal einen Verein zur Erschließung neuer Länder gründen, allein es gelang ihm nicht, die Aktien anzubringen. In Genua wies ihm der Senat verächtlich die Türe, bis er endlich durch den Einfluß seiner Frau, der ältesten Tochter eines sehr angesehenen portugiesischen Ritters, Ferdinand und Isabella von Spanien für seine Sache zu gewinnen wußte.

König Ferdinand, ein großer Optimist, drückte den findigen Italiener, nachdem dieser ihm von allen seinen Plänen berichtet, stürmisch an seine Brust und sagte so laut, daß sein ganzes Gefolge es hören konnte: „Mein werter Christophorus, viel Geld habe ich nicht, denn ich denke gerade daran, einen zweiten Feldzug gegen Alba zu unternehmen, aber mir scheint, daß du ein anständiger Kerl bist und darum will ich dir drei Schiffe ausrüsten lassen. Mach deine Sache gut und fülle meine Geldkiste mit ungekannten Schätzen. Dem alten Großadmiral Don Pedro de Mendoza ist das niemals gelungen. Stich du ihn aus, kehre schleunigst zurück und mache mir keine Schande, denn es wäre mir sehr peinlich, meinen Freunden gegenüber. Du segelst unter meiner Flagge und mein halbes Vermögen steht zu deiner Verfügung. Geh und sei glücklich! Buenas noches!" Darauf küßte er ihn väterlich dreimal auf die Stirn. Königin Isabella sagte bewegt: „Amigo, Gott segne Euch, und wenn es nicht zu viel verlangt ist von Eurer Güte, so bitte ich Euch, bringt mir einen seltenen Vogel mit für meinen neuen Winterhut. Lebt wohl!"

Tränen rannen ihr aus den Augen; die Edelleute heuchelten Kummer; nur der alte Kirchenfürst — Admiral Don Pedro — stand da und biß sich zornig auf die Lippen.

„Verdammter Hund!" zischte er, als Christophorus ihm die Hand drückte. „Dich werde ich schon kriegen! Einen Mendoza beleidigt man nicht ungestraft." Kolumbus zuckte die Achseln und eilte überglücklich nach Hause. Dort packte er sogleich seinen Citybag, den er an Bord des Schiffes bringen ließ. Seine Frau gab ihm für die Reise ein funkelnagelneues Gebetbuch, zwölf Paar selbstgestrickte Socken und fünfundvierzig Gläser Eingemachtes mit und sagte, zitternd vor Erregung: „Möge es Euch wohl ergehen, Kolumbo, mein Herr, kehrt mir gesund zurück, ich werde Euch treu bleiben, dessen könnt Ihr gewiß sein."

Er antwortete: „Leb wohl, Dina!"

Am nächsten Tage stach er in See. Seine Reise ist viel zu bekannt, als daß ich hier zu berichten brauchte, was ihm

alles widerfuhr. Sieben Monate später kehrte er zurück, aber von seinen drei Schiffen waren zwei untergegangen, und das einzige, was er mitbrachte, um die Menschen davon zu überzeugen, daß er wirklich in einem neuen Lande gewesen, war ein seltener Kanarienvogel, ein Busch großer, roter Rosen und ein Neger, der Piet hieß, in Spanien jedoch Pedro genannt wurde.

Als das Meer so hoch stieg, daß aller Ballast über Bord geworfen werden mußte, da sonst das letzte Schiff ebenso kläglich untergegangen sein würde, wie die beiden andern, leerte Kolumbus seufzend die mühsam erworbenen Säcke voller Dollars in die See aus. Die Kanarienvögel ließ er unweit einer Gruppe unbekannter Inseln aus den Käfigen fliegen (diese gelben Tierchen ließen sich dort nieder, und dieser Tatsache verdanken diese Inseln den Namen „Kanarische Inseln") — und die Schweine aus Chikago wurden geschlachtet und mit amerikanischem Petroleum begossen, damit die Kadaver schleunigst verbrennen sollten. Nur der Neger Pedro und dessen Lieblingsvogel kamen mit dem Leben davon, weil der Befehlshaber den treuen Schwarzen nicht entbehren konnte, der der einzige nicht kranke Passagier an Bord war und sich dadurch verdienstlich machte, daß er die andern auf ihrem Schmerzenslager verpflegte.

Als Kolumbus an den Hof von Ferdinand und Isabella zurückkehrte, waren die fürstlichen Majestäten aufs tiefste verstimmt.

„Ist das ein Vogel?" fragte die Königin verächtlich, während sie das kleine Tier in der Hand hielt. „Ich würde mich genieren, mit solch einem Ding auf meinem Hut herumzugehen. Wie würde die Frau von König Johannes dem Zweiten von Portugal lachen, wenn sie mich so über die Straße gehen sähe."

Sie rief das Küchenmädchen und sagte: „Betje, steck du das häßliche Tier an deine Mütze, dazu ist es gerade gut genug."

König Ferdinand nahm die amerikanische Beauty-Rose, warf einen flüchtigen Blick auf die seltene Blume und sagte dann höhnisch: „Man gebe diese Blume der Dirne Carmencita. Ich meine der Kellnerin in der Kneipe von Lilas Pastia. Pfff! Wie wagt ein Mensch es, solch schmutziges Zeug in meinen Palast zu bringen?" Den Neger, der zitternd vor ihrem Thron kniete, würdigten sie keines Blickes. Beleidigt zogen sich die Hoheiten in ihre Räume zurück. Die Edelleute hörten noch lange ihre keifenden Stimmen.

Und der Kardinal Don Pedro de Mendoza rief dem tiefverletzten Weltreisenden giftig zu: „Haha, Vermessener, nicht ungestraft wird ein Eierhändler einem Großadmiral von Kastilien vorgezogen!"

Kolumbus ging beschämt auf die Straße hinaus, gefolgt von seinem treuen Neger. Aber das Volk, das durch Bulletins bereits orientiert war, pfiff ihn aus und bewarf den armen Pedro mit Steinen und sonstigen unangenehmen Dingen. Die Straßenjungen schalten ihn „schmutziger Neger" und die Schutzleute sahen sich genötigt, blank zu ziehen.

Der also gedemütigte Entdecker ließ sich darauf in Sevilla nieder, aber der rachsüchtige Admiral von Mendoza, der ihn mit seinem Haß verfolgte, kam in Begleitung einer auserlesenen Richterschar in den neuen Wohnort des Kolumbus, um ihn der schwarzen Kunst und der Zauberei zu beschuldigen. Man warf dem kühnen Italiener vor, er habe, um das gutmütige spanische Publikum irre zu machen, einen weißen Burschen schwarz angemalt und nun auf diese Art Leichtgläubigen weiß gemacht, er habe ein neues Land und neue Menschen entdeckt.

Gerade an dem Tage, da diese drei kühnen Ritter in der Osteria von Lilas Pastia saßen, war der kühne Neger ins Gefängnis geschleppt worden, damit man ihn dort mit Glaspapier behandle. Durch dieses Gewaltmittel glaubte der schlaue Mendoza den Schwindel seines Gegners aufzudecken.

Er hatte in der Kirche San Giovanni de Carlos einen heiligen Eid geschworen, seinen Feind zu vernichten. Darum waren die Ritter jetzt so verstimmt.

„A per bacco!" fluchte Kolumbus, „wie ist das Leben doch unerträglich und voller Widerwärtigkeiten. Wie klein sind doch die Menschen. Jetzt foltert man meinen guten Pedro, um mich zu Fall zu bringen, aber ich schwöre bei dem Haupt meiner Doña Dina, meiner hochverehrten, treuen Gattin, daß ich meine verabscheuungswürdigen Gegner bestrafen werde."

Ritter Albuquerque flüsterte leise: „Acht geben, Christophorus, draußen steht ein Schutzmann, du bist deines Lebens hier

keinen Augenblick sicher!“ Und mit lauter Stimme bestellte er einen Whisky mit Drachenquelle.

Vasco da Gama, der schon lange auf seine ungeputzten, schwarzen Schuhe geschaut hatte, sagte plötzlich: „Warum quälen wir uns eigentlich so ab? Ich danke dafür. Jetzt soll mal ein andrer neue Länder entdecken. Das Schicksal aller großen Männer ist unglücklich. Am besten sind die dran, welche ruhig und in Vergessenheit leben dürfen. Ich habe eine gute Idee. Ich ziehe mich von den Geschäften zurück und werde wieder bei meinem alten Vater wohnen, welcher Rentier in Lissabon ist.“

„So jung noch und schon so faul!“ sagte Carmen lachend, „schämst du dich denn gar nicht, Amigo?“

Don José erwiderte wütend: „Komm her, Verführerin!“ Und Lilas Pastia, der gerade dabei war, sich einen neuen Schmuggel auszudenken, kratzte sich den dünnbehaarten Schädel. Albuquerque seufzte: „Ja, ja!“ und dann blieb alles eine Weile still. Darauf sagte Kolumbus: „Vielleicht habt Ihr recht. Wozu plagen wir uns eigentlich so ab im Leben, im Grunde ist doch alles nur Eitelkeit. Ich würde mich auch gern von den Geschäften zurückziehen ... aber was sollte ich wohl anfangen? Mit dem Eierhandel wills nicht mehr recht gehen und ich fühle mich noch zu jung, um ganz untätig zu leben. O, mein armer Pedro! Mit Mühe und Not habe ich den Jungen hierher gebracht, um ihn aus seiner Sklaverei zu befreien, und jetzt wird er, Gott sei's geklagt, in diesem zivilisierten Weltteil noch schlimmer mißhandelt als in seinem eignen Lande. Was hat mir der kleine schwarze Kerl nicht schon alles zu schaffen gemacht! Ich kann mich nicht auf der Straße zeigen, ohne daß Hunderte von Menschen hinter mir her laufen. Abend für Abend muß ich auf dem Polizeirevier meine Zuflucht suchen ... jetzt bin ich's satt ... besser wäre es noch, der Junge würde sterben!“

Vasco da Gama fragte ernsthaft: „Meint Ihr das wirklich?“

„Ja.“

„Gebt mir den Jungen, er ist schwarz ... ich habe einen guten Gedanken ... Die Gallapfelernte ist schlecht ausgefallen. Daher kommt es, daß die Schuhwichse in diesem undankbaren Spanien jetzt schwer zu haben ist. Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich den guten Pedro durch ein schmerzloses Gift langsam sterben ließe und dann versuchte, ihn zur Herstellung von Schuhwichse zu verwenden? Hat er uns auch bei Lebzeiten nicht gedient, so wird er uns doch vielleicht im Tode nützlich sein können.“

„Nein, nein,“ schrie der edle Christoph entrüstet, „das würde niedrig und feige sein!“

Albuquerque meinte: „Was der eine für feige hält, das gilt dem andern für mutig. Es kommt alles auf die Auffassung an. Caramba, edler Vasco, mein Freund, Ihr seid ein unternehmender Geist. Pastia, noch eine Runde, Euer Whisky ist heute abend besonders gut.“

Der Wirt füllte die Gläser und wiederholte dasselbe noch viele Male, bis die Ritter endlich alle lallend und mit schwerer Zunge sprachen.

Es war schon spät; die Puerta del Sol lag öde und verlassen in dem abendlichen Dunkel da, und die Gemüseläden waren alle bereits geschlossen, als Vasco da Gama plötzlich wieder über die Schuhwichse zu sprechen begann.

„Gib mir Euren Neger, per mojo, warum denn nicht? Ich bin doch dein Freund, haben wir nicht zusammen dem Schicksal und dem Tode getrotzt? Habe ich dir jemals etwas abgeschlagen? Sei gerecht!“

Kolumbus zögerte einen Augenblick mit seiner Antwort und sagte dann langsam: „Nun wohl, es sei denn. Was liegt mir im Grunde auch eigentlich an dem Neger? Dem Jungen wird vielleicht wohler sein, wenn er tot ist. Wir werden um ihn würfeln; Pastia, die Würfel her! Uebrigens ist es ja doch schade um den Jungen, denn er ist ein famoser Kerl.“

„Hallo, hallo,“ schrie Carmen vergnügt, „das wird interessant, um ein Menschenleben würfeln!“

Sie stellte sich dicht an den Tisch, und sogar Don José kam herbei, von Pastia gefolgt.

„Alle vier ...“ schrie Vasco da Gama. „Zwei Sechser und eine Drei,“ antwortete Kolumbus.

Die Männer waren so in ihr Spiel vertieft, daß sie es gar nicht bemerkten, wie ein Greis langsam über die Puerta del Sol dahergeritten kam.

Es war ein gesetzter Herr, dessen wohlgenährter Bauch auf dem fleckenlos weißen Pferde wackelte.

Vor Pastias Wirtshaus stieg er schwerfällig ab, band das Tier an den Pfahl einer elektrischen Bogenlampe, ohne daß ihn jemand bemerkt hätte ...

„Aha, ein Fremder!" sagte Pastia, der ihn zuerst entdeckte. „Was darf ich dem Herrn bringen?"

„Ein Glas Wasser, mein guter Freund," antwortete der Alte.

Die Ritter sahen sich verwundert an und begannen zu lachen. Der kleine Albuquerque sagte frech: „Na, davon wirst du auch nicht betrunken werden, alter Knabe!"

„Trunkenheit ist nicht mein Begehren," antwortete der Greis würdevoll. „Mein Verlangen strebt nach Höherem, Don Albuquerque.

Das kleine Männchen stotterte verlegen: „Kennt Ihr mich denn?"

„Ich kenne einen jeden," lautete die feierliche Antwort.

„So," sagte Vasco da Gama mit ganz veränderter Stimme, „dann sag mir einmal, wer ich denn wohl bin, du verwegener Fremder!"

„Ich bin nicht verwegen und auch kein Fremder, Vasco da Gama. Ich bin Spanier, Ihr aber seid Portugiese, so wahr wie jener Herr dort Christophorus Colombo heißt und in dem schönen Lande der „Mignon" geboren wurde. Nun, was sagt Ihr zu meiner Menschenkenntnis?"

Albuquerque hatte sich zuerst von seinem Staunen erholt und sagte: „Caramba, das ist stark!" Und Carmen flüsterte: „O Gott, o Gott!" Der Greis aber schüttelte den Kopf und fuhr ernsthaft fort: „Es ziemt sich nicht, o edle Herren, daß Ihr um ein Menschenleben würfelt."

„Wer seid Ihr und mit welchem Recht sprecht Ihr so zu uns?" fragte Christoph Kolumbus.

„Ich heiße Nikolaus ..."

„Nikolaus? Woher kommt Ihr denn?" Da war es, als ob der alte Mann plötzlich von einem wunderbaren Licht beschienen ward. Die Ritter schlugen das Kreuz und stammelten: „Nikolaus, der Heilige." Der würdige alte Herr nickte.

Carmencita fiel vor ihm auf die Knie und sagte schluchzend: „Vergebung, mein Vater, ich habe viel gesündigt, aber ... ich habe auch viel geliebt."

Lilas Pastia murmelte: „Ich habe niemals geschmuggelt ... ich bin ein ehrlicher Mann, wahrhaftig, tut mir doch nur bitte nichts zuleide ..."

Don José zog sich zitternd an das Büfett zurück. Ueber der dunklen Puerta del Sol leuchtete der Schein unzähliger Fackeln.

„Seht," sprach der Heilige, „dort kommt Don Pedro Gonzales de Mendoza mit seiner Schar weiser Richter. Einige Männer tragen auf einer Bahre den blutigen Körper Pedros, Eures unglücklichen Knechtes, in diese Osteria. Ein schöner Anblick steht Euch bevor, Don Christophorus Kolumbus. Die Farbenechtheit Eures Negers hat es sonnenklar bewiesen, daß Ihr in der Tat ein neues Land entdeckt habt. Der Admiral-Erzbischof von Toledo wird Euch in wenigen Minuten die Hand zur Versöhnung reichen und Euch im Namen Seiner Allergnädigsten Majestät, des Königs Ferdinand, zum Vizekönig des von Euch entdeckten Landes ernennen."

„Fürwahr, eine große Ehre für den einstigen Eierhändler!" spottete Vasco da Gama, während aus seinen smaragdfarbenen Augen giftige, neidische Blicke sprühten.

Gerührt sank Kolumbus auf die Knie und stammelte: „Vater, wie kann ich Euch danken für diese wunderbare Nachricht?" Der Heilige sprach: „Geschenke darf ich nicht annehmen, aber Ihr würdet mich erfreuen, wenn Ihr mir Euren schwarzen Knecht überlassen wolltet. Allein auch das nur unter einer Bedingung: „Ihr müßtet Euch dafür auch von mir etwas wünschen. Ein Heiliger nimmt keine Geschenke an, woher sie auch kommen mögen."

Der Entdecker von Amerika sann und sann, aber es wollte ihm nichts einfallen.

Ueber die Puerta del Sol näherte sich der Zug der Richter und der Bischöfe. Männer und Frauen umdrängten die Osteria. Don Pedro de Gonzales, in seinen weiten, scharlachroten Mantel gehüllt, trat auf den knienden Christophorus Kolumbus zu und sagte: „Kolumbus, ich habe mich in Euch getäuscht. Ihr seid größer, als ich dachte. Grande von Spanien, Vizekönig von Amerika, kommt in meine zitternden Arme."

Der mit Goldpflaster beklebte Neger entstieg mühsam seiner Bahre und kauerte sich zu Füßen seines Herrn.

Tränen strömten aus seinen Augen. Draußen jubelte das Volk!

Da sprach Kolumbus gerührt: „Dank, Don Pedro! Dank Euch allen, meine treuen, stolzen Hidalgos! Aber doch ... ich bin nicht so groß, wie Ihr wohl meint, ... ein wahrhaft großer Mann ist er, der mich auf meine Menschenpflicht verwiesen hat. Gestattet mir, daß ich Euch Seine Heiligkeit Nikolaus von Spanien vorstelle."

Alle Anwesenden entblößten den Kopf, die Frauen knieten devot nieder.

„Ich war gerade im Begriff, etwas sehr Häßliches zu tun," fuhr der Entdecker der neuen Welt fort, „ich würfelte um ein Menschenleben. Jetzt schenke ich in Euer aller Gegenwart diesem Heiligen meinen schwarzen Knecht Pedro ..."

„Und Eure Bedingungen?" fragte der Bischof.

„Ich habe keine."

„Dann werde ich sie Euch nennen. Jedes Jahr am 5. Dezember, an meinem Geburtstage, werde ich mit diesem so arg mißhandelten Neger allen Kindern in der Welt eine Belohnung bringen."

Pedro lächelte dankbar durch seine Tränen, so daß seine weißen Zähne zwischen seinen dicken Lippen blitzten. — „Massa ... Massa! ..." stammelte er. Der heilige Bischof winkte dem Gastwirt, daß er Feder und Tinte bringe und schrieb dann inmitten des knienden Volkes einen Kontrakt, den alle Anwesenden mit ihren Namen unterzeichneten.

Dann ritt er davon über die leere Puerta del Sol.

*

Señor de los Contos blies eine dicke Rauchwolke an die Decke und sagte: „Dies kostbare Dokument wird zu Toledo im Kloster von Don Diego aufbewahrt. Ich habe es gesehen, aber ich durfte es nicht anrühren. Als der Prior das heilige Schriftstück aus einem sorgfältig verschlossenen Schrank hervorholte, warfen die Skelette ihre Zigarrenstummel weg und nahmen ehrfurchtsvoll die Dreistutzen ab.

Das war der feierlichste Augenblick meines Lebens.

Das Papier schien aus Gold zu sein und die Buchstaben flammten.

Per mojo, per mojo! Das war schön!



Ernst Zahn

„Großes kann nicht täglich geschehen, aber Helden sind es auch in ihren Häusern." Dieses schöne Wort Börnes könnte als Motto einem großen Teil der Erzählungen von Ernst Zahn vorangesetzt werden. Helden des Alltags lernen wir in ihnen kennen und bewundern, Menschen, die in dem Firnwind der Schweizer Berge, der ihre Schläfen umbraust und ihre Wangen bräunt, wetterfest, herb, aber stark geworden sind. Zahn macht es sich nicht leicht, den Leser für seine Gestalten von vornherein zu interessieren und zu erwärmen. Sie haben vielfach weder äußerlich noch in ihrem inneren Wesen ideale Züge, die uns bestechen und gefangennehmen. Aber wenn wir uns recht mit ihrer Eigenart vertraut gemacht haben, werden wir sie uns dauernd einprägen. Wie bei den Gestalten Wilhelm Raabes, muß man sich auch bei denen Ernst Zahns erst einleben, und dann gewinnt man sie lieb. Sie sind nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, sie tragen echtes Wirklichkeitsgepräge, wie seltsam und fremdartig ihre Taten und Schicksale uns auch oft anmuten mögen. Während in der zeitgenössischen Literatur sich vielfach der Hang zur Schwärmerei und Romantik, sogar zum Mystizismus wahrnehmbar macht, sind Zahns Menschen von rauher, aber gesunder Realistik, kräftig wie die großartige Natur, in der sie aufgewachsen sind, denn vielfach hat Zahn seine Menschen in der Alpengegend gefunden, wo er lebt, wie er selbst in der autobiographischen Skizze „Wie ich Schriftsteller wurde" ausführt.

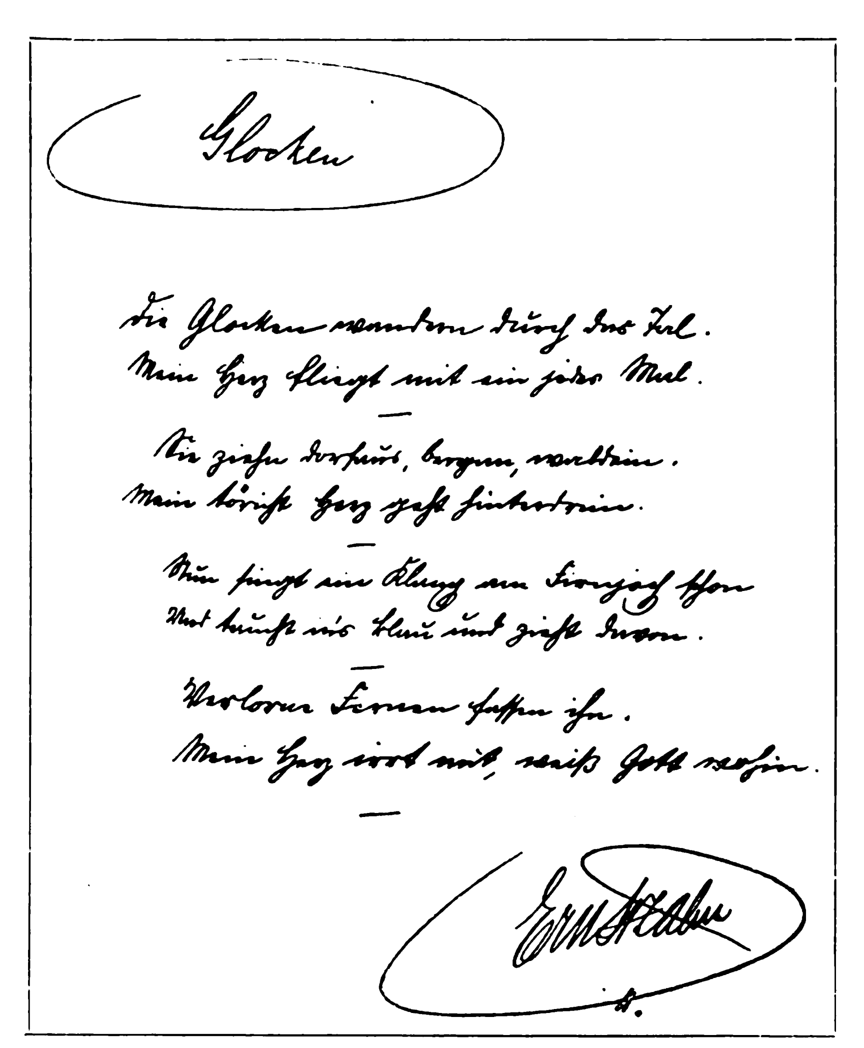
Was Ernst Zahn als Künstler will und was er bis heute schon geschaffen, kann man jetzt in Muße und im Ganzen überschauen, seit die erste Serie seiner „Gesammelten Werke", an deren Spitze die kurze Autobiographie steht, im Buchhandel erschienen ist.

In den Erzeugnissen seiner Frühzeit reizte ihn das Stoffliche, die reiche Erfindung; später war es ihm hauptsächlich darum zu tun, in seinen Menschen das Wesentliche, das Charakteristische zu zeigen.

„Ich lernte an den Menschen, ich suchte diejenigen, in deren Land ich wohnte, zu verstehen ... soll ich noch weiter davon reden, wie meine Bücher entstehen? ... Einst brauchte ich Geschehnisse und Schauplätze, stellte Menschen in diese und ließ sie von jenen mit fortgerissen werden. Jetzt habe ich nur Menschen ... und sehe ihre Schicksale aus ihnen selbst sich gestalten. Und woher ich die Menschen habe? ... Heute begegnet mir einer am Wege, vom Zufall hergeführt, sein Blick fällt mir auf ... nun muß ich hin und muß von ihm erzählen ... fremde Menschen werden zu lieben Bekannten."

In der Zeit seiner Reife hat Zahn die künstlerischen Anforderungen an seine Schöpfungen immer höher gestellt, und er hat darum eines seiner Erstlingswerke, die Erzählung „Herrgottsfäden", ganz verworfen, weil darin nur seine Kraft zum Fabulieren sich betätigt und das Buch darum als „schöne Geschichte" von dem landläufigen Lesepublikum hochgehalten wird. Ein andres Erzeugnis seiner Frühzeit, „Kämpfe", das er selbst heute so geringschätzig beurteilt, dürfte trotzdem bleibenden Wert besitzen und als erstes Flügelrauschen des jungen Adlers jedem, der sich mit Zahn ernstlich beschäftigt, von Interesse sein. Wie das Leben oft hart und grausam ist, so sind auch die Ausschnitte aus dem Leben, die er uns in seinen Erzählungen gibt, meistens herb und düster und mögen weichlichen Gemütern, namentlich der frohen Jugend, gar grausam erscheinen. Zahn ist eben ein Dichter für reife, nachdenkliche Menschen. In seinen Erzählungen, den früheren wie den neueren und neuesten, ist die Natur so eng mit der Handlung verwebt, daß sie einen wesentlichen Bestandteil des Ganzen bildet. Die Szenerie wird keineswegs als Dekorationsstück eingefügt, sondern wie die handelnden Personen, so steht auch der Leser mitten in ihr und sieht sie lebendig vor Augen. Das gilt von den Dorfbildern in den Hochalpen wie von den Tragödien in der Stadt oder am Züricher See. Die Stimmung der Natur entspricht dem, was die Menschen durchbebt. Wir denken dabei an die packende Erzählung „Stefan der Schmied" — unter Zahns kleinen Geschichten wohl die hervorragendste — sowie an „Die Säge von Mariels", die ebenfalls einen Höhepunkt seines Schaffens bildet; weiter an die mit so großer Zurückhaltung und doch so erschütternd dargestellte Verführungsszene in „Lukas Hochstraßers Haus". Wir haben schon gesagt, daß Zahn es sich nicht leicht macht, uns für seine Menschen zu gewinnen. Hat er einmal eine Figur, die mit idealen Eigenschaften ausgestattet ist, wie die herrliche Brigitte, so läßt er sie unbarmherzig vom Schicksal in den Staub ziehen, aber gerade in ihrer Erniedrigung bewährt sich ihr Seelenadel. Bei der großen Anzahl meisterhafter Erzeugnisse, die er geschaffen hat, wäre es vielleicht ungerecht, einzelne besonders hervorzuheben. Wenn wir hier ein paar herausgreifen, so geben wir damit nur einer persönlichen Vorliebe Ausdruck, ohne andern nicht genannten zu nahe treten zu wollen. So nennen wir die tragische kleine Geschichte „Die Mutter", so die farbenreiche Erziehungsgeschichte „Albin Indergand", in der besonders die sympathische Figur des katholischen Geistlichen hervorzuheben ist. Zahn

hat überhaupt verschiedene Vertreter des geistlichen Standes mit großer Liebe gezeichnet. Auch denen des ärztlichen Berufes wird in mehreren Geschichten sowie in der Dichtung „Veronika“ ebenfalls liebevolle und ehrende Behandlung. Wir nennen ferner die „Clari-Marie“, eine einfache Person, aber eine wirkliche Heldin, der es von der Natur versagt ist, ihr liebevolles Herz zu offenbaren, und die alles in sich verschlingen muß, was sie empfindet. Endlich „Lukas Hochstraßers Haus“, in dessen Hauptfigur, dem alternden Lukas Hochstraßer, Zahn eine Gestalt geschaffen hat, die durch ihre Vorzüge von Anfang an gefangennimmt. Von erschütternder Kraft ist in diesem Roman die Szene, in der Hochstraßer dem leichtsinnigen Sohne die Epauletts abreißt und dem Unglücklichen, da er zum letztenmal nach seiner Hand hascht, diese verweigert. Zahn ist heute im dreiundvierzigsten Lebensjahre in der Vollkraft seines Schaffens und seiner künstlerischen Reife, und wir dürfen wohl noch manches Gute von ihm erwarten. Es gibt Schriftsteller, die den bürgerlichen Beruf verleugnen, den sie führen. Ernst Zahn ist auch in dem seinigen ein ganzer Mann. Er hat von seinem Vater die Leitung der Bahnhofwirtschaft in Göschenen übernommen, und er führt sie in musterhafter Weise. Zweifellos ist ihm durch die tägliche Berührung mit dem Leben seine Frische erhalten geblieben, und auch seine erstaunliche Produktivität hängt damit zusammen, daß die schriftstellerische Tätigkeit ihm Erholung von der Berufsarbeit ist. Zahn spricht mit voller Liebe von seiner geschäftlichen Tätigkeit. Er sagt: „Ich führe das von meinem Vater übernommene Wirtsgeschäft; diese Arbeit ist mir lieb geworden. Man wundert sich darüber. Ich aber sage: Der Wechsel von Arbeit zu Arbeit ist besser, als der von Arbeit zur Ruhe, und meine körperliche Tätigkeit im Geschäft bewirkt, daß die andre, die des Schriftstellers, mir als Erholung erscheint.“ **Sigmund Schott**


Glocken

Die Glocken wandern durch das Tal.
Mein Herz fliegt mit ein jedes Mal.

Sie ziehen dorfaus, bergan, waldein.
Mein törichtes Herz geht hinterdrein.

Nun singt ein Klang am Firnjoch schon
Und taucht ins Blau und zieht davon.

Verlorne Fernen suchen ihn.
Mein Herz irrt mit, weiß Gott wohin.

Ernst Zahn

Faksimile eines Gedichtes von Ernst Zahn



Galante Kunst

(Mit sechs Damenbildnissen von Franz von Bayros der Bayrosausstellung im Hohenzollern-kunstgewerbehaus, Friedmann & Weber, Berlin)

„Het ich vil edel gesteine
Daz müest uf iuwer houbet.“
Walther von der Vogelweide.

Das Auge ist der beste Künstler, es kann die Dinge so zusammenbringen, daß sie sich zum Bilde fügen. Das Ferne und das Nahe einer Landschaft vereinigt es zu einer Komposition von grandioser Gesamtwirkung, sammelt es in einem Ton, der von weither heranrollt und in dem grellen Vordergrund zur Melodie anschwillt. Es umschmeichelt die Linien einer schönen Frau, bis sie so klar oder so verschwommen werden, als es die Strenge oder die Milde ihres Wesens erfordern. Es fügt den Zufall zum Bilde, in dem sich alles gegenseitig steigert. Der matte Hintergrund eines dämmerigen Vorraums oder die scharf gezeichnete Lehne eines Diwans, in den Himmel ragende Pappeln oder der quadratische Ausschnitt eines gefelderten holländischen Fensters werden die Folie der schönen Menschenblüte, nehmen die Geste der Schönheit in Empfang, als hätten sie all ihre Zeit zu keinem andern Zweck dort gestanden, als hätten sie gewartet und gewartet auf diesen Augenblick ihrer Erfüllung, der ihnen einen Ewigkeitswert gibt . . .

Wenn die Blumen aus dem Grase



dringen, der spielenden Sonne zulächeln mit heimlicher Lust an einem frühen Maienmorgen, und die kleinen Vöglein singen, die beste Weise, die sie können; welche Wonne mag sich dem gesellen? fragt der Minnesänger. Und die Antwort: Frauenschönheit.

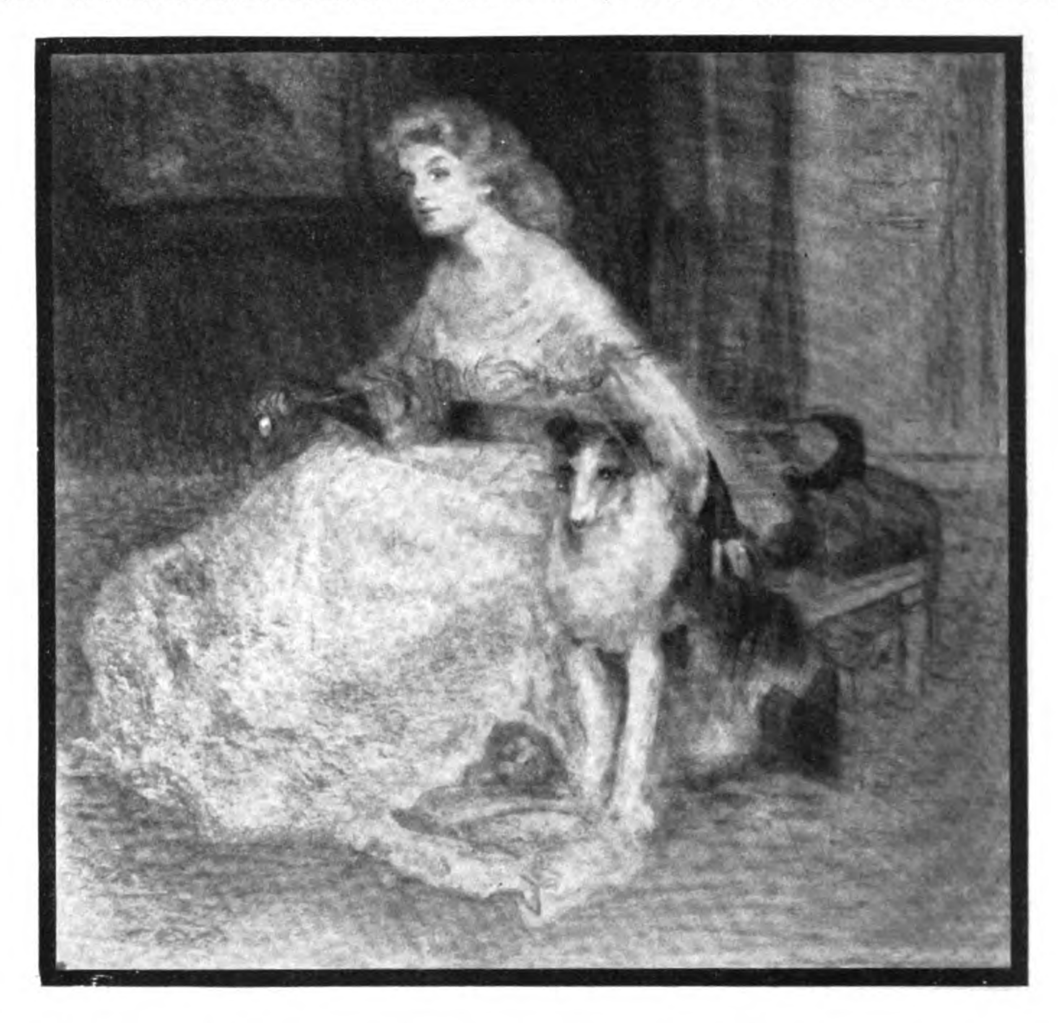
Stets, wenn sich die Menschheit wieder einmal auf sich selbst besinnen konnte, wenn die brutalen Kämpfe um die Existenz ermatteten und das Leben nach Dingen fragte, die nicht einträglich zu sein brauchen, erwacht der Frauenkultus zu neuem Glanz. Das Mittelalter hat sogar der Religion die Verehrung der Frauenschönheit abgetrotzt und die Renaissancemaler haben die Mutter Gottes mit ihren höchsten Vorstellungen von weltlicher Grazie und Anmut geschmückt.

Die Malerei des Lichtes und der puritanischen Aufrichtigkeit, der Wahrheitsfanatismus der letzten Epoche unsrer Malerei war diesem Kult nicht gerade förderlich. Diese Malereien gleichen jenem Ehrlichkeitsprotzen, der eine Schwärmerei über den Mond in einer angeregten Gesellschaft unterbricht und die Begeisterten hinausführt vor die Tür, wo sie die kalte Abendluft und das Flitterwerk einer Mondnacht erwartet, nichts aber von jener Verklärung und Schauerlichkeit, die man zu finden glaubte. Oder du kommst



in eine Stadt, die Träumerei deiner Jugend wieder aufzunehmen; aber alles, was in deiner Phantasie gewachsen ist und von der Erinnerung belebt wurde, erscheint dir nüchtern, kalt und abstoßend. Wer könnte die Schönheit einer Frau erklären? Gehe hin zu ihr, dann ist sie sicher in einem Gewande, das alle deine Gedanken Lügen straft, oder sie ist von irgendeiner widerwärtigen Alltäglichkeit blaß und elend geworden, hat Leidensfalten und einen gelben Teint. Aber als du ihr zufällig begegnetest, auf einer Geschäftsreise, in einem Garten oder in ihrem häuslichen Glück, das ihre Gesten freimachte und ihren Schritt zu einem Tanzschritt, sahst du das Wunder deiner Phantasie. Wir müssen lernen, die Schönheit nicht als etwas Alltägliches serviert zu verlangen. Sie ist stets da, wenn wir sie am wenigsten erwarten, und sie will lange und eindringlich gebeten sein, ehe sie sich uns offenbart. Denn wenn sie unser Auge nicht zu komponieren versteht wie ein Künstler sein Werk, lassen uns die schönsten Reize kalt.

Den Ekstasen des Lichtes gesellen sich die Ekstasen der Linie. In dem Maße der Impressionismus die Erscheinungen zu meistern lernte, das Auge seine Selbstherrlichkeit erkannte und seinem Willen das Zuviel der Natur unterordnete, der



landläufigen Wahrheit eine von ihr abweichende Schönheit entgegenstellte, wurde auch die Linie des schönen Frauenkörpers wieder bedeutsam. Das Licht muß es sich nun gefallen lassen, den Kapriolen der malerischen Phantasie dienstbar gemacht zu werden. Der Phantasie, die der Minnesänger der modernen Frau sein will und ihre Grazie zur göttlichen Macht über die Sinne erhebt.

Wie der Thron der Himmelskönigin zur Folie wurde für die Frauenschönheiten der Renaissance, so das moderne Interieur mit seinen vielfältigen kapriziösen Stimmungsreizen zum Rahmen für die Gesten oder den gleitenden Schritt eines mit allen Hilfsmitteln der Toilette gesteigerten Damentums. Mode und Sitte ordnen sich diesem Zweck unter, die Modeblätter der Vergangenheit werden nach Modellen durchstöbert, die dem Schönheitstyp von 1910 gefällig sind. Die Frau selbst studiert vor dem Spiegel die Geste der Lässigkeit oder des Temperaments, immer darauf bedacht, den Faltenwurf ihres Kleides in der Bewegung auszunutzen. Und die Männer schauen zu, ohne von so viel Künstlichkeit ernüchtert zu werden. Sie reden nicht mehr mit Geringschätzung von Toilettengeheimnissen. Es scheint ihnen ganz in der Ordnung, daß die Schönheit sich ein wenig spreizt, wenn sie nur auf dem Wege zu einer Vollkommenheit ist, die Mann und Weib gleicherweise erstreben. Ist doch alles nur eine Probe für den großen Huldigungszug, der vielleicht morgen schon oder übermorgen der Frauenschönheit dargebracht werden soll. Und der soll alle Feste der Renaissance, alle Stelldicheins in den Gärten des Sonnenkönigs überstrahlen. Zu diesem Fest, das wir im Gegensatz zu früheren Zeiten in unsern Salons

feiern werden, zwischen Möbeln von Bruno Paul oder in einem Frauengemach von E. R. Weiß, soll die Linie des schönen Kleides, die Geste der schönen Frau, die Stilisierung eines schönen Körpers, den unsre Sinne anbeten, und einer königlichen Seele, die unser Geist verehren kann, die Stelle des Heraldisch-Ornamentalen früherer Zeiten einnehmen. Das Ornament, das in unsern Räumen auf ein Schattieren der architektonischen Stützpunkte zurückgedrängt ist, wird, wie es seine spielerische Grazie erfordert, in die bewegte Anmut des Frauenkörpers flüchten.

Ihr zarter Leib nimmt die Akkorde auf, die uns in der Architektur des Raumes als Zierat tot und angekleckst und wie eine Blasphemie auf ihre Ruhe und Würde erschienen, die aber zuletzt zu jedem Lebensgenuß gehören wie die Feierlichkeit zu einem Fest. Und unsre Künste haben den Innenräumen unsrer Feste und Gesellschaften eine andre Schönheit gegeben, ihre eigenste, die der Farbe und der Form; auf die schöne Frau rechnend, die diesen Formen und Farben den Zierat einer nichts als schönen Linie, die Dekoration eines neuen lebhafteren Farbenornamentes gibt. Das Gefühl für den Grundton zu beleben, auf seine Schönheit immer von neuem aufmerksam zu machen, fordert er den Farbengeschmack und die künstlerische Abtönung schöner Toiletten, die Gesten der Koketterie und des Flirts, der Versonnenheit und der Strenge. Kurz, alle jene Mächte der den Mann beherrschenden Frau, unter deren Regnum die moderne Seele mit all ihren Schönheitsträumen und all ihren Angstgefühlen erwacht.



In unsrer Malerei ist der neue Kult der Frauenschönheit des zwanzigsten Jahrhunderts schon zu spüren, und es ist kein Wunder, daß Wien und Oesterreich, wo die Frauenbewegung stets mehr eine „schöne" Bewegung und eine bewegte Schönheit als ein Kampf um Gleichberechtigung war, im Minnesang der Farben das Beste leistet. Die Stoffsymphonien, mit denen Klimt die Kapricen der Frauengeste ausschmückt, sind kaum in einer andern Stadt denkbar, wie sie auch schwerlich anderswo im Zuschnitt des gesellschaftlichen Lebens ein gleich starkes Echo finden könnten. Die Ausstellung von Franz von Bayros' Kunst im Hohenzollernkunstgewerbehaus in Berlin, das schon mit seiner Ausstellung „Die Dame in Kunst und Mode" den Sinn für die Reize damenhaften Geschmacks auch in Norddeutschland zu fördern versuchte, hat uns mit einem jüngeren Maler Wiens bekannt gemacht, dessen Absichten auf die Artifizierung der Mode- und Weltdame unverkennbar sind.

Wilhelm Mießner.



Onkel Doktors Weihnachtsbowle

Von Fritz Hörold, Rothenschirmbach

„Ach, bitte, lieber Onkel Doktor," erklang es heute am Heiligabend bei Kommerzienrats, nachdem der Weihnachtskarpfen soeben vom Tisch heruntergenommen war, um der dampfenden Bowle Platz zu machen, „ach, bitte, erzähle uns doch noch mal deine Feldzugsgeschichte von der ‚Tannenbowle'! Du brauchst ja nicht so über die Maßen aufzuschneiden, wir glauben dir auch, wenn du etwas weniger flunkerst!"

„So? Na, dann ist es gut," meinte der alte, gute Onkel, dessen lieblich leuchtendes Riechorgan schon die große Fachkenntnis auf dem Gebiete edler Getränke verriet. „Also vollständig der Wahrheit gemäß!

„Die Schlacht bei Orleans 1870 war programmäßig erledigt, und nun lag ich mit meinem Geschütz in einer Vorstadt Checy bei Orleans in feudalem Quartier auf einem alten Chateau, dessen Besitzer natürlich ausgerückt war. Hier sollten wir über Weihnachten bleiben.

„Wie das nun aber mit solchen alten Schlössern mal so ist, sie pflegen sämtlich einen ausgezeichneten Weinkeller zu haben, und so war es denn auch hier. Mir, der ich von jeher immer ein großer Intimus von einem guten Tropfen gewesen bin, kam dies natürlich sehr zu paß, und bald hatte ich es denn mit dem mir angeborenen Spürsinn heraus, daß die Kellereien des Marquis X. — so hieß der Mann — einen ganz hervorragenden Haute Sauternes bargen. Allerdings keinen ‚1893er', denn der wurde damals in Frankreich noch weniger getrunken, aber sonst verschiedene uralte Marken. Je öller, je döller, wißt ihr!

„Also gut! Wie nun der Weihnachtsheiligabend herangerückt ist, begebe ich mich mit zwei Leuten von meiner Geschützmannschaft — ich nahm damals die geistig hervorragende Stellung eines Obergefreiten ein — in den marquislichen Keller und entdecke denn auch richtig hinten in der Ecke eine ganze Batterie — es waren zirka dreißig Flaschen — Haute Sauternes, Jahrgang 1811! Donnerkiel, das war ‚Wasser auf meine Mühle'!

„Ich lasse also die ganze Pastete nach oben schleppen und stelle sie zunächst in unserm Quartier — es war, unter uns gesagt, das verlassene Boudoir der Marquise — auf einen echten Mahagonitisch. In diesem Augenblick kommt unser Unteroffizier Weißgerber, ein total versoffenes, strategisches Genie, herein, und als der die schöne Bescherung sieht, da ruft er sofort völlig enthusiasmiert: ‚Aber Kinder, das ist ja prächtig! So viel Schnaps? Da wird heute abend zu Ehren des Tages eine große Bowle davon gemacht!'

„‚Unteroffizier,' sage ich, ‚erstens ist dies kein Schnaps, und zweitens kann man doch aus Schnaps überhaupt keine Bowle machen!'

„‚Maul halten, Obergefreiter!' erwidert der angetrunkene Vorgesetzte, ‚wer hat zu befehlen, Sie oder ich? Und wenn es auch zehnmal kein Schnaps ist, was da in den Butteln steht, so wird doch Bowle daraus gemacht! Ich will heute abend eine Weihnachtsbowle auf dem Tisch sehen, sonst ist das Fest für mich überhaupt nur halb.'

„‚Aber Unteroffizier,' wage ich noch zu entgegnen, ‚womit sollen wir denn die Bowle würzen, wir haben ja gar keine grünen Kräuter, keinen Waldmeister oder so etwas!'

„‚Dummer Schnack,' meint er, ‚Sie wollen Feldzugssoldat



sein? Ein rauher Krieger muß sich stets zu helfen wissen!' und dabei fällt sein trunkenes Auge zufällig auf eine herrliche Tanne, die unsre Leute soeben im Park des Schlosses abgeschlagen hatten, um dem Fest die richtige heimatliche Weihe zu geben. — ,Nichts Grünes? Dort haben wir ja Grünes in Hülle und Fülle, und „würzig" ist es auch! Also mal schnell ein paar Flaschen entkorkt, die Nadeln von den untersten Tannenzweigen abgestreift und vorläufig den Extrakt angesetzt, damit er bis heute abend noch tüchtig ziehen kann, denn kräftig muß solche Bowle schmecken, dafür sind wir rauhe Krieger!' —

„Und was meint ihr?" schloß Onkel Doktor diese seine wahrhafte Feldzugserzählung, „der Befehl des großen Strategen wurde tatsächlich ausgeführt, und was das Wunderbare dabei war, als die Bowle am Abend auf den Tisch kam, haben wir die dreißig Flaschen auch richtig mit unserm Geschütz — vierzehn Mann — bis auf den Grund ausgetrunken, denn sie hat uns prächtig geschmeckt. Allerdings muß man dabei ja berücksichtigen: wir waren jung, kräftig und in hohem Grade abgehärtet. Dazu befanden wir uns auch noch in Feindesland, wo man ja bekanntlich sogar das Kind im Mutterleibe nicht schont!" —

Der Hausherr und sein kommerzielles Ehegespons, die den alten Schmarrn natürlich schon hinreichend kannten, hatten mit verständnisinnigem Lächeln zugehört. Nur Onkels Erbnichte protestierte, weil sie gern selbst in den Besitz des Originalrezepts gelangen wollte.

„Also, du glaubst wirklich nicht, daß sie gut geschmeckt hat?" meint beleidigt Onkel Doktor. „Dann will ich dir etwas sagen: ich werde die sechs Flaschen 1893er Haute Sauternes, die mir dein Bräutigam soeben als Weihnachtsgeschenk gemacht hat, selbst daran riskieren, um sofort eine ,Tannenbowle' daraus zu brauen, aber unter der Bedingung, daß, wenn sie euch schmeckt und ihr sie mir vor der Nase wegtrinkt, dein Bräutigam mir sechs neue Flaschen dieses edeln Stoffes dedizieren muß. Einverstanden?"

Lachend wurde das zugestanden, und Onkel Doktor zog sich unter allgemeiner Heiterkeit der Gäste in seine „Dunkelkammer" zurück, um das Höllengebräu herzustellen. Nach kaum einer halben Stunde erschien er wieder auf der Bildfläche, gefolgt vom Dienstmädchen, das eine große, mit Tannenzweigen umwundene Kristallbowle, der ein besonders würziger, starker Tannenduft entstieg, behutsam vor sich hertrug.

Hellgrün perlte der Trank in den Pokalen. Man kostete ... kostete nochmals ... „Fein, wirklich hochfein!" klang's rings im Kreis der Weihnachtsgäste.

„Nun sag bloß mal um alles in der Welt," hub endlich der Bräutigam nach dem vierten Glas an, „ich will dir ja gern ein Dutzend Flaschen Haute Sauternes stiften, aber verrate mir bloß das Rezept zu diesem Zaubertrank!"

Hierauf räusperte sich der alte, brave Herr, und ablenkend sagte er:

„Gewiß, liebe Kinder! — Vor fünfzig Jahren, als ich selber noch Kind war, kannte man in meiner nordischen Heimat eigentlich nur französische Weiß- und Rotweine. Wenn wir also mal etwas Bowlenähnliches trinken wollten, so pflegte meine gute Mutter eine grüne Pomeranze zu nehmen, deren Schale sie an hartem Zucker zerrieb, um dann eine Flasche Bordeauxwein darüber zu gießen. Dies kalte Getränk nannte man ,Kardinal'. Das Rezept findet ihr noch heute in guten alten Kochbüchern."

„Ja, aber lieber Onkel, wo hattest du denn Pomeranzen und Zucker her?" fragte nunmehr die Nichte.

„Brauchte ich in diesem Falle gar nicht! ... Der Kardinal, den ihr getrunken habt, ist einfach aus einer Flasche vom

besten, süßen grünen Pomeranzenlikör und dem Weihnachtspräsent deines Bräutigams hergestellt ..."

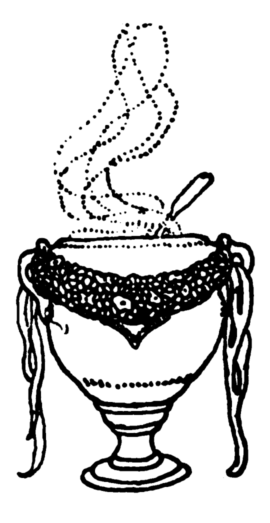
„Na, und der Tannennadelduft?"

Onkel Doktor lächelte listig. Endlich zog er ein kleines Fläschchen aus der Westentasche, worauf deutlich zu lesen stand: „Kiefernnadelextrakt".

„Damit euch für heute am Heiligabend die Illusion von meiner ‚Feldzugstannenbowle' erhalten bleibe, habe ich einfach mit diesem Zeugs hier — die Apotheke ist ja nicht weit — die Kristallbowle von außen tüchtig eingerieben und Tannenzweige darüber gelegt."

„So ein Schwindel!" lachte die ganze Korona.

„Aber Herrschaften, was wollt ihr, wenn die Illusion nicht wäre ...!"



Splitter und Balken

von

Moritz Goldschmidt

Am meisten lieben wir die Menschen um des Guten willen, das sie uns — noch tun sollen.

Humor ist der Esprit eines guten Herzens.

Meistens behalten die Leute am längsten ihre Geistesfrische, die nie Geist besessen haben.

Das bekannte Uebel der Platzfurcht bezieht sich nur sehr selten auf — Gemeinplätze.

Eine Nachricht zu dementieren ist nicht der schlechteste Weg, sie zu verbreiten.

Blasiertheit ist die Langeweile der Menschen, die nie Genußfähigkeit gehabt haben.

Nicht was wir begehren, nur wie wir begehren, macht uns viele Ziele so unerreichbar.

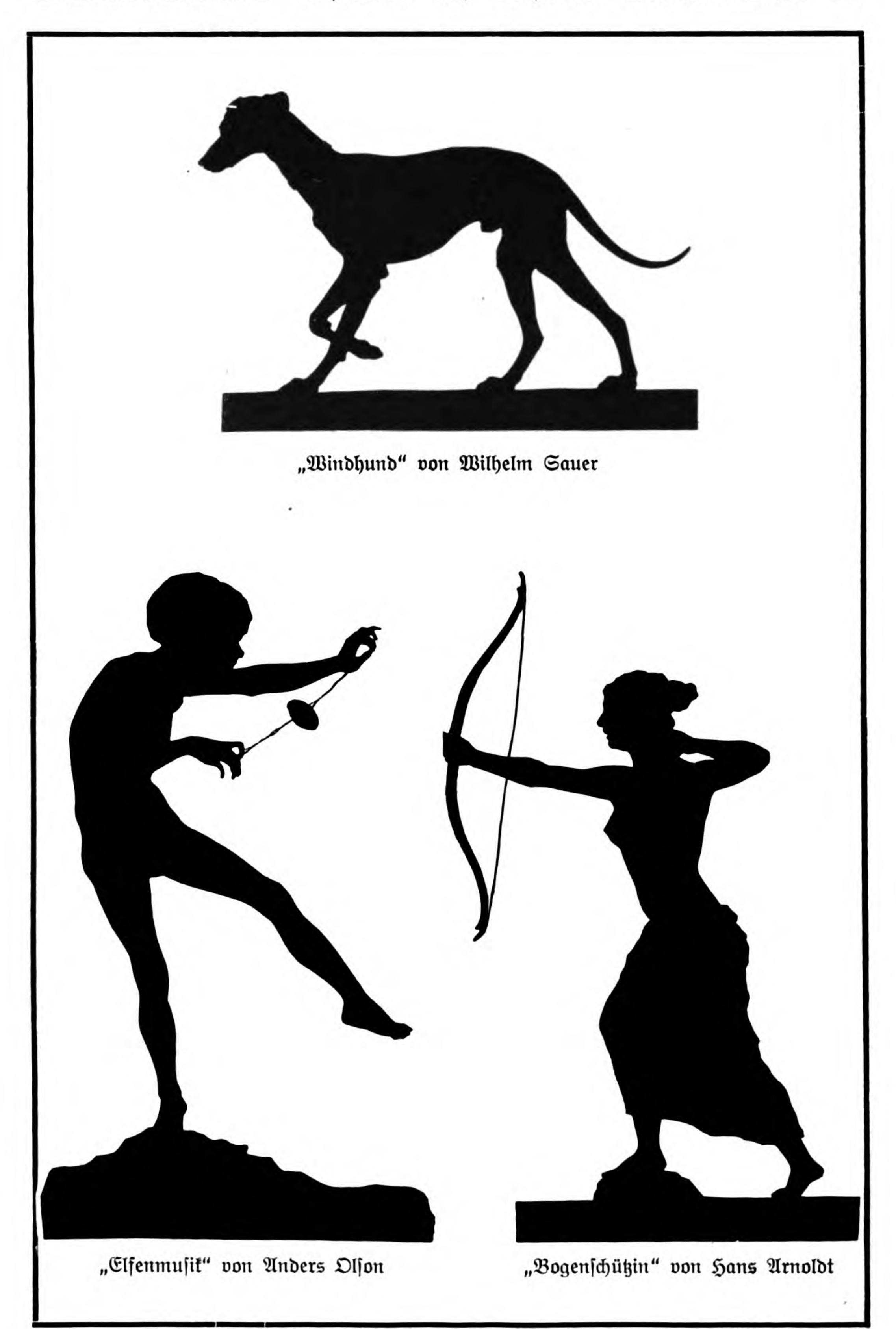
Silhouetten nach Skulpturen

geschnitten von Otto Wiedemann

Die Silhouette ist die Geisterbeschwörerin unter den zeichnenden Künsten. Sie malt das Erstaunen und den leisen Schauer, der uns packt, wenn wir von einer Erscheinung überrascht werden, die irgendein Zufall zwischen uns und das Licht oder einen hellen Himmel zaubert. Wenn ein Reitersmann plötzlich auf dem Wall vor uns erscheint, oder die untergehende Sonne von den Arbeitern des Feldes verdeckt wird. In der Hand eines geschickten Scherenkünstlers erschöpft sie den ganzen Reiz einer seelischen Geste, indem sie nichts als die Bewegung des Körpers festhält, die etwas so Typisches hat, daß wir vor der Wahrheit dieser gefälligen Kunst schier erschrecken. Sie gleicht einer Konversation über Spukgeister und Nachtmahre, in der der liebenswürdige Ton des Sprechenden in gar keinem Verhältnis steht zu dem grausigen Thema, und hat etwas von der grotesken Tragik des Lebens, von einem Todesurteil, im Kurialstil der Spätrenaissance vorgetragen. Nicht nur, weil sie schwarz auf weiß malt; nein, vielmehr, weil sie überhaupt malt, weil sie mit einer Andeutung den Gegenstand erschöpft, mit ihrer deutlichen Einfachheit und einfachen Deutlichkeit beredter ist als Farbe; unsre Phantasie anregt und ihr doch ein eng umgrenztes Thema stellt, der Seele ihr Geheimnis abringt — mit einem einzigen Schnitt der Schere. Diese intensive Wirkung der Silhouette hat der Tier- und Landschaftsmaler Otto Wiedemann, den Konewkas, seines großen Landsmanns, Kunst von Jugend auf mit der Schere vertraut machte, sehr glücklich in der Wiedergabe einer Reihe Plastiken der diesjährigen Berliner Kunstausstellung verwertet. Es ist wieder etwas von dem geheimnisvollen Zauber der Schattenbilder dabei, daß diese Konturen uns eine so seltene, klare Vorstellung von der lebendigen Wirkung der Skulptur zu geben vermögen, weil sie das Beste an ihnen, die Geste des Ausdrucks, so eindringlich nachzeichnen.



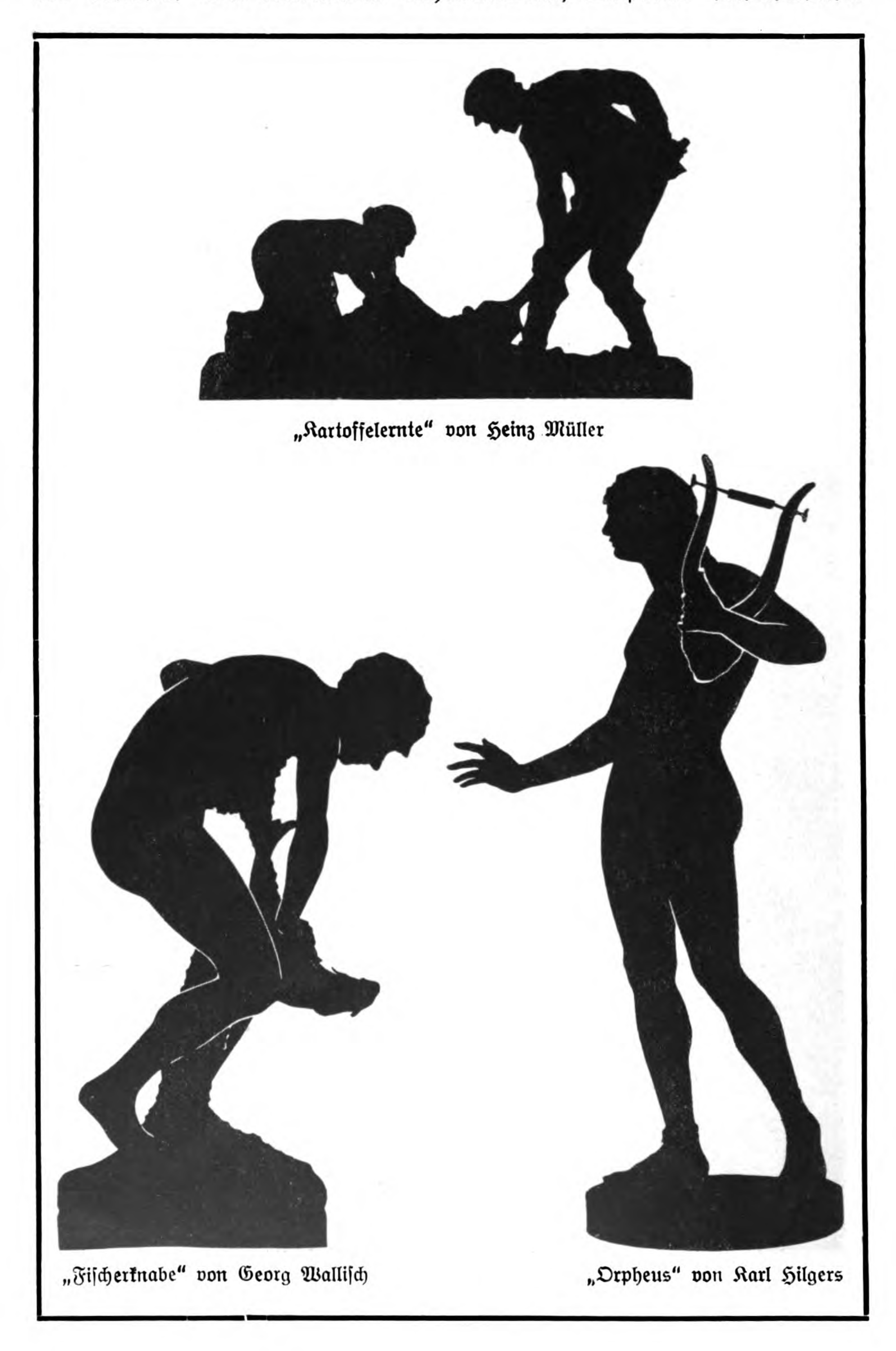
„Gehemmter Fortschritt" von Hans Latt



„Windhund“ von Wilhelm Sauer

„Elfenmusik“ von Anders Olson

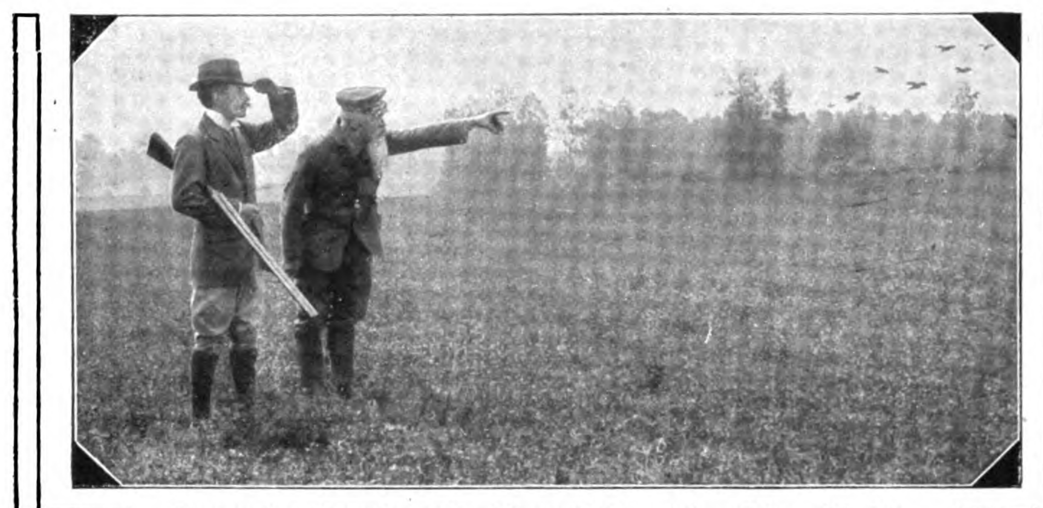
„Bogenschützin“ von Hans Arnoldt



„Kartoffelernte“ von Heinz Müller

„Fischerknabe“ von Georg Wallisch

„Orpheus“ von Karl Hilgers



Tragen des Gewehrs bei ruhigem Stehen und auf dem Marsche bei Regenwetter

Wie trägt man ein Gewehr?

Die Bilder sind sehr verdienstvoll — jetzt, wo Berufene und Unberufene in Feld und Wald knallen. Der alte Weidmann wird behäbig nicken: ‚Stimmt, stimmt!', und der Sonntagsjäger wird behaupten, daß er es — immer richtig gemacht habe. Im allgemeinen darf bei der Frage wohl folgendes als richtig gelten:

Man hüte sich, das Gewehr abzudrücken, wenn die Mündung des Laufes auf etwas andres als das Wild, die freie Luft oder die Erde gerichtet ist.

Es ist wenig ratsam, das Gewehr so zu tragen, daß es einen vor uns Gehenden im Nacken oder einen hinter uns Schreitenden unter der Nase kitzelt.

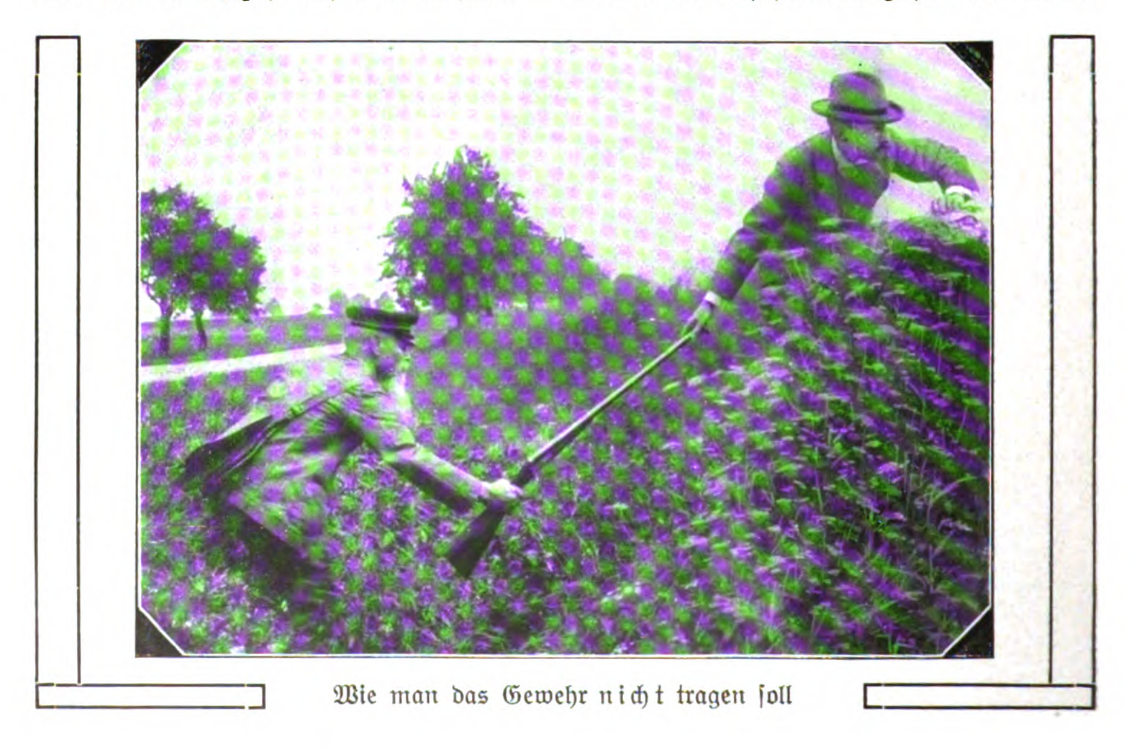


Geistesgegenwart des Begleiters



Haltung des Gewehrs beim Einschieben der Patronen

Das Gewehr ist kein Spazierstock und eignet sich nur unbeträchtlich zum gemütlichen Herumschlenkern. Im Ernst: eine Schußwaffe richtig zu tragen, will gelernt sein. Und es gibt ganz bestimmte, in der Praxis erprobte Grundsätze dafür. Auf dem Marsch zum Jagdgelände, auf der Suche nach Hühnern, während der Treibjagd, auf dem Anstand — überall wird der erfahrene Jäger das Gewehr anders handhaben. Ein Malheur ist leicht geschehen, deshalb wird der gewissenhafte Weidmann immer sehr vorsichtig mit der geladenen Waffe umgehen. Nur Kinder „spielen“ mit dem Schießgewehr. Je vertrauter aber der Erwachsene mit dem Gewehr ist, desto respektvoller wird er die Gefahren des Zufalls vermeiden.



Wie man das Gewehr nicht tragen soll

Neue Romane

Bücher sind Eindringlinge. Heißt das gute Bücher. Die minderwertigen gehen an uns vorüber, spurlos, eindruckslos. Sie treten bei uns ein wie ein uns gleichgültiger Fremder, den wir äußerlich mustern, mit dem wir Oberflächliches reden und den wir vergessen haben, wenn er die Tür hinter sich schließt. Gute Bücher aber sind Eindringlinge. Der Titel reizt uns, oder der Autor, den wir schon



Ernst Zahn

kennen und lieben. Vielleicht auch nur der Einband, der uns verrät, daß zum mindesten der Verlag Geschmack besitzt. Und dann fangen wir an zu lesen und finden, daß es gut sei. Der Dichter zwingt seine Gestalten, seine Gedanken in uns hinein, die uns doch etwas Fremdes sind, gegen die wir uns je mehr wehren, je stärker unsre eigne Individualität ist. Wer viel liest, sucht immer im Kampf mit den künstlerischen Produkten ihm fremde Naturen. Sie tragen uns in ihn hinein, aber die Freude, der Genuß an dem Neuen erwächst erst, wenn man es verarbeitet, überwunden, sich selbst gänzlich amalgamiert hat.

Man wird solchen Gewinn immer nur von dem gebundenen Buch haben, kaum von dem in Fortsetzungen genossenen Roman. Das wird jedem deutlich werden, der jetzt zur Weihnachtszeit für sich oder als freundlicher Geber nach den neuen Schöpfungen der Autoren greift, die den Lesern von „Ueber Land und Meer" seit langem lieb und vertraut sind und die durch ihre Bücher in Prodromos der Talente sich in die erste Reihe gestellt haben: Ernst Zahn und Ricarda Huch.

Sie haben so wenig miteinander gemeinsam, der Schweizer Dichter, der Schöpfer starker, einfacher, etwas grüblerischer Alpenmenschen, und die feine, bis in Fingerspitzen sensitive Neuromantikerin Ricarda Huch. Und doch verbindet sie in ihren beiden letzten Büchern eins: beide geben uns moderne Menschen, moderne Konflikte.

In die Einsamkeit führt uns Ernst Zahn („Einsamkeit", Roman von Ernst Zahn, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt). Wie ein Heiland zieht der idealistische Patriziersohn Huldreich Rot als Pfarrer in ein weltentlegenes Alpendorf, bereit und brünstig, allen den Einfachen, die dort ihr Teilchen Schicksal tragen, zu helfen, allen etwas zu sein. Aber wie die Blätter vom Baum sinkt eine Heilandshoffnung nach der andern zu Boden. Huldreich Rot ringt mit den fremden Schicksalen und unterliegt. Einmal — und noch einmal und noch einmal. Erkennt, daß in Wahrheit viel mehr Menschen in Einsamkeit leben, als wir vermuten. An dem Geschick, das sich unabwendbar vollzieht, auch der Feuergeist eines Huldreich Rot zerschellt. Und plötzlich geht über ihn, der andre stützen, andre retten wollte, selbst die Woge hin, und still, gebrochen fast, kehrt Huldreich Rot zum väterlichen Haus zurück, wo er vielleicht — das steht wie ein wehmütiges Fragezeichen am Schluß — noch einmal im „Milieu" der selbstlos liebenden Pflegeschwester ein Glück finden wird. —

Die puritanische Kraft der Sprache Zahns wächst in diesem resignierenden Sucherroman über sich selbst hinaus. Gestalten wie die



Ricarda Huch

Mutter Rots, die schwarz, herb, unbeugsam wie eine sorgende, doch stets Unheil ahnende Norne im Hintergrund der Geschehnisse thront, oder der leichenhafte, kriecherische, moralisch wurmstichige Sigrist Schmidlin sind mit so

wenig Mitteln so anschaulich geschildert, daß es fast unheimlich ist. — Ein Buch von großer Tiefe und packender Wucht.

Trotzdem in Ricarda Huchs „Der letzte Sommer" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) am Schluß ein politischer Mord steht, wühlt der Roman, den man eher eine Novelle nennen möchte, den Leser nicht so auf wie Zahns Seelendrama von der Einsamkeit. Eine Geschichte in Briefen — ein Genre, das nicht jeder liebt — aber ein Kabinettstück gereifter, geschliffener Erzählungskunst. Wie aus den Briefen die Gestalten gleich greifbar hervortreten — das ist einfach wunderbar. Und man kennt die Romantikerin Ricarda Huch kaum wieder! Alles mitten aus dem Leben, ohne jede mystische Spekulation. Das Rußland von heute festgehalten in einer grausigen Groteske.



Rudolf Herzog

Lju, der Revolutionär, mit dem Auftrag vom Komitee, den hohen Beamten Jegor von Rasimkara zu morden, wird von der Gattin des Opfers selbst ins Haus gerufen, um das geliebte Oberhaupt der Familie zu schützen. Kaleidoskopartig gleiten die Ereignisse weniger Wochen an uns vorüber. Die Mutter und die beiden Töchter, die sich in den Mörder ihres Vaters verlieben, berichten ahnungslos, wie kleine Vögel, an eine Tante; Lju, den Charakter der Familie mit kaltem Verstande sezierend, und gleichzeitig den Mord mit unheimlicher Kühle vorbereitend, an einen Petersburger Genossen. Und dazwischen dieser entzückende Welja, der Sohn des Opfers, witzig und doch kindlich, halb orientalischer Sybarit, halb moderner Skeptiker!

Wenn zuletzt ein Schuß aus der von Lju präparierten Schreibmaschine Jegor von Rasimkara in den Armen der Gattin tötet, so ist es, als ob ein grausiges Schattenspiel zu Ende sei, und wir starrten wieder auf die schwarze Wand, an der eben noch lebendige Geister in tragikomischem Spiel durcheinander huschten.

Aufatmend von solchem Spuk greift man zu Rudolf Herzogs „Hanseaten". Der Roman erlöst von dem beklemmenden Eindruck des „letzten Sommers", bei dem man nicht weiß, ob man lächeln, ob man sich schütteln soll. In den „Hanseaten" pocht das helle Leben des Tages. Eine Fülle von Menschenschicksalen, herausgegriffen aus der Großkaufmannschaft des Hamburgs von heute, schlingt der berühmte Autor ineinander. Sehr geschickt ist ein Ereignis der neuen Geschichte, der Spanisch-Amerikanische Krieg, zur Belebung der ohnehin wechselvollen Behandlung benutzt. Auch in diesem Roman gelingen Herzog die Gesellschaftsmenschen ungleich besser als die Vertreter der einfachen und unteren Stände In dem groß angelegten Eingang des Romans, der das Erwachen des Hamburger Hafens schildert, sucht Herzog Zolasche Elastizität und symbolisierende Gestaltung zu erreichen.

Und nun noch einen Schritt weiter in das ganz Heitere, Unterhaltende: zu Hermine Villingers Roman „Die Rebächle", der ebenfalls zuerst in „Ueber Land und Meer" erschien. Er spielt, wie so manche der früheren Arbeiten der Autorin, im schwäbischen Milieu.

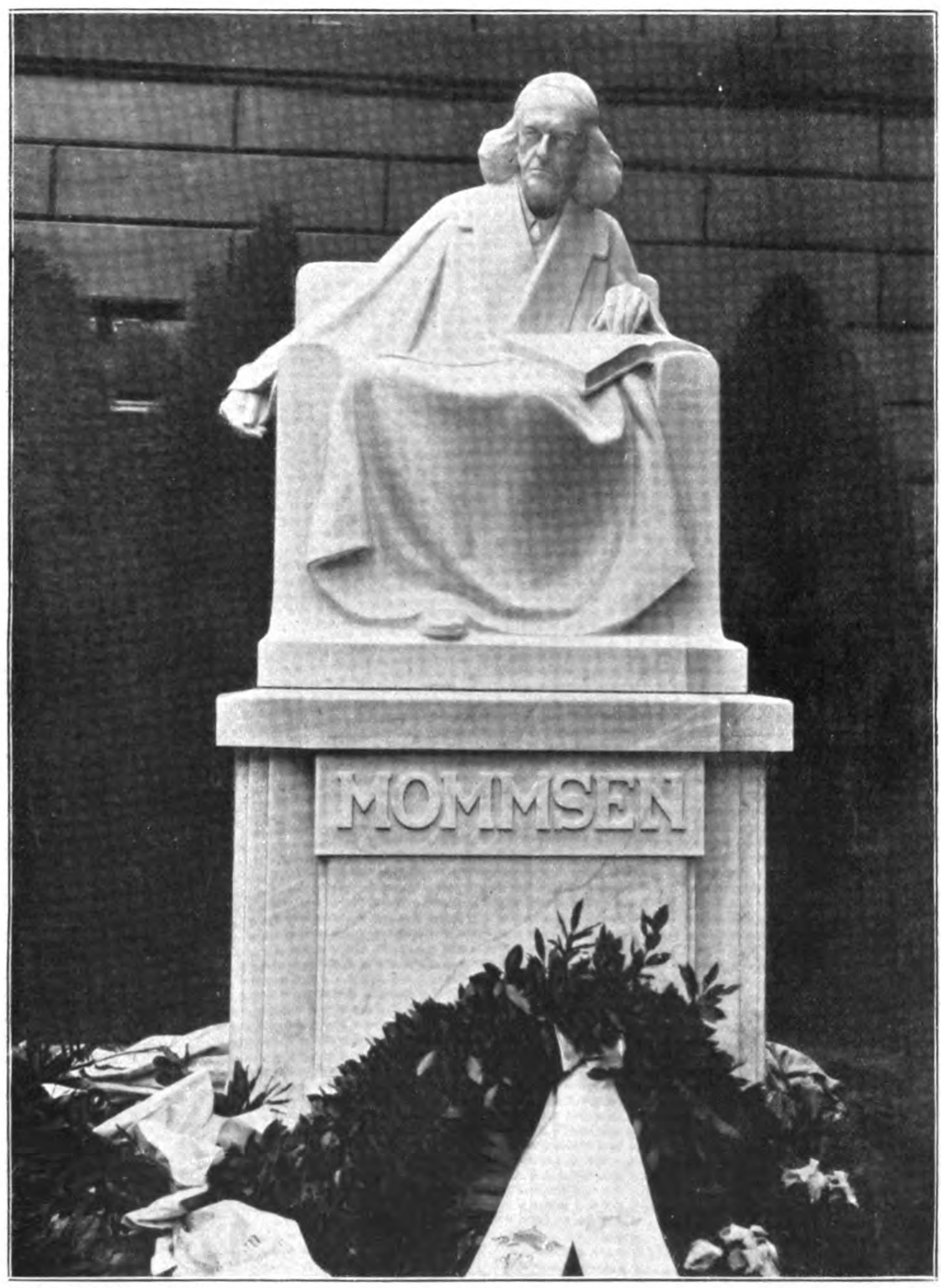
Sechs Schwestern, früh verwaiste Sprossen einer adligen Familie in Württemberg, läßt Hermine Villinger aus dem heimatlichen Nest hinausflattern in die Welt, gleich gefiederten Nesthäkchen, die den Sprung vom elterlichen Bau hinunter in die Arena des Daseinskampfes machen — wagen müssen. Jedes der Mädchen eine Persönlichkeit für sich, jedes seinem besonderen Schicksal entgegenschreitend. Wie eine leise, doch unübertönbare Melodie zieht ihnen



Hermine Villinger

allen die Erinnerung an das „Zuhause", die Sehnsucht nach dem ererbten Heim der Familie nach. Vier der Geschwister, die das Leben mit schwäbischem Humor und schwäbischer idealistischer Zähigkeit bezwungen haben, finden sich nach manchem Sturm und Drang auf dem Stammgut wieder zusammen.

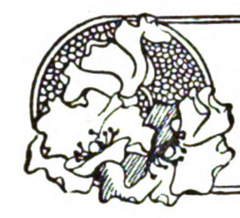
Der Roman, der die Möglichkeit beweist, daß mit Frische und Phantasie auch heute noch ein guter „Heimatsroman" geschrieben werden kann, wird der Autorin die Gunst, deren sie sich vor allem beim weiblichen Publikum erfreut, von neuem befestigen. E. R.



Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

Das Theodor-Mommsen-Denkmal von Adolf Brütt im Vorgarten der Berliner Universität

Am 1. November ist das von Adolf Brütt geschaffene Denkmal für den großen Historiker und Geschichtsforscher Theodor Mommsen im Vorgarten der Berliner Universität enthüllt worden. Das Denkmal ist außerordentlich schön und von monumentaler Wirkung. Es zeigt den Gelehrten in den letzten Jahren seines Lebens und ist von vortrefflicher Porträtähnlichkeit: die kleine, hagere Gestalt in den Talar gehüllt, den mächtigen Kopf, der die Spuren rastloser geistiger Arbeit trägt, auf die Schulter gesenkt, Sinnen und Schauen im Blick.



Von Nah und Fern





Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

Das Kaiserpaar verläßt die Universität, geleitet von Rektor Erich Schmidt



Illustrationsphoto-Verlag

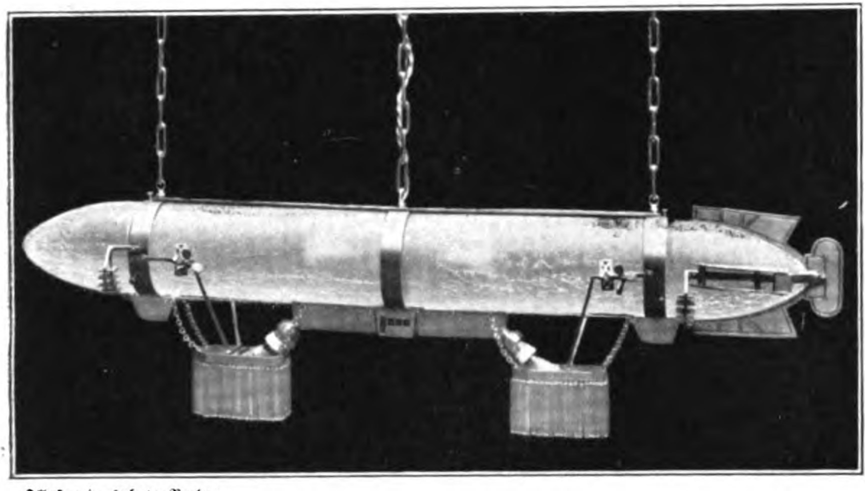
Professor Moore von der Havard-Universität



Illustrationsphoto-Verlag

Professor Wheeler von der Universität California

Von der Antrittsvorlesung der neuen amerikanischen Austauschprofessoren an der Berliner Universität in Anwesenheit des Kaiserpaares



Illustrationsphoto-Verlag

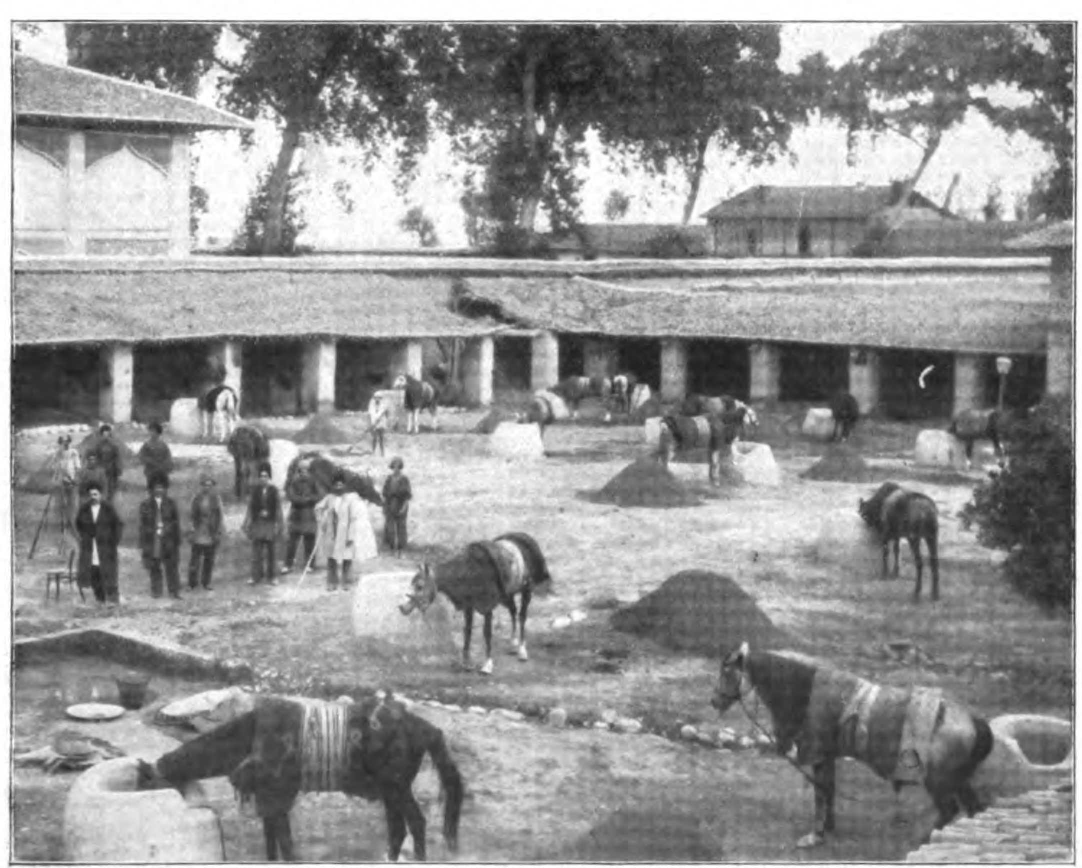
Graf Zeppelins Patengeschenk für den jüngsten Sohn des Kronprinzen: ein Kronleuchter in Form eines Zeppelin-Luftkreuzers

Das Patengeschenk des Grafen Zeppelin an den jüngsten Sohn des Kronprinzenpaares

Am 6. November fand im Marmorpalais zu Potsdam die Taufe des jüngsten Sohnes des Kronprinzenpaares statt, zu der auch Graf Zeppelin geladen war. Graf Zeppelin hat für den jungen Prinzen ein eigenartiges Patengeschenk mitgebracht. Es ist ein elektrischer Kronleuchter in Form des Zeppelinschen Luftschiffes: der Körper ist aus mattiertem Glas, und die Beschläge daran sind aus Silber gefertigt. Die Krone ist von der Firma Zürn & Glinicke in Berlin hergestellt.

Der Pferdehof des Schahs

Ein wunderhübsches Bild bietet der Pferdehof des Schahs von Persien, in dem die Tiere, jedes für sich, angebunden an einen steinernen Futtertrog im Freien stehen.

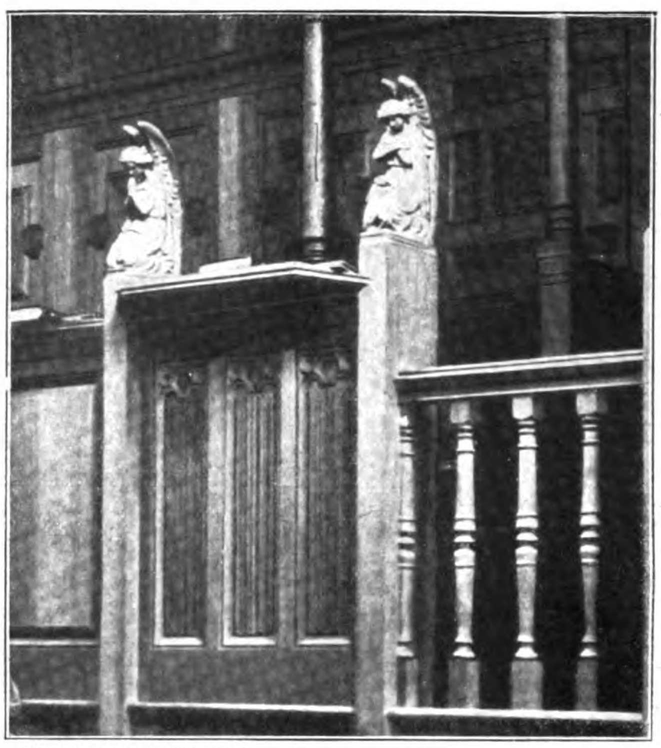


Phot. G. Grantham Bain, Neuyork

Der Pferdehof des Schahs von Persien

Die Teufelsengel

Am Eingang einer Kapelle in Sussex in England sind zwei kniende, betende Engel angebracht, deren ganze Figur auf den ersten Blick den Eindruck eines Teufelsgesichtes macht. Auf dem Bilde ist die Illusion bei dem Engel zur Rechten am stärksten. Ein barocker Einfall eines Künstlers!



Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

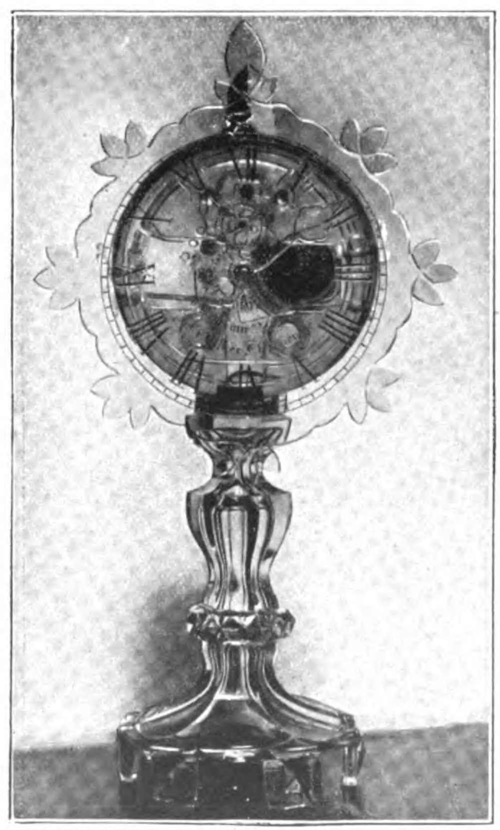
Die Teufelsengel

Eine Glasuhr

Ein Wunderwerk der Feinmechanik hat der Uhrmacher Josef Bayer in Theresienthal vollendet: eine Uhr, die in allen ihren Teilen aus Glas hergestellt ist. Der Meister hat sechs Jahre an dem Werk gearbeitet. Man muß seine Ausdauer bewundern, um so mehr, als bei der Herstellung der kleinen Räder manches derselben infolge des spröden Materials kurz vor der Vollendung zertrümmert wurde.

Aus England

Ein Straßenbild aus dem englischen Modebad Brighton: ein dressiertes Hündchen produziert sich in zierlicher Kinderkleidung auf offener Straße



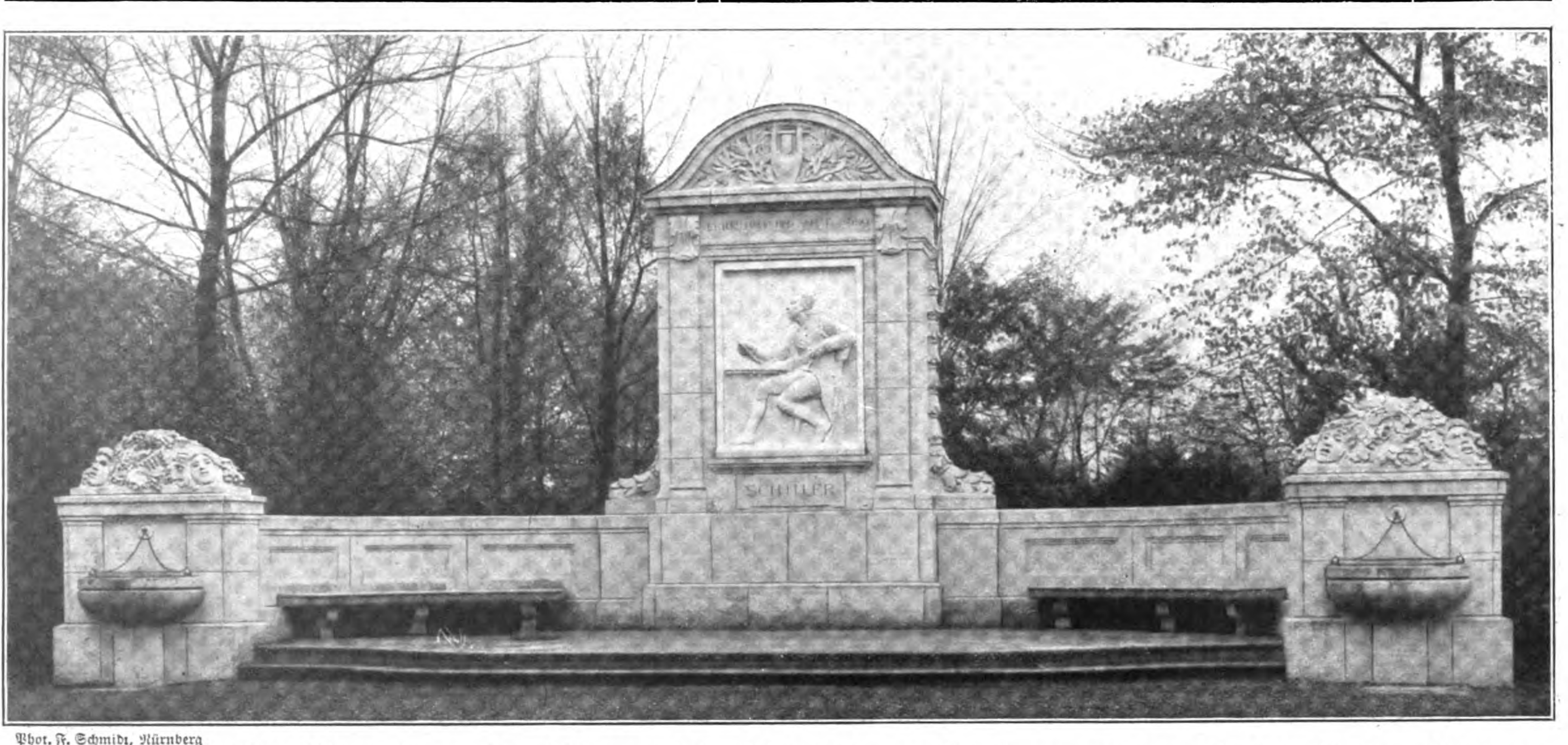
Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

Eine ganz aus Glas hergestellte Uhr



Phot. Charles Delius, Paris

Ein Straßenbild aus Brighton



Phot. F. Schmidt, Nürnberg

Das neue, am hundertfünfzigsten Geburtstage des Dichters enthüllte Schillerdenkmal in Nürnberg, modelliert von Professor Adolf von Hildebrand



Fürst Ito, japanischer Generalresident in Korea, wurde in Charbin ermordet



Illustrationsphoto-Verlag

Professor Dr. Ludwig Justi, der neue Leiter der Berliner Nationalgalerie



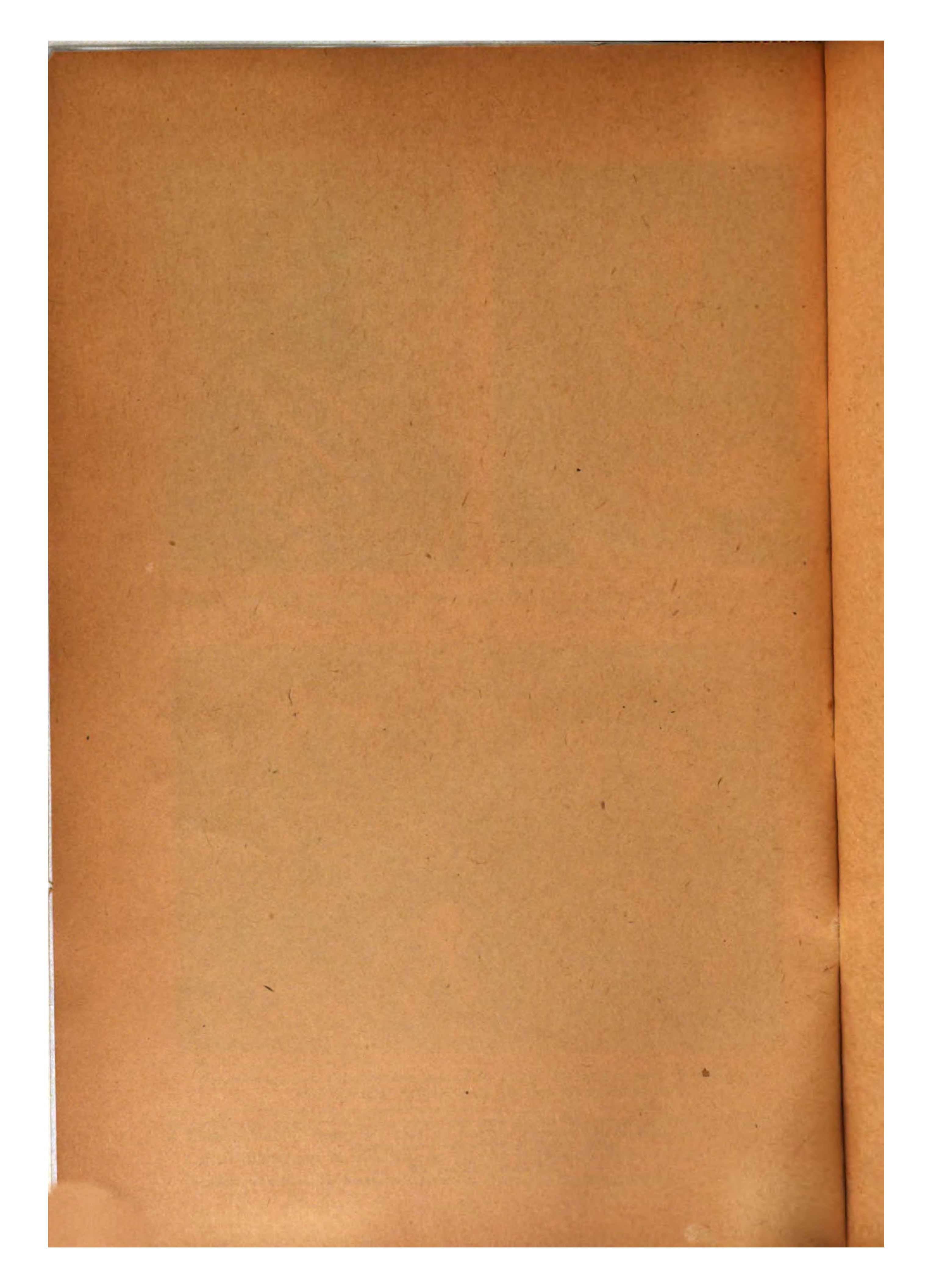
Phot. Internat. Illustr.-Agentur, Berlin

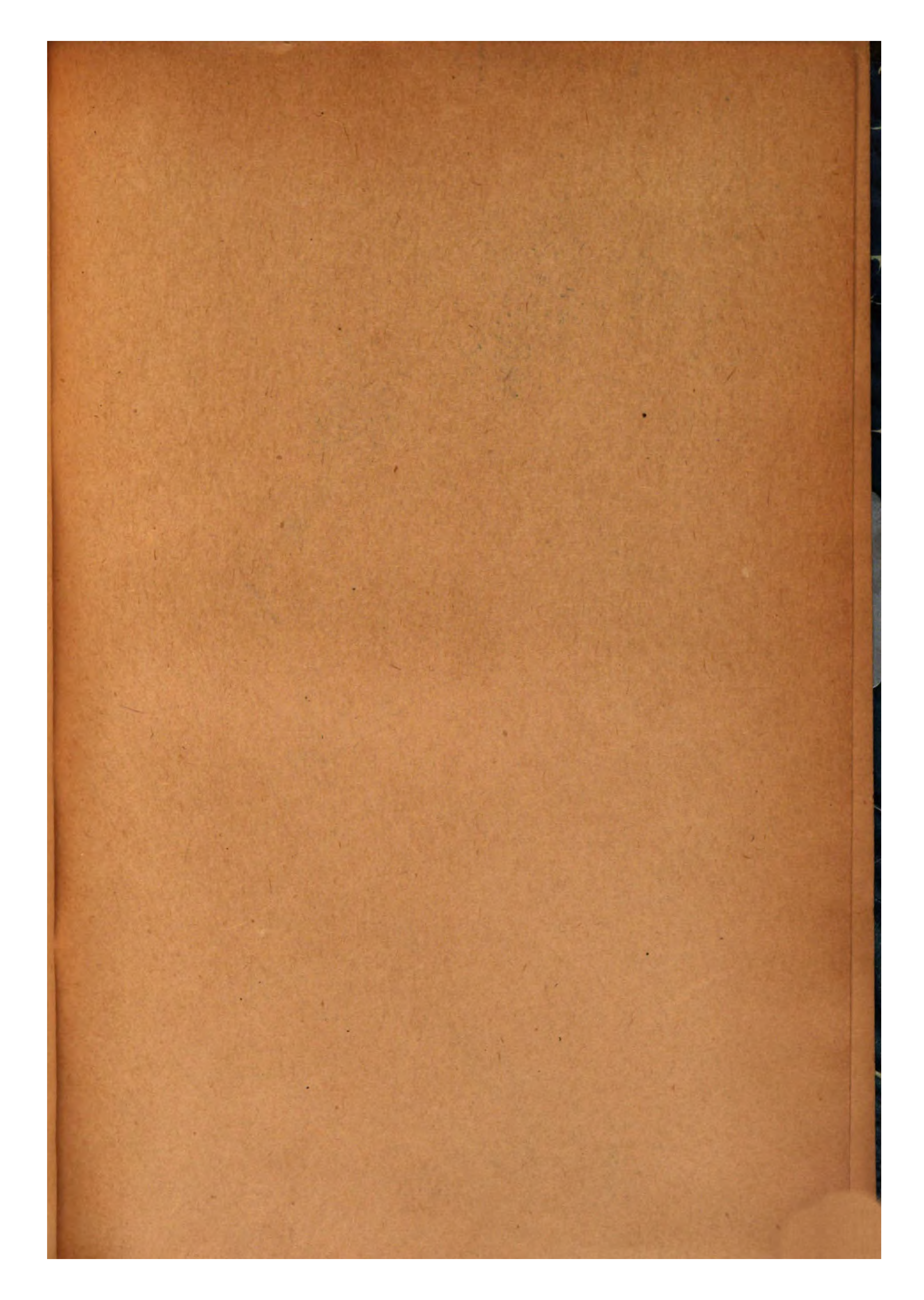
Einweihung eines Schießstandes des „Rifle Clubs" in London durch Feldmarschall Lord Roberts: Lord Roberts gibt den ersten Schuß ab

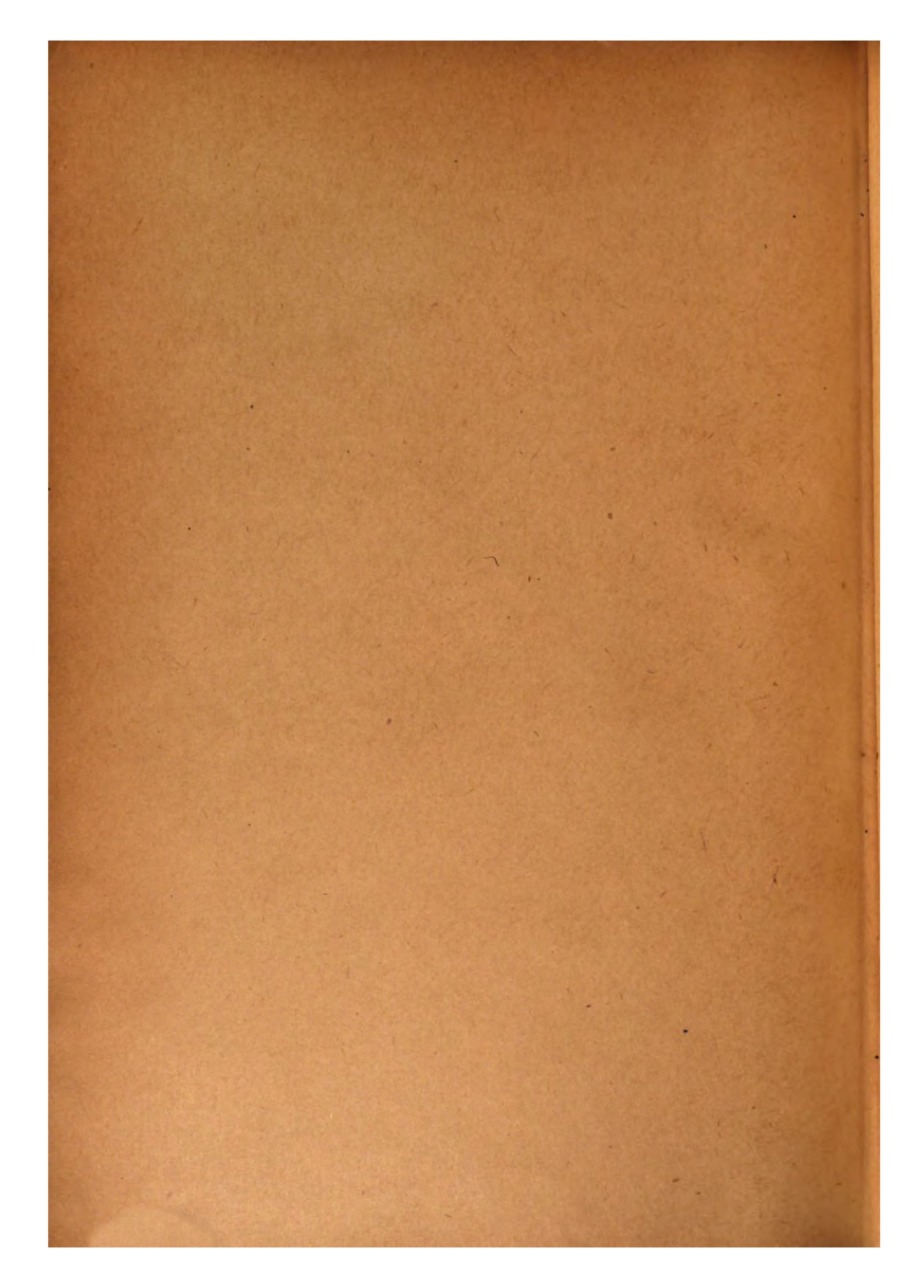
Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Adolf Bothe in Berlin-Friedenau. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

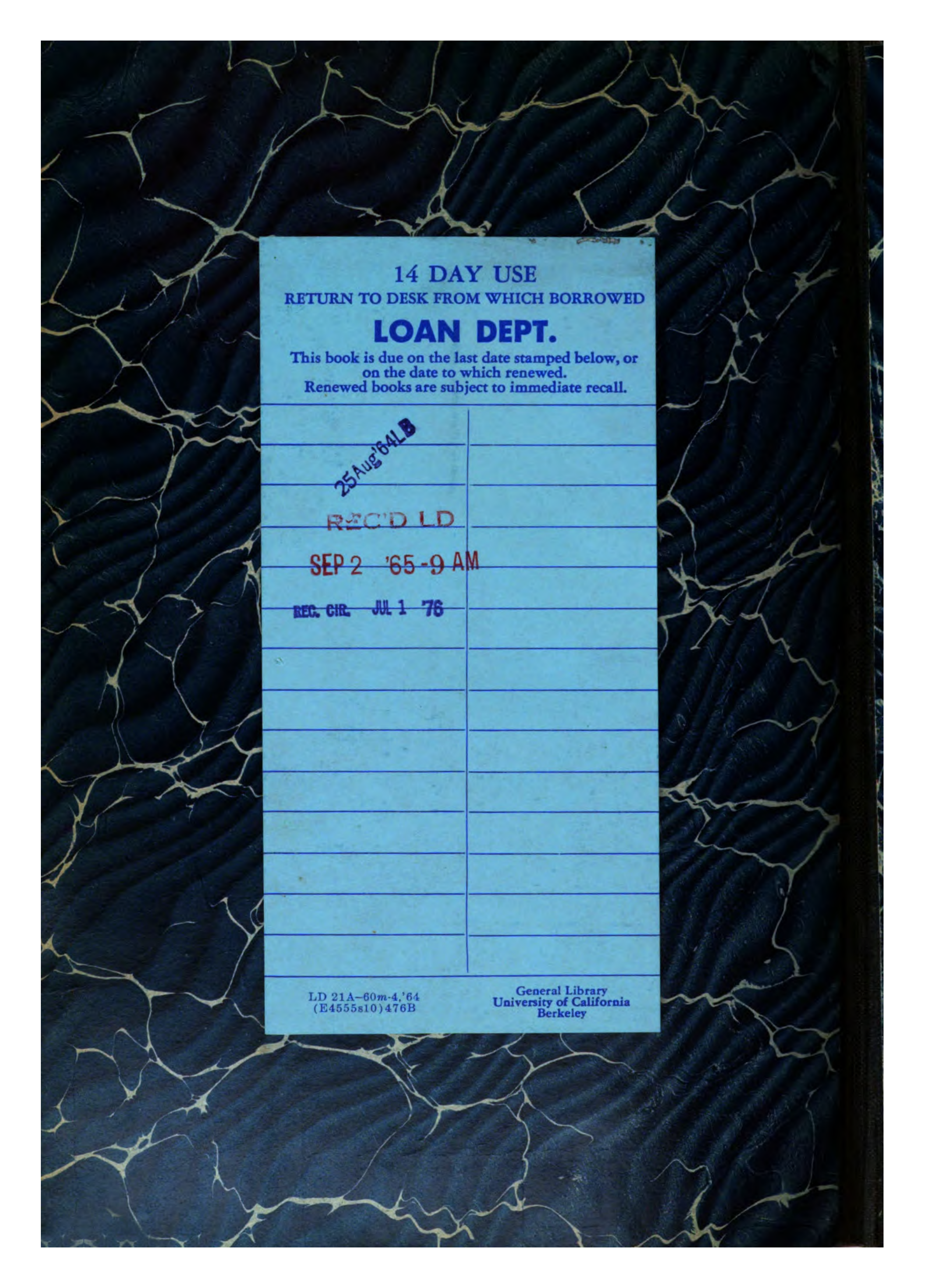
Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.

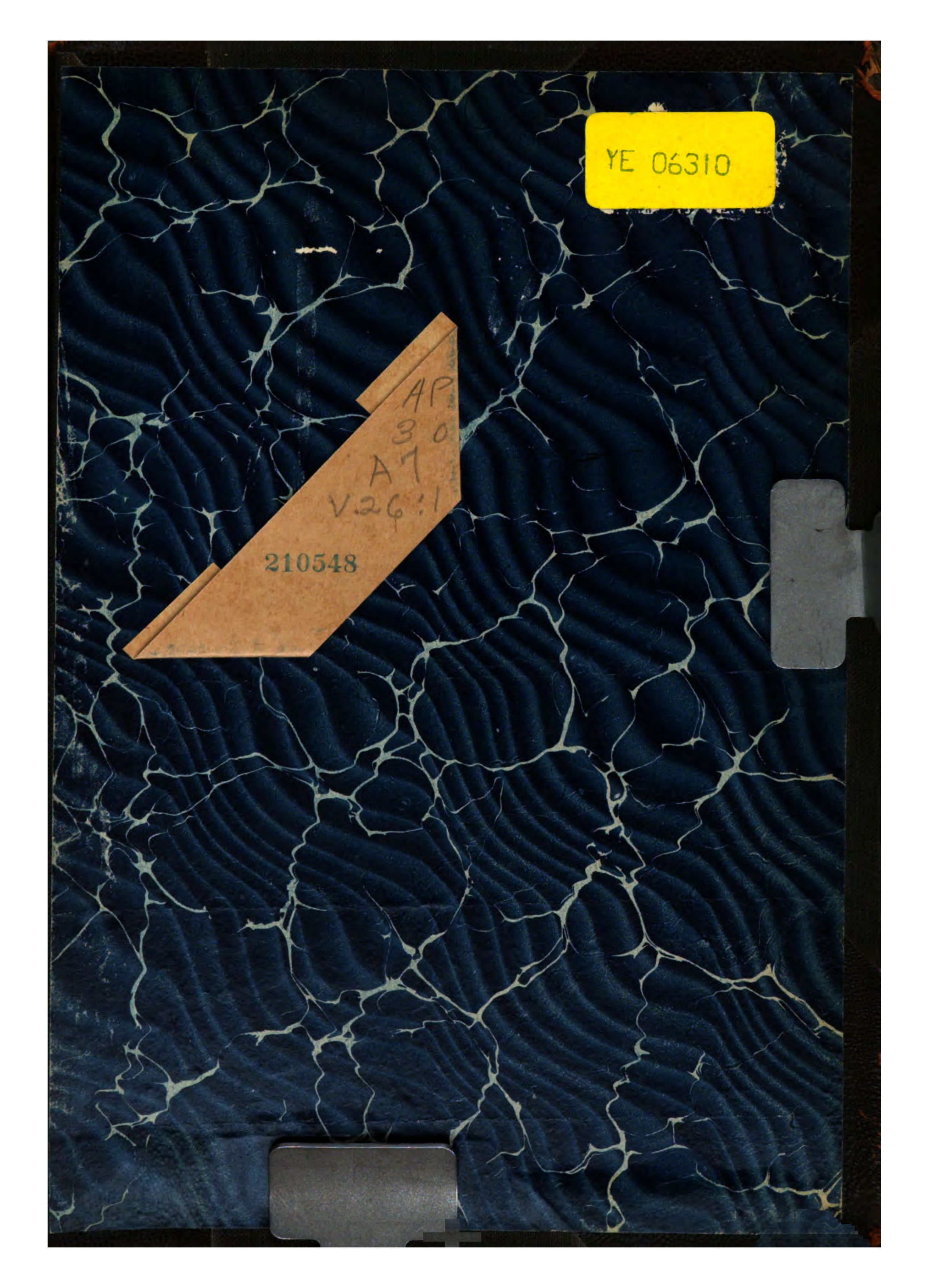









14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.
25Aug'64LB
REC'D LD
SEP 2 '65 -9 AM
REC. CIR. JUL 1 '76
LD 21A-60m-4,'64 (E4555s10)476B
General Library University of California Berkeley



YE 06310
AP
30
A7
V.26:1
210548

